Digitized by Google

P.o.germ.
1173 d
Rel.

Digitized by Google

<36623621510012

<36623621510012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

I. Lieferung.

Barbara Ubryk

oder

Die Geheimnisse des Karmeliter-Klosters in Krakau.

Von **Dr. A. Rode.**

Lieferung I.

Neuburger & Kolb.
München.

Man bittet die Rückseite des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Barbara Ubryk

oder

die Geheimnisse des Karmeliter-Klosters in Krakau.

Aus den

Papieren eines Karmeliter-Mönchs.

Von

Dr. Rode.

München 1869.

Verlag von Neuburger & Kolb.

Digitized by Google

Digitized by Google

An den freundlichen Leser.

Kaum sind vierzehn Tage verflossen, daß die Nachricht von dem schauerlichen Schicksale der Nonne Barbara Ubryk, welche einundzwanzig Jahre in furchtbarem, einsamen Kerker geschmachtet hatte, an die Oeffentlichkeit gelangte und die Runde durch alle Blätter machte. Durch die ganze gebildete Welt ging ein Schrei des Entsetzens, alle Welt vernahm mit Abscheu und Eckel die Enthüllungen, welche die Untersuchung brachte und verfolgte mit dem tiefsten Mitleid und dem gespanntesten Interesse die Geschichte der armen, unglücklichen Nonne.

Heute bereits senden wir dieses Buch in die Welt, das sich nicht nur mit den Leiden der Unglücklichen, sondern auch mit den Geheimnissen des ganzen Klosters beschäftigt.

Das ganze Werk liegt bereits fertig vor uns.

„Wie ist Das möglich?" wird der freundliche Leser nun fragen, „wie kann man in vierzehn Tagen ein ganzes Werk von zwanzig Lieferungen schreiben? Das ist eine Buchhändler-speculation."

Durchaus nicht.

Wer sich die Mühe nehmen will, die nächstfolgenden Seiten aufmerksam durchzublättern, der wird die Sache sehr einfach und verständlich finden, er wird erfahren, daß das Buch schon seit lange geschrieben und daß nur der gegenwärtige Augenblick sein Erscheinen beschleunigte.

Digitized by Google

Vor einem Monat sprach uns Dr. Robe von seinem Werke. Wir nahmen mit dem lebhaftesten Antheile Einsicht in dasselbe und während wir es einer strengen Prüfung unterwarfen, durchflog wie ein Blitz die Nachricht von den Krakauer Ereignissen die Welt.

Der Druck ward augenblicklich beschlossen — hier ist es.

Wir wollen kein Wort weiter sagen, dasselbe anzupreisen oder zu empfehlen. Allein wir sind überzeugt, daß es ebenso gewaltiges Aufsehen machen wird, wie einst Monte Christo und der ewige Jude und daß es Niemand aus der Hand legen wird, bevor er die letzte Zeile gelesen.

München, August 1869.

Die Verleger.

Digitized by Google

I.

Die beiden Manuscripte.

Wer Paris besucht hat und an den Quais zwischen dem pont St. Michel und dem pont de la Concorde spazieren gegangen ist, der wird sich erinnern, daß dort am linken Seine-Ufer Buchhändler und Antiquare auf den Mauern der Quais unter freiem Himmel sich etablirt haben und ihre Geschäfte betreiben.

Der Pariser heißt sie bouquinistes. Die Bücher sind in flachen Kästen aufgestellt und nicht nach Materien, sondern nach dem Preise geordnet. Man kauft dort Bücher zu einem Sous, zu zwei, drei vier Sous, bis zu zwei und mehreren Francs.

Man geht vorüber, bleibt stehen, kramt unter den alten Scharteken und findet mitunter sehr seltene kostbare Werke.

So oft ich nach Paris kam, lenkte ich immer in freien Stunden meine Schritte nach den Quais und während Andere nach den Champs Elysées und nach dem Gehölz gen Boulogne spazierten, stand ich oft halbe Tage lang bei meinen alten Freunden, den Büchertrödlern, und wühlte unter bestaubter Maculatur und alten Pergamentbänden.

Einst, es war gerade an dem Tage, an welchem die heiße Schlacht bei Sadowa geschlagen wurde, stand ich wieder dort und blätterte. Ich hatte schon das ganze Etablissement eines solchen Buchhändlers durchstöbert, aber nichts gefunden. Da war der ganze französische Parnaß, Voltaire, Racine, Corneille, Boileau und wie die alten bestaubten Perücken alle heißen, in allen möglichen Ausgaben und Formaten, in Duodez, Octav und Quart, da waren theologische Werke in Unzahl und moderne französische Romane mit Illustrationen, zu zwei Sous der Roman.

Schon wollte ich weiter gehen und bei einem Anderen die Arbeit von Neuem beginnen; da fiel mein Blick auf einen Kasten, den ich noch nicht gesehen hatte.

Darin befanden sich incomplete Werke, zerfetzt und aus den Deckeln gerissen, Broschüren und lose Blätter, zwischen alte Bücherdeckel in Bündel gebunden.

Digitized by Google

Ich nahm den ersten Bündel zur Hand und öffnete ihn. Obenauf lagen mathematische Schriftchen, statistische Abhandlungen, alles Dinge, die mich wenig interessirten.

Plötzlich stieß ich auf ein Manuscript. Es war auf sehr ordinäres, unbeschnittenes Papier in lateinischer Sprache geschrieben und bestand aus zwei Abtheilungen. Die erste war in Pappe gebunden und gut erhalten; die zweite bestand aus losen aneinander gereihten Bogen, mittelst eines Bindfadens zu einem Packete vereint. Die Schrift war so klein und fein, die Zeilen standen so enge, daß ich Mühe hatte, sie ohne Loupe zu entziffern.

Ich forschte nach dem Titel, allein er fehlte in beiden Abtheilungen von der zweiten fehlte auch das Ende.

Das ist gewiß eine jener ungenießbaren theologischen Schriften. Theologische Schriften, namentlich lateinische, haben nie eine große Anziehungskraft auf mich geübt. Ich blätterte gleichgiltig in dem Manuscripte und wollte es eben zur Seite legen, als mein Blick auf eine Stelle fiel, die meine Aufmerksamkeit sogleich auf das allerhöchste spannte. Ich las Seite um Seite und war sowohl von dem Inhalte, als auch von der Schreibweise so sehr gefesselt, daß ich gar nicht Acht hatte, was um mich vorging.

Ich mochte wohl lange Zeit in die Lectüre vertieft dagestanden haben, denn als ich aufsah, erblickte ich neben mir noch drei Herren, welche sich scheinbar mit großem Interesse mit einem Bündel Schriften beschäftigten. Der eine war ein Weltpriester, groß und hager, mit tiefliegenden Augen, feingeschnittener Nase und blassen ascetischen Gesichtszügen. Er hielt den zweiten Theil des Manuscriptes, welches meine Aufmerksamkeit so sehr erregt hatte, in der Hand und schien gleichfalls ganz in dessen Inhalt versunken.

Die beiden anderen Herren, welche ihm fremd zu sein schienen, standen hinter ihm und blickten, die Köpfe vorgestreckt, gleichfalls sehr aufmerksam in die Blätter.

Der Priester sah auf und rief den Händler.

— Was verlangen Sie für das Manuscript?

Der Händler kam näher und sagte:

— Das können Sie billig haben. Es ist nicht complet; die Titel fehlen und das Ende. Zudem liegt es schon seit Jahren hier, aber kein Mensch will es kaufen. Wer liest auch heutzutage noch lateinisch

— Nun, wie viel verlangen Sie dafür?

— Sie können es um einen Franc haben.

— Gut, sagte der Geistliche, indem er in die Tasche langte, den Franc sollen Sie haben.

Ich war jedoch nicht dieser Ansicht. Das Buch hatte mein Interesse so sehr erregt, daß ich entschlossen war, es um jeden Preis zu erwerben. So wohlfeilen Kaufes sollte der Geistliche es nicht bekommen.

— Entschuldigen Sie, mein Herr, sagte ich zu ihm, ich glaube, hier das Vorrecht zu haben. Ich war vor Ihnen hier und hatte früher schon die Absicht, es zu kaufen.

Der Priester, der mich bis jetzt noch nicht beachtet zu haben schien, warf aus seinen tiefliegenden Augen einen stechenden Blick auf mich und ließ ihn langsam über meine ganze Gestalt gleiten, als wollte er sehen, wer der Mensch sei, der es wage, ihm sein Recht streitig zu machen.

— Haben Sie schon ein Angebot gemacht? fragte er nach einer kleinen Pause trocken.

— Nein, erwiederte ich eben so trocken.

— Nun dann — was kümmert mich ihre Absicht. Wer zuerst bezahlt, ist Käufer.

Mit diesen Worten zog er einen Franc aus seiner Börse und gab ihn dem Buchhändler.

— So, sagte er, das Buch ist mein.

Der Ton, in welchem er dies sprach, imponirte mir jedoch sehr wenig. Im Gegentheile, meine Starrköpfigkeit regte sich ebenfalls und die Galle stieg mir in die Nase, wie man zu sagen pflegt. Ich war jetzt fest entschlossen, nicht zu weichen und das Buch zu kaufen, koste es, was es wolle.

Vorerst schlug ich den ersten Band des Manuscriptes, welchen ich in der Hand hatte, zu und steckte ihn in die Tasche.

Diese Operation, rasch und mit Entschiedenheit ausgeführt, erregte das Erstaunen des Geistlichen in hohem Grade. Zugleich rief ich dem Buchhändler zu:

— Halt! Ich gebe zwei Franken für das Buch.

Nun war die Reihe des Erstaunens an diesem. Offenbar sehr erfreut über den Wettkampf, der sich wegen seiner alten Scharteke entspann, legte er den Franc vor sich hin auf die Bücher und sagte:

— Wer mehr gibt, hat es. Nehmen Sie das Buch für zwei Franken.

— Ich gebe drei, rief der Priester.

Noch mehr als die Franzosen, waren aber alle in Paris anwesenden Deutschen erregt. Auch mich erfaßte dieser Wirbelwind und die ganze Nacht brachte ich, statt über meinem Manuscripte zu brüten, in einem politischen Kreise zu. Erst Morgens kam ich heim und sank sogleich in die Arme eines bombenfesten Schlafes.

Beim Erwachen brachte man mir ein Telegramm, welches mich nöthigte, augenblicklich nach London zu reisen. Ich packte eilig ein, mein Manuscript warf ich zu unterst in einen Koffer, und um Mitternacht sah ich schon die Hafenlichter von Dover.

In der Hauptstadt Englands erwartete mich eine gleiche Aufregung und eine solche Fluth von Geschäften, daß ich für nichts Anderes Gedanken hatte.

Mein Manuscript war vergessen.

So war Sommer und Herbst herumgegangen und der liebliche Monat November kam. Er brachte Regen, Windstöße und schmutziggraue, schmutziggelbe stinkende Nebel. Meine Thätigkeit war etwas stiller geworden, ich war wieder Herr meiner Zeit und nahm meine alte Lieblingsbeschäftigung wieder auf, durch enge abgelegene Gäßchen und Quartiere zu strolchen, Studien über Menschen und Sitten zu machen; hauptsächlich aber Trödelbuden und alte Bücherläden aufzusuchen.

So ging ich denn eines solchen Novembertages besagten höchst denkwürdigen Jahres des Heiles oder Unheiles 1866 Holborn Hill entlang und bog nach Gray's Inn Lane ein. Dort erinnerte ich mich, einmal im Vorüberfahren Büchertrödler erblickt zu haben und wollte nun nachsehen, was es dort Altes-Neues gäbe. Ich blieb bei einigen stehen, wühlte unter schmierigen zerfetzten Büchern, die da unter freiem Himmel oder besser unter gelbem Nebel ausgelegt waren, trat auch bei zweien in den finsteren Buden ein, fand aber nichts, was mein Interesse und meine Kauflust angeregt hätte.

Da kam ich an einen kleinen unscheinbaren Laden. Ueber der Thüre hing in etwas angetrunkener Stellung ein verwettertes Brett an einem wackeligen Nagel, mit der kaum leserlichen Aufschrift:

Jedediah Pumpkins, broker.

Zu beiden Seiten der Thüre, welche zugleich Fenster war, hing allerlei Trödelkram, alte Kleider, verrostete Flinten, Spazierstöcke, Regenschirme und all das vielerlei Zeug, was der civilisirte Mensch

theils zur Bedeckung seines sterblichen Leibes, theils zum Comfort des hinfälligen Ich's bedarf, in abgetragenen schäbigen Exemplaren.

Unter der Thüre selbst stand der Chef des Hauses Jedediah und sah aus dem Helldunkel hervor, wie ein lebender Rembrand aus seinem Rahmen.

Master Jedediah war ein altes dürres Männchen in fadenscheinigem Rocke, welcher kaum noch Ahnungen haben konnte von der ursprünglichen Farbe, die er einst in seinen blühenden Tagen besessen, mit glänzendem Spiegel an den Aermeln und schlotterigen Beinchen und rieb sich vor Kälte und Vergnügen die dürren Hände. Sein ehrwürdiges Haupt bedeckte der bei dem richtigen Engländer nie fehlende Cylinder, in Deutschland häufig Angstrohr oder auch Schlot genannt. Dieses nothwendige Kleidungsstück war ein seltenes Exemplar. Thurmhoch, einer längst dahingeschiedenen Zeit angehörend, spielte seine Farbe aus dem fahlen schwarz in ein höheres braun hinüber, wechselte dann mit einigen Löchern und gänzlich haarlosen Stellen und verrieth in seiner Form, wenn er überhaupt noch eine hatte, daß der Eigenthümer sich verschiedene Male in der Zerstreuung darauf gesetzt haben mochte.

Spärliche graue Härchen hingen in allen Richtungen um das alte Haupt, lange borstige Stoppeln bedeckten sein Kinn, während ein unendlich liebenswürdiges Lächeln seinen Mund umschwebte.

Walk in Sir, please, sagte Master Jedediah mit einer einladenden Handbewegung, als ich stehen blieb, und trat zurück in das Dunkel seines Ladens.

Ich folgte seiner Einladung und stieg einige Stufen hinab in den Keller, denn anderes war es nichts. Der ganze Raum war angefüllt mit den verschiedenartigsten Dingen, die in der wildesten Unordnung durch und übereinander lagen. In einer Ecke auf dem Boden lagen Bücher und Musikalien ausgeschüttet, worauf ein alter Mops sich behaglich niedergelassen hatte.

„Das also ist das Loos des Schönen auf der Erde," dachte ich mir, als ich sah, daß der edle Vierfüßler auf Beethovens Sonate pathétique lag.

Ich ersuchte den Mops, sich zu entfernen, um die Bücher näher betrachten zu können; da er aber keine Anstalt machte, seinen behaglichen Platz zu verlassen, so erhielt er von seinem Herrn einen sanften Fußtritt, worauf er sich knurrend erhob und im tieferen Dunkel ver-

schwand, um dort über den Fremdling zu grollen, der ihn aus seiner Ruhe gestört hatte.

Als Master Jedediah sah, daß ich die Bücher durchblätterte, sagte er mit großer Höflichkeit:

— Sie suchen Bücher, Sir — hm — werden hier wohl nichts finden nach Ihrem Geschmacke — altes Zeug — nicht vollständig — Maculatur — verkaufe das nur an Käse- und Gewürzhändler — nach dem Pfunde — bitte, sich nicht zu bemühen. — Wenn Sie aber etwas Besseres sehen wollen, so kann ich vielleicht dienen. Oben in meiner Wohnung oder vielmehr in meinem Magazine habe ich noch viele Bücher, die ich hier nicht auflegen kann, weil es mir an Raum gebricht.

Ich gab ihm meinen Wunsch zu erkennen, die Bücher zu sehen, weniger, weil ich erwartete, etwas unter seinen Büchern zu finden, als um einen Blick in das Heiligthum eines solchen Trödlers zu thun.

Er rief durch eine Thüre, welche ich bisher noch nicht bemerkt hatte, einem kleinen Mädchen, die auch sogleich erschien, trug ihr auf, unter der Thüre stehen zu bleiben und wohl Acht zu haben, daß nichts von den dort aufgehangenen werthvollen Dingen Beine bekäme, zündete während dieser weisen Ermahnung eine Talgkerze an und schritt mit einer Entschuldigung zuerst zur hinteren Thüre hinaus.

Wir kletterten nun beim Scheine des flackernden Lichtes die steile, völlig durchgegangene Treppe hinauf und langten endlich, nachdem mein edles Haupt mit verschiedenen unsichtbaren, jedoch sehr harten Gegenständen in Berührung gekommen war, im Magazine an.

Ich kann nicht genau angeben, wie viele Stockwerke wir gestiegen waren, allein es war sehr lange gewesen, und so vermuthe ich, daß wir uns unter dem Dache befanden.

Beim Eintritte in das niedere Gemach lachte mein Herz vor Freude hell auf. Es befanden sich nämlich in demselben nur Bücher, aber was für Bücher! Nicht etwa ordinäres Volk, in zerrissenen abgetragenen Deckeln und Einbänden — nein, lauter Aristokraten, Bücher von altem Adel, mächtige Folianten, dicke Schweinslederbände, selbst einige in Pergament gebundene, guckten dazwischen heraus.

Auch diese waren wild und ohne Achtung für ihr hohes Alter durcheinander geworfen und ich trat selbst einige Male einem solchen Aristokraten auf das Bein.

— Mann, sagte ich erstaunt, wie kommen Sie zu den Büchern.

Er lächelte zufrieden und selbstgefällig, als er meine Ueberraschung sah — und erwiderte:

— Ich kaufe alles, was man mir bringt oder was ich auf Versteigerungen billig bekommen kann. Alle größeren und gut eingebundenen kommen hier herauf, die anderen weniger werthvollen verkaufe ich nach dem Pfunde.

— Und was enthalten diese Werke? Er zuckte mit den Achseln und erwiderte:

— Guter Herr, das kann ich nicht sagen — ich verstehe nichts davon. Ich kann nicht lesen.

— Was gedenkt Ihr denn mit den vielen Büchern anzufangen? fragte ich ihn überrascht ob des offenen Geständnisses.

— Ich verkaufe sie an einen Buchhändler im Westende. Wenn der Raum voll ist, dann werden sie aufgeladen und fortgeführt.

Er brachte mir einen Stuhl, stellte das Licht auf einen Tisch mit drei Beinen, der das vierte in irgend einer Schlacht verloren hatte, und ich fing nun an, die Bücher vorzunehmen. Ich fand da allerlei seltene Werke, alte Bibeln mit prächtigen Holzschnitten, geschichtliche Werke absonderlichen Inhalts, Ausgaben alter Classiker, auch Handschriften, wovon ich Manches zur Seite legte. Unter Anderm stieß ich auch auf einen Korb, der ganz mit Büchern und Schriften angefüllt war. Während ich seinen Inhalt untersuchte, fiel mir ein großer in Leder gebundener Quartband in die Hände. Ich öffnete ihn und fand, daß er die (geheime) Geschichte eines Klosters enthielt. Das erregte meine Neugierde. Das Manuscript, welches ich in Paris gekauft hatte, behandelte denselben Gegenstand. Das war ein kostbarer Fund. Was aber meine Aufmerksamkeit noch mehr fesselte, war die Schrift. Sie war fest und entschieden, eine Zeile wie die andere, ein Buchstabe wie der andere, offenbar die Schrift eines Mönches. Sie war mir bekannt, allein ich konnte mich nicht gleich entsinnen, wo ich sie gesehen hatte.

Beim Weiterblättern fielen zufällig mehrere beschriebene Blätter heraus. Ich hob sie auf und sah zu meiner größten Ueberraschung, daß es einige der fehlenden Blätter meines Pariser Manuscriptes waren. Ohne dem Manne meine Freude merken zu lassen, suchte ich unter den Papieren im Korbe weiter und fand noch einige, wenngleich nicht alle.

Dagegen stieß ich auf allerlei andere Papiere von großer Wichtigkeit. Tagebuchartige Notizen eines Mönches — Briefe, ein kleines Heftchen mit den Regeln des Karmeliterordens und einer kleinen Abhandlung über die Jesuiten. Der Quartband war in lateinischer Sprache abgefaßt, die Briefe waren deutsch und polnisch geschrieben, die Abhandlung über die Jesuiten und die Klosterregeln deutsch.

— Wie seid Ihr zu diesen Schriften gekommen? fragte ich Master Pumpkins.

— Das ist eine lange und traurige Geschichte, lieber Herr, mir werden die Augen jedesmal feucht, wenn ich daran denke.

— Erzählt mir doch.

— Das geht nicht. Wenn ich jetzt anfinge, würde ich vor Mitternacht nicht fertig.

— Ihr macht mich neugierig.

— Verzeiht mir eine Frage.

— Was wünscht Ihr zu wissen?

— Ihr macht wohl Bücher?

— Allerdings, ich bin Schriftsteller.

— Und schreibt vielleicht Romane?

— Das heißt, ich beobachte die Menschen, was sie thun, treiben, wie sie sprechen und schreibe sie dann ab.

— Dann will ich Euch die Geschichte erzählen. Aber heute nicht mehr, das geht nicht, ein andermal. Ihr könnt dann ein Buch daraus machen.

— Gut, sagte ich, ich bin gespannt, Eure Erzählung zu hören. Kommt morgen Abend, wenn Ihr Eure Bude geschlossen habt zu mir. Ich erwarte Euch. Hier ist meine Adresse.

— Der Mann versprach zu kommen. Ich ließ einen Cab holen, packte meinen Fund zusammen und fuhr nach Hause.

Dort suchte ich mein vergessenes Pariser Manuscript aus dem Koffer hervor und machte mich gleich an die Arbeit. Ich ordnete zuerst die neu aufgefundenen Blätter und fand zu meiner großen Freude, daß sie das fehlende beinahe vollständig ergänzten. Dann las ich beide Handschriften so wie die Briefe durch und brachte darüber die ganze Nacht zu.

Am nächsten Abende kam der Trödler zur bestimmten Stunde. Ein behagliches Feuer loderte im Kamine, einige Flaschen Portwein und Gläser standen auf dem Tische. Ich rückte dem Manne einen

Lehnstuhl an das Feuer, und nachdem wir beide Platz genommen und getrunken hatten, begann er seine Erzählung.

Er hatte mir nicht zu viel gesagt. Die Geschichte hatte mich und ihn tief ergriffen.

Nach Mitternacht erst endigte er und ging.

Was der Mann mir erzählt, was ich in meinen Manuscripten gelesen, es ergänzt sich wechselseitig. Ich hatte in wenig Stunden des Merkwürdigen, Unerhörten, des Wunderbaren so vieles erfahren ich hatte so tiefe Blicke gethan in das Leben gewisser Klassen von Menschen und Dinge gehört, von welchen ich weder selbst eine Ahnung hatte noch wovon sich die Welt etwas träumen läßt.

Ich werde versuchen, es wieder zu geben, so wie ich es erfaßt — der freundliche Leser wird es in den nachfolgenden Kapiteln erfahren.

II.

Der Fremde.

An einem trüben Oktobertage des letzten Jahres im vorigen Jahrhunderte trabte ein Reiter auf der schlechten Landstraße zwischen Zitomir und Bielowice. Der Reiter spornte unablässig sein Roß; jedoch mochte nun der über die Maaßen schlechte Weg Ursache sein, der mit tiefen Furchen und Löchern übersäet war, oder war das Thier zu ermattet, es gehorchte nur widerwillig dem Sporne des Reiters, denn nachdem es einige Schritte im Trabe gemacht hatte, fiel es wieder in seinen schläfrigen Gang zurück und bewegte sich mit hängendem Kopfe und Ohren langsam weiter.

Roß und Reiter mochten wohl von einer weiten Reise kommen. Beide waren bestaubt, der Gaul abgemagert und das Riemzeug in verkommenem Zustande. Beide scheinen lange schon keine Pflege mehr genossen zu haben.

Als der Reiter bemerkte, daß seine Bemühungen das Pferd in Trab zu bringen, fruchtlos waren, ließ er die Zügel auf den Sattelknopf sinken und gewährte dem Thiere seinen Willen.

Er betrachtete sich die Gegend. Sie war eintönig und einförmig, wie die meisten Gegenden in Polen und um so eintöniger in dieser Jahreszeit. Weite öde Stoppelfelder, über welche ein kalter Wind stoßweise hinwegpfiff und manchmal große Regentropfen auf die Erde schleuderte, wechselten mit dichten schwarzen Nadelholzwäldern, die sich in endlosen Streifen am Horizonte hinzogen und in Nebel verschwammen.

Die wenigen Buchen und Birken, die sich zwischen den Föhren und Tannen zeigten, entkleideten sich rasch ihres gelb und röthlich gefärbten Blätterschmuckes und mit jedem Windstoße rauschte dürres Laub in Menge zu Boden.

Als er eine gute Weile so geritten war, kam er an einen Wald, in welchem sich zwei Wege rechts und links abzweigten.

Unsicher, welchen er wohl einschlagen sollte, machte der Reiter einen Druck am Zügel. Diesmal gehorchte das Thier sogleich — es stand augenblicklich stille. Er überlegte, welche Straße er wählen solle und war eben im Begriffe, auf dem mittleren, breitesten weiter zu reiten, als er in der Entfernung Schritte hörte.

Sogleich hielt er wieder sein Roß an und erwartete den ihm Entgegenkommenden.

Es war ein polnischer Bauer mit schweren nägelbeschlagenen Stiefeln und einem Mantel von Schaffellen.

— Guter Freund, redete er ihn polnisch an, kennt Ihr den Weg nach Bielow?

— Nach Bielow, erwiderte dieser, dem Schlosse des Grafen Zolkiewicz?

— Ganz recht — es muß irgendwo hier herum liegen.

— Es liegt eine Stunde links ab von Bielowice. Doch da seit Ihr auf dem unrechten Wege. Ihr müßt den andern dort links nehmen.

— Ist es noch weit bis dorthin?

— Wenn Ihr scharf reitet, könnt Ihr es in einer Stunde erreichen. Doch merket wohl, daß Ihr an mehrere Kreuzwege kommen werdet. Haltet Euch zuerst links, dann rechts, dann wieder links, bis Ihr aus dem Walde seid, dann könnt Ihr auch bald das Schloß sehen.

Der Reiter sah unschlüssig bald nach dem Himmel, bald auf den Weg und erwiderte dann:

— Es wird bald Abend werden. Ich besorge, den rechten Weg zu verfehlen und mich im Walde zu verirren. Ich möchte nicht, daß

mich die Nacht zwischen diesen finstern Bäumen überraschte. Wollt Ihr mich vielleicht begleiten und mir den Weg zeigen?

— Ich bin von Zitomir, Herr, und möchte gerne heute Nacht noch heimkommen.

— Müßt Ihr das? Könnt Ihr nicht in Bielow übernachten?

— Wo soll ich übernachten? Ist doch kein Wirthshaus dort.

— Thut nichts. Ihr könnt im Schlosse bleiben. Dafür will ich sorgen, auch sollt Ihr für Eure Mühe entschädigt werden.

— Wenn Ihr mir das versprecht, Herr, dann will ich Euch wohl führen. Gehen wir.

Der Bauer zeigte mit seinem langen eisenbeschlagenen Stocke auf die Straße links und ging voraus; der Reiter schlug seinen Mantel fester um die Schultern, drückte den dreieckigen Hut tiefer in die Stirne, denn der Wind begann mit erneuter Heftigkeit, und folgte seinem Führer.

Nachdem sie eine Weile stumm weitergezogen waren, brach der Reiter das Schweigen.

— Kennt Ihr den Grafen Zoltiewicz?

— Nicht persönlich. Ich habe ihn nie gesehen.

— Was spricht man von ihm?

— Man spricht nur Gutes von ihm. Seine Leibeigenen lieben und verehren ihn wie einen Vater, denn er behandelt sie gut und milde, während andere Gutsbesitzer hier herum wahre Teufel sind und den Bauern schinden und plagen.

— Wie alt ist er wohl?

— Ich glaube, so an die fünfzig. Er ist aber immer krank und verläßt selten sein Zimmer.

— Kennt Ihr seine Frau?

— Nein, Herr. Sie soll noch sehr jung und schön sein und ihren Mann über Alles lieben.

— Hat der Graf Kinder?

— Zwei, so viel ich weiß, einen kleinen Knaben und ein älteres Mädchen.

— Wie alt ist das Mädchen?

— Ich denke, zwölf Jahre.

— Ihr sagt aber, seine Frau sei noch sehr jung?

— Das Mädchen ist die Tochter seiner ersten Frau.

— Er ist wohl sehr reich?

— Gott segne ihn, ob er reich ist! In ganz russisch Polen ist kein Edelmann, der es mit ihm aufnehmen kann.

— Der Boden worauf Ihr reitet gehört ihm; geht zehn Stunden lang weiter, Alles sein. Unterhalb Warschau hat er Güter, bei Wilna hat er Güter, in Gallizien ist er begütert — er weiß gar nicht, wie viel er hat.

— Was fängt er mit seinem Reichthume an? Führt er ein großes Haus?

— Früher wohl, als seine erste Frau noch lebte und er gesund war. Seitdem soll es aber recht still hergehen im Schlosse.

— Ist er geizig geworden?

— Das nicht — er schenkt viel an Kirchen und Klöster und gibt viel den Armen.

— Da ist er ja ein frommer Christ?

— Er muß sehr fromm sein, es kommen immer viele Pfaffen nach dem Schlosse.

— So! sagte der Reiter und brach das Gespräch ab.

Die Nacht hatte die beiden Wanderer überfallen, ehe sie noch den Ausgang des Waldes erreicht hatten. Auch der Sturm war heftiger geworden und brauste fürchterlich durch die Wipfel der Bäume.

Endlich gelangten sie an den Eingang des Schloßhofes, als es eben in Strömen zu regnen anfing.

Das Schloß war ein stattliches Gebäude aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Es lag in einem von Mauern umgebenen Parke, zu welchem man durch ein mit vielen Schnörkeln und Zierraten geschmückten eisernen Gitterthore gelangte.

Hinter diesem begann eine Pappelallee, welche gerade nach dem Hauptgebäude führte. Am Ende derselben war ein großer freier Raum, welcher als Hofraum diente und von dem Schlosse und zwei Seitenflügeln eingeschlossen wurde. Die Wirthschaftsgebäude und Stallungen, sowie die Wohnungen befanden sich abseits, standen aber in einem merkwürdigen Contraste zu jenem.

Denn während das Schloß selbst mit Ziegeln gedeckt war, hatten diese nur armselige Strohdächer. Es war eben eine polnische Wirthschaft.

Die Façade des Herrenhauses war zwar zopfig, wie alle Gebäude jener Periode, machte aber dennoch durch die Masse des Hauptgebäudes und seine langgestreckten Flügel einen imponirenden Eindruck. In der Mitte erhob sich eine freie Doppeltreppe mit steinernen Bellustraden

und Sockeln, auf welchen Statuen aus Sandstein standen. Sie waren grob gearbeitet, offenbar das Werk irgend eines eingeborenen ländlichen Genies, ohne Geschmack und stellten Nymphen, Tritonen und andere barocke geschwänzte Ungeheuer vor. Einem jedem fehlte etwas; dem einen der Kopf, dem anderen ein Arm, dem dritten die delphinartige Verlängerung. Diese ihnen abhanden gekommenen Gliedmassen lagen gerade so, wie sie herabgefallen waren, auf der Erde, von Gras und Unkraut überwuchert.

Als der Fremde an das Schloß ritt, waren die Fenster des Hauptgebäudes erleuchtet. Im Hofe herrschte reges Leben. Es kamen sogleich mehrere Diener zugesprungen, welche dem Reiter vom Pferde halfen. Er befahl, dieses in den Stall zu führen bis auf Weiteres, dem Bauer, seinem Führer, zu warten und verlangte, vor den Grafen geführt zu werden.

— Ich weiß nicht, ob der Graf heute zu sprechen sein wird, meinte einer der Diener, er ist sehr unwohl. Wen darf ich melden?

— Ich heiße Rebinsky und bringe Briefe vom Grafen Drahomirsky.

Man führte den Fremden in ein geräumiges Vorzimmer, worin mehrere Bediente Karten spielten, und hieß ihn Platz nehmen. Darauf entfernte sich der Diener.

Bald darauf kam er wieder und meldete, der Graf sei bereit, ihn zu empfangen. Die Zwischenzeit hatte der Fremde benutzt, seinen Anzug in Ordnung zu bringen, der durch die weite Reise in Unordnung gekommen war, wobei die Bedienten, welche ihr Spiel sogleich unterbrochen hatten, ihm behilflich waren. Der Mantel wurde abgelegt, Hut und Kleider gebürstet, sein Mantelsack hereingebracht.

Alles dieses geschah mit der sclavischen Höflichkeit und kriechenden Unterwürfigkeit, welche in diesem Lande zu Hause ist und welche der Untergebene gegen den Höhergestellten stets zur Schau trägt.

Rebinsky wurde nun durch mehrere mit Marmor, Gemälden und vergoldeten Möbeln reich geschmückte Zimmer geführt. In einem derselben hieß man ihn wieder warten.

Der Diener öffnete sodann leise die Thüre zu einem Cabinete und nannte den Namen des Fremden. Er trat ein.

Das Cabinet war mit größtem Luxus jener Zeit ausgestattet. Die Wände waren, wie die der anderen Gemächer, von Stückmarmor, mit Goldleisten verziert; an der einen Seite prangte ein großer Spiegel

an den anderen und über den Thüren waren Oelgemälde angebracht, in die Wände eingelassen.

In der Mitte des Cabinets stand ein Tisch mit schwerem Teppich bedeckt, darauf eine Lampe, deren helles Licht durch einen grünen Schirm gemäßigt wurde und die ein angenehmes Helldunkel in dem Gemache verbreitete.

Auf dem Tische lagen Bücher und Briefe, und eine Medicinflasche nebst einem Glase deuteten darauf hin, daß hier ein Kranker hause.

Der Graf saß in einen Pelz gehüllt in einem Lehnstuhle und hatte die Füße, welche gleichfalls in Pelzschuhen staken, auf einem Schemmel ruhen. Auf dem Haupte, dessen graue Haare der Sturm des Lebens schon bedeutend gelichtet hatte, trug er ein kleines Sammtmützchen; die Perücke lag auf einem Stuhle neben ihm.

Die Gestalt des Edelmannes konnte man unter dem dicken Pelze kaum vermuthen; allein die feinen, weißen, von blauen Adern durchzogenen, abgemagerten Hände, sowie das schmächtige Gesicht ließen auf eine feine, aristokratische Gestalt schließen.

Seine Züge waren sehr regelmäßig und mußten einst sehr schön gewesen sein. Er hatte dunkle, feuerige Augen und unter der kleinen, zarten, etwas aufgestülpten Nase beschattete ein mächtiger Schnurbart Mund und Kinn. Die Hände ruhten gefaltet in seinem Schoos.

Beim Eintritte des Fremden machte der Graf eine freundliche begrüßende Bewegung mit der Hand und wendete sich dann zu einem Franziskaner, welcher im Dunkeln an der anderen Seite des Tisches stand und den Eintretenden mit prüfenden Augen betrachtete.

— Ich bitte Sie, Hochwürden, sprach er, mich für einige Augenblicke zu verlassen; ich wünsche, diesen Herrn zu empfangen.

Der Franziskaner verneigte sich stumm und verließ das Cabinet.

Der Fremde war an der Thüre, welche der Diener hinter ihm geschlossen hatte, stehen geblieben und wartete auf die Anrede des Grafen.

— Ich höre, Sie bringen mir Briefe von meinem alten Freunde Drahomirsky. Seien Sie mir willkommen!

— Ja, Herr Graf, ich habe die Ehre, Träger eines Schreibens von ihm zu sein.

Hiebei verneigte er sich, trat einen Schritt vor und übergab ein großes, mit Siegel versehenes Schreiben.

Der Graf nahm es und legte nachlässig die Hand mit dem Briefe in den Schoos.

— Vor Allem — hier ist ein Stuhl, nehmen Sie Platz.

Der Fremde setzte sich.

— Sie kommen direct von Rom?

— Geraden Weges über Florenz und Wien. Ich habe die heilige Stadt vor vierzig Tagen verlassen.

— Nun, was macht mein alter Freund? Ist er wohl auf? Was treibt er, seit er sich in Italien niedergelassen?

— Seine Gesundheit läßt nichts zu wünschen übrig. Er hat auf dem Quirinal, nahe bei quattro fontane einen Palast gekauft und führt ein frommes, gottgefälliges Leben.

Das freut mich, von ihm zu vernehmen. Es war höchste Zeit, daß er auf dem bösen Wege, den er wandelte, umkehrte. Seine Jugend war eine Kette von Ausschweifungen und Verirrungen, ein Gewebe von Lastern und wilden Leidenschaften. Er war sicher, in den Pfuhl ewiger Verdammniß zu versinken.

— Ich bin erstaunt, solche Dinge von dem Grafen zu vernehmen. Ich hätte das nie von ihm vermuthet, denn er ist jetzt ein Muster der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit und verkehrt nur mit tugendhaften heiligen Männern.

— Was schreibt uns der Graf?

Er öffnete den Brief und las. Hier ist sein Inhalt.

Lieber alter Freund!

Eine Reihe von Jahren ist vergangen, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben. Unser Briefwechsel ist nach und nach ins Stocken gerathen und unsere Beziehungen haben ganz aufgehört. Ich verließ mein Vaterland, um eine kurze Reise zu machen. Ich kam nach Italien und das herrliche Land hat mich so sehr entzückt, meine durch den Tod meiner Gemahlin und meines Sohnes tief herabgestimmte Seele so sehr erquickt, daß ich beschloß, hier für immer meinen Aufenthalt zu nehmen. Hier, mitten unter den Trümmern einer großen Vergangenheit, umgeben von der Schönheit eines bezaubernden Klimas und den Tröstungen der Kirche habe ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen und gedenke, so es Gottes Wille ist, den Rest meiner Tage zu verleben.

Wenn uns aber auch Jahre der Abwesenheit und hunderte von Meilen trennen, so glaube ich dennoch, daß unsere Freundschaft sich nicht verändert hat. Mein Herz schlägt noch immer so warm und aufrichtig für Dich, wie zu jener Zeit, als wir eine stürmische Jugend

verlebten und als Männer für das Vaterland kämpften und bluteten.

Ich empfehle Dir auf das wärmste den Ueberbringer dieser Zeilen, Herrn Rebinsky. Widrige Verhältnisse haben ihn in frühester Jugend gezwungen, seiner Heimat den Rücken zu kehren und fremdes Brod unter fremden Menschen zu essen. Jetzt ist aber der Drang, die Stätte seiner Geburt wiederzusehen, so heftig geworden, daß er beschlossen hat heimzukehren. Ich habe die Gelegenheit benützt, ihn mit einem Auftrage in Bezug auf meine Güter zu betrauen. Nimm Dich seiner an, vielleicht bist Du in der Lage seine Dienste und reichen Kenntnisse benützen und verwerthen zu können. Er ist hier in Rom erzogen und besitzt einen unerschöpflichen Schatz des gründlichsten Wissens. Du kannst ihm Dein volles Vertrauen schenken, ich bürge für ihn.

Leb wohl, alter Freund, aus weiter Ferne drücke ich Dir die Hand und wünsche bald eine Antwort von Dir zu erhalten.

Rom September 1799. Drahomirsky.

Als der Graf den Brief gelesen hatte, legte er ihn langsam auf den Tisch, stützte das Haupt in die Hand und versank in Gedanken. Züge einer Hand die er lange nicht mehr gesehen und die seinem besten Freunde gehörten, hatten plötzlich die ganze Vergangenheit von seiner Seele heraufgezaubert und der warme Ton des Briefes allerlei wundersame Empfindungen in ihm angeregt.

Dann schlug er sein dunkles Auge auf und ließ den Blick auf dem Fremden ruhen.

Dieser war ein wohlgebauter schlanker Mann in mittleren Jahren. Sein Gesicht war gerade nicht schön, hatte aber doch auch nichts Abstossendes und seine Züge drückten große Intelligenz und Festigkeit aus. Er trug seine natürlichen ungepuderten Haare, Reitstiefel und dunkle Kleidung nach dem Schnitte, wie er zu jener Epoche in Italien Mode war.

Die Beobachtung, welche der Graf über das Aeußere des Fremden angestellt hatte, schien nicht ungünstig für diesen ausgefallen zu sein. Nach einer Weile unterbrach er das Schweigen.

— Entschuldigen Sie mich Herr Rebinsky, so glaub' ich lautet Ihr Name, daß ich so lange in Schweigen verharrte. Allein, wenn man von einem werthen Freunde so lange getrennt war, so unvermuthet an ihn wieder erinnert wird und Nachricht von ihm erhält so müssen ganz eigene Gefühle in der Brust des Menschen erweckt

werden. Mein Freund theilt mir mit, daß Sie den Wunsch haben in Polen zu bleiben und empfiehlt Sie mir auf das wärmste.

— Das ist allerdings meine Absicht.

— Was kann ich für Sie thun? Sprechen Sie ganz offen mit mir

— Herr Graf! Ohne Vermögen und angewiesen, mir durch *meine* Kenntnisse eine Stellung in der Welt zu gründen, bin ich ge*nöthigt* in Staats- oder Privatdienste zu treten. Um den ersteren ist es eine mißliche Sache. Alle Stellen sind besetzt und für eine frei werdende so viele Adspiranten da, daß ich wohl jede Hoffnung darauf aufgeben muß. Ich muß also sehen als Hauslehrer, Erzieher oder als Sekretär anzukommen. Wenn Herr Graf in dieser Beziehung etwas für mich thun könnten und wollten, so würde ich Ihnen zu lebenslänglicher Dankbarkeit verpflichtet sein.

— Ich will darüber nachdenken. Sie bleiben ohnedem hier morgen wollen wir weiter darüber sprechen.

Der Edelmann klingelte und ein Diener erschien.

— Herr Rebinsky ist mein Gast, es soll gesorgt werden, daß ihm nichts abgehe. Ist sein Pferd untergebracht?

Der Diener bejahte.

— Darf ich mir eine Bitte erlauben, Herr Graf!

— Sprechen Sie.

— Ein Bauer aus einem entfernten Dorfe hat mir den Weg gezeigt. Die Nacht ist zu weit vorgerückt, als daß der Mann noch bei dem schlechten Wetter den Heimweg antreten könnte. Dürfte er vielleicht in einem Stalle übernachten?

— Er kann bei den Knechten bleiben.

Mit einer leichten Handbewegung entließ der Graf Rebinsky. Dieser wurde nun von einem Diener durch eine Reihe von Gemächern und lange Gänge in einen entlegenen Flügel des Schlosses geführt und ihm dort ein Zimmer angewiesen. Alles stand schon zum Gebrauche bereit; denn in diesen abgelegenen Edelsitzen wo stets und meistens unvermuthet zahlreicher Besuch kam, mußte immer Alles zum Empfange der Gäste parat sein. Der Schloßverwalter, ein schlau und verschmitzt aussehender Mann kam und fragte in unterwürfiger Weise nach seinen Befehlen und ob Alles nach Wunsche geordnet sei. Zugleich erschienen mehrere Diener, brachten ein reichliches Abendessen und feine Weine. Der Schloßverwalter blieb gegenwärtig und wachte daß Rebinsky pünktlich bedient würde.

Als das Mahl zu Ende und die Bedienten gegangen waren, blieb der Verwalter allein mit dem Gaste zurück.

— Sie sind der Schloßverwalter? fragte Rebinsky.

— Aufzuwarten.

— Sie heißen Stanislaus? fragte Rebinsky leise.

— So heiße ich.

— Ich komme von Rom.

— Pax vobiscum, sagte der Verwalter.

— In saecula saeculorum. Sind wir ungestört.

— Dieser Theil des Schloßes ist nicht bewohnt.

Rebinsky nahm eines der Wachslichter, ging in die beiden neben befindlichen Zimmer und schloß alle Thüren von innen ab. Dann kehrte er in sein Gemach zurück.

— Niemand auf dem Gange?

Der Schloßverwalter öffnete die Thüre und nachdem er hinausgeleuchtet und sich überzeugt hatte, daß kein Horcher in der Nähe, erwiderte er:

— Niemand.

— Setzen Sie sich. Damit schob er Stanislaus einen Stuhl hin. Nun wie stehen die Sachen, fragte er weiter.

— Es war höchste Zeit, daß Sie kamen. Der Graf ist sehr krank, kränker als er selber glaubt. Vor wenig Tagen hatte er neuerdings einen heftigen Anfall. Wir glaubten, er würde ihm nicht widerstehen.

— Was sagt der Arzt?

— Er denkt, der Graf werde es nicht mehr lange machen. Seine Tage seien gezählt. Die Gräfin ließ noch einen zweiten Doktor aus Warschau kommen.

— Gut. Je mehr Aerzte, desto schneller wird es mit dem Kranken zu Ende gehen. Er scheint sich wieder etwas erholt zu haben.

— Das Uebel kann über Nacht wiederkehren. Aeußerste Vorsicht ist nöthig und rasches Handeln.

— Das ist meine Sache. Wann habt Ihr Euren letzten Bericht abgesendet.

Vor drei Tagen.

— Durch Kurier?

— Durch die Post. Seit dem Berichte welcher vor sechs Wochen durch Kurier abging, schrieb ich regelmäßig jede Woche.

— Sogleich nach Empfang jenes Schreibens erhielt ich meine Instruktionen und den Befehl, ohne Verzug abzureisen. Ich reiste so schnell ich konnte, allein der Weg ist weit und der Mensch ist Mensch.

— Ihr werdet sehr ermüdet sein.

— Hat nichts zu sagen. Ich erfülle meine Pflicht und frage nichts nach Ermüdung. Was treiben die Franziskaner?

— Die haben sich festgesetzt und die Dominikaner aus dem Felde geschlagen. Als die Nachricht von der Erkrankung des Grafen sich verbreitete, da stellten sich auch sogleich die Herren fleißiger ein. Sie kamen schon seit langer Zeit immer zum Besuche herüber, ihm Beichte zu hören und seiner armen Seele Trost zu spenden. Seit es aber anfing bedenklich mit ihm zu werden, gingen sie gar nicht mehr fort. Natürlich gilt es doch nicht blos eine arme Seele zu retten, sondern auch ein ungeheuers Vermögen, oder doch wenigstens ein hübsches Legat in den Bettelsack zu stecken.

— Wir wollen sorgen, daß sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Wie heißt der Pater?

— Pater Gregor. Er ist eine scheinheilige, heuchlerische, falsche Kreatur?

— So scheint es. Ich habe ihn im Kabinet des Grafen gesehen.

— Er weicht dem Grafen nicht mehr von der Seite und hat gewußt, sich eine große Herrschaft über den guten schwachen Herrn zu erringen. Er hat sich sogar angemaßt, dessen Sekretär zu sein, schreibt alle Briefe für ihn und erbricht und liest alle ankommenden.

— Was sagt der Graf dazu?

— Er läßt es geschehen und ist damit zufrieden.

— Und die Gräfin?

— Ist eine fromme gottesfürchtige Person. Sie liebt ihren Gemahl zärtlich und was ein Priester spricht, ist ihr ein Orakel.

— Hat der Graf für den Fall seines Ablebens schon ein Testament gemacht?

— So viel ich weiß, nicht. Aber aus einigen Worten, die ich aufgefangen habe, wenn ich zum Grafen in's Zimmer trat, und aus verschiedenen Andeutungen Peters —

— Wer ist Peter?

— Der Kammerdiener des Grafen — schließe ich, daß Pater Greger ernstlich daran arbeitet und ihn zu bestimmen sucht, seinen

letzten Willen aufzusetzen. Es wäre aber auch möglich, daß es schon geschehen.

— Das wäre mir nicht angenehm. Am Ende hätte es aber nichts zu sagen, so lange der Graf lebt. Testamente sind doch nur ein Wisch Papier, sie lassen sich beseitigen und im Nothfalle gibt es Codicille.

— Was ist Peter für ein Mensch?

— Auf den ist nicht zu rechnen. Ich wenigstens traue dem Burschen nicht, denn er steckt immer mit dem Franziskaner zusammen. Seien Sie vorsichtig.

Rebinsky stand auf und ging eine Weile nachdenkend im Zimmer umher, dann sagte er:

— Wie die Dinge stehen, ist keine Zeit zu verlieren. Hier muß rasch gehandelt werden. Vor Allem muß der Franziskaner beseitigt werden.

— Das wird eine schwere Aufgabe sein. Der weicht nicht gutwillig und es dürfte einen harten Kampf kosten. Wie denken Sie das anzufangen?

— Das weiß ich noch nicht. Ich habe die Nacht vor mir und die Nacht bringt allerlei Gedanken. Morgen früh will ich Euch sagen, was zu geschehen hat. Jetzt geht — es ist spät und es möchte auffallen, wenn Ihr so lange bei mir bleibt. Man könnte Verdacht schöpfen. Seid wachsam und verschwiegen und setzt mich von Allem in Kenntniß, was vorgeht. Man ist in Rom mit Euren Diensten, mit Eurem Eifer sehr zufrieden. Fahrt so fort, vollzieht auf das pünktlichste meine Befehle und ein reicher Lohn wird Euch nicht ausbleiben.

Der Schloßverwalter empfahl sich ehrerbietig und ging; Rebinsky aber schritt noch bis tief in die Nacht im Zimmer auf und nieder und brütete über finsteren Plänen.

III.

Der Kampf beginnt.

Es war kaum Tag geworden, so wurde geklopft. Stanislaus trat mit wichtiger und geheimnißvoller Miene ein.

— Etwas vorgefallen? fragte Rebinsky.

— Allerlei. Pater Gregor scheint Verdacht zu haben. Er betrachtet Sie mit Mißtrauen und sieht Ihre Anwesenheit nicht gerne.

— Woher wißt Ihr das?

— Bald darauf, als Sie den Grafen gestern Abend verlassen hatten, ging der Pater wieder in's Kabinet. Er begleitete ihn dann in sein Schlafzimmer und blieb bei ihm, während Peter ihn entkleidete und zu Bette brachte. Peter sagte mir dann, er wisse, daß Sie von Rom kämen und an den Herrn empfohlen wären, auch möglicherweise hier bleiben würden. Das Wort Rom betonte er so eigenthümlich, daß es mir auffiel. Ich schloß daraus, daß Sie der Gegenstand des Gesprächs zwischen dem Pater und dem Kammerdiener gewesen sein müssen. Dann erwähnte er des Grafen Drahomirsky und erzählte mir, der sei sehr fromm geworden und ginge nur mit Jesuiten um, nannte mir auch die Namen verschiedener Kardinäle und seines Beichtvaters. Sie sehen, der Franziskaner steht auch mit Rom in Verbindung und ist nicht übel unterrichtet.

— Ist das Alles?

— Nein, das Wichtigste kommt noch. Gegen Mitternacht war ich nach meinem Zimmer gegangen und wollte mich eben niederlegen. Ich wohne in dem andern Flügel des Schlosses. Ein langer Gang, gerade so wie hier vor Ihrer Wohnung, führt an den Gemächern vorbei nach einer Wendeltreppe, durch welche man nach dem Garten gelangt. Die Treppe wird nie benutzt und die untere Thüre ist beständig abgesperrt. Am Anfange des Ganges, unweit von mir, wohnt der Pater.

Da war es mir, als hörte ich leise Schritte vor meiner Thüre.

Sie schienen von der Wohnung des Paters zu kommen und sich nach der Treppe zu richten. Ich horchte. Alles ruhig. Da plötzlich sagte mir das Knarren einer Diele, daß ich mich nicht geirrt habe. Flugs hatte ich meinen Rock wieder angezogen und öffnete sachte die Thüre. Jetzt hörte ich deutlich, wie ein schwerer Körper die Wendeltreppe hinabstieg und die Thüre im Erdgeschosse aufgeschlossen wurde. Dann wurde sie wieder geschlossen.

Wer war das? Wer hatte einen Schlüssel zu dieser Thüre? Es gab nur einen und den hatte ich. Sogleich nahm ich ihn von dem Schlüsselbunde und eilte so stille wie möglich nach. Als ich in den Garten kam, sah und hörte ich nichts mehr. Es regnete sehr stark und der Wind rauschte in den Bäumen. Während der Wind einen Augenblick nachließ, vernahm ich in einiger Entfernung wieder die Schritte und etwas wie das Knacken eines Astes, worauf ein menschlicher Fuß getreten war. Ich ging dem Schalle nach und entdeckte nicht weit von mir eine dunkle Gestalt, welche sich eilig fortbewegte, die ich aber in der Finsterniß der Nacht nicht erkennen konnte.

Ich folgte so geräuschlos wie möglich. Die Gestalt ging nach dem alten Thurme, welcher am Ende des Gartens nahe am Walde steht. Dort verschwand sie.

Neben dem Thurme an der Mauer ist eine Gruppe alter Tannen. Ich schlich mich hin und verbarg mich unter den Zweigen.

Eine geräume Weile war alles ruhig, da nahten sich zwei Männer vom Walde her, stiegen über die halbverfallene Mauer und gingen gleichfalls in den Thurm.

Sie sprachen lange und eifrig mit einander, ich hörte ihre Stimmen, erkannte auch die des Franziskaners. Was sie aber sprachen, konnte ich nicht verstehen.

Die Unterredung dauerte etwa eine halbe Stunde, nach Verlauf welcher Zeit die drei wieder in den Garten traten. Der Franziskaner sagte:

— Also Morgen um dieselbe Zeit. Gebt Acht, daß ihr von Niemanden gesehen werdet.

Hierauf ging er wieder dem Schlosse zu, die beiden Andern aber stiegen über die Mauer und ihre Schritte verhallten bald im Winde.

Es hatte mir geschienen, als ob Pater Gregor einen Bündel in der Hand trage, die Dunkelheit war jedoch zu groß, als daß ich etwas Bestimmtes hätte wahrnehmen können.

Ich blieb noch eine Weile in meinem Verstecke. Als ich zum Schloße kam, schlug es Mitternacht. Ich ging über den Hof und die Haupttreppe hinauf, um mich nicht durch das Oeffnen der verschlossenen Thüre zu verrathen. Im Zimmer des Paters war noch Licht.

— Die Entdeckung ist von großer Wichtigkeit, sagte Rebinsky; der Mann führt etwas im Schilde. Das muß herausgebracht und die Ausführung vereitelt werden. Wir müssen uns heute Nacht im Thurme verbergen. Ist das möglich?

— Ja.

— Ihr werdet mich im Laufe des Tages dorthin führen, damit ich den Ort in Augenschein nehmen kann. Mit wem verkehrt der Pater? Empfängt er Briefe oder Besuche?

— Er verkehrt mit Niemand, ich habe ihn nur mit Leuten aus dem Schlosse sprechen gesehen, habe auch nicht gehört, daß er hier je einen Brief erhalten hätte.

— Entfernt er sich manchmal unter Tags?

— Nie. Seit er hier wohnt, hat er den Grafen und das Schloß nicht mehr verlassen.

— Dann hat er einen Vertrauten unter der Dienerschaft, der ihm seine Korrespondenz besorgt. Daß er eine solche hat, ist unzweifelhaft, er handelt nicht auf eigene Faust, sondern im Auftrage seiner Obern.

— Das kann kein Anderer sein, als Peter, der Kammerdiener. Dieser fährt jetzt öfters hinüber nach Zitomir und der Kutscher, der ihn jedesmal führte, hat mir gesagt, er habe ihn immer nach dem Pfarrhofe gehen sehen.

— Und der Pfarrer besorgt dann die Briefe nach Warschau. Das ist alles, was ich zu wissen brauche. Sehr klug Herr Pater — — aber für die Zukunft werden wir das zu verhindern wissen.

Vormittags wurde Rebinsky zum Grafen gerufen. Dieser empfing ihn in demselben Kabinete, wie am vorhergehenden Abende.

Der Graf war allein und sah sehr leidend aus. Er hatte ein Buch in der Hand, welches er weglegte, als Rebinsky eintrat. Dieser, ein feiner Menschenkenner, bemerkte sogleich eine gewisse Veränderung im Tone und im Benehmen des Kranken. Beide waren kälter und gemessener. Er ersuchte seinen Gast Platz zu nehmen und sagte dann:

— Ich versprach Ihnen gestern, Herr Rebinsky, mich mit Ihrem

Schicksale zu beschäftigen und über die Art und Weise nachzudenken wie ich Ihnen nützlich sein könnte.

Ich habe das gethan. Gerne würde ich Ihnen hier im Schlosse selbst eine Stellung anbieten, allein ich sehe nicht in welcher Weise dies geschehen könnte. Mein Sohn ist erst wenige Jahre alt und bedarf noch keines Erziehers; meine Tochter wird eine Gouvernante bekommen und einen Sekretär benöthige ich nicht. Den geschäftlichen Theil, um welchen ich mich wenig kümmere, besorgt mein Rentmeister, der damit auf das genaueste vertraut ist, zu meiner vollsten Zufriedenheit, und meine Korrespondenz ist so unbedeutend, daß mein Beichtvater, der die Güte gehabt hat, sich derselben anzunehmen, vollkommen dafür genügt. Da ich aber sehr gerne dem Wunsche meines Freundes entsprechen, auch Ihnen selbst angenehm sein möchte, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen.

Ich besitze bei Wilna das Gut Zlaskow. Der Verwalter ist alt und kann seinem, wenn auch leichten Dienste nicht mehr nachkommen. Wenn es Ihnen angenehm ist und Sie sich mit einer solchen Stellung befreunden könnten, so würde ich Ihnen diesen Platz anbieten. Ueberlegen Sie sich die Sache und sagen Sie mir dann Ihre Antwort. Es hat damit keine Eile, die weite Reise wird Sie angegriffen haben, Ihr Körper der Ruhe bedürftig sein. Bleiben Sie unterdessen hier im Schlosse; wenn Sie mit sich im Klaren sind, sprechen wir wieder davon. Sollte jedoch dieser Vorschlag nicht nach Ihrem Geschmacke sein, sollten Sie jene Wirkungskreise vorziehen, die Sie mir gestern anzudeuten die Güte hatten, so will ich dann sehen, etwas derartiges bei einem meiner Nachbarn aufzufinden und werde Sie auf's beste empfehlen.

„Pater Gregor hat gut gearbeitet, dachte Rebinsky, da wär' ich also abgebrannt. Aber Zeit gewonnen ist Alles gewonnen. Nur Geduld, Herr Pater, Sie sollen sehen, mit wem Sie zu thun haben."

Obwohl im Grunde seines Herzens wüthend über diese abschlägige Antwort, die seinen Wünschen und Instruktionen gerade entgegen war — er sollte mit allen Mitteln dahin arbeiten, eine Stellung in der Nähe des Grafen zu erhalten und denselben ganz unter seinen Einfluß zu bekommen suchen — so zeigte er sich doch äußerlich höchst erfreut über das großmüthige Anerbieten und erwiderte:

— Ich bin von Ihrer Güte auf das tiefste gerührt, Herr Graf. Ich bin entschlossen, jede Stellung anzunehmen, die Sie mir anzu-

bieten die Gnade haben werden, vorausgesetzt, daß ich derselben gewachsen bin. Ich werde daher von Ihrem Antrage Gebrauch machen, mich für's Erste genau unterrichten, welcherlei Kenntnisse von einem *Manne* gefordert werden, der die Stelle eines Verwalters ausfüllen soll, reiflich darüber nachdenken und mir dann erlauben, Ihnen meine Antwort vorzutragen.

— Ganz, wie Sie wollen, sagte der Graf — es hat damit keine Eile. Sie sind so lange mein Gast und ich bitte Sie, mein Haus wie das Ihre anzusehen. Sie müssen mich aber entschuldigen, wenn ich nicht das Vergnügen haben kann, Sie zur Tafel zu laden. Ich bin krank, meine Frau ist ebenfalls unwohl und ich würde es nicht wagen, den Schützling meines Freundes in ein Krankenzimmer zu Tische zu bitten.

Rebinsky fand das ganz natürlich, man sprach noch über verschiedene gleichgiltige Dinge, dann entließ ihn der Graf.

— Zur Tafel kann er mich nicht ziehen, murmelte er, als er durch den prächtigen Speisesaal schritt, aber dem Franziskaner wird die Ehre zu Theil.

Nach Tische machte er einen Spaziergang um das Schloß und besah sich den Garten. Als tüchtiger Feldherr wollte er das Terrain rekognoszieren, wo er für längere Zeit sein Hauptquartier haben und hartnäckige Schlachten schlagen sollte. Stanislaus kam und erzählte, der Graf habe ihm befohlen, ihn überall herumzuführen und ihm Alles zu zeigen.

Sie nahmen ihren Weg nach dem alten Thurme. Dieser war zur Zierde nahe an einem Weiher und der Gartenmauer als Ruine aufgebaut worden und stark mit Eppich überrankt. Durch eine schmale Pforte trat man in das Erdgeschoß, einen runden gewölbten Raum ohne Fenster. In der Decke befand sich eine Oeffnung, durch welche man in das obere Stockwerk gelangen konnte, Treppe war jedoch keine vorhanden.

Rebinsky betrachtete den Ort mit Aufmerksamkeit.

— Was befindet sich hier oben?

— Ein Gewölbe, wie dieses, nur daß es Fenster, aber keine Deckenöffnung hat.

— Schafft bei Anbruch der Nacht eine Leiter herbei, wir werden uns hier oben verbergen und Sie nachziehen. Da sind wir vor Entdeckung geschützt.

Rebinsky setzte dann seinen Spaziergang fort. Stanislaus ging nach dem Schloße zurück.

IV.

Das Complot.

Auf der Schloßuhr schlug es zehn Uhr, als der Verwalter in das Zimmer Rebinsky's trat.

— Die Leiter ist an Ort und Stelle, ich habe sie selbst dorthin gebracht.

— Dann laßt uns aufbrechen.

— Ich habe auch eine Laterne und Pistolen mitgenommen.

— Wozu Pistolen? Das ist überflüssig.

Stanislaus zuckte die Achseln.

— Nicht so ganz, als Sie glauben. Es ist besser, auf Alles gefaßt zu sein.

— Es ist keine Wahrscheinlichkeit, daß sie uns entdecken, und sollte der Fall eintreten, so sind wir in unserem Verstecke sicher, dort werden sie uns gewiß nicht angreifen.

— Man kann nicht wissen, was die Bursche vorhaben. Sie wandeln dunkle Wege und haben ohne Zweifel einen desparaten Streich vor. Sie würden sonst nicht Mitternacht und einen so abgelegenen Ort zu ihren Zusammenkünften wählen. Merken sie aber, daß sie verrathen sind und Fremde nun ihr Geheimniß wissen, so werden sie uns eher kalt machen als entwischen lassen. Die Gelegenheit ist auch zu günstig. Wenn sie uns in dem Thurme todtschlagen, so währt es lange, bis man uns dort auffindet; wer kommt auch dorthin? und die Thäter bleiben unentdeckt.

— Man besinnt sich doch, ehe man einen Menschen tödet.

— Sie kennen die Leute hier zu Lande wenig; der Pole ist heißblütig und die Gerechtigkeit lahm und blind. Es vergeht keine Woche, daß man nicht von Mord und Todtschlag hört. Vorsicht schadet auf keinen Fall.

Rebinsky erwiderte nichts. Er schien aber von den Argumenten

des Verwalters überzeugt worden zu sein, dann öffnete er seinen Mantelsack und zog ein paar Sackpistolen hervor, untersuchte das Zündkraut und steckte sie in die Tasche.

Dann machten sie sich auf den Weg. Der Verwalter ging voran, *Rebinsky* folgte. Unbemerkt erreichten sie die Wendeltreppe am Ende des Ganges und gelangten ins Freie.

Im Schlosse selbst war es stille geworden, die Bewohner waren *schon* zu Bette gegangen und nur wenige Fenster noch erleuchtet.

Der Regen hatte aufgehört, auch der Wind sich gelegt. Dagegen war es sehr kalt und der Himmel mit finsterem Gewölke bedeckt.

Sie erreichten den Thurm und horchten. Alles war ruhig — nichts regte sich. Stanislaus wollte Licht machen, aber Rebinsky verbot es ihm, weil sie das verrathen könnte.

Tastend fanden sie die Leiter und kletterten nach dem obern Stockwerke. Als sie aber diese nachziehen wollten, stießen sie auf ein unerwartetes Hinderniß. Das obere Gewölbe war nämlich bedeutend niedriger als das untere und die Leiter folglich zu lang. Beim Heraufziehen stieß sie an die Decke.

Nach langem Mühen gelang es ihnen endlich, sie durch eines der Fenster hinauszuschieben und dann heraufzubringen.

Als sie damit fertig waren, schlug es elf.

Stanislaus hatte eine wollene Decke mitgenommen, welche ihnen jetzt sehr gute Dienste leistete. Er breitete sie am Rande der kreisförmigen Oeffnung aus und die Lauscher streckten sich der Länge nach darauf.

Etwas vor Mitternacht wurden Tritte hörbar. Ein Mann kam und trat in den untern Raum. Dort verweilte er einige Augenblicke und ging dann wieder hinaus. Gleich darauf wurden Stimmen laut, Schritte nahten sich der Gartenmauer, man vernahm, wie mehrere Personen über die Mauer stiegen, Steine und Mörtel sich los bröckelten und herunter fielen, dann kamen alle herein.

— Was macht der Graf? fragte eine tiefe Baßstimme.

— Besser heute, erwiderte eine zweite, er hat eine ruhige Nacht gehabt, auch der Tag ist ohne beunruhigende Symptome vorüber gegangen. Der Doktor meint aber, das sei Ruhe vor dem Sturm, ein weiterer Anfall werde nicht lange auf sich warten lassen.

— Und was sagt der andere Arzt?

— Der ist ganz derselben Ansicht. Er glaubt, der Graf werde

keine zwei Monate mehr leben. Seine Kräfte nehmen zusehends ab. Heute versuchte er zu schreiben. Das strengte ihn aber dermaßen an, daß er fast ohnmächtig wurde.

— Was habt Ihr in der Sache des Jesuiten gethan?

— Ich habe heute Morgen mit dem Grafen über ihn gesprochen. Er war geneigt, denselben hier im Schlosse zu behalten und als Sekretär oder Bibliothekar zu beschäftigen.

— Das darf unter keiner Bedingung geschehen. Der Jesuit muß fort und zwar so bald wie möglich.

— In diesem Sinne habe ich auch gewirkt und zwar mit Erfolg. Ich habe dem Grafen vorgestellt, wie bedenklich es sei, einem wildfremden Menschen eine so wichtige Stellung wie die eines Sekretärs anzuvertrauen. Sein Freund habe ihn zwar warm empfohlen, allein er könne selbst getäuscht worden sein. Es treiben sich heutzutage so viele Abenteurer herum, daß man nicht genug auf seiner Hut sein könne. Weil aber der Graf durchaus darauf bestand, etwas für den Menschen zu thun, so schlug ich ihm vor, ihn nach Zlaskow zu schicken, worauf er auch einging.

— Der Jesuit wird aber nicht darauf eingehen, dessen seid gewiß. Er wird unter irgend einem Vorwande hier zu bleiben und Zeit zu gewinnen suchen. Wie er das anstellen wird, weiß ich noch nicht, um Mittel sind die Herren nicht verlegen.

— Er hat aber die Stelle angenommen.

— Desto schlimmer. Gerade darum heißt es vorsichtig sein.

— Vorerst, denk' ich, ist die Gefahr nicht so groß. Wir können getrost einige Tage zuwarten und wenn er bis dahin nicht gegangen, können wir immerhin weitere Mittel anwenden. Ich werde unterdessen nicht versäumen, den Grafen mißtrauisch zu machen und vollends gegen ihn einzunehmen.

— Nein — nein, das dürfen wir nicht zugeben, nicht einen Tag, nicht eine Stunde darf er hier bleiben. Ihr scheint die Jesuiten schlecht zu kennen. Still und geräuschlos kommen sie an, unmerkbar nisten sie sich ein, klammern sich mit tausend unsichtbaren Armen an das Opfer, das sie sich ausersehen und sind, wie Ungeziefer, nicht mehr auszurotten.

Rebinsky hörte jedes Wort, denn die Unterredung, leise begonnen, wurde jetzt in Folge der Ereiferung der Sprechenden mit lauterer Stimme geführt.

— Dann bleibt uns kein anderer Ausweg, als Gewalt.

— Dieses Mittel finde ich doch etwas bedenklich, sagte die dritte Stimme. Ein Gewaltstreich wird und muß Aufsehen machen.

— Es kommt darauf an, wie man ihn ausführt, erwiderte die *Baßstimme*. Freilich wenn das auf plumpe Weise geschieht, dann *würde* es großen Lärm absetzen und der Erfolg in Frage gestellt. Rebinsky ist plötzlich gekommen. Niemand außer dem Grafen und *uns* weiß weswegen und woher. Er kann ebenso rasch spurlos verschwinden, und Niemand ahnt, weswegen und wohin.

— Glaubt Ihr aber, daß die Jesuiten ihrerseits unthätig bleiben werden?

— Durchaus nicht. Das liegt nicht in ihrer Art. Sie werden über das Verschwinden ihres Agenten wüthend sein und einen Andern senden, — aber erst müssen sie den Vorgang erfahren und das braucht Zeit — lange Zeit. Wir aber haben zwei Monate gewonnen und das ist Alles, was wir bedürfen, wenn anders die Aerzte sich nicht täuschen. Noch einmal, ich stimme für Gewalt und zwar sogleich.

Rebinsky lauschte mit der größten Aufmerksamkeit und vernahm mit eigenthümlicher Empfindung die freundlichen Gesinnungen, welche die drei Männer im Erdgeschosse gegen ihn hegten, und das angenehme Schicksal, welches sie ihm in Aussicht stellten.

Es entstand eine kleine Pause. Dann fragte die Stimme, welche Pater Gregor anzugehören schien:

— Wie wollt Ihr die That ausführen?

Die Baßstimme erwiderte:

— Das sollt Ihr sogleich hören. Habt Ihr Leute im Schlosse, auf welche Ihr zählen könnt?

— Ja. Da ist vor allem Peter, der Kammerdiener des Grafen. Er ist mir mit Leib und Seele ergeben und thut blindlings, was ich ihm befehle. Dann sind noch einige aus der Dienerschaft, die für mich durch's Feuer gingen.

— Wir brauchen nur Einen. Der Kammerdiener genügt. Wir dürfen nicht zu viele Mitwisser im Schlosse haben. Für die Anderen will ich sorgen. Hört mich also an. Morgen Nacht, etwa um 11 Uhr, wenn Alles schläft, erwartet mich hier. Ich werde mit einem Wagen und vier entschlossenen Burschen da sein. Diese führt Ihr geräuschlos in's Schloß nach dem Zimmer des Jesuiten, nachdem Ihr Sorge getragen haben werdet, Euch des Schlüssels zur Thüre

des Nebenzimmers zu bemächtigen. Er wird überfallen, geknebelt, gebunden und in den Wagen gebracht. Wir führen ihn dann mit verbundenen Augen nach Worotin, in unser Kloster; in drei Stunden, also vor Tage noch, sind wir dort. Ich werde sorgen, daß Alles zu seinem Empfange bereit sei. Vom Felde her durch den Garten, wo uns Niemand sieht, wird er in eine dunkle Zelle gebracht und dort in strenger Einzelhaft gehalten, bis wir unsern Zweck erreicht haben. Dann schafft man ihn mit eben der Vorsicht in eine entfernte Gegend und legt ihn des Nachts an die Landstraße. Er mag dann sagen, wenn er kann, wo er die Zeit über gewesen.

— Spitzbuben! murmelte Rebinsky in seinem Verstecke, ich will mich hüten, euch in die Hände zu fallen. Noch habt ihr den Vogel nicht gefangen.

Der Plan, welchen die Baßstimme vorgeschlagen hatte, wurde nach längerer Debatte angenommen. Es wurde bestimmt, Peter sollte um Mitternacht am Thurme warten und die Leute, welche der Prior der Franziskaner, denn diesem gehörte die Baßstimme, bringen würde, zum Eingange der Wendeltreppe führen. Dort sollte sie Pater Gregor erwarten, welcher dann die Leitung des Handstreichs übernehmen wollte.

Nachdem noch Alles auf das Genaueste besprochen und verabredet worden war, trennten sich die Verschworenen in der sicheren Hoffnung auf das vollständige Gelingen ihres Unternehmens.

Rebinsky hörte mit Vergnügen das Verhallen der letzten Schritte und beeilte sich, seine gezwungene Stellung zu verlassen. Er hatte beinahe eine Stunde regungslos gelegen und war in Folge dessen an allen Gliedern steif. Die Leiter wurde herabgelassen, diesmal aber durch eins der Thurmfenster, und die Beiden verließen ihr Versteck.

— Was meint Ihr zu dem Einfall, Stanislaus, mich entführen zu lassen? Die Idee ist nicht übel, allein sie ist noch nicht ausgeführt. Wie wär's, wenn wir ihnen einen dicken Strich durch die Rechnung machten?

— Dafür will ich Sorge tragen, meinte der Schloßverwalter. Ich werde zum Grafen gehen und ihm das Ganze mittheilen.

— Was fällt Euch ein! Unter keiner Bedingung darf der Graf etwas davon erfahren. Er darf keine Ahnung haben von dem was um ihn vorgeht und daß er den Gegenstand unserer beiderseitigen Sorgfalt ist. Das wäre mein Spiel verderben.

— Dann will ich Wachen aufstellen.

— Das taugt auch nicht. Sie würden zwar ihren Plan für diese Nacht vereitelt sehen, ihn aber nicht aufgeben, sondern mich bei anderer Gelegenheit abfassen.

— Was ist aber dann zu macheu?

— Wir müssen thun, was sie vorhaben. Wir müssen unsern gefährlichsten Feind aus dem Wege schaffen und dieser ist der Franziskaner. Ist der beseitigt, dann steht mir beim Grafen kein Hinderniß mehr im Wege.

— Wie das geschehen soll, weiß ich noch nicht. Ich will reiflich darüber nachdenken und Euch morgen früh meine Befehle geben.

— Sie sollen mit mir zufrieden sein. Gute Nacht.

Rebinsky machte diese Nacht kein Auge zu. Angekleidet hatte er sich auf sein Bett geworfen und dachte darüber nach, was zu thun wäre und wie er den Streich am besten vereiteln könnte. Sollte er dem Franziskaner dasselbe Schicksal angedeihen lassen, welches dieser ihm bereiten wollte? Sollte er ihn aufheben lassen und in irgend einem Keller gefangen halten? Dann blieb immer noch der Prior; und dieser war kein weniger gefährlicher Feind, er war der Haupthebel des Ganzen. Dann blieb noch der Kammerdiener.

Er entwarf verschiedene Pläne, keiner aber wollte ihm genügen; bei jedem entdeckte er Mängel. Er suchte einen, der ihn auf einmal von seinen Gegnern befreite und ihn zum Herrn der Situation machte.

Da durchzuckte es wie ein Blitz seine Seele.

— Gefunden! rief er aus, so wird es gehen. Ich lasse den Ereignissen ihren Lauf und erwarte sie stehenden Fußes, aber vorbereitet.

Die Kerze war tief hinabgebrannt — das Licht erlosch. Der größte Theil der Nacht war vorbei, es sollte bald Morgen werden.

Rebinsky schlief ermüdet ein.

V.

Wie ein Beichtvater seinen Pflichten nachkommt.

Der Priester hat einen hohen, edlen, aber auch schweren Beruf. Seine Laufbahn ist eine dornenvolle. Wie viele harte Prüfungen hat er zu bestehen, wie vielen Anfechtungen und Entbehrungen ist er ausgesetzt! Will er den Geboten seiner Religion nachleben, so ist sein ganzes Leben ein fortwährender Kampf mit dem Teufel und den verlockenden Reizungen dieser Welt. Er muß von frühester Jugend allem entsagen, was nach unseren Begriffen das Glück des irdischen Lebens bildet. Reichthum und Glücksgüter dieser Welt soll er verachten und in Demuth und freiwilliger Armuth dahin wandeln vor dem Herrn; den sündigen, aufrührerischen Leib soll er kasteien und allen Freuden der Tafel entsagen, alle menschlichen Regungen der Liebe soll er ersticken und fliehen wie das höllische Feuer und gänzlich aufgehen in göttlicher Liebe und im Jenseits. Die Kranken soll er pflegen, mit den Armen das Wenige theilen was er hat und den Sterbenden trösten in dem furchtbaren Kampfe des letzten Augenblickes.

Aber nicht blos in der Stunde des Todes soll er dem Menschen zur Seite stehen, als Freund, als Tröster, durch das ganze Leben soll er sie als Beichtvater mit heiligem Rathe begleiten und die Wankenden stützen. Er soll ihre Seelen ergründen, hinabsteigen in die Tiefe ihres Herzens, die Bekenntnisse ihrer Sünden unter dem strengen Eide der Verschwiegenheit entgegen nehmen und das Geheimniß bewahren — Reue und Leid bei ihnen erwecken, sie auf bessere Wege leiten und sie so erretten und bewahren vor ewiger Verdammniß.

Pater Gregor war, wie wir bereits wissen, Beichtvater des Grafen Zolkiewicz. Sehen wir nun, wie der fromme Mann seinen Pflichten nachkam.

Treten wir am Morgen nach der Nacht, in welcher wir ihn im Thurme belauschten, in das Kabinet des Grafen.

Dort finden wir diesen und seinen Beichtvater.

Der Graf ruht in einem Lehnstuhle vor dem Kamine, in welchem Feuer brennt; neben ihm sitzt Pater Gregor.

Das Antlitz des Kranken ist kummervoll und leidend; es trägt die Spuren von Seelenschmerz und einer schlaflos durchwachten Nacht.

Der Pater ist wohlauf und rüstig. Sein Körper ist so kräftig, daß die Entbehrungen und Kasteiungen, welche die Religion ihm auferlegt, wirkungslos bleiben. Er hat mächtige Schultern und Anlage zur Leibesfülle. Er hat sehr große Hände, deren fleischige Finger emsig beschäftigt sind, mit einem Rosenkranze zu spielen, einen großen runden Kopf mit stupiden Zügen, eine plumpe Nase — kleine aber lebhafte Augen, dicke wulstige Lippen mit hängendem Kinn. Hals hat er keinen, der Kopf sitzt unmittelbar auf den Schultern.

Auf dem Tische steht ein Kruzifix.

Als wir eintreten, verklingen eben die letzten Worte eines Pater noster. Der Pater hat ihn mit lauter Stimme vorgebetet, der Graf bewegt blos leise und in sich versunken die Lippen. Er stützt das Haupt auf seine gefalteten Hände.

Es war ein merkwürdiger Kontrast zwischen diesen beiden Menschen. Der Eine, ein Mann von hoher Stellung, von Rang, Ansehen und ungeheuerm Reichthum, gebildet, ja gelehrt, wie seine Zeitgenossen ihm nachsagen, ein Mann, dem auf dieser Welt zum Glücke nichts fehlte, als — Gesundheit, saß da, gebrochen, geknickt, zerknirscht, ein schwaches, scheinbar willenloses Wesen; der Andere dagegen, ein Mann von dunkler, vielleicht zweifelhafter Herkunft, der Sohn eines Bauern, eines Fuhrmanns, wenn er nicht vielleicht aus einem Findelhause in's Kloster gekommen war, ein einfaches Pfäfflein, der nichts sein eigen nannte, als seine Kutte, welche robuste strotzende Gesundheit! welche Fülle der Kraft! welches Selbstbewußtsein der Ueberlegenheit über den Andern!

Freilich, wenn der Graf aus seiner zusammengesunkenen Stellung sich etwas aufrichtete und das dunkle Auge fragend zu dem Priester emporrichtete, da schien dieser die Demuth und Unterwürfigkeit selbst. Sein Gesicht nahm den Ausdruck der gottseligsten Frömmigkeit an er blickte so salbungsvoll nach der Decke auf, daß Niemand zweifeln konnte, er sei der gottesfürchtigste Mann. Allein sobald der Graf seinen Blick wieder abwendete und zurückfiel in die dumpfe düstere

Beschaulichkeit, da trat jener entschlossene feste Ausdruck wieder in die Züge des Mönches, der salbungsvolle Blick verschwand und Siegesbewußtsein strahlte aus seinen Augen.

Was war nun die Ursache dieser merkwürdigen Verschiedenheit? Sie lag nicht in der geistigen Ueberlegenheit, denn der Graf hatte ohne Zweifel eine feinere, höher organisirte Seele, aber sie bestand im Glauben und den Wirkungen, die derselbe oft über den verständigsten Menschen ausübt. Der Mönch, der selbst gar nichts glaubte hatte durch ein Gewebe von Lehren von Sünde, Strafe und ewiger Verdammniß die Seele des Kranken mächtig zu umstricken gewußt, und war dadurch zu unbedingter Herrschaft über ihn gelangt.

Als das Gebet zu Ende war, sagte der Mönch: Amen.

Amen, wiederholte der Graf leise.

— Und nun, wo wir uns durch das heilige Gebet getröstet und gestärkt haben, wollen wir uns versenken in geistige Betrachtung und Beschauung. Wir wollen hinabsteigen in die Tiefe unseres Gemüthes und unsere Herzen und Nieren prüfen.

Was haben wir elende sterbliche Sünder auch anderes hienieden in diesem Jammerthale, als die heilige Religion? Sie ist unsere Trösterin in Bekümmernissen, unsere Freundin in der Noth, unsere Trösterin in Widerwärtigkeiten, unsere Stütze, wenn wir schwach und wankend werden, unser Rettungsanker im Schiffbruche.

Ohne sie, mein Sohn, sind wir arme verlassene Schafe, die von der Heerde zerstreut, allein, hilflos, ohne Hirten herumirren und die Beute der Wölfe werden. Die Wölfe aber sind die Sünden, es sind die Laster und bösen Leidenschaften. Wir fallen dem Teufel anheim und sind auf ewig verloren. Zorn, Neid, Geiz, Habsucht, Verschwendung, Schlemmerei, Völlerei und Unzucht schlagen ihre giftigen Krallen in unsere schwachen Herzen und reißen uns hinab in die Verderbniß.

Der Graf seufzte und sah zum Himmel auf.

— Glücklich derjenige, der stets auf ihren Wegen gewandelt und die Gebote der heiligen Kirche erfüllt; glücklich derjenige, der sich frei weiß von Sünde; glücklich derjenige, der stets den Anfechtungen des Teufels widerstanden hat; wehe aber demjenigen, dreimal wehe, wer das nicht von sich sagen kann, wer auf dem Wege der Verderbniß verharrte, wer sein Pfund vergraben und sein Leben hinbrachte in Sünde und Laster. Sein Loos wird schrecklich sein, sowohl hier, als

Jenseits. Verzweiflung wird schon hienieden ihn erfassen und im anderen Leben wird grenzenlose Verzweiflung ihn zerfleischen.

Der Graf seufzte abermals tief auf.

— Ja, mein Sohn, schrecklich wird sein Loos sein. Er wird hinabgeschleudert werden in den Pfuhl der ewigen Verdammniß, wo da ist Heulen und Zähneklappern und eine fürchterliche Stimme wird rufen: „Sei verdammt auf ewig!"

Der Graf verbarg bei diesen Worten das Gesicht in beide Hände und die heftig arbeitende Brust zeigte, wie tief er bewegt war.

— Ich sehe, mein Sohn, Du bist tief erschüttert von meinen Worten und noch ist nicht alle Hoffnung auf Errettung verloren. Noch scheinst Du empfänglich für Reue und Zerknirschung. Kehre um auf dem Wege des Lasters, den Du bisher gewandelt, geißle Dich, thue Buße, Deine Sünden können Dir vielleicht verziehen werden.

Der Herr, unser allgütiger, allbarmherziger Gott, der die Herzen und Nieren prüfet und unsere geheimsten Gedanken kennt, ist ein strenger, gerechter Richter; den Schuldigen bestraft er und sendet ihn zur Hölle, mit dem Reuigen aber hat er Mitleid und erhört sein brünstiges Gebet, denn er ist allbarmherzig.

Ach! ach! stöhnte der Graf, gepeinigt von dem Gedanken, ewig in der Hölle gebraten zu werden, was muß ich thun, diesem entsetzlichen Schicksale zu entgehen. Sprecht, hochwürdiger Herr — helft, rathet, Ihr seht meine Verzweiflung.

Was Du thun mußt, mein Sohn, den Fluch von Dir abzuwenden? Du mußt die Sünden verfluchen, die Du begangen, Du mußt aufrichtige Reue und wahres Leid in Dir erwecken. Du mußt die Wege verlassen, die Du bisher gewandelt und zurückkehren in den Schoos der allein seligmachenden Kirche. Du mußt an Deine sündige Brust klopfen, mit Deinen Nägeln Deinen Leib zerfleischen und aus tiefster Bedrängniß aufschreien: „Herr! Herr! hab' Erbarmen, hab' Mitleid mit mir armen sündigen Menschen und laß mich meine Verbrechen nicht entgelten!"

— Und glaubt Ihr, hochwürdiger Herr, daß die Reue allein mich von der Verdammniß erlösen kann?

— Die Reue allein kann das nimmermehr.

— Und was muß ich noch thun?

— Du mußt vor Allem ein reumüthiges Geständniß aller Deiner Sünden ablegen, Du mußt mir bekennen, frei, offen und ohne Rück-

halt, was Deine Seele belastet, damit Du Vergebung und Verzeihung erhalten mögest.

— Und dann?

— Dann mögest Du beweisen, daß Deine Reue wahr und nicht erheuchelt ist. Du mußt Deine Vergehen sühnen schon auf dieser Welt, Du mußt Opfer bringen, sonst kann Dir niemals Vergebung werden.

— Aber worin soll diese Sühne bestehen?

— Das sollst Du erfahren, sobald Du mir ein offenes Geständniß abgelegt haben wirst. Ohne reuevolles Geständniß, ohne Sühne keine Verzeihung.

O mein Gott! o mein Gott! stöhnte der Graf.

Der Mönch schwieg und wartete. Er betrachtete kalt und ruhig den Kranken, den er durch seine Tröstungen an den Rand des Wahnsinnes, in einen unbeschreiblichen Zustand der Verzweiflung gebracht hatte und wartete nun gelassen, wo dieser selbst freiwillig sein Haupt darbieten würde und er nur den Strick zuzubrehen brauchte.

Nach langem Seelenkampfe sprach der Graf:

— Ich will thun, was Ihr von mir verlangt, hochwürdiger Herr.

— So verlange ich denn eine reumüthige Beichte, ein unumwundenes Geständniß. Deine Seele, mein Sohn, muß vor mir liegen, wie dieses Buch. Es darf keinen Winkel desselben, keinen Gedanken geben, den ich nicht kenne. Nur dann kann ich Dich vielleicht absolviren und Dir Rettung versprechen, wenn Du die Bedingungen erfüllen wirst, welche ich Dir stellen werde. Du hast mir zwar schon tiefe Blicke thun lassen in die Nacht Deiner Vergangenheit, allein noch weiß ich nicht Alles. Es lastet etwas auf Deinem Gewissen, was Dich drückt und was Du mir verbirgst. Willst Du in Deiner Verstocktheit verharren, nun wohl — dann fahre hin in die Hölle — willst Du in Dich gehen und bekennen — Vergebung. Nun wähle.

Der Graf kämpfte einen schweren Kampf. Endlich begann er mit schwacher Stimme:

— Ich habe in der That Dinge auf meinem Gewissen, die mich peinigen und nicht zur Ruhe kommen lassen.

— Sprich, mein Sohn, die Religion wird Dir Tröstung gewähren und Gott dem Reumüthigen verzeihen.

Nach langer Pause begann der Graf:

— Mein Vater starb, wie Ihr wissen werdet, als der älteste der

beiden Söhne sechs Jahre zählte, während ich, der jüngere, eben das vierte zurückgelegt hatte. Meine Mutter war eine gute, aber schwache Frau. Sie liebte uns beide über die Maßen und konnte uns nichts abschlagen. Die Folge davon war, daß wir beide, von Natur aus mit heftigem, wilden Temperamente begabt, ganz unbändige, zügellose Jungen wurden. Wir thaten, was uns beliebte und Niemand hatte über uns Gewalt. Der Himmel weiß, wie viele Thränen wir der guten Mutter gekostet haben; sie bereute ihre Schwäche und Herzensgüte — als es zu spät war.

Als wir älter wurden, entwickelte sich zwischen uns Brüdern eine gewisse Abneigung, die endlich bis zur Feindschaft wurde. Mein Bruder, stark und kräftig gebaut, neckte und verspottete mich, weil ich zarter und schwächlicher war, als er; ich war ihm gram, weil er mir in allem überlegen und weil der Vater ihm den weitaus größten Theil seiner Besitzungen zugewiesen hatte, während ich mit zwei armseligen Gütern bedacht wurde.

Unweit der Besitzung, auf welcher wir mit der Mutter lebten, wohnte ein Edelmann, der eine bildschöne Tochter hatte.

Wir verliebten uns beide in das schöne Mädchen und das Unglück wollte, daß sie seine Liebe erwiderte. Die Eifersucht machte mich rasend und steigerte die Abneigung gegen meinen Bruder bis zum glühendsten Haße. Tag und Nacht sann ich auf Mittel, ihm die Geliebte abspenstig zu machen und sie selbst heimzuführen; allein so viel ich auch sann, es fand sich keines.

Eines Tages war ich auf die Jagd gegangen. Wie immer, hatte ich meine Schritte nach der Gegend gerichtet, wo die Geliebte wohnte. Ich war glücklich, in dem Bewußtsein ihr nahe zu sein, wenn ich sie auch nicht sehen konnte, noch sehen wollte; denn seit mein Bruder der Begünstigte geworden, besuchte ich sie nicht mehr. Ich trat an den Saum des Waldes, von wo man das Gebäude, welches sie bewohnte, erblicken konnte und legte mich unter einen Baum.

Dort blieb ich, bis es Abend wurde. Eben wollte ich aufbrechen; da kam sie am Arme meines Bruders aus dem Garten und schritt dem Walde zu. Sie benahmen sich, wie zwei Verliebte, blieben öfter stehen und küßten sich.

Hochwürdiger Herr! Ich kann Euch nicht mit Worten sagen, was ich bei diesem Anblicke fühlte. Meine Eifersucht wurde bis zum Wahnsinne gesteigert, ich sprang auf und rannte in den Wald. Dort

warf ich mich wie ein Rasender auf die Erde, weinte und zerraufte mir das Haar.

Da hörte ich die Stimme meines Bruders. Er sang ein fröhliches Lied und schien in ausgelassener Laune zu sein. Ich kannte das Lied. Plötzlich kam mir der Gedanke, er verspotte mich. Ich sprang auf, stellte mich hinter einen Stamm und als er zehn Schritte an mich herangekommen war — — schoß ich ihn nieder.

Der Graf verbarg das Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

— Mein Sohn! Mein Sohn!

— Haltet ein, sprecht nicht, noch bin ich nicht zu Ende.

— Ich kehrte heim und legte mich zu Bette. Zwei Tage wußte Niemand, was aus meinem Bruder geworden. Erst am dritten Tage wurde sein Leichnam von Bauern, die ihn gefunden hatten, in's Schloß gebracht. Der Schmerz meiner Mutter war grenzenlos; aber so groß war mein Haß, daß mich das nicht rührte. Ich fühlte mich glücklich!

Trotz der Nachforschungen, welche eifrig angestellt wurden, kam man dem Thäter nicht auf die Spur. Man warf nicht einmal einen Verdacht auf mich.

Seine Geliebte war ebenso untröstlich wie meine Mutter, sie wollte in ein Kloster gehen. Nach einigen Wochen nahm ich meine Besuche wieder auf, erneuerte meine Bewerbungen und ihre Eltern zwangen sie, mir trotz ihres Widerstrebens nach einem Jahre vor dem Altare die Hand zu reichen.

Ich war jetzt auf dem Gipfel meines Glücks. Einziger Erbe eines großen Vermögens, Gatte eines bis zur Raserei geliebten Weibes — was wollte ich mehr?

Allein meine Ehe war keine glückliche. Meine Frau konnte ihre Abneigung gegen mich nicht überwinden: sie blieb nicht nur kalt, ja sie haßte mich.

Wir zogen nach Warschau. Dort stürzte ich mich in den Strom der Vergnügungen, ich spielte, trank, ward ein Verschwender und suchte mich in Ausschweifungen zu betäuben.

So vergingen einige Jahre. Von meiner Frau war ich so gut wie getrennt. Sie bewohnte einen Theil des Palastes, ich den andern und wir sahen uns Monate lang nicht.

Da traf ich sie eines Tages auf einem Balle beim Fürsten

Rasumovsky. Sie war blendend schön und überstrahlte alle Andern an Anmuth. Ich verfolgte sie mit meinen Blicken und schwelgte in ihrem Anschauen. Ich fühlte mich an jenem Abende sehr unglücklich. Meine Liebe, die ich zu betäuben gesucht hatte, erwachte wieder mit ganzer Macht. Meine Frau schien zu bemerken, daß ich sie mit den Augen verfolgte. Sie ließ einige Male ihren Blick forschend auf mir ruhen und ich war selig, als sie sich mir näherte und mich anredete.

Sie war auffallend weich gestimmt und sprach zwar wenig aber freundlich mit mir. Wir näherten uns nun gegenseitig und es trat eine gewisse Vertrautheit zwischen uns ein, die bisher noch nicht bestanden hatte. Was ich so lange ersehnt, mir ihr Herz zu öffnen, hoffte ich nun in Erfüllung gehen zu sehen. Ach! es war eine falsche Hoffnung. Ich wähnte mich vom Glücke emporgehoben und wurde desto tiefer hinabgeschleudert.

Unsere Ehe war bisher kinderlos geblieben. Nach einiger Zeit sagte mir meine Frau, daß sie sich Mutter fühle.

Meine Freude kannte keine Grenzen, allein merkwürdigerweise wurde meine Frau von diesem Momente wieder kälter. Die Kälte wuchs und machte der alten Abneigung Platz. Mir war diese Umwandlung unbegreiflich, um so mehr, als das Ereigniß, welches wir erwarteten, doch ein Band der Vereinigung hätte sein sollen.

Die Tochter, welche sie mir schenkte, tröstete mich in etwas über die wachsende Kälte meiner Frau.

Ich übertrug all' meine Liebe auf mein Kind. Aber auch dieses Glück sollte nicht lange dauern.

Einst kam ein fremder Mensch zu mir und sagte, er habe mir eine wichtige Mittheilung zu machen.

— Sie glauben, Ihre Frau sei Ihnen treu? Sie glauben, Ihre Tochter sei Ihr eigen Kind? Sie sind im Irrthume, Herr Graf.

— Elender, rief ich, mich auf ihn werfend, Du wagst es, die Ehre meines Weibes anzutasten?

— Geduld — ich werde beweisen, was ich sage. Lieutenant L . . ., bei welchem ich Diener war, liebt Ihre Frau und wird von ihr wiedergeliebt. Er besuchte sie fast jede Nacht. Anfangs stieg er durch's Fenster mittelst einer Strickleiter, später ließ die Kammerfrau der Gräfin ihn ein. Ich begleitete ihn jedesmal bewaffnet bis an's Fenster, denn er besorgte, meuchlerisch überfallen zu werden.

— Du lügst, Mensch, schrie ich außer mir, die Gräfin hat nie einen Fehltritt begangen.

Der Unverschämte lachte. Sehen Sie nach bei Ihrer Frau Gemahlin und Sie werden die Briefe und Liebeszeichen finden, die ihr mein Herr schickte und die ich überbringen mußte.

— Und warum kommt Ihr, mir das zu sagen?

— Er mißhandelte mich und jagte mich weg. Um mich an ihm zu rächen, theile ich Ihnen das mit.

Ich stürzte nach den Gemächern meiner Frau. Sie war allein und schrieb. Sie stieß einen Schrei aus, als sie mich verstört, athemlos und bleich hereinstürmen sah, und wollte schnell ein Blatt Papier verbergen; ich riß es ihr weg, es trug die Ueberschrift „Heißgeliebter Freund!" und war an den Lieutenant Grafen L . . . gericht. Ich durchwühlte Kasten und Schränke und fand nicht nur den ganzen Briefwechsel mit dem Schurken, sondern auch die unzweideutigsten Beweise dieses verbrecherischen Verhältnisses.

Meine Wuth hatte nun den höchsten Grad erreicht, ich mißhandelte, meiner nicht mehr mächtig, meine Frau, schlug sie, warf sie zu Boden und trat sie mit Füßen. Auf ihr Geschrei stürzte die Kammerfrau herbei, bei deren Anblicke sich mein Zorn gegen diese kupplerische Helfershelferin kehrte. Das war ein Glück, denn ich hätte sonst meine Frau auf der Stelle ermordet.

Die Kammerfrau entrann nur durch die schleunigste Flucht dem sichern Tode.

Dem Lieutenant schickte ich eine Herausforderung. Wir schlugen uns außerhalb Warschau, am Ufer der Weichsel ohne Zeugen. Ich schoß ihn nieder und warf seinen Leichnam in den Strom, so war es zwischen uns bedungen worden. Niemand sollte etwas von dem ganzen Vorfalle ahnen.

Als ich in den Pallast kam, war meine Frau an den Folgen der Mißhandlungen — gestorben.

Seht Ihr, hochwürdiger Herr, so wurde ich ein dreifacher Mörder!

Wer den würdigen frommen Beichtvater in dem Augenblicke hätte beobachten können, als der Graf die Worte sprach: dreifacher Mörder, der würde bemerkt haben, daß dessen Gesicht momentan einen eigenthümlichen, strahlenden Ausdruck annahm; aber auch nur momentan. Denn kaum war jenes Aufleuchten der Augen, jenes

Zucken der Mundwinkel, welches den hohen Grad der Befriedigung, die der Mönch empfand, verschwunden, als auch seine Züge wieder den kalten fühllosen Ausdruck der Ueberlegenheit annahmen, den sie früher hatten. Dann fragte er den Grafen:

— Hast Du, mein Sohn, diese furchtbaren Verbrechen, für welche der Herr Deiner armen Seele gnädig sein möge, auch gebeichtet? und hat der Priester Dich absolvirt?

— Ach! rief der Graf, die Hände ringend, mit dem Ausdrucke des höchsten Seelenschmerzes, das ist es ja eben, was mich der Verzweiflung nahe bringt und mich zu Tode quält. Jahre lang führte ich noch ein tolles, wüstes Leben, ich wollte die furchtbaren Gewissensbisse in mir ersticken, bis ich endlich wieder in den Armen der Religion Trost und Erlösung meiner Qualen suchte. Ich beichtete, verschwieg aber dem Beichtiger, daß ich Bruder, Weib und den Geliebten meiner Frau getödtet. —

— Und du hast das heilige Sakrament der Kommunion darauf empfangen? rief der Mönch mit schrecklicher Stimme.

— Der Graf antwortete kaum hörbar: Ja.

— Wehe, über Dich, Wehe! Was hast Du gethan mein Sohn! Du hast einen dreifachen Mord auf Dein Gewissen geladen, drei schwere Verbrechen begangen, aber der allgütige, allbarmherzige Herr der Welt kann Gnade üben und sie Dir vergeben, denn Du hast sie, hingerissen von der Leidenschaft, begangen.

Allein, Du hast den Leib unseres göttlichen Erlösers wissentlich in Dich aufgenommen, als Du Dich noch im Zustande der Sünde befandest und ohne daß Du durch die Gewalt eines Priesters von ihr losgesprochen warst. Das, mein Sohn, ist eine jener Sünden, welche nie und niemals vergeben werden können, und für welche deine Seele ewiger Fluch und Verdammniß erwartet.

— Der Kranke war in einem Zustande, der sich nicht beschreiben läßt. Er brach in sich zusammen und jammerte:

— Also verloren, verdammt auf ewig. O! o! Er weinte bitterlich.

Der Mönch überließ ihn ruhig dem Ausbruche seiner Verzweiflung und that, als ob er betete. Im Innern war er aber sehr zufrieden, denn er hatte den Grafen durch dieses Geständniß gänzlich in seine Gewalt bekommen, willenlos mußte dieser thun, was Pater Gregor von ihm verlangte.

— Es trat eine lange Pause ein, während welcher der Kranke schluchzte und der Pfaffe zu beten schien.

Endlich, als der Sturm sich etwas gelegt hatte, rief jener:

— Ist denn keine Rettung? keine Hülfe?

— Wenn Du aufrichtige Reue in Dir erwecken, die Bußen, welche ich Dir auferlegen werde, verrichten und alle meine Gebete getreulich erfüllen willst, kann Dir vielleicht noch Rettung werden. Der Hölle kannst Du entrinnen, dem Fegefeuer aber nicht.

— Was soll ich thun, hochwürdiger Mann?

— Du wirst Deine Tage im Gebete, in Reue und Zerknirschung zubringen, allen Gedanken an diese Welt entsagen, alle Güter dieser Welt der Kirche übermachen, und Dich in ein Kloster zurückziehen.

— Ich soll in ein Kloster gehen? meine Kinder soll ich enterben?

— Bist Du gewiß, daß Deine Tochter auch Dein Kind sei? fragte der Mönch spöttisch.

— Aber mein Sohn! mein Sohn!

— Die Sünden der Väter sollen gestraft werden bis in das dritte Glied. Deine Sünden sind auf Deinen Sohn übergegangen, in freiwilliger Armuth sollst Du Dein Leben beschließen und Dein Sohn habe Theil an der Strafe, die Dich trifft. Dies ist der einzige Weg zur Erlösung.

Der Mönch erhob sich und verließ festen Schrittes das Kabinet.

Der Leser kann sich vorstellen, in welchem Zustande der Verzweiflung er den Kranken zurückließ.

VI.

St. Ignatius von Loyola contra St. Franziskus von Assisi. Wie du mir, so ich dir.

Während in dem Kabinete des Grafen die Szene spielte, welche wir im vorigen Kapitel erzählt haben, trat der Schloßverwalter in das Zimmer Rebinsky's.

— Was für Befehle haben Sie mir zu geben? fragte er.

— Setzt Euch, Stanislaus, erwiderte Rebinsky, ich muß Euch auf das genaueste in den Plan einweihen, den ich gefaßt habe. Vorerst beantwortet mir einige Fragen. Auf wie viele entschlossene, verschwiegene Leute könnt Ihr zählen?

Stanislaus dachte nach und sagte dann:

— Auf zwei von den Dienern im Schlosse, auf den Förster und seine zwei Jägerburschen, macht fünf Mann.

— Könnt Ihr über einen abgelegenen Ort verfügen, wo man einen Menschen, abgeschieden von der Welt, verborgen halten kann?

Stanislaus dachte abermals eine Weile nach und erwiderte dann:

— Ich wüßte keinen bessern, als das Jägerhaus.

— Wo liegt das?

— Es liegt etwa eine Meile von hier ganz einsam und abseits im Walde.

— Ein einfaches Jägerhaus? das scheint mir nicht passend und sicher genug zu sein.

— Doch, doch. Es ist sehr fest und hat starke Mauern. Unter dem Großvater des Grafen wurde es als Jagdschloß gebraucht. Sein Vater benutzte es als Gefängniß, er hielt zehn Jahre lang einen Mann dort eingesperrt. Man weiß nicht, wer er war. Man sagt aber, er sei aus einer edlen Familie und sein Nebenbuhler gewesen. So erzählt man sich.

— Wer bewohnt es gegenwärtig?

— Der Förster mit zwei Burschen.

— Ist der Förster verheirathet?

— Nein, es ist kein Frauenzimmer im Hause.

— Ich muß es sehen. Wir wollen vor Tische hinüber reiten. Könnt Ihr einen Wagen und einen getreuen Kutscher auftreiben?

— Der Förster hat Wagen und Pferde, einer der Burschen kann ihn führen.

— Kann man aber auch mit Zuversicht auf die Verschwiegenheit der Leute rechnen?

— Geben Sie ihnen Schnaps und Geld und Sie können mit ihnen anfangen, was Sie wollen.

— Wenn das ist, steht der Ausführung meiner Idee kein Hinderniß im Wege. Es muß meine Aufgabe sein, mich vor Allem des Franziskaners zu entledigen. Der muß abgefaßt und irgendwohin in Sicherheit gebracht werden. Er soll dasselbe Schicksal haben, was mir zugedacht war. Das denke ich so auszuführen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich heute Abend bei dem Ueberfalle persönlich betheiligen werde. Er wird auf seinem Zimmer bleiben und die Ausführung dem Kammerdiener überlassen.

— Das scheint auch mir wahrscheinlich zu sein.

— Er muß also in seinem Zimmer überfallen, zu Boden geschlagen, geknebelt und nach dem Jägerhause gebracht werden.

— Das wird nicht ohne Lärmen abgehen. Der Pater ist ein vierschrötiger Geselle und wenn er sieht, daß es ihm an den Kragen geht, so wird er brüllen und um sich schlagen, wie ein wüthender Stier.

— Möglich; dann versetzt man ihm eins über den Schädel, das wird ihn beruhigen. Ein Prügel ist ein vortreffliches niederschlagendes Mittel.

— Allerdings; wir könnten das aber vielleicht ruhiger abmachen.

— Wie denn?

— Pater Gregor hat immer einige Flaschen mit Wein auf seinem Zimmer. Des Morgens zum Frühstück trinkt er eine Flasche, unter Tags ebenfalls und Abends, wenn er vom Grafen kommt, vor dem Schlafengehen, leert er zwei, auch drei.

— Wißt Ihr das gewiß?

— Ganz sicher. Ich selbst muß ihm täglich den Wein liefern, da ich auch die Aufsicht über den Keller habe.

— Nun, weiter.

— Ich dächte, wenn man da mit dem Arzte reden könnte, daß er ihm ein schlafmachendes Mittel gäbe, so ginge das ganz von selbst.

— Dazu brauchen wir keinen Doktor. Wozu so viele Mitwisser? Ich führe selbst einige Hausmittel und Medikamente bei mir, für den Fall der Noth. Man braucht dergleichen immer, wenn man auf Reisen geht. Zufälligerweise besitze ich ein kleines Fläschchen mit Laudanum.

— Vortrefflich. Ich will ihm welches in den Wein mischen.

— Könnt Ihr ungesehen in sein Zimmer gelangen?

— Die Thüre nach dem Nebengemache ist abgeschlossen, ich habe den Schlüssel. Wenn er Abends beim Grafen ist, kann's geschehen.

— Dann können unsere Leute auch im Nebenzimmer sich verbergen.

— Das will ich besorgen und auf mich nehmen.

Rebinsky zog ein kleines Etui aus der Tasche, worin sich verschiedene Fläschchen mit Flüssigkeiten und Pulvern befanden. Er nahm eines derselben und goß einige Tropfen eines braunen Saftes in ein Glas.

— So, sagte er, mischt ihm das unter den Wein.

— So wenig! rief verächtlich der Verwalter aus, das wird bei dem Büffel nicht wirken; er hat Nerven, wie Stricke.

— Mehr könnte ihn tödten; thut nur, was ich Euch sage. Nachdem wir uns also des Paters auf eine oder die andere Art bemächtigt haben werden, wird er in den Wagen gebracht und nach dem Jägerhause geschafft, vorausgesetzt, daß ich es zu seinem Aufenthalte passend finde. Ihr werdet Sorge tragen, daß das Fuhrwerk Euch an einem günstigen Orte erwarte. Das muß vor 11 Uhr geschehen sein. Zwei Mann genügen zur Bedeckung des Gefangenen. Die Uebrigen führt Ihr dann so stille wie möglich, daß der Pater davon nichts merke, nach meinem Gemache.

— Sie wollen die Bursche im Schlosse erwarten? Das finde ich bedenklich. Wäre es nicht besser sich im Garten zu verbergen und sie dort zu überfallen?

— Ich will sie im Schlosse haben. Hier können wir ihnen den Rückzug abschneiden, und ihre Flucht verhindern. Es liegt mir daran der ganzen Bande habhaft zu werden, vorzüglich aber des Kammerdieners. Wagt sich der Prior auch mit herein, desto besser. Seht, daß Euere Leute mit Knütteln und Schießgewehren versehen sind und zertheilt sie dann, wie es Euch passend scheint. Vor Allem aber habt Sorge, daß sie mit Stricken versehen sind, um die Spitzbuben binden zu können und tragt ihnen auf, von den Schießwaffen nur im Falle höchster Noth Gebrauch zu machen. Laßt sie die Bursche durchwalken, so viel sie wollen, aber wo möglich — kein Blut vergießen.

— Und wenn wir sie gefangen haben?

— Dann verfügt Ihr Euch noch in der Nacht zum Grafen und erzählt ihm, was vorgefallen. Ihr werdet jedoch Sorge tragen, das Ergebniß so darzustellen, als wenn es auf sein Leben und seine Person abgesehen gewesen wäre, als wenn man ihn hätte berauben und ermorden wollen. Das Hauptverdienst der Vereitlung dieses Anschlages muß aber auf mich fallen. Es ist dieses unbedingt nothwendig, um mir sein Vertrauen und seine Dankbarkeit zu erwerben. Ich werde sobald ich einmal festen Fuß gefaßt habe, schon sorgen, daß Ihr nicht zu kurz kommt. Dem Grafen werde ich vorstellen, die Ehre gebühre Euch allein, er wird Euch belohnen und in Rom werdet Ihr auch nicht vergessen werden.

— Ich werde Ihre Befehle auf das pünktlichste befolgen.

— Und nun, laßt Pferde satteln, wir reiten nach dem Jägerhause.

— Noch eins. Es ist unbedingt nöthig, daß wir uns der Correspondenz des Franziskaners bemächtigen. Sobald Ihr ihn bewältigt habt, durchsucht ihn und trachtet, seiner Schlüssel habhaft zu werden.

— Soll geschehen. Im Nothfalle habe ich Dietriche.

— So laßt uns aufbrechen.

Die Pferde wurden gesattelt und Rebinsky ritt mit dem Verwalter zum Schloßhofe hinaus. Als Rebinsky die große Treppe herabstieg, öffnete sich eine Thüre und die Gestalt des Franziskaners wurde sichtbar. So wie aber dieser den Jesuiten erblickte, machte er sogleich wieder einen Schritt rückwärts und schloß die Thüre.

Es war klar, er wollte jedes Zusammentreffen mit diesem vermeiden.

Im raschen Trabe erreichten die Reiter das Jägerhaus. Der Förster war allein zu Hause. Sowie er den Schloßverwalter, seinen Vorgesetzten, in Gesellschaft eines Fremden, erblickte, kam er heraus und begrüßte die Ankommenden mit großer Unterwürfigkeit. Sie stiegen ab und gingen in's Haus.

Der Verwalter nahm den Förster bei Seite und sprach lange mit ihm, dann kamen sie zurück.

— Es ist Alles in Ordnung, sagte Stanislaus; der Mann ist sicher. Doch wünscht er zu wissen, welcher Lohn ihn erwarte, wenn er im Dienste des Ordens handle?

— Er soll tausend polnische Gulden Silber haben und Land als Eigenthum, so viel er mag. Außerdem eine einträgliche Stellung.

— Ist das nicht zu viel für einen so geringfügigen Dienst?

— Versprechen kostet nichts. Zwischen Versprechen und Halten ist ein gewaltiger Unterschied. Ich verspreche, das ist wahr, ob aber der Orden meine Versprechungen halten will, das ist die Frage.

— Das werde ich mir merken, dachte Stanislaus, und auf meiner Hut sein.

Man sieht, die Jesuiten sind sehr klug; sie sind aber auch nur Menschen, und manchmal sprechen sie auch ein unbedachtes Wort. Man wird später sehen, welche Folgen dieses Wort hatte.

Der Förster kam jetzt näher. Er versicherte Rebinsky seiner vollständigen Bereitwilligkeit zur Unterstützung seiner Pläne und führte diesen im Hause umher. Er zeigte ihm jeden Raum und führte ihn selbst hinab in die Keller.

Das Jägerhaus war, wie schon gesagt, ein ehemaliges Jagdschlößchen. Es bestand aus einem Thurme und einem kleinen Anbaue. In diesem waren drei Zimmer, welche der Förster mit seinen Gehilfen bewohnte. Der Thurm war unbewohnt. Im Erdgeschosse befand sich ein geräumiger Saal, im obern Stockwerke unter dem Dache gleichfalls ein geräumiges Gelaß, welches als Speicher benutzt wurde, und im Unterbau ein in zwei Abtheilungen getrennter Keller. Die kleinen Oeffnungen, durch welche ein schwacher Lichtstrahl und etwas Licht eindringen konnten, waren vergittert und gingen in einen schmalen, von hohen Mauern umgebenen Hofraum. Der Eingang dazu führte eine steile Treppe hinab aus dem Zimmer des Försters. In einer der beiden Abtheilungen waren Ringe in der Wand eingemauert, woran schwere Ketten hingen; ein Beweis, daß diese Räume einstmals als heimlicher Kerker gedient hatten. Im andern lag Holz aufgespeichert, sowie einige Wintervorräthe des Försters. Eine schwere Thüre von eichenen Bohlen, mit Eisen beschlagen, schloß das Ganze ab.

Das war, was Rebinsky suchte. Einen passenderen Ort konnte er nicht finden. Es war ein Ort, wo ein menschliches Wesen, gut bewacht, Jahre in tiefster Abgeschiedenheit zubringen konnte, wo jeder Schmerzenslaut, jeder Hilferuf ungehört verhallte.

Rebinsky ging befriedigt die Treppe wieder hinauf. Man stieg zu Pferde.

— Ich rechne auf Euch und Eure Ergebenheit, sagte er, griff in die Tasche und gab dem Förster eine Hand voll Geldstücke.

Der Anblick des Geldes wirkte magisch auf diesen. Sein Ge-

sicht verklärte sich und er versprach, dem Orden Leib und Leben zu weihen.

Die Reiter sprengten davon.

Als sie in's Schloß zurückkehrten und in das Zimmer Rebinsky's traten, bemerkte dieser sogleich, daß die Schlüssel zu den beiden Thüren in die Nebenzimmer fehlten. Sie waren abgezogen und von der anderen Seite angesteckt worden. Die Thüren waren verschlossen.

Rebinsky deutete stillschweigend darauf, der Verwalter lächelte.

— Peter hat die Zeit Ihrer Abwesenheit benützt. Sie können sicher sein, man wird zur bestimmten Stunde kommen.

Alle Vorkehrungen wurden nun in der Stille getroffen und vor zehn Uhr war jeder Mann auf seinem Posten.

Während der Franziskaner beim Grafen war, ging Stanislaus in dessen Zimmer und goß die braune Flüssigkeit in den Wein. Dann begab er sich in's Nebenzimmer, wo vier mit Knütteln und Pistolen bewaffnete Männer mit geschwärzten Gesichtern sich versteckt hielten, dort wartete er.

Die Uhr hatte noch nicht zehn geschlagen, als der Pater kam. Er hatte für gut befunden, den Grafen heute früher als gewöhnlich zu verlassen.

Der Verwalter stand an der Thüre und sah durch's Schlüsselloch.

Pater Gregor stellte das Licht auf den Tisch und ging mit starken Schritten, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf und nieder. Er war sehr aufgeregt und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Endlich blieb er stehen, ergriff die Flasche und goß sich ein großes Glas voll ein. Er leerte es mit einem Zuge. Er trank ein zweites, ein drittes — Hochwürden war an diesem Abende besonders durstig — dann setzte er seinen Spaziergang fort.

Es schlug zehn Uhr.

Nach einer Weile blieb er wieder stehen, goß wieder ein Glas voll ein und trank es wieder auf einen Zug aus. Die erste Flasche war leer.

Wieder folgte ein lebhafter Spaziergang, dann wurde die zweite Flasche eben so schnell, wie die erste, geleert.

Dem Verwalter, der fortwährend mit gespannter Aufmerksamkeit durch das Schlüsselloch beobachtete, wollte es aber bedünken, als ob die Schritte jetzt anfingen, langsamer zu werden. Pater Gregor

ging nach der Thüre, welche in den Gang führte, und schloß sie ab. Er gähnte mehrmals und setzte sich endlich nieder.

— Es wirkt, dachte Stanislaus.

Der Pater blieb einige Zeit, das Haupt in die Hände gestützt, sitzen, wie Einer, dessen Kopf anfängt schwer zu werden, stand dann wieder auf und ging in der Stube auf und nieder.

Seine Schritte wurden immer langsamer, er gähnte häufiger, dehnte sich und legte sich endlich, angekleidet wie er war, auf's Bett.

Die Bettlade stöhnte und krachte, als die schwere Maschine sich darauf warf.

Jetzt schlug es ein Viertel.

Im Zimmer wurde es nach und nach ganz stille, das Selbstgespräch hatte aufgehört und man vernahm nur den gleichmäßigen Gang der Pendeluhr.

Von Zeit zu Zeit stieß er noch einige schlaftrunkene Worte aus, sein Athem wurde lauter und ging zuletzt in ein dumpfes Schnarchen über.

Er schlief.

Auf der Schloßuhr schlug es halb.

Der Verwalter gab den Männern ein Zeichen und öffnete leise die Thüre. Er hatte die Vorsicht gebraucht, Schloß wie Angeln reichlich zu ölen, um das unliebsame Knarren zu vermeiden. Dann steckte er den Kopf durch die halbgeöffneten Flügel und betrachtete den Pater.

Dieser lag mit der Kutte auf dem Bette, das Gesicht gegen die Wand, die Arme herabhängend und schlief.

— Jetzt rasch, flüsterte der Verwalter, Du, Wasili, schiebst ihm den Knebel in den Mund, ihr Andern bindet ihn.

Die Männer schlichen sich leise an den Schlafenden heran und in einem Nu hatte dieser einen tüchtigen Knebel im Munde und Hände wie Füße steckten in kräftigen Schlingen, die von nervigen Fäusten zusammengeschnürt wurden.

Allein so glatt und leicht sollte das Abenteuer nicht abgehen. Sei es nun, daß der Schlaftrunk nicht stark und wirksam genug war, oder daß er nicht Zeit gehabt hatte, gehörig zu wirken, — als der Franziskaner den Knebel im Munde fühlte und die Stricke an seinen Gliedern, so erwachte er und mit ihm seine ganze Kraft. Mit einem Rucke warf er einen der Männer zu Boden und nun begann ein rasender Kampf, ein wüthendes, verzweifeltes Ringen.

Er brüllte und obschon er den Knebel nicht aus dem Munde entfernen konnte, der seine Stimme dämpfte, so klang doch sein Geheul laut genug und war geradezu erschreckend.

Der Verwalter jedoch ließ ihm keine Zeit. Gleich nach den ersten Lauten des wüthenden Mönches erfaßte er ein Kissen und eine Decke, warf sie dem Pater über das Gesicht und stützte sich mit der ganzen Last seines Körpers darauf.

Die Töne wurden jetzt dumpfer, aber dennoch hörte er nicht auf zu brüllen.

Endlich war er überwältigt und so fest geknebelt, daß er keine Bewegung machen konnte. Da er durchaus nicht aufhören wollte, zu heulen, so riß Wasili ein Messer heraus, setzte ihm die Spitze auf die Kehle und rief ihm zu —

— Noch einen Laut und ich schneide Dir die Gurgel durch, Pfaffe!

Der Anblick des Messers, vielleicht auch die Empfindung des scharfen Eisens, welches Wasili ein wenig zu stark an die Haut gedrückt haben mochte, wirkte. Pater Gregor wurde stille und ergab sich in sein Schicksal. Er glotzte die Männer an, aber man sah diesem Auge an, daß ein bleierner Schlaf auf ihnen lag und es sich für längere Zeit schließen würde.

Es schlug drei Viertel.

Der Kampf hatte also eine volle Viertelstunde gedauert.

Der Verwalter gab nun das Zeichen, den Gefangenen in den Wagen zu schaffen. Wasili erklärte demselben noch einmal, bei dem geringsten Laute, den er von sich geben würde, könnte er darauf zählen, einen Schnitt in die Kehle zu bekommen.

Diese weise Ermahnung war jedoch nicht nöthig. Der angestrengte Kampf hatte den Pater ermüdet, der Schlaftrunk und der Wein begannen mit doppelter Kraft ihre Wirkungen zu äußern. Ehe man noch die Treppe erreicht hatte, war er in einen Zustand schlafähnlicher Erstarrung versunken.

Ohne weitere Beschwerde wurde er durch den Garten getragen und auf den bereit stehenden mit Stroh bedeckten Karren gelegt.

Als der Förster, welcher es übernommen hatte, das Fuhrwerk zu lenken und den Gefangenen nach dem Jägerhause zu bringen, eben abfahren wollte, erinnerte sich Stanislaus, daß er vergessen hatte, nach den Schlüsseln zu sehen. Er durchsuchte den Gebundenen, der jetzt fest eingeschlafen war, und fand auch, was er suchte.

Der Förster hieb in die Pferde und fort raste das Fuhrwerk.

Es war elf Uhr geworden.

Der Verwalter führte nun seine Leute nach der Wohnung Rebinsky's. Dieser wartete mit Ungeduld auf Nachricht über das Gelingen der Expedition und war sehr erfreut, daß alles nach Wunsch und ohne Störung abgelaufen.

Nun wurde berathschlagt, wo und auf welche Weise die Leute vertheilt werden sollten. Da man nicht wußte, durch welches der Nebengemächer sie kommen würden — der Kammerdiener hatte ja beide Schlüssel mitgenommen — so befahl Rebinsky, um jede Flucht zu verhindern, zwei der Bewaffneten am Ende des langen Ganges zu verbergen, welcher nach der Wendeltreppe führt, über welche sie kommen mußten, die Anderen, der Verwalter und Rebinsky blieben im Zimmer. Stanislaus zündete eine Blendlaterne an und verbarg sie unter seinem Pelze.

Das Licht wurde ausgelöscht.

Endlich war es Mitternacht. Langsam holte der Hammer aus und schlug zwölf Schläge. Als der letzte verklungen war, trat wieder die frühere Grabesstille ein. Einige Minuten waren so vergangen, da hörte man ein leichtes Geräusch, dann wurde wieder alles ruhig.

Alle horchten hoch auf, keiner konnte jedoch angeben, von welcher Seite es gekommen war.

Nach geraumer Zeit, während welcher die Männer kaum zu athmen wagten, um sich nicht zu verrathen, vernahm man es wieder.

Dießmal war es deutlicher und bestimmter und kam aus dem Garten.

— Sie kommen, flüsterte der Verwalter.

Eine Weile darauf hörte man das Oeffnen einer Thüre und nicht lange darnach leichte Schritte im Nebenzimmer. Dann wurde der Schlüssel umgedreht und die Thüre ging auf. Vier Gestalten schlichen herein und quer durch das geräumige Zimmer nach der Ecke, wo Rebinsky's Bett stand.

Man ließ ihnen aber nicht Zeit, dorthin zu kommen. Rebinsky, der hinter der Thüre stand, schlug diese mit Gewalt zu — das war das verabredete Zeichen — der Verwalter zog die Laterne hervor und im Nu waren die Viere überwältigt und zu Boden geworfen.

Der Kammerdiener, der zuerst eingetreten war, riß, als er sich überwältigt sah, ein Messer heraus und rannte es dem, welcher ihn gepackt hatte, in den Leib.

Der arme Teufel stieß einen Schrei aus, ließ Peter los und wälzte sich in seinem Blute. Dieser wollte entwischen und machte einen gewaltigen Satz nach der Thüre. Dabei war ihm jedoch das Tuch entfallen, womit er Nase und Kinn verbunden hatte, sowie seine Mütze, so daß er nun kennbar wurde.

Der Verwalter, der ihn ohnehin nicht leiden mochte, versetzte ihm in demselben Momente, als er die Klinke erfassen wollte, einen so furchtbaren Schlag über den Schädel, daß er lautlos zusammenbrach.

Damit nicht zufrieden, machte er jetzt seinem alten Grolle Luft und walkte den regungslos Daliegenden solange durch, bis Rebinsky ihn abhielt und der Prügelei ein Ende machte.

Währenddem dauerte das Ringen mit den drei Anderen fort. Zwei wurden ohne viele Mühe gebunden, der dritte aber, ein untersetzter athletisch gebauter Kerl, machte verzweifelte Anstrengungen, sich zu befreien.

Er rang mit Wasili. Es gelang ihm, eine Hand frei zu bekommen und zog ein Pistol hervor. Wasili bemerkte es rechtzeitig; rasch wie der Blitz packte er den Lauf und suchte sie dem anderen zu entwinden. Dabei ging der Schuß los und die Kugel fuhr in die Decke.

Jetzt warf sich Alles über ihn und er wurde trotz der Ermahnungen Rebinskys von den wüthenden Dienern so übel zugerichtet, daß er das Bewußtsein verlor.

Der Verwalter hieß nun Allen die Vermummung abnehmen und da zeigte sich's, daß der eine der Knecht des Pfarrers von Zitomir, die anderen zwei aber Leibeigene der Franziskaner von Worotin waren.

Rebinsky sandte nun mehrere seiner Leute in die Richtung des alten Thurmes ab, um sich wo möglich des Priors noch zu bemächtigen.

Als sie aber hinkamen, waren Roß, Wagen und Prior verschwunden; man hörte nur, wie er in der Entfernung auf die Pferde einhieb und davonjagte.

Die Courage scheint seine starke Seite nicht gewesen zu sein.

Mit dieser Nachricht kehrten die Leute zu Rebinsky zurück.

So endete diese Schlacht zwischen St. Ignatius von Loyola und St. Franziskus von Assissi.

Sämmtliche Truppen des letzteren waren auf dem Felde geblieben und gefangen genommen worden, der Feldherr aber gab Fersengeld.

VII.

Wie der Jesuit seinen Sieg benützt.

Durch den Schuß, welcher in dieser stillen Nachtstunde um so kräftiger schallte, war das ganze Schloß erweckt und in Aufruhr gebracht worden. Erschreckt kamen die Hausleute von allen Seiten herbei, um zu sehen, was geschehen und waren nicht wenig überrascht, so viele Leute bewaffnet, mit geschwärzten Gesichtern, einen Verwundeten und die Geknebelten zu finden.

Der Verwalter beruhigte sie und befahl, den Verwundeten zu pflegen, sowie die Gefangenen in Verwahrung zu bringen.

Dann ging er nach den Gemächern des Grafen, wo gleichfalls Alles in größter Bestürzung war.

Der Kranke lag im Bette und suchte vergebens nach Ruhe und Schlaf. Pater Gregor hatte gewußt, den ohnehin von Gewissensbissen und körperlichen Schmerzen schon gefolterten und gequälten Mann vollends zur Verzweiflung zu bringen. Als Beichtvater wäre es seine Aufgabe, seine Pflicht gewesen, dem Reumüthigen Trost und Beruhigung zu spenden und durch fromme, christliche Worte dessen Seelenschmerz zu lindern; es wäre seine Pflicht gewesen, durch die Leuchte der Religion Frieden in dessen Seele zu verbreiten.

Was hatte aber der Mönch gethan? Nicht blos hatte er ihn glauben machen, die wirklichen und eingebildeten Sünden, welche der Graf begangen hatte oder begangen haben sollte, könnten niemals gänzlich vergeben werden, und wenn ihm auch die Hölle erlassen werde, er dennoch verdammt sei, wenigstens ein paar tausend Jahre im Fegefeuer zuzubringen; — er hatte auch für die Erlassung der Hölle, wo da sein soll ewiges Heulen und Zähneklappern, einen so horrenden Preis gefordert, daß der bloße Gedanke daran den Grafen mit Schrecken erfüllte. Er sollte in ein Kloster gehen und Buße thun, seinen Sohn dem geistlichen Stande weihen und die Tochter dem Himmel vermählen, das heißt Nonne werden lassen. Seinem Reichthume sollte er entsagen

und Alles ohne Ausnahme der Kirche schenken, blos um seine Sünden zu büßen. Er hätte sie auch den Armen geben können oder wohlthätigen Stiftungen, das wäre aber dem Himmel bei weitem nicht so wohlgefällig gewesen.

Der Graf liebte seine Gattin, er liebte seinen kleinen Sohn mit Zärtlichkeit, er empfand selbst Neigung für seine Tochter, obschon er sie nicht als sein eigenes Kind ansah. Und nun sollte er sich von Allem, was ihm theuer war, trennen, sein Stamm sollte aussterben, eine ganze Familie durch ihn unglücklich werden!

Und doch gab es keinen anderen Ausweg, der Hölle zu entrinnen. Entsetzlich!

Als der Graf den Schuß und den Lärm hörte, der bis zu seinem Schlafzimmer herüberdrang, erschrack er heftig und rief dem Diener, der im Zimmer neben dem Kranken wachte. Dieser eilte nach dem Schauplatze des Auftrittes, den wir im vorigen Kapitel erzählt haben und kehrte mit dem Schloßverwalter wieder. Der Graf wollte ihn sogleich sprechen und Stanislaus wurde an sein Bett geführt. Da er selbst Hand mit angelegt hatte, den Verwundeten aufzuheben und fortzuschaffen, so waren seine Hände und die Kleider an vielen Stellen blutig.

— Mein Gott! rief der Graf, bei seinem Anblicke noch mehr entsetzt, aus. — Was ist vorgefallen, Stanislaus?

— Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich Ihre Ruhe noch in so später Stunde stören muß. Eine Bande von Spitzbuben ist in das Schloß gedrungen.

— Eine ganze Bande?

— Ja. Viere davon haben wir erwischt. Die Anderen, welche im Garten Wache hielten, sind entkommen.

— Was war ihre Absicht?

Stanislaus zuckte die Achseln.

— Weiß nicht. Wahrscheinlich rauben, morden, brennen.

— Unerhört! Kennt Ihr die Leute?

— Hm, denke so, Herr Graf, dreie sind aus der Nachbarschaft, Peter führte sie.

— Welcher Peter?

— Dero Kammerdiener.

— Was? schrie der Graf, indem er sich hastig aufrichtete und bleich wurde wie Marmor — mein eigener Kammerdiener?

— Ja, Dero eigener Kammerdiener.

— Ist Jemand verwundet worden?

— Einer von unseren Leuten. Er hat einen Stich in die Brust erhalten. Von der Bande sind zwei übel zugerichtet.

— Wie seid Ihr aber so rasch bei der Hand gewesen, Ihr seid ja vollständig angekleidet?

— Weil wir sie erwarteten.

— Ihr erwartetet sie? Also habt Ihr um den Ueberfall gewußt.

— Ja.

— Wer hat Euch davon in Kenntniß gesetzt?

— Herr Rebinsky — der Fremde.

— Rebinsky? rief der Graf im höchsten Erstaunen. Wie kam der dazu?

— Das wird er Ihnen am Besten selbst erzählen können.

— Warum habt Ihr mir keine Meldung davon gemacht?

— Weil ich Sie nicht ohne Noth erschrecken wollte. Ich dachte mir, wenn die Geschichte vorbei ist, ist immer noch Zeit dazu.

— Geht und bittet Herrn Rebinsky, er möge die Güte haben, sogleich zu mir zu kommen.

Stanislaus ging, der Graf aber fiel ermattet in die Kissen zurück. Der furchtbare Seelenkampf, den er die letzten Tage gekämpft, hatte seine wenigen Kräfte erschöpft; die Nachricht, sein eigener Kammerdiener habe an der Spitze einer Bande das Schloß überfallen, ohne Zweifel in der Absicht, ihn zu morden — that das Uebrige. Er bekam einen neuen Anfall seiner Krankheit, ein heftiger Brustkrampf raubte ihm Athem und Besinnung.

Als kurz darauf der Diener eintrat, um Rebinsky zu melden, fand er seinen Herrn bewußtlos in Convulsionen liegen.

Der Arzt und die Gräfin wurden sogleich gerufen, Rebinsky aber sagte zu Stanislaus:

— Habt Ihr Euch der Schlüssel des Franziskaners versichert?

— Da sind sie.

— Laßt uns in sein Zimmer gehen und nachsehen. Unter solchen Umständen bin ich hier überflüssig.

Was Rebinsky dort fand, war zwar nicht viel, blos einige Briefe

und andere Papiere nebst einem versiegelten Päckchen, allein es schien mehr und wichtiger zu sein, als er erwartete, denn seine Augen leuchteten und mit großer Befriedigung schob er sie ein.

Wir werden später ihren vollständigen Inhalt kennen lernen.

Am anderen Morgen verfügte sich Rebinsky in das Vorzimmer des Grafen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Arzt trat eben aus dem Schlafcabinete.

— Was macht der Graf? fragte Rebinsky, auf den Arzt zutretend.

— Er hat eine böse Nacht gehabt, und es schien einen Augenblick, als ob es diesmal mit ihm vorüber sein sollte. Der Anfall war sehr heftiger Art, einer der stärksten, die er bisher hatte, und um so bedenklicher, als sich noch ein Brustkrampf dazu gesellte.

— Und wie steht es jetzt mit ihm?

— Er ist ruhig. Ich gab ihm einige calmirende Mittel und hoffe, daß nichts weiter für heute zu befürchten sein wird.

— Glauben Sie, daß seine Krankheit heilbar sei?

Der Arzt zuckte die Achseln und zog die Augenbrauen hinauf.

— Ich sehe keine Rettung. Das Leiden liegt zu tief und ist im Anfange vernachlässigt worden. Es schreitet unaufhaltsam vorwärts und kann nur mit der Zerstörung des ganzen Organismus enden.

— Kennt der Graf seinen Zustand, weiß er, was ihm bevorsteht?

— Ich habe ihm zwar merken lassen, daß er auf Alles gefaßt sein müsse; ich habe ihm gesagt, daß die Fügungen Gottes räthselhaft seien und man nicht wissen könne, was die nächste Stunde bringe; ich habe ihm gesagt, daß es allerdings möglich wäre, einer dieser Anfälle könne mit einer Erstickung enden, und ihm angedeutet, er würde wohl thun, mit seinem Gewissen in's Reine zu kommen und seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Allein Sie wissen, es gibt Kranke, die, je verzweifelter ihr Zustand wird, desto mehr in der Hoffnung auf vollständige Genesung sich gefallen. Der Graf scheint zu ihnen zu gehören, denn bis jetzt hat er noch mit keinem Worte angedeutet, daß er sein Ende nahe glaube.

— Hat er schon seinen letzten Willen verfaßt?

— Ich glaube nicht; soviel ich weiß, hat sein Beichtvater ihn in seinem und seiner Familie Interesse dazu zu bestimmen gesucht, und wenn es nicht gestern schon geschehen ist, so wird es heute sicher vor sich gehen.

Rebinsky dachte sich, wenn es noch nicht geschehen ist, dann war es höchste Zeit, den Franziskaner zu entfernen.

— Das Aussehen des Kranken ist wohl sehr leidend, allein er macht auf mich den Eindruck, als ob er denn doch noch immer ein Jahr leben könnte.

— Glauben Sie das nicht! Das Aussehen täuscht. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich ihm keine zwei Monate zu leben gebe.

Rebinsky wollte noch einige Fragen an den Doktor stellen, als der Diener aus dem Kabinete kam und jenen ersuchte, zum Grafen zu kommen. Als Rebinsky eintrat, fand er diesen im Bette liegend. Die Gräfin war bei ihm. Es war das Erstemal, daß er sie erblickte. Er warf nur einen Blick nach ihr, allein dieser war genügend.

Die Gräfin war ein junges, lebensfrisches, üppiges Weib, in der vollsten Blüthe ihrer Schönheit. Schwarzes glänzendes Haar umrahmte in kräftigen Locken, wie man sie nach der Mode jener Zeit trug, ihr schönes Gesicht. Kühn geschwungene Brauen zogen sich über zwei funkelnden Augen hin, und ein kleiner Mund mit schwellenden rothen Lippen verrieth, daß dieses Weib die Gedanken an das Leben noch nicht aufgegeben habe.

Sie saß mehr stolz als bekümmert neben ihrem kranken Gatten, mit einem Arme, von dem sich der Aermel des Morgenkleides zurückgeschoben hatte, und der sich von der dunkeln Decke in wunderbarer Rundung und Weiße abhob, auf das Bett gelehnt, währenddem die andere Hand nachlässig mit einem Bande ihres Anzugs spielte. Sie schien nicht sehr ergriffen von dem trostlosen Zustande ihres Mannes, sich in das Unvermeidliche fügen zu wollen. Sie maß Rebinsky bei seinem Eintritte in das Kabinet mit einem nachlässigen Blicke, den sie langsam über seine Gestalt gleiten ließ. Dann sah sie ihm ruhig und fest ins Gesicht.

Rebinsky verneigte sich und blieb an der Thüre stehen.

Der Graf winkte ihm, näher zu treten und auf einen Stuhl deutend, lud er ihn schweigend ein, sich zu setzen.

Rebinsky folgte dieser Einladung.

— Ich hatte Sie gestern in der Nacht bitten lassen, zu mir zu kommen, sprach der Graf mit leiser Stimme. Leider wurde ich durch einen Anfall meiner Krankheit verhindert, Sie zu empfangen, und es ist mir angenehm, Sie jetzt zu sehen.

— Ich hielt es für meine Pflicht, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.

— Ich habe Ihre Stimme gehört. Erlauben Sie mir, Sie meiner Gemahlin vorzustellen. Herr Rebinsky, unser Gast, von dem ich Dir sagte, daß mein Freund Drahormirsky mir denselben so warm empfohlen habe.

Die Gräfin verneigte sich leicht ohne eine Miene zu verziehen, und ohne ihren Blick von ihm abzuwenden.

— Ich möchte Sie gerne um Aufklärung ersuchen in Bezug auf die Ereignisse, welche in voriger Nacht hier stattgefunden haben, und die eben so unglaublich und unerklärlich sind, als sie unerwartet kamen. Mein Verwalter sagte mir, Sie hätten von dem Ueberfalle Kenntniß gehabt, ihn davon unterrichtet und durch Ihre Vorsicht und Energie das schändliche Unternehmen vereitelt. Wollen Sie so freundlich sein, mir mitzutheilen, was Sie darüber wissen?

— Gerne, Herr Graf, will ich Ihrem Wunsche nachkommen. Ich hätte eigentlich schon gestern Sie von dem Komplotte unterrichten und Ihnen mittheilen sollen, was und wie ich es in Erfahrung gebracht habe. Allein zwei sehr wichtige Gründe hielten mich davon ab. Für's Erste schien es mir nicht rathsam, von Dingen mit Ihnen zu sprechen, die Sie jedenfalls auf das Höchste beunruhigen mußten, was ich in Anbetracht Ihres Unwohlseins vermeiden wollte. Dann bin ich Ihnen zu fremd und stehe Ihnen zu ferne, als daß Sie mir, wenn ich Ihnen so unglaubliche Dinge berichtete, hätten Glauben schenken können, indem Personen bei diesem Unternehmen betheiligt sind, welche Ihnen sehr nahe stehen.

— Ich weiß, sagte der Graf, und begreife vollkommen Ihre Denkungsweise.

— Wenn Sie mir jedoch allein das Verdienst zuerkennen wollen, den Anschlag vereitelt zu haben, so muß ich diese Ehre im Interesse der Wahrheit ablehnen. Das Verdienst gebührt Stanislaus, Ihrem Verwalter.

— Wie so?

— Sie hatten die Güte gehabt, den Verwalter zu beauftragen, für meine Bequemlichkeit zu sorgen und mir in jeder Beziehung den Aufenthalt in Ihrem Schlosse angenehm zu machen. Der Mann faßte Zutrauen zu mir und führte mich in Schloß und Garten umher. Am Morgen nach meiner Ankunft kam er zu mir und sagte,

er möchte mir eine Mittheilung machen und mich um meinen Rath fragen; er wisse nicht, was er thun solle. Es gingen Dinge im Schlosse vor, die er sich nicht erklären könne. Er erzählte mir nun, es sei ein Franziskanermönch hier, welcher die Stelle eines Beichtvaters bei seinem Herrn bekleide, dessen ganzes Vertrauen er besitze. Dieser Pater nun verlasse des Tags über nie das Schloß, empfange keine Besuche, komme überhaupt mit Niemand zusammen. Des Nachts jedoch, wenn Alles im tiefen Schlafe, schleiche er sich regelmäßig in den Garten und komme erst gegen Tagesanbruch ebenso heimlich wieder zurück.

Der Graf horchte hoch auf und sagte: Nun?

— Er sei ihm deshalb das Letztemal nachgeschlichen und hätte bemerkt, daß Pater Gregor in dem alten Thurme, der sich bei dem Weiher an der Gartenmauer befindet, mit mehreren Männern eine Zusammenkunft habe. Wer die Männer seien und was dort verhandelt würde, hätte er nicht erfahren können. Die Sache schien ihm sonderbar und unerklärlich. Er wußte nicht, was er davon denken solle und was dahinter stecke, auf keinen Fall etwas Gutes.

— Sonderbar! sagte der Graf.

— Ich rieth ihm, sich in der nächsten Nacht in dem Thurme selbst auf die Lauer zu legen, diese nächtliche Unterredung zu belauschen, und die Sache Ihnen mitzutheilen. Er war damit einverstanden, wünschte jedoch Begleitung. In der Stellung, die der Pater hier im Hause einnehme, und in Anbetracht der Würde des frommen Mannes hielt er es für unpassend, einen der Diener ins Geheimniß zu ziehen. Ich würdigte seine Bedenken und beschloß, mit ihm zu gehen. Wir verfügten uns vor Mitternacht nach dem alten Thurme, verbargen uns im obern Stockwerke, und erwarteten die Dinge, die sich da ereignen sollten.

Kurz nach Mitternacht kam der Franziskaner und bald darauf zwei andere Männer, und wir waren nun Zeuge einer merkwürdigen Unterredung. Wir hörten jedes Wort. Es wurde beschlossen, diese Nacht mit bewaffneter Hand in das Schloß einzudringen; der Kammerdiener, welcher zum Complote gehörte, sollte die Bande einlassen, und dann das Verbrechen verübt werden.

— Welches Verbrechen?

Rebinsky zauderte.

— Ich wage es kaum auszusprechen. Der Gedanke selbst ist

zu scheußlich und macht mir das Blut in den Adern erstarren. Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als in aller Stille in Ihr Schlafgemach zu dringen, Sie und den wachhabenden Diener zu ermorden und Sie dann zu berauben.

— Unmöglich! rief der Graf mit Lebhaftigkeit aus. Das ist eine Verläumdung! Mein Beichtvater ist ein frommer würdiger Mann; ein Diener der Kirche ist unfähig, einen solchen Gedanken zu fassen, eine solche That zu verüben.

Rebinsky erwiderte mit Ruhe:

— Ich berichte, was ich gehört und was ich gesehen. Welche Gründe könnte ich, ein Fremder, haben, Ihren Beichtvater bei Ihnen anzuschwärzen, ihn eines Verbrechens zu zeihen, da ich ihn gar nicht kenne und ihn nicht einmal gesehen habe! Um Ihnen aber zu beweisen, daß ich die volle Wahrheit spreche, so will ich Ihnen einige Einzelnheiten mittheilen, die Sie vielleicht bestimmen dürften, mir mehr Glauben zu schenken. Pater Gregor war von Allem, was Ihre Person und Verhältnisse betrifft, auf das Beste unterrichtet; er wußte genau die Summen anzugeben, die sich gegenwärtig in Ihrer Kasse befinden, ja er bezeichnete sogar auf das Genaueste den Ort, wo sie aufbewahrt würden. Er sagte unter Anderm, in einem Schranke Ihres Schlafgemaches befänden sich 20,000 Ducaten in Gold und 30,000 polnische Gulden in Werthpapieren; in dem Schreibtische Ihres Kabinetes, in der obersten Schublade rechts, in einer rothen Brieftasche, hätten Sie Wechsel auf das Bankhaus Samuel Levi in Warschau im Betrage von 50,000 Gulden. Die Wechsel lauteten auf den Ueberbringer. Ist dem so?

Der Graf schwieg. Aber in seinen Zügen konnte man lesen, daß ihn die Mittheilung Rebinsky's auf das Tiefste erschüttert hatte. Die Angaben stimmten so genau mit der Wahrheit überein, daß sich auch in der That nichts darauf erwidern ließ. Nur die ausgesuchteste Schurkerei konnte sich in das Vertrauen eines Mannes stehlen und es dann auf die himmelschreiendste Weise mißbrauchen. — Das also war der Grund, warum der Franziskaner sich so eifrig seines Seelenheiles angenommen hatte, um über die irdischen Interessen ins Reine zu kommen? Die Gräfin sprach nichts. Sie schien die Mittheilung mit Gleichmuth aufzunehmen, ja ein schwaches Lächeln, welches um ihre Mundwinkel spielte, schien anzudeuten, daß sie das Ganze vorhergesehen und von dem Pater nichts Besseres erwartet hatte. Sie

betrachtete lange forschend ihren Gatten, dann fiel ihr Blick wieder auf Rebinsky.

Nach langem Schweigen, während welchem ein heftiger Kampf in dem Kranken vorzugehen schien, nahm dieser das Wort:

— Ich sehe, sprach er, daß Sie mir leider nur die Wahrheit berichtet haben. Ich hätte den Pater einer solchen Schlechtigkeit nie fähig gehalten. Wenn auch der Verwalter den ganzen Anschlag entdeckt hat, so gebührt doch Ihnen das Verdienst, denselben vereitelt zu haben. Sie haben mir durch Ihre Umsicht und Energie das Leben gerettet. Ich werde Ihnen stets zu Danke verpflichtet sein. Mein Beichtvater hat, sowie man mir berichtet, diese Nacht das Schloß verlassen, wahrscheinlich nachdem er sah, daß der Anschlag mißglückte. Ich habe diesen Morgen nach ihm gesendet, sein Zimmer und sein Kasten war leer. Sie haben sich ein Recht auf meine Person erworben, mir einen so kräftigen Beweis Ihrer Treue und Ergebenheit gegeben, daß Sie es begreiflich finden werden, wenn ich den Wunsch äußere, Sie beständig um mich zu sehen.

Rebinsky verneigte sich.

Von der Stellung, die ich Ihnen in Zlaskow angeboten habe, kann nun fernerhin nicht mehr die Rede sein; Sie müssen bei mir bleiben. Sie können die Stelle eines Sekretärs bei mir versehen und zu gleicher Zeit meiner Tochter Unterricht ertheilen. Ich bin jetzt von dem Gedanken abgekommen, das Mädchen zur Erziehung in ein Kloster zu senden. Ich bin überzeugt, in dieser Nacht einen tüchtigen Sekretär, einen gediegenen Lehrer meines Kindes und einen treuen Freund gewonnen zu haben.

Rebinsky wollte erwidern, doch er wurde plötzlich unterbrochen.

Eine Seitenthüre öffnete sich und herein sprang ein wunderbares Wesen, ein Kind, ein Mädchen, ein Weib — wenn man will.

Es war Elka, des Grafen Tochter. Wir haben sie ein Kind, ein Mädchen, ein Weib genannt — sie war in der That Alles in einer Person. Sie mochte ungefähr dreizehn Jahre zählen, war aber in ihren Formen völlig entwickelt. Mittelgroß und von blendender Schönheit bot sie einen bezaubernden Anblick. In ihrem Benehmen spiegelte sich die kindlichste Seele, ihre Gestalt war mädchenhaft, doch ihr Blick war der eines Weibes. Mit stürmischer Lebhaftigkeit, ohne auf den Fremden Rücksicht zu nehmen, warf sie sich auf den Kranken und bedeckte ihn mit Küssen und Zärtlichkeiten.

— Väterchen, rief sie, Du bist recht krank gewesen, hat man mir gesagt. Gelt, Du stirbst mir nicht? Ich habe Dich ja zu lieb! Was soll ich anfangen ohne Väterchen? Dabei schlang sie ihren Arm um den Hals des Kranken und küßte diesen stürmisch. Der Graf, der sie bei ihrem Kommen mit finsterem Blicke betrachtet hatte, wurde freundlicher, er strich ihr die langen seidenartigen Haare aus der Stirne und suchte sich lächelnd den wilden Liebkosungen zu entziehen.

— Gemach, gemach, Elka! Sei nicht so heftig! Dein Vater will nicht sterben, er wird leben. Du vergißt, daß hier ein Fremder sitzt. Begrüße ihn, Herr Rebinsky ist mein Freund, er wird Dein Lehrer sein.

Lebhaft richtete sich das liebliche Mädchen auf und betrachtete Rebinsky. Sie schien ihn gar nicht bemerkt zu haben. Dann trat sie auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

— Sie werden mein Lehrer sein? Ach, wie freut mich das! Was werden Sie mir lehren?

— Rebinsky war von dem unerwarteten Eintreten des Mädchens überrascht von der lieblichen Erscheinung so bezaubert, daß er ihr nicht gleich antwortete. Endlich sagte er: Ja, Gräfin Elka! Ihr Vater hat mir die Ehre zugedacht, Ihr Lehrer sein zu dürfen. Ich werde Sie in Allem unterrichten, was einer Dame vom Stande, die berufen ist, eine Rolle in der Welt zu spielen, zu wissen nöthig ist.

— Und wann werden Sie den Unterricht beginnen? fragte Elka.

— Morgen, übermorgen, wann Sie wollen.

— O, da wollen wir morgen schon anfangen! rief das Mädchen lebhaft. Ich möchte mich so gerne unterrichten und die alte Gouvernante ist so albern, so einfältig, sie weiß gar nichts. Ach, fuhr sie fort, wenn Sie wüßten, wie langweilig es hier im Schlosse ist!

Rebinsky lächelte, und der Graf sagte: Sie müssen es dem Kinde verzeihen, wenn sie so natürlich ist; aber Verstellung ist nicht ihre Sache.

Die Gräfin, welche bisher noch kein Wort gesprochen hatte, erhob sich und sagte: Zerstreuung und Vergnügen dürfen Sie hier nicht erwarten. Doch wollen wir versuchen, Ihnen den Aufenthalt bei uns so angenehm wie möglich zu machen. Ich werde Alles aufbieten, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich die Dienste zu schätzen weiß, welche Sie meinem Manne geleistet haben.

Sie reichte Rebinsky die Hand, eine wundervoll kleine und

weiche Hand, und ein elektrischer Strom durchzuckte ihn mächtig bis zum Herzen. Die Gräfin ging, nachdem sie sich von ihrem Manne verabschiedet hatte, Elka stürmte hinaus, wie sie hereingekommen war, die beiden Männer blieben allein und schwiegen.

Der Graf hatte wundersame Gedanken. Das Vertrauen, welches er in die Männer der Religion am Ende seines Lebens gefaßt hatte, war auf's gründlichste erschüttert, er fühlte sich hinausgestoßen in die Unendlichkeit, er fühlte in seinem Herzen eine namenlose Leere, der Boden war ihm unter den Füßen entzogen worden.

Auch Rebinsky war in einem wundersamen Zustande. Er hatte zwar in diesem Augenblicke keine Gedanken, aber höchst wundersame Gefühle.

Man kann Jesuit und dennoch für menschliche Gefühle empfänglich sein.

VIII.

Der Wolf im Schafspelze.

Der Leser wird nun fragen, was hat das Alles mit Barbara Ubryk zu thun? Es ist ja bisher noch gar nicht von ihr die Rede gewesen, ja sie war zu jener Zeit noch gar nicht geboren!

Das ist wahr. Wir müssen jedoch den freundlichen Leser ersuchen, diese kleine Abschweifung, die wir uns erlaubt haben, zu verzeihen. Wir folgen nur dem einen Manuscripte und geben blos Thatsachen, welche zur späteren Entwickelung unserer Geschichte nothwendig sind.

Als die Gräfin und Elka fortgegangen waren, blieb der Jesuit noch einige Zeit bei dem Grafen.

— Was soll nun mit den Gefangenen geschehen?

— Ich werde sie durch meinen Justizbeamten verhören lassen. Gerne würde ich es selbst gethan haben, jedoch meine Gesundheit erlaubt es nicht. Unterdessen muß ich Sie ersuchen, darüber zu wachen, daß die Leute in sicherem Gewahrsam gehalten werden. Mein

Justizbeamter befindet sich gegenwärtig auf einem anderen Gute wollen Sie Sorge tragen, daß er schleunigst geholt werde.

Rebinsky verließ sehr zufrieden das Gemach. Er hatte mit einem Streiche erreicht, was er wollte und erreichen sollte; er konnte einen sehr günstigen Bericht nach Rom senden.

In der That war er auch sehr vom Glücke begünstigt worden. Er war nicht blos einer langen Gefangenschaft entgangen, ja vielleicht dem Tode — denn die frommen Patres hätten sich schwerlich kein Gewissen daraus gemacht, ihn ganz zu beseitigen, wenn es nothwendig gewesen wäre; und dann hatte er seine Gegner aus einer festen Stellung verdrängt und sich selbst in dieselbe geschwungen.

Er stellte sich nun die Frage, was weiter zu thun sei, ob es für seine Zwecke nützlich wäre, wenn die Gefangenen verhört würden. Es konnten dabei allerlei Dinge zur Sprache kommen, die ihm unliebsam sein mußten. Er hatte dem Grafen gesagt, es sei auf seine Person und sein Geld abgesehen gewesen. Unterdessen hätte die Untersuchung etwas ganz Anderes zu Tage gebracht; es hätte sich herausgestellt, daß er selbst und zwar ganz allein der Gegenstand ihrer zarten Aufmerksamkeit gewesen. Das konnte dem Grafen auffallend erscheinen und ihn mit Mißtrauen erfüllen. War es nicht klüger, die Bursche laufen zu lassen?

— Der Jesuit entschied sich dafür. Bevor er jedoch das ausführte, wollte er sie selbst sprechen.

Er expedirte vor Allem einen Kurier, dem Untersuchungsrichter den Befehl des Grafen zu überbringen; dann ließ er sich durch den Verwalter in den Saal führen, in welchem die Gefangenen verwahrt wurden.

Die armen Teufel waren sämmtlich übel zugerichtet; die Leute des Grafen hatten sie, erbittert durch die wüthende Gegenwehr und durch den Mord des einen Dieners, so tüchtig durchgebläut, daß der eine ein blaues Auge, der andere einige Löcher im Kopfe und der dritte ganz lendenlahme Glieder davongetragen hatte; sie waren in einem kläglichen Zustande.

Rebinsky fragte sie nun über Alles genau aus. Er forderte sie auf, ihm die Wahrheit offen zu gestehen, indem das vielleicht ihre Freilassung bewirken könnte. Sie verhehlten ihm auch nichts. Sie erzählten ihm, als Knechte und Leibeigene hätten sie blos den Befehlen ihrer Herren gehorchen müssen, ohne Aussicht auf Belohnung nicht,

einmal eine Flasche Schnaps hätten ihnen die schmutzigen Pfaffen versprochen. Der eine von ihnen, ein noch junger Bursche, heulte dabei wie ein Kind; er habe seine Braut zurückgelassen und wenn ihn der Graf wolle aufhängen lassen, so wäre er in seinem vollen Rechte.

Sie erzählten ihm ferner, der Pfarrer von Zitomir sei auch mit in dem Complote, bei ihm habe sich der Prior der Franziskaner des entfernten Klosters in der letzten Zeit aufgehalten.

Rebinsky versprach ihnen die Freiheit, das heißt, er wolle ihnen die Mittel verschaffen, aus ihrem Gefängnisse zu entfliehen, wenn sie versprächen, ihn von Allem zu unterrichten, was sie über die Absichten oder die weiteren Pläne der Franziskaner und des Pfarrers erfahren würden, und ihn nicht zu verrathen. Er gab jedem von ihnen zwei Geldstücke und versprach auch ferner für sie zu sorgen. Man kann sich denken, wie froh die Burschen waren; sie warfen sich auf die Kniee, küßten seine Füße und den Saum seines Rockes. Er befahl darauf dem Verwalter, ihnen in der nächsten Nacht zur Flucht behilflich zu sein.

Nun blieb noch der Kammerdiener übrig. Dieser war für den Jesuiten der gefährlichste; er wußte, wer Rebinsky war, und der Franziskaner hatte ihm ohne Zweifel von dem Zwecke seines Kommens gesagt. Peter mußte daher aus dem Wege geschafft werden. Rebinsky war entschlossen, ihn gleichfalls entkommen zu lassen; aber dieser befand sich in einer Verfassung, die eine Flucht unmöglich machte. Der Hieb, welchen ihm der Verwalter über den Schädel versetzt hatte, war so wuchtig gewesen, daß er möglicher- und wahrscheinlicherweise eine gefährliche Verletzung der Hirnschale oder eine Erschütterung des Gehirns zur Folge hatte. Er lag fortwährend in einer dumpfen Betäubung, und war trotz den Bemühungen des Arztes nicht zur Besinnung zu bringen. Hier war nichts anderes zu thun, als abzuwarten. Darauf verfügte er sich wieder zum Grafen.

Dieser gab ihm verschiedene Aufträge, und diktirte ihm einige Briefe. Der letzte war an einen Freund nach Warschau gerichtet und lautete folgendermaßen:

Lieber Freund!

Mein Beichtvater ist auf eine räthselhafte Weise von hier verschwunden. Da ich nun ohne einen Seelenhirten und geistlichen Tröster nicht leben kann, so bitte ich Dich, mir sogleich unter Dir bekannten

Priestern einen würdigen Mann zu wählen, dem ich mein geistiges Heil anvertrauen möge und mir ihn sogleich zu senden.

Dein

ꝛc. ꝛc.

Die Briefe, besonders der nach Warschau, sollten sogleich expedirt werden. Der Jesuit war jedoch nicht dieser Ansicht; hier galt es Zeit zu gewinnen. Das Erscheinen eines neuen Beichtvaters mußte um jeden Preis verhindert, jeder fremde Einfluß bei Seite gehalten werden. Bestand der Graf durchaus auf einem Beichtiger, so konnte dies kein anderer sein, als wieder ein Jesuit, und das durchkreuzte die Absichten Rebinskys auf das Entschiedenste. Die Gegenwart eines zweiten Jesuiten im Schlosse konnte ihm nur unangenehm sein, er wurde beständig überwacht, wie das schon in diesem Orden Gebrauch, daß Einer des Andern Spion ist; jeder seiner Schritte, jedes seiner Worte wurde nach Rom berichtet. Dadurch verlor er die Freiheit des Handelns.

Sein Entschluß war rasch gefaßt. Er expedirte sämmtliche Briefe; den Brief aber wegen des Beichtvaters expedirte er — in den Kamin.

An diesem Tage speiste er zum Erstenmale an der Familientafel. Die Gesellschaft bestand, da der Graf zu Bette lag, und der Franziskaner durch den Förster abgehalten wurde, nur aus drei Personen: der Gräfin, Elka und Rebinsky. Die Gräfin, die sich wie gestern im einfachen Morgenkleide befand, war von hinreißender Liebenswürdigkeit; die Kälte und der scheinbare Stolz, den sie in Gegenwart ihres Gemahls gezeigt hatte, war verschwunden. Und wenn der Jesuit nicht schon bei ihrem ersten Anblicke gefesselt gewesen wäre, sie hätte ihn jetzt bezaubert. Sie sprach über das Ereigniß der gestrigen Nacht mit ziemlicher Gleichgültigkeit, und schien ihm lange die Wichtigkeit nicht beizumessen, die es in der That hatte. Ueber die Krankheit ihres Gatten zeigte sie sich auch höchst gleichmüthig. Er glaubte zu bemerken, daß ihre Zärtlichkeit für den Grafen nicht sehr groß sein möge und konnte nicht begreifen, wie man im Hause sagen könne, die Gräfin liebe ihren Gatten.

Elka war wieder ganz das reizende, unwiderstehliche Kind. Sie bestürmte ihn mit Fragen aller Art und wartete oft nicht die Antwort auf die erste ab, als sie schon die zweite stellte.

Rebinsky sollte ihr von Rom erzählen, von seiner Reise, von dem Ueberfalle und von hundert andern Dingen; sie sprang oft plötzlich

auf, rannte in ein anderes Zimmer, um irgend ein Buch oder einen andern Gegenstand herbeizuholen, welchen sie ihm zeigen wollte, oder sie nahm ihn ohne Umstände bei der Hand, und zog ihn selbst hüpfend und springend mit sich fort. Die Gräfin ermahnte sie zwar in sanftem Tone, sich anständig zu betragen, da sich ein solches Benehmen nicht schicke. Allein das war völlig in den Wind gesprochen; sie beachtete es gar nicht. Sie wollte gleich nach Tische den Unterricht beginnen, und schleppte zu diesem Behufe auch alle Bücher herbei, die sie hatte. Die Gräfin war damit nicht einverstanden, sie wünschte, daß dazu die Morgenstunden gewählt würden.

Rebinsky war ganz eigenthümlich zu Muthe. Von frühester Jugend an in einem Jesuitenkollegium von aller Berührung mit der Welt strenge abgeschlossen, als Priester später sich nur in Männerkreisen bewegend, immer nur bemüht, den Befehlen seiner Oberen nachzukommen, das Fleisch abzutödten und im Entbehren zu üben, traf er sich nun zum Erstenmale mit zwei reizenden weiblichen Geschöpfen allein zu Tische. Hatte die erste Begegnung mit Elka und der Gräfin schon einen mächtigen Eindruck in ihm zurückgelassen, so loderte bei diesem Zusammensein die Flamme der Leidenschaft in wilde Gluth auf. Die kalte Ruhe und Ueberlegung, die er bisher besessen, war mit einem Male verschwunden. Er war verwirrt und obschon er sich alle Mühe gab, das heftige Wogen seines Gemüthes zu verbergen, so wollte es ihm doch nicht gelingen. Obgleich es nun wie Befangenheit oder Ungewohnheit, sich in weiblicher Gesellschaft zu bewegen, erscheinen konnte, so täuschte sich doch die Gräfin über die wahre Ursache der Veränderung des Benehmens Rebinskys nicht. War doch sein Auftreten bei ihrer ersten Begegnung mit ihm so männlich, ruhig und fest. Sie glaubte den Grund zu wissen, und freute sich darüber. Sie war ein frisches lebenslustiges Weib, das sich in dieser ländlichen Einsamkeit und Zurückgezogenheit an der Seite eines kranken Gemahls höchst unglücklich fühlte, obschon sie diesen Gefühlen keinen Ausdruck gab, sondern dieselben in sich verschloß; sie war koquett, liebte Gesellschaft und Zerstreuung, sie liebte, daß man ihr schmeichelte, ihr den Hof machte — wo war das Alles in Bielow zu finden? Unmittelbar nach der Vermählung hatte der Graf Warschau und die große Welt verlassen, und sich auf seine Güter zurückgezogen; in seinen früher so lebhaften Schlössern, die von den Klängen der Musik und dem Lärmen zahlreicher Gäste und Diener-

schaft widerhallt hatten, wo man die Tage in Saus und Braus zubrachte und die Nächte verschwelgte, war es plötzlich still, sehr still geworden. Der Graf wurde fromm, melancholisch, ein Betbruder; er verabschiedete seine zahlreiche Dienerschaft und begnügte sich nur mit den nöthigsten Leuten. Besuche kamen immer weniger und zuletzt ließ sich gar Niemand mehr blicken. Den ganzen Tag brachte der Graf allein in seinem Kabinete mit Schreiben, Lesen und Beten zu, und in der letzten Zeit war Pater Gregor seine einzige Gesellschaft.

Kein Wunder, daß die Gräfin sich nicht glücklich fühlte. Der plumpe Mönch, hinter dessen gemeinen Gesichtszügen nichts von Bildung, von höheren Gedanken und Gefühlen zu finden, der nur für die niedersten thierischen Triebe empfänglich war, konnte dem Zerstreuung suchenden Weibe auch keine passende Gesellschaft sein.

Desto mehr war sie nun über die Ankunft Rebinskys erfreut. Waren seine Gesichtszüge nicht gerade schön, so hatten sie doch etwas Edles und verriethen Verstand und Energie, und seine ganze Gestalt ließ nichts zu wünschen übrig.

Ihr Plan war also gleich gemacht. Nicht daß sie irgend eine Neigung für ihn empfunden hätte; sie wollte zerstreut sein, sie wollte ihm eine heftige Leidenschaft einflößen und ihn als Anbeter zu ihren Füßen sehen. Das kostete ihr in der That auch wenig Mühe; sie durfte nur den Zauber ihrer Person und ihrer Liebenswürdigkeit auf ihn wirken lassen, und erreichte, was sie wollte. Sie hatte schon gesiegt, ehe sie es gewollt.

Das Mittagsmahl war zu Ende. Die Gräfin zog sich mit Elka in ihre Gemächer zurück. Rebinsky verließ auch den Speisesaal und verfügte sich nach seinem Zimmer. Dort warf er sich in der heftigsten Aufregung auf sein Bett. Das Blut stürmte in seinen Adern, die Pulse tobten; er war seit wenig Stunden die Beute der furchtbarsten rasendsten Leidenschaft geworden.

Es ist eine alte Erfahrung, die sich tausendfach bewahrheitet hat, daß Neigungen und Triebe, die lange Zeit widernatürlich unterdrückt waren, endlich doch mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrechen. Dies war bei Rebinsky der Fall. Er hatte bisher nicht gewußt, was Liebe sei, er durfte es nicht wissen; und nun kam sie mit doppelter Kraft über ihn.

Er wußte sich von seinem Gefühle eigentlich keine Rechenschaft

zu geben; es war etwas ganz Unnennbares, was ihn erfüllte, ein namenloses Sehnen, Pochen, Glühen.

Er kämpfte einen harten Kampf mit sich selbst. Er strebte mit aller Kraft, die Gedanken, die ihn erfüllten, zu bannen, den heißen Strom, der ihn durchtobte, von sich abzulenken; umsonst! Immer und immer kehrten seine Gedanken zur Gräfin und Elka zurück, immer gewannen die heißen Gefühle, wenn er sie gebändigt glaubte, wieder die Oberhand.

Er sprang auf. Thor, der ich bin! rief er aus. Wozu einen vergeblichen Kampf mit Mächten bestehen, die stärker sind wie wir. Warum denn immer entsagen, entbehren, warum nicht auch Stunden des berauschenden Glückes in den Armen eines schönen Weibes genießen? Ich will die Gräfin lieben, ich werde sie mir unterthänig machen, sie muß meine Pläne beim Grafen fördern und unterstützen, sie ist der einzige Weg zu ihm — so werde ich die Sache in Rom darstellen, dann bin ich frei vor Verantwortung und Strafe, der Orden wird meine Schritte billigen — — denn der Zweck heiligt ja die Mittel!

Ein Diener trat ein und berief ihn zum Grafen. Dieser befand sich besser und wünschte verschiedene dringende Angelegenheiten mit ihm zu besprechen. Er blieb mehrere Stunden bei ihm, erzählte ihm, las ihm vor, und wußte den kranken Mann angenehm zu erheitern. Der schlaue Jesuit wußte seine glänzenden Gaben so anzuwenden, daß der Graf bald in seinen Netzen gefangen war. Nach einigen Tagen war ihm Rebinsky bereits unentbehrlich geworden. Ein Hauptmittel, um dies zu erreichen, war die Wahl seiner Lektüre gewesen. Er wählte nämlich vorherrschend religiöse Schriften und begleitete einzelne Stellen derselben mit so schönen gedankenvollen Erläuterungen, daß der Graf sich unendlich zu seinem neuen Gesellschafter hingezogen fühlte. Nach acht Tagen hatte er ihn bereits so weit gebracht, daß er nichts that, ohne ihn um seinen Rath befragt zu haben, und nach vierzehn Tagen hatte er ihn unbedingt in seiner Gewalt.

Aber auch bei den Frauen machte er Fortschritte im ähnlichen Sinne. Die Gräfin, welche beschlossen hatte, sie wolle den neuen Sekretär zu ihren Füßen sehen, hatte diese Absicht bald aufgegeben. Wenn man mit Feuer spielt, verbrennt man sich. Rebinsky war von der ersten Betäubung, in welche das Erwachen der Sinnlichkeit ihn versetzt hatte, zurückgekommen; er hatte seine Selbstbeherrschung

wieder gefunden, und der Entschluß, sich ungestört dem Genuss Liebe hinzugeben, erzeugte in ihm eine Festigkeit, die er sich nicht unter diesen Umständen zugetraut hätte. Die Rollen ware kurzer Zeit gewechselt worden. Die Gräfin wurde von Tag zu heftiger und leidenschaftlicher, und es war ihr nicht gegeben, Empfindungen zu verbergen. Je heftiger sie aber wurde, desto zu haltender zeigte sich Rebinsky — äußerlich, scheinbar; denn in se Innern braunte eine Gluth, ebenso verzehrend und vielleicht heftiger, als bei der Gräfin.

Allein es war nicht blos diese, welche das Gefühl der Lie ihm erweckt hatte, es war auch die ungestüme wilde Schönheit kleinen Elka, die ihn hinriß. War er bei der Gräfin, so lieb nur sie; gab er seiner Schülerin Unterricht und saß neben dem h Kinde, so war er in dieses verliebt und dachte nicht mehr an Gräfin.

Dieser Dualismus dürfte Manchem unglaublich erscheinen; j Sie mögen bedenken, daß in dem Jesuiten nicht die Flamme keuschen Liebe, sondern das verzehrende Feuer einer wilden Sin keit glühte.

Vierzehn Tage hatten, wie gesagt, genügt, um die Gesinnu des Grafen gänzlich zu Gunsten des Jesuiten umzustimmen. diesem Zeitraume hatte sich im Schlosse Alles merkwürdig verän Wenn er zum Grafen kam, so reichte ihm dieser freundlich die H und hieß ihn seinen wahren Freund und Tröster. Wenn er Gräfin kam, so ging ihm diese mit aller Hingebung eines liebe Weibes entgegen. Sie verwandte kein Auge von ihm, so lang da war, und ihr Blick und ihr Benehmen sagten in jeder Beweg daß sie diesem Manne nichts verweigern würde. Elka hing g alls mit jener stürmischen Zärtlichkeit an ihm, wie sie ihrem rakter eigen war. Wenn er stolzen Ganges durch die Säle Gänge des Schlosses schritt, so verneigten sich alle Diener ehrfur voll vor ihm, denn er war ja eigentlich der Herr im Hause; wa befahl, geschah unbedingt; man wußte, daß Alles, was er that Voraus die Zustimmung der Herrschaft habe.

Doch wir wollen den Gang der Ereignisse wieder aufneh Am Morgen nach dem Ueberfalle hatte der Graf, wie wir be gemeldet haben, nach seinem Justizbeamten gesendet, um die U suchung und Bestrafung der Uebelthäter einzuleiten. Zu jener

-standen nämlich noch die Patrimonial-Gerichte, und den größeren
Gutsbesitzern stand die Gerichtsbarkeit, das Recht über Leben und
Tod zu.

Als der Justizbeamte ankam, fand er, daß er die Reise umsonst
emacht hatte. Die Gefangenen waren in der Nacht vorher ent-
prungen, nachdem sie eine Thüre erbrochen hatten. Es blieb nur
och Peter, der Kammerdiener, übrig, von welchem man hätte Auf-
chlüsse erhalten können. Allein sein Zustand war noch immer ein
erzweifelter. Das Bewußtsein war ihm zwar für kurze Zeit zurück-
ekehrt, er erkannte die Personen, die sein Bett umstanden, gab auf
e ihm gestellten Fragen ganz verworrene Antworten und versank
ann wieder in seine frühere Lethargie.

Der Graf war sehr aufgebracht über das Entkommen der Spitz-
uben, und stellte den Verwalter lebhaft zur Rede. Rebinsky jedoch
ertheidigte ihn und sagte, Stanislaus habe seine Pflicht gethan,
nd wenn die Gefangenen entkommen wären, so läge die Schuld
ur einzig daran, daß im Schlosse kein Raum vorhanden gewesen
äre, wo man sie hätte mit Sicherheit verwahren können. Einige
Tage nach ihrer Flucht kam ein Bauer und verlangte Rebinsky zu
prechen. Er sagte ihm, er sei der Bruder des Knechtes des Pfarrers
n Zitomir, der bei dem Ueberfalle betheiligt, gefangen genommen
rden war und den Rebinsky hatte entkommen lassen. Sein Bruder
e ihn gesandt, um ihm für seine Befreiung zu danken, und ihm
utheilen, was er erfahren habe. Die Franziskaner hätten ihre
chten nicht aufgegeben. Sie wären sehr beunruhigt durch das
lose Verschwinden Pater Gregors, und glaubten, er würde im
osse festgehalten. Sie beabsichtigten, sich der Person Rebinsky's
jeden Preis zu bemächtigen, er solle Nachts auf seiner Hut sein
sich hauptsächlich nie ohne Begleitung vom Schlosse entfernen.
nsky beschenkte den Mann reichlich und forderte ihn auf, sobald
er was Wichtiges zu berichten habe, es ihm sogleich wissen zu lassen.

Auf den Brief, welchen der Graf an einen Freund nach War-
schau wegen eines Beichtvaters hatte schreiben lassen, war bisher
noch keine Antwort erfolgt. Der Graf war dadurch sehr beunruhigt.
Eines Tages sprach er darüber mit Rebinsky; er verlangte, dieser
solle unmittelbar ein zweites Schreiben und zwar durch einen Boten
abgehen lassen.

Da es durchaus nicht in der Absicht Rebinsky's lag, daß der

Wunsch des Grafen erfüllt werde, so beschloß er, ihm reinen W
einzuschenken. Er zauderte daher, und fragte dann den Grafen:

— Wollen Sie wirklich Ihr Seelenheil wieder der Obh
eines Beichtvaters anvertrauen?

Der Graf sah ihn groß an:

— Ich verstehe Sie nicht; was wollen Sie mit dieser Fr

— Ich meine, daß es eine bedenkliche Sache sei.

— Wie so?

— Ich habe darüber meine eigenen Ansichten. Sie haben
das Vertrauen geschenkt, mich in verschiedenen wichtigen Angele
heiten um meinen Rath zu fragen, und ich halte es für m
Pflicht, Ihnen offen zu gestehen, was ich davon halte. Vor A
muß ich Ihnen noch Verschiedenes mittheilen, was ich Ihnen
bisher verschwiegen habe. Als ich durch jene Unterredung im a
Thurme hinter das Complot Ihres Beichtvaters gekommen
beschloß ich alles Mögliche aufzubieten, um Sie und Ihre Fa
vor allem Unheile zu wahren, welches man gegen Sie auszu
beabsichtigte. Der Ueberfall wurde vereitelt, ich blieb aber b
nicht stehen. Der Franziskaner hatte in der Nacht das Schloß
lassen, und war wahrscheinlich durch das Mißlingen verhindert w
den, wieder zurückzukehren. Es war von höchster Wichtigkeit,
seiner Papiere zu bemächtigen, um Beweise gegen den Urheber
Ganzen in Händen zu haben. Ich verfügte mich daher in dersel
Nacht gleich nach dem Attentate mit dem Verwalter in das Zim
des Paters, und durchsuchte seinen Schrank.

— Das haben Sie gewagt? rief der Graf.

— Urtheilen Sie nicht zu früh; erlauben Sie, daß ich fortfa
Wir fanden einige Papiere und Briefe, die ich mir die Freiheit
nommen habe, einzustecken.

— Was enthalten diese Papiere?

— Sie enthalten Dinge, welche mein allerdings unerlaubtes E
mischen in die Angelegenheiten eines Fremden vollkommen rechtferti
Sie zeigten mir, an welchem Abgrunde Sie, Herr Graf, geschw
haben.

— Wo sind diese Papiere und was enthalten Sie?

— Hier sind sie.

Rebinsky zog einen Bündel Papiere aus der Tasche und ent
tete sie.

— Nr. 1: Ein kleines versiegeltes Paquet. Ich habe es noch nicht geöffnet und kenne seinen Inhalt nicht.

Der Graf nahm das Paquet, besah es mit Aufmerksamkeit und erbrach die Siegel.

— Briefe! rief er; von der Hand des Paters geschrieben, und hier meine eigene Unterschrift?

Der Graf blätterte hastig in den Briefen, durchsah sie flüchtig und sagte dann zornig: Das sind Briefe, welche ich ihm diktirt hatte, Briefe von der größten Wichtigkeit! Der Elende hat sie unterschlagen! Was konnte er damit bezwecken?

Rebinsky zuckte die Achseln.

— Hier ist ein anderes Paquet; sein Inhalt ist auch sehr merkwürdig. Es beweist, daß der hochwürdige Herr sich nicht blos mit dem Jenseits, sondern auch mit irdischen Dingen beschäftigte.

— Was enthält es?

— Sehen Sie selbst, Herr Graf!

Rebinsky öffnete das Paquet und reichte dem Grafen den Inhalt dar.

Dieser stutzte. Es waren polnische Kassenanweisungen, das Stück auf tausend Gulden lautend.

— Kassenanweisungen? rief der Graf, wo mag der Franziskaner sie herhaben?

Rebinsky lächelte und fragte:

— Haben Sie selbst welche besessen?

Der Graf bejahte.

— Dann dürfte es nicht schwer sein, zu ermitteln, aus welcher Quelle sie stammen. Wollen Sie gefälligst nachsehen.

Der Graf zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und reichte ihn seinem Sekretär.

— Oeffnen Sie mein Schreibpult und geben Sie mir die Kassette, welche Sie darin finden werden.

Rebinsky that, wie ihm befohlen, und gab dem Grafen die Kassete. Dieser öffnete — sie war leer.

— Er hat mich bestohlen! rief der Graf; es sind meine Kassenanweisungen. In dieser Kassete hatte ich sie verwahrt. Jetzt wird mir klar, warum er sich so eifrig nach Allem erkundigte, warum er mir Furcht vor Dieben und Mißtrauen gegen meine Diener einzuflößen suchte. Er that es nur, um mich selbst bestehlen zu können!

— Hier sind abermals Briefe.

— Von wem?

— Die Schrift ist mir unbekannt, auch sind sie nicht gezeichnet. Doch scheint aus ihrem Inhalte hervorzugehen, daß sie von einem seiner Obern, vielleicht vom Prior —

— Des Franziskanerklostes in Warschau herrühren.

— Lesen Sie.

Der erste Brief lautete:

„Geliebter Bruder in Christo!

Mit Wohlgefallen haben Wir Euern letzten Brief erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, daß es mit der Gesundheit des Grafen rasch abwärts gehe."

Der Graf stieß einen unarticulirten Laut aus.

„Fahret fort, wie Ihr begonnen, und trachtet vor Allem in dem Gemüthe des Kranken die Furcht vor Strafe, vor Fegefeuer und Hölle, und Reue der begangenen Sünden zu erwecken. Diese ist es allein, welche zaghafte Gemüther für die göttlichen Lehren empfänglich und Euern Worten des Trostes zugänglicher macht. Wir bleiben Euch wohlgewogen."

Der Graf hörte den merkwürdigen Inhalt dieses Briefes ruhig an, doch verrieth sein Gesicht, daß er auf ihn einen eigenthümlichen Eindruck gemacht habe.

— Lesen Sie den zweiten, wenn ich bitten darf.

„Theurer Bruder in Christo!

Aus Euerm Schreiben haben Wir mit Vergnügen ersehen, daß Eure Bemühungen nicht fruchtlos geblieben sind. Fahret fort, dem Grafen ein schreckliches Bild des Jenseits zu entwerfen, schildert ihm mit den lebendigsten Farben die Qualen, welche eine arme Seele erwartet, wenn Sie ohne Buße und Sühne aus diesem Leben geschieden ist. Vor Allem aber stellt ihm vor, daß eine wirkliche Sühne nur in diesem Leben möglich, und wirksam nur durch reichliche Schenkungen an die Kirche erreicht werden könne. Euer wohlgewogener &c. &c.

— Hier ist ein dritter; er lautet:

„Geliebter Bruder in Christo!

Euere Berichte über den Gesundheits- und Gemüthszustand des Grafen lauten sehr erfreulich, und es erfüllt Uns mit Befriedigung, daß Unsere Wahl für diese schwierige Mission auf Euch gefallen ist. Wir hätten in der That keinen tüchtigeren Mann finden können

Versäumt nichts, und das ist das Wichtigste, Euch genau nach den Vermögensverhältnissen zu erkundigen. Sucht den Stand seines baaren Vermögens zu erfahren, und die Orte, wo er es aufbewahrt, sowie ein genaues Verzeichniß aller seiner Besitzungen zu entwerfen; ferner welche von diesen sein Eigenthum sind, und welche seiner Frau gehören. Sendet uns dasselbe so rasch wie möglich."

— Soll ich weiter lesen? fragte Rebinsky. Der Graf bejahte.

„Geliebter Bruder in Christo!

„Der Graf ist ein Schwachkopf —

— Wie? rief der Graf erzürnt aus, er nennt mich einen Schwachkopf! Weiter, weiter, wenn ich bitten darf!

„Er grämt und härmt sich über Dinge, welche nicht der Rede werth sind; doch scheint aus Eurer Andeutung hervorzugehen, daß er noch Schwereres auf dem Gewissen habe. Bietet alles Mögliche auf, ihn zu einem offenen Geständnisse zu bewegen. Ihr könnt das sehr wohl erreichen, wenn Ihr ihm vorstellt, daß er eine Todsünde begehe und die ewige Verdammniß auf sich lade, wenn er das heilige Sakrament der Kommunion empfange, ohne die Absulotion für alle seine Sünden erhalten zu haben. Fahret fort, uns den Inhalt jeder seiner Beichtbekenntnisse mitzutheilen."

— Wie, rief der Graf empört aus, der Unwürdige hat das Beichtgeheimniß verletzt, hat den Inhalt meiner Geständnisse seinen Obern berichtet! Das heiße ich mit dem Heiligsten ein schändliches Spiel treiben, daß heiße ich die Religion zu elenden Zwecken herabwürdigen, und mit dem Worte Gottes schnöde spielen!

— Soll ich weiter lesen? fragte Rebinsky ruhig.

— Nein, nein, es ist genug! Ich verlange nicht mehr zu wissen. Geben Sie mir die Briefe.

Der Graf war unruhig geworden; er besorgte, es könnte etwas darin vorkommen, was sich auf den Inhalt seiner letzten Beichten bezöge.

— Was haben Sie noch in der Hand?

— Das Tagebuch des Paters, es ist mit großer Genauigkeit abgefaßt und gibt Rechenschaft von Allem, was er seit seiner Ankunft im Schlosse gedacht und gethan, was hier vorgefallen.

Der Graf nahm es hastig, und als er darin geblättert hatte, sagte er: Es fehlen hier einige Seiten!

— Wahrscheinlich hat sie der Franziskaner herausgerissen.

In der That aber hatte der Jesuit sie herausgerissen, denn sie enthielten Bemerkungen über ihn und den Zweck seines Kommens, die der Graf nicht wissen durfte.

— Haben Sie mir sonst noch etwas zu geben?

— Nein, erwiderte Rebinsky, das ist Alles.

Er hatte aber dennoch ein Blatt in der Tasche, welches er sich wohl hütete, dem Grafen mitzutheilen. Er hob es zu späterem eigenen Gebrauche auf.

Nach längerem Schweigen, während dem im Innern des Grafen ein heftiger Kampf wüthete, fragte Rebinsky mit leichtem Spotte:

— Und nun, Herr Graf, haben Sie noch Lust, sich einen Beichtvater von Warschau kommen zu lassen?

Der Graf machte Miene, ihm zu antworten; allein Rebinsky stand auf, und empfahl sich. Der Jesuit hatte die Saat gesäet, sie sollte nun keimen — und goldene Früchte tragen.

IX.

Ein sonderbarer Tausch.

Am äußersten Ende von Warschau, unweit der Weichsel, lag zu jener Zeit ein armseliges und schmutziges Stadtviertel. Es ward von der niedrigsten Klasse von Menschen bewohnt und bot bei jedem Schritte den Anblick des größten Schmutzes und des tiefsten Elendes dar. Die Häuser waren zerfallen; durch die vermoderten Strohdächer fuhr Wind und Regen; zerfetzte und in Lumpen gehüllte Menschen bewegten sich in den schmalen krummen Gassen, die mit tiefem zähem Kothe bedeckt waren. Manchmal kam ein gebrechliches polnisches Fuhrwerk durch, das von vier oder fünf kleinen abgemagerten Pferden gezogen wurde, die sich vergebens abmühten, den Karren durch die Pfützen und Löcher zu ziehen. Das Innere der Häuser entsprach vollkommen ihrem äußeren Ansehen. Durch kleine Oeffnungen, die die Stelle der Fenster vertraten und des Nachts durch zerbrochene Läden geschlossen wurden, drang ein schwacher Strahl des Lichts von dem grauen polnischen Himmel in Räume, welche als

Zimmer gelten sollten und von ganzen Familien bewohnt wurden. Vater, Mutter, zahlreiche kleine Kinder, erwachsene Burschen und Mädchen, Schweine, Hühner — alles das lebte und bewegte sich in diesen dumpfen Gemächern auf feuchtem Lehmboden. Sie schliefen dort bunt durcheinander, arbeiteten und verrichteten ihre täglichen Beschäftigungen.

Zu manchen dieser Häuser führten Thore, welche Tag und Nacht offen standen. Man konnte durch sie in Höfe blicken, die mit Mist und Jauche erfüllt waren; Pferde, Schweine und Menschen wateten darin herum, und in den niederen Stallungen hatten Fuhrleute ihre Pferde eingestellt.

In einem jener Häuser, es war eines der reinlichsten und besterhaltensten, befand sich im Hintergebäude eine große niedere Wohnstube. Die Wände waren einstmals, vielleicht vor einem Jahrhunderte, bei der Erbauung weiß getüncht gewesen. Seitdem hatte sie keine menschliche Hand mehr berührt, außer um sie schmutzig zu machen. In einer Ecke befand sich ein Herd, durch dessen niedern und weiten Schornstein Regen und Wind hereindrang und den Rauch zurückschlug. Ein einziges Fenster führte nach dem Hofe; die Scheiben waren zerschlagen, nicht mehr erneuert und jetzt theilweise mit Papier verklebt worden. Die von rohen Brettern zusammengefügte Thüre hatte kein Schloß, sondern nur einen Riegel, der von Innen vorgeschoben werden konnte.

In der Mitte des Zimmers stand ein einfacher Tisch und um denselben mehrere grobe, nothdürftig zusammengeflickte Stühle. Neben der Thüre stand ein alter Schrank in einem sehr bemitleidenswerthen Zustande; ihm gegenüber neben dem Herde eine wacklige Bettlade mit nothdürftigem Bettzeuge. An der andern Wand lagen Strohsäcke auf der Erde — das Lager der Bewohner dieses Raumes.

Es war ungefähr um dieselbe Zeit, wo die Ereignisse auf dem Schlosse Bielow stattfanden, welche wir dem Leser in den vorigen Kapiteln erzählt haben.

Der Tag war zu Ende, und es dämmerte bereits, als ein kräftiger untersetzter Mann in ärmlicher Kleidung mit starken Schritten in dem freien Raume dieses Gemaches, der von dem Mobiliar noch übrig gelassen wurde, auf- und niederging.

Er war nicht allein. Um den Tisch saßen drei jüngere Knaben und verzehrten einige Krummen schwarzen Brodes und aßen aus

einer Schüssel die wenigen Ueberreste eines Bohnengerichtes. Ein größerer Bursche mit trotziger wilder Miene kauerte auf einem der Strohsäcke; auf einem andern lagen zwei kleine Mädchen und schliefen. Ein größeres Mädchen mit hübschen Gesichtszügen saß auf dem niederen Herde, schürte von Zeit zu Zeit das verglimmende Feuer, daß es wieder aufflackerte, und legte neue Stücke Holzes zu.

In dem Bette lag ein Weib von kränklichem Aussehen, neben ihr in Windeln eingehüllt ein neugebornes Kind.

Die Frau schien sehr schwach und angegriffen und sprach sehr leise. Allein trotzdem lag in ihrem Tone etwas Hartes, Vorwurfsvolles.

— Genug! Wozu diese Vorwürfe! Alles das habe ich schon hundertmal gehört!

— Leider, sprach das Weib, läßt Du mich vergebens reden und achtest nicht auf meine Vorstellungen. Wohin soll es mit uns kommen, wenn Du auf diesem Wege beharrst.

— Immer dieselbe Geschichte! rief der Mann ärgerlich. Was soll ich denn thun? Kann ich unsere Lage ändern?

— Freilich kannst Du es; Du mußt aber nur wollen und einmal einen Anfang machen.

— Dummes Geschwätz! rief der Mann, damit ist nicht geholfen. Schaffe mir Geld und dann werde ich unsere Stellung verbessern.

— Das wirst Du nicht, Jaromir! Du würdest nichts für uns thun, Du würdest es nehmen, es in's Wirthshaus tragen und mit Deinen Kameraden verspielen und verjubeln. Ich soll Geld schaffen! Woher soll ich es denn nehmen? Ist es nicht an Dir, für Deine Familie zu sorgen und sie zu erhalten?

— Allerdings; aber das Unmögliche kann ich nicht leisten. Gegen das Unglück kann man nicht ankämpfen.

— Du bist an Allem Schuld, Du hast uns in's Elend gebracht.

Der Mann stieß einen wilden Fluch aus und schlug mit der Faust in die Luft.

— Fluche nur, es ist doch so, wie ich sage. Deine Eltern haben Dir ein hübsches Vermögen hinterlassen. Wo ist es? Ich bin auch nicht ohne Mittel gewesen, als Du mich heirathetest, wo ist alles das Geld hingekommen? Du hast es durchgebracht und auf unverantwortliche Weise verschwendet.

— Weib! sag' mir das nicht noch einmal, schrie der Mann, indem er mit aufgehobener Faust vor das Bett trat.

— Schlag' nur zu, sagte die Frau gelassen, ich fürchte mich nicht. Mache diesem erbärmlichen Leben ein Ende, so bin ich doch auf einmal von all' dem Jammer und Elend erlöst.

Der Mann ließ die Hand sinken und ging wieder mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

— Das ist nicht wahr, rief er, daß ich das Geld durchgebracht habe. Aber das Unglück hat mich verfolgt, und Alles, was ich anfing, mißlang mir.

— Wir wollen das gut sein lassen und von vergangenen Dingen nicht sprechen. Was geschehen, ist geschehen, es kann uns nichts helfen, alte Geschichten wieder aufzuwärmen. Laß uns lieber auf Mittel sinnen, wie wir aus dieser Noth herauskommen. Wir können nicht länger in diesem Zustande leben. Es fehlt uns an Allem, selbst an dem Nothwendigsten. Wir haben uns die letzten Tage mit trocknem Brod und Bohnen begnügen müssen. Wenn das wenige Geld, welches Du heute erhalten hast, verbraucht sein wird, was fangen wir dann weiter an?

— Das wird sich finden!

— Immer dieselbe Sorglosigkeit, derselbe Leichtsinn, der nur auf das Heute denkt und nicht auf das Morgen! Du solltest es nie auf den letzten Augenblick anstehen lassen, sondern früher schon dafür sorgen.

— Thue ich das nicht immer? sprach der Mann, indem er stehen blieb und nach der Frau blickte.

— Leider thust Du es nicht, Jaromir! Erst wenn der letzte Heller fort ist, bekümmerst Du Dich, weitere Mittel aufzutreiben. Auch sagst Du mir nie aufrichtig, ob und wieviel Du Geld hast. Und dann, wie oft muß ich es von Dir begehren, wie lange muß ich Dich bitten, bis Du Dich davon trennst, bis Du mir ein paar Groschen mit Unmuth hinwirfst, wovon ich die ganze Familie erhalten soll, während dem Du den größern Theil nach dem Wirthshause trägst!

— Das ist nicht wahr, schrie der Mann wild, Du lügst!

— Ruhig, Jaromir! sagte die Frau gelassen, ich weiß es.

— So? fuhr der Mann in demselben aufgeregten Tone fort, also Du spionirst mich aus!

Die Frau erwiderte nichts, sondern seufzte. Es trat eine Weile Stillschweigen ein.

— Ich bitte Dich, Jaromir, gehe endlich in Dich. Das Glück, die Zukunft, ja das Leben Deines Weibes und Deiner Kinder hängen davon ab. Wenn das so fortgeht, müssen wir verhungern.

— Man verhungert nicht so schnell.

— Gehe in Dich, ergreife mit Muth und festem Willen irgend eine Beschäftigung und arbeite.

— Wie, rief der Mann, ich soll arbeiten? Fluch über Dich, daß Du mir so etwas sagst! Ich, in dessen Adern adeliges Blut fließt, soll mich entwürdigen und soll das thun, was jeder gemeine Kerl thut und thun kann. Soll ich vielleicht Schuster werden oder ein anderes Handwerk anfangen? Soll ich einen Fuhrmann abgeben, oder andern Leuten den Bedienten machen? brüllte er.

— Es ist allerdings hart, aber die Noth wird Dich dazu zwingen. Du hättest es früher bedenken sollen; von dem, was wir hatten, konnten wir alle bequem leben, es ist nun fort. Deine Freunde und Verwandten haben Alles gethan, um Dir weiter zu helfen. Sie werden auch keinen Anstand nehmen, wenn Du einen ernsten Willen zeigst, Dich auch ferner zu unterstützen. Du brauchst weder Schuster noch Fuhrmann zu werden, es gibt Stellungen genug im Leben, die Du annehmen und ausfüllen kannst, ohne Deinem Stolze und Deiner Abkunft etwas zu vergeben.

— Zum Beispiel? sagte der Mann höhnisch.

— Du kennst einige einflußreiche Persönlichkeiten, wende Dich an sie und frage sie um Rath. Ich bin überzeugt, daß sie gerne behilflich sein werden, Dir einen Posten beim Steuerwesen, beim Zollamte oder in irgend einer Kanzlei zu verschaffen. Du weißt, Protektion ist allmächtig. Freilich wird eine solche Stellung Dir im Anfange nur wenig einbringen, allein das wird genügen, uns über die höchste Noth hinwegzuhelfen, bis Du eine bessere erlangst; wir sind dann doch wenigstens vor Entbehrung und Hunger geschützt.

— Ich und Zollbeamter! rief der Mann verächtlich; was würden meine alten Bekannten dazu sagen, wenn ich mich in irgend einem Grenzdorfe mit Fuhrleuten und Schmugglern herumschlagen oder in einer dumpfigen Schreibstube den ganzen Tag Ziffern schmieren müßte. Nein, davon kann keine Rede sein.

— Du bist unverbesserlich; ich gebe die Hoffnung auf, Dich auf andere Wege bringen zu wollen. Thue, was Du willst. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache, ich werde Dich nicht mehr plagen.

Ich sehe voraus, was kommen wird und muß, und mache Dich für Alles verantwortlich.

Der Mann antwortete nichts. Nach einer Weile fuhr die Frau fort

— Gib mir wenigstens das Geld, welches Du heute erhieltest. Es sind zwar nur wenige Gulden, allein sie werden hinreichen, um uns wenigstens über die nächsten Tage hinwegzubringen. Oder ist es auch schon wieder fort? sagte sie nach einer Weile, da ihr Mann beharrlich schwieg:

— Habe keines mehr, erwiderte er dumpf.

— Was hast Du damit angefangen?

— Das geht Dich nichts an, ich kann damit thun, was ich will.

— O Jaromir! rief die Frau, indem sie in Thränen ausbrach; wie hart und gewissenlos bist Du! Rührt Dich denn das Elend Deiner Kinder, rührt Dich mein eigener Jammer nicht, hast Du gar kein Herz? Deine Familie ist wieder um ein Kind vergrößert worden, wovon soll ich denn die Wehmutter bezahlen?

Sie weinte bitterlich.

— Thränen! schrie der Mann, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Buben erschreckt in die Höhe fuhren, geht das Heulen wieder los? Du bist Schuld, wenn ich nicht zu Hause bleiben mag; Du treibst mich fort.

Er rannte hinaus, und schmetterte die Thüre hinter sich zu, daß das Haus erbebte.

Wir verlassen das armselige Gemach mit seinem Elende und Jammer und folgen dem fortstürmenden Manne. Er rannte in der größten Aufregung durch mehrere krumme Straßen, sprach mit sich selbst, stieß wilde Flüche aus, und focht mit den Händen in der Luft. Endlich wurden seine Schritte ruhiger. Er blieb vor einem niederen Hause stehen und trat ein.

Es war eine Schenke. In dem Wirthszimmer saßen an langen, von Fett und Unreinlichkeit starrenden Tischen Männer aus den niedrigsten Ständen und tranken. Sie schrieen laut durcheinander, und einige von ihnen waren bereits besoffen. Er setzte sich allein in eine Ecke, stemmte den Kopf in die beiden Fäuste und verlangte barsch ein Glas Wodki — Schnaps.

Das erste Glas, welches ein ziemliches Quantum enthielt, war bald geleert; ein zweites wurde gebracht.

Während dem er so saß, trank und brütete, vielleicht auch an gar

nichts dachte, wurde die Thüre geöffnet, und ein Mann trat ein. Er sah sich im Zimmer um, und ging, als er Jaromir erblickte, hastig auf ihn zu.

— Gut, daß ich Dich treffe, sagte der Eintretende, ich suchte Dich.

— Was willst Du? Was ist los? Was gibts?

— Brauchst Du Geld?

Jaromir fuhr bei diesen Worten in die Höhe, als wäre er von einer Schlange gebissen worden.

— Dumme Frage, erwiderte er; weißt Du denn nicht, daß ich nie welches habe?

— Du brauchst also welches? Gut, ich werde Dir sagen, wie Du Dir eine schöne Summe verdienen kannst. Vor Allem muß ich etwas trinken.

Der Wirth brachte ein anderes Glas Schnaps und stellte es auf den Tisch. Der Fremde setzte sich zu Jaromir.

— Höre mich an, begann er leise. Ich habe ein Geschäft für Dich, wobei soviel zu verdienen ist, daß Du für immer von aller Noth befreit sein wirst.

Jaromir glotzte ihn an.

— Was ist das für ein Geschäft? fragte er erstaunt, das Glas auf den Tisch stellend, welches er eben an die Lippen setzen wollte.

Der Fremde fuhr fort und begann mit leiser Stimme:

— Es wohnt hierherum, irgendwo in der Nähe von Warschau, eine altadelige Familie. Der Mann ist mit seiner Frau bereits acht Jahre verheirathet, ohne daß sie bis jetzt Kinder gehabt hätten. Der Mann war wüthend über seine Frau, weil er glaubte, sie wäre unfruchtbar und seine Familie müßte aussterben. Er mißhandelte sie und drohte, sie zu verstoßen. Die Arme hatte böse Tage.

— Was soll ich bei der ganzen Geschichte thun?

— Laß mich nur ausreden, Du wirst Alles erfahren.

Endlich nach acht Jahren verkündete ihm die Frau, daß sie sich Mutter fühle. Er war glücklich und schwelgte schon in Vaterfreuden. Allein er erwartete mit Bestimmtheit, daß sie ihm einen Sohn schenken würde. Nur kein Mädchen, sagte er ihr täglich, lieber gar kein Kind, als ein Mädchen; ich will einen Sohn haben.

— Nun? fragte Jaromir, indem er den Fremden gespannt ansah.

— Das glückliche Ereigniß ist denn heute eingetreten. Allein zum furchtbaren Schrecken der Mutter — war es ein Mädchen.

— Und da wird wohl der Graf wüthend gewesen sein?

— Er würde es sein, wenn er es wüßte. Bisher weiß er es noch nicht.

— Wie so?

— Der Graf ist nämlich seit einigen Tagen verreist und befindet sich auf einem seiner Güter bei Grodno.

Jaromir horchte hoch auf. Und? sagte er.

Der Fremde rückte noch näher, sah sich dann noch im Zimmer um, ob sie nicht belauscht würden, und fuhr fort:

— Die Gräfin ist, wie Du Dir denken kannst, außer sich, daß das Kind ein Mädchen und kein Knabe gewesen, und fürchtet nun das Aeußerste, wenn der Graf zurückkommt, denn er ist ein roher Mensch. Sie kam nun auf den Gedanken, das Mädchen durch einen Knaben zu ersetzen, das heißt, es zu vertauschen.

— Ich sehe noch immer nicht, was das mich angeht und wie da ein Geschäft zu machen wäre.

— Du bist ein Esel, sagte der Fremde, wenn Du das jetzt noch nicht merkst. Hast Du nicht die letzte Nacht von Deiner Frau einen Knaben bekommen?

Jaromir schlug sich mit der Hand vor die Stirne und rief: Du hast Recht! Daran dachte ich gar nicht mehr.

— Die Gräfin vertraute sich ihrer Wehmutter an, und versprach ihr ein bedeutendes Geschenk, wenn sie ihr einen Knaben von demselben Alter wie das Mädchen schaffen könne. Die Wehmutter ist zufälligerweise dieselbe, welche Du zu Deiner Frau gerufen hattest, und sie erzählte ihr, daß in der letzten Nacht einem Manne in Warschau ein Knabe geboren worden wäre. Durch Personen, die noch im Geheimnisse sind, die Du aber nicht zu kennen brauchst, wurde ich beauftragt, weil man wußte, daß ich Dein Freund sei, Dir den Vorschlag zu machen, ob Du nicht dareinwilligen würdest, Deinen Buben gegen das Mädchen zu vertauschen.

Ich soll mein Kind vertauschen? rief Jaromir, in dem sich doch ein besseres Gefühl regte; das ist nicht möglich!

— Was kann Dir daran liegen, ob Du statt Deinem Kinde ein anderes hast. Du bist bereits mit vier Buben gesegnet, wozu brauchst Du einen fünften? Deinem Buben geschieht ja nichts; er kommt in ein gräfliches Haus, wird gut erzogen und einst der

Erbe eines großen Namens und bedeutenden Vermögens werden. Wer weiß, wozu Dir das in der Folge noch nützen kann.

Jaromir schwieg und überlegte. Die Argumente des Fremden schienen mit seinen eigenen Bedenken, mit seinem Vatergefühle im Kampfe zu sein.

— Abgesehen davon hat man mich beauftragt, Dir eine bedeutende Summe zu bieten, wenn Du geneigt wärest, auf den Vorschlag einzugehen.

— Wieviel bietet man mir?

— Man will Dir fünftausend Gulden geben, weil ich sagte, daß ich nicht glaube, Du würdest unter diesem Preise Dich herbeilassen.

Jaromir fuhr freudestrahlend in die Höhe.

— Eingeschlagen, sagte er, abgemacht! Die Gräfin hat meinen Buben, ich nehme das Mädchen.

Dabei streckte er dem Fremden die Hand hin. Dieser nahm ruhig sein Glas, trank einen Schluck und erwiderte:

— Ruhig, Freundchen, nicht zu hastig! Du mußt Dich nicht übereilen. Ich, an Deiner Stelle, würde nicht so rasch sein. Die Gräfin ist in der größten Verzweiflung, sie muß einen Buben haben. Sie zahlt Dir was Du verlangst. Ich würde zehntausend Gulden fordern.

— Das gibt sie nicht!

— Narr, sagte der Fremde, ob sie es gibt! Ich will Dir einen Vorschlag machen. Die Gräfin hat den Buben und Du bekommst die zehntausend Gulden. Ich muß auch etwas dabei verdienen; dafür, daß ich Dir das Geschäft vorgeschlagen habe, erhalte ich dreitausend. Ist's Dir so recht?

— Welche Frage! Um siebentausend Gulden mache ich mich verbindlich, dem Teufel den Schwanz abzuschneiden.

— Topp, so schlage ein! Und jetzt schnell bezahlt, dann aufgebrochen. In dieser Nacht muß Alles geschehen sein.

— Wie bringst Du aber das Kind der Gräfin?

— Das sollst Du sogleich erfahren.

Die Freunde verließen das Wirthshaus.

— Ich gehe und besorge die Pferde, sagte der Fremde; aber halt, Sacrament! auf eines haben wir vergessen!

— Was?

— Was wird Deine Frau dazu sagen?

— Schwerenoth! das ist richtig. Die wird allerdings einen Mordsscandal machen.

— Da könnte am Ende der ganze Handel rückgängig werden?

— Bah! Was ich sage, muß geschehen, verlaß Dich darauf. Bestelle nur die Pferde, für das Uebrige will ich sorgen.

— Wo treffen wir uns?

— Erwarte mich, in einer halben Stunde bin ich da.

Die Freunde trennten sich.

Der Eine ging rechts, die Pferde zu bestellen, der Andere links, seinen Buben zu holen. Hastigen Schrittes durcheilte er die krummen Straßen, aber je näher er seinem Hause kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Leise Zweifel fingen an, in seinem Gemüthe rege zu werden, ob denn doch der ganze Handel ausführbar sei, und ob seine Frau einwilligen würde. Er kannte sie und vermuthete, daß er sich auf großen Widerstand gefaßt machen müßte. Allein das war ihm gleichgiltig. Vor seinen Augen schwebten mit feurigen Ziffern 7000 Gulden am nächtlichen Himmel, und was ist eine solche Summe für ein schwaches menschliches Gemüth, namentlich wenn es gerne Schnaps trinkt.

Er faßte also Muth und ging entschlossen in seine armselige Wohnung.

Als er die Thüre öffnete und eintrat, herrschte vollständige Finsterniß in dem Raume. Das Feuer war erloschen und eine Kerze gab es nicht in diesem Thale der Armuth.

Jaromir trat an das Lager seiner Frau.

Wenn wir dem Leser die Wahrheit gestehen wollen, so müssen wir ihm sagen, daß dem, vor wenigen Minuten so entschlossenen Manne, nun plötzlich aller Muth entsank. Die Frau, welche sein Kommen gehört hatte, reichte ihm freundlich die Hand, und fragte ihn:

— Bist Du zurück, Jaromir?

Der Mann neigte sich über das Weib, und drückte ihr mit erstaunlicher Zärtlichkeit einen Kuß auf die bleichen Lippen, ein Ereigniß, welches schon lange nicht mehr vorgekommen war.

— Du scheinst froher Dinge, Jaromir? hauchte sie, indem sie seine von Schnaps glühende Hand mit ihren beiden kalten Händen umfaßte.

— Allerdings, Schatz, bin ich froher Dinge. Ich bringe Dir gute Nachrichten.

— O sprich, Herz, sage mir, was ist vorgefallen?

— Der Mann setzte sich nun schmeichelnd auf das Bett, und theilte seiner Frau mit, freilich mit den entsetzlichsten Umschweifen und auf die verblümteste Weise, was sein Freund ihm vorgeschlagen hatte.

Schon während der Erzählung war seine Frau im höchsten Grade unruhig geworden. Wenn er sie hätte sehen können, so würde er bemerkt haben, daß ihr bleiches Antlitz von dem Ausdrucke des tiefsten Entsetzens durchwühlt war.

— Was, rief sie mit kreischender Stimme, mein Kind, Dein Kind willst Du verkaufen, Ungeheuer? Hinweg von meinem Bette, entarteter Vater!

Allein der entartete Vater war schlau. Währenddem er schmeichelte, seiner Frau süße Worte in das Ohr träufelte, waren seine Hände eifrig bemüht, sich seines jüngsten in verschiedenen Windeln eingeschlagenen Sprößlings seiner Liebe zu versichern.

Sowie seine Frau ihm zurief: Hinweg von meinem Bette, entarteter Vater! gehorchte der sonst störrige und trotzige Mann wie ein Kind augenblicklich dem Befehle. Jedoch er ging nicht allein. Den Sprößling seiner Liebe, seinen jüngsten in Windeln eingehüllten Buben nahm er mit sich. Mit einem Satze war er an der Thüre, stürmte durch Hof- und Hausgang, und hatte in wenigen Minuten die Schenke erreicht.

— Jetzt nur rasch! rief er seinem Freunde zu, der bereits mit den Pferden auf ihn wartete, sonst haben wir das Donnerwetter auf den Fersen.

— Was ist los? Hat Deine Frau Spektakel gemacht?

— Nur zu, nur zu! rief Jaromir, den Sprößling im Arme haltend, Du sollst Alles erfahren.

Sie schwangen sich auf die Pferde, und jagten im Carrière davon.

Als sie aus der Stadt waren, ritten sie langsamer.

— Jetzt sind wir in Sicherheit, meinte Jaromir, meine Frau kann uns nicht mehr einholen. Er erzählte nun seinem Freunde die Unterredung, die er mit seiner Frau gehabt hatte, und wie er fürchtete, daß sie trotz ihrer Schwäche das Bett verlassen und ihm nacheilen würde.

Sie setzten ihre Pferde in Trab und kamen nach einer Stunde an dem Orte ihrer Bestimmung an. Sie ritten durch eine lange Pappelallee von der Straße ab einem herrschaftlichen Wohnhaus zu.

— Wir sind am Ziele, sagte der Fremde. Thue jetzt, was ich Dir sage. Wir steigen hier von den Pferden, binden diese an einen Baum, ich gehe ins Schloß, und Du erwartest mich hier mit dem Buben, bis ich wiederkomme.

Sie thaten wie gesagt und der Fremde ging ins Schloß.

Dieses war ein Gebäude von ziemlicher Ausdehnung, dessen einer Flügel erleuchtete Fenster hatte.

Jaromir wartete nicht lange. Sein Junge aber, dem dieser nächtliche Spazierritt nicht sehr angenehm zu sein schien, hatte schon während des Rittes mehrmals Zeichen seiner höchsten Unzufriedenheit von sich gegeben. Die kalte Nachtluft und das Warten an der Pappelallee schien vollends nicht nach seinem Geschmacke zu sein. Er fing plötzlich aus Leibeskräften an zu zettern, so laut nämlich ein einjähriger Junge nur zettern kann. Der Vater, der mit dieser etwas unbequemen Kundgebung seines jüngsten Kindes nicht ganz einverstanden war, versuchte alle möglichen Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen; allein umsonst. Der Junge war obstinat, er hatte seinen eigenen Willen und die vernünftigsten Vorstellungen seines Vaters waren vergeblich. Dieser schaukelte ihn, summte verschiedene volksthümliche Melodien in der Hoffnung ihn einzuschläfern, stimmte selbst das polnische Nationallied Boze cos polske an, jedoch ohne Erfolg. Dann griff er zu energischeren Mitteln; er applicirte ihm einige tüchtige Hiebe auf jenen Theil des menschlichen Körpers, den die gute Sitte verbietet näher zu bezeichnen.

Dieses hatte aber nur die entgegengesetzte Wirkung zur Folge. Der halsstarrige Junge brüllte desto ärger, so daß dem verzweifelten Vater nichts übrig blieb, als dem jungen Schreihalse buchstäblich das Maul zu stopfen, auf die Gefahr hin, ihn zu ersticken.

Unterdessen war der Fremde wieder gekommen, diesmal in Begleitung eines andern Mannes, offenbar eines höher gestellten Dieners aus dem Schlosse. Dieser sah den erwartungsvollen Vater mit einem messenden Seitenblicke an, nahm den jungen Weltbürger in seine Arme, und ging dem Schlosse zu. Nach langer Zeit, es mochte vielleicht eine Stunde verflossen sein, kehrte er wieder zurück, in seinen Armen einen Korb mit einem kleinen Kinde haltend. Es war dies eine kleine Weltbürgerin.

Er übergab, ohne eine Wort zu reden, dem Fremden den Korb mit der Leinwäsche, in welche ein kleines menschliches Wesen einge-

hüllt war, und meinte nur: Es ist Alles in Ordnung! Dann reichte er dem Fremden ein Papier, und sagte: Hier ist die Anweisung, Sie können den Betrag erheben, wenn Sie wollen.

Darauf entfernte er sich. Der Tausch war vollbracht.

Jaromir und der Fremde bestiegen ihre Pferde und traten den Heimweg an. Der Fremde war in froher Stimmung, so leicht drei tausend Gulden gewonnen zu haben, Jaromir dagegen schien es, als ob er einen Klumpen Blei in seinen Armen hielte. Der Gedanke, sein eigenes Kind verkauft zu haben, der Gedanke an das, was ihn erwartete, wenn er heimkäme, trat mit solcher Wucht vor seine Seele, daß er sich kaum auf seinem Pferde halten konnte. Wie ein Betrunkener ritt er taumelnd neben seinem Freunde einher, stets auf dem Punkte, den Korb mit dem Bündel Leinenwäsche, in welches ein Kind eingewickelt war, fallen zu lassen.

Zwischen ... und Warschau an der Poststraße nach Bialystok lag ein einsames Wirthshaus. Es war nur von einkehrenden Fuhrleuten besucht. Trotz der späten Stunde war es noch hell erleuchtet, und aus seinem Innern drang der Klang von Stimmen. Der Fremde wollte vorüber reiten, allein für Jaromir hatte jedes Wirthshaus etwas ungemein Anziehendes. Besonders in diesem Augenblicke sehnte er sich nach Betäubung — und wo konnte er diese anders finden als im Schnapse? Er hielt sein Pferd an und stieg ab. Sein Freund war damit nicht einverstanden und machte Gegenvorstellungen; er wollte nach Warschau zurück. Jaromirs Beredtsamkeit aber siegte, er stieg gleichfalls vom Pferde und die beiden Reiter traten in die Schenkstube.

In dieser herrschte reges Leben. Viele Gäste saßen auf den Bänken umher, und sprachen den geistigen Getränken wacker zu. Es waren meistens Fuhrleute, deren schwerbeladene Wagen vor der Schenke hielten, und einige Juden, die eben von der Warschauer Messe kamen.

Jaromir, sein eingetauschtes Kind im Arme, das er noch nicht einmal gesehen hatte, und sein Freund nahmen Platz an einem einsamen Tische und ließen sich jeder ein Glas des unvermeidlichen Schnapses reichen. Das Kind, betäubt von der kalten Nachtluft und von der Bewegung des anstrengenden Rittes, schlief und Jaromir setzte den Korb, worin es lag, neben sich auf die Bank.

Sie besprachen das Abenteuer, welches sie eben erlebt hatten,

machten allerlei Pläne, was sie mit dem Gelde anfangen würden, das sie eben gewonnen, und vergaßen ganz, daß die Nacht immer mehr vorrückte und der Morgen sich nahte. Sie tranken ein Glas nach dem andern, der Spiritus übte seine Wirkungen, und ganz duselig bestiegen beide ihre Pferde und jagten nach Warschau zurück.

Als sie durch Praga kamen und über die Weichselbrücke ritten, fiel es Jaromir wie ein Donnerschlag auf die Seele: Wo ist der Korb mit dem Kinde? — Er war ohne diesen in Warschau angekommen. Sie jagten nun beide nach der Schenke zurück, die der Wirth eben im Begriffe war zu schließen. Sie durchsuchten die ganze Stube, aber kein Korb fand sich; das Kind war verschwunden. Wahrscheinlich hatte es einer der anwesenden Fuhrleute oder Juden in der Meinung, daß es etwas Werthvolles enthalte und keinen Herrn habe, mit sich genommen.

Man kann sich die Gefühle Jaromirs bei dieser Entdeckung denken.

Die Scene aber sich auszumalen, die ihm bevorstand, wenn er in seine Behausung zurückkehrte, überlassen wir dem geneigten Leser.

Die Frau hieß Kattinka und der Mann Jaromir Ubryk.

X.

Ein Strich durch die Rechnung.

Wir haben den armen Pater Gregor in dem Momente verlassen, als er mit verbundenen Augen, einen Knebel im Munde und zusammengeschnürten Händen und Füßen auf den Karren in Stroh gelegt wurde, und der Förster mit ihm davon fuhr. Die braune Flüssigkeit, welche Stanislaus ihm in den Wein gegossen, hatte ihre Wirkung gethan; der Pater lag in so tiefem Schlafe, daß ihn selbst die heftigen Stöße des Karrens, wenn die Räder über einen Stein oder durch tiefe Löcher fuhren, ihn nicht daraus zu erwecken vermochten.

Der Förster machte absichtlich einen großen Umweg, um seinen Gefangenen, wenn er etwa wachen sollte, durch die verlängerte

Dauer der Fahrt irre zu führen, und ihn glauben zu machen, er befände sich in einer großen Entfernung von Bielow. Der Morgen fing schon an zu dämmern, als er bei dem Forsthause ankam; die beiden Jägerbursche waren lange zurückgekehrt und erwarteten ihren Herrn.

Pater Gregor, der noch immer in tiefer Betäubung lag, wurde nun von dem Wagen herabgehoben und nach dem Keller gebracht. Dort legte man ihn auf einen Strohsack; der Knebel und die Binden, womit er zusammengeschnürt war, wurden ihm abgenommen.

Ohne zu erwachen warf er sich lebhaft herum, als er sich in Freiheit fühlte, stieß ein tiefes Grunzen aus und schlief weiter. Die Männer entfernten sich, nachdem sie ihm Brod und einen Krug Wasser an sein Lager gestellt hatten, und schlossen die schweren Thüren ab.

Der Tag verlief ganz ruhig. Die beiden Burschen waren in den Wald gegangen, und der Förster saß in seinem Zimmer und schrieb Rechnungen.

Im Keller war es ganz ruhig.

Gegen Abend kamen die Bursche heim. Sie hatten einen Rehbock geschossen, und waren eben daran, ihn auszuweiden, als plötzlich in den unterirdischen Räumen des Försterhauses ein infernalischer Lärm losbrach. Wüthende Schläge wurden an die innere Bohlenthüre geführt, es wurde heftig an ihr gerüttelt und zu gleicher Zeit ertönte ein wildes Schimpfen, ein wahres Wuthgeheul.

Der Pater war erwacht. So ähnlich mochte einst Polyphem bei seinem Erwachen gebrüllt haben, als ihn der Jesuit Odysseus besoffen gemacht hatte.

Wohl über eine Stunde tobte und raste er so fort. Der Förster ließ ihn ruhig gewähren, man nahm keine Notiz von ihm, und wenn die Bursche denselben fragten, ob sie etwa nachsehen sollten, so erwiderte er: Laßt ihn nur machen! Er wird schon aufhören.

Nichts dauert ewig. In der That wurde auch der Franziskaner müde, seine Lungen anzustrengen und mit seinen Fäusten auf die Thüre zu hämmern.

Als er sah, daß es nichts nützte, und sich Niemand um ihn bekümmerte, wurde er allmählich stiller, ohne daß jedoch sein Grimm nachgelassen hätte. Er setzte sich auf den Strohsack, stemmte den Kopf in beide Fäuste, und fing an, über seine gegenwärtige Lage

nachzudenken. Er suchte sich zu erinnern, was eigentlich mit ihm vorgegangen sei. Er hatte dunkle Erinnerungen, daß er Wein getrunken und darauf in Schlaf verfallen sei, daß dann Teufel mit schwarzen Gesichtern gekommen wären, mit denen er gerauft, die ihn gebunden und durch die Luft entführt hätten. Was später mit ihm geschehen, konnte er sich nicht recht klar machen; nur wollte es ihm scheinen, als hätte er öfters sehr derbe Rippenstöße erhalten.

Er empfand Hunger und Durst, sehr begreiflich, da er seit vierundzwanzig Stunden weder gegessen noch getrunken hatte. Er verschlang das große Stück Brod, welches er neben seinem Bette fand, mit Heißhunger, ein Ereigniß, welches in seinem Leben ohne Gleichen dastand, denn der würdige Herr war stets an gute Kost gewöhnt. Er soff den ganzen Krug Wasser leer, freilich nicht ohne oftmaliges Absetzen und ohne die lebhaftesten Zeichen seiner Mißbilligung von sich zu geben. Wasser ist bekanntlich kein Hochheimer.

Durch das eifrige Nachdenken über seine allerdings nicht angenehme Lage kam er endlich zu dem weisen Entschlusse, sich in Geduld zu fassen und — abzuwarten.

Er wartete also bis man kam. Als es völlig Nacht war, stieg der Förster die Kellertreppe hinab und öffnete die Klappe, die sich in der innern Gefängnißthür befand. Mit verstellter Stimme fragte er den Pater, wie er sich befinde.

— Schurken, verdammte! wollt Ihr mich gleich in Freiheit setzen! Mit welchem Rechte hält man mich hier eingesperrt?

— Das weiß ich nicht, erwiderte der Förster; das geht mich auch nichts an. Ich habe blos den Auftrag, es Euch an nichts fehlen zu lassen und für Euer Wohlergehen zu sorgen.

— Hunde, die Ihr seid! brüllte der Pater, wollt Ihr Spott mit mir treiben? Nennt Ihr das es einem Menschen an nichts fehlen lassen und für sein Wohlergehen sorgen, wenn Ihr ihn in ein kaltes Mauerloch sperrt und ihm Wasser und Brod vorsetzt?

— Ihr dürft ja nur befehlen, was Ihr speisen und was Ihr trinken wollt, und es wird Euch gebracht werden.

— Meine Freiheit will ich! rief der Pater im höchsten Zorne. Wie untersteht Ihr Euch, mich hinter Schloß und Riegel zu halten?

— Da müßt Ihr Euch an Andere wenden, nicht an mich. Wollt Ihr etwas essen? Wollt Ihr etwas trinken?

— Freilich will ich essen und trinken, oder glaubt Ihr vielleicht,

daß ich mich mit dem Stückchen Brod begnügen werde, welches Ihr mir da vorgesetzt habt?

In der That lag das Brod, welches er gegessen hatte, in seinem geräumigen Magen wie ein Senfkorn in einer Nußschale.

— Bringt mir Wein.

— Gibt's hier nicht, nur Wasser. Reicht mir den Krug.

— Was, schrie der Pater wüthend, nur Wasser! Da hast Du Deinen Krug, Spitzbube!

Bei diesen Worten schleuderte er den Krug mit solcher Gewalt gegen die Thüre, daß die Scherben nach allen Richtungen davonflogen.

Der Förster schloß ruhig die Klappe und stieg die Treppe hinauf.

Als der Pater hörte, wie sein Gefangenwärter sich entfernte, bereute er, was er gethan, sprang von seinem Sitze auf und rannte nach der Thüre.

— Heda, rief er, Ihr da draußen, kommt noch einmal herunter, laßt ein Wort mit Euch reden.

— Er wird zahm, dachte der Förster und stieg die Treppe hinab. Diesmal aber öffnete er die Klappe nicht, denn er mißtraute dem Gesellen.

— Seid vernünftig, sagte der Franziskaner. Bringt mir vor Allem etwas zu essen.

— Gut, erwiderte der Förster, das sollt Ihr haben, aber Ihr müßt mir versprechen, Euch anständig aufzuführen.

— Ich verspreche es Euch, aber schafft mir nur Speise her. Ihr werdet doch nicht den Auftrag haben, mich verhungern zu lassen!

— Ich habe Euch schon gesagt, fuhr der Förster mit verstellter Stimme fort, ich habe nur den Befehl, Euch in sicherem Gewahrsam zu halten, sonst aber es Euch an nichts fehlen zu lassen. Geduldet Euch eine Weile und ich werde bringen, was Ihr verlangt.

Damit entfernte er sich.

Die Jägerburschen hatten unterdessen den Rehbock zerlegt und ein tüchtiges Lendenstück an's Feuer gesetzt. Als es gahr war, brachte der Förster seinem Gefangenen ein großes Stück Braten, ein Stück Brod und ein brennendes Talglicht. Der Pater ergriff die Schüssel mit Wohlbehagen; der süße Duft, der ihr entströmte, hatte mit einem Male seine widerspenstigen Gedanken zu Boden geschlagen. Er fügte sich in sein Schicksal. Dann reichte er ihm das Talglicht;

sobald jener es hatte, leuchtete er an die Klappe hin, um zu sehen, wer eigentlich sein Gefangenwärter sei. Der Förster aber trug Sorge, sich seinen Blicken zu entziehen, um nicht entdeckt zu werden.

— Nun reicht mir Gabel und Messer. Ihr verlangt doch nicht, daß ich mit den Fingern essen solle?

— Ihr sollt sie haben, wenn Ihr mir versprecht, Euch kein Leides anzuthun.

— Dummes Geschwätz! Habt Ihr je gehört, daß sich ein Franziskaner den Hals abgeschnitten habe?

Der Förster ging und holte, was sein Gefangener verlangte.

— Habt Ihr in der That keinen Wein? fragte der Pater mit milder Stimme.

— Thut mir Leid, Hochwürden, den kennt man hier zu Lande nicht, wir haben nur Branntwein.

— Oh! stöhnte der Pater, das ist Schade! Nun denn in Gottes Namen, so gebt mir wenigstens Schnaps in Ermangelung von etwas Besserem. Aber gebt mir ein tüchtiges Glas voll, hört Ihr!

Seinem Wunsche wurde ensprochen. Der Förster brachte ihm ein großes Glas voll der edlen Flüssigkeit; es war so viel, daß jeder Bauer sich hätte einen Kapital-Rausch antrinken können.

Pater Gregor nahm mit stiller Ergebung in sein Schicksal das Dargereichte hin. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, machte er sich an die Arbeit, und ehe noch der Förster den Fuß auf die oberste Stufe der Treppe gesetzt hatte, war auch der Braten in dem unergründlichen Magen des Paters spurlos verschwunden. Mit dem Branntweine nahm er sich schon etwas mehr Zeit; er schlürfte ihn mit Behagen, doch dauerte es nicht allzulange, bis das Glas leer war und er die Nagelprobe hätte machen können. Seine Gemüthsstimmung wurde immer versöhnlicher, er legte sich auf den Strohsack, löschte das Licht aus und war bald in tiefem Schlafe versunken.

Wer ein gutes Gewissen hat, der hat einen festen Schlaf; Pater Gregor schnarchte den Schlaf der Gerechten.

Wir wollen dem freundlichen Leser die Beschreibung alles dessen ersparen, was der Franziskaner in den nachfolgenden Tagen Alles that, dachte und sprach. Es würde zu wenig Interesse bieten, nur soviel können wir versichern, daß der edle Mann sich in das Unvermeidliche fügte und zuletzt so fromm wurde wie ein Lamm.

Dazu trug wesentlich die gute Kost bei. In der That sorgte

auch der Förster auf das Aufmerksamste für dessen Bequemlichkeit und ließ es ihm an nichts fehlen. Des Morgens erhielt er ein reichliches Frühstück, das Mittagessen war so ausgiebig, daß Drei daran genug gehabt hätten, und das Nachtessen ließ auch nichts zu wünschen übrig.

So vergingen ungefähr vierzehn Tage.

Unterdessen hatten sich aber Dinge ereignet, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können.

Einer der Jägerburschen, der jüngere nämlich, war ein guter Katholik. Der Glanz der Goldstücke, die er erhalten, und die Versprechungen, welche ihm gemacht worden waren, hatten ihn bestimmt, an dem Attentate gegen den Franziskaner theilzunehmen. Allein jeder Mensch hat ein Gewissen, und auf eine unrechte That folgen immer Gewissensbisse.

Prokop, so hieß der Jägerbursche, nahm sich das Schicksal des gefangenen Paters sehr zu Herzen; er dachte nach über das, was vorgefallen, und es lag ihm schwer auf der Seele, daß er die Hand dazu geboten habe, einen Diener der Kirche der Freiheit zu berauben. Er empfand heftige Reue, der Schlaf mied seine Augen, und er konnte keine Ruhe mehr finden. Gegen den Förster und gegen seinen Kameraden, den andern Jägerburschen, konnte und durfte er sich nicht aussprechen, weil er wußte, daß beide den Franziskaner nicht leiden mochten und nur im Interesse der Jesuiten handelten.

In dieser schrecklichen Gemüthsstimmung ging er eines Tages in das nahe gelegene Zitomir, trat in den Pfarrhof und verlangte den Pfarrer zu sprechen. Vor diesen geführt, legte er ein reumüthiges Geständniß seiner Missethat ab, und bat ihn unter Thränen, er möge ihm für das Verbrechen, welches er begangen, Absolution ertheilen.

Der Pfarrer, von dem wir wissen, daß er mit den Franziskanern in genauer Verbindung stand, ertheilte es ihm bereitwilligst, und war innerlich aufs Höchste erfreut, etwas über das Schicksal Pater Gregors zu erfahren und seinem Aufenthalte auf die Spur zu kommen.

Sobald der Jägerbursche, nunmehr beruhigt, das Pfarrhaus verlassen, hatte jener nichts Eiligeres zu thun, als augenblicklich einspannen zu lassen, und nach Worotin zu fahren. Der Prior der Franziskaner hielt sich zufälligerweise noch dort auf, und theilte diesem mit, was er von dem reumüthigen Jägerburschen erfahren.

Der Prior war empört. Er tobte und wüthete, und schwur den Schuldigen die furchtbarste Rache.

Sie hielten nun Concilium; einige andere Patres wurden zur Berathung gezogen, und es wurde beschlossen, das widerrechtlich eingekerkerte Mitglied ihres Ordens schleunigst zu befreien. Dazu sollte der Jägerbursche Prokop als Mittel dienen.

Der Pfarrer wollte das Ganze leiten. Er setzte sich mit Prokop in Verbindung, und dieser versprach den Pfarrer zu benachrichtigen, wenn der Förster mit dem andern Jägerburschen das Försterhaus verlassen würde, um in den Wald zu gehen.

Es wäre nun sehr einfach gewesen, wenn Prokop während dieser Abwesenheit den Franziskaner in Freiheit gesetzt und sich mit ihm aus dem Staube gemacht hätte.

Allein dies lag nicht in der Absicht des Priors. Sie wollten sich an dem Förster gründlich rächen, er sollte vernichtet werden. Zuerst mußte sein Eigenthum daran, und dann seine Person.

Eines Tages ritt der Förster mit seinem Gehilfen in den Wald. Kaum hatte er das Haus verlassen, nachdem er noch Prokop strenge Sorge für die Sicherheit des Gefangenen aufgeboten hatte, als dieser auch schon nach Zitomir eilte. Der Pfarrer benachrichtigte die Franziskaner von diesem Ereignisse und einige Stunden später bewegte sich ein Haufen Männer durch eine Lichtung des Waldes nach dem Forsthause.

An der Spitze des Zuges befand sich der Prior und einige andere Franziskaner nebst dem Pfarrer; eine Rotte Knechte und Leibeigener folgten.

Prokop öffnete ihnen die Thüre des Försterhauses — und bald war Pater Gregor kein Gefangener mehr.

Als dieser den freilich etwas schmutzigen grauen Himmel, als er das Tageslicht wieder erblickte, heulte er vor Wonne. Er umarmte seine Konfratres mit den Ausbrüchen des wildesten Entzückens, und war der Erste, der in die Küche stürzte, ein brennendes Stück Holz vom Heerde riß, nach dem Speicher eilte und das brennende Scheit in das Stroh steckte.

Wenn man ein brennendes Scheit Holz in dürres Stroh steckt, so pflegt eine Feuersbrunst zu entstehen. Kaum war die That vollbracht und Feuer in allen Gemächern des Försterhauses angelegt worden, so loderte schon auch die Flamme zum Dachstuhle hinaus.

Die Rotte, den befreiten Pater Gregor an der Spitze, machte sich auf den Rückweg und überließ das Haus seinem Schicksale.

Um diese Zeit befand sich der Förster mit seinem Burschen im Walde. Als sie in eine Lichtung kamen, sagte der Letztere, indem er auf eine Rauchsäule deutete, welche mit dichtem Qualme zum Himmel aufstieg:

— Herr, dort brennt es!

Der Förster wandte den Kopf herum, sah nach dem Rauche, und erwiderte dann: Das ist in der Richtung von Zitomir.

— Nein, rief der Bursche, der Brand ist viel näher, er muß auf halbem Wege stattfinden.

— Hergott! du hast Recht! Es wird doch nicht etwa das Forsthaus — er warf das Pferd herum und jagte mit seinem Burschen im sausenden Galoppe durch den Wald.

Als sie an das Forsthaus kamen, hatten die Flammen ihr Werk beinahe vollbracht. Er fand nur dampfende Trümmer, das Haus war eine Ruine. Sie arbreiteten sich durch rauchende Balken nach dem Keller, dieser war leer; der Franziskaner fort.

Das war das Schicksal des Forsthauses. Was aber den Förster erwartete, werden wir im Laufe der Erzählung erfahren.

XI.

Die Taschenspieler des Gewissens.

Der Graf war durch die Enthüllung des Jesuiten in die peinlichste Unruhe versetzt und den größten Zweifeln preisgegeben worden.

Man denke sich ungefähr in seine Lage. Während seines ganzen Lebens ein Spielball der Leidenschaften, nur immer seinen Begierden fröhnend, niemals auf die Stimme der Vernunft und Religion hörend, sondern nur den Eingebungen des Augenblickes folgend, war er endlich auf dem Punkte angelangt, an welchem wir ihn aus seiner Beichte an den Franziskaner kennen gelernt haben. Es war jene Wendung in seinem Charakter eingetreten, welche wir täglich unter unsern Augen eintreten sehen, daß Männer, welche ein sündhaftes

zügelloses Leben geführt, daß Weiber nach einem Dasein voll Ausschweifungen plötzlich ihre Ansichten ändern, sich bekehren, fromm werden und als Betbrüder und Betschwestern ihr Leben beschließen. Die Theologen pflegen diese Wandlung so zu bezeichnen: es sei jener Wendepunkt des Charakters eingetreten, wo nicht der Mensch die Sünde, sondern die Sünde den Menschen verläßt.

Er warf sich also der Religion in die Arme und suchte in ihr Beruhigung und Trost, sowie den verlornen Seelenfrieden wieder zu finden.

Schon hatte er mit Hilfe seines Beichtvaters diesen Zweck beinahe erreicht, er war sicher, Vergebung seiner Sünden wenigstens bis auf einen gewissen Grad finden zu können und es beunruhigte ihn nur noch die Größe des Opfers, welche der Mann der Kirche von ihm forderte.

Da war jenes Ereigniß eingetreten, welches ihn seines Beichtvaters beraubte, und ihm zugleich den Boden unter den Füßen wegzog. Er hatte den Worten des Franziskaners mit blindem Glauben gelauscht, er war von der Heiligkeit seiner Sendung, von der Wahrheit seiner Lehren auf das Tiefste durchdrungen, und nun sollte er auf einmal an dem Heiligsten irre werden. Dem Jesuiten war es gelungen, ihm den Schleier von den Augen zu ziehen, ihm die Dinge im wahren Lichte erscheinen zu lassen, und ihn durch unumstößliche Beweise zu überzeugen, daß der Mann der Kirche nicht von den reinen edlen Lehren der Religion, sondern von dem krassesten Egoismus beseelt sei.

Das hatte vernichtend auf ihn gewirkt, ein unbeschreibliches Bangen, eine grenzenlose Ungewißheit, ein Zweifel an sich selbst hatte sich seiner bemächtigt, er schwebte zwischen Himmel und Erde. Wo sollte er sich nun Raths erholen? Wo anders als bei dem Manne, der durch seine geistige Ueberlegenheit und durch seine Ruhe in kurzer Zeit eine so große Macht über ihn erlangt hatte. Er suchte nach Rettung und klammerte sich an einen Strohhalm. Dieser Strohhalm war der Jesuit.

Dieser hatte die Umwandlung in der Denkungsweise des Grafen, die er beabsichtigt, beobachtet, ihn jedoch sich selbst überlassen. Durch mehrere Tage hütete er sich, diese wunde Stelle im Gemüthe des Kranken zu berühren und sprach nur von gleichgiltigen Dingen.

Er wartete ruhig den Augenblick ab, in dem der Graf selbst davon anfangen würde.

Eines Tages war Rebinsky wieder beim Grafen und hatte eben mehrere Briefe beendigt, welche dieser ihm diktirt hatte.

Es trat eine Pause ein. Der Graf saß in tiefes Nachsinnen versunken am Kamine und blickte in die Flamme. Rebinsky, die Feder in der Hand, sah zum Fenster hinaus und wartete, ob jener ihm noch weiteres zu diktiren hätte. Seine Gedanken waren aber weder vor dem Fenster noch in dem Kabinete des Kranken, sondern in jenen Gemächern, welche von der Gräfin und Elka bewohnt wurden. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn der Graf ihn entlassen hätte.

Da brach dieser das Schweigen.

— Sagen Sie mir, lieber Freund, — so redete er ihn seit Kurzem an — was halten Sie eigentlich von der Religion?

Rebinsky war durch diese Frage etwas überrascht. Er sah den Grafen forschend an, ohne gleich zu antworten. Er überlegte, was er ihm erwidern würde, seine Zwecke zu fördern.

— Wie meinen Sie das? fragte er.

— Ich meine, was Sie im Allgemeinen über die Religion denken.

Der Jesuit zögerte noch immer.

— Ich sehe, sagte der Graf, Sie scheuen sich, mir zu antworten. Sie sagten mir zwar, Sie seien Katholik, allein aus Ihrem ganzen Wesen und Ihren Aeußerungen scheint mir hervorzugehen, daß Sie sich zu freieren Ansichten emporgeschwungen haben. Sprechen Sie offen und sagen Sie mir unumwunden, was Sie denken. Ich bin an Allem, an mir selbst irre geworden und suche nach Aufklärung.

— Sie haben mir da eine Frage gestellt, deren Beantwortung mich in Verlegenheit setzt. Sie sind Katholik und ich fürchte, daß ich Sie durch Entwickelung meiner Ansichten vielleicht verletzen könnte.

— Fürchten Sie das nicht. Reden Sie, wie Sie denken, und betrachten Sie mich als einen Verirrten, der um jeden Preis aus dem Labyrinthe herauszukommen strebt.

Rebinsky besann sich einen Augenblick und begann dann folgendermaßen:

— Sie haben mich um meine Ansicht über Religion befragt. Das ist nach meinem Dafürhalten die schwierigste Frage, die man

einem Menschen stellen kann. Religion ist nach meiner Ansicht Alles das, was man aus ihr machen will.

— Die Antwort ist zu unbestimmt, Sie suchen mir auszuweichen.

— Nicht doch. Das ist in der That meine Ueberzeugung. Religion ist der Glaube, und Jedem steht es frei, zu glauben, was er will. Insoferne ist Religion das, was man daraus machen will.

— Aus dieser Ihrer Erklärung scheint mir hervorzugehen, daß Sie nicht an eine einzige wahre Religion, wie unsere katholische ist, glauben.

— Der Glaube macht selig, heißt es in der Schrift, und so ist es in der That. Der Jude glaubt an die Satzungen seiner Religion, über deren Wahrheit und Unfehlbarkeit bei ihm nicht der leiseste Zweifel obwaltet, und wird durch diesen Glauben selig; der Mohamedaner schwört auf seinen Koran, erkennt weder Bibel noch Christenthum an; ihm ist nach seiner Meinung das Paradies gewiß — sein Glaube macht ihn selig. So der Brahmine, so der Fetischanbeter. Wenn Sie ihn fragen, welches die beste Religion sei, so wird er Ihnen antworten, er glaube nur an die seine und alles Andere wäre Irrlehre.

— Sie sind also Atheist?

— Durchaus nicht, Herr Graf. Ich glaube ebenso an einen Gott, wie Sie, nur über die Form seiner Verehrung hege ich vielleicht andere Ansichten. Das, was ich Ihnen eben über Religion gesagt habe, nennt der Theologe Indifferentismus, das heißt, daß jeder Mensch nach seiner eigenen Weise selig werden könne.

Der Graf schwieg. Die Worte des Jesuiten hatten seine Zweifel offenbar nicht gehoben, sondern sie im Gegentheile noch vermehrt.

— Was halten Sie von der Sünde?

— Ich bin der Ansicht, Sünde sei alles das, was gegen unsere Natur und gegen die menschliche Gesellschaft verstößt.

— Sie glauben also nicht, daß die Sünde eine freiwillige Uebertretung der göttlichen Gebote sei?

— Die Antwort liegt in meiner Definition. Wenn wir annehmen, daß Gott Mensch und Natur erschaffen hat, so folgt auch daraus, daß jedes Vergehen gegen die Gesetze der Natur und gegen Menschheit als das Werk Gottes, eine Sünde sei.

— Glauben Sie an die Vergebung der Sünden?

— Jede Sünde kann gesühnt werden, sie mag so schwer sein als sie wolle, wenn nur der Sünder wahre Reue empfindet und sich bessert.

— Glauben Sie, daß ein Priester die Macht hat, uns von den Folgen der Sünde loszusprechen?

— Nein. Ein Priester ist ein Mensch wie ein anderer, und wenn er behauptet, die Macht der Sündenvergebung zu besitzen, so geschieht dies nur, um dadurch sich die Herrschaft über die Seelen der Gläubigen anzumassen und egoistische Zwecke zu verfolgen. Ich glaube, fügte er lächelnd hinzu, Sie dürften von der Wahrheit dieser meiner Behauptung um so mehr überzeugt sein, als sie in letzterer Zeit selbst darüber einige Erfahrungen gemacht haben.

Der Graf antwortete zwar nichts, allein in seinem Innern neigte er sich entschieden zur Ansicht Rebinskys, und das Resultat seiner Ueberlegung war: keinen Beichtvater mehr! Er hatte mit seinem Glauben seit diesen wenigen Tagen völlig gebrochen, die große Schaar der Zweifler war wieder um einen vermehrt worden.

Nach diesem Gespräche fragte Rebinsky den Grafen, ob er seiner noch ferner bedürfe; wenn dies nicht der Fall, so wolle er gehen, um bei Gräfin Elka den Unterricht, den er seit einigen Tagen begonnen hatte, fortzusetzen.

Auf die verneinende Antwort des Grafen entfernte er sich und verfügte sich raschen Schrittes zur jungen Gräfin.

Kaum hatte Rebinsky das Kabinet verlassen, noch konnte er nicht bei der Gräfin eingetreten sein, so wurden im Vorzimmer Tritte hörbar, die Thüre öffnete sich und eintrat — Pater Gregor.

Der Graf, welcher mit dem Rücken gegen die Thüre saß, achtete nicht sogleich auf den Eintretenden, sondern verharrte, weil er glaubte, es sei einer seiner Diener, in seiner früheren Stellung.

Gelobt sei Jesus Christus! sprach der Franziskaner, indem er einen Schritt weiter that.

Bei dem Klange der ihm wohlbekannten Stimme wandte sich der Graf wie vom Blitz getroffen um und starrte den Mönch sprachlos an.

Unbeschreiblich waren die Gefühle, die in diesem Augenblicke in seinem Innern laut wurden. Zorn, Erstaunen, daß ein Mann, der ihn so schmählich hintergangen, es wage, vor seinen Augen zu erscheinen, und Furcht vor neuen Gefahren, die ihn vielleicht bedrohen könnten, drückten sich auf seinem Gesichte aus.

Der Franziskaner, der diese Gemüthsbewegung wohl bemerkte, nahm die demuthsvollste und freundlichste Miene an, ging abermals einen Schritt näher, nahm ohne Weiteres einen Stuhl und setzte sich, als ob nichts vorgefallen, an die Seite des Grafen.

Dieser starrte ihn fortwährend an und sprach kein Wort.

— Sie sind wohl erstaunt über mein plötzliches Verschwinden und über mein eben so plötzliches Wiedererscheinen?

— Ich bin in der That auf das Höchste erstaunt, daß Sie es nach dem, was vorgefallen, wagen können, noch einmal vor mir zu erscheinen. Sie haben mich auf das Unwürdigste hintergangen, und ich muß Sie bitten, sprach er in so strengem Tone, als es die Schwäche des Kranken erlaubte, und in der größten Aufregung, sich augenblicklich zu entfernen.

Bei diesen Worten wollte er sich erheben und nach der Klingelschnur greifen. Der Franziskaner, der diese Bewegung bemerkte, und ihre Absicht errieth, erhob sich gleichfalls und trat zwischen den Kranken und die Klingelschnur.

— Nach dem, was vorgefallen? sprach er sanft. Es scheint, daß Ihnen die Dinge, die sich in der letzten Zeit ereignet haben, in einem ganz falschen Lichte vorgestellt wurden.

— Ich muß Sie bitten, wiederholte der Graf in noch strengerem Tone, mich ohne Zögern zu verlassen. Ich will kein Wort mehr darüber hören.

— Und ich, Herr Graf, kann Ihrem Wunsche nicht nachkommen, ohne Sie über Dinge aufgeklärt zu haben, die für Sie von der größten Wichtigkeit sind. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, mich anzuhören, denn sowohl Ihr Seelenheil als auch Ihre Person sind von den größten Gefahren umgeben.

— Ich war es! rief der Graf zornig aus, durch die Fügung des Himmels bin ich hoffentlich für immer von Ihnen befreit.

— Nicht so ganz, wie Sie glauben. Ich sehe, daß Sie schlecht berichtet und von gefährlichen Einflüssen umgarnt sind. Audiatur et altera pars, heißt es, wollen Sie mir daher eine kurze Unterredung unter vier Augen gestatten, und nachdem ich gesprochen haben werde, mögen Sie urtheilen und handeln, wie Sie wollen.

Pater Gregor schritt darauf zur Thüre des Kabinets und schloß sie ab.

Der Graf sah seinem Thun mit Entsetzen zu.

— Was machen Sie? rief er aus.

— Ich will vor Störung und einem neuen Ueberfalle sicher sein. Hierauf nahm er seinen früheren Platz wieder ein.

— Herr Graf, begann er dann ruhig, ich komme mich zu beschweren über die Behandlung, welche mir hier in Ihrem Hause zu Theil geworden ist.

— Wie? rief der Graf mit Erstaunen, Sie kommen, sich zu beschweren?

— Allerdings! erwiderte der Franziskaner, und ich habe allen Grund dazu. Als ich Sie an jenem Abende das letztemal verließ, verfügte ich mich nach meinem Zimmer. Ich trank ein Glas von dem Weine, welchen Sie die Güte hatten, mir zu senden. Kaum hatte ich es getrunken, so bemächtigte sich meiner eine ungewohnte Empfindung. Ich fühlte eine mir unerklärliche Schwere in den Gliedern, bleierner Schlaf kam über mich und angekleidet, wie ich war, legte ich mich auf's Bett und entschlief. In den Wein war ein Schlaftrunk gemischt worden.

— Ein Schlaftrunk? sprach der Graf und lächelte ungläubig. Wer sollte Ihnen einen Schlaftrunk gegeben haben?

— Hören Sie nur weiter. Ich mochte wohl geraume Zeit so gelegen haben, da wurde ich plötzlich von kräftigen Fäusten gepackt, gebunden und mir ein Knebel in den Mund gesteckt. Dann trug man mich in den Garten, legte mich mit verbundenen Augen auf einen Wagen und entführte mich.

Der Graf lächelte abermals sehr ungläubig und sprach:

— Wozu diese Fabel?

— Keine Fabel, buchstäbliche Wahrheit! Betäubt von dem Schlaftrunke entschlief ich abermals, und als ich erwachte, befand ich mich in einem abscheulichen kalten Mauerloche. Ich war gefangen. Durch eine kleine Oeffnung der schweren Kerkerthüre reichte man mir täglich eine erbärmliche Nahrung, und hielt mich vierzehn Tage auf diese Weise meiner Freiheit beraubt. Gegen diese mir angethane schimpfliche Behandlung, gegen diese Beleidigung eines Dieners der heiligen Kirche, die mir in Ihrem Hause widerfahren ist, komme ich zu protestiren und Genugthuung zu verlangen. Ich begehre strenge Bestrafung der Schuldigen. Sie, Herr Graf, sind mir dafür verantwortlich.

— Ich? sagte der Graf. Wie kann ich dafür verantwortlich sein, der ich von alledem nichts wußte?

— Wie, rief der Franziskaner mit donnernder Stimme, indem sich der Koloß in drohender Stellung erhob, Sie wagen das zu behaupten? Waren es doch Ihre Leute, welche mich mißhandelten, banden und entführten, wurde ich doch in Ihrem Försterhause gefangen gehalten! Kann so etwas geschehen ohne Ihren Befehl?

— Meine Leute, sagen Sie, und im Försterhause wären Sie gefangen gewesen?

— Ja, bis ich durch eine zufällig ausgebrochene Feuersbrunst, während welcher ich beinahe erstickte, meine Freiheit wieder erhielt und entrinnen konnte.

— Wäre das möglich, rief der Graf, und durch jene Feuersbrunst wurden Sie befreit?

— Es ist, wie ich Ihnen sage. Ich verlange Genugthuung und strenge Bestrafung der Schuldigen.

— Wer waren die Männer, welche Sie mißhandelten und entführten?

— Das kann ich nicht angeben; so viel ich mich dunkel erinnere, waren sie vermummt und hatten geschwärzte Gesichter, auch redeten sie nichts, so daß ich ihre Stimme nicht erkennen konnte. Es mußten aber Leute Ihrer eigenen Dienerschaft gewesen sein, Leute, welche mit der Lokalität auf das Genaueste vertraut waren, denn ich hatte meine Thüre von Innen verriegelt; und wer sollte zu so später Stunde noch den Muth haben, in ein fremdes bewohntes Haus zu dringen?

Der Graf dachte nach. Er wußte nicht, sollte er die Worte des Mönches für Wahrheit oder Erfindung halten.

— Sie zweifeln, daß fremde Leute es wagen könnten, zur Nachtzeit in mein Haus zu dringen, währenddem doch gleichzeitig mit dem Ueberfalle, den Sie hier vorzuschützen die Güte haben, ein anderes Attentat ausgeführt werden sollte von fremden Personen, von Leuten, die nicht zur Dienerschaft gehören, ein Attentat, welches meinem Leben und meinem Eigenthum galt.

— Davon ist mir nichts bekannt, sagte der Franziskaner trocken.

— Doch, doch, es scheint, daß Sie mehr davon wissen, als es Ihnen zuzugestehen beliebt.

— Woraus schließen Sie das?

— Ich weiß viel mehr, als Sie vermuthen. Sie haben all=

nächtlich in dem alten Thurme Zusammenkünfte gehabt, mit Menschen, die ich jetzt nicht näher bezeichnen will. Dort wurde der Plan ausgebrütet, mich in der Nacht zu überfallen, zu ermorden und sich meiner Baarschaften zu bemächtigen.

— Wie? schrie der Franziskaner wüthend, Sie wagen es einen Diener der Kirche eines Mordanschlages, eines Raubanfalles zu zeihen? Wissen Sie, welche Sünde Sie damit begehen?

Der Graf wurde durch diese Einrede durchaus nicht erschüttert. Er war durch den Jesuiten dermaßen umsponnen worden, daß er den Worten des Mönches nicht den mindesten Glauben schenkte. Er hielt Alles für Lüge, was dieser ihm sagte. Zudem hatte er ja Beweise in Händen.

— Ich hätte es nie geglaubt, wenn ich nicht in den Besitz von Schriften gelangt wäre, welche mir nicht gestatten, im Geringsten daran zu zweifeln. Es sind dies Schriften, die sich in Ihrem Zimmer befanden, und die mich vollkommen überzeugten, daß Sie der Urheber des gegen mich gerichteten Attentats seien.

— Wo sind diese Papiere?

Der Graf wollte sich erheben, um das Tagebuch und die in dem Zimmer des Franziskaners gefundenen Briefe aus seinem Schreibtische zu langen. Allein er besann sich. Er warf einen Blick auf die robuste Persönlichkeit des Mönches, er blickte zweifelnd nach der Thüre, die von Innen geschlossen war, und hielt es für rathsam, die Schriften vorderhand zu lassen, wo sie waren. Den Schlüssel zu seinem Schreibtische aber schob er tiefer in seine Tasche.

— Es genüge Ihnen die Versicherung, daß diese Papiere in meinem Besitze waren, und sich jetzt in Sicherheit an einem Orte befinden, wo sie gewiß nicht in unberufene Hände fallen werden.

Der Franziskaner lachte verächtlich. Papiere, sagte er, die meine Schuld an einem Complotte gegen Sie und Ihr Eigenthum darlegen sollen! Ich wäre doch begierig sie zu sehen.

— Wozu? rief der Graf. Es genügt, daß ich sie gesehen. Wir brauchen darüber kein Wort mehr zu verlieren. Sie enthalten Thatsachen, welche mich auf das Vollkommenste überzeugen.

— Zum Beispiel, wenn ich bitten darf?

Sie enthalten Briefe, welche ich Ihnen dictirt habe, als Sie die Güte hatten, meinen Sekretär machen zu wollen, Briefe, welche Sie nicht absendeten, sondern einfach unterschlugen. Sie enthalten

andere Briefe, Instruktionen Ihres Obern, die Ihnen vorschreiben, welches Verhalten Sie mir gegenüber zu befolgen hätten. Sie enthalten Kassenanweisungen, die mir gehörten, von deren Existenz Niemand Kenntniß hatte, wie nur Sie, und die aus meinem Schreibtische abhanden gekommen waren. Sie enthalten ferner Ihr Tagebuch, von Ihrer eigenen Hand geschrieben, worin Dinge vorkommen, welche nur Sie allein wissen konnten, und Alles aufgezeichnet war, was ich seit Ihrer Anwesenheit hier im Schlosse mit Ihnen gesprochen hatte, die nur wiederum Sie allein wissen konnten, weil außer mir und Ihnen Niemand sonst in der Welt davon Kenntniß hat.

Der Franziskaner schien durch diese, wie der Graf glaubte, zermalmende Beweise nicht im Mindesten affizirt zu sein. Er lächelte.

— Es ist doch ein eigenthümliches Ding um das Gemüth eines Kranken. Ohne zu prüfen, nimmt er Alles gleich für baare Münze, und hält mit der größten Leichtgläubigkeit Alles für wahr, was man ihm aufbindet. Haben Sie denn nicht bedacht, daß die Papiere gefälscht sein können?

Daran hatte der Graf allerdings nicht gedacht, und diese unerwartete Einrede kam ihm überraschend. Er besann sich. Allein der Gedanke, daß Niemand um seine Geheimnisse gewußt haben könne als der Franziskaner, gewann bald wieder die Oberhand, und er erwiderte ruhig: die Papiere sind nicht gefälscht. Ich kenne Ihre Handschrift.

— Es waltet hier ein Geheimniß ob, von dem ich Sie jetzt in Kenntniß setzen muß. Wollen Sie die Güte haben, mich ruhig anzuhören.

— Reden Sie!

— Sie sind im Besitze eines großen Vermögens. Die Jesuiten, welche sich bekanntlich mehr mit irdischen Dingen als mit dem Jenseits befassen, haben ein Auge darauf geworfen und beschlossen, kein Mittel zu scheuen, um in den Besitz desselben zu 'gelangen. Man hatte in Rom im Kabinete des Jesuitengenerals den Beschluß gefaßt, nachdem man Ihre Krankheit in Erfahrung gebracht hatte, ein verläßiges Glied des Ordens abzusenden, sich Ihrer Person und Ihres Vermögens zu bemächtigen. Da jedoch nichts so geheim gesponnen wird, das nicht ans Tageslicht käme, so wurde ich zufällig durch

einen Bruder in Rom von diesem Vorhaben unterrichtet. Ich theilte Ihnen davon nichts mit, um Sie nicht zu beunruhigen, nahm mir aber vor, diese Machinationen in Ihrem eigenen Interesse zu vereiteln. Wie ich erwartete, kam dieser Agent wirklich an. Es ist Herr Rebinsky.

— Rebinsky ein Jesuit? rief der Graf ungläubig. Das ist nicht möglich! Er ist ja kein Priester; und dann dachte er an die Aeußerungen über Religion, welche sein neuer Sekretär gemach hatte, und welche mit den Behauptungen des Franziskaners durchaus nicht zu stimmen schienen.

— Lassen Sie sich dadurch nicht täuschen, sagte der Mönch mit Eifer. Dem Jesuiten ist jedes Mittel heilig, wenn es ihn zum Zwecke führt. Er verläugnet seinen Orden, seine Religion, er tritt als Weltmann auf unter allen Formen, wenn er dadurch zum Ziele gelangen kann. Rebinsky ist Jesuit, verlassen Sie sich darauf.

Der Graf war durch diesen Einwurf wankend geworden. Dennoch aber war er nicht überzeugt.

— Sprechen Sie weiter, sagte er.

— Bei seiner Ankunft übergab er Ihnen einen Brief Ihres Freundes, des Grafen Drahomirsky, wecher auf einer Reise nach Rom gekommen und dort den Jesuiten in die Hände gefallen war. Er fand, daß Ihnen ein Beichtvater zur Seite stand, der nichts im Auge hatte als Ihr Wohl und Ihr Seelenheil, und der seinen Absichten als unüberwindliches Hinderniß im Wege war; er mußte vermuthen, daß ich seine Plane durchschauen und sie vereiteln könnte. Dieses Hinderniß sollte aus dem Wege geräumt werden. Zu diesem Zwecke entführte er mich, organisirte selbst den Ueberfall, der auf Ihre Person und Ihr Eigenthum gerichtet sein sollte, fälschte die Briefe und Schriften, die er dann vorgab, in meinem Zimmer gefunden zu haben, und machte Ihnen glauben, daß dies Alles von mir herrühre.

Die Gründe, welche der Franziskaner vorbrachte, fingen nach und nach an, in des Grafen Gemüthe Wurzel zu fassen. Es schien ihm allerdings nicht unmöglich, daß die Sache sich so verhalten könne, und er bedauerte schon, seinem Beichtvater Unrecht gethan zu haben. Jedoch regten sich noch einige leise Zweifel.

— Aber die Dinge, von denen in den Briefen die Rede ist, wer anders konnte sie wissen, als Sie?

— Glauben Sie das nicht. Der Jesuit hat seine Helfershelfer, die besser unterrichtet waren, als Sie denken. Ihr Schloßverwalter ist selbst Jesuit, er hat ihm das Alles verrathen.

— Stanislaus, mein Verwalter? Sie mögen Recht haben. Allein da sind noch die Briefe, welche ich Ihnen diktirte, und die nicht abgesendet wurden.

— Die sind allerdings von meiner Handschrift. Ich übergab sie Stanislaus zur Beförderung, dieser unterschlug und händigte sie dem Jesuiten aus.

— Und das Tagebuch, von Ihrer Hand geschrieben?

— Der Jesuit scheint ein Schreibekünstler zu sein. Ein Blatt von meiner Handschrift genügte ihm, meine Schriftzüge nachzuahmen und nach den Mittheilungen der jesuitischen Spione, welche Sie umgeben, jenes Tagebuch zu entwerfen, das Sie mir zur Last legen.

— Und die Kassenanweisungen? fragte der Graf, immer kleinlauter werdend.

— Wer konnte sich anders derselben bemächtigt haben, als wiederum der Schloßverwalter. Ich will nicht sagen, daß er das Geld genommen, um Sie zu bestehlen, er that es im Auftrage, damit es als Beweis gegen mich gebraucht würde. Ich bin überzeugt, wenn Sie heute wollten bei ihm nachsuchen lassen, würde man Nachschlüssel zu Ihrem Schreibtische finden. Währenddem Sie schliefen, konnte er ja leicht in Ihr Kabinet gedrungen sein.

Der Graf, dessen Geist von Natur aus zu Vorurtheilen und Mißtrauen geneigt und dessen klarer Blick durch seine Krankheit getrübt worden war, wurde durch diese Einwürfe des Mönches zum Schweigen gebracht. Dieser schien gesiegt zu haben, und es frägt sich, wer in diesem Momente mehr Jesuit gewesen, er oder Rebinsky. Da der Graf schwieg, so fragte ihn der Franziskaner nach einer Weile, und in der Hoffnung, die Oberhand in dem Gemüthe des Kranken gewonnen zu haben, wieder in den vertraulichen Ton des Beichtvaters übergehend:

— Bist Du nun überzeugt, mein Sohn, daß ich es gut und edel mit Dir gemeint, und daß Du an einem furchtbaren Abgrunde gestanden?

Der Graf schwieg immer noch.

— O mein Sohn! Möchte doch der Herr Deinen Geist erleuchten und Dein Herz wieder zugänglich machen den Tröstungen der Reli-

gion! Glaube mir, daß Gott selbst Dir diese Prüfung gesendet hatte. Er wollte Dich versuchen, um zu sehen, ob auch Dein Glaube fest und Deine Ausdauer beharrlich sei. Wie er einst seinem Sohne, unserm heiligen Erlöser, in der Wüste dreimal den Versucher sandte, und dieser ihm die Herrschaft anbot über alle Königreiche der Erde, so schickte er Dir den Teufel in Menschengestalt. Laß mich hoffen, daß auch in Dir das Gute siegen und das Böse unterliegen werde. Weise den Versucher hinweg, damit dies Haus wieder rein werde von der Gegenwart des Bösen, befreie Dich selbst und Deine arme Seele von der Gefahr, die Dich noch stündlich umgibt, und ich will jede Unbild vergessen und verzeihen, die mir als einem Diener der Kirche durch Deine Schuld zugefügt wurde. Gehorchst Du aber meinem Gebote nicht, beharrst Du darauf, den Einflüsterungen des Teufels zu folgen, dann spreche ich das Anathem über Dich aus, und ewige Verdammniß sei Dein Lohn.

Der Graf befand sich nun wieder auf demselben Punkte, wo er früher gewesen. Wieder war er hinausgestoßen in die peinlichste Ungewißheit, er war voll Zweifeln an sich selbst, an der Treue des Jesuiten, dem er seine Freundschaft und sein Vertrauen zugewendet hatte, an den Worten des Franziskaners, und doch neigte sich die Wagschale bedeutend auf die Seite des schlauen Mönches. Nach Art schwacher Menschen war immer der letzte Eindruck der stärkste; je mehr er nachdachte, desto mehr schien der Mönch Recht zu haben und die Handlungsweise Rebinsky's erschien im schwärzesten Lichte. Er kämpfte lange mit sich. Der Pater, der diesen Kampf wohl ahnte, ruhte nicht mit Zureden und Ermahnungen, bis ihm der Kranke auf sein Seelenheil versprach, den gefährlichen Gegner auf der Stelle aus dem Schlosse zu entfernen. Nicht zufrieden mit diesem Versprechen, brachte er den Grafen dahin, daß er dem Jesuiten diesen Befehl augenblicklich zustellen ließ. Er setzte sich zu diesem Behufe an den Tisch und schrieb einige Zeilen.

Hierauf reichte er dem Grafen die Feder, der mit einigem Zaudern willenlos unterzeichnete. Der Franziskaner faltete hierauf das Schreiben, siegelte es, öffnete die Thüre und übergab es einem der Diener im Vorzimmer zur augenblicklichen Bestellung. Sodann sagte er mit lauter Stimme:

— Der Graf hat befohlen, daß Herr Rebinsky, falls er den Versuch machen sollte, nicht mehr vorgelassen werde.

Ueberzeugt, nun Herr des Schlachtfeldes geblieben zu sein, und sehr zufrieden mit seinem Erfolge, verließ er den Grafen, um in seinem Zimmer den Ausgang abzuwarten.

XII.

Eine Seite aus dem Buche der Liebe.

Rebinsky war von dem Grafen geradewegs in die Gemächer der jungen Gräfin gegangen. Diese befanden sich in dem andern Flügel des Schlosses unweit der Zimmer der Gräfin.

Als er eintrat, war diese bei dem jungen Mädchen. Die Dame lag in einem Lehnstuhle und las. Das Kind war mit ihren Aufgaben beschäftigt.

An einem Fenster saß eine ältere Dame mit scharfen magern Gesichtszügen, grauen Locken und einer mächtigen Brille auf der langen Nase. Sie war mit einer Stickerei beschäftigt, und warf von Zeit zu Zeit einen gleichgiltigen Blick durch das Fenster auf den Hof.

Dieses lange dürre Wesen war Elka's Gouvernante, Fräulein von Gumpenheim, eine Deutsche, welche durch die herabgekommenen Verhältnisse ihrer Familie gezwungen worden war, die allerdings nicht beneidenswerthe Stelle einer Gouvernante anzunehmen. Während der langen Dauer ihres jungfräulichen Lebens war sie in verschiedenen Schlössern und verschiedenen adeligen Häusern herumgekommen, hatte die Einen verlassen, weil ihre Zöglinge heiratheten, aus andern war sie in Folge ihres zänkischen und rechthaberischen Wesens von Kammerzofen und Gesellschaftsdamen hinausgebissen worden.

Ihre Kenntnisse waren nicht weit her, und sie konnte deshalb auch ihren Schülerinnen nicht viel beibringen. Es war ihr immer höchst fatal, wenn sie eine Stunde geben sollte, verkürzte dieselbe auf alle mögliche Weise, und suchte besonders durch allerlei Kniffe und Wendungen auszuweichen, wenn ihre Zöglinge sie durch Querfragen über Dinge, die sie nicht verstund, in Verlegenheit brachten.

Sie war daher nicht sonderlich böse über das Erscheinen Rebinsky's und darüber, daß er sie im Unterrichte bei der jungen Gräfin ersetzen sollte. Ihm selbst war sie jedoch spinnefeind. Der schlaue Jesuit hatte bald herausgebracht, daß sie eine vollständige Null im Hause sei, und obgleich er ihr anfänglich einige oberflächliche Artigkeiten erwies, fand er es später nicht mehr der Mühe werth, sie zu beachten; er nahm gar keine Notiz von ihr und ignorirte sie, als ob sie gar nicht auf der Welt wäre.

Während des Unterrichtes war sie stets gegenwärtig gewesen. In den letzten Tagen jedoch hatte ihr Rebinsky, weil sie sich durch einige unberufene Bemerkungen in den Unterricht eingemischt, einige so scharfe Antworten gegeben und sie so spitz abgefertigt, daß ihr die Gegenwart dieses Menschen ganz unleidlich wurde. Gerne wäre sie aufgestanden und hätte das Schulzimmer verlassen, wenn nicht die Anwesenheit der Gräfin sie daran verhindert hätte.

Diese legte das Buch weg und reichte Rebinsky freundlich die Hand, welche Bewegung von Fräulein von Gumpenheim mit einem sehr giftigen Blicke beobachtet wurde. Rebinsky setzte sich nun zwischen die Gräfin und Elka — der Unterricht begann. Die Aufgaben wurden durchgesehen und neue diktirt. Wir finden es überflüssig, uns bei diesen Details aufzuhalten; der freundliche Leser weiß aus Erfahrung, wie langweilig und unerquicklich derlei Beschäftigungen sind.

Es fuhr ein Wagen in den Hof. Gleich darauf meldete eine Kammerfrau, es sei Besuch gekommen. Die Gräfin stand auf und verließ das Zimmer.

Rebinsky, der nun das Diktiren der Aufgaben beendigt hatte, ging zur biblischen Geschichte über. Er trug seiner Schülerin jenen Abschnitt derselben vor, welcher von Saul, David und König Salomo handelt, wobei natürlich auch das Abenteuer mit der Gemahlin des Urias, ferner die große Weisheit Salomons und seine tausend Frauen zur Sprache kamen.

Fräulein von Gumpenheim, mit welchem Eifer sie auch solche Geschichten heimlich las, fand es doch höchst unpassend, daß ein Mann mit einem jungen Mädchen von derlei Dingen spräche. Sie blickte von der Arbeit auf, warf dem Jesuiten einen stechenden Blick zu und sagte in schnarrendem Tone:

— Halten Sie es für nothwendig, daß derlei Dinge in den Unterricht der biblischen Geschichte mit einbezogen werden müssen?

— Allerdings; ich sehe nicht ein, warum es nicht geschehen sollte.

— Das wundert mich; ich kann das nicht begreifen. Ich finde das höchst unschicklich.

— Unschicklich? fuhr Rebinsky etwas piquirt in die Höhe; Sie werden doch nicht die Anmaßung besitzen, mir die Regeln der Schicklichkeit lernen zu wollen. Zudem, stehen diese Dinge nicht alle ausführlich in der Bibel, und ist diese nicht ein vom heiligen Geiste inspirirtes Buch?

— Das will ich nicht bestreiten, erwiderte Fräulein von Gumpenheim, allein ich denke, daß nicht Alles, was in der Bibel steht, für die Ohren junger Mädchen passend sei.

— Wenn Sie zugeben, erwiderte Rebinsky höhnisch, daß die Bibel vom heiligen Geiste inspirirt sei, und zugleich behaupten, daß Dinge darin vorkommen, die für junge Mädchen nicht schicklich wären, so beschuldigen Sie damit den heiligen Geist, unschickliche Dinge geschrieben zu haben.

Die spitze Nase des Fräuleins kam durch diesen Einwurf in eine zuckende Bewegung, welche verrieth, daß ihr Zorn in höherem Grade erregt sei.

— Ich verstehe mich nicht auf solche Spitzfindigkeiten, erwiderte sie schneidend, und habe keine Lust, mich mit Ihnen darüber in einen unerquicklichen Streit einzulassen. Ich bleibe dabei, die Bibel enthält sehr viele unschickliche Stellen, ich selbst habe sie stets überschlagen.

— Wie konnten Sie dann wissen, rief Rebinsky lachend aus, daß sie unschicklich seien, wenn Sie dieselben gar nicht gelesen haben? Ich glaube übrigens, fügte er spöttisch hinzu, Sie hätten sie ohne Gefahr lesen können, denn Sie sind bereits über das Alter hinaus, wo derlei Dinge gefährlich werden können.

Fräulein von Gumpenheim zitterte vor Wuth. Jede, auch die leiseste Anspielung auf ihre reife Jungfräulichkeit brachte stets diese Wirkung hervor. Sie warf ihre Stickerei in den Arbeitskorb, schob ihren Stuhl ungestüm zurück und verließ hastig das Zimmer, wobei sie jedoch Sorge trug, ihrer Aufregung einen hörbaren Ausdruck zu geben, indem sie die Thüre hinter sich kräftig in's Schloß schmetterte.

Wir haben schon in einem früheren Kapitel erwähnt, welch' mächtigen Eindruck Elka auf den Jesuiten gemacht hatte. Dieser Eindruck wurde durch das fortgesetzte Zusammensein mit ihr während der Unterrichtsstunden zu einer heftigen Leidenschaft gesteigert, und er konnte den Augenblick nicht erwarten, wo er mit ihr allein sein würde. Jedoch die Gräfin und die Gouvernante wichen nicht von ihrer Seite.

Jetzt endlich war dieser heißersehnte Augenblick gekommen. Er befand sich mit dem holden reizenden Kinde ohne Zeugen in einem Zimmer, und zwar voraussichtlich für längere Zeit, indem die Gräfin durch einen Besuch abgehalten und die Gouvernante zu sehr beleidigt war, als daß ihre Rückkehr zu fürchten gewesen wäre.

Der Jesuit war plötzlich umgewandelt. Die Maske der Kälte und Zurückhaltung, der strenge Ernst, den er als Lehrer dem Mädchen gegenüber im Beisein der Mutter annehmen zu müssen glaubte, war verschwunden, und die ganze glühende Leidenschaft spiegelte sich in seinen Zügen. Wozu sollte er auch dem Mädchen gegenüber sich verstellen?

Das Kind bemerkte anfänglich diese Veränderung nicht. Ihr kindlicher Geist war noch zu sehr mit andern Dingen beschäftigt; sie dachte über das nach, was sie eben gehört, und was den Streit zwischen dem Jesuiten und der Gouvernante herbeigeführt hatte.

— Warum will denn die Gouvernante nicht, daß Sie mir die Geschichte vom König David und Salomo erzählen, und warum nennt sie das unschicklich?

Rebinsky schob das Buch zur Seite und verschlang das holde Kind, welches im ganzen Zauber seiner Unschuld ihm zur Seite saß und ihm treuherzig in's Auge sah, mit seinen Blicken.

— Sie findet es unpassend, weil ich Ihnen, liebe Elka, die Geschichte König David's mit der Gemahlin des Urias erzählt habe.

— Warum sollten Sie sie mir nicht erzählen?

— Weil der König die Frau eines Andern liebte.

— Schickt sich denn das nicht?

— Nein, liebe Elka, das schickt sich nicht.

— Warum denn nicht?

Der sonst sehr gelehrte und schlaue Jesuit war hier am Ende

seiner Weisheit. Er wußte wahrhaftig nicht, was er ihr antworten sollte, warum sich das nicht schicke, und sagte zögernd:

— Weil — weil — weil — die Menschen es so eingeführt haben.

— Darf man denn nicht Jeden lieben, den man will?

— Nein, mein Kind!

— Das finde ich sehr dumm. Wenn ich zum Beispiel Ladislaus, den Stallmeister, oder Sie lieben würde, dürfte ich das nicht thun?

Rebinsky durchzuckte es siedend heiß bei diesem Worte.

— Könnten Sie wirklich den Stallmeister lieben?

— O nein, ich habe das nur als Beispiel gesagt; er ist zwar ein hübscher Mensch, er gefällt mir aber doch nicht. Er hat etwas Böses in seinem Blicke.

— Und mich? fragte Rebinsky mit leiser zitternder Stimme.

— O, bei Ihnen ist es etwas Anderes, ich habe Sie von Herzen gern. Sie sind ja so gut und so freundlich mit mir.

Der Jesuit faßte die Hand des Kindes, sah ihr tief in's Auge und fragte: Wirklich?

— Gewiß, glauben Sie es mir nicht?

— Doch! antwortete er; allein gernhaben ist noch nicht lieben.

— Was ist denn da für ein Unterschied? fragte das Kind, indem es ihn unschuldig ansah.

— O theure Elka! sprach der Jesuit, indem er sie näher an sich heranzog, das läßt sich nicht mit Worten beschreiben, das kann man nur fühlen und empfinden. Wenn man Jemand verehrt, so will man ihm wohl, man ist ihm gut, man freut sich, bei ihm zu sein und mit ihm zu sprechen; wenn man Jemand liebt, so lebt man nur in dem Gedanken an ihn. Ist er ferne, so denkt man an ihn, und ist er nahe, so sieht man nur ihn. Man möchte sich niemals von ihm trennen, man lauscht seinen Worten mit Entzücken, man möchte sich ihm an den Hals stürzen und in Wonne vergehen.

Das Mädchen lauschte und schlug die Augen nieder.

— Haben Sie schon etwas Aehnliches beim Anblicke einer Person gefühlt, Elka?

Sie schwieg und wurde purpurroth.

— Nun, Sie antworten nicht?

Elka nickte unmerklich mit dem Köpfchen.

— Also haben Sie das Gefühl der Liebe schon empfunden?

Wer war der Mann, der das Glück hatte, von einem solchen Engel geliebt zu werden?

Da sie fortwährend schwieg und die Augen niederschlug, so legte er eine Hand um ihre Hüfte, und zog sie leise an sich heran.

— Nun? fragte er bittend, und seine Brust wogte im Sturme der Aufregung.

Da mit einem Male brach sich die Leidenschaft bei dem Kinde Bahn. Mit der wildesten Heftigkeit warf sie sich herum, schlang ihre zarten weichen Arme um seinen Hals und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

— Elka, theure süße Elka! rief Rebinsky aus, indem er sie mächtig umfaßte und an sich drückte; liebst du mich wirklich?

— Ueber Alles! hauchte das Mädchen.

— Engel, herrliches göttliches Kind! rief er, sich vor Trunkenheit nicht mehr kennend, und das glühende Antlitz des Mädchens und ihre brennenden Lippen mit stürmischen Küssen bedeckend. — — — —

Die Jesuiten sind vortreffliche Lehrer, wie man sieht. Welche überraschende Fortschritte machte nicht seine Schülerin in erstaunlich kurzer Zeit! In der That dürften sie allen jungen Mädchen bestens empfohlen werden.

Lange hielt er sie so umschlungen, und konnte nicht satt werden, das schwellende jugendliche Wesen zu betrachten, an sich zu drücken und zu küssen. Er hatte sie auf seinen Schoß gesetzt, strich ihr die langen, schwarzen, seidenartigen Locken, die in dichter Fülle ihr Haupt umgaben, aus den Schläfen und lispelte Schwüre ewiger Liebe und Treue.

Auch das Mädchen erwiderte seine Zärtlichkeiten mit jener Heftigkeit, die ihrem Temperamente eigen war. Sie versicherte ihn mit den zärtlichsten Worten und Liebkosungen ihrer grenzenlosen Liebe, und der Seelensturm dauerte fort, bis endlich beide in einem langen Kusse verschmolzen. — — — — — —

Im Vorzimmer wurde eine Thüre geöffnet und Stimmen laut. Das Kind riß sich von Rebinsky los, Schweigen! rief ihr dieser zu, und mit einem Satze war sie zur Thüre hinaus; der Jesuit rang mit aller Kraft nach Fassung. Die Thüre ging auf, und ein Diener reichte ihm das Schreiben des Grafen.

Rebinsky öffnete und las:

„Mein Herr!

Ich ersuche Sie, ohne Säumniß mein Haus und meine Güter zu verlassen. Bemühen Sie sich nicht, eine fernere Unterredung mit mir zu verlangen. Ich habe Befehl ertheilt, Sie nicht mehr vorzulassen. Es wird in Ihrem eigenen Interesse liegen, diesem meinem Wunsche ohne Verzug nachzukommen, indem ich mich sonst genöthigt sehen würde, Mittel zu ergreifen, die Ihnen sehr unliebsam sein dürften."

Das war ein furchtbarer unerwarteter Donnerschlag für den Jesuiten. Aus dem Himmel höchster Lust war er durch dieses ihm gänzlich unerklärliche Schreiben in die tiefste Enttäuschung herabgeschleudert worden. Seine Hoffnungen waren zernichtet und alle seine süßen Träume in Nichts zerflossen. Sprachlos stand er und starrte auf das Blatt Papier. Die Zeilen tanzten vor seinen Augen. Was war vorgefallen? Was hatte diese plötzliche Wandlung herbeigeführt?

Es gab für ihn keinen Zweifel mehr, daß nur der Franziskaner allein dahinter steckte. Als die Nachricht von dem Brande des Försterhauses ins Schloß gekommen war, und der Förster ihm die Flucht des Paters berichtete, wußte der Jesuit recht wohl, daß der Kampf bald von Neuem beginnen und man auf Rache gegen ihn sinnen werde. Er war auf seiner Hut. Daß aber jener es versuchen könnte, jemals wieder ins Schloß zu kommen, seine frühere Stellung wieder zu gewinnen, das schien ihm unmöglich; diese Frechheit traute er ihm nicht zu. Ohne daß er es ahnte, hinter seinem Rücken wurde der Streich geführt und traf.

So groß auch die Ueberraschung gewesen, die Rebinsky bei Lesung des Briefes empfand, so war er doch zu sehr Mann, hatte zu viel Entschlossenheit und Energie, als daß er sich widerstandslos gefügt hätte. Es galt nicht mehr blos das Interesse des Ordens, seine eigene Leidenschaft kam ins Spiel. Und wenn er auch jenes aufgegeben hätte, für diese wollte er Alles wagen. Von Elka konnte er sich um keinen Preis trennen.

Er war entschlossen, den Grafen zu sprechen, und müßte er die Thüre einsprengen. Der Liebestaumel war verflogen, er war wieder ganz der kalte unternehmende Mann.

Wenige Augenblicke später stand er im Vorzimmer des Grafen. Die Diener verwehrten ihm den Eingang ins Kabinet, und erklärten,

daß der Graf Niemand empfange. Rebinsky bestand auf das Entschiedenste darauf, vorgelassen zu werden, die Diener aber stellten sich vor die Thüre, und machten Miene, ihn mit Gewalt zurückzuweisen. Als er dieses sah, verlangte er Papier und Tinte. Er schrieb einige Zeilen, zog dann ein beschriebenes Blatt aus der Tasche, legte es in den Brief, siegelte, und gab ihn einem Diener:

— Der Graf hat Ihnen befohlen, mich nicht vorzulassen, aber er hat Ihnen nicht verboten, einen Brief zu überbringen. Geben Sie ihm dieses Schreiben, sprach er mit stolzem Lächeln. Ich werde hier wohl nicht lange auf die Antwort warten dürfen.

Ein Diener trug den Brief ins Kabinet. Kaum hatte der Graf die wenigen Zeilen gelesen und einen flüchtigen Blick auf das inliegende Blatt geworfen, als er heftig zu zittern begann und befahl, den Jesuiten augenblicklich einzulassen.

Bei seinem Eintritte ins Kabinet fand er den Kranken in der heftigsten Aufregung. Dieser war todtenbleich und sein Gesicht zeigte die Spuren tiefen Entsetzens.

— Wie sind Sie zu diesem Blatte gekommen, Mann? sagte er mit kaum vernehmlicher Stimme, als der Diener sich entfernt hatte.

— Ich habe es unter den Papieren des Paters gefunden.

— Warum haben Sie es mir nicht mit den andern Papieren mitgetheilt?

— Weil es bei mir in Sicherheit und Verschwiegenheit aufbewahrt war, und ich Ihnen die Unruhe ersparen wollte, einen Dritten im Besitze solcher Geständnisse zu wissen.

— Können Sie mir schwören, daß sie dieses Papier wirklich bei dem Franziskaner gefunden haben?

— Wie sollte ich anders in dessen Besitz gekommen sein? Sie müssen selbst am besten wissen, Herr Graf, daß die Geheimnisse, welche es enthält, außer Ihnen nur der Franziskaner wußte, wie Sie in dem Blatte lesen können.

Dieses enthielt in der That einen Bericht des Paters an seinen Obern über die letzte Beichte, welche der Graf abgelegt, und worin er von dem dreifachen Morde sprach, den er begangen hatte.

— Sie haben Recht. Ich sehe nun klar, daß Sie mich recht berichtet, und daß der Franziskaner mich mit einem neuen Gewebe von Lügen umstricken wollte. Und können Sie mir auch bei Ihrem Eide versichern, daß die andern Papiere, die Sie mir übergaben,

weder von Ihnen selbst angefertigt noch Ihnen von Stanislaus übergeben wurden?

— Herr Graf, rief Rebinsky mit Entrüstung einen Schritt zurücktretend, aus: Könnten Sie mich einer so gemeinen Schurkerei fähig halten?

— Nein, nein, erwiderte der Graf hastig, allein Pater Gregor war es, der diese Anschuldigung gegen Sie erhob.

Pater Gregor, sagen Sie? War er hier? dachte ich mir doch, daß so etwas nur von ihm herrühren konnte.

— Er verließ mich vor einer Viertelstunde. Er hatte den Muth, mit der schamlosesten Miene vor mich zu treten, Sie bei mir in so überzeugender Weise zu verschwärzen, daß ich mich zu einem übereilten Schritte verleiten ließ, den ich jetzt auf das Aufrichtigste bereue. Haben Sie Nachsicht mit einem armen, von Krankheit und Gewissensbissen gefolterten Manne.

Bei diesen Worten reichte er Rebinsky freundlich die Hand. Er hieß diesen sich niedersetzen und erzählte ihm ausführlich, wie der Pater zu ihm gekommen, und was sie miteinander gesprochen.

Der Graf und sein Sekretär konferirten nun lange über die Schritte, die zu geschehen hätten, um den zudringlichen Pater zu entfernen. Der Graf war so aufgebracht gegen denselben und wollte ihn als Urheber eines Raub- und Mordversuches verhaften lassen; als oberster Gerichtsherr auf seinen Gütern hatte er das Recht dazu. Allein der Jesuit rieth ihm davon ab und gab ihm zu bedenken, daß er sich dadurch die ganze Geistlichkeit auf den Hals ziehen würde.

Das Resultat der Verhandlung war, daß der Verwalter gerufen und beauftragt wurde, für die augenblickliche Entfernung des Paters Sorge zu tragen, welchen Befehl derselbe mit der größten Freude vernahm und mit unglaublicher Raschheit ausführte. Nicht lange nachher saß der stämmige Franziskaner in Begleitung von vier handfesten Burschen auf einem Wagen und wurde im Galoppe über die Grenze des Gutes geschafft.

Rebinsky wollte sich entfernen, allein der Graf hielt ihn zurück.

— Sie sind, sprach er, in den Besitz eines schrecklichen Geheimnisses gekommen, und es liegt in Ihrer Hand, mich und meine Familie unglücklich zu machen. Schwören Sie mir, daß Sie dies

Geheimniß unverbrüchlich bewahren und auf ewig in der Brust verschließen wollen.

Er verbarg sein Gesicht in den Händen und weinte. Rebinsky aber schwur ihm einen feierlichen Eid, das Geheimniß Niemand zu sagen, und versicherte ihm, er könne auf seine Ergebenheit und Treue zählen bis in den Tod.

Der Graf war beruhigt und Rebinsky empfahl sich. Er ging rasch nach seinem Zimmer und schrieb einen langen Bericht, welchem er ein beschriebenes Blatt beifügte, das er aus seiner Brieftasche nahm. Es war eine Copie desjenigen, welches er dem Grafen gesandt hatte, und welches die letzte Beichte zum Inhalte hatte.

Der Brief wurde gesiegelt und mit einer Aufschrift versehen. Sie lautete: Sr. Eminenz Monsignore P. . . . . . . in Rom. Hierauf rief er den Verwalter und befahl ihm, augenblicklich aufzusitzen, nach Petrikau zu reiten und den Brief eigenhändig zur Post zu befördern, was auch sogleich geschah. Rebinsky aber fühlte sich beruhigt. Jetzt, sagte er, mag der Graf etwas gegen mich unternehmen, wenn er feig genug dazu ist! Ich habe ihn nun vollständig in meiner Hand; bald wird man das Geheimniß auch in Rom wissen. Ich habe ihm zwar den Eid der Verschwiegenheit geschworen, allein er lautet nur dahin, das Geheimniß Niemand zu sagen: dixi et salvavi animam meam.

XIII.

Eine moderne Putiphar.

Wir haben im achten Kapitel erwähnt, daß die Gräfin theils aus Langeweile, theils aus angeborner Coquetterie einen Angriff auf das Herz Rebinskys im Sinne hatte. Andere wichtige Ereignisse haben uns verhindert, zu erzählen, was in dieser Zeit zwischen ihr und dem Jesuiten vorgefallen war.

Wie wir bereits erwähnt, war dieser, als er das Erstemal mit der Gräfin und Elka an der Tafel speiste, durch das Erwachen seiner sinnlichen Leidenschaft in nicht geringe Verwirrung gebracht worden

und die Gräfin hatte das bemerkt. Sie glaubte, leichtes Spiel mit ihm zu haben, allein sie täuschte sich. Ihr Gegner war allerdings ein für Leidenschaft empfänglicher Mann, ein Jesuit, der alle seine Handlungen nach einem bestimmten Zwecke einzurichten suchte. Er hatte ein gewisses Entgegenkommen von Seite der Gräfin bemerkt, hatte ihre Absicht durchschaut und wollte Sieger, nicht Besiegter sein. Er wurde von Tag zu Tag gemessener und respektvoller gegen diese, obgleich er sich in seinem Umgange mit ihr der äußersten Höflichkeit befliß. Sein Benehmen war untadelhaft.

Die Gräfin, eigensinnig wie die meisten schönen Weiber, wurde dadurch nur entgegenkommender und betrachtete ihn bereits als ihre Beute. Allein der Jesuit blieb scheinbar kalt und äußerst zurückhaltend, obschon in seinem Innern ein heftiges Feuer brannte. Dieses Spiel dauerte einige Wochen.

Unterdessen hatte sich aber die Situation vollkommen geändert. Die Gräfin hatte Liebe in der Brust Rebinskys zu erwecken gesucht, sie hatte mit Liebe gespielt und wurde schließlich selbst ihr Opfer. Eine heftige Neigung war in ihr erwacht und erreichte, wie es bei so leidenschaftlichen Frauen der Fall zu sein pflegt, eine gewaltige Höhe. Der Strom drohte die Ufer zu überfluthen. Ihr Entgegenkommen, welches anfangs nur erkünstelt war, trug nun den Stempel der Aufrichtigkeit, der Liebe, und der Jesuit müßte blind gewesen sein, wenn er diese Umwandlung nicht bemerkt hätte. Er war oft auf dem Punkte, aus seiner Reserve herauszutreten und sich von dem schönen Weibe mit fortreißen zu lassen. Allein sein Herz war von dem Bilde Elkas erfüllt, dann wollte er die Gräfin gänzlich in seiner Gewalt haben, und das konnte er nur erreichen, wenn er ihren Liebesanträgen eine eiserne Standhaftigkeit entgegensetzte.

Mit Elka hatte der Jesuit nach jener Unterrichtsstunde keine Gelegenheit mehr gehabt, allein zu sein. Entweder war die Gouvernante bei ihr, oder die Gräfin, welche jeden Augenblick benützte, um in der Nähe Rebinskys zu sein.

In dem Wesen des Mädchens war seit jener Stunde eine auffällige Veränderung vorgegangen. Aus dem Kinde war plötzlich ein liebendes Weib geworden; die ungestüme, unüberlegte Heftigkeit war weg, und hatte einem ruhigen Ernste, einem stillen, nachdenkenden Wesen Platz gemacht. Die Gräfin und die Gouvernante konnten sich nicht genug über diese unerklärliche Wandlung wundern. Sie

forschten nach den Ursachen derselben, konnten aber nichts entdecken. Elka wußte sich mit dem ihrem Geschlechte eigenen Takte zu beherrschen, und kein Wort und kein Blick verrieth, was sie für Rebinsky fühlte und wie sie über ihn dachte. In seiner Gegenwart benahm sie sich gemessen, ja fast scheu; freilich, wenn sie ihm zufällig in einem der Säle oder im Vorzimmer begegnete und sich unbemerkt wähnte, warf sie sich in seine Arme und überhäufte ihn mit Liebkosungen.

Eines Tages entfernte sich die Gouvernante während der Stunde für wenige Augenblicke. Der Jesuit benützte das und sagte:

— Elka, süßer Engel, ich bin unglücklich, Dich nicht allein sprechen zu können. Wenn dieser Zustand so fortdauert, so ist er mein Tod. Ich muß Dich allein und ungestört sehen. Ich werde mich heute Abend in Deinem Schlafzimmer verbergen und mich dort einschließen lassen. Thue als ob Du nichts wüßtest, ich werde —

Hier wurde er unterbrochen, die Gouvernante kam zurück.

Auf Elka hatte diese unverhoffte Mittheilung einen beseligenden Eindruck gemacht. Der Gedanke, mit dem Manne, für den sie allein nur lebte, endlich ohne Zeugen zusammensein zu können, hatte ihr das Blut in das Gesicht getrieben und ihr fast den Athem genommen. Die Gouvernante bemerkte von diesem Vorgange nichts und nahm ihren vorigen Platz wieder ein.

Der Unterricht war aber für heute so ziemlich zu Ende. Die junge Gräfin benahm sich im höchsten Grade zerstreut, antwortete auf die Fragen ihres Lehrers entweder gar nicht oder in ganz konfuser Weise, so daß Fräulein von Gumpenheim es für nöthig hielt, ihr diese Unaufmerksamkeit vorzuwerfen. Der Jesuit war selbst nicht in der Verfassung, die Lektion mit Ruhe fortsetzen zu können und beendigte sie.

Es war Abend geworden und man hatte zu Nacht gespeist. Rebinsky zeigte sich kälter als gewöhnlich und diesmal war die Zerstreutheit an ihm. Er beantwortete manche Fragen der Gräfin gar nicht, denn seine Gedanken waren in dem Schlafzimmer der kleinen Elka. Die Gräfin legte dieses Zerstreutsein zu ihren Gunsten aus, sie wollte den Hauptsturm wagen.

Wie gewöhnlich entfernte sich Elka um diese Zeit und ging in das Zimmer ihrer Gouvernante, der Jesuit aber blieb mit der Gräfin allein. Diese warf sich nachlässig auf einen Divan und forderte Rebinsky auf, noch zu bleiben und ihr Gesellschaft zu leisten. Er

nahm einen Stuhl und setzte sich an die Seite der Gräfin. Sie sah bezaubernd aus. Durch die nachlässige Stellung, welche sie einnahm, hatte sich der leichte Anzug, den sie trug, etwas verschoben, und ließ, wenngleich nur einen geringen Theil ihres vollen Busens sehen. Sie schien aber diese Unregelmäßigkeit nicht zu bemerken. Einen ihrer Arme hatte sie unter ihren Kopf gelegt, während der andere nachlässig herabhing. Ihre kleinen Füßchen steckten in gestickten Pantoffeln und sahen höchst unternehmend unter dem faltenreichen Kleide hervor. Sie blickte gleichgiltig vor sich hin, in Wirklichkeit aber beobachtete sie verstohlen ihren Gesellschafter.

Dieser ahnte, was nun kommen würde, und wußte, was er thun wollte. Er schwieg.

— Was ist Ihnen, lieber Rebinsky? Warum sind Sie so zerstreut? Haben Sie einen Kummer?

— Kummer? erwiderte jener; ich wüßte nicht, welchen.

— Das weiß ich nicht, ich bin ja mit Ihren Verhältnissen unbekannt.

— Ich versichere Sie, mir fehlt nichts.

— Das müssen Sie mir nicht sagen. Es geht etwas in Ihnen vor, was ich wissen möchte. Sie waren anfänglich viel heiterer und geselliger, warum sind sie plötzlich so still und ernst geworden?

— Sie täuschen sich, gnädige Gräfin.

— Nicht doch, erwiderte diese; ich bin sicher, mich nicht zu täuschen. Sind Sie krank?

— Ich fühle mich vollkommen wohl.

— Man kann krank sein, ohne es zu wissen. Oder fehlt es Ihnen vielleicht im Herzen?

Der Jesuit erwiderte nichts.

— Ha! rief die Gräfin lachend, habe ich es getroffen! Sie sind verliebt!

— Gnädige Gräfin! —

— Erwidern Sie mir nichts; das ist der Grund Ihrer Krankheit.

Die Gräfin war vergnügt. Sie glaubte jetzt die Ursache der Zurückhaltung Rebinsky's entdeckt zu haben, sie glaubte, daß er sie in der That liebe, es jedoch nicht wage, ihr seine Gefühle zu gestehen. Sie wollte daher alle Schranken fallen lassen und ihm auf halbem Wege entgegenkommen. Er sollte und mußte sich erklären.

— Also verliebt! rief sie lachend aus, das freut mich; ich liebe

die Verliebten. Rücken Sie nur näher, fuhr sie fort, Sie müssen mir jetzt beichten; ich lasse Sie nicht mehr los.

Rebinsky that, wie sie ihm befohlen. Er konnte nicht umhin, das schöne Weib, welches in so nachlässiger Stellung vor ihm ruhte, mit Vergnügen zu betrachten, er hütete sich aber, es merken zu lassen; er wollte nicht mit Gewalt fortgerissen sein, nicht Besiegter, sondern Sieger bleiben. Es galt, sich selbst zu beherrschen.

— Beantworten Sie Ihrem Beichtvater dessen Fragen. Haben Sie schon geliebt und wie oft?

— Ich habe noch niemals geliebt.

Die Gräfin brach in ein unmäßiges Lachen aus, wobei sie zwei Reihen der prachtvollsten Zähne zeigte.

— O über den Lügner! Er will mir glauben machen, er hätte noch nie geliebt.

— Gnädige Gräfin! —

— Lassen Sie doch das abscheuliche Wort „gnädige" weg, nennen Sie mich einfach: Gräfin.

— Ich versichere Sie, Gräfin, ich habe noch nie geliebt.

— Wie ist das möglich? Ein Mann, der wie Sie in der Welt gelebt, der gereist und mit Menschen umgegangen, sollte noch kein Wesen gefunden haben, welches ihm eine Leidenschaft eingeflößt hätte?

— Nein. Ich habe nie Gelegenheit dazu gehabt. Ich wurde in einer Klosterschule erzogen, ich vollendete meine Studien in einem Convicte und lebte später so zurückgezogen und in Verhältnissen, die das Entstehen und Aufkeimen einer Leidenschaft nicht begünstigten.

— Ich gebe zu, daß Sie früher nicht geliebt haben mögen; allein seien Sie offen: ist das auch jetzt noch nicht der Fall?

Der Jesuit fand es für gut, die Augen niederzuschlagen und den Verschämten zu spielen.

— Keine Antwort ist auch eine Antwort. Sie gestehen mir also durch Ihr Schweigen, daß Sie lieben. Nur näher heran zu mir, armer Sünder; Sie kommen heute nicht fort, ohne mir ein umfassendes Geständniß abgelegt zu haben.

Rebinsky gehorchte willenlos und rückte wieder mit seinem Stuhle näher.

— Wer ist das Wesen, welches diese Flamme in Ihrem Herzen entzündete? Lebt sie hier im Schlosse?

Diesmal fand Rebinsky für gut, eine bejahende Antwort zu geben.

— Ah! sagte die Gräfin freudestrahlend; jetzt werden wir dem Geheimnisse gleich auf der Spur sein. Lassen Sie 'mal sehen, wer das sein kann. Ich setze voraus, daß Sie sich doch in keine Küchenmagd verliebt haben?

Rebinsky wies die Zumuthung mit Entrüstung von sich.

— Dann bleiben nur noch meine beiden Kammerfrauen; ist es eine von diesen? Lesginka, die jüngere, ist sehr hübsch.

Rebinsky versicherte abermals auf das Entschiedenste, daß er an keine von beiden dächte.

— Dann bleibt nur noch Fräulein von Gumpenheim, die Gouvernante. Sie werden doch nicht an diese Ihr Herz verloren haben? rief sie mit einem schelmischen Seitenblicke.

— Der Himmel soll mich vor der bewahren, rief Rebinsky mit Schaudern aus, eher sterben!

Die Gräfin lachte abermals unmäßig über den komischen Ernst, womit er diese Betheuerung vorbrachte.

— Dann wüßte ich in der That nicht, fuhr sie, plötzlich ernst werdend, fort, wer das sein könnte; — an Elka dachte sie nicht. Sie war jetzt aber in ihrem Innern überzeugt, daß Rebinsky sie liebte, und daß er sich nur scheute, mit einem Geständnisse hervorzutreten. Sie wollte ihm dieses um jeden Preis entreißen.

— Ich verstehe Sie, ich begreife die Gründe Ihres Schweigens und ehre sie. Allein einer Freundin gegenüber, fuhr sie mit schmeichelnder Stimme fort, ist eine solche Zurückhaltung doch nicht ganz am Platze. Rücken Sie näher.

Rebinsky that abermals, wie das schöne Weib ihm befahl; sein Stuhl berührte nun den Divan und er fühlte den warmen Hauch ihres Athems. Die Gräfin aber richtete sich heftig auf, faßte seine Hand und sagte: Wozu diese Kälte, Bogumil; wozu diese Zurückhaltung? Ich weiß, was in Ihrem Herzen vorgeht, ich kenne Ihre Gefühle.

Das traute Wort Bogumil durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag, allein er schwieg.

— Wozu diese Verstocktheit, theurer Freund, wirf diese Maske von Dir, die Du nur mit Ueberwindung trägst, und öffne mir Dein Herz, o Bogumil! Hast Du denn noch nicht bemerkt, was das Weib,

welches vor Dir sitzt, für Dich empfindet, hast Du denn noch nicht gesehen, daß Du die rasendste Leidenschaft in ihr entflammt hast? Soll ich es sein, der Dir zuerst mit einem Geständnisse entgegenkommt, so sei es! Ja, angebeteter, unaussprechlich geliebter Mann, fuhr sie fort, indem sie ihn zu sich herüberzog und ihn mit ihren Armen umschlang; ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, ich will Dir ewig angehören. O sprich nur das eine Wort, das mich in den letzten Himmel des Glückes erheben kann, sprich: Julie, ich liebe Dich!

Rebinsky suchte sich ihren stürmischen Liebkosungen zu entwinden. Ich darf nicht! sprach er mit gepreßter Stimme.

— Und warum darfst Du nicht?

— Gnädige Gräfin, Sie sind ja das Weib eines Andern!

— O laß das häßliche Wort, heiß' mich nicht Gräfin, heiß' mich „Deine Julie"! rief sie mit Ungestüm, indem sie ihn noch fester umschlang. Du darfst mich nicht lieben, sagst Du, weil ich das Weib eines Andern bin? Was kümmert Dich mein Mann? Ist er nicht alt und krank, hat er mich je geliebt, und bin ich nicht jung? Wer hindert mich daran, wenn ich Dich lieben will?

Der keusche Josef erhob sich. Die Gräfin aber zog ihn abermals zu sich hernieder. Bleib, bleib, rief sie mit Leidenschaft, und höre mich an! Ich will Dich lieben mit aller Macht meiner Seele, ich will Alles thun, was Du von mir verlangst, ich will mein Kind, meinen Mann und Alles verlassen, wenn Du es forderst, und ewig Dein sein! Kann ich Dir mehr geben? O süßer Bogumil, theurer, zärtlich geliebter Mann, sage nur das Eine zu mir: Julie, ich liebe Dich!

Rebinsky kämpfte fürwahr einen harten Kampf. Wenn er hätte seinen Gefühlen folgen wollen, so hätte er ihre Zärtlichkeiten mit gleicher Heftigkeit erwidert, er hätte gethan, was sie von ihm verlangte. Ja er war gewillt, es zu thun. Nur heute, diese Nacht durfte und konnte er es nicht. Das Bild des holden Kindes, das ihn erwartete, stand in dem lieblichsten Zauber vor seiner Seele, er mußte gehen.

Die Gräfin verdoppelte ihre Liebkosungen, sie bedeckte ihn mit Küssen, er ließ es geschehen.

Da schlug es zehn Uhr. Dies war die Stunde, um welche Elka zu Bette zu gehen pflegte. Er wußte, daß sie ihn erwartete, und durfte nicht länger säumen.

Die Gräfin glaubte, als er willenlos ihre Liebkosungen duldete, daß sie seine Bedenken überwunden habe. Sie sprach:

— Ich werde heute Nacht die Thüre offen lassen, die von meinem Schlafzimmer nach dem Corridor führt. Wenn Alles schläft, so komm zu mir, ich erwarte Dich.

Rebinsky erhob sich. Er drückte einen brennenden Kuß auf ihre schönen Lippen und wollte gehen.

— Kommst Du? hauchte sie.

— Ich darf nicht! erwiderte er, riß sich los und war fort.

Die Gräfin blieb in einem Zustande grenzenloser Verzweiflung zurück. Sie warf sich auf den Divan und weinte heftig. Nicht daß sie sich von dem Manne, den sie über Alles liebte, zurückgestoßen glaubte, denn sie wußte wohl, daß er ihre Liebe erwiderte und ihr nur aus Pflichtgefühl die eisige Kälte entgegensetzte; allein sie war an diesem Abende in ihren Erwartungen getäuscht worden, und welchen Schmerz bereitet nicht eine wenn auch nur vorübergehende getäuschte Hoffnung einem liebenden Weibe!!

Rebinsky war unterdessen rasch nach den Gemächern der jungen Gräfin geeilt und horchte an der Thüre, welche zu ihrem Schlafzimmer führte. Alles war ruhig. Er drückte leise an der Thüre, sie öffnete sich, das Schlafzimmer war finster. Er schlich sich hinein.

Unmittelbar neben dieser Thüre befand sich ein Alkoven, welcher mit Vorhängen geschlossen war, und in welchem Schränke stunden und Kleider aufbewahrt wurden. Er drückte sich in eine Ecke und verbarg sich hinter den an der Wand hängenden Gewändern.

Bald darauf kam Elka mit einer Kammerfrau. Diese entkleidete die junge Gräfin und brachte sie zu Bette. Hierauf schloß sie alle Thüren vorsichtig ab, löschte das Licht aus und entfernte sich.

Rebinsky wartete noch lange in seinem Verstecke; da schlug es eilf Uhr. Jetzt trat er leise hervor und nahte sich dem Bette. Mit zitternder Stimme sprach er: Elka! Da umschlangen ihn zwei weiche kleine Arme und zwei heiße Lippen berührten in einem brennenden Kusse seinen Mund.

— —

Wir bedauern, hier in der Uebersetzung abbrechen zu müssen und die weitere Folge des Kapitels nicht mittheilen zu können; denn leider fehlen an dieser Stelle in unserem Manuskripte mehrere Blätter. —

In derselben Nacht, ungefähr um die zwölfte Stunde, erwachte der Schloßverwalter, dessen Wohnung auf dem linken Flügel des Schlosses lag, aus seinem ersten Schlafe. Es war ihm, als hörte er Geräusch und Schritte von Menschen. Er sprang auf, ging an's Fenster und sah hinaus. Die Nacht war finster; der Winter, der mit Macht gekommen war, hatte eine tiefe Schneedecke auf das Land geworfen. Unter seinem Fenster stand ein Baum. Da er nichts mehr sah noch hörte, so legte er sich wieder zu Bette.

Am nächsten Morgen fand man an diesem Baume den Revierförster des Grafen aufgehenkt. Seine Hände waren auf dem Rücken zusammengebunden, und der Schnee unter ihm war zerstampft und zertreten.

XIV.

Der Agent.

Wir wollen jetzt das Schloß Bielow und seine Bewohner für einige Zeit verlassen und nach Warschau zurückkehren. Dort haben wir Jaromir Ubryk und seinen Freund Boleslaw Biernacky in dem Momente verlassen, als sie über die Brücke von Praga nach Warschau ritten. Sie kamen von der Schenke zurück, wohin sie zum zweitenmale geritten waren, um den Korb mit dem vergessenen Kinde zu holen. Dieser Korb war, wie wir ferner wissen, fort und das Kind spurlos verschwunden. Biernacky, ein hartherziger, gefühlloser Mensch, nahm dieses Ereigniß mit ziemlichem Gleichmuthe auf. Er ritt neben seinem Freunde und pfiff ein Liedchen vor sich hin. Ganz anders war es jedoch Ubryk zu Muthe. Der Rausch, den er sich in der Schenke an der Heerstraße gekauft hatte, war verflogen und das Vatergefühl regte sich in seiner Seele. Wenn ihm auch der Verlust des fremden Kindes ziemlich gleichgültig war, so lag ihm doch der schmähliche Handel, den er mit seinem eigenen Sohne getrieben, schwer auf dem Herzen. Er suchte sich zwar nach Art leichtsinniger Menschen durch Scheingründe die Gewissensbisse auszureden, allein es wollte ihm nicht gelingen; er sagte sich, was liegt denn auch am

Ende daran, ob dein Kind unter deinen Augen aufwächst, oder ob man es in einer adeligen Familie sorgsam pflegt und seiner wartet. Man wird seiner Erziehung alle Sorgfalt zuwenden, er geht einer glänzenden Zukunft entgegen. Dann dachte er wieder an das Geld, das er in seiner Brieftasche trug, und sagte sich: Du bist jetzt über alle Noth hinweg, deine Familie darf nicht mehr darben. Seine Stimmung wurde ruhiger, aber da kam ihm wieder der Gedanke an sein Weib und an die Vorwürfe, die er von ihr erhalten würde. Er versank in die frühere Kleinmüthigkeit.

Sie ritten in Warschau ein und kamen an langen Reihen von Häusern vorüber, welche während der letzten Belagerung durch die Russen zusammengeschossen waren, in Ruinen lagen und zahlreiche Kugelspuren trugen. Niemand dachte daran, sie wieder aufzubauen.

Der Morgen graute, als sie von den Pferden stiegen.

— So, sagte Biernacky, ehe er sich anschickte, die Pferde ihrem Eigner zurückzuführen, jetzt wollen wir theilen.

— Hier auf der Straße? erwiderte Ubryk; damit man uns sehe und wisse, daß wir im Besitze so vielen Geldes seien. Das finde ich bedenklich.

— Unsinn, machte Biernacky, wer soll uns beobachten? Warschau schläft um diese Stunde.

— Hast Du damit solche Eile? Wir können uns ja später irgendwo treffen oder ich will zu Dir kommen.

— Nicht nöthig, rief Jener, was geschehen muß, soll gleich geschehen; man soll nichts verschieben.

— Meinethalben, rief Ubryk, mir gilts gleich.

Sie traten in einen Winkel der Straße, an eine Mauer ohne Fenster, und Ubryk zählte Biernacky seinen Antheil an dem Sündengelde in polnischen Kassenanweisungen aus.

— So, rief dieser lachend aus, als er vergnügt das Geld einschob, jetzt Courage, Freundchen! Sieh zu, wie Du mit Deiner Frau fertig wirst.

Darauf schwang er sich auf sein Pferd und jagte, das andere am Zaume haltend, davon. Jaromir aber wankte zaudernden Schrittes seiner Behausung zu.

Gegen Mittag verließ er rasch seine Wohnung und eilte zum Arzte. Als dieser kam, fand er die Wöchnerin in furchtbaren Krämpfen liegen. Die kleinen Kinder weinten und schrien, das größere Mädchen

war mit ihrer Mutter beschäftigt und blickte finster bald auf diese, bald auf ihren Vater, bald auf den Arzt. Der älteste Bursche aber saß, wie am Abende vorher, auf dem Strohsacke und sah trotzig vor sich hin.

Die Krämpfe, unter welchen die Frau sich wand, waren von der heftigsten Art. Sie tobte, wüthete und stieß ein markdurchdringendes Geschrei aus. Als der Arzt ihren Puls fühlen wollte, packte sie ihn an der Brust und schrie: Wo hast Du mein Kind, Scheusal? Du hast mein Kind getödtet!

Der Arzt war entsetzt über ihren Zustand und erklärte ihn für sehr bedenklich. Er fragte nach der Veranlassung dieses Unfalles, und als Jaromir ihm erzählte, daß er einen heftigen Streit mit seiner Frau gehabt habe, so meinte jener, die Milch wäre ihr zurückgetreten, ihr Leben in großer Gefahr, und wenn sie auch gerettet würde, so stünde zu befürchten, daß sie wahnsinnig werden könnte.

Diese Worte machten auf Jaromir einen furchtbaren Eindruck. Das größere Mädchen warf einen finstern Blick auf ihren Vater, der große Bursche aber sprang bei diesen Worten hastig auf und rannte aus dem Zimmer. Der Arzt verordnete einige Arzneimittel, welche von dem Mädchen im Fluge geholt wurden. Sie wirkten beruhigend auf die Kranke, die Krämpfe ließen nach, sie verfiel in eine dumpfe schlafähnliche Betäubung. Der Arzt entfernte sich nach geraumer Zeit, versprach, bald wieder zu kommen, wünschte jedoch geholt zu werden, wenn der Anfall sich in der Zwischenzeit erneuern sollte.

Als der Arzt sich entfernt hatte, setzte sich Jaromir an den Tisch und brütete vor sich hin. Alles, was sich seit diesem Morgen in diesem Jammerthale ereignet hatte, lastete so entsetzlich auf seiner Seele, daß er keine Ruhe finden konnte. Er stand auf und ging in eine benachbarte Schenke; er suchte seinen alten Tröster, den Branntwein, er mußte sich betäuben und hoffte durch ihn Erlösung von seiner Qual zu finden. Hastig trank er ein Glas nach dem andern, und die Wirkung des Getränkes ließ nicht auf sich warten. Die schwarzen Gedanken schwanden allmählig, sein angeborner Leichtsinn erhielt wieder die Oberhand über seine besseren Gefühle.

Er mochte wohl lange so gesessen haben, da wurde heftig die Thüre aufgerissen, und sein Sohn, der trotzige Bursche, sprang herein und rief ihm zu:

— Vater, komm, die Mutter —

Jaromir schnellte empor und eilte nach Hause. Dort fand er bereits den Arzt, der mit der Kranken eifrig beschäftigt war. Der Anfall war mit furchtbarer Heftigkeit zurückgekehrt; sie kannte Niemand von den Personen, die sie umgaben und ihr Gesicht war ganz schwarz. Nach und nach verminderten sich die Zuckungen, sie wurde ruhiger, der Athem schwächer; dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus — das Leben war erloschen.

— Es ist vorbei, sagte der Doktor; sie hat ausgerungen.

Die Scene, die diesen Worten folgte, wollen wir dem Leser ersparen. Der Schmerz der Kinder, als sie den Tod ihrer Mutter erfuhren, war herzzerreißend. Selbst das Mädchen, welches bisher die größte Fassung bewiesen hatte, brach in heftiges Weinen aus. Nur der Bursche blieb scheinbar kalt, warf aber seinem Vater drohende Blicke zu. Dieser verließ das Haus und irrte verzweiflungsvoll in den Straßen umher. Es war das Erstemal in seinem Leben, daß die Reue mit ganzer Wucht über ihn gekommen war.

Er schrieb den Tod des Weibes seinem Verschulden zu und hätte gern Alles gethan, sie wieder in's Leben zu rufen und das Geschehene ungeschehen zu machen. Es war ihm, als sähe er sie hinter sich, als hörte er ihren gräßlichen Ruf: Gib mir mein Kind zurück!

Als es Abend wurde, trat er in jene Schenke ein, wo ihn sein Freund Biernacky Abends vorher aufgesucht hatte. Er setzte sich in dieselbe Ecke und begann wieder zu trinken. Nicht lange darauf trat Boleslaw ein.

Jaromir empfing ihn auf die unfreundlichste Weise; er machte ihm die heftigsten Vorwürfe und verfluchte die Stunde, wo er ihn kennen gelernt hatte.

— Was Teufel ist denn los, sagte jener gleichgiltig, daß Du mich so anbrüllst?

— Was los ist? schrie jener; soll ich es Dir etwa noch sagen? Ich meine, Du wärst klug genug, es selber errathen zu können.

— Nun, meinte Biernacky, das wird nicht schwer sein. Deine Frau hat Dir eben einen tüchtigen Tanz gemacht; laß sie schreien, sie wird schon von selber aufhören.

— Wenn es nur das wäre! Allein sie hat für immer aufgehört. —

— Ist sie todt? Das passirt uns Allen einmal, früher oder später.

— Teufel, der Du bist! Das sagst Du mir mit solcher Ruhe? Weißt Du denn nicht, wer sie getödtet hat?

— Sie ist eben an einer Krankheit gestorben.

— Am Schmerze um ihr Kind ist sie gestorben, rief Jaromir außer sich, und Du hast sie getödtet!

— Ich? erwiderte Boleslaw erstaunt; bist Du ein Narr? Wenn irgend Jemand sie getödtet hat, so warst Du es, nicht ich!

— Sie starb an dem Schmerze um ihr Kind, und Du hast mir diesen scheußlichen Handel vorgeschlagen!

— Allerdings that ich das, erwiderte Boleslaw kaltblütig und trank sein Glas leer; allein es lag nur an Dir, ihn abzulehnen. Was gehen denn mich die Folgen an? Die hättest Du früher überlegen sollen. Ich begreife vollkommen Deine Aufregung, Du sprichst unter dem Eindrucke der Scenen, die sie Dir wahrscheinlich gemacht hat.

Jaromir schwieg.

— Komm, fuhr Boleslaw fort, trink noch ein Glas und höre mich ruhig an. Deine Frau ist todt; soviel steht fest, und keine Macht der Erde kann sie wieder lebendig machen. Wozu also gibst Du Dich diesem unbändigen Schmerze hin? Du warst doch sonst ein vernünftiger Junge, sei es jetzt wieder und laß mit Dir reden. Du hast früher eine höchst erbärmliche Existenz geführt. Das hat sich nun geändert. Du bist im Besitze einer bedeutenden Summe, durch welche Du wieder ein angesehener Mann werden kannst.

— Das möchte ich wissen, erwiderte Jaromir schneidend; was soll ich denn mit dem Bettel anfangen?

— Freilich, einen Palast kannst Du Dir darum nicht kaufen, Dienerschaft kannst Du Dir damit nicht halten und vierspännig kannst Du auch nicht fahren, das ist gewiß. Jedoch wenn Du klug bist und Dein maßloses Saufen aufgeben willst, so wird sie genügen, um Dich auf bessere Wege zu leiten und — setzte er geheimnißvoll hinzu — Dir eine große und glänzende Zukunft zu eröffnen.

— Möchte wissen, wie? antwortete Ubryk ungläubig.

— Das kannst Du gleich erfahren; allein Du mußt mir Dein Wort darauf geben, das strenge geheim zu halten, was Du erfahren wirst.

Jaromir war durch den geheimnißvollen Ton, in welchem Bo-

leslaw zu ihm sprach, aufmerksam geworden. Die Wellen der Aufregung, die doch nur die Oberfläche seines leichten Gemüthes bewegt hatten, begannen sich zu legen, und er gab seinem Freunde das verlangte Versprechen.

— Also passe auf. Die schrecklichen Ereignisse, von denen Du bei der Erstürmung von Warschau durch die Russen vor einigen Jahren Zeuge warst, werden Dir noch frisch im Gedächtnisse sein. Die Moskowiter metzelten Männer, Greise und Kinder unbarmherzig nieder und begingen himmelschreiende Grausamkeiten. Kosziusko fiel und rief: Finis Poloniae! Polen wurde getheilt, jedoch wollen wir hoffen, daß diese Theilung nicht lange bestehen werde, es muß wieder ein großes mächtiges Reich werden. Das Volk ist der Tyrannei seiner Unterdrücker müde und wartet nur auf das Zeichen und den Augenblick, um dieses drückende Joch abzuschütteln.

Unsere besten Patrioten sind in's Exil gewandert und haben die Liebe zu ihrem Vaterlande mitgenommen. In Mailand tagte unlängst ein Kongreß dieser tapfern Söhne Polens, auf welchem weitgreifende Beschlüsse gefaßt wurden. Der Kampf gegen unsere Erbfeinde soll wieder aufgenommen und in großartigem Maßstabe geführt werden, und diesmal hoffentlich mit mehr Aussicht auf Erfolg, als die früheren Male; denn das Unternehmen wird besser organisirt sein, und wir können auf einen mächtigen Verbündeten zählen, auf den ersten Konsul und die französische Republik.

Geld wird überall gesammelt und fließt von allen Seiten im Ueberflusse herbei. Waffen werden angekauft, über die Grenzen geschafft und an sicheren Orten aufbewahrt. An einem bestimmten Tage soll dann im ganzen Königreiche die Erhebung losbrechen, und alle Russen, die sich im Lande befinden, gleichzeitig ermordet werden.

— Also eine sicilianische Vesper? sagte Jaromir.

— Ja, nur daß sie in der Geschichte die polnische Vesper heißen wird. Es sollen ferner jetzt schon in aller Stille Freiwillige und Rekruten aufgenommen und ein Heer gebildet werden.

Ich setze nun voraus, fuhr er fort, daß Du, immer ein eifriger Patriot, der heiligen Sache des Vaterlandes Deine Mitwirkung und Deine Hilfe nicht versagen wirst.

— Das Vaterland kann unter allen Umständen auf mich zählen, erwiderte Jaromir. Ich habe bereits mit dem Schwerte in der Hand

für dasselbe geblutet, und bin bereit, es wieder zu thun, wenn es mich ruft.

— Es handelt sich hier nicht darum, wieder den Schießprügel zu ergreifen; Du brauchst nicht Soldat zu werden, sondern kannst Deine Kräfte besser nutzbar machen. Das geheime Revolutionskomite bedarf getreuer und verläßlicher Agenten, um den Aufstand zu organisiren. Bereits sind ihrer viele im Lande thätig, allein bei Weitem noch nicht genug. Sie haben große Macht und verfügen über bedeutende Geldmittel. Es ist selbstverständlich, daß aus ihnen einst die Regierung von Polen gebildet werden wird, wenn die Russen verjagt sein werden. Jedem derselben steht dann der Weg zu den höchsten Ehrenstellen und zu den einträglichsten Posten offen. Das wäre eine Carrière für Dich, wenn Du mitmachen wolltest.

Jaromir hatte aufmerksam zugehört und schien mit dem Gehörten einverstanden zu sein. Die Aufforderung war zu verlockend für ihn, indem er dadurch eine seinen Neigungen zusagende Thätigkeit erhielt, die zugleich sehr einträglich werden konnte.

— Ich habe nichts dagegen, sagte er; nur muß ich früher wissen, was man von mir fordert, und was man mir dann für meine Leistungen bietet.

— Welches gerade der Kreis Deiner Thätigkeit sein würde, kann ich Dir jetzt selbstverständlich nicht angeben. Du wirst einen Eid leisten müssen, durch welchen Du Dich dem geheimen Komite verbindest und versprichst, alle Befehle desselben pünktlich und auf das Schnellste zu erfüllen. Was die Bezahlung betrifft, so wird sie ganz im Verhältnisse stehen zu den Diensten, welche Du leisten wirst; doch kann ich Dir versichern, daß sie in jedem Falle sehr glänzend ist. Bei politischen Agitationen darf das Geld nicht gespart werden. Auch wirst Du immerhin größere Summen zur Disposition gestellt bekommen, um sie zu Bestechungen, für Reisen und andere Ausgaben verwenden zu können.

Jaromir überlegte sich die Sache und fand den Vorschlag annehmbar. Er lief zwar Gefahr dabei, nach Sibirien geführt oder gar erschossen zu werden, allein es war doch immer besser, eine wenn auch gefahrvolle Thätigkeit zu führen, als sein Leben in solchem Jammer und in solcher Noth wie bisher zuzubringen.

Jaromir blieb nicht lange im Zweifel, ob er ablehnen oder annehmen sollte. Er entschied sich für Letzteres.

— Abgemacht, hier hast Du meine Hand darauf!

Boleslaw ergriff die ihm dargebotene Rechte seines Freundes und schüttelte sie.

— Somit bist Du einer der Unsrigen, sprach er, und sollst sogleich Deinen Dienst antreten. Ich werde Dich heute Nacht noch dem geheimen Komite vorstellen, wo Du beeidigt werden wirst. Man wird Dir dort Deinen Wirkungskreis vorschreiben und die Instruktionen mittheilen. Zuvor muß ich Dich aber noch auf etwas aufmerksam machen. Du bist jetzt Mitwisser von Dingen geworden, welche für unser ganzes Vaterland und unser Volk von der größten Wichtigkeit sind. Das Leben aller Verschwornen, das Gelingen des ganzen Unternehmens hängt von der Treue und Verschwiegenheit aller daran Betheiligten ab. Man wird Dir die Statuten vorlesen. Ein Paragraph sagt, auf das Verrathen des Geheimnisses ist der Tod. Ich getraue Dir nicht zu, daß Du es absichtlich thun wirst; allein Du bist dem Trunke ergeben; wenn der Magen mit Branntwein voll ist, plaudert der Mund oft Dinge aus, von denen der Kopf nichts weiß. Mit dem Saufen hat es nun ein für allemal ein Ende.

— Du irrst, wenn Du mich für einen Säufer hältst. Ich betrank mich nicht aus Lust zum Trinken, sondern um mich zu betäuben und mein Elend zu vergessen.

— Dann ist es gut, erwiderte Boleslaw, der Grund fällt somit weg. Also aufgepaßt und reinen Mund gehalten! Wo nicht, so setzt es ein Messer zwischen die Rippen. Jetzt aber laß uns gehen.

Auf der Straße verabschiedeten sie sich und Boleslaw sagte noch zu seinem Freunde: Erwarte mich heute Abend um 9 Uhr an der Weichselbrücke.

Jaromir verfügte sich nach Hause. Durch das Gespräch mit Boleslaw, welches ihm angenehme Aussichten für die Zukunft eröffnete, waren seine Gedanken von dem häuslichen Unglücke abgelenkt worden. Jetzt aber, als er sich seiner armseligen Behausung wieder näherte, trat ihm das Bild seiner Frau wie ein Gespenst vor die Seele. Daheim fand er seine Kinder in Schmerz aufgelöst. Sie weinten und jammerten, und nur das kleinste Mädchen, welches die Tragweite des Verlustes seiner Mutter noch nicht ermessen konnte stellte fortwährend Fragen an die Todte, und wunderte sich, daß ihre Hand so kalt, und warum sie ihr keine Antwort gäbe.

Es war nicht möglich, daß die Familie die Nacht in einem Zimmer mit der Todten zubringen konnte. Es mußte für die Beerdigung der Leiche gesorgt und die Kinder anderswo untergebracht werden. Er führte also diese nach einer Herberge, deren Wirth er kannte und miethete dort ein paar Zimmer. Die Kinder gingen willig mit; nur das älteste Mädchen, das nun wieder ruhiger geworden war, erklärte ihm fest, sie werde ihre Mutter bis zur Beerdigung nicht verlassen. Der Bursche aber, welcher bei dem Tode seiner Mutter aus dem Zimmer gerannt, war noch nicht wiedergekehrt.

Ein paar Nachbarinnen nahmen sich der Todten an, wuschen und bekleideten sie mit den Leichengewändern, und boten sich an, die Nacht durch bei ihr zu wachen. Allein Paula wehrte sich dagegen, sie wollte nicht dulden, daß Jemand außer ihr der Mutter diesen Liebesdienst erweise.

Wir wollen dem Leser die Erzählung des Leichenbegängnisses ersparen und nur erwähnen, daß die Kinder ein herzzerreißendes Geschrei erhoben, als man die Leiche hinaustrug und in das kalte Grab versenkte. Sie drängten sich um ihren Vater, faßten seine Hände und umschlangen ihn, als ob sie fühlten, daß er jetzt auf dieser Welt ihre einzige Stütze sei. Selbst das große Mädchen legte jetzt ihre Zurückhaltung ab und warf sich schluchzend in die Arme ihres Vaters.

Auch dieser weinte.

— Vater, rief das Mädchen, wir haben unsere Mutter verloren! Meine Schwesterchen und Brüderchen sind nun verwaist, ich will für sie sorgen und ihnen eine Mutter sein!

Der Mann drückte sie stumm an seine Brust. Kasimir, der älteste Sohn, stand daneben; weinte aber nicht, sondern sah finster in das Grab hinab. Er schien das, was um ihn vorging, nicht bemerken zu wollen, und als sein Vater ihm die Hand hinreichte und ihn auch hereinziehen wollte in den Kreis der Seinigen, sprach er barsch: Ich mag nicht. Er wandte sich um und verließ trotzig den Friedhof. —

Jaromir war zur bestimmten Stunde auf seinem Posten. Die Nacht war kalt, der Wind pfiff schneidend über die Weichsel her und peitschte Regen mit Schnee vermischt gegen die Häuser. Um sich dem Unwetter zu entziehen und dem russischen Wachtposten,

welcher an der Brücke stand, nicht aufzufallen, drückte sich Jaromir unter ein Hausthor. In den Straßen wurde es allmählig ganz stille, und die wenigen Menschen, die sich noch sehen ließen, eilten ihr schützendes Obdach zu erreichen.

Er wartete eine volle Stunde. Endlich kam Boleslaw.

— Ich habe Dich warten lassen.

— Der Teufel auch, wo steckst Du denn so lange?

— Ich mußte Dich erst anmelden. Da erhielt ich einen Auftrag, der sogleich ausgeführt werden sollte. Komm.

— Wohin gehen wir? fragte Jaromir.

— Das wirst Du gleich erfahren. Folge mir und sprich kein Wort.

Sie gingen nun durch enge, krumme Gassen nach dem Innern von Warschau. In einem engen, unerleuchteten Gäßchen, welches von hohen schmalen Häusern gebildet wurde, hielten sie an. Boleslaw zog einen Schlüssel hervor und schloß die feste niedere Thüre auf. Er schob seinen Freund in einen finstern Gang und schloß die Thüre hinter sich wieder ab. Hierauf machte er Licht und zündete eine Blendlaterne an, die er unter dem Mantel verborgen hatte.

— Folge mir, sagte er leise.

Dann schritten sie durch den langen engen Hausgang, öffneten eine zweite, ebenfalls verschlossene Thüre und befanden sich in einem Zimmer des Erdgeschosses, dessen einziges vergittertes Fenster nach einem kleinen Hofraume führte. Boleslaw stellte die Laterne auf die Erde, hob eine Fallthüre auf, die sich in einer Ecke befand, und befahl Jaromir das Licht zu nehmen und zuerst hinabzusteigen.

Die Fallthüre führte zu einer Treppe, und diese in einen langen kellerartigen Gang. Am Ende desselben befand sich eine eiserne Thüre; sie wurde geöffnet und die beiden nächtlichen Wanderer standen nun in einem großen Kellergewölbe. Sie durchschritten dieses und noch mehrere anstoßende und gelangten zuletzt in einen kleineren Raum, in dem sich zwei Thüren befanden. Die eine derselben war geöffnet und man erblickte eine Wendeltreppe. Die andere war geschlossen und durch das Schlüsselloch und durch einige Fugen der Thüre schimmerte Licht. Man hörte Stimmen.

— Wir sind am Ziele, sprach Boleslaw. Dann löschte er das Licht der Laterne und öffnete. In einem großen mit Kalk getünchten Raume stand eine lange Tafel, um welche eine Anzahl Männer saßen,

die in eifrigem Gespräche begriffen waren. Von der Decke herab hing eine Lampe, welche den großen Raum nothdürftig erhellte. Auf der Tafel lagen Bücher und Schriften, standen Flaschen und Gläser, ferner ein Crucifix, daneben zwei Leuchter mit Kerzen, und vor denselben ein Todtenkopf, in welchem ein Dolch stack.

An den Wänden herum standen Bänke. In einer Ecke lagen Fässer, die das Aussehen von Pulverfässern hatten, und in einer andern einige Hundert Musketen.

Als sich die Augen Jaromirs etwas an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, welches in dem Gewölbe herrschte, musterte er die Anwesenden. Es waren sämmtlich bärtige Männer mit entschlossenen Gesichtern; nur zwei davon waren rasirt und hatten einen pfäffischen Ausdruck.

Jaromir kannte einige der Männer, die andern aber sah er zum erstenmale.

Bei dem Eintritte der Beiden war Stille eingetreten und alle Blicke richteten sich nach ihnen.

— Ich bringe hier den Patrioten, den ich Euch gemeldet habe, sprach er zu dem Manne ohne Bart, der am obersten Ende der Tafel saß.

— Es ist gut, erwiderte jener; wir heißen ihn willkommen. Wir haben gehört, fuhr er, zu Jaromir gewendet, fort, daß Ihr entschlossen seid, dem Vaterlande und der Sache der Freiheit Eure Dienste und Euer Leben zu weihen. Die Zeiten sind schwer, und das Joch der Unterdrücker, der Tyrannen, lastet hart auf dem Lande. Es thut Noth, daß jeder, dem das Wohl Polens am Herzen liegt, sich um uns schaare und der guten Sache sich anschließe. Nur durch festes Zusammenhalten und durch Einigkeit im Handeln werden wir unsern hohen Zweck erreichen. Wir brauchen kühne und entschlossene Männer, die kein Opfer scheuen, das von uns Begonnene zu einem guten Ende zu führen. Der Kampf wird hartnäckig, wird furchtbar sein; denn unsere Gegner sind mächtig und gebieten über alle Mittel, unser Unternehmen zu vereiteln. Wir können nur siegen, wenn die Erhebung im ganzen Lande vorbereitet, überall zu gleicher Zeit losbricht, den zerstreuten Feind mit einem Schlage vernichtet und man sich an demselben Tage aller Plätze bemächtigt. Bis der Gegner neue Streitkräfte heranzieht, haben wir hinlänglich Zeit, uns zu organisiren und die polnischen Heere vollständig auszurüsten. Sind

wir einmal so weit, dann kann das Ende nicht mehr zweifelhaft sein. Noch einmal, Jaromir Ubryk, das geheime Revolutionskomite nimmt Euch in seine Mitte auf und heißt Euch willkommen. Tretet näher!

Jaromir that, wie ihm geheißen war, und näherte sich jenem Ende der Tafel, auf welchem das Crucifix stand und der Todtenkopf mit dem Dolche lag.

— Bevor wir Euch jedoch ganz als einen der Unsrigen betrachten, müßt Ihr noch einige Formalitäten erfüllen. Ihr müßt einige Fragen beantworten und schwören.

Einer der um den Tisch Sitzenden erhob sich jetzt und zündete die Kerzen an, welche rechts und links neben dem Crucifixe stunden.

Der Vorsitzende öffnete nun ein Buch und las die Statuten der geheimen Verbindung vor.

— Habt Ihr gehört und verstanden, Jaromir Ubryk, was Euch jetzt vorgelesen wurde?

— Ja! erwiderte dieser fest.

— Seid Ihr entschlossen, diese Paragraphen alle zu erfüllen?

— Ja.

— Seid Ihr entschlossen, sie zu beschwören?

— Ja.

— Seid Ihr entschlossen, Euer Leben, Euer Gut dem Vaterlande zu opfern?

— Ja.

— Seid Ihr entschlossen, alle Befehle, welche Euch von den Vorstehern dieser Verbindung werden gegeben werden, sie mögen lauten, wie sie wollen, zu vollziehen, ohne Murren, ohne Widerstreben, ja ohne darüber nachzugrübeln?

— Ja.

— Nun denn, so schwöret. Entblößt Eure Brust!

Jaromir that, wie ihm geheißen wurde. Zwei Männer ergriffen nun Degen und setzten ihm die Spitze auf die Brust. Eine feierliche Stille trat ein.

— Sprecht mir nach, was ich Euch vorsagen werde. Ich schwöre — der Sache der Freiheit — meinem Vaterlande Polen — Leben und Gut opfern zu wollen. — Ich schwöre — die tiefste Verschwiegenheit über diese Verbindung — über die Zwecke und Mittel bewahren zu wollen — und alle Befehle meiner Vorgesetzten — pünktlich, ohne Murren und Widerrede — zu vollstrecken und zu voll-

ziehen. — Ich schwöre — im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes — so wahr mir Gott helfe — in Ewigkeit, Amen.

Jaromir hatte zwei Finger der rechten Hand erhoben und mit fester, klarer Stimme die einzelnen Sätze des Schwures, wie sie ihm der Vorsitzende vorsprach, wiederholt.

Als er geendigt hatte, begann dieser:

— Nun erinnert Euch wohl aller Paragraphen der Statuten, die Euch vorgelesen wurden. Seht hier diesen Todtenkopf mit dem Dolche; er soll Euch an das Schicksal gemahnen, das Euch treffen wird, wenn Ihr den letzten Paragraph verletzt, und der da lautet:

„Auf den Bruch des Geheimnisses steht der Tod."

Dieser Satz mag Euch vielleicht hart erscheinen, allein wir sind ihn unserer eigenen Sicherheit und dem Gelingen unserer heiligen Sache schuldig. Ueber unsern Häuptern schwebt an einem Haare ein scharfgeschliffenes Schwert. Ich erkläre Euch für aufgenommen. Und nun, fügte er hinzu, umarmt Eure neuen Brüder.

Die anwesenden Männer stunden nun einer nach dem andern auf, traten zu Jaromir hin und gaben ihm den Bruderkuß.

Hierauf begannen die Verhandlungen, und Mitternacht war lange schon vorüber, als sich die Anwesenden einzeln entfernten.

— Wo waren wir jetzt? frug Jaromir.

— In den Kellern des Jesuitenklosters.

XV.

Eine verlorne Spur.

In den Lebensverhältnissen Ubryks ging nun eine bedeutende Aenderung vor. Er miethete sich eine geräumige Wohnung, die er mit vielem Luxus einrichtete, und der Mann, der lange Zeit in abgetragener, armseliger Kleidung gesehen worden war, trug sich nun mit einem Male wieder seinem Stande gemäß. Er nahm eine ältere Frau, eine Wittwe, zu sich, welche die Erziehung seiner Kinder überwachte und die Aufsicht über das Hauswesen führte.

Alle, die ihn kannten, waren darüber nicht wenig erstaunt und zerbrachen sich den Kopf, woher er nun so plötzlich wieder zu Vermögen gekommen sei. Allerlei Hypothesen wurden aufgestellt; die einen meinten, er habe eine Erbschaft gemacht, die andern behaupteten, er habe eine große Summe Geldes im Spiele gewonnen, und wieder andere brachten die abenteuerlichsten Vermuthungen zur Welt. Den wahren Sachverhalt jedoch wußte Niemand und Ubryk fand sich auch nicht bemüssigt, sie darüber aufzuklären.

Seine Verwandten und guten Freunde, die, so lange er im Unglücke war, ihn gemieden hatten und ihm überall ausgewichen waren, die sich verläugnen ließen, wenn er zu ihnen kam, weil sie fürchteten, er möchte sie um ein Darlehen ansprechen, wurden nun plötzlich wieder freundlich, ja sie suchten ihn sogar auf. Sie versicherten ihn auf das Wärmste ihrer Freundschaft, boten ihm ihre Dienste an, und schienen über die glückliche Veränderung seiner Lage auf das Höchste erfreut.

Ubryk war über dieses heuchlerische, niederträchtige Benehmen empört. Er hatte nicht übel Lust, sie alle vor die Thüre zu setzen. Allein er überlegte, daß er jetzt eine politische Laufbahn begonnen, daß er diese Leute vielleicht noch zu andern Zwecken gebrauchen und ihrer Dienste eines Tages nöthig haben könne. Deshalb verstellte er sich, that als ob nichts vorgefallen wäre, und ließ ihnen von seinen Gesinnungen nichts merken.

So schien denn für ihn wieder eine glückliche Zeit gekommen zu sein. Seine Kinder machten ihm viele Freude und hatten nach Kinderart den Tod ihrer Mutter bald vergessen und verschmerzt. Paula war ernst und verständig wie immer, aber seit dem Tode ihrer Mutter lag eine gewisse Schwermuth auf ihrer Seele. Auch war sie mit der Anwesenheit der alten Wirthschafterin ganz und gar nicht einverstanden. Sie benahm sich störrig und widerspenstig gegen sie, und öfters kam es zwischen dem Mädchen und der alten Person zu lebhaften Auftritten.

Der Vater machte ihr dann Vorwürfe darüber und empfahl ihr ein versöhnlicheres Wesen und mehr Aufmerksamkeit gegen ihre Wirthschafterin. Das Mädchen wollte sich aber nichts einreden lassen und erklärte dem Vater, daß sie die Alte nicht ausstehen könne, überhaupt gar nicht begreife, warum er die Person ins Haus genommen habe. Sie selbst, meinte sie, hätte ihre kleinen Geschwister ganz wohl pflegen und beaufsichtigen können, dazu hätte es keiner Fremden bedurft.

— Aber bedenke doch, Paula, sagte der Vater, Du bist ja doch eigentlich nur ein Kind. Du verstehst das Hauswesen nicht, wie es eine ältere Person versteht, und deine Geschwister würden Dir keine Folge leisten.

— Du irrst, lieber Vater, erwiderte das Mädchen, was die alte Creszenska kann, will ich auch noch zu Stande bringen, und was meine Geschwister anbelangt, so lieben sie mich und thun, was ich ihnen freundlich heiße, während jene immer mehrmals befehlen muß, bis es geschieht. Um die Küche bekümmert sich die Alte vollends gar nicht, das läßt sie der Magd über.

Ubryk aber war nicht ihrer Ansicht, und Alles blieb, wie es war, zum großen Verdrusse Paula's.

Mit Kasimir hatte Ubryk seine Noth. Der Junge war immer sehr störrig gewesen und hatte stets nur gethan, was er wollte. Alle Worte und Ermahnungen des Vaters gingen bei ihm in den Wind, weil er ihn nicht achtete. Er liebte nur seine Mutter und diese allein hatte Macht über ihn gehabt.

Seitdem diese gestorben, war mit ihm nichts mehr anzufangen. Er lernte nichts, beschäftigte sich mit nichts, und trieb sich ganze Tage außer dem Hause herum. Manchmal blieb er auch die Nächte fort und kam wochenlange nicht heim.

Ubryk versuchte, ihn in Güte auf bessere Wege zu bringen. Wenn er ihm aber in freundlichem Tone Vorstellungen machte und fragte, wo er die Zeit über gewesen und was er getrieben habe, so fand dieser es nicht der Mühe werth, eine Antwort darauf zu geben. Er erwiderte nichts, und wenn sein Vater heftig wurde, so setzte er seine Mütze auf und verließ mit verächtlicher Miene das Zimmer.

Ubryk war durch dieses Benehmen sehr erbittert. Oft wollte er den Burschen, vom Zorne übermannt, fassen und ihn züchtigen. Allein eine gewisse Scheu hielt ihn zurück, er unterließ es. Er vermied sorgfältig, es zwischen ihm und seinem Sohne zu einem Auftritte, zu einer Erklärung zu bringen. Er fühlte recht wohl, was in Kasimir vorging, und wie jener gegen ihn gesinnt war. Er wußte, daß jener ihn nicht achtete, und daß diese Mißachtung in letzter Zeit in förmlichen Haß übergegangen sei.

Ueber die Ursache konnte er nicht im Zweifel sein. Der Junge liebte seine Mutter sehr; er betrachtete den Vater, für den er nie eine warme Liebe gehegt hatte, als den Urheber ihres Todes und verzieh es ihm nicht. Dieser aber fürchtete, wenn er es aufs Aeußerste treiben würde, Vorwürfe von seinem Sohne zu bekommen und Dinge hören zu müssen, die ihm nicht angenehm sein konnten.

Der neue Wirkungskreis, in welchen er jetzt eingetreten war, und die günstige Veränderung seiner Lage hatten in Ubryks Gemüthe bald die Eindrücke verwischt, welche der durch ihn herbeigeführte Tod seiner Frau erzeugt hatte. Er war nun vollauf mit Dingen beschäftigt, die alle seine Gedanken in Anspruch nahmen, und dachte bald nicht mehr an das Vorgefallene. Nur Eines peinigte ihn — das Verschwinden des Korbes mit dem fremden Kinde. Obgleich nicht sein eigenes, so kehrte doch von Zeit zu Zeit der Gedanke immer wieder, es könnte einmal die Zeit kommen, wo man das Mädchen von ihm zurückverlangen würde. Was sollte er dann antworten? Endlich faßte er den Entschluß, sich über das Schicksal der Kleinen Gewißheit zu verschaffen. Er wollte wenigstens sich selbst beruhigen, indem er sich dann sagen konnte, daß er nichts versäumt habe, um darüber Aufklärung zu erhalten.

Eines Tages verließ er Warschau und ritt nach der Schenke an der Heerstraße. Er traf den Wirth im Hofe beschäftigt, ein Schwein zu schlachten. Der Wirth ließ sich durch das Erscheinen Jaromirs in seiner Arbeit nicht stören und machte fort. Er warf ihm nur

einen zweifelhaften Blick zu und that dann, als ob er ihn nicht kennte.

Die veränderte Kleidung, welche Ubryk trug, mochte wohl ein Wiedererkennen mit dem Manne, der in jener Nacht in der Schenke gesessen und einen Korb neben sich stehen hatte, einigermaßen schwer machen. In der That aber hatte ihn der Wirth, der ein durchtriebener, schlauer Mann war, augenblicklich erkannt.

— Was steht zu Befehl? fragte er, anscheinend ehrerbietig die Mütze in die Hand nehmend.

— Ich wünschte einige Aufschlüsse von Euch zu erhalten.

— Worüber, Herr?

— Ich kehrte vor einiger Zeit in der Nacht bei Euch ein. Ich war in Begleitung eines andern Mannes, und wir hatten einen kleinen Korb mitgebracht, den wir neben uns auf die Bank stellten. Wir ritten spät weg und vergaßen, denselben mitzunehmen. Als wir darauf wiederkamen, den ihn zu holen, war er weg. Erinnert Ihr Euch daran?

— Einen Korb, sagt Ihr, hättet Ihr hier vergessen? Ich kann mich nicht darauf besinnen. Dabei löste er eifrig eine Speckseite von dem Schweine ab.

— Ihr habt ein kurzes Gedächtniß, erwiderte Jaromir; es ist doch noch nicht so lange her.

— Hm! mag sein. Hätte viel zu thun, wenn ich mich um alle meine Gäste und darum bekümmern sollte, was jeder bei sich hat. Das Haus wird den ganzen Tag nicht leer.

— Besinnt Euch doch, denkt einmal nach. Ihr wolltet eben die Thüre der Wirthsstube schließen, als ich zurückkam; ich fragte Euch dann nach dem Korbe und Ihr erwidertet mir, daß Ihr nichts gesehen hättet.

— Kann mich wahrhaftig nicht darauf besinnen.

— Nun, wenn Ihr es nicht könnt, so vermag es vielleicht der Knecht, der Euch half und die Gäste in der Stube bediente.

— Der wird wohl auch nichts wissen, antwortete der Wirth.

— Wer weiß. Ruft ihn nur einmal her, ich will ihn fragen.

Der Wirth machte ein unwilliges Gesicht und ging in den Stall, den Knecht zu rufen. Nach einer Weile kam er zurück und meinte der Knecht ist nicht daheim.

— War mir's doch, als hätte ich ihn eben durch die Stallthüre erblickt.

— Ich sag' Euch, er ist nicht daheim, er ist in den Wald gefahren.

— Jaromir fiel diese Antwort nicht auf; er glaubte den Knecht allerdings gesehen zu haben, allein er konnte sich täuschen.

— Dann will ich warten, bis er wiederkommt.

— Meinethalb, Ihr werdet aber lange warten können; er kommt vielleicht vor Abend nicht wieder.

Das war Jaromir allerdings nicht angenehm. Was sollte er den ganzen Tag in der langweiligen Schenke thun? Es lag ihm so viel daran, etwas Näheres zu erfahren, daß er ein anderes Mittel versuchte.

— Der Korb ist für mich von großer Wichtigkeit. Ihr sollt eine gute Belohnung erhalten, wenn Ihr mir denselben wieder schafft, oder mich auf eine Spur führt, wo er hingekommen sein könnte.

— Ich will Euch gerne behilflich sein, erwiderte der Wirth, immer in demselben unwilligen Tone; aber ich weiß wahrlich nicht, wie das geschehen soll. Ich sagte Euch schon, ich wisse nichts, und mein Knecht weiß auch nichts; denn wenn er etwas wüßte, so hätte er mir ohne Zweifel davon gesagt.

Während dieses Gespräches war eine Magd in den Hof gekommen und brachte dem Wirthe einen Kübel mit heißem Wasser. Sie hatte das Gespräch gehört, und als sie den Kübel niedergesetzt hatte, und sich entfernte, machte sie Jaromir, ohne daß der Wirth es bemerkte, ein Zeichen mit den Augen. Dieser fand das Benehmen sonderbar und wurde aufmerksam. Die Antworten des Wirthes und die Unwilligkeit, die er an den Tag legte, machten ihn nachdenklich, und er kam zur Ueberzeugung, daß jener mehr davon wisse, als er sagen wolle, und daß hier ein Geheimniß obwalte. Dem mußte er auf die Spur kommen.

Er that nun, als ob er den Worten des Wirthes Glauben schenke, und sagte:

— Dann muß ich den Korb wohl für immer verloren geben und ich will wieder gehen, früher aber noch ein Glas voll trinken

Der Wirth rief der Magd in's Haus: Gib dem Herrn ein Glas vom besten! und arbeitete fort.

Jaromir ging in die Schenkstube, wo ihm die Magd das verlangte Glas brachte. Er wollte sie eben fragen, was der Wink, den

sie ihm gegeben, zu bedeuten hätte, als sie ihm abermals ein Zeichen machte, nach dem Wirth in den Hof zeigte und sich singend entfernte.

— Was mag das bedeuten, dachte Jaromir; sie will mir etwas sagen, sie fürchtet aber, von ihrem Herrn bemerkt zu werden.

In der Schenke war Niemand außer Jaromir. Dieser trank das Glas aus und rief dann nach einem zweiten. Die Magd kam abermals und brachte ihm das verlangte. Während sie einschenkte, schielte sie durch das Fenster nach ihrem Herrn, und sagte dann rasch und mit gedämpfter Stimme:

— Ihr fragt nach einem Korbe?

— Ja.

— In dem Korbe war ein Kind?

— Ja.

— Ich weiß, wo das Kind ist.

— Wo?

— Das kann ich Euch jetzt nicht sagen.

— Um Gotteswillen, warum nicht.

— Weil der Herr mich sehen könnte, und das möchte Alles verderben.

In diesem Augenblicke wandte sich der Wirth um und sah nach dem Fenster, welches von der Schenkstube in den Hof führte. Sowie die Magd das bemerkte, sprang sie davon.

Jaromir, froh, nun endlich etwas Bestimmtes in Erfahrung gebracht zu haben, sann nun nach dem Mittel, wie er das Geheimniß aus der Magd herausbringen könne. Vor Allem galt es, Zeit zu gewinnen und dann zu versuchen, diese noch einmal zu sprechen. Er hatte sein Pferd beim Absteigen im Hofe angebunden, trat nun hinaus und befahl dem Wirthe, seinem Rosse Futter geben zu lassen. Er selbst verlangte etwas zu speisen.

Der Wirth führte selbst das Pferd in den Stall, bestellte dann die verlangte Speise in der Küche und ging mit Jaromir in die Schenkstube, wo er blieb.

Währenddem das Essen zubereitet wurde, kamen mehrere Frachtwagen, hielten vor dem Wirthshause und die Fuhrleute traten ein.

Sie hielten sich einige Zeit in der Wirthsstube auf, aßen und tranken. Der Wirth ging ab und zu, die Magd jedoch ließ sich nicht sehen.

Einmal trat der Wirth vor das Wirthshaus, um nach den

Pferden zu sehen; da kam sie herein. Wie sie an Ubryk vorüberging, flüsterte sie ihm zu:

— Ich gehe morgen mit dem Herrn nach Warschau auf den Markt, erwartet mich um zehn Uhr in der Stanislauskirche, links in der letzten Bank. Dort will ich Euch sagen, was aus dem Korbe und dem Kinde geworden ist.

Dann huschte sie wieder nach der Küche.

Ubryk hatte nun keinen Grund mehr, länger in dem Wirthshause zu verweilen. Er bezahlte, ließ sein Pferd vorführen, saß auf und sprengte davon. Er war froh, nun wenigstens einen Anhaltspunkt gefunden zu haben, wie er dem Kinde auf die Spur kommen könnte, und erwartete mit Ungeduld den nächsten Tag.

Zur bestimmten Stunde fand er sich in der Kirche auf dem bezeichneten Platze ein. Die Magd ließ nicht lange auf sich warten. Sie kniete sich neben ihn, sah sich mehrmals um, ob ihr Niemand gefolgt war, und sagte dann leise:

— Ich erinnere mich recht gut, daß Ihr mit noch einem Manne in der Stube saßet und ein Körbchen bei Euch hattet. Als Ihr fortgeritten waret, befand sich nur der Wirth, unser Knecht und ein Jude in der Stube, ich war in der Küche. Die Thüre war offen und ich hörte und sah, was im Zimmer vorging, ohne daß sie auf mich Acht hatten. Ihr waret kaum zur Thüre hinaus, so fing das Kind im Korbe zu schreien an. Die Männer sahen erstaunt nach dem Platze, wo Euer Korb stand; der Wirth ging hin, machte den Deckel auf und sagte: Wahrhaftig, in dem Korbe liegt ein Kind. Der Hausknecht und der Jude kamen nun auch dazu und bewunderten die feine Wäsche, die ringsum mit Spitzen eingefaßt war. In den Ecken der Windeln waren gestickte Anfangsbuchstaben und eine Krone darüber. Sie schlugen nun die Windeln zurück, um zu sehen, was es für ein Kind wäre, ob ein Knabe oder ein Mädchen, und waren ganz erstaunt, ein goldenes Kreuz mit Steinen besetzt zu finden, das ihm um den Hals hing.

Sie sprachen nun eine Weile still miteinander. Was sie sprachen, konnte ich nicht verstehen; allein der Jude mußte um das Kind gehandelt haben, denn er zog einen Beutel heraus, gab dem Wirthe einige Dukaten und dem Hausknechte ein Trinkgeld. Dann nahm er den Korb, stieg auf seinen Wagen und fuhr weiter.

— Ist das Alles, was Ihr darüber wißt? fragte Ubryk.

— Ja, erwiderte das Mädchen, das ist Alles. Mein Herr sprach blos zum Knechte, als der Jude fort war: Wenn Du nicht das Maul hältst, so schlage ich Dir den Kopf ein. Zu mir redete er nichts davon, denn er dachte nicht, daß ich gehorcht und die ganze Unterredung mit angehört habe.

— Kennt Ihr den Juden?

— Er kehrt oft bei uns ein. Er heißt Aaron und handelt mit Vieh und Getreide.

— Wißt Ihr, wo er wohnt?

— Ich glaube, hier in Warschau, allein bestimmt kann ich es nicht angeben.

— Ich bin recht froh, daß Ihr mir das gesagt habt. Wie soll ich aber jetzt den Juden finden, wenn Ihr seinen Geschlechtsnamen nicht wißt? Es gibt viele Juden, die Aaron heißen.

— Seinen Geschlechtsnamen kenne ich nicht, aber er kommt oft mit einem andern Juden, den sie Isaak Warschauer nennen; ich glaube, es ist sein Schwager.

— Und wo lebt dieser?

— Hier in Warschau.

— Wollt Ihr mir den Aaron etwas näher beschreiben?

— Er ist ein kleiner magerer Mann, hat ein freundliches Gesicht, trägt einen grauen Bart, und zwei lange graue Locken hängen ihm von den Schläfen unter der Mütze hervor.

Ubryk glaubte nun genug erfahren zu haben, um seine Nachforschungen allein fortsetzen zu können.

— Habt Ihr mir sonst noch etwas zu sagen?

— Nein, erwiderte die Magd.

Ubryk schenkte ihr etwas Geld, worauf sie sich entfernte. Er verließ ebenfalls die Kirche und ging aus, den Aaron aufzusuchen. Vor Allem mußte er erfahren, wo Isaak Warschauer wohnte. Zufälligerweise begegnete er einem Juden, den er kannte, und fragte ihn.

— Wenn Ihr mitkommen wollt, so will ich Euch zu ihm führen. Mein Weg führt mich an seinem Hause vorbei.

Ubryk folgte seinem Führer, und dieser wies ihn in einen Laden, in welchem altes Eisen, Kupfer, Flaschen, Roßhaare und Betten zu verkaufen waren.

— Das ist das Geschäft des Isaak Warschauer, sprach jener.

Als Jaromir in die Bude trat, traf er eine alte Frau, die an

einem Tische saß. Als er sie nach Isaak Warschauer fragte, so erwiderte sie ihm, er sei eben auf dem Markte, müsse aber bald zurückkommen. Wenn er ihn aber dringend zu sprechen wünsche, so wolle sie ihn rufen lassen, oder ihm einen Knaben mitgeben, der ihn zu ihm führen könne. Jaromir war damit zufrieden; die Frau rief einen Buben, mit dem er sich nun auf den Weg machte.

Auf dem Markte, der von Wagen, von Käufern und Verkäufern überfüllt, war ein großes Gedränge. Sie mußten lange suchen, bis sie den Handelsmann fanden.

— Was steht Euch zu Diensten, Herr? fragte der Jude.

— Ihr sollt mir die Adresse Eures Freundes Aaron sagen.

— Meines Freundes Aaron? Gott ist groß; es gibt der Aaron so viele wie Sand am Meere. Welchen meint Ihr?

— Ich meine den, mit welchem Ihr immer Geschäfte macht.

— Wie haißt? Ich mache Geschäfte mit gar viele Aaron; ich mache Geschäfte mit dem Aaron Levi, mit dem Aaron Stern, mit dem Aaron Veitel, mit dem Aaron Königstein, mit dem Aaron Danzinger. —

— Ich meine den, mit welchem Ihr öfter nach Wilna oder Grodnow gefahren seid.

— Wie haißt, nach Wilna oder Grodnow gefahren? Bin ich nie gefahren mit einem Aaron nach Wilna, bin ich nie gefahren mit einem Aaron nach Grodnow.

— Aber Ihr seid doch oft mit einem Aaron auf der Straße von Warschau nach Bialistock gefahren und in einer Schenke, nicht weit von Warschau, eingekehrt.

— Das kann gewesen sein der Aaron Levi, das kann aber auch gewesen sein der Aaron Königsberger.

Jaromir gab nun dem Juden die Personalbeschreibung des fraglichen Aaron, wie er sie von der Magd erhalten hatte. Der Jude dachte etwas nach und erwiderte dann:

— Das ist gewest der Königsberger; denn der Aaron Levi ist a großer starker Mann.

— Wißt Ihr, wo er wohnt?

— Er hat gewohnt im Gasthause zum Ochsen. Gestern aber ist er verreist.

— Wohin?

— Gott ist groß, wie soll ich das sagen! Weiß ich, was er

hat für Geschäfte? Heute ist er da, und morgen ist er dort. Er kann gegangen sein nach Krakau, er kann gegangen sein nach Posen, er kann aber auch gegangen sein nach Lublin oder nach Lemberg.

Hier war für Ubryk nichts weiter mehr zu erfahren. Er war froh, wenigstens soviel herausgebracht zu haben, daß er Aaron Königsberger hieß. Es war ihm dadurch die Möglichkeit gegeben, weitere Nachforschungen anzustellen, und vielleicht doch endlich auf eine Spur zu kommen. Er dankte dem Juden und verließ ihn.

Als er über den großen Platz ging, blieb er zufällig vor einem Goldarbeiterladen stehen, und betrachtete die aufgestellten Schmucksachen. Sein Blick fiel auf ein goldenes Kreuz, das mit Edelsteinen verziert war, und er kam auf den Gedanken, es könnte dasselbe sein, von welchem die Magd gesprochen hatte. Die Beschreibung stimmte damit überein. Er trat in den Laden und ließ sich das Kreuz zeigen. Auf der Rückseite waren eine Krone und zwei Buchstaben eingegraben, wovon der letztere derselbe war, wie der Anfangsbuchstabe des Namens des Grafen.

— Woher habt Ihr das Kreuz? fragte er den Juwelier.

— Ich habe es von einem Juden gekauft.

— Wann?

— Vor etwa acht Tagen.

— Kennt Ihr den Juden? Wißt Ihr, wie er heißt?

— Ich sah ihn zum erstenmale.

Jaromir kaufte das Kreuz um zwanzig Ducaten, die Spur aber war verloren.

XVI.

Eine neue Laufbahn.

Jaromir Ubryk wurde von dem geheimen Tribunal mit einigen kleineren Aufträgen betraut, die man ihm in der Absicht gegeben hatte, ihn auf die Probe zu stellen und seine Fähigkeiten zu prüfen. Er führte sie mit Raschheit und Intelligenz aus.

In Folge dessen erhielt er einen neuen, ungleich schwierigeren.

Dieser lautete, er habe mit allen Mitteln dahin zu arbeiten, in die Nähe des russischen Gouverneurs von Polen zu gelangen, sich dessen Vertrauen zu erringen und zu trachten, eine Stelle in seinem Kabinete zu erhalten. Wenn ihm dies gelungen, so habe er von allen Vorgängen dem geheimen Tribunal sogleich Kenntniß zu geben.

Der Sinn dieses Auftrages war kein anderer, als er sollte ein polnischer Spion im russischen Lager sein. Wenn man es genau bedenkt, so war die Ausführung desselben für Ubryk unendlich schwierig. Er sollte sich in Kreise drängen, die jeden Polen von vorneherein mit Mißtrauen betrachteten, und alle Stellen eher mit Russen als mit Eingebornen besetzten. Dann welche Mittel standen ihm zu Gebote, um zu diesem Zwecke zu gelangen? Er hatte wohl, wie wir früher bemerkt, Verwandte und Bekannte unter dem polnischen Adel, allein sie gehörten theils der nationalen Partei an und waren ihm daher nutzlos, oder sie standen in keiner näheren Verbindung mit den Russen und waren ohne Einfluß. Er bedurfte daher, um rasch zum Zwecke zu kommen, einer kräftigen Empfehlung, und diese konnte ihm am leichtesten das geheime Tribunal verschaffen.

In der That erhielt er auch von diesem zwei Briefe. Der eine war von einer einflußreichen polnischen Persönlichkeit direkt an den Gouverneur gerichtet, der zweite lautete an den Beichtvater der Baronin, der Frau des Gouverneurs.

Dieser war aus den Ostseeprovinzen und bekannte sich, sowie seine Frau, gleichfalls eine Kurländerin, zur katholischen Religion. Er selbst huldigte zwar freieren Ansichten in Bezug auf diese, allein seine Frau nahm es damit nur um so genauer. Sowie er seinen neuen Posten angetreten, hatte die Geistlichkeit auch sogleich dies Verhältniß in Erfahrung gebracht und dahin gearbeitet, festen Fuß und Einfluß bei dieser wichtigen Persönlichkeit zu erlangen. Das war am leichtesten durch einen Beichtvater möglich, zwar nicht bei dem Baron, denn dieser wollte von der Beichte nichts wissen, desto leichter aber bei der Baronin. Es würde uns zu weit von unserer Erzählung ablenken, wenn wir alle die Intriguen und Mittel aufdecken wollten, welche bei dieser Gelegenheit in Anwendung gebracht wurden. Genug an dem, sie führten zum Ziele, und die Baronin wählte sich einen Gewissensberather.

Ubryk begab sich mit dem einen Briefe zum Gouverneur. Er fand das Vorzimmer mit Offizieren und Personen angefüllt, die eine

Unterredung wünschten, und mußte lange warten. Endlich wurde er vorgelassen. Der Baron, eine martialische Gestalt, empfing ihn an seinem Schreibtische sitzend und mit verschiedenen Papieren beschäftigt, die er durchblätterte. Er blickte Ubryk kaum an.

— Was wollen Sie? fragte er barsch.

— Ich wollte mir die Freiheit nehmen, Herr Baron, Ihnen dieses Schreiben zu übergeben und mich Ihrer Huld und Gewogenheit zu empfehlen!

— Geben Sie, sprach der Baron, indem er Ubryk mit einem finsteren Blicke maß.

Er öffnete das Schreiben, durchlas es aufmerksam und blickte verschiedene Male wie prüfend auf Ubryk.

— Nehmen Sie Platz, sagte er freundlich zu diesem, indem er sich erhob und ihm selbst einen Stuhl hinrückte. Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie werden mir durch den Fürsten Lubojatzki auf das wärmste empfohlen. Er schreibt mir, Sie seien Ihren Gesinnungen nach ein eifriger Russe und in jeder Beziehung verläßlich. Ihre Verhältnisse, Verluste, die Sie erlitten, zwängen Sie, in den Staatsdienst zu treten und Sie wollten deshalb der Regierung Ihre Dienste anbieten.

Ich nehme dieses Anerbieten mit Vergnügen an und werde Ihrem Wunsche sobald wie möglich entsprechen. Die Regierung Sr. Majestät des Kaisers, welchem Polens Wohl am Herzen liegt und der in seiner väterlichen Gesinnung nur dessen Bestes will, hat mich ausdrücklich beauftragt, bei Besetzung von Stellen hauptsächlich auf Polen Rücksicht zu nehmen und gesinnungstüchtige, verläßliche Männer heranzuziehen. Leider ist der Geist der Renitenz unter Ihren Landsleuten so groß, daß nur Wenige sich entschließen können, diesen Anerbietungen zu folgen, und unter den Wenigen, welche sich gemeldet haben, sind Einige, deren Gesinnung ich allen Grund habe, in Zweifel zu ziehen.

Ubryk versicherte den Baron seiner Loyalität und entwickelte dabei Ansichten, welche für das Ohr des staatsmännischen Generals, der vor ihm saß, äußerst schmeichelhaft waren. Er sagte unter Anderm, Polen sei nie glücklich gewesen, so lange es von schwachen polnischen Königen regiert wurde; das Hauptübel, woran das polnische Volk kranke, sei die Uneinigkeit und Zwietracht gewesen, aus welcher die inneren Kämpfe hervorgingen, die Ursache waren, daß

Polen nach Außen ohne Macht und Ansehen geblieben. Es war bestimmt, unterzugehen. Nur eine feste kräftige Regierung, wie die russische, könnte das Land wieder glücklich machen, nur unter einer solchen könnte es gedeihen. Er begrüße daher die russische Herrschaft mit Begeisterung und wolle ihr aufrichtig seine Dienste widmen.

Man kann Jesuit sein, ohne eine Kutte zu tragen.

— Es freut mich, sprach der Baron mit herablassender Freundlichkeit, — lieber Ubryk, solche Ansichten aus dem Munde eines Polen zu hören. Ich weiß sie zu würdigen, und Sie können überzeugt sein, daß es an mir nicht fehlen soll. Wir haben solche Männer nöthig, wie Sie sind, und werden Sie uns nicht entgehen lassen. Trachten Sie, unter Ihren Landsleuten Gleichgesinnte zu finden und sie gleichfalls an uns anzuschließen. Ich werde sehen, was ich thun kann, kommen Sie morgen wieder.

Der Gouverneur entließ ihn mit allen Zeichen seiner Gewogenheit, reichte ihm die Hand und begleitete ihn bis zur Thüre.

Der Anfang war gut, es schien Alles leichter, als er gedacht, und nach Wunsche gehen zu wollen. Nichtsdestoweniger ging er geradewegs vom Gouverneur zum Beichtvater der Baronin und überreichte auch diesem seinen Empfehlungsbrief. Auch hier wurde er auf das Beste empfangen und der Priester versprach, er wolle ihn, wenn er es wünsche, der Baronin vorstellen, was Ubryk natürlicherweise bejahte.

Diese Vorstellung fand am andern Tage statt; auch die Baronin empfing ihn mit großer Liebenswürdigkeit, unterhielt sich lange mit ihm und versprach ihm ihre Protektion. Als er darauf zum Gouverneur kam, eröffnete ihm dieser, es wäre eben eine Stelle bei der Verwaltung offen, und diese habe er ihm zugedacht. Sie sei zwar nicht von sehr großer Bedeutung, allein für den Anfang solle er sich damit begnügen, er könne auf rasche Beförderung rechnen.

Das war nun allerdings nicht ganz nach Ubryk's Geschmacke. Er konnte zwar auch in der Verwaltung dem geheimen Tribunale und dessen Sache nützlich sein, jedoch lauteten seine Instruktionen bestimmt dahin, zu trachten, in die Umgebung des Gouverneurs selbst zu kommen. Er stellte sich sehr erfreut über diese Gunst und dankte dem Baron für seine Huld. Sowie er aber das Kabinet des Gouverneurs verlassen hatte, ging er sogleich zum Beichtvater der Baronin und erzählte diesem, was vorgefallen. Er wäre zwar dem

Baron äußerst dankbar für die ihm zugedachte Stellung, allein er sei nicht gewiß, ob er dafür geeignet wäre oder nicht. Er hätte nicht gewagt, dem Gouverneur zu widersprechen, aus Furcht, ihn aufzubringen und seine Gunst zu verlieren. Am liebsten wäre ihm gewesen, wenn er hätte in seiner Kanzlei selbst beschäftigt werden können, und bäte ihn nun, zu versuchen, ob es nicht durch die Baronin möglich wäre, das zu erreichen. Der Geistliche fühlte sich geschmeichelt durch den Einfluß, den ihm jener zutraute, und versprach, sogleich zur Baronin zu gehen, was er auch that. Diese nahm sich mit Eifer ihres neuen Schützlings an und wußte ihren Mann dahin zu bestimmen, daß er Ubryk seiner Stellung enthob und ihn zu sich in seine Kanzlei nahm. Er wurde am nächsten Tage schon zu diesem gerufen.

— Ich habe durch meine Frau erfahren, daß Sie vorziehen, in meiner Kanzlei selbst beschäftigt zu sein. Mein Personal ist zwar vollzählig, allein, um Ihnen zu beweisen, welchen Werth ich auf Ihre Dienstleistungen und die Empfehlung des Fürsten lege, so will ich diesem Wunsche gern entsprechen. Sie werden vorderhand nur als Ueberzähliger beschäftigt sein, jedoch bei der ersten Gelegenheit, die sich ergibt, definitiv angestellt werden. Wenn Sie wollen, können Sie gleich morgen beginnen.

Ubryk hatte nun erreicht, was er wollte, und zwar schneller, als er gedacht. Er arbeitete sich mit Entschlossenheit in seinen neuen Beruf hinein und wußte sich bald das Vertrauen des Gouverneurs im vollsten Maße zu erringen. Bald wurden ihm wichtige Arbeiten übertragen, die er ebenfalls zur vollsten Zufriedenheit erledigte, und eines Tages überraschte ihn der Baron dadurch, daß er ihn zu seinem geheimen Sekretär ernannte. Er erhielt ein eigenes Kabinet neben jenem des Gouverneurs und speziell das Referat über die Polizei.

Es ist leicht begreiflich, daß diese neue Stellung eine bedeutende Wirkung auf seine Verhältnisse ausübte. Die fanatischen Polen unter seinen Bekannten zogen sich von ihm zurück und betrachteten ihn als einen Ueberläufer, als einen Verräther, währenddem er im geheimen Tribunal dadurch nur an Ansehen gewann und sein Einfluß wuchs. Er wurde bald einer der Stimmführer, und was er sagte, geschah.

XVII.

Die verführte Verführerin.

Die Gräfin Zolkiewicz hatte die Nacht nach jenem Auftritte schlaflos und in der heftigsten Aufregung zugebracht. Ihre Liebe steigerte sich bis zur Raserei und der Schmerz, die Wuth, sich von dem Gegenstande ihrer Leidenschaft verschmäht zu sehen, erpreßte ihr Thränenströme. Sie verbarg ihr Angesicht in den Kissen, und von Zeit zu Zeit ward ein leises Schluchzen hörbar. Dann richtete sie sich wieder auf, und sprach mit sich selber. Er verschmäht mich, rief sie aus, er weist meine Liebe zurück! Warum? Bin ich nicht jung, bin ich ihm nicht schön genug? Er liebt; wen aber liebt er, eine Andere? Wer kann das sein? Wenn er mich liebte, würde er mich verschmähen?

Dann ballte sie die Faust. Er soll keine andere lieben. Wehe ihr, sie muß fort, oder ich tödte sie!

In solchen abwechselnden Selbstgesprächen und Ausbrüchen ihres Liebeswahnsinnes verbrachte sie den größten Theil der Nacht. Erst gegen Morgen verlangte der ermüdete Körper seine Rechte, der Schlaf senkte sich leise auf ihre Augen, und sie fiel endlich in einen tiefen Schlummer. Doch auch in diesem verfolgte sie das Bild des geliebten Mannes. Sie träumte, er käme an ihr Bett, er überhäufte sie mit Liebkosungen und bedecke sie mit Küssen. Sie umschlang ihn mit ihren Armen, drückte sich an ihn, erwachte plötzlich wieder — im Zimmer war es finster, sie hatte einen Schatten umarmt.

Wer aber glauben könnte, daß Julie jeden weitern Versuch, Rebinsky's Herz zu gewinnen, aufgeben würde, der ist gewaltig im Irrthume. Die schöne Frau erhob sich des andern Morgens mit einem sehr bestimmten Vorsatze. Der Sturm in ihrem Innern hatte sich gelegt, und es war nur der feste Entschluß zurückgeblieben, den Geliebten um jeden Preis und ohne Verzug zu besitzen. Das Mittel, welches sie dabei entschlossen war in Anwendung zu bringen, sah ihr

vollkommen ähnlich, ebenso die Art und Weise, wie sie es anwendete. Den Tag über verließ sie nicht ihr Zimmer. Sie speiste allein, war während der Lehrstunde Elka's nicht anwesend, und sagte ihrer Kammerfrau, sie wäre krank. Der Jesuit ließ sich melden, er wurde aber nicht vorgelassen. Sie hatte die Kraft, ihm den Eintritt bei sich zu verwehren. Während dem er aber der jungen Gräfin Unterricht ertheilte, hüllte sie sich in einen Mantel, und schritt nach dem Zimmer Nebinsky's. Es war nicht geschlossen, sie öffnete und trat ein. Sie besah sich genau die Räumlichkeit, und bemerkte, daß es außer jener Thüre, durch welche sie vom Gange eingetreten war, noch eine andere Doppelthüre und eine kleine Tapetenthüre enthalte. Sie öffnete die Doppelthüre, und fand, daß sie in eine Reihe unbewohnter Gemächer des Seitenflügels führe. Sie schloß dieselbe wieder, und ließ den Schlüssel stecken.

Dann ging sie zur Tapetenthüre, und wollte diese öffnen, sie war jedoch geschlossen und der Schlüssel abgezogen. Sie wollte nun den Schlüssel jener Thüre mit sich nehmen, welche nach dem Gange führte, und der von Innen steckte; als sie ihn aber schon abgezogen hatte, bemerkte sie erst, daß sich an der Thüre noch zwei Riegel befanden, womit dieselbe geschlossen werden konnte. Sie steckte daher den Schlüssel wieder an, und entfernte sich durch die dritte Thüre, hatte aber Bedacht, den Schlüssel abzuziehen, und hinter sich abzusperren. Auch den Schlüssel des Nebenzimmers nahm sie mit. Es muß hier bemerkt werden, daß der Jesuit seit einigen Tagen seine Wohnung verändert hatte. Diese lag, wie wir wissen, in dem rechten Seitenflügel des Schlosses, und war somit nach der Nordwestseite gelegen, sohin auch den Stürmen am meisten ausgesetzt. Da eben jetzt die Unwetter eines nordischen Winters begannen, so beklagte sich Nebinsky beim Verwalter über Kälte, und daß er sich in seinem Zimmer kaum erwärmen könne. Er verlangte von ihm eine andere Wohnung, womöglich in der Nähe der Damen. Diesem Wunsche war von dem gehorsamen Jesuiten Stanislaus augenblicklich entsprochen worden. Er erhielt das Zimmer, welches die Gräfin eben besucht hatte, und welches nur durch zwei Gemächer von dem Schlafzimmer Elkas getrennt war.

Nachdem die Gräfin die letzte Thüre verschlossen hatte, verfügte sie sich wieder in ihre Apartements, ohne von Jemand bemerkt worden zu sein.

Nicht ahnend, welchen Besuch er eben erhalten hatte, ertheilte der Jesuit seinen Unterricht. Diesmal jedoch war er zerstreut, die kleine Elka schien auch wenig Sinn für's Lernen zu haben, und nur Fräulein von Gumpenheim lag fortwährend wie eine schußfertige Kanone in ihrer Fensternische, stets bereit, eine tüchtige Ladung von Bissigkeiten abzufeuern, wozu ihr heute auch wirklich nicht die Gelegenheit mangelte. Sie machte in der That mehrere sehr spitzige Bemerkungen, die aber der Jesuit gegen seine Gewohnheit nicht zu hören schien, sondern gänzlich ignorirte, vielleicht weil seine Gedanken mit andern Gegenständen beschäftigt waren. Später wurde er zum Grafen gerufen, bei dem er den Rest des Tages zubrachte. Abends, nachdem er jenen verlassen, versuchte er noch einmal, sich bei der Gräfin melden zu lassen; auch diesmal ohne Erfolg. Es war ihm nun einerseits unangenehm, daß die Gräfin die Beleidigte spielte, wozu sie auch allen Grund hatte. Dennoch legte er diesem Trotze nicht allzugroßes Gewicht bei, „das ist der erste Groll, der sich in ihr Luft macht, sie wird schon wieder zahm werden.“ An diesem Abende blieb er auf seinem Zimmer, wo er auch allein speiste. Der Schloßverwalter hatte dafür gesorgt, daß er nicht mehr an Kälte litte; in dem gewaltigen Ofen, der eine ganze Ecke des Zimmers einnahm, brannte den ganzen Tag über bis spät in die Nacht ein mächtiges Feuer. Die Temperatur war eine äußerst behagliche; Rebinsky hatte ein vorzügliches Abendmahl zu sich genommen, und dem Weine tüchtiger zugesprochen, als er es zu thun pflegte, wenn er mit den Damen oder mit dem Grafen speiste, was abwechselnd geschah. Er entledigte sich seiner Kleider, zog seinen Schlafrock an, und setzte sich an den Schreibtisch. Er versuchte zu arbeiten, jedoch vergeblich. Er wollte einen Bericht nach Rom aufsetzen, er schrieb das erste Wort; wie er das zweite begann, zerfloßen die Buchstaben und verwandelten sich in das liebliche Köpfchen Elkas. Er lehnte sich zurück, schloß die Augen, und suchte sich des Bildes zu erwehren und seine Gedanken zu sammeln; da zerfloß das Bild abermals, und nahm die üppigen Formen der Gräfin an.

So saß er lange mit seinen Gedanken im Kampfe und in lieblichen Bildern spielend.

— Es geht nicht, sagte er, ich kann nicht arbeiten, und warf die Feder weg. Er stand auf, und ging im Zimmer auf und nieder

Eine Flasche spanischen Weines, die noch ungeöffnet auf dem Tische stand, mußte ihren Inhalt hergeben, er trank sie in raschen Zügen aus.

So war es sehr spät geworden. Er entkleidete sich vollständig und legte sich zu Bette. Wem Liebesgluth im Herzen brennt, der fühlt keine Kälte, das ist eine allbekannte Sache. Wer aber dazu noch hastig zwei Flaschen rothen spanischen Weines trinkt, der glüht.

Das fühlte der Jesuit. Seine Pulse stürmten, und das Blut kochte in seinen Adern wie ein feuriger Strom. Zuerst warf er das Federbett zurück, und als dies nichts half, auch die Decke und die letzte Hülle, die ihn bedeckte.

Das Licht hatte er sich zum Bette gestellt, er hatte ein Buch genommen, und versuchte zu lesen. Aber auch dies gelang ihm nicht. Nach der ersten Seite wurden seine Augen müde, nach der zweiten sank die Hand mit dem Buche hinab, und kurz darauf war er eingeschlafen.

Ungefähr um diese Zeit erhob sich die Gräfin, die sich schon frühe zu Bette begeben und ihre Kammerfrau weggeschickt hatte, von ihrem Lager. Sie warf ein ganz leichtes Unterkleid über, hüllte sich in einen warmen dicken Pelz, und verließ in weichen Pantoffeln geräuschlos ihr Schlafzimmer. Sie schlich durch die matterleuchteten Gänge, öffnete so stille wie möglich die Thüre des Nebenzimmers und horchte. Alles war stille, doch brannte Licht im Zimmer des Jesuiten. Er ist noch auf, sagte sie für sich; soll ich eintreten oder warten bis er zu Bette gegangen? Sie wartete noch eine Weile in horchender Stellung, da sich aber nichts rührte, und es ihr anfing kalt zu werden, so steckte sie den Schlüssel an, öffnete die Thüre und trat ein.

Bei ihrem Erscheinen befand sich Rebinsky in der Stellung, in welcher wir ihn früher beschrieben haben, und schlief.

Die Gräfin schloß sachte die Thüre hinter sich, trat an das Lager des Schlafenden, und betrachtete ihn.

Man kann sich leicht die Wirkung vorstellen, welche dieser Anblick auf das ohnedem von Liebe lodernde Weib hervorbrachte. Lange betrachtete sie ihn, dann ließ sie rasch ihren Pelz sinken, schlang ihre Arme um den Geliebten, und bedeckte ihn mit glühenden Küssen. Dieser hatte eben von ihr geträumt, ihr Bild war ihm lebhaft vor die Seele getreten, und seine Phantasie hatte ihm eine stürmische Liebesscene ausgemalt. Als er sich so plötzlich und unerwartet erweckt fühlte, fuhr er erstaunt in die Höhe, und starrte das ihn umschlingende Weib an. Er wußte nicht, ob er wache oder träume.

— Habe ich Dich endlich, Böser! Jetzt sollst Du mir nicht mehr entrinnen.

— Mein Gott, rief der Jesuit, Gräfin, was beginnen Sie! Lassen Sie mich! Dabei machte er neue Anstrengungen, sich ihr zu entziehen.

— Du willst mir entrinnen, rief sie lachend, versuche es, wenn Du kannst! Und immer fester rankte sie sich um ihn.

Dem Jesuiten war es eigentlich ganz recht, wie es gekommen, es war ihm gar nicht darum zu thun, ihr zu entrinnen, — . — . — . . . . Er wollte wenigstens das Licht verlöschen. Das Dunkel der Nacht ist ja ein so vortrefflicher Schleier; er bedeckt manche schwarze That, und hat schon manches Gewissen zum Schweigen gebracht. Die Gräfin bemerkte seine Absicht, und erfaßte seine Hand.

— Was willst Du thun? rief sie.

— Ich will das Licht verlöschen.

— Wozu? Warum willst Du mir Deinen Anblick entziehen?

— Aber bedenken Sie doch, Gräfin, daß — — —

Das Licht, welches er früher verlöschen wollte, war jetzt ausgebrannt, und erstarb. Auf einmal flackerte es hoch auf, wie alle sterbenden Menschen und verlöschenden Lichter, dann war es — finster.

Der Jesuit bedauerte nun auf's Aeußerste, daß ihm der wundervolle Anblick so plötzlich entzogen worden war, aber es steht zu vermuthen, daß er sich darüber tröstete. — — — —

Es ist sehr ärgerlich, daß sich hier abermals eine nicht unbedeutende Lücke im Originalmanuscripte befindet. Nicht etwa, daß wieder einige Blätter fehlten — nein, unglücklicherweise sind die nächstfolgenden Seiten derart mit Tinte übergossen, die eine ungeschickte Hand entweder absichtlich oder zufällig verschüttet haben mochte, daß es vollkommen unmöglich war, den Sinn der Zeilen zu entziffern. Wir nehmen den Faden der Erzählung dort wieder auf, wo die Tintenkleckse enden.

Es war fast Tag, und im Schlosse begann es sich schon zu regen, als die Gräfin nach ihren Gemächern zurückkehrte.

Rebinski's Stellung im Schlosse wurde nun nach und nach eine so feste und zugleich angenehme, daß es des Einflusses einer ganzen Compagnie Franziskaner bedurft hätte, um ihn aus dem Sattel zu heben. Er war zu gleicher Zeit der Geliebte Elka's und der Gräfin und über den Grafen hatte er einen solchen Einfluß gewonnen, daß

er sich dessen wie eines willenlosen Werkzeuges bedienen konnte. Berichte, die er nach Rom sandte, lauteten äußerst günstig, und es stand zu erwarten, daß er in kurzer Zeit den Zweck seiner Anwesenheit erreicht haben würde. Täglich erwartete er neue Instructionen und den Befehl, den entscheidenden Schritt zu wagen. Nicht ohne Schaudern dachte er daran, und an den Kampf, den es ihm selber kosten würde. Als eine dämonische zerstörende Macht stand er im Schooße einer Familie, durch die Bande der Liebe war er aufs Innigste mit zweien ihrer Glieder verbunden, und gegen diese sollte er zerstörend auftreten. Wenn er dem Zuge seines Herzens hätte folgen wollen, so hätte er gegen diese armen unschuldigen Wesen mit Rücksicht gehandelt, und er war oft auf dem Punkte, seinem Gelübde untreu zu werden; allein hinter ihm stand drohend das Gespenst seines Ordens mit dessen ganzer erschreckenden Macht und Gewalt, und dem zu entrinnen war eine Unmöglichkeit. Wohin er sich auch gewendet haben würde, er würde ihn aufgefunden haben, und furchtbar wäre dann die Rache gewesen.

Er sann auf einen Ausweg, um aus diesem Engpasse herauszukommen; allein er fand keinen. Er entwarf Pläne über Pläne, um seinen Pflichten nachzukommen, und zugleich seine eigenen Wünsche, seine Leidenschaften zu befriedigen, allein keiner wollte ihm genügen. Die Liebe hatte sich mit aller Macht seiner bemächtigt, er fühlte, daß er ohne die Gräfin und ohne Elka nicht mehr leben konnte. So kam er nach und nach zur Ueberzeugung, daß es das Beste sei, nichts zu übereilen, den Dingen ihren Lauf zu lassen, und das zu thun, was jeder vernünftige Mann thut: abzuwarten. Die Zeit brachte ihm vielleicht einen glücklichen Ausweg. Bis dahin wollte er das Leben in vollen Zügen genießen. Und das that er denn auch. Er ließ seiner Leidenschaft vollen Lauf, und leerte den Becher des Vergnügens bis auf die Neige.

Es war keine Kleinigkeit, zwei Liebesverhältnisse unter einem Dache zu gleicher Zeit zu unterhalten, ohne entdeckt zu werden. Seiner Verschlagenheit gelang es auch, alle Welt darüber zu täuschen. Er wußte sich so gut zu verstellen, daß weder die Gräfin von seiner Liebe zu Elka, noch Elka davon etwas ahnte, wie er zur Gräfin stand. Auch vor der Dienerschaft betrug er sich so kalt und zurückhaltend, daß Niemand den wahren Sachverhalt vermuthete. Er beschwor Julien und Elka, sich auf's Aeußerste zu verstellen, damit

ihr süßes Geheimniß nicht verrathen würde, was die beiden Frauen auch mit der ihrem Geschlechte eigenen List auszuführen verstanden. So ging es eine Weile ganz gut. Allein, da auf dieser Welt nichts so fein gesponnen ist, was nicht einmal offenbar würde, so geschah es auch hier. Die Katastrophe sollte nicht ausbleiben.

Wir haben erwähnt, daß sich in dem Zimmer Rebinskys eine Tapetenthüre befand, welche an jenem Abende verschlossen war, als die Gräfin zum Jesuiten kam. Diese Thüre führte nach einem kleinen Kabinete, und von diesem durch eine andere Tapetenthüre in den Alkoven von Elkas Schlafzimmer. Er benützte sie, um nächtlich ungesehen zur jungen Gräfin gelangen zu können. Wenn er mit Julie eine Zusammenkunft verabredete, so mußte er sich immer durch die Gänge des Schlosses nach ihrem Schlafzimmer schleichen, und war der Gefahr ausgesetzt, gehört oder gesehen zu werden. Das fürchtete die Gräfin, und wollte ihn daher veranlassen, ein anderes Zimmer zu beziehen, welches in ihrer unmittelbaren Nähe lag, und ihr die Gelegenheit geboten haben würde, ihn zu jeder Stunde ungestört besuchen zu können.

Rebinsky wich diesem Ansinnen aus. Er hob hervor, daß ein solcher Wechsel und die Nähe seiner Wohnung an jener der Gräfin Verdacht erregen, und zu allerlei Muthmaßungen Anlaß geben könnte. Die Gräfin bestritt das, und bestand auf ihrem Verlangen; aber der Jesuit blieb unerschütterlich. Sie war dadurch verstimmt, fügte sich aber in den Willen des geliebten Mannes. Dennoch war sie durch diese Weigerung mißtrauisch geworden, und ein Verdacht wurde in ihr rege. Sie glaubte nicht, daß der Grund, welchen er angeführt, der einzige sei, obschon sie dessen Richtigkeit anerkannte, und zerbrach sich den Kopf, was die wahre Ursache davon sein möge. So sehr sie aber auch nachdachte, konnte sie doch auf keine Vermuthung kommen. Der Zufall sollte sie auf die Wahrheit führen.

Eines Abends nach dem Souper blieb der Jesuit noch mit der Gräfin allein beisammen. Als der Diener den Tisch abgeräumt und das Zimmer verlassen hatte, warf sie die kalte förmliche Höflichkeit, die sie stets vor Zeugen ihm gegenüber beobachtete, von sich, und wurde ganz das liebende, hingebende Weib. Sie setzte sich auf seinen Schooß, schlang ihren weichen Arm um seinen Hals, lehnte ihre Wange an die seine, und sagte:

Ach, Bogumil, wie bin ich doch so namenlos glücklich! Wo

hätte ich je gedacht, daß in der Tiefe des menschlichen Herzens Empfindungen schliefen, die uns mit solcher Wonne erfüllen können. Wo hätte ich geahnt, als ich gezwungen wurde, den Grafen zu heirathen, daß je noch so schöne herrliche Tage für mich kommen sollten. Das Uebermaß von Seligkeit, welches ich empfinde, kann ich Dir nicht beschreiben, und ich will gerne die Jahre der Einsamkeit, die vielen unglücklichen Stunden, die ich an der Seite eines kranken mürrischen Gatten zu verleben gezwungen war, vergessen. Ich blicke mit einer Zuversicht, mit einer Ruhe in die Zukunft, die durch nichts getrübt wird. Ich bin fest überzeugt, daß ich stets, stets das glücklichste Weib sein werde.

Rebinsky seufzte. Julie drückte mit ihren schwellenden Lippen einen langen innigen Kuß auf seinen Mund, und fuhr fort:

— Du seufzest, Geliebter, warum? Glaubst Du nicht an die Dauer unseres Glückes?

— Doch, erwiederte jener, warum sollte ich nicht daran glauben? Ist es nicht der süßeste Gedanke, in dem Wahne zu leben, das, was man liebt, immer und ungestört zu besitzen.

— Nun, warum seufzest Du dann?

— Weil die Zukunft wie ein geheimnißvolles verschlossenes Buch vor uns liegt, und wir nicht wissen, was es enthalte.

— Was sollte und könnte sie uns bringen, das unser Glück zu vernichten im Stande wäre. Mein Mann ist krank, und geht seiner Auflösung entgegen. Bald kommt der Zeitpunkt, wo er nicht mehr sein wird. Was hindert mich dann, Dein Weib zu werden, und Dir dann für immer anzugehören?

Rebinsky seufzte abermals. Die Gräfin betrachtete ihn fragend und mit besorgter Miene.

— Warum schweigst Du? Du machst mich unruhig. Du scheinst an die Fortdauer unseres Glückes nicht zu glauben.

Rebinsky suchte heiter zu scheinen, strich ihr mit der Hand schmeichelnd durch die Locken, und sagte in unbefangenem Tone:

— Wer wird sich mit solchen Grillen plagen. Ueberlassen wir die Entwickelung der Dinge ihrem Laufe, es wird Alles kommen, wie es muß. Wer wird auf das Leben eines Dritten Hoffnungen bauen. Der Graf, dessen Lebensflamme schon öfter dem Erlöschen nahe war, kann sich wieder erholen. Er kann jahrelang noch dahin siechen, und unseren Wünschen im Wege stehen.

— Jahrelang! — rief die Gräfin entsetzt aus, das wäre schrecklich! Das ist nicht möglich.

— Nicht möglich, sagte der Jesuit, und warum nicht? Es wäre nicht das Erstemal, daß ein Kranker, der auf dem Punkte steht, der Welt für immer Lebewohl zu sagen, die Erwartungen seiner Erben täuschte.

Die Gräfin schwieg. Offenbar kam ihr diese Bemerkung unerwartet, und durchkreuzte ihre Hoffnungen in unangenehmer Weise.

— Nein, nein, rief sie nach einer Pause, das kann nicht sein Der Graf stirbt, er muß sterben, und wo nicht — so will ich lieber mit Dir fliehen.

— Warum fliehen? sprach der Jesuit. Was hast Du an dem gegenwärtigen Zustande auszusetzen? Können wir uns nicht ungestört sehen, wann wir wollen, bist Du nicht so gut, wie mein Weib?

— Wenn Du das sagst, so liebst Du mich nicht, Bogumil, erwiderte die Gräfin heftig. Jetzt bin ich Deine Geliebte, weiter nichts. Wir müssen unsere Liebe verbergen vor den Augen der Welt wie eine Sünde, das mag ich nicht. Ich will Dich offen, vor aller Welt umarmen und küssen können, und sagen, das ist mein Mann.

— Allerdings, ich begreife das. Wenn aber das Ereigniß eben nicht eintritt, dann gibt es kein anderes Mittel, als dasselbe entweder zu beschleunigen oder abzuwarten. Das Erstere wirst Du doch gewiß nicht thun wollen.

Die Gräfin antwortete nichts; sie blieb in ihrer früheren Stellung, ihre glühende Wange gegen die Wange Rebinsky's drückend, und blickte in das Feuer des Kamins.

Der Jesuit hatte absichtlich diese Bemerkung leicht hingeworfen, um sie auf die Probe zu stellen, und ihre Ansichten über diesen Punkt kennen zu lernen. Nach einer Weile fragte ihn die Gräfin:

— Du bleibst doch bei mir?

— Nein, ich will nun gehen.

— Du kommst aber wieder?

— Nicht diese Nacht.

— Warum nicht, Geliebter? sagte die schöne Frau, indem sie ihn zärtlich küßte; liebst Du mich nicht mehr? Sind die Flitterwochen der Liebe schon vorüber? Kannst Du es über das Herz bringen, drei Tage ohne Deine Julie zu sein?

— Mein Herz ist Tag und Nacht bei Dir, süßer Engel; allein ich fühle mich nicht wohl, ich bedarf dringend der Ruhe.

Die Gräfin drang noch lange in ihm, bestürmte ihn mit Bitten, ja wieder zu kommen, er schlug es ihr ab.

— Morgen, sagte er, bin ich Dein, heute aber dringe nicht weiter in mich. Er umarmte seine Geliebte mit Zärtlichkeit, sagte ihr Lebewohl, und ging. Die Gräfin blieb noch lange am Kamine sitzen, und sah in die ersterbende Gluth, dann ging sie auch zu Bette. Allein der Schlaf mied ihre Augen. Es schmerzte sie, daß der Geliebte ihre Bitte nicht erfüllt hatte, und daß er sich unter einem Vorwande entfernte. Es konnte allerdings möglich sein, daß er sich nicht wohl fühle, dennoch aber stiegen leise Zweifel in ihrer Seele auf.

So warf sie sich ruhelos auf ihrem Lager herum, von allerlei Gedanken gequält, und, wenn wir aufrichtig sein wollen, von einem leisen Hauche von Eifersucht. Es war das Erstemal, daß ihr diese vor die Seele trat, zwar blos ganz unbestimmt und verschwommen, aber dennoch als ausgesprochenes Gefühl. Sie wurde sich dessen nicht bewußt, allein es nagte an ihrem Herzen.

Da schlug es Mitternacht. Plötzlich reifte in ihr ein Entschluß, und er ward ebenso schnell ausgeführt, als geboren. Sie sprang rasch aus dem Bette, warf einen weichen Zobelpelz um ihre Schultern, steckte die kleinen Füßchen in warme Pelzpantoffel, und verließ das Zimmer. Lautlos wie ein Schatten glitt sie den Gang entlang, und stand vor der Thüre des Jesuiten. Sie versuchte sie zu öffnen, sie war von Innen verschlossen. Sie trat daher ins Nebenzimmer, zu welchem sie die Schlüssel damals mitgenommen hatte, und gelangte so in das Gemach Rebinskys. Als sie eintrat, blieb sie regungslos stehen. Der Anblick war auch allerdings geeignet, ihr das Blut in den Adern erstarren zu machen. Das Bett war unberührt, das Licht brannte, und die Tapetenthüre, die nach Elkas Schlafzimmer führte, stand offen. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte sie. Ohne zu wissen, was sie that, eilte sie in das Kabinet, und war eben im Begriffe, in das Schlafzimmer Elkas einzudringen, als sie eine Stimme hörte. Sie lauschte. Es war jene Rebinskys, der leise sprach, worauf ihm dann eine andere Stimme, in welcher sie die Elkas erkannte, antwortete.

— Du kannst es mir glauben, holder Engel, daß Du die Erste bist, die je meine Brust mit den süßen Gefühlen der Liebe erfüllt hat.

Ich liebe nur Dich, und werde Dich lieben, bis mein Herz zu schlagen aufhören wird.

— Elender, dachte die Gräfin; doch sprach sie das Wort nicht aus. Der Schreck über die unvermuthete Entdeckung hatte ihr die Zunge gelähmt.

— Und ich, was soll ich dir sagen, geliebter Mann, wie soll ich dir meine Empfindungen beschreiben! Ich kann keine Worte finden dafür, was mich beseelt; ich bin so voll Liebe, daß ich keinen andern Wunsch habe, als zu vergehen, wenn du mich in deine Arme drückst. Ich fühle mich so namenlos glücklich, wenn Du bei mir bist, und doch wieder so schrecklich unglücklich.

— Warum unglücklich, theures Kind?

— Weil ich fürchte, daß ich Dich verlieren werde, daß ich Dir nicht ewig angehören darf. Ich zittere bei dem Gedanken, daß meine Stiefmutter dieses Verhältniß erfahren könnte. Was würde sie dazu sagen? Wird mein Vater je einwilligen, daß ich dein Weib werde?

Der Jesuit sprach hier leise Etwas, was die Gräfin jedoch nicht verstehen konnte; aber das, was er sprach, schien das Kind zu beruhigen. Denn als er aufhörte, ganz leise unter zärtlichen Küssen mit ihr zu sprechen, fuhr sie fort:

— O wie machst Du mich so glücklich! Du willst mir also immer angehören? mich nie, nie verlassen? nie ein anderes Weib lieben, als mich? Versprichst Du mir das?

— Nie! sprach der Jesuit.

Das war der Gräfin zu viel. Ueberwältigt von Eifersucht und Wuth eilte sie zurück, nahm das Licht und stürzte sich wie eine Rasende aus dem Kabinete in Elkas Schlafgemach. Es ist unmöglich, den Schrecken und das Entsetzen zu schildern, welches die beiden Liebenden erfaßte, als plötzlich die nur angelehnte Thüre aufsprang, Licht sich im Zimmer verbreitete, und die Gräfin wie eine Furie hereinstürmte. Das arme Kind war halbtodt, und wußte in der Angst nichts Besseres zu thun, als sich gänzlich unter der Decke zu verbergen, während Rebinsky die Gräfin sprachlos anstarrte. Diese aber vergaß sich so ganz, daß sie alle Rücksichten mit Füßen trat. Sie hielt ihrem ungetreuen Geliebten das Licht hart ins Gesicht, als wollte sie sich überzeugen, ob er es wirklich sei und ob es möglich, daß er einen so scheußlichen Verrath an ihr begehen könne, und rief mit erregter Stimme:

— Was muß ich sehen, Elender, Lügner, Heuchler! Sind das die Schwüre deiner Liebe, deiner Treue und Hingebung? Wagst Du es, mich in den Armen einer Andern zu verrathen?

— Gräfin —

— Kein Wort! unterbrach sie ihn mit Heftigkeit, und ihre Augen funkelten. Willst Du Dich vielleicht noch entschuldigen? Seit dem ein liebend Herz in dem Busen eines Weibes schlägt, ist solcher schändlicher Verrath noch nie geübt worden.

— Theure Julie, erwiederte ihr Rebinsky mit soviel Fassung, als unter solchen Umständen möglich war; theure Julie —

— Julie? Nenne mich nicht mehr mit diesem Namen, Abscheulicher!

— Nun denn, so erlauben Sie mir, daß ich Sie Gräfin nenne, und bitte Sie, mich ausreden zu lassen.

— Wozu? rief die Gräfin. Ich bin nicht gewillt, mich auf's Neue belügen zu lassen, denn was könnte ich anders von einem Manne erwarten, der mich so schändlich betrogen hat. Was ich gesehen habe, ist mehr wie genügend. Wir zwei sind fertig auf immer. Und Du, Elka, rief sie aus, indem sie zornig die Decke zurückriß, daß der Kopf des armen weinenden und zitternden Kindes zum Vorschein kam; wehe Dir! Du hast es gewagt, Dich zwischen mich und meinen Geliebten zu drängen, Du sollst es büssen! Morgen noch will ich mit dem Vater sprechen, Du mußt fort, in ein Kloster.

— Das wollten Sie thun, rief Rebinsky aufgeregt. Wenn Sie das thun, dann werde ich auch mit dem Grafen ein Wort sprechen. Jetzt aber muß ich Sie bitten, dieser Scene ein Ende zu machen, und nicht zu vergessen, daß Sie die Mutter, und dieses hier — auf Elka deutend — die Tochter ist.

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Gräfin hatte sich von ihrer Leidenschaft hinreißen lassen, und ganz vergessen, daß sie sich eigentlich am meisten dabei compromittirte. Statt sich zu begnügen, in dem Kabinete nebenan zu horchen, sich wieder ungesehen zu entfernen, und dann ihren untreuen Geliebten unter vier Augen zur Rede zu stellen, war sie hineingestürmt, und hatte sich vor der Tochter bloßgestellt. Allerdings war sie schuldig, allein war die Mutter nicht noch schuldiger als diese? Sie war Frau, Gattin und jene nur Mädchen.

Betroffen sah ihn die Gräfin an, dann entfernte sie sich rasch, wie sie gekommen.

Als sie fort war, fing das arme Kind heftig zu schluchzen an. Rebinsky suchte sie zu trösten, allein vergebens; sie weinte nur noch stärker. Nachdem sich der Sturm etwas gelegt hatte, brach sie in Klagen aus.

— O ich arme Unglückliche! Was habe ich gethan! Ich habe einen Mann geliebt, der mich schändlich hintergangen, betrogen, der der Geliebte meiner Stiefmutter war. Wehe mir, was wird mit mir geschehen, ich bin verloren! Mein Vater wird Alles erfahren, man wird mich in ein Kloster schicken. O, nur in kein Kloster, eher thue ich mir ein Leides an!

— Beruhige Dich, traute Elka, die Gefahr ist nicht so groß. Höre auf zu weinen, und merke was ich Dir sage. Du hältst mich für untreu, ich bin es wahrlich nicht. Ich habe nur Dich einzig und allein geliebt, ich liebe Dich noch, und werde Dich lieben bis an mein Ende.

— Aber die Mutter —

— Die Gräfin verfolgte mich mit Liebesanträgen, denen ich kaum aus Klugheitsrücksichten zu widerstehen vermochte. Hätte ich es gethan, ihre Liebe würde sich in Haß verwandelt haben, sie hätte mich verfolgt, vielleicht aus dem Schlosse gebracht, und wir hätten uns trennen müssen. Darum gab ich nach, und ließ sie glauben, ich erwidere ihre Leidenschaft, währenddem ich in der That nur Dich allein liebe.

— Ist das wahr?

— Die volle Wahrheit, meine herzige Elka!

— Ach, wie bin ich froh, seufzte diese, daß Du mir diesen Zweifel genommen hast. Wenn Du mich nur liebst, dann ist Alles gut. Dennoch aber zittere ich, daß man uns trennen wird.

— Sei unbesorgt, lieber Engel, man wird uns nicht trennen. Mama wird sich hüten, Deinem Vater etwas davon zu sagen, da sie selber schuldig ist. Ich werde morgen, wenn sie ihre Heftigkeit ausgetobt haben wird, mit ihr sprechen, und es wird Alles recht werden. Du bleibst meine kleine Freundin, und damit ist Alles gut.

— Ich glaube nicht, sagte das Mädchen kleinlaut, daß sich Mama so schnell beruhigen wird; sie wird mich hassen, und ich fürchte mich vor ihr. Wir wollen lieber fliehen.

— Fliehen? rief Rebinsky überrascht. Wo denkst Du hin? Das ist das letzte Mittel, zu dem wir noch immer greifen können, wenn es Zeit ist. Vorderhand wollen wir bleiben, wo wir sind, und glücklich sein.

Nach und nach gelang es ihm wirkich, das Mädchen etwas zu beruhigen, dann entfernte er sich.

In seinem Zimmer angekommen, ging er lange mit sich selbst redend auf und nieder. Wenn er auch Elka beruhigte und selbst Ruhe geheuchelt hatte, so war ihm doch nicht ganz geheuer zu Muthe. Es war zwar nicht wahrscheinlich, daß die Gräfin offene Schritte gegen ihn machen würde, allein wer kennt die Entschlüsse eines getäuschten betrogenen Weibes; sie sind unberechenbar, sie selbst aber zu Allem fähig. Es schien ihm selbst nicht glaublich, daß sie Elka es je vergeben werde, ihre Nebenbuhlerin gewesen zu sein. Dieses Verbrechen darf im Codex der Liebe niemals auf Verzeihung hoffen. Sie konnte sich vielleicht von ihm wieder überreden lassen, vielleicht aber auch unversöhnlich hassen. Was sollte er thun? Sollte er gleich versuchen, sie zu besänftigen, sollte er warten bis morgen? Er schwankte lange, und entschied sich für's Erstere. Er ging nach dem Zimmer der Gräfin, fand aber ihre Thüre verschlossen, und auf wiederholtes Klopfen wurde nicht geöffnet.

Am andern Morgen ließ er sich sehr zeitlich bei ihr melden. Er erhielt zur Antwort: sie sei krank, und könne Niemand empfangen. Er schrieb ihr nun ein paar Zeilen. In wenig Worten sagte er: Da Du mich nicht empfangen willst, so muß ich schriftlich Abschied von Dir nehmen. Ich muß darauf verzichten, mich vor Dir zu rechtfertigen, denn was ich zu sagen hätte, kann nur mündlich geschehen, dem Papiere darf ich so etwas nie anvertrauen. Lebe wohl, theure Julie! Auf ewig Dein Bogumil.

Die Gräfin empfing dieses Schreiben mit Schrecken. Er will fort, rief sie aus, ich soll ihn nicht mehr sehen! Er hat mich zwar schändlich betrogen, ich will hören, was er zu seiner Rechtfertigung vorbringt. Vielleicht kann ich ihm verzeihen, vielleicht darf ich ihn wieder lieben.

So schwer auch die Kränkung war, die sie erfahren hatte, so war doch ihre Liebe zu dem Manne zu heftig, als daß sie nicht mit Vergnügen die Hand zur Versöhnung geboten hätte. Vielleicht trug auch ihre sinnliche Natur dazu bei, sie milder zu stimmen. Es gab

keine Möglichkeit, den Geliebten durch einen anderen zu ersetzen, und sie lenkte ein. Rebinsky wurde augenblicklich vorgelassen. Der Empfang war, wie sich von selbst versteht, ein sehr kalter, frostiger. Die Gräfin würdigte ihn keines Blickes; sie stand am Fenster, und drehte ihm den Rücken.

— Sie haben mich um eine Unterredung bitten lassen, sprach sie mit Förmlichkeit und gezwungener Fassung. Ich war eigentlich entschlossen, Sie nie wieder zu sehen, aber damit Sie nicht sagen könnten, ich habe Ihnen keine Gelegenheit geboten, sich zu vertheidigen, Sie hätten ohne Rechtfertigung das Schloß verlassen müssen, so will ich Ihrem Wunsche nachkommen. Reden Sie, aber machen Sie es kurz.

Ueber das Gesicht des Jesuiten flog ein triumphirendes Lächeln. Er dachte sich, reich Du dem Teufel den kleinen Finger, so hat er auch die ganze Hand. Dann nahm sein Gesicht wieder den leidenden, schmerzvollen Ausdruck an, mit dem er eingetreten war.

— Theure Gräfin, sagte er, das Ereigniß, welches heute Nacht stattgefunden hat, ist sowohl für Sie, als auch für mich höchst unerwartet gekommen.

— Sehr unerwartet! Wenigstens für Sie, Herr Rebinsky, das kann ich mir denken.

— Allein wenn ich ganz offen zu Ihnen sprechen soll, so bin ich froh darüber.

Was? rief die Gräfin, sich rasch umwendend und den Jesuiten betrachtend, Sie sind froh?

— Gewiß.

— Darf ich Sie ersuchen, mir dieses Räthsel zu erklären!

— Sehr gerne. Nur muß ich Sie bitten, mich ruhig anzuhören und mich nicht zu unterbrechen. Ich bin froh, daß Sie die Entdeckung meines Verhältnisses zu Elka gemacht haben, obschon ich bedaure, daß es auf diese Weise geschehen ist. Ich wollte Ihnen schon lange dieses Geheimniß entdecken, allein ich wußte nicht, wie ich es beginnen sollte, und nicht, wie Sie es aufnehmen würden. Sie glaubten wahrgenommen zu haben, daß sich die Liebe meines Herzens bemächtigt hätte, daß ich zerstreut und bekümmert aussehe. Thaten Sie das?

— Ja.

— Sie hatten Recht. Sie drangen in mich, Ihnen den Gegen-

stand meiner Liebe zu nennen, Sie riethen und verfehlten das Ziel. Sie nannten alle Frauen im Schlosse, nur an Elka dachten Sie nicht. Ist dem so?

Die Gräfin wurde roth und sagte mit bereits milderer Stimme: Ja.

— Sie erinnern sich ferner, was weiter zwischen uns vorgefallen, wie ich Ihnen und Ihren Liebesanträgen erwiederte: ich darf nicht! Sie erinnern sich ferner, daß eine schöne junge Dame, eines der schönsten lebenden Weiber, eines Nachts unerwartet in mein Zimmer trat, wie ich erwachte, und was damals geschah.

Die Gräfin schlug die Augen nieder und antwortete nichts.

— Sie wissen, wie jene Dame sich mit Gewalt meines Herzens und meiner Person bemächtigte. Können Sie nun, die Hand aufs Herz! mir ein Verbrechen daraus machen, und können Sie mich deßhalb einen Elenden, einen Treulosen nennen, wenn das Mächen, die früher als Sie Rechte auf mich hatte, fortfährt mich zu fesseln? Sollte ich jene verstossen, die mir nichts gethan, blos einer andern zu Liebe?

Die Gräfin schwieg, der Jesuit aber trat auf sie zu und fuhr mit bewegter Stimme fort:

— Julie, können Sie mir das wirklich zum Verbrechen anrechnen, können Sie mir deßhalb wirklich zürnen?

— Sie haben Recht, erwiederte die Gräfin in milderer Weise, es war thöricht von mir, ich habe sehr unklug gehandelt. Ich ließ mich von der Leidenschaft hinreißen, und wie Sie mir die Sache jetzt vorstellen, so konnte ich auf Ihr Herz gar keinen Anspruch machen. Dennoch muß ich Ihnen zürnen. Was haben Sie gethan! Sie haben die unschuldige Seele eines Mädchens verdorben, Sie haben ein Kind verführt!

— Elka ist kein Kind mehr. Ein Wesen, das so lieben kann, ist reif.

— Aber Sie haben sie doch verführt!

— Ist das ein größeres Verbrechen, ein junges Mädchen zu verführen, als von einem verheiratheten Weibe verführt zu werden?

Die Gräfin fühlte das Treffende dieser Bemerkung, sie fühlte sich geschlagen. Die Gegenwart des Geliebten, der milde weiche Klang seiner Stimme, und das Bezaubernde, das in seiner Rede lag, entwaffnete sie vollständig, und es blieb nur das liebende Weib zurück. Sie brach in Thränen aus. Rebinsky zog sie an sich und küßte sie.

— Willst Du wirklich fort? fragte sie ihn.

— Wenn Du mir wieder gut sein kannst, so will ich bleiben.

— Bleibe, rief sie, ihn mit Heftigkeit umarmend, es ist nichts vorgefallen. Alles ist vergessen.

Nach einer Pause fuhr sie fort.

— Ich kann von Dir nicht fordern, daß Du Elka und mich aufgebest, und ich will zufrieden sein, wenn Du mir die Hälfte Deines Herzens und Deiner Liebe schenkst. Du sollst Elkas Freund bleiben, aber auch nicht aufhören, der meine zu sein, und um Dir zu beweisen, daß ich großherzig und edel zu handeln im Stande bin, so soll Elka von nun an meine Freundin und Vertraute sein. Wir wollen uns gegenseitig unsere geheimsten Gedanken und Gefühle anvertrauen, Dich lieben, wenn Du bei uns bist, und von Dir sprechen, wenn Du es nicht bist. Elka soll von heute an mein Zimmer und mein Bett mit mir theilen. Ist es Dir so recht?

Rebinsky sagte natürlich Ja. Er war zufrieden, daß sich das aufsteigende Gewitter ohne zerstörende Entladung wieder verzogen hatte, aber so ganz recht war ihm diese Lösung denn doch nicht. Es kam ihm höchst wunderlich vor, daß er künftig zwei Geliebte haben sollte, die gegenseitig um ihre Liebe wußten, und die er nie allein, sondern nur in Gesellschaft sehen konnte.

Ohne seine Antwort abzuwarten, läutete die Gräfin und befahl ihrer Kammerfrau die junge Gräfin Elka auf der Stelle zu rufen. Nach wenigen Minuten schon öffnete sich langsam die Thüre, und das junge Mädchen trat zögernd ein. Sie war überaus blaß, und hatte rothverweinte Augen, sah aber bezaubernd aus. Selbst Jullen war sie nie so schön vorgekommen. An der Thüre blieb sie stehen, und warf einen fragenden Blick auf die Gräfin und den Jesuiten, als wollte sie in ihren Zügen lesen, was vorgefallen, und welches Schicksal ihr bevorstand. Die Gräfin ließ sie nicht lange in Zweifel. Sie ging ihr schnell entgegen, küßte sie und sagte dann:

— Komme, liebe Elka, habe keine Furcht und vergiß, was vorgefallen. Du sollst fortan meine Freundin sein. Dafür aber mußt Du mir die Hälfte Deines Geliebten abtreten. Willst Du?

Elka wollte nun zwar nicht, der Gedanke war ihr schrecklich, ihren Geliebten mit einem andern Weibe theilen zu müssen, dennoch aber fühlte sie sich von einer furchtbaren Last befreit; sie wäre jede Bedingung eingegangen, die man ihr vorgeschlagen hätte, um nur

ihren Geliebten nicht verlieren zu müssen. Sie warf sich heftig schluchzend an die Brust ihrer Stiefmutter, und war unfähig ein Wort zu erwidern.

Bei Tische waren die drei Schauspieler dieses nächtlichen Dramas ungemein aufgeräumt, ja ausgelassen lustig zum größten Entsetzen des Fräuleins von Gumpenheim, deren Nasenspitze durch bissige Gedanken und Gefühle fortwährend in vibrirende Bewegung versetzt wurde. In Gegenwart der Gräfin aber wagte sie nicht loszudrücken. Noch mehr aber war diese ältliche Jungfrau erstaunt, als ihr Elka mittheilte, sie werde nun künftig mit Mama dasselbe Zimmer bewohnen, und also auch wirklich im Laufe des Nachmittags schon ein Bett neben jenem der Gräfin aufgeschlagen wurde. Auch Vorhänge von schwerem Seidendamast wurden um die beiden Bette argebracht; wir wollen sie zugezogen lassen und uns nicht darum bekümmern, was dahinter vorging.

XVIII.

Ein geheimnißvoller Besuch.

Mehrere Monate waren so herumgegangen, während welcher Zeit sich Rebinsky sehr behaglich fühlte, wie sich leicht denken läßt. Er genoß das Leben in vollen Zügen, und gab sich den Freuden der Tafel und der Liebe in stiller Resignation hin. Seine Existenz schien ihm so angenehm, daß er gar keinen Grund sah, warum er eine Änderung herbeiführen sollte. Der Zweck seiner Anwesenheit war ihm nach und nach gänzlich aus den Augen gekommen, und er vergaß, welchen Auftrag er zu erfüllen hatte. Seine Berichte nach Rom wurden immer kürzer und lakonischer, und endlich schrieb er gar nichts mehr, was in jener Stadt übel vermerkt wurde, und zu allerlei Vermuthungen Anlaß gab.

Einmal war er aus dieser sybaritischen Ruhe auf eine unangenehme Weise aufgeschreckt worden. Sowohl die Gräfin als Elka machten ihm ungefähr zur selben Zeit die erfreuliche oder niederschlagende Mittheilung, daß sie sich beide — Mutter fühlten. Das war nun allerdings eine fatale Geschichte. Er konnte wohl sein sorgloses Leben noch eine Weile fortsetzen, aber nur während eines sehr beschränkten Zeitraumes; er mußte nun daran denken, zu handeln, bevor die Spuren seines verbrecherischen Umganges sichtbar würden und zu Tage kämen.

Er befand sich in einer sehr unangenehmen Lage. Die Gesundheit des Grafen hatte sich wieder etwas gebessert, die Anfälle waren nicht wiedergekommen, und die Aerzte fingen an zu glauben, wenn er den Winter überstünde, so wäre Hoffnung vorhanden, daß die Katastrophe seines Todes selbst noch einige Jahre hinausgeschoben werden könne. Das konnte und durfte Rebinsky nicht zugeben. Der Zustand der Gräfin nnd Elka's ließen sich am Ende dem Grafen nicht verheimlichen, lebte er, so mußte er unfehlbar davon Kenntniß erhalten, und was war dann die Folge?

Aber auch anderseits war der Jesuit in Zweifel mit sich selbst gerathen. Er fragte sich, warum er denn eigentlich das große Vermögen des Grafen seinem Orden in die Hand spielen, warum er nicht trachten solle, es sich selber zu erobern. Manche schlaflose Nacht brachte er in solchen Zweifeln zu, und kam dabei auf allerlei Gedanken. Er hatte alle Mittel in Händen, das Vermögen sich selbst anzueignen, die Mutter wie die Tochter waren ja sein, seine willenlosen Werkzeuge. Man wird nun zwar einwenden, daß er hätte keine von beiden heirathen können; dem antworten wir, daß der Jesuit auch diese Frage sorgsam in Betrachtung gezogen, und reiflich überlegt hatte. Als Jesuit hatte er ein sehr weites Gewissen, und wie der Egoismus sich zu regen anfing, kam es ihm gar nicht darauf an, die Religion wie einen Rock zu wechseln. Als Priester, sagte er sich, ist mir die Ehe verschlossen; wer hindert mich aber, den Orden und mit ihm die katholische Religion über Bord zu werfen und Protestant zu werden? Freilich setze ich mich dadurch einer großen Gefahr aus; die Jesuiten werden mich verfolgen und sich an mir zu rächen suchen. Nein, sagte er dann wieder, das geht denn doch nicht, ich muß auf andere Mittel sinnen.

Die Gräfin und Elka hatten sich in das neue gemeinschaftliche Verhältniß anfänglich sehr gut hinein gefunden. Einige kleine Eifersuchtsscenen abgerechnet, kamen beide ganz gut mit einander aus. Der Jesuit setzte seine Besuche im Schlafzimmer der Gräfin fort; wenn alles im Schlosse schlief, herrschte dort die größte Heiterkeit, man trank und lachte, und feierte dort wahre Bachanalien und Orgien.

Die Gefügigkeit, mit welcher sich die Gräfin in dieses neue Verhältniß fand, war jedoch nur eine scheinbare. Sie hatte Elka nur darum zu sich genommen, um sie jeden Augenblick überwachen zu können. Sie hatte sie früher nicht geliebt, jetzt haßte sie dieselbe, hütete sich jedoch, von diesem Hasse etwas merken zu lassen. Den Jesuiten liebte sie leidenschaftlich, und hatte nur einen Gedanken, den, ihn allein zu besitzen. Auch sie baute ihre Luftschlösser und schmiedete Pläne, ihren Zweck zu erreichen, und dieses Doppelverhältniß zu lösen. In der That war dieses auch ein höchst unnatürliches, und konnte auf die Dauer keinen Bestand haben. Der Charakter der Gräfin war ein viel zu heftiger, unbändiger, als daß sie mit einer Nebenbuhlerin lange hätte auskommen können. Es stand zu erwarten

daß sie sich derselben entledigen würde, wir werden in der Folge sehen, wie sie es anfing.

Eines Tages saß Rebinsky mit der Gräfin und Elka nach Tische beisammen, und plauderte, als ein Schlitten in den Hof fuhr. Nicht lange nachher wurde Rebinsky hinausgerufen, es sei ein Herr da, der ihn zu sprechen wünsche.

— Ein Herr, der mich zu sprechen wünscht? Wer mag das sein?

Er eilte nach seinem Zimmer, wo der Fremde ihn erwartete. Er fand diesen, einen hochgewachsenen älteren Mann mit grauen Haaren und feinen, blassen Gesichtszügen, ruhig, den Hut auf dem Kopfe, in der Mitte des Zimmers auf einem Stuhle sitzen. Rebinsky grüßte ihn und fragte, mit wem er die Ehre habe, zu sprechen, und was er von ihm wünsche. Jener fixirte ihn mit stechendem Blicke und fragte ihn dann statt aller Antwort, ohne seinen Hut abzunehmen:

— Heißen Sie Rebinsky?

— Zu dienen.

— Pater Rebinsky? —

— Ja.

— Kennen Sie das? fragte der Fremde weiter, indem er ein goldenes Kreuz aus der Brusttasche zog und es Rebinsky zeigte.

Dieser verneigte sich ehrfurchtsvoll, und blieb in unterwürfiger Stellung vor dem Fremden stehen. Hierauf nahm dieser ein Schreiben, und überreichte es dem Jesuiten.

— Lesen Sie das, sagte er.

Der Jesuit erbrach das Siegel, und las das Schreiben, wobei er erbleichte.

— Sind wir ungestört?

— Niemand kann uns hören.

— Wer wohnt in den Zimmern nebenan?

— Sie sind unbewohnt.

— Schließen Sie die Thüre ab.

Der Fremde blieb lange mit dem Jesuiten eingeschlossen. Sie sprachen beide sehr leise, nur erhob sich manchmal die Stimme des Fremden etwas mehr, und nahm einen strengen, gebieterischen Ton an. Was sie da verhandelten, ist nie bekannt geworden. Es muß aber sehr ernster Natur gewesen sein, denn als sie aus dem Zimmer traten, und jener sich anschickte, den Wagen zu besteigen, sah der

Jesuit sehr bleich und bekümmert aus. Er begleitete ihn bis an das Fuhrwerk, half ihm einsteigen, und behandelte ihn mit dem höchsten Respekte.

— Merken Sie sich, was ich Ihnen gesagt habe, und bedenken Sie, was davon abhängt, sagte er, warf noch einen prüfenden Blick nach dem Schlosse, nickte kaum merklich dem mit entblößtem Haupte am Wagenschlage stehenden Rebinsky zu, und fuhr dann weg.

Diese letzte Scene fand im Hofe vor der großen Treppe statt. Die Gräfin hatte sie von ihrem Fenster aus beobachtet, und war sehr neugierig, zu erfahren, wer der Mann gewesen sein konnte, den Rebinsky, sonst so stolz, so achtungsvoll und demüthig behandelte. Sie konnte nicht erwarten, bis er kam. Allein es dauerte sehr lange, eine Stunde nach der andern verging, Rebinsky ließ sich nicht blicken. Sie sandte nach ihm, aber der Diener kehrte zurück, und meldete, die Thüre sei verschlossen, und er erhalte keine Antwort.

— Er wird beim Grafen sein, dachte sie, und ging in das Kabinet des Kranken. Dieser war jedoch allein. Da ihr der Moment günstig, und der Graf in weicher, zugänglicher Stimmung zu sein schien, so wollte sie den Umstand benützen, um einen vernichtenden Schlag gegen ihre Nebenbuhlerin zu führen, und sie ein für allemal aus dem Wege zu räumen. Mit zärtlicher Freundlichkeit nahte sie sich ihrem Gemahle, drückte ihm einen Kuß auf die Stirne und fragte ihn, wie er sich fühle. Der Graf versicherte sie, daß er mit seinem Befinden besser zufrieden sei, als die vergangenen Tage, namentlich leichter zu athmen und sich zu bewegen vermöge.

— Du bist eine gar seltene Erscheinung in meinem Krankenzimmer, liebe Julie, sagte er mit weicher Stimme, jedoch nicht in vorwurfsvollem Tone, indem er die Hand seiner Gemahlin erfaßte. Diese zog einen Stuhl heran, und setzte sich zu ihrem Gatten.

— Eine seltene Erscheinung sagst Du? Komme ich nicht alle Tage mehrmals Dich zu besuchen?

— Das war wohl früher wahr; allein seit einiger Zeit kommst Du nicht mehr so häufig, mich zu sehen.

— Das hatte darin seinen Grund, daß ich selbst unwohl und leidend war, und manchen Tag im Bette zubringen mußte. Die letzten drei Tage habe ich mein Zimmer gar nicht verlassen. Dann, so oft ich zu Dir kam, traf ich Deinen Secretär bei Dir,

mit dem Du Dich den größten Theil des Tages einschließt, und der Deine ganze Gunst erlangt zu haben scheint.

— Er ist allerdings ein ganz vorzüglicher, hochbegabter Mensch und ich bin ihm sehr gewogen. Er besitzt gründliches Wissen, seltene Bildung, und hat großartige freie Ansichten über Welt und Menschen, er ist mit einem Worte ein Philosoph. Er liest mir vor, wir führen philosophische Gespräche, und ich kann stundenlang seinen Worten lauschen, ohne ermüdet zu werden.

— Das merkte ich wohl, sagte die Gräfin; denn seit er hier ist, hast Du Dich wenig mehr um mich bekümmert, und ich konnte mich glücklich schätzen, wenn ich Dich einmal allein traf.

— Nicht doch, Schätzchen, das mußt Du nicht so nehmen. Setze Dich in die Lage eines armen Kranken, der nicht im Stande ist, sein Zimmer zu verlassen, und Du wirst begreifen, wie sehr ich erfreut sein muß, einen Mann gefunden zu haben, der mich nicht blos zerstreut, sondern auch mich tröstet.

— Was er beides jedenfalls besser versteht, wie eine Gemahlin, sagte die Gräfin mit leicht ironischem Lächeln. Es ist auch ein großes Wunder, daß ich Dich jetzt allein finde. Wo ist Rebinsky?

— Ich weiß nicht, erwiderte der Graf, er ist den ganzen Nachmittag nicht hier gewesen. Ist er vielleicht unwohl?

— Das glaube ich nicht; soviel ich weiß, hat er Besuch gehabt. Da Du aber allein bist, so will ich die Gelegenheit benützen, um Verschiedenes mit Dir zu besprechen.

— Sprich, liebe Julie.

— Was ich Dir zu sagen habe, betrifft Deine Tochter Elka. Das Mädchen reift rasch zur Jungfrau heran — hier flog ein spöttisches Lächeln um ihre Mundwinkel, — sie entwickelt sich zusehends, und ich glaube, es wäre passend, wenn dafür gesorgt würde, daß sie eine ihrem Stande angemessene Ausbildung empfinge.

— Sie hat ja Fräulein von Gumpenheim zu Gouvernante und Rebinsky zum Lehrer. Ich glaube, daß beide zu ihrer Ausbildung genügend sind.

Die Gräfin zuckte die Achseln und erwiderte:

— Fräulein von Gumpenheim ist eine alte pedantische Person, deren Bildung nicht weit her ist. Sie hat nur höchst oberflächliche Kenntnisse, und ihre Manieren sind ziemlich alterthümlich.

Ich überzeuge mich von Tag zu Tag mehr, daß sie für Elka

nicht taugt; das Kind ist zu lebhaft für sie, und ihr geistig weit überlegen. Ich bin der Ansicht, es würde am besten sein, wenn wir sie nach der Hauptstadt in eine Pension brächten.

Der Graf dachte etwas nach, und erwiderte dann:

— Das Mädchen ist mir sehr zugethan, ich bin an sie gewöhnt. Es würde mir doch schwer fallen, mich von ihr zu trennen.

Das „doch“ betonte er, wahrscheinlich in Beziehung auf die Zweifel, die er wegen ihrer Vaterschaft hegte.

— Wenn auch Fräulein von Gumpenheim, fuhr er fort, zu ihrer Ausbildung nicht genüget, so ist doch Rebinsky der Mann, der ihr Alles zu lehren im Stande ist, was sie braucht:

— Und noch etwas mehr, antwortete die Gräfin.

— Wie so? fragte der Graf, aufmerksam werdend.

— Das eben ist es, wovon ich mit Dir sprechen wollte. Ich habe Bemerkungen gemacht, die mich sehr beunruhigen. Seitdem Rebinsky sie unterrichtet, ist das Kind ganz verändert.

Der Graf horchte erstaunt auf.

— Es will mir scheinen, ja ich bin dessen fast gewiß, daß der Lehrer auf das Herz der Schülerin einen lebhaften Eindruck gemacht hat, und eine Neigung zu ihm im Entstehen begriffen ist.

— Nicht möglich, rief der Graf.

— Es ist, wie ich Dir sage, und ich finde das ganz erklärlich. Das Kind hat ein heftiges empfängliches Gemüth; es ist in einem Alter, wo das Herz mit lebhafteren Schlägen pulsirt, wo das kleinste Samenkorn der Liebe den fruchtbarsten Boden findet.

— Das ist ja schändlich, daß Rebinsky es wagt, sich der Tochter seines Herrn gegenüber zu vergessen!

— Das thut er nicht, rief die Gräfin; da muß ich ihn in Schutz nehmen. Er hat bis jetzt mit keinem Worte, mit keinem Blicke die Grenzen der Achtung überschritten, die er dem Mädchen schuldig ist; ja ich glaube, daß er von ihrer erwachenden Neigung keine Ahnung hat.

— Das freut mich von ihm zu hören. Was ist aber in dem Falle zu thun? Der Unterricht muß augenblicklich unterbrochen werden.

— Damit ist nichts geholfen. So lange Elka oder Rebinsky hier im Schlosse sind, würde die Neigung doch immer neue Nahrung erhalten. Wir müssen entweder diesen oder das Mädchen entfernen.

Da aber Dein Secretär Dir unentbehrlich geworden ist, so wird es am besten sein, wie ich gesagt, Elka nach Warschau zu schicken, und zwar sobald wie möglich.

— Du hast Recht; allein wohin mit ihr?

— Dafür habe ich bereits Rath geschafft. In der Ueberzeugung, daß Du meiner Ansicht beipflichten wirst, habe ich schon vor einigen Tagen an meine Tante, die Gräfin Czernewska, geschrieben, sie gefragt, ob sie das Mädchen zu sich nehmen wolle, oder einen passenden Platz für sie in Warschau ausmitteln könne. Ich erwarte stündlich Antwort.

— Du bist eine kluge Frau und ich billige Dein Verfahren vollkommen. Es soll geschehen, wie Du sagst.

— Ich glaube jedoch, es dürfte gut sein, weder Rebinsky noch Elka etwas von unserem Vorhaben merken zu lassen. Wenn die Tante, wie ich nicht zweifle, auf meinen Vorschlag eingeht, so wird sie zu uns auf Besuch kommen, und dann mich und Elka zu sich einladen. Ich für meine Person werde ablehnen und vorgeben, daß ich wegen Deiner Krankheit Dich nicht verlassen könnte. Elka mag sie dann allein begleiten, natürlich nur auf wenige Tage. Aus Tagen werden dann Wochen und Monate, währenddem hat sie ihn dann vergessen.

— Sehr gut, meinte der Graf, ich lasse Dir hierin vollkommen freie Hand. Ich werde weder gegen Elka, noch meinen Secretär etwas davon erwähnen.

Das Gespräch war eben zu Ende, als der Jesuit kam. Er entschuldigte sich bei dem Grafen, im Laufe des Nachmittags nicht gekommen zu sein; er hätte einen unerwarteten Besuch erhalten und fühle sich zudem unwohl. Er hätte dringend der Ruhe bedürft.

Wirklich schien das auch der Fall zu sein, denn er war bleich und auffallend zerstreut. Die Gräfin verließ das Kabinet und ließ ihn allein mit dem Grafen zurück. Er blieb mit ihm zusammen, bis er zum Nachtessen gerufen wurde. Die Gräfin war allein im Speisesaale als er eintrat, Elka und die Gouvernante noch nicht zugegen.

— Du hast heute Besuch gehabt? fragte die Gräfin neugierig.

— Ja.

— Das ist ja ein höchst seltsames Ereigniß.

— Was ist da Seltsames daran, sagte Rebinsky mit erzwungener Gleichgiltigkeit; soll mich Niemand besuchen?

— Das will ich nicht sagen; allein ich wußte nicht, daß Du überhaupt hier Bekannte hättest. Du erzähltest mir ja, Du hättest Dein Vaterland in frühester Jugend verlassen.

— Ich habe allerdings noch einige Verwandte, und es leben Personen, die mit meinen Eltern bekannt und befreundet waren.

— Wer war denn der Mann, der Dich heute ¡besuchte? Du mußt mir diese Frage verzeihen, allein wir Frauen sind alle so neugierig und möchten gerne Alles wissen, fuhr sie schmeichelnd fort.

Rebinsky antwortete nicht gleich, sondern warf ihr einen fragenden Blick zu.

— Nun, Schatz, sagte sie, willst Du mir antworten? Wer war der Mann? Er muß eine hohe Stellung einnehmen.

— Wie so?

— Weil Du ihn mit solcher Ehrerbietung behandeltest, sagte die Gräfin lachend.

— Hast Du ihn denn gesehen?

— Ei freilich; ich stand an meinem Fenster, als Du ihn an den Schlitten begleitetest, und gar merkwürdig höflich mit ihm thatest.

Der Jesuit runzelte die Stirne, und ein Schatten flog über sein Antlitz.

— Ach ja, sagte er, — es war ein Freund meines verstorbenen Vaters.

Die Gräfin bestürmte ihn nun mit allerlei Fragen, wie er heiße, wer er wäre, warum er gekommen, und warum Rebinsky ihn ihr nicht vorgestellt habe. Er antwortete ihr ausweichend und sie verlangte, wenn er wiederum käme, ihn kennen zu lernen, was denn Rebinsky auch mit jesuitischem Vorbehalte versprach. Hierauf kam Elka mit ihrer Gouvernante, man setzte sich zu Tische und sprach von andern Dingen.

Noch während der Abendmahlzeit wurde das Schellengeklingel eines Schlittens hörbar, der gleich darauf am Schlosse hielt, und die Tante der Gräfin brachte, die auch sogleich darnach unangemeldet und ohne viele Umstände in das Zimmer stürmte. Sie war eine höchst lebhafte, kleine, magere Person, bereits über die Jahre hinaus, wo die Damen darauf Anspruch machen können, interessant zu sein, jedoch mit Spuren von großer längstverblühter Schönheit. Die bis an die Nasenspitze im Pelze und Shawle eingehüllte kleine Person umarmte ihre Cousine und Elka, reichte Rebinsky, als er ihr vorge-

stellt wurde, mit großer Freundlichkeit die Hand, dem Fräulein von Gumpenheim jedoch lachte sie laut ins Gesicht, als diese einen tiefen Knix vor ihr machte, was einen heftigen Gallerguß im Innern der runzligen Gouvernante und ein heftiges Vibriren ihrer spitzen Nase zur Folge hatte.

Die Gräfin Czernewska entledigte sich rasch ihrer zahlreichen Umhüllungen und begann mit einer seltenen Geläufigkeit ihre Kinnbacken zu bewegen. Sie hatte die Gewohnheit geschwätziger Weiber, eine Menge Fragen zu stellen, die Antwort aber nie abzuwarten, und in Einem fort zu reden.

— Ach, wie freut es mich, meine liebe Julie, daß ich Dich wieder sehe. Es ist schon gar zu lange her, daß wir nicht mehr beisammen gewesen sind. Es war am Tage Deiner Vermählung, und dann reistest Du gleich ab, nicht wahr? Ist es nicht so? Warum läßt Du Dich gar nicht sehen? Warum kommst Du nicht nach Warschau, warum schreibst Du so selten? Wie geht es Dir, was machst Du was treibst Du immer? So rede doch!

— Liebe Tante, wollte die Gräfin erwidern, aber diese fand es nicht für gut, ihre Antwort abzuwarten. sondern das Redefeuerwerk prasselte weiter.

— Apropos, bald hätte ich vergessen, Dich nach Deinem Manne zu fragen. Was macht er, wie geht es ihm, wo ist er? Warum speist er nicht mit Euch? Ach ja, ich erinnere mich, er ist ja krank. Führ' mich doch zu ihm. Doch halt — nein, nein, nicht jetzt, später. Erst muß ich noch ein dringendes Bedürfniß befriedigen. Laß schnell ein Couvert bringen, da Ihr gerade eben am Speisen seid, ich will mithalten. Stelle Dir vor, den ganzen Tag habe ich nichts Warmes gegessen. Auf allen Poststationen, wo umgespannt wurde, erhielt ich auf meine Frage zur Antwort, es sei nichts da, wie Brod, Speck und Schnaps, und das ist doch um des Himmels willen keine Nahrung für Unsereinen.

Ihrem Wunsche wurde willfahrt. Es war erstaunlich, wie gut sie das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wußte. Trotzdem, daß sie eifrig mit der Vernichtung der Speisen beschäftigt war, setzte sie doch ihren Redestrom keinen Augenblick aus. Elka betrachtete ihre gesprächige Muhme nicht ohne Verwunderung, und selbst Rebinsky schien die ernsten Gedanken, die ihn beschäftigt hatten, zu vergessen, und sah manchmal nicht ohne Erstaunen auf, wenn sie

wieder einen ihrer Blitze leuchten ließ. Nachdem sie sich etwas mit Speise und Trank gestärkt hatte, war es gerade, als ob das Uhrwerk ihrer Rede neu aufgezogen worden wäre, denn sie fuhr mit erhöhter Schnelligkeit fort.

— Also das ist Herr Rebinsky, der neue Sekretär Deines Mannes, von dem Du mir geschrieben hast. Nun wie gefällt es Ihnen hier? Unterhalten Sie sich gut? Aber eigentlich kann doch von Unterhaltung hier keine Rede sein. Bielow ist ein ganz langweiliges Nest, vorzüglich im Winter, nicht wahr, Herr Rebinsky?

Dieser sann eben auf eine passende Antwort und wollte etwas für die Gräfin und Elka Schmeichelhaftes zu Tage fördern, aber die liebenswürdige Schwätzerin ließ ihm nicht die Zeit dazu. Sei es nun, daß sie durch ihre Frage selbst schon zufriedengestellt war, oder auch daß sie sich dieselbe selbst beantwortet hatte, genug an dem: sie ließ ihm nicht Zeit zu antworten, und wendete sich sogleich an Fräulein von Gumpenheim.

— Sagen Sie mir, mein Fräulein, — Sie sind ja doch Fräulein oder sind Sie Wittwe? — aus welchem Jahrhunderte stammt denn eigentlich Ihre Haube? Ich finde sie schauerlich schön, aber imposant. Haben Sie dieselbe auf einer Versteigerung eingehandelt oder bei einer Putzmacherin nach alter Façon machen lassen? Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, mir die Adresse dieses putzmacherischen Genies anzugeben? Ach! Ich errathe, Sie haben sie wahrscheinlich selbst fabricirt.

Fräulein von Gumpenheim war roth geworden wie der Kamm eines kallikut'schen Hahnes, und ihre Nasenspitze glühte wie ein Carfunkel. Sie kochte eben eine sehr giftige Antwort, womit sie der unverschämten Gräfin Eins versetzen wollte, allein diese hatte bereits vergessen, daß Fräulein von Gumpenheim auf der Welt war, und wandte sich mit einer neuen Frage an ihre Nichte.

— Weißt Du, liebe Julie, wie es kam, daß ich Dich überhaupt besuchte? Deinen letzten Brief hatte ich gerade vor einem Jahre bekommen. Denke Dir also meine freudige Ueberraschung, als vor einigen Tagen meine Kammerfrau mir Dein Schreiben brachte. Voll Freude erbrach ich es, und war sehr überrascht —

Die Gräfin, welche fürchtete, ihre Tante möchte sich vergessen, und während ihres Redeschwalles einige Worte fallen lassen, woraus Elka oder Rebinsky hätten auf den Inhalt ihres Schreibens schließen

können, suchte dieser so rasch wie möglich einen Wink zu geben. Da aber dieses ober dem Tische nicht möglich war, so nahte sich ihr kleines Füßchen dem Fusse ihrer Tante, und versetzte diesem einen herzhaften Tritt. Die Tante stieß einen schmerzhaften Schrei aus, verstand aber den Sinn der zarten Mahnung vollkommen, und fuhr dann weiter fort:

— Also ich war überrascht und erfreut zu hören, daß es Dir wohl gehe, und dachte mir: wie wäre es, wenn du gleich nach Bielow führest und Deine Nichte besuchtest? Gedacht, gethan, ich ließ Postpferde bestellen, und hier bin ich. Und weißt Du, warum ich eigentlich hier bin? Um Dich und Elka abzuholen. Ihr müßt mit mir auf einige Tage nach Warschau kommen, man ist eben dort sehr lustig der Carneval in Blüthe, und überall Theater und Bälle.

— Das ist schön von Dir, sagte die Gräfin, daß Du auf uns denkst. Ich für meinen Theil muß Dir aber für die Einladung danken denn Du weißt mein Gemahl ist krank, und ich kann ihn nicht verlassen.

— Bah! sagte die Tante; Lächerlich! So krank wird er nicht sein, daß Du nicht auf acht Tage zu mir kommen könntest.

— Ich versichere Dich, es geht nicht. Wenn er auch jetzt besser ist, so können seine Anfälle sich jeden Augenblick erneuern. Dagegen kann Elka Dich auf einige Tage begleiten, wenn sie will.

Das Wort „will“ betonte die Gräfin auf die unschuldigste Weise; in ihrem Innern aber dachte sie: sie muß fort, und zwar sobald wie möglich.

— Das thut mir leid, rief die Tante, daß Du nicht kommen kannst, wenn es nicht geht, so will ich nicht darauf bestehen. Aber Elka muß mit, dafür gibt es keine Ausrede.

Gräfin Julie hatte die Perfidie, Elka zu fragen:

— Willst Du die Tante nach Warschau begleiten, liebe Elka?

— Alberne Frage! rief die geschwätzige Tante. Glaubst Du denn, daß das Mädchen nein sagen wird? Ich sehe es ihr an, ihr Herz jubelt bei dem Gedanken, Warschau zu sehen und Bälle und Theater mitzumachen. Gelt, Elka?

Das arme Kind wäre statt aller Antwort gerne in Thränen ausgebrochen. Sie war erschrocken, als der Vorschlag gemacht wurde, und der Gedanke, ihren Geliebten auch nur auf wenige Stunden verlassen zu müssen, preßte ihr das Herz zusammen. Sie nickte stumm mit dem Kopfe.

— Siehst Du, daß ich recht habe, rief die Tante, daß sie gerne mitgeht? Nun Herz, mache Dich bald fertig, denn morgen reisen wir.

— Du wirst uns doch nicht schon wieder verlassen wollen? Du mußt wenigstens eine Woche bei uns bleiben.

Wo denkst Du hin? Ich habe Dich gesehen, Deinen Mann werde ich noch sehen, und was hätte ich sonst weiter noch hier zu thun? Wenn Du meine Gesellschaft genießen willst, so komm mit mir nach Warschau.

Julie war entzückt über ihre energische Tante und wäre ihr gerne um den Hals gefallen. Sie protestirte scheinbar gegen deren kurzen Besuch, hütete sich aber, allzusehr in sie zu dringen, aus Furcht, sie könnte nachgeben. Die einzige Concession, wozu die Tante sich herbeiließ, war die, erst nach dem Mittagessen des nächsten Tages abzureisen, und auf dem Gute einer andern Verwandten zu übernachten. Der Grund, warum sie das that, war der, weil es zu spät, den Grafen heute noch zu besuchen, indem dieser schon schlief und sie ihn nicht wecken wollte.

Nach dem Speisen blieb man noch bis spät in die Nacht unter allerlei Gesprächen sitzen, wobei natürlich die Tante das Wort beinahe immer allein führte. Sie wußte so viel von Warschau und von der Gesellschaft zu erzählen, daß Elka sich mit dem Gedanken einer Reise dahin nach und nach vertraut zu machen anfing. Ihre mädchenhafte Neugierde wurde erregt, und sie tröstete sich damit: es ist ja nur für wenig Tage.

Endlich forderte aber die Natur ihr Recht. Die unermüdliche Tante empfand jetzt ein anderes dringendes Bedürfniß, jenes des Schlafes. Es war ohnedem ein Wunder, daß die schmächtige Person solche Strapatzen aushalten konnte, wie die einer Winterreise und von dem fortwährenden Sprechen nicht den Kinnbackenkrampf bekam. Man hatte ihr ein warmes Zimmer bereiten lassen, sie begab sich darauf zu Bette, und war bald sanft entschlafen.

Dafür war sie schon am nächsten Morgen zeitlich auf den Beinen, es war kaum Tag geworden, so trat sie schon gestiefelt und gespornt in das Schlafzimmer Elkas und der Gräfin, die sie noch beide in tiefem Schlafe fand. Sie konnte sich nicht genug wundern, daß die beiden neben einander im selben Zimmer schliefen und wollte durchaus die Ursache dieser nichts weniger als aristokratischen Gewohnheit wissen. Sie schwätzte und lärmte so lange, bis die beiden

sich erhoben und ankleideten. Nach dem Frühstücke machte sie dem Grafen einen kurzen Besuch, überschüttete auch ihn mit einem solchen Schwall von Fragen, daß der arme Kranke wohl eine Woche Zeit gebraucht hätte, sie alle zu beantworten.

Endlich kam die Mittagszeit heran und mit ihr die Stunde der Abreise. Wie es schon bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, wenn junge Mädchen das Erstemal das elterliche Haus verlassen, wäre es auch nur um einige Meilen weit zu reisen, so wurden von Elka Thränen im Ueberflusse vergossen. Sie umarmte und küßte ihren Vater auf das zärtlichste, ebenso die Gräfin, und bei Rebinsky wußte sie es so einzurichten, daß sie sich ihm unter vier Augen an den Hals warf und ihn mit Küssen und Thränen bedeckte. Sie versprach ihm täglich zu schreiben, bis sie wieder käme; allein die Gräfin, die eben dazu trat, als Elka ihrem Geliebten dies Versprechen gab, meinte, es würde denn doch im Schlosse auffallen, wenn Rebinsky täglich von ihr einen Brief erhalte; es sei viel passender, wenn sie die Briefe unter ihrer eigenen Adresse einsenden wollte, sie würde sie dann dem Jesuiten übergeben.

Die schlaue Frau wußte recht wohl, weshalb sie das sagte. Die Verbindung zwischen Rebinsky und Elka sollte für immer gelöst und zerrissen, kein Brief zwischen beiden gewechselt werden, von dem sie nicht wußte, und der nicht durch ihre Hand ging.

Ein glänzender Wintertag. Die Erde war mit Schnee bedeckt, und die Sonne schien klar und hell aus einem wolkenlosen Himmel. Nur Elkas Gemüth war düster; schwere Ahnungen lasteten drücken auf ihrem Herzen. Ob diese Ahnungen sich erfüllen werden?

Vier rasche Pferde zogen an, und der Schlitten mit den beiden Damen raste zum Hofe hinaus.

XIX.

Die Katastrophe.

Nach der Abreise Elka's mit der Tante war die Gräfin überaus heiter. Ihr Gemüth war von einer furchtbaren Last befreit, sie selbst aber sehr zufrieden mit ihrer Tante, denn diese hatte die vorgeschriebene Rolle meisterhaft durchgeführt.

Dem Jesuiten ließ sie von ihrer Fröhlichkeit nichts merken, sie kannte dessen große Neigung zu Elka, und es war ihr aus seinem ganzen Benehmen klar geworden, daß er das Mädchen mehr liebe, als sie. Sie hütete sich, zu oft von ihr zu sprechen, und wenn sie ihrer erwähnte, so geschah es nur, um ihrer freundlich zu gedenken. Sie sagte dann: was wird Elka jetzt machen? Wird sie im Theater sein oder in Gesellschaft? Dabei versicherte sie zu wiederholten Malen, sie liebe das Kind ungemein, und sei so daran gewöhnt, daß sie ohne dasselbe nicht leben könne.

Der Jesuit selbst war einige Tage sehr ernst gestimmt. Die Gräfin bemühte sich vergebens, die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung zu erfahren; allein jener blieb verschlossen, und wich ihren Fragen aus. Es wäre viel klüger gewesen, wenn er ihr irgend eine fingirte Antwort gegeben hätte; sie würde sie ihm geglaubt, und sich beruhigt haben; allein so wurde ihr Mißtrauen erregt. Sie kam auf allerlei Vermuthungen, und ihre Neugierde wurde nur gesteigert.

Rebinsky befand sich wirklich in einer für ihn unangenehmen Lage. Einerseits mußte er den Befehlen seiner Obern nachkommen, anderseits standen wieder die zärtlichen Banden im Wege, welche ihn an Julie und die junge Gräfin fesselten. Nach einem mehrtägigen heftigen Kampfe mit sich selbst brachte er es endlich zu einem Entschlusse. Er sagte sich: gib den Gedanken auf, Dich an eines dieser Weiber zu binden, es ist ja doch nur eine vorübergehende Leidenschaft, und von einer Heirath kann nie die Rede sein. Ich will meine Instruktionen erfüllen, jedoch sehen, daß ich selbst nicht zu kurz

komme. Die Weiber sollen meine Maitressen bleiben, so lange sie mir gefallen.

So mit sich einig, ging er eines Tages in das Kabinet des Grafen. Er legte diesem Briefe vor, welche eben eingelaufen, unter Anderm einen mit großem schwarzen Siegel. Der Graf befahl ihm, sie vorzulesen. Er that dies seit dem Tage, an welchem Rebinsky Mitwisser seines Geheimnisses geworden war, und seitdem der Jesuit durch sein Benehmen das ganze Vertrauen des Grafen sich erworben hatte. Er las einen Brief nach dem andern vor, und notirte sich die Antworten, welche der Graf ihm diktirte. Als er das große Schreiben mit dem Siegel erbrochen und durchflogen hatte, stutzte er.

— Nun, fragte der Graf, warum lesen Sie nicht?

— Weil mich dieser Brief bestürzt gemacht hat.

— Weshalb?

— Weil sein Inhalt ein sehr unangenehmer ist.

Der Graf sah den Jesuiten fragend an, und erwiderte dann langsam: Lesen Sie.

— Sagen Sie mir, Herr Graf, fragte Rebinsky, ist außer mir und dem Franziskanerpater noch Jemand Mitwisser des Geheimnisses über den Tod ihres Bruders?

Der Graf wurde bleich.

— Niemand, sagte er, weiß darum.

— Dann ist es in der That höchst sonderbar.

— Was ist sonderbar? Lesen Sie doch!

Der Jesuit las:

An den Grafen Zolkiewicz.

„Der Graf Zolkiewicz wird hiemit aufgefordert, ungesäumt an die Bestellung seines letzten Willens zu gehen. Er wird aufgefordert, hierbei zu Gunsten des Thaddäus Brzozowski, derzeit in Warschau, zu verfahren, und demselben sein sämmtliches Habe in beweglichen und unbeweglichen Gütern, sowie sämmtliche Kapitalien letztwillig zu vermachen, wobei es ihm jedoch freigestellt wird, seiner Gemahlin sowie seinen Kindern eine Lebensrente auszubedingen, die aber den zehnten Theil seines Gesammteinkommens nicht übersteigen darf, und welche sich besagter Thaddäus Brzozowski anheischig machen wird, pünktlich am bestimmten Tage auszubezahlen..“

— Wer ist dieser Brzozowski? Wer ist dieser Unverschämte,

der es wagt, mir vorzuschreiben, was ich mit meinem Vermögen thun soll und darf? Ins Feuer mit dem Wische!

— Noch nicht, erwiderte der Jesuit ruhig, hören Sie erst das Ende.

„Sollte der Graf dieser Aufforderung nicht Folge leisten, sollte das verlangte Testament mit seiner eigenhändigen Unterschrift und den Unterschriften der gesetzmäßigen Zeugen und der Erklärung versehen, daß dieser sein letzter Wille durch freien Entschluß, ohne äußern Zwang, hervorgerufen worden, nicht binnen acht Tagen in den Händen des besagten Thaddäus Brzozowski, Warschau, Sächsischer Platz Nr. 4, niedergelegt sein, so wird man ohne Weiteres die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen, und kriminaliter gegen ihn vorgehen. Man wird Rechenschaft von ihm verlangen, was aus seinem älteren Bruder geworden, und was er mit diesem angefangen habe. Sollte er es trotzdem darauf ankommen lassen und behaupten wollen, er wisse nichts davon, so wird man ihm Zeugen gegenüberstellen, welche während des Verbrechens ungesehen anwesend waren und selbst den Baum bezeichnen können, bei welchem dasselbe verübt worden ist."

Rebinsky schwieg und legte den Brief mit bedenklicher Miene auf den Tisch, der Graf aber war auf das heftigste erschüttert.

— Ich bin verloren, rief er aus, rettungslos verloren! Meine Frau, meine Kinder soll ich enterben, soll mein ganzes Vermögen einem Unbekannten, einem Fremden verschreiben, und jenen nichts lassen, als eine unbedeutende Rente! Wer ist dieser Brzozowski? Durch wen ist er in den Besitz dieser Mitwissenschaft gelangt?

Rebinsky suchte nun in gewohnter Schlauheit das Odium der Gehässigkeit von sich und den Jesuiten abzuwälzen und sagte:

— Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr komme ich zur Ueberzeugung, daß dieser Streich von den Franziskanern, nur von den Franziskanern, ausgeführt wurde und ausgeführt werden konnte. Sie wissen, Herr Graf, wie sie mit Ihrem Vermögen bereits geliebäugelt haben, und was für ein Schicksal sie Ihnen zugedacht hatten. Ihre Absicht haben Sie nicht aufgegeben und greifen jetzt von anderer Seite an. Vielleicht ist das Ganze nur ein Schreckschuß und die Herren lassen mit sich handeln; oder es ist ihr Ernst, dann aber ist die Sache bedenklich, sehr bedenklich.

Der Graf hatte das Gesicht in beide Hände verborgen und saß regungslos. Nach einer Weile fragte er den Jesuiten:

— Was ist da zu machen? Geben Sie mir einen Rath!

— Hier ist nicht viel zu rathen, erwiderte Rebinsky. Ignoriren Sie das Schreiben, antworten Sie nicht darauf, so müssen Sie gefaßt sein, wirklich vor Gericht gezogen zu werden, und das wäre allerdings schlimm. Es fragt sich nun, ob die Geschichte mit den Zeugen wahr ist oder nicht.

— Sie ist nicht wahr, rief der Graf; ich weiß auf das Bestimmteste, daß an jenem Abende Niemand außer mir im Walde war.

— Wenn Sie das gewiß behaupten können, dann steht die Sache nur noch schlimmer. Ihre Gegner haben dann für Zeugen gesorgt, um Geld ist ja Alles zu haben; und wenn es sich um so große Summen handelt, so finden sich wohl auch ein paar gefällige Leute, die dem Teufel zu Liebe einen falschen Eid schwören.

— Dann ist ja Alles verloren, rief der Graf verzweiflungsvoll aus. Ach, warum kann ich nicht sterben!

Der Jesuit trat auf den Kranken zu, legte ihm die Hand auf die Schulter, und sagte:

— Theurer Graf! geben Sie sich nicht dem Kleinmuthe und der Verzagtheit hin. Die Lage ist zwar allerdings unangenehm, allein ich glaube, es gibt ein ganz gutes Mittel, um hier herauszukommen und Ihren Gegnern einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Wie ein Ertrinkender ängstlich den Zweig einer Weide oder eines Baumes erfaßt, und sich daran zu retten sucht, so griff bei diesen Worten der Graf nach beiden Händen Rebinsky's.

— O lieber, guter, treuer Freund, helfen Sie, rathen Sie! Was soll ich thun?

— Meine Meinung ist diese. Sie verfassen ein vollkommen giltiges Testament in aller Form mit den Unterschriften, wie man es von Ihnen verlangt, und übersenden es dem Spitzbuben.

— Was? rief der Graf. Sie rathen mir, daß ich das Testament unterzeichne, und mich und meine Familie zum Bettler mache? Nimmermehr! Wer bürgt mir dafür, daß dieser Brzozowski, wenn er im Besitze des Testamentes ist, nicht hingehe und mich dennoch den Gerichten überliefert?

— Das wird er wohl bleiben lassen, meinte Rebinsky. Er wird schweigen, so lange Sie am Leben sind, weil Sie sonst, wenn er sein Wort nicht hielte, das Testament widerrufen könnten.

— Sie haben Recht.

Nachdem Sie das Testament in verlangter Form und Weise übersendet haben, verfassen Sie einige Tage später ein neues, eine Art Codicill, in welchem sie das frühere Wort für Wort widerrufen, und zu Gunsten derjenigen testiren, die Ihre natürlichen Erben sind.

Der Graf athmete wieder auf.

— Ja, sagte er, das ist der einzige Weg, der mich aus diesem Labyrinthe führt. Ich danke Ihnen, theurer Freund, für den glücklichen Gedanken, den Sie mir eingegeben; es ist das einzige Mittel, mich zu retten.

Es wäre nun dem Jesuiten sehr lieb gewesen, wenn der Graf das Testament sogleich abgefaßt hätte. Allein Kranke und Sterbende haben vor diesem für die Erben so interessanten Akte gewaltigen Respekt, und suchen denselben solange hinauszuschieben, als nur möglich, oft bis es zu spät wird. Er wollte nicht in den Grafen dringen, die Sache gleich zu bereinigen, denn dieser hätte sonst meinen können, er stecke selbst hinter der ganzen Geschichte. War er ja doch einer der Mitwisser des Geheimnisses, und der Thaddäus Brzozowski konnte ebenso gut sein Werkzeug sein. Er war zufrieden, die schwere Frage endlich angeregt und so rasch und glücklich vorwärts gebracht zu haben. Der Graf hatte keinen andern Ausweg, er mußte dem Verlangen nachkommen, es war jetzt nur mehr eine Frage der Zeit.

Gemüthsbewegungen waren für ihn im höchsten Grade bedenklich. Auch diese verfehlte ihre Wirkung nicht. Gegen Abend hatte er einen neuen Anfall, der sich in kurzen Zwischenräumen wiederholte, und so heftig wurde, daß man das Aeußerste besorgte. Unglücklicherweise war der Hausarzt im Vertrauen auf die sich bessernde Gesundheit seines Patienten am selben Morgen verreist, und wurde erst des andern Tages zurückerwartet. Man sandte schnell nach ihm und nach einem andern Arzte auf einem benachbarten Gute, allein bis beide kamen, verging die Nacht.

Der Arzt hatte der Gräfin für alle Fälle eine Flasche mit Medicin übergeben, mit dem Bedeuten, im Falle seiner Abwesenheit während eines Anfalles dem Grafen eine kleine Dosis davon zu geben, jedoch, fügte er warnend hinzu, nicht zu viel, denn es sei Opium. In der Nacht kam der Anfall mit erneuerter Heftigkeit wieder. Die Gräfin wachte bei ihrem Gemahle, den Diener hatte sie weggeschickt; dieser lag im Vorzimmer auf einer Bank und schlief.

Als die Symptome sich einstellten, das Athmen schwerer wurde, und das Bewußtsein schwand, erhob sich die Gräfin langsam und betrachtete die von Schmerz und Krampf verzerrten Züge des Grafen. Seine Augen waren geschlossen, der Kopf nach rückwärts gezogen, der Mund weit geöffnet, als wollte er nach Luft schnappen.

Die Gräfin sah sich um, ob sie allein und unbemerkt sei, nahm dann die Flasche und entkorkte sie.

— Der Augenblick ist günstig, sagte sie, ich will ihn benützen. Wer weiß, wenn er wiederkehrt. Soll ich der Natur ihren Lauf lassen, und vielleicht noch Jahre an der Seite eines siechen Mannes meine Jugend vertrauern, währenddem ein kühner Griff mich frei von allen Fesseln und zum Weibe meines Geliebten macht? Was zauderst Du, Julie? rief sie.

Sie näherte die Flasche mit dem Tranke dem Munde des Bewußtlosen und goß den ganzen Inhalt desselben hinein. Zwar sträubte sich die Natur gegen diesen gewaltsamen Einguß, aber schließlich würgte der Kranke doch die ganze Masse hinab.

Nach und nach wurde er immer ruhiger und endlich sehr stille. Die Gräfin rief nun den Diener, und sagte, sie wolle sich für einige Stunden zur Ruhe begeben, der Graf schliefe jetzt, und er solle ihn nicht stören, und nur ins Kabinet treten, wenn er sich rege. Wiederhole sich der Anfall, so möge man sie augenblicklich rufen. Sie begab sich nach ihrem Schlafzimmer, fand aber keine Ruhe. Das Bewußtsein, jetzt ihre Freiheit wieder erlangt zu haben, der Gedanke, ihrem Geliebten nun immer angehören zu können, regte sie fieberhaft auf, was sie gethan, daran dachte sie gar nicht. Es fiel ihr gar nicht ein, ein Verbrechen begangen zu haben, was war es denn auch weiter, den Tod eines ohnehin der Auflösung nahen Mannes etwas beschleunigt zu haben

Am Morgen verlangte aber die Natur doch ihr Recht, und sie schlief vor Erregung oder Ermattung ein. Sie schlief lange, Niemand kam, sie zu wecken. Auch der Graf schlief sehr ruhig, und die Diener hüteten sich auch, ihn zu stören. Sie horchten nur von Zeit zu Zeit durch die halbgeöffnete Thüre seines Schlafzimmers. und als sich nichts regte, sagten sie: Stören wir ihn nicht, er bedarf der Ruhe, und es ist ein gutes Zeichen, daß er solange schläft,

Ein Schlitten fuhr in den Hof, und hielt gerade unter dem Fenster der Gräfin. Durch das Schellengeklingel und die Stimmen,

welche laut wurden, war sie erwacht. Sie läutete und fragte ihre Kammerfrau, ob der Arzt zurückgekommen wäre; diese erwiderte: Nein, es ist ein Besuch für den Secretär, der Fremde, der schon die vergangene Woche hier war.

Es ist gut, sagte die Gräfin.

Als die Kammerfrau sich entfernt hatte, sprang sie rasch aus dem Bette, kleidete sich an, und eilte durch das frühere Schlafzimmer Elkas nach dem Kabinete, welches an die Wohnung Rebinsky's stieß. Dort lehnte sie sich an die verschlossene Tapetenthüre, und horchte. Rebinsky war noch allein, und ging in der Stube auf und nieder. Gleich darauf wurde die Thüre geöffnet, der Besuch trat ein.

— Laudetur Jesus Christus, sprach der Eintretende mit sonorer Stimme.

— In aeternum Amen, erwiderte Rebinsky.

— Aha! dachte die Horcherin, der Fremde ist ein Priester.

— Sie haben mich wohl noch nicht erwartet?

— Doch, reverende pater, Sie ließen mir ja Ihren Besuch für heute oder morgen erwarten.

— Wie stehen die Sachen?

— Gut, erwiderte Rebinsky. Ich glaube es wird Alles nach Wunsch gehen.

— Wie weit sind Sie mit dem fraglichen Manne?

— Ich bin so weit, daß ich nur das Document aufzusetzen und er es zu unterzeichnen braucht.

— Wer ist der bewußte Mann? Was für ein Document? fragte sich die Gräfin.

— Das ist gut, erwiderte der Andere, das macht Eurer Energie Ehre. Man wird Euch gerne nachsehen, was Ihr versäumtet. Wie habt Ihr es angefangen, ihn so rasch dahin zu bringen?

— Ich mußte zur List meine Zuflucht nehmen. Ich verfaßte ein anonymes Schreiben, in welchem ich ihn aufforderte, das fragliche Document im Laufe der nächsten acht Tage nach Warschau an Ihre Adresse zu senden, widrigenfalls gegen ihn als den Mörder seines Bruders Anklage erhoben würde.

— Mörder seines Bruders? sagte die Gräfin. Wer mag das sein?

Da die beiden nicht zu laut sprachen, so hielt sie ihren Athem an, um ja kein Wort zu verlieren.

— Wie nahm er diesen Brief auf?

— Er war in der furchtbarsten Bestürzung und sagte, er wolle lieber sterben, als so etwas thun. Ich legte ihm nun eine Falle, in der er auch wahrscheinlich sich fangen läßt. Ich stellte ihm vor, daß er das verlangte Schriftstück ohne Widerrede geben müsse, wenn er sich nicht der äußersten Gefahr aussetzen wolle. Darauf erwiderte er mir, er habe keinen Zeugen gehabt, Niemand könne ihm die That beweisen; ich aber bemerkte, daß seine Gegner im Nothfalle auch Zeugen auftreiben, und daß diese sich finden lassen würden. Das leuchtete ihm ein.

— Vermuthet er nicht, woher — —

— Ich habe die Andern als die muthmaßlichen Urheber hingestellt.

— Er merkt also nicht?

— Er hat keine Ahnung. Ich rieth ihm das Schriftstück zu unterzeichnen und abzusenden; er könne später einen Nachtrag dazu aufsetzen, wodurch das erste aufgehoben würde. Der alberne Tropf ging darauf ein, denn ich bewies ihm, daß durch ein Codicill jedes Testament umgestoßen werden kann.

— Ein Testament? dachte die Gräfin. Das Document ist also ein Testament? Es handelt sich um einen Mann, und Rebinsky nennt ihn einen albernen Tropf! Ist mein Gemahl der Mann, von dem sie sprechen, der Mörder seines Bruders? und mit Entsetzen hörte sie weiter.

— Die Sache scheint mir denn doch etwas bedenklich, erwiderte der Fremde; das Codicill kann in unrechte Hände fallen, die es gut verwahren, und uns um die Früchte unserer Arbeit bringen.

— Da hat es keine Gefahr, meinte Rebinsky lachend. Dafür will ich schon sorgen. Entweder ich suche mich dessen gleich zu versichern und es in meinen Gewahrsam zu bringen, oder ich setze das Ganze so zweideutig auf, daß es viel zu sagen scheint und im Grunde eigentlich Nichts sagt, sondern das Testament nur bestätigt. Wozu hätte ich Jahre meiner Jugend hingebracht, die Grundsätze der Sophistik zu studiren?

Die Gräfin wurde immer aufmerksamer, allein noch begriff sie nicht ganz den fürchterlichen Zusammenhang.

— Es ist gut, erwiederte der Andere. Es wäre abscheulich wenn uns das schöne Vermögen entginge.

Was habt Ihr bezüglich der andern beschlossen?

— Ich habe den zehnten Theil des Einkommens als Lebensrente ausbedungen für die Kinder und für die Gräfin.

Das letzte Wort schmetterte die arme Horcherin beinahe zu Boden. Mit einemmale durchschaute sie das ganze Getriebe; die ganze Niederträchtigkeit wurde ihr mit einem Schlage klar, die sich zur Aufgabe gesetzt hatte, sich durch Intriguen und Ränke des Vermögens ihres Mannes und ihrer Kinder zu bemächtigen. Sprachlos vor Entsetzen fragte sie sich, wer denn die Leute eigentlich sein könnten, die die Frechheit hätten, ein solches Komplott zu schmieden, und in derem Solde und Interesse ihr sauberer Geliebter handelte. Bald sollte ihr aber auch das und noch mehr verständlich werden.

— Auch das ist gut, sagte der Fremde in billigendem Tone. Ihr seid nicht zu weit gegangen. Trachtet nun, daß Ihr die Sache glücklich zu Ende führt, daß der Graf das verlangte Testament unterzeichnet, und besorgt Alles, was auf das Codicill sich bezieht, damit uns von dort keine Gefahr drohe. In acht Tagen komme ich wieder, die betreffenden Documente in Empfang zu nehmen. Ihr aber, Pater Anselm, könnt, wenn Ihr die Sache glücklich zu Ende bringt, großer Auszeichnung gewärtig sein. Ihr wißt, mein Wort wiegt schwer in der Wagschale, in welche ich es hineinwerfe, und der Bericht, den ich an unsern Ordensgeneral nach Rom senden werde, soll nicht zu Euern Ungunsten sprechen. Ihr seid nun bereits über die niederen Stufen des Ordens hinaus. Ihr habt Euch rasch vom Coadjutor temporalis zum Coadjutor spiritualis, zum Professen mit 3 Gelübden und nun, so jung Ihr auch seid, zum Professen mit 4 Gelübden aufgeschwungen. Als solcher seid Ihr Priester geworden, und erst eigentlich in unsern heiligen Orden eingetreten, denn trotzdem, daß derselbe aufgehoben worden, besteht er doch im stillen fort. Ihr seid nun eine der Grundsäulen der Gesellschaft und die höchsten Würden stehen Euch offen. Ahnt man hier im Schlosse, daß Ihr Jesuit seid?

— Niemand weiß es, außer Stanislaus, welcher, wie Sie wissen, selbst Coadjutor temporalis ist. Das war für das arme Weib zu viel. Bis in das innerste Mark erschüttert, und auf dem Punkte, die Beute des Wahnsinnes zu werden, eilte sie weg. Sie wollte nichts weiter hören. Sie hatte ihrem Manne das Sterben erleichtert, sie hatte es gethan, um einem Andern angehören zu können,

den sie bis zur Raserei liebte, und mit dem sie bald für immer verbunden zu sein hoffte. Sie hatte ein furchtbares Verbrechen auf ihr Gewissen geladen, und der Mann, um welchen sie das gethan, entpuppte sich nun als ein — — Priester!!!

In ihrem Zimmer angekommen, war sie ihrer nicht mehr mächtig. Die Heftigkeit ihrer Gefühle übermannte sie, ohnmächtig sank sie zu Boden.

Der Pater Brzozowski wollte sich eben zum Gehen wenden, als ein Diener verstört hereinstürzte und rief: Herr Rebinsky, der Graf ist todt!

Starr und regungslos sahen die beiden Patres sich an.

XX.

Eine Täuschung und ihre Folgen.

Im Schlosse zu Bielow war große Verwirrung. Da der Graf den Dienern zu lange schlief, so schöpften sie Verdacht, und traten an sein Bett. Sie erschracken mächtig, als sie ihn näher betrachteten und sie sein bleiches Antlitz sahen, worauf der Tod seine Spuren eingedrückt hatte. Sie befühlten seine Hand, die regungslos über das Bett herabhing, und fanden, daß sie kalt war. Der eine von ihnen legte das Ohr an dessen Brust, um zu hören, ob er noch athme; allein die Thätigkeit des geheimnißvollen Organes, welches den Sitz des Lebens in sich birgt, hatte längst aufgehört. Sie eilten hinaus, die Nachricht war augenblicklich im ganzen Hause verbreitet.

Rebinsky war, als er sich von seinem Schrecken erholt hatte, in Begleitung des Pater Brzozowski — so hieß nemlich der Besucher, zu jener Zeit Provincial der Jesuiten in russisch Polen, — nach dem

Anmerkung. Der Jesuitenorden war im Jahre 1773 von Clemens XIV. aufgehoben worden, bestand jedoch bis zu seiner Wiederherstellung durch Pius VII. im Jahre 1804 im Geheimen fort. In den polnischen Provinzen Rußlands wurden sie trotz ihrer Aufhebung vollständig geduldet, und durften selbst i. J. 1782 einen Generalvikar wählen. Später i. J. 1820 am 25. März wurden sie durch einen Generalukas des Czars vollkommen aufgehoben. Pater Brzozowski, damals Provinzial, wurde später am 2. September 1806 zum 19. General erwählt.

Sterbezimmer geeilt. Es schien ihm ganz unglaublich, daß der Graf so schnell die große Reise angetreten haben sollte; er machte sich noch Hoffnung, die Diener könnten sich geirrt, und eine Ohnmacht für den Tod angesehen haben. Er wurde enttäuscht, als er den Todten erblickte, und seine kalte Hand befühlte. Die beiden Jesuiten wechselten bedeutungsvolle Blicke, nur Brzozowski sah finster und runzelte die Stirne. Rebinsky brach das Schweigen zuerst, und sagte in lateinischer Sprache zu seinem Vorgesetzten:

— Das ist ein böses Ereigniß. Er bringt uns um die Früchte meiner Bemühungen.

— Allerdings, erwiderte Brzozowski, es ist sehr unangenehm. Doch dürfen wir deßhalb unsern Muth nicht sinken lassen. Wir müssen nur desto eifriger arbeiten, und wer weiß, ob unsere Aufgabe jetzt nicht leichter geworden ist. Das Vermögen des Grafen geht nun auf seine Kinder über, Ihr sagtet, er hätte deren zwei. Wir müssen uns ihrer bemächtigen, und sie zu gewinnen suchen. Der Sohn muß in unsern Orden treten, und das Mädchen — — nun, man wird sehen, wie man mit ihr fertig wird.

Dabei warf er einen bedeutungsvollen Blick auf Rebinsky.

— Seid Ihr gewiß, daß der Graf kein Testament hinterlassen, und seine Gemahlin vielleicht zum einzigen Erben eingesetzt hat?

— Ich bin dessen gewiß, wenigstens hat mich der Graf so versichert.

— Wenn dem aber doch so wäre, und nach polnischem Rechte kann er es thun, dann müssen wir uns auch der Gräfin versichern.

Das wäre ein Leichtes, sagte Rebinsky mit einem leisen Anfluge von Lächeln. Mit dieser Aufgabe wollte ich am schnellsten fertig werden.

Er wußte noch nicht, welche Veränderung im Gemüthe der Gräfin vorgegangen war.

— Die Gräfin ist jung und schön, und vielleicht auch liebesbedürftig, nicht wahr?

Rebinsky bejahte.

— Nun, das wird sich finden. Ich gehe jetzt, und lasse Euch hier zurück. Ihr habt volle Freiheit, zu handeln, wie Ihr für gut findet, sucht Euch namentlich einen Einfluß auf die Person der Gräfin zu verschaffen.

— Ist bereits geschehen, dachte Rebinsky.

— Sie ist jetzt die Hauptperson, von der Alles abhängt, das Schicksal der Kinder liegt in ihrer Hand.

Während dieses Gespräches waren die Thüren des Sterbezimmers geöffnet worden, und sämmtliche Dienerschaft, Fräulein von Gumpenheim an der Spitze, kamen herein. Die meisten von ihnen, namentlich der weibliche Theil, weinten aufrichtige Thränen, einige stellten sich blos so, im Allgemeinen aber war der Schmerz um den Todten wahr und tief empfunden; denn in den letzten Jahren war der Graf für seine Dienerschaft ein guter Herr gewesen, und sie liebten ihn wirklich. Sie traten alle so stille wie möglich ein, und knieten sich im Kreise um das Bett. Brzozowski und Rebinsky zogen sich in eine Fensternische zurück, knieten aber nicht. Die Dienerschaft betete laut einen Vater unser um den andern — die beiden Jesuiten allein aber beteten nicht, sondern sahen schweigend zu.

Der Doktor war eben zurückgekommen, und eilte, sobald er die Kunde vernahm, sogleich zu dem Todten. Er untersuchte ihn in Gegenwart der betenden Dienerschaft, und sagte zu den beiden Jesuiten, die zu ihm herangetreten waren: er ist an einem Nervenschlage gestorben.

Er fragte dann, ob die Gräfin bereits unterrichtet sei. Eine ihrer Kammerfrauen bejahte es und erzählte, sie sei, sobald sie den Todtenfall vernommen, ohnmächtig niedergesunken. Man hätte sie auf ein Bett getragen, und alle Mittel angewendet, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, was denn auch bald gelungen. Sie habe aber seitdem noch kein Wort gesprochen, scheine sehr verwirrt und gänzlich abwesend.

— Das begreift sich, meinte Rebinsky; Sie sollten doch zu ihr gehen, und nach ihrem Befinden sehen.

Der Arzt that dies sogleich, und fand sie wirklich auch ganz geistesabwesend. Sie sah ihn starr an. Er fragte sie nach ihrem Befinden und erhielt keine Antwort. Er stellte ihr verschiedene Fragen, auf alle gleiches Stillschweigen. Er fühlte ihren Puls, und sagte sich: Die Arme! Die Nachricht hat sie furchtbar erschüttert! Dann befahl er ihrer Kammerfrau, die Kranke auf das Sorgfältigste zu beobachten, ihr absolut nichts von ihrem Manne zu sprechen, überhaupt zu sorgen, daß ihre Ruhe durch nichts gestört werde, schrieb dann ein Recept, welches von einem reitenden Boten nach der nächsten Stadt gebracht und dort zubereitet wurde. Fräulein von Gumpenheim, welche in der letzten Zeit mit der Gräfin auf

etwas gespanntem Fusse gelebt hatte, zeigte hier eine edle Seite des Herzens, die man nicht hinter ihrem runzligen und bissigen Gesichte vermuthet hätte. Sie eilte sogleich herbei, als sie den Zustand der Gräfin erfuhr, und ließ es sich nicht nehmen, bei ihr zu bleiben und sie zu pflegen. Anfangs war diese verhältnißmäßig ruhig. Nach und nach sprach sie einzelne unzusammenhängende Worte, stieß fremdartige Namen aus, fragte ob ihr Mann ausgeritten sei, warum er so lange nicht zurückkomme; dann behauptete sie, das Schloß brenne, hörte wieder Glocken läuten und fragte, was das bedeute, sagte, es seien schwarze Männer im Zimmer, die sie anfassen wollten und redete allerlei Zeug, so daß der Gouvernante und der Kammerfrau angst und bange wurde. Sie sandten sogleich nach dem Arzte, der auch augenblicklich kam, den aber die Gräfin nicht erkannte, sondern als Stallmeister anredete. Er sah die beiden Frauen bedeutungsvoll an, und sagte leise zu ihnen: Ich fürchte, der Schlag war zu hart für sie und hat ihren Verstand zerüttet.

Er blieb lange beobachtend bei ihr sitzen und wurde immer bedenklicher. Sie nahm von der Medicin, welche unterdessen gebracht worden war, und die eine beruhigende Wirkung ausüben sollte; allein sie blieb aus. Ihr Zustand wurde vielmehr immer aufgeregter.

Als der Arzt sie für einige Augenblicke verließ, begegnete er im Vorzimmer den Jesuiten, welche eben mit Stanislaus sprachen.

Was macht die Gräfin? fragte Rebinsky.

Schlimm, sehr schlimm! erwiderte der Doktor. Ich fürchte, sie hat den Verstand verloren.

Rebinsky wechselte die Farbe. Der Gedanke, das Weib, welches er noch vor Kurzem noch glühend umarmt hatte, sei nun wahnsinnig, schnürte ihm das Herz zusammen.

— Wahnsinnig? sagte er gedehnt. Es ist nicht möglich!

Es ist, wie ich Ihnen sage. Ich will zwar hoffen, daß es nur eine vorübergehende Geistesstörung sein wird, aber wer kann wissen? Das Gehirn ist ein so wunderbares Gewebe von Nerven, daß, wenn nur ein Faden zerreißt oder auch nur aus seiner richtigen Lage kommt, der Geist zerrüttet wird. Hier kann man nichts thun als abwarten und — hoffen. Doch jetzt von etwas Anderem. Der Graf ist todt, die Gräfin geistesabwesend und unfähig zu allem. Es gibt jetzt hier im Schlosse viel zu thun und anzuordnen, die Leiche des Grafen muß besorgt, die Gräfin Elka von dem Tode ihres Vaters benach-

richtigt werden. Eine feste energische Hand muß die Zügel hier im Hause erfassen, damit Alles seinen richtigen Gang gehe. Sie waren der Secretär, der Vertraute, die rechte Hand des Verstorbenen; es ist nun an Ihnen, die Leitung der Geschäfte zu übernehmen.

— Das versteht sich! erwiderte Rebinsky.

Während sie so redeten, hörte man die Gräfin neuerdings laut sprechen, und gleich darauf rief die Kammerfrau den Doktor zurück; sie fängt eben ärger an, wie früher, sagte sie. Der Arzt ging wieder zurück zur Kranken.

— Sollte die Gräfin wirklich geisteskrank sein, so muß den Kindern ein Curator bestellt werden. Dieses Amt darf Niemand anderer bekleiden, als ein Mitglied unseres Ordens. Es wird Ihre nächste Aufgabe sein, das zu erreichen, sagt Brzozowski.

— Wen nehmen Sie dafür in Aussicht?

— Wen anders als Sie und den Grafen Drahomirsky! Gegen diesen als alten Freund des Grafen Zolkiewicz kann von keiner Seite Einwand erhoben werden, und daß er Sie dann zu seinem Mitvormund erwählen wird, versteht sich von selbst. Sie sind der passende Mann dazu. Sie haben dann alle Fäden in Ihrer Hand, und können machen, was Ihnen gutdünkt.

Der Arzt öffnete nun etwas die Thüre und winkte Rebinsky. Treten Sie doch ein, und sehen Sie selbst, wie es um die Gräfin steht.

Rebinsky folgte dieser Einladung und trat hinter dem Doktor in das Gemach. Die Gräfin lag eben abgewendet mit dem Gesichte gegen die Wand, und war scheinbar etwas ruhiger geworden. Plötzlich wandte sie sich rasch um, und als sie den Jesuiten erblickte, ereignete sich eine Scene, die allen Anwesenden das Blut in den Adern erstarren machte.

Rebinsky wollte eben näher treten und sie freundlich ansprechen in der Ueberzeugung, daß vielleicht die Erinnerung an die seligen Stunden ihrer Liebe und sein Anblick eine wohlthätige Wirkung auf ihren Geist haben könne; allein er täuschte sich furchtbar. Er erreichte gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte. Kaum hatte sie ihn erblickt, so stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus, und ihr Gesicht nahm einen furchtbaren Ausdruck an. Wuth und Haß sprach aus ihren Zügen, während ihre Augen ihn zu durchbohren schienen. Sie richtete sich auf, und streckte ihm wie abwehrend die zitternden Hände entgegen.

— Fort! Fort! Hinweg von hier! Warum habt Ihr die Thore der Hölle geöffnet? Kommt der Teufel selbst mich in die ewige Verdammniß hinabzureißen?

Rebinsky war erschreckt über diesen fürchterlichen Ausbruch des Wahnsinns, allein er glaubte, daß vielleicht der Ton seiner Stimme eher eine sympathische Saite ihres Geistes berühren könne, und wollte sprechen. Er nahm die freundlichste Miene von der Welt an, und trat ihr einige Schritte näher. Allein auch jetzt war die Wirkung eine ganz entgegengesetzte, als er erwartete.

— Gräfin — sagte er, sie unterbrach ihn jedoch. Der Paroxismus steigerte sich bis zur Raserei. Sie nannte ihn Teufel, Scheusal, Unmensch und was ihr in den Sinn kam. Sie ergriff schließlich die Medicinflasche, und schleuderte sie nach dem Jesuiten, wobei sie jedoch beinahe den Doktor getroffen hätte, der entsetzt zur Seite sprang. Der Wurf wurde mit solcher Kraft geführt, daß die Flasche und ein großer Spiegel, den sie traf, in tausend Stücken zerschellt zu Boden klirrten. Dann sprang sie aus dem Bette und wollte sich auf den Jesuiten stürzen. Sie wurde noch rechtzeitig von den beiden Frauen und von dem Arzte erfaßt, und trotz einer energischen Gegenwehr festgehalten.

— Gehen Sie! Gehen Sie! Um Gotteswillen verlassen Sie das Zimmer! rief der Arzt. Der Zustand der Kranken wird durch Ihre Gegenwart nur verschlimmert.

Der Jesuit ließ sich das nicht zweimal sagen. Er fürchtete, der Schleier, der über ihrem Geiste lag, möchte sich theilweise lüften, Erinnerungen vergangener Tage könnten ihr zum Bewußtsein kommen, und sie möchte dieselben vor den Ohren der Anwesenden preisgeben. Er verschwand schneller, als er gekommen.

Die nächsten Tage vergingen sehr stille im Schlosse. Rebinsky hatte sogleich einen Courier nach Warschau abgefertigt, um die Gräfin Elka von dem Todesfalle zu benachrichtigen, und sie aufzufordern, mit der Tante zur Beerdigung der Leiche zu kommen. Wie war er aber überascht, als der Bote einen Brief überbrachte, worin die Tante ihm anzeigte, daß Elka heftig erkrankt sei, indem sie sich wahrscheinlich auf der Reise eine Erkältung zugezogen habe, und nun selbst unter Fieberphantasien im Bette liege. Sie spräche fortwährend von Bielow, der Mutter, dem Vater und rufe ihren Lehrer unter den zärtlichsten Ausdrücken.

Am dritten Tage fand die Beerdigung des Grafen statt. Zu dieser waren die benachbarten Gutsbesitzer und ein entfernter Verwandter gekommen, der einzige, welchen der Graf noch besaß. Alle andern Glieder der einst so zahlreichen Familie Zolkiewicz waren gestorben. Das Leichenbegängniß fand ohne besonderen Prunk statt. Die Leiche wurde eingesegnet, nach der Familiengruft gebracht und dort beigesetzt. Auch erschienen bald darauf die Gerichtsbehörden, um die nöthigen Verfügungen zu treffen, bezüglich der Hinterlassenschaft.

Es folgen nun in dem Manuscripte einige Seiten, worin Alles genau erzählt wird, was sich in der nächsten Zeit noch im Schlosse zutrug. Da aber Alles für den Leser sehr wenig Interesse haben dürfte, so wollen wir nur einen Auszug davon geben, und erwähnen, daß der Zustand der Gräfin sich täglich verschlimmerte und sie endlich nach Krakau in die Abtheilung für Irren des dortigen Spitales gebracht werden mußte. Dem Einfluße Brzozowskis war es gelungen, bei den Gerichten den entfernten Verwandten des Grafen zu verdrängen und die Ernennung des Grafen Drahomirsky und Rebinskys als Vormünder zu erwirken. Rebinsky nahm die Verwaltung sämmtlicher Güter über sich, den jungen Grafen aber, das Kind, nahm er mit sich nach Warschau.

Was mochte ihn wohl dahin gezogen haben?

Von den bedeutenden Summen, welche der Verstorbene in seinem Schreibpulte verwahrt hatte, war bei der Aufnahme des Inventars nichts zu finden. Der Gerichtsbeamte schrieb: Baares Vermögen — keines.

Was mochte wohl aus den Summen geworden sein?

Omnia ad majorem Dei gloriam.

XXI.

Nach fünf Jahren.

Wir verlassen nun den vereinsamten Herrensitz von Bielow, welcher der Schauplatz der merkwürdigen Ereignisse gewesen, die wir in den früheren Capiteln erzählt haben und begeben uns nach der

Hauptstadt des Königreichs Russisch-Polen, wo nun sämmtliche handelnde Personen unserer Geschichte versammelt sind. Mit dem Raume wollen wir auch einen Sprung in der Zeit machen, um den freundlichen Leser nicht durch Aufzählung gleichgiltiger und weniger spannender Ereignisse zu ermüden. Unser Manuscript läßt sich zwar des Breiteren darüber aus, allein auch hier wollen wir nur einen kurzen Auszug geben, und gleich zu jenem Zeitpunkte übergehen, wo unsere Geschichte wieder anfängt, spannender zu werden.

Fünf Jahre waren vergangen, Jahre voll großer Thaten, welche die Welt erschütterten und die Verhältnisse Europas umgestalteten. Napoleon hatte sich zum Kaiser gemacht und große Schlachten geschlagen und gewonnen. Die Franzosen waren in Wien eingerückt, Oesterreich war gedemüthigt worden und hatte einen großen Theil seiner Provinzen verloren. Im Jahre 1806 brach der Krieg zwischen Frankreich und Preußen aus; dieses wurde bei Jena besiegt, der ganze Norden Deutschlands fiel in die Hände der Franzosen und im Herbste desselben Jahres nahten sie sich den Grenzen jenes Theils von Polen, der unter preußischer Herrschaft stand. Das ganze polnische Volk war in fieberhafter Aufregung und alle Blicke richteten sich nach ihren Befreiern. Viele Polen aus Galizien, Russisch-Polen, Posen verließen ihr Vaterland, griffen jubelnd zu den Waffen, und stellten sich in die Reihen der Sieger, welche sie für ihre Befreier hielten, und von denen sie erwarteten, daß sie das alte Polenreich in seiner ganzen Größe wieder aufrichten würden. Allein der korsische Despot hatte das nicht im Sinne. Es war ihm nur darum zu thun, sich im Norden Europas einen Stützpunkt zu verschaffen, um von dort aus später über den einzigen mächtigen Gegner, der ihm noch gegenüber stand, herfallen und ihn dann vernichten zu können.

Diese nationale Erregung, welche sich des polnischen Volkes bemächtigt hatte, war sehr erklärlich. Sie lag theilweise in seinen Schicksalen, theilweise in seinem Nationalcharakter. Sein Schicksal im letzten Jahrhundert war hart; es ist das Schwerste, was eine Nation treffen kann, geknechtet, unterdrückt und getheilt zu werden. Dreimal hatte es dieses Loos gehabt, und das Land seufzte unter dem Drucke fremder Bayonnette. Ist es zu verwundern, wenn eine solche Nation beim Herannahen einer siegreichen Armee vom Freiheitstaumel erfaßt wird, und voll kühner Hoffnungen in die Zukunft blickt. Bei jedem Volke wäre das der Fall gewesen, um wie viel

mehr nicht bei dem polnischen, dessen ritterlicher Charakter es um so mehr zu großen Thaten befähigte. Der Pole ist kein Freund der Reinlichkeit und der Ordnung: das beweist jedes Haus, jedes Dorf, jede Stadt, das beweist ihre Geschichte. Ihre Reichstage entrollen uns ein großartiges Bild voll Mißtrauen, Unverträglichkeit, Ränkesucht, von Parteileidenschaft und Selbstsucht, von Mangel an Selbstständigkeit und Entschlossenheit. Allein drei große Eigenschaften kann man ihnen nicht streitig machen: den Ruhm der Tapferkeit, eine beispiellose Vaterlandsliebe und eine grenzenlose Begeisterung für die Freiheit. Diese beiden letzteren können wohl zurückgedämmt und auf kurze Zeit in Fesseln geschlagen, aber niemals ganz ausgerottet werden.

Der Pole ist ein geborner Krieger. Er besitzt Durst nach Ruhm und seine reiche Phantasie läßt ihn jedes Ungemach, alle Strapazen mit Leichtigkeit ertragen. Die Phantasie ist die Mutter der Hoffnung, sie schafft Selbsttäuschung und goldene Träume. Der Pole kann geschlagen, gefangen werden, Alles verloren sein, aber die Hoffnung gibt er nicht auf.

So standen die Dinge in dem Augenblicke, als wir den Faden der Erzählung wieder aufnehmen. Die Gräfin war, wie wir am Schlusse des vorigen Kapitels berichteten, nach Krakau gebracht worden. Zwei der geschicktesten Aerzte behandelten sie, allein ihr Geisteszustand sprach allen menschlichen Bemühungen Hohn, ihr Geist war und blieb verwirrt, und die Krankheit wurde endlich für unheilbar erklärt. Die Aerzte setzten zwar einige Hoffnung auf ihre Wiedergenesung, auf die interessanten Umstände, in denen sie sich befand, und welche sie nicht ohne Staunen während der Behandlung entdeckt hatten. Der entscheidende Moment nahte heran und brachte wirklich auch eine Lösung, das heißt der Tod erlöste sie von allen Uebeln. Sie starb an den Folgen ihrer Entbindung, und kurz darauf das Kind, dem sie das Leben gegeben hatte.

Die Jesuiten waren dadurch ihren Hoffnungen auf die Erbschaft näher gerückt. Es lebten nur noch drei Menschen, auf welche dieselbe nach rechtlichen Grundsätzen übergehen konnte, Elka, der junge Graf und der entfernte Verwandte, ein armer Edelmann. Auf diese drei konzentrirte sich nun das Augenmerk des Ordens. Der Edelmann hieß auch Zolkiewicz, war aber schon bejahrt und unverheirathet. Nachkommenschaft war daher keine von ihm zu erwarten, und er so-

mit weniger gefährlich. Anders stand es mit Elka und dem jungen Grafen Wratislaw. Beide waren jung und erfreuten sich einer blühenden Gesundheit.

Graf Wratislaw war von Rebinsky nach Warschau gebracht worden. Als Vormund bewohnte der Jesuit den gräflichen Palast mit seinem Mündel, wo dieser unter den Augen Rebinskys erzogen wurde und kräftig heranwuchs. Er war ein lebhafter aufgeweckter Knabe mit offenem Sinne und Empfänglichkeit für Alles, der mit großer Leichtigkeit lernte und den Lehrer durch seine Fragen oft in Verlegenheit brachte. Dieser hütete ihn sorgsam und ließ ihn nicht aus den Augen, um ihn vor fremden Einflüssen zu bewahren. Er sollte so lange unter Rebinskys Leitung bleiben, bis er das Alter erreicht haben würde, wo er groß genug wäre, in ein Jesuitenkollegium in Rom gesteckt zu werden. Dort wollten die Patres sich dann schon weiter seiner annehmen.

Auch Elka bewohnte den Palast, stand jedoch nicht unter der direkten Leitung des Jesuiten. Diese hatte die Tante übernommen, welche ihre Privatwohnung verlassen hatte, und mit ihrer Verwandten nach dem Schlosse gezogen war. Eine der Kammerfrauen und eine andere Dienerin ihrer Stiefmutter waren bei ihr geblieben, und bildeten ihren kleinen Hofstaat. Als die Nachricht von dem Tode ihres Vaters eintraf, lag sie bereits in den Phantasien eines heftigen Fiebers und nur nach und nach, als sie schon lange auf dem Wege der Besserung war, brachte ihr ihre Tante die betrübende Kunde bei. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck dieselbe auf das Gemüth des jungen Mädchens machte, die ihren Vater zärtlich liebte. Sie gab sich im Anfange einem grenzenlosen Schmerze hin. Allein die Zeit, die ja alle Wunden heilt, und für jeden Kummer ein heilendes Mittel ist, übte auch bei ihr eine wohlthätige Wirkung. Sie fügte sich in das Unvermeidliche und die Wogen, welche die Oberfläche ihres leicht erregbaren Gemüthes so tief durchfurcht hatten, legten sich wieder. Dazu kamen neue Eindrücke, die sie von allen Seiten bestürmten, das Leben einer großen Stadt, neue Personen, mit denen sie in Berührung kam, so daß sie rasch auf das Vorgefallene vergaß. Dann trat eine andere Periode bei ihr ein.

Unbeschreiblich war das Erstaunen ihrer Tante, als sie die überraschende Entdeckung machte, daß das junge Mädchen bereits von Baume der Erkenntniß gekostet habe. Sie wollte schier ihren Augen

nicht trauen. Sie drang in dasselbe, ihr zu sagen, wie und wann das Unglück sich ereignet habe, und wer ihr Verführer und der Urheber dieses unglücklichen Zustandes sei. Allein Elka setzte den Fragen ein hartnäckiges Stillschweigen entgegen. Die Fragestellerin erfuhr nichts. Sie machte ihr heftige Vorwürfe und that, als ob das Ende der Welt gekommen sei. Allein es gibt Dinge, die, wenn sie einmal geschehen, sich nicht mehr ändern lassen, und so beruhigte sie sich und ergab sich mit Resignation in den Willen des allmächtigen Schicksals. Sie war ja im Grunde eine kluge Frau und noch dazu eine Polin, und man weiß, was das im Punkte der Liebe heißen will. Sie hatte in der Gesellschaft gelebt, hatte viel erfahren, und die böse Welt behauptete von ihr, daß sie, obwohl unverheirathet, dennoch für sanftere Gefühle und für männliche Schönheit nicht unempfänglich gewesen sei, und wenn man Allem, was über sie erzählt wurde, Glauben schenken wollte, so hatte sie sich selbst schon einmal in ähnlicher Lage wie Elka befunden.

Sie that nun das Vernünftigste, was sie thun konnte. Sie suchte den Zustand Elkas vor der Welt so viel wie möglich zu verbergen, hielt sich jedoch verpflichtet, den Vormund davon in Kenntniß zu setzen. Mit allerlei Umschweifen und Bemäntelungen brachte sie den Gegenstand eines Tages zur Sprache, und theilte ihm denselben in delikatester Weise mit.

Niemand auf der Welt war auf diese Mittheilung weniger vorbereitet und zeigte größeres Erstaunen, als Rebinsky. Molières Tartuffe fordert, um gut dargestellt zu werden, einen ausgezeichneten Schauspieler; Rebinsky bewies in dieser Unterredung mit der Tante, daß er diese Rolle mit Meisterschaft hätte geben können. Er that anfangs sehr entrüstet, sagte aber schließlich man müsse klug sein, und die Sache jetzt nehmen, wie sie ist. Im Interesse des Namens der Familie müsse einem Skandale um jeden Preis vorgebeugt werden. In dem Concilium, welches die beiden nun hielten, wurde beschlossen, die Tante sollte mit Elka den Sommer über Warschau verlassen und eine Reise antreten. So geschah es auch. Wie der Sommer kam, gingen beide — auf's Land.

Als sie im nächsten Herbste wieder zurückkamen, war Elkas Aussehen blühend, wie das einer frischen Rose. Die Landluft hatte ihr vorzüglich angeschlagen. Sie war viel größer und stärker geworden, und das Kindliche, welches sie noch vor einem Jahre, als Rebinsky sie

kennen lernte, an sich hatte, war gänzlich verschwunden. Ebenso wie ihr Körper hatte sich auch ihr Character und ihr Gemüth nach jeder Richtung entwickelt. Hatte sie früher ein lebhaftes feuriges Temperament, so wurde das nun von Tag zu Tag wilder und stürmischer. In ihrem ganzen Wesen war etwas unbeschreiblich Ungestümes, was aber in Verbindung mit ihrer wunderbaren Schönheit einen bezaubernden Eindruck auf alle machte, die sie sahen. Alle Eindrücke waren bei ihr plötzlich und heftig, und hielten nicht lange vor; es trat eine große Unbeständigkeit und eine Neigung zur Abwechslung bei ihr zu Tage, wie es bei Characteren solcher Art nicht selten ist. Sie konnte heute für einen Gegenstand, für ein Buch schwärmen, den andern Tag war er ihr gleichgiltig, sie legte es zur Seite und beachtete es nicht mehr. Sie besaß mehrere Pferde, denn Reiten war ihr das liebste Vergnügen; sie wählte sich immer die wildesten unbändigsten Thiere, und je unzähmbarer desto lieber war es ihr. So hatte sie eines bekommen, für welches sie eine große Neigung gefaßt hatte; sie wollte nur auf ihm reiten, und beachtete die übrigen nicht mehr. Plötzlich schlug diese Vorliebe für das edle Thier in Abneigung um, ohne allen Grund, ohne alle Veranlassung, und von der Stunde an bestieg sie es nicht mehr.

Auch ihr Verhältniß zu Rebinsky erlitt einen plötzlichen unerwarteten Stoß. Vor ihrer Abreise aufs Land liebte sie ihn noch immer, obschon ihre Leidenschaft lange nicht mehr so heftig war, als wie in der ersten Zeit. Als sie wieder zurückkam, hatte sie ihn vergessen. Er war ihr anfangs gleichgiltig und wurde ihr später zuwider. Bei ihm war dieser Umschwung nicht eingetreten. Seine Liebe zu dem schönen Mädchen hatte sich jetzt, wo sein Herz nicht mehr zweien angehörte, nur noch mehr entzündet, er schwärmte für sie, er betete sie an. Die Kälte, welche bei ihr eintrat und die sie auch nicht die Mühe nahm zu verbergen, entflammte ihn nur noch mehr und seine Liebe steigerte sich bis zur Raserei. Sie verweigerte ihm jede Gunstbezeugung; wenn er mit ihr sprach, gab sie ihm oft keine Antwort; wandte ihm den Rücken und sprang fort.

Rebinsky konnte endlich diesen Zustand nicht mehr länger ertragen. Obschon er mit ihr in demselben Hause wohnte, und mit ihr fortwährend in Berührung kam, sei es bei Tische, sei es Abends in Gesellschaft, so fand sich doch nur sehr wenig Gelegenheit mit ihr allein zu sein, und sowie sie bemerkte, daß er Miene machte, es zu

einer Erklärung zu bringen, so wich sie ihm mit einer raschen Wendung aus und war weg.

Eines Tages, es war bald nach ihrer Rückkehr vom Land, im Spätherbste, ging sie in dem großen Garten, der sich hinter dem Palaste befand, allein spazieren. Sie war eben von einem Ritte zurückgekommen und nachdem sie vom Pferde gestiegen, in die hohen mit Statuen geschmückten Alleen hinausgetreten. Die Schleppe des Reitkleides hatte sie über den linken Arm geschlagen und in der rechten Hand führte sie eine kleine Reitpeitsche mit goldenem Knopfe, womit sie Streiche in die Luft führte und Blätter von den Bäumen schlug. Das dürre Laub, das der Wind herabgeweht hatte, bedeckte in dichten Massen den Boden und rauschte, als sie es mit ihren kleinen Füßchen muthwillig vor sich herstieß.

Rebinsky hatte sie von seinen Fenstern aus erblickt und war eilig in den Garten hinabgegangen. Die Gelegenheit schien ihm günstig, er wollte sie um jeden Preis benützen. Auf Umwegen eilte er raschen Schrittes an das Ende der Allee und verbarg sich hinter dem Postamente einer der vielen Statuen, die aus Sandstein gehauen den Garten schmückten. Nichts ahnend schritt sie den breiten Weg zwischen den hohen Stämmen hinab und stand plötzlich vor dem Jesuiten, der bei ihrer Annäherung aus seinem Verstecke herausgetreten war. Sie sah ihm fest in's Gesicht, als wollte sie sagen: Ich weiß, daß Du diese Gelegenheit ergreifen würdest, mich aufzusuchen. Was willst Du? sprich! Rebinsky trat schnell an sie heran und wollte ihre Hand ergreifen. Sie machte aber eine rasche Bewegung und wich ihm aus.

— Warum entziehst Du mir deine Hand, süße Elka? rief Rebinsky, dessen Herz beim Anblicke des schönen Mädchens heftig hämmerte.

— Wozu bedarf es meiner Hand? Ich kann ohne sie vernehmen, was Sie mir zu sagen haben.

— Ach, seufzte Rebinsky, wie kalt Du geworden bist! Es gab eine Zeit, wo Du nicht so warst.

— Bin ich kalt geworden?

— Wie kannst Du noch fragen! Du weichst mir aus, Du fliehst mich, wo Du doch früher selig warst, einige Augenblicke allein bei mir zu sein.

Elka erwiderte nichts.

— Sprich, theure Elka, liebst Du mich nicht mehr? Willst Du mir Dein Herz entziehen? Was habe ich Dir gethan?

— Weshalb diese Fragen!

— Weshalb? Weil mich diese fürchterliche Qual, die mir der plötzliche Umschwung in Deinem Benehmen bereitet hat, namenlos unglücklich macht. Ich muß um jeden Preis wissen, woran ich bin. Sprich, liebst Du mich denn nicht mehr?

Elka sah ihm ruhig ins Gesicht und erwiderte darauf fest: Nein!

— Ist es möglich, rief Rebinsky erschüttert aus, daß ein menschliches Herz so schwach und wankelmüthig sein kann! Ist das die unverbrüchliche Treue, die Du mir geschworen, sind das die Eide, in denen Du mir versichertest, Du wollest mir ewig angehören?

Elka machte ein Mäulchen, was ihr ganz allerliebst stand, und erwiderte darauf verächtlich:

— Ah, um die Eide! damals war ich berauscht, und wußte nicht, was ich sagte.

— So? Und jetzt bist Du nüchtern geworden?

— Vollkommen.

Rebinsky ließ den Kopf und beide Hände sinken und sah tief betrübt zu Boden, während dem Elka mit der gleichgiltigsten Miene ihre Reitpeitsche in der Luft herumfuchtelte, und noch einige verspätete Blätter von den Zweigen schlug.

— Womit habe ich Dich denn beleidigt? Womit habe ich Dich gekränkt? nahm Rebinsky das unterbrochene Gespräch wieder auf.

— Sie haben mich nicht beleidigt.

— Warum entziehst Du mir dann das trauliche Wörtchen Du, was Du so reizend aussprechen konntest, wenn Du an meinem Halse hingst?

— Das war damals, sagte sie lachend. Jetzt bin ich um ein Jahr älter geworden.

— O über den Wankelmuth des weiblichen Herzens, rief er aus, welches keine Beständigkeit kennt! Ich beschwöre Dich, theure Elka, laß mich nur ein einziges Mal dieses süße Wort hören!

— Ist nicht nöthig, sagte sie. Was soll ich Du sagen, wenn mein Herz nichts dabei fühlt? Ich sage Ihnen noch einmal, der Rausch ist verflogen, ich bin nüchtern geworden. Wozu überhaupt diese Fragen? Bemühen Sie sich nicht, etwas was todt ist, wieder ins Leben rufen zu wollen. Vor Allem muß ich bitten, keine

Vorwürfe! Wenn Jemand dazu das Recht hatte, so wäre ich es. Sie haben meine Schwäche, meine Unerfahrenheit benützt, Sie haben mich verführt! Sie wissen, was die Folgen davon waren! Habe ich mich je mit einem Worte darüber beschwert, habe ich geklagt, nein! Ich habe ruhig die Folgen getragen.

— Aber bedenke doch, daß noch ein Band existirt, welches uns ewig verbindet. Denke doch an unser Kind!

— Oh, sagte sie lachend, der Kleine ist frisch und munter.

— Liebst Du denn Deinen Sohn nicht?

— Doch! erwiderte sie.

— Und der Vater könnte Dir gleichgiltig sein?

Für Elka hatte dieses Gespräch schon zu lange gedauert. Sie wurde ungeduldig und rief mit Heftigkeit aus:

— Brechen wir ab! Sie langweilen mich.

Wenn ein Weib einem Manne sagt: Sie langweilen mich, dann mag er nur getrost jede Hoffnung aufgeben, die er etwa noch hegen könnte.

Rebinsky stand wie vernichtet, und es war ihm, als müßte er vor Uebermaß der Erregung zu Boden sinken. Elka kümmerte sich nicht darum, kehrte ihm den Rücken und ging schnell dem Schlosse zu. Man glaube aber ja nicht, daß Rebinsky sich dadurch entmuthigen ließ; durch diesen Widerstand wurde er nur aufs höchste gereizt, und sein Ehrgefühl als Mann regte sich. Zornig ballte er die Faust und rief aus:

— Ich langweile Dich?! Wohl! Ich will sehen, ob ich Dir nicht Kurzweil verschaffen kann. Ich will andere Mittel ergreifen, um Dich an mich zu fesseln. Du mußt wieder mein sein, koste es was es wolle.

Elka hörte diese Worte nicht mehr, und war eben in dem Portale verschwunden. Auch Rebinsky ging nun raschen Schrittes dem Palaste zu. Plötzlich blieb er stehen, ein schrecklicher Gedanke durchzuckte ihn.

— Sollte es möglich sein, daß sie einen Andern liebte? Aber wen? Wer könnte es sein, der mir ihr Herz geraubt? Sollte sie während ihrer Abwesenheit Jemand kennen gelernt haben? Das muß ich erfahren.

Er stieg rasch die Treppe hinauf und ging zur Tante. Elka

kleidete sich eben aus und er traf somit jene allein. Ohne Umschweife ging er gerade auf die Sache los.

— Ich habe eine Bemerkung gemacht, sagte er, indem er sich zu ihr setzte.

— Welche?

— Es scheint mir, meine Mündel hat abermals ihr Herz verloren.

— Nicht möglich! rief die Tante, und legte das Buch weg, in welchem sie eben las.

— Ich glaube mich nicht zu täuschen. Beantworten Sie mir einige Fragen. Hat Ihnen Elka niemals Andeutungen über ihre erste Liebe gemacht?

— Nein, nie.

— Haben Sie keine Ahnung, wer der Vater des Kindes sein mag?

— Nein, sie schwieg immer beharrlich, wenn ich sie fragte.

— Hat sie während ihrer Abwesenheit von hier Niemand kennen gelernt?

— Nein. Wir lebten äußerst zurückgezogen und sahen Niemand. Die wenigen Männer, welche in dem kleinen Orte mit uns in Berührung kamen, waren sämmtlich ältere Leute, und gehörten nur den untersten Classen an.

— Dann muß sie jedenfalls hier mit Jemand ein Verhältniß begonnen haben.

— Woher vermuthen Sie das?

— Ich kann Ihnen das jetzt nicht mittheilen. Es sind blos Vermuthungen, allein ich glaube mich nicht zu irren. Ich fürchte sehr, daß das leichtsinnige Mädchen einen neuen Fehltritt begehe, durch welchen ihre ganze Zukunft zu Grunde gerichtet würde. Bei ihrem heftigen, leidenschaftlichen und sinnlichem Temperamente ist so etwas leicht möglich. Davor muß sie bewahrt werden.

Sie haben allerdings Recht, und ich habe selbst schon diese Betrachtungen gemacht. Wie wollen Sie dies aber erreichen?

— Ganz einfach dadurch, daß ich sie in ein Kloster bringe. Sie mag dann dort bleiben, bis zu dem Augenblicke, wo wir eine passende Partie für sie gefunden haben und sie sich verheirathen wird. Ihr Mann mag dann sehen, wie er mit ihr fertig wird. In der Clausur bei dem strengklösterlichen Leben und unter der Aufsicht der

Nonnen werden ihr alle Liebesgedanken vergehen. Sie zählt jetzt fünfzehn Jahre, und das ist bei Mädchen, namentlich bei so früh entwickelten wie bei Elka, die gefährlichste Zeit.

— Ich bin ganz Ihrer Ansicht, erwiderte die Tante, allein Sie dürften bei ihr auf großen Widerstand stossen.

— Das mag sein, es wird ihr nichts nützen. Ich bin Vormund, und was ich beschließe, hat zu geschehen. Ich habe nicht den leisesten Zweifel, daß mein Mitvormund Graf Drahomirsky vollkommen damit einverstanden sein wird, wenn ich ihm die Gründe auseinander setze, welche mich zu diesem Schritte bestimmen. Ich werde ihm noch heute schreiben, und sowie seine Antwort eingetroffen, sogleich handeln. Uebrigens braucht sie eigentlich gar nichts davon zu wissen, wir bringen sie einfach in's Kloster, ohne ihr etwas davon zu sagen.

— Das wird das Beste sein.

— Sie, Frau Gräfin, mögen dann die Güte haben, sie manchmal zu besuchen, und nachzusehen, ob ihre Erziehung dort nach Wunsch geleitet werde. Der junge Graf bleibt unterdessen unter Ihrer Aufsicht und Leitung, bis er so weit herangewachsen, männlichen Händen anvertraut werden zu können.

Davon, daß er denselben in das Jesuitenkollegium in Rom bringen wollte, sagte er nichts.

Rebinsky hatte allerdings die Absicht, Elka in ein Kloster zu bringen, sie sollte jedoch nur so lange dort bleiben, bis die strenge Zucht und die Langeweile sie mürbe gemacht hätte, was, wie er hoffte, bei ihrem lebhaften Wesen bald der Fall sein würde. Er dachte auf diesem Wege das zu erreichen, was er jetzt durch ihren freien Willen nicht erlangen konnte.

Die Antwort des Grafen Drahomirsky ließ nicht gar zu lange auf sich warten, und fiel zustimmend aus. Eines Tages lud die Tante Elka ein, sie zu begleiten, sie wolle eine Verwandte im Benediktinerinnenkloster besuchen. Das junge Mädchen, welches noch nie ein solches gesehen hatte, war sogleich bereit mitzugehen, und die Damen fuhren sogleich dahin. Hätte Elka geahnt, was ihr bevorstand keine Macht der Erde hätte sie bestimmt, die Pforte zu betreten. So aber ging sie nichtsahnend mit ihrer Tante, und durchschritt sorglos die heiligen Räume. Man führte sie in das Sprechzimmer, wo sie sich setzten. Bald darauf kam die Oberin, begrüßte sie, ging sogleich mit der Tante wieder weg, und ließ Elka allein. Diese

glaubte, die Tante besuche jetzt ihre Verwandte. Sie wartete daher geduldig ihre Zurückkunft ab, allein es verging eine Stunde, die Tante kam nicht. Sie wurde ungeduldig, ging im Sprechzimmer auf und nieder, und sah zum Fenster hinaus. Die Aussicht führte auf einen kleinen, von hohen Mauern umschlossenen Hofraum.

Endlich erschien eine Klosterfrau, und lud sie ein, ihr zu folgen. Man bringt mich jetzt zu der Verwandten, dachte Elka und ging mit. Die Schwester führte sie durch lange gewölbte Gänge, die mit Heiligenbildern und Kreuzen geschmückt waren, über breite Treppen hinauf in ein oberes Stockwerk. Dann öffnete die Nonne die Thüre einer Zelle, und hieß Elka eintreten. Sie befand sich nun in einem engen Raume, der einem Gefängnisse ähnlich sah. Das kleine Fenster war hoch vom Boden angebracht und vergittert. Außerhalb desselben verhinderte eine sogenannte „Nase", ein sich nach oben erweiternder Brettervorschlag, jede Aussicht in's Freie und gestattete nur ein Stück Himmel zu erblicken. In der Zelle stand ein schmales Bett, ein Stuhl, ein Betschemel und ein kleines unverschließbares Kästchen für Wäsche.

Elka sah sich verwundert um, und fragte dann die Klosterfrau, welche mit dem Rosenkranze in der Hand neben ihr stand:

— Ist das das Zimmer der Verwandten?

— Welcher Verwandten?

— Der Cousine meiner Tante.

— Ich kenne keine solche hier im Kloster. Es ist Ihre Zelle.

— Meine Zelle? rief das Mädchen mit dem Ausdrucke des größten Entsetzens aus.

— Ja.

— Soll ich denn hier im Kloster bleiben?

— Wahrscheinlich.

— Daraus wird nichts! schrie sie und wollte zur Thüre hinaus.

In diesem Augenblicke trat die Oberin ein. Die Klosterfrau verneigte sich demüthig vor dieser und sagte: Hier ist die ehrwürdige Oberin, sie wird Ihnen das Weitere sagen.

— Das soll meine Zelle sein? Was hat das zu bedeuten?

— Es hat zu bedeuten, daß Sie hier einige Zeit unser Gast sein werden.

— Nie und nimmer, rief Elka heftig. Das kann nicht sein, ich bleibe nicht hier!

— Beruhigen Sie sich, mein Kind, erwiderte die würdige Frau, und ergeben Sie sich in das Unvermeidliche.

— Lassen Sie mich, schrie nun Elka vor Angst; ich will fort, ich will weg von diesem gräßlichen Orte. Madame!

Die Oberin hielt sie zurück.

— Ich bin keine Madame, sondern nur die arme sündige Schwester Ludmilla und Oberin des Klosters. Machen Sie keine Versuche, zu entkommen, sie sind nutzlos. Die Pforte ist verschlossen. Ohne meine Erlaubniß verläßt Niemand das Kloster.

— Ich springe zum Fenster hinaus.

— Es ist vergittert, wie Sie sehen.

— Muß ich denn wirklich hier bleiben? sagte Elka händeringend.

— Es ist der Wille Ihres Vormundes und Ihrer Tante.

— Die Abscheulichen! Das ist schändlich, mich so zu behandeln! Was habe ich denn verbrochen, daß man mich lebendig begraben will? Ich will keine Klosterfrau werden.

— Das sollen Sie auch nicht, mein Kind, sprach die Oberin mit sanftem Tone. Sie sollen nur vorübergehend, eine ganz kurze Zeit in Gebet und frommen Andachtsübungen hier zubringen.

— Beten kann ich zu Hause auch, dazu brauche ich nicht das Kloster. Ich hasse das Kloster! setzte sie mit dem Ausdrucke der höchsten Verachtung hinzu.

— Stoßen Sie keine solchen gotteslästerlichen Reden aus, mein Kind, und bedenken Sie, wo Sie sind. Dies ist ein heiliger Ort. Noch einmal, ergeben Sie sich in Ihr Schicksal und richten Sie sich hier ein. Man wird Ihnen Ihre Sachen geben, die soeben angekommen sind.

— Ich will nicht! Ich will nicht! rief Elka mit dem Fuße stampfend, und brach in krampfhaftes Weinen aus.

— Das wird sich geben, sagte die Oberin ruhig, und wandte sich zum Gehen.

Als Elka sah, daß es Ernst war, erfaßte sie das Kleid der Oberin und rief:

— Ich aber sage Ihnen, ich will nicht bleiben oder ich thue mir ein Leides an. Ich will die Tante sprechen, ich will den Vormund sprechen!

— Sie werden in einigen Tagen kommen, Sie zu besuchen.

— So lange kann ich nicht warten. Ich bleibe keine Stunde hier. Lassen Sie meinen Vormund kommen.

Die Oberin zuckte die Achseln.

— Geben Sie mir Papier, ich will ihm schreiben.

Die Oberin dachte einige Augenblicke nach und erwiderte dann:

— Das will ich Ihnen nicht verwehren. Sie sind nur Pensionärin, und als solche ist Ihnen der schriftliche Verkehr mit der Außenwelt gestattet.

Die Oberin rief nun eine Klosterfrau, und befahl ihr das Verlangte zu bringen.

Das arme, von den schrecklichsten Qualen gepeinigte Mädchen kniete sich an den Betschemel, da kein Tisch in der Zelle war, und schrieb in fieberhafter Hast folgende wenige Worte:

Herr Rebinsky!

Ich wünsche Sie dringend zu sprechen. Kommen Sie augenblicklich, — oder Sie werden sehen, was ich thue.

Elka Zolkiewicz.

Die Oberin nahm das Blatt, las es durch, und sagte dann:

— Es soll sogleich bestellt werden.

Lächelnd entfernte sie sich, und dachte dabei: In Kurzem wird der Sturm sich gelegt haben, sie wird ruhiger geworden sein.

Es ist unmöglich, den Seelenzustand und die Stimmung zu beschreiben, in der sich Elka befand. Aber es mochte ihr ungefähr so zu Muthe sein, wie einem Menschen, der nichts ahnend seine Wohnung verläßt, dem sich plötzl ch auf der Straße die schwere Hand eines Polizeisoldaten auf die Schulter senkt und der dabei das fürchterliche Wort hören muß: Ich verhafte Sie; der dann hinter Schloß und Riegel gebracht wird, um dort unter dem Verdachte der Mitschuld an irgend einem furchtbaren Verbrechen, wer weiß wie lange über die Wandelbarkeit menschlicher Geschicke nachzudenken. Außer sich, warf sie sich auf das harte Bett und verbarg schluchzend ihr Gesicht in dem Kissen. Dieser Gemüthssturm dauerte eine gute Weile, endlich ward sie ruhiger. Sie hoffte, Rebinsky würde bald kommen und dann glaubte sie so viel Kraft über ihn zu haben, um augenblicklich diesen Beschluß rückgängig zu machen. Sie fand, daß die Sachen für sie am Ende nicht so schlecht stünden, und gab sich der sichern Ueberzeugung hin, noch desselben Tages aus dem Kloster entlassen zu werden.

Als sich der Sturm etwas gelegt hatte, wischte sie sich die Thränen ab und betrachtete die Zelle mit ihrer Einrichtung. Sie

war reinlich, die Möbel von weichem Holze und die Bettwäsche blendend weiß. Neben der Thüre hing ein Weihwassergefäß, über dem Betschemel ein Crucifix und darunter ein Rosenkranz zu gefälliger Benützung, an der Wand gegenüber eine hölzerne Tafel mit der geschriebenen Hausordnung. Sie las:

Klosterregeln
der Frauen des Ordens der heiligen Benediktinerinnen min. serv.*)

Früh 3 Uhr: Auf das Zeichen der Glocke finden sich alle Schwestern im Chore der Klosterkirche ein, und beten wechselweise die Matutinen der Horae diurnae ab.

Nach dem Chore ist Silentium geboten, und darf bis zur Morgenandacht kein Wort gesprochen werden. Jede Schwester verfügt sich in ihre Zelle und betrachtet hier das Leben der Heiligen, die auf diesen Tag fallen.

Morgens 5 Uhr: Gemeinschaftliche Morgenandacht im Betsaale.

Nach derselben tritt das Colloquium (d. h. die Erlaubniß sprechen zu dürfen) ein, und hat sich jede Schwester an die ihr von der Oberin zugewiesene Arbeit zu machen.

Morgens 7 Uhr: Heilige Messe in der Klosterkirche, von dem hochwürdigen Beichtvater gelesen. Während derselben an den Sonn- und Feiertagen, sowie an den Festtagen Gesang mit Orgelbegleitung, an den Werktagen stille Andacht.

Nach dem Gottesdienste begeben sich die Schwestern in die Krankensäle, in die Küche, den Garten u. s. w. an ihre Arbeit.

Pensionärinnen und Hospitantinnen haben sich an irgend einem niedrigen Dienste zur Uebung der Demuth zu betheiligen.

Mittags 11¼ Uhr: Gemeinschaftliches Prandium im Refectorium. Die Schwestern, mit Ausnahme der Pförtnerin, begeben sich auf das Glockenzeichen in dasselbe, und warten hier stehend auf das Erscheinen der Oberin. Diese ertheilt das Zeichen zum „Benedicite", nach welchem jede Schwester ihren Platz am Tische einnimmt. Jede hat hiebei die Augen demüthig niederzuschlagen, so daß sie nicht weiß, wer neben oder gegenüber sitzt. Während des Essens herrscht strengstes Silentium und wird aus dem alten oder neuen

*) Diese Regeln haben thatsächlich im Benediktinerinnenkloster existirt und sind hier wortgetreu wiedergegeben.

Testamente von einer Schwester vorgelesen. Wenn sich die Oberin erhebt, stehen auch die Schwestern auf und beten das Tu autem, Domine, miserere nobis! Hierauf begeben sie sich paarweise auf das Chor zur Anbetung des Allerheiligsten (adoratio).

Nach derselben ist Freizeit im Garten und das Sprechen wieder erlaubt.

Um 1 Uhr Mittags: Gemeinschaftlicher Rosenkranz im Betsaale. Nach demselben begeben sich die Schwestern wieder an ihre Arbeit.

Nachmittags 3 Uhr: Abbetung der Terzia auf dem Chore.

Abends 6 Uhr: Coena (Abendmahl) im Refektorium. Verhalten wie beim Prandium.

Nach demselben wieder Silentium und begeben sich die Schwestern in ihre Zellen zur stillen Andacht und Betrachtung.

Abends 8 Uhr: Gemeinschaftliches Abendgebet und Schluß der Horae.

Nach derselben hat jede Schwester stille ihre Zelle aufzusuchen und dort so viele Rosenkränze zu beten, als ihr von der Oberin aufgegeben wurden.

Nach 9 Uhr kann jede Schwester sich dem Schlafe hingeben, muß aber die Thüre der Zelle geöffnet lassen und die Arme mit einem Crucifixe in der Hand über der Brust kreuzen.

Bemerkungen: Jede Schwester hat täglich nach dem Aufstehen sogleich die gute Meinung für den kommenden Tag zu erwecken, dem lieben Gott alle Worte, Werke und Gedanken, jede Minute der Zeit und fremdes sowie eigenes Verdienst aufzuopfern.

Jede Schwester hat ferner des Tages über wenigstens 50mal im Stillen das Gloria Patri zu beten und ihr Gemüth durch häufige Stoßgebete in fortwährender Vereinigung mit dem heiligen Willen Gottes zu erhalten.

Jede Schwester hat sich ferner für jeden Tag selbst eine kleine Abtödtung durch Abbruch im Essen, Vermeiden des Schlingens der Hände u. s. w. aufzuerlegen.

Das Gesicht der jungen Gräfin wurde während dieser interessanten Lektüre immer länger, und nahm zuletzt den Ausdruck des unbeschreiblichsten Grauens an.

— Das also ist die Lebensweise in einem Kloster, und so soll ich meine Tage hinbringen? Morgens 3 Uhr aufstehen, zur Uebung

der Demuth die Arbeit einer gemeinen Magd verrichten, nicht sprechen dürfen, wenn es mir beliebt? Den ganzen Tag beten und die Augen niederschlagen? Nein, nein, ich muß fort von hier um jeden Preis.

Zornig riß sie die Klosterregeln in Stücke und warf sie auf den Boden.

Der Nachmittag verging und Niemand kam. Die Oberin wollte sie am ersten Tage noch nicht in die Klosterzwangsjacke stecken, es sollte ihr Zeit gelassen werden zur stillen Betrachtung und Zerknirschung. Um 6 Uhr wurde sie zum Nachtessen gerufen, sie weigerte sich jedoch, ihre Zelle zu verlassen; aller Appetit war ihr vergangen.

Es wurde Abend, sie legte sich endlich zu Bette, da sie nicht mehr hoffen konnte, daß Rebinsky noch kommen würde. Schlaflos verbrachte sie die Nacht, wobei natürlich unzählige Thränleins vergossen wurden.

— Er hat wahrscheinlich meinen Brief noch nicht erhalten, dachte sie; er war gewiß ausgegangen, morgen früh wird er unfehlbar kommen. Es kann unmöglich sein Ernst sein, mich in ein Kloster geben zu wollen, da er mich doch erst vor Kurzem versicherte, daß er mich leidenschaftlich liebe.

Allein sowie jeder Gefangene ohne Ausnahme sich der süßen Hoffnung hingibt, wenn er das Gefängniß betritt, er werde es morgen, übermorgen wieder verlassen und in die goldene Freiheit zurückkehren, so ging es auch Elka. Ein Tag verstrich nach dem andern, sie hoffte und wartete vergebens, Rebinsky kam nicht. Der schlaue Jesuit, dem es durchaus nicht darum zu thun war, sie im Kloster zu lassen, wollte ihr nur erst die Schrecken einer klösterlichen Gefangenschaft zu fühlen geben. Er hoffte, der plötzliche Uebergang von voller Freiheit zu klösterlicher Zurückgezogenheit, die Abwechselung von Vergnügen und einem genußreichen Leben, einsamer stiller Beschauung und strenger Zucht, von einer reichen Tafel, feinen Weinen und der mageren Klosterküche, von ihren Reitpferden nnd den langweiligen Spaziergängen der Nonnen im Klostergarten werde ihre Wirkung nicht verfehlen und sie zahm machen. Er wollte mit einem Worte ihr zeigen, daß er auch einen Willen besäße, und vor Allem die Macht, demselben Geltung zu verschaffen.

Nach acht langen, qualvollen Tagen kam er endlich. Elka befand sich eben in ihrer Zelle. Dort sollte sie während einer Oktave unzählige Rosenkränze beten, während der Stunde, wo den andern

Schwestern Spaziergang im Garten gestattet war, zur Strafe dafür, daß sie die Klosterregeln in der Aufregung zerrissen hatte. Dies sollte ihr einen kleinen Vorgeschmack geben, was ihr blühen würde, wenn sie widersetzlich wäre.

Erfreut sprang sie auf und eilte nach dem Sprechzimmer, wo der Jesuit sie erwartete. Er war allein. Als Pensionärin war sie den strengen Regeln der Clausur noch nicht unterworfen und dem Vormunde gestattet, seine Mündel ohne Zeugen zu sprechen. Elka machte ihm heftige Vorwürfe und schilderte das Trostlose ihrer Lage, die Langeweile, die sie in Gesellschaft der dummen Nonnen, wie sie sagte, und den Eckel, den sie vor dem ganzen Kloster empfinde. Der Jesuit hörte sie ruhig an, und erwiderte kalt:

— Daran sind Sie selbst Schuld.

— Wie so?

— Wie so? fragte Rebinsky erstaunt. Soll ich Ihnen das noch näher auseinandersetzen? Sie wissen, in welchem Verhältnisse wir zu einander gestanden haben, und was zwischen uns vorgefallen. Sie haben mir ewige Treue geschworen und Ihr Wort gebrochen. Sie haben Ihre Denkungsweise gegen mich geändert, Sie behandeln mich ohne Grund kalt und zurückhaltend, Sie haben mit einem Worte unser Verhältniß abgebrochen. Ich will nicht untersuchen, ob Sie dies aus bloßer Laune thaten oder ob diesem Entschlusse ein anderes Liebesverhältniß zu Grunde liegt; allein soviel kann ich Sie versichern, daß ich mein Recht auf Sie, das Sie mir selbst eingeräumt haben, nie aufgeben, und nie gestatten werde, daß ein anderer Mann Sie sein nenne.

— So? sagte Elka. Sie wollen mich also mit Gewalt zwingen, Ihre Geliebte zu bleiben?

— Ich stelle Ihnen die Alternative, entweder das frühere Verhältniß zwischen uns wiederherzustellen oder im Kloster zu bleiben.

— Darauf machen Sie sich nur keine Rechnung. Was zerrissen ist, bleibt zerrissen. Ich kann nicht heucheln, ich kann nicht gegen einen Mann freundlich sein, den ich hasse.

Das letzte Wort betonte sie kräftig. Rebinsky biß sich in die Lippen, und sah sie fest an.

— Ueberlegen Sie wohl, was Sie sagen. Noch ist es Zeit. Es kostet Ihnen nur ein Wort, und die Pforten des Klosters öffnen sich wieder für Sie. Elka, süße Elka, kann das wirklich Dein Ernst

sein? Willst Du wirklich den Mann verstoßen, der Dich über Alles liebt? sprach der Jesuit, und wollte ihre Hand erfassen.

Elka aber wich heftig seiner Berührung aus.

— Ich werde es nie sprechen, verlassen Sie sich darauf.

— Ist das Ihr letztes Wort?

— Ja.

Dann habe ich hier nichts mehr zu thun. Sie werden so lange im Kloster bleiben, bis wir Ihnen einen passenden Mann gefunden haben.

Er verneigte sich höflich und wandte sich nach der Thüre. Elka aber, welcher bei den letzten Worten aus Zorn das Blut in's Gesicht getreten war, rief ihm entrüstet zu:

— Das wollen wir sehen, ob Sie die Macht dazu haben werden. Ich will mit der Oberin sprechen, ihr Alles entdecken und sagen, was zwischen uns vorgefallen.

Mit teuflischem Lächeln erwiederte der Jesuit:

— Das steht Ihnen frei. Es ist aber sehr die Frage, ob es Ihnen nützen wird. Ich glaube vielmehr, daß Sie Ihre Stellung dadurch nur verschlimmern, man wird Sie ganz einfach als geisteskrank erklären.

Er verneigte sich noch einmal und schloß die Thüre hinter sich.

Elka sah nun wohl, daß es bitterer Ernst war. Sie hätte freilich mit einem einzigen Worte ihre Freiheit wieder erringen können, allein so groß war der Trotz und der Starrsinn in diesem kleinen Köpfchen, daß sie eher gestorben wäre, als Rebinsky's Wunsch zu erfüllen. Sie ergab sich daher nothgedrungen in ihr Schicksal und versuchte sich in ihre neue Stellung zu fügen, was aber bei ihrem Charakter ziemlich widerhaarig ausfiel. Sie fürchtete denn doch, daß der Jesuit Ernst machen könne, machte der Oberin keinerlei Mittheilung und schwieg. Die Hoffnung aus dem Kloster zu kommen, gab sie aber nicht auf, sie nahm sich vor, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um dies zu erreichen, und im Nothfalle zu entspringen. Sie führte ihren Vorsatz auch wirkich durch; weil sie sah, daß alle Mittel vergeblich waren, so wollte sie fliehen. Allein Rebinsky hatte gewisse Andeutungen bei der Oberin darüber fallen lassen, man war wachsam, die Mauern des Klosters waren stark und hoch, die Fenster vergittert, und hinter der schweren eisernen Pforte saß ein alter Drache, der die Schlüssel nicht aus den Krallen ließ, und dem mit Versprechungen und Parlamentiren nicht beizukommen war.

So vergingen mehrere Jahre, als der Zeitpunkt nahte, von welchem wir im Anfange des Kapitels gesprochen haben. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß sich Elka höchst unglücklich fühlte. Sie war ruhiger und vernünftiger geworden, und ertrug mit Resignation, was sie nicht mehr ändern konnte. Zwar sagte sie oft, sie werde sterben, allein wenn man jung ist, erträgt man gar viel und stirbt nicht so schnell. Das wilde Feuer ihres Temperamentes war jedoch keineswegs erloschen, sondern nur zurückgedämmt, und sollte später desto verheerender hervorbrechen, wie wir sogleich erfahren werden.

Sie war jetzt vollkommen ausgewachsen, und hatte sich zu einem der vollendetsten Wesen entwickelt, welche je die Natur hervorgebracht. Sie war nun groß und schlank, und doch sehr üppig nnd voll in den Formen; ihre Wangen glühten wie zwei Rosen, trotz der schlechten Klosterkost, über welche sie inwendig höchst gotteslästerlich raisonnirte, da ihr die Lust zu allem äußerlichen Raisoniren durch Strafen, die in diesem Kloster beständig in der Luft schwebten, vergangen war. Selbst die Schwestern, denen doch eigentlich alle irdischen Bemerkungen strengstens verboten sind, konnten sich nicht der Aeußerung erwehren, daß sie nie etwas so Schönes gesehen hätten.

Dabei besaß sie eine wundervolle Stimme und ein großes Talent für Musik. Sie bildete sich rasch im Gesange aus, und lernte mehrere Instrumente spielen. Bald konnte sie in der Kirche bei den Hochämtern singen, und später wurden ihr die Soli's allein anvertraut. Ihr prachtvolles Organ und die Gluth, welche sie in die Töne zu legen wußte, machten sie rasch zu einer unbekannten Berühmtheit. Ganz Warschau sprach von der Nonne bei den Benediktinerinnen und von ihrem wundervollen Gesange. Alle Welt drängte sich an Sonntagen in die Messe der Klosterkirche wie zu einer Oper, und noch lange vor Beginn des Hochamtes war es nicht mehr möglich, einen Platz zum Stehen zu bekommen. Sobald der erste Ton ihres Solo's erklang, wendeten sich alle Augen vom Hochaltare weg und sahen nach dem Chore, auf dem sie freilich nichts erblicken konnten, als vergoldete Gitter, wie sie in allen Klöstern zu finden sind.

Unter den Personen, welche sich jeden Sonntag in die Kirche drängten und niemals fehlten, war auch ein junger Mann. Wir wollen den schönen Leserinnen die Beschreibung seiner Person ersparen und einer jeden derselben gestatten, sich unter ihm ihren eigenen

Geliebten vorzustellen, woraus hervorgeht, daß er sehr schön war, jedoch nur das Wenige hinzufügen, daß er schwarze krause Haare, sehr feurige Augen, blassen Teint und ein allerliebstes Schnurrbärtchen hatte. Im Uebrigen mochte er ungefähr zwanzig Jahre alt sein.

Die schöne Stimme der vermeintlichen Klosterfrau schien auf ihn eine große Macht geübt zu haben; denn er fehlte an keinem Sonntage. Er stand immer auf demselben Platze mit dem Rücken an eine Säule gelehnt und betrachtete unverwandt den Chor. Der heiligen Handlung der Messe schenkte er wenig Aufmerksamkeit, alle seine Gedanken waren hinter dem vergoldeten Gitter. Seine lebhafte Phantasie suchte sich das Bild der Sängerin auszumalen und zauberte ihm eine wundervolle Erscheinung vor die Seele. Er dachte sich, eine so schöne Stimme könne nur aus einem schönen Körper kommen, allein er mußte sich mit den schönen Bildern begnügen, die seinem Geiste vorgaukelten; soviel er auch spähte, das Gitter blieb unbarmherzig, er sah nichts.

Elka jedoch hatte ihn bemerkt. Die Beharrlichkeit, mit welcher er jeden Sonntag auf demselben Platze erschien und nach dem Chore sah, war ihr aufgefallen, und der schöne Jüngling hatte nicht verfehlt, einen tiefen Eindruck auf ihr Herz zu machen. Sie las in seinen Augen das Verlangen und sann auf Mittel, seinen Wunsch zu erfüllen und sich ihm zu zeigen. Die ganze Woche beschäftigte sie sich mit ihm, dachte an ihn, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo sie den Chor betrat und ihn wieder erblicken würde. Sie entwarf verschiedene Pläne, ihren und seinen Wunsch zur Ausführung zu bringen, und sich ihm zu zeigen; allein alle erwiesen sich als gefährlich oder unausführbar. Es mußte auf eine Weise geschehen, die wie Zufall aussah; denn wenn die andern Klosterfrauen ihre Absicht gemerkt hätten, so würde es die Oberin erfahren und dafür gesorgt haben, daß solche Versuche für die Zukunft unmöglich gemacht würden. Endlich fand sie den richtigen Weg.

Im Kloster befand sich ein junges Mädchen, welches von ihren Verwandten dahin gegeben worden war, weil es mit einem jungen Manne gegen deren Willen ein Liebesverhältniß unterhielt und ihn heirathen wollte. Sie war reich, er aber brav und arm, das war Grund genug für jene, ein Veto dagegen einzulegen. Sie sollte also mehrere Jahre im Kloster verbleiben und ihn dort vergessen; sie ver-

gaß ihn aber nicht. Wie Elka hatte sie auch eine hübsche Stimme und wurde gleichfalls beim Kirchengesange verwendet. Die beiden Mädchen standen neben einander und waren innig vertraut geworden. Sie theilten sich alle ihre Gedanken und Empfindungen mit und keine hatte ein Geheimniß vor der andern. Elka erfuhr so die Geschichte von Theresens Liebesverhältniß. Sie zog ihre Freundin ins Vertrauen und beide beriethen nun miteinander, wie sie es anfangen sollten, um sich ihren Geliebten zu zeigen. Wenn ein Weib verliebt ist, so kann man sicher sein, daß sie auch ausführt, was sie will und kein Hinderniß ihr zu groß ist. Sie kamen daher auch bald über das Mittel ins Reine, und setzten es auch richtig mit großem Geschicke ins Werk.

Der Geliebte Theresens versäumte auch nicht, jeden Sonntag die Messe zu besuchen, stand jedesmal auf demselben Platze, nur in einem andern Theile der Kirche, und sah wie der andere junge Pole auch immer unverwandt nach dem Chore. Das hohe Gitter, welches letzteren umgab, bestand aus verschiedenen Theilen. Es gab Abtheilungen, welche wie Fenster herausgenommen werden konnten. Diese waren von Innen mit eisernen Schiebern befestigt, welche jedoch nie geöffnet wurden.

Eines Sonntags vor dem Beginne der Messe, ehe noch die andern Klosterfrauen angekommen waren, schlich sich Therese unbemerkt auf das Chor, und schob die eisernen Riegel jenes Theiles des Gitters neben der Orgel zurück, hinter welchem die beiden Sängerinnen gewöhnlich zu stehen pflegten. Als nun das Amt begonnen hatte, Elka eben mit ihren herrlichen Tönen den ganzen Raum der Kirche erfüllte und alle Blicke sich nach dem Chore richteten, wußte ihre Freundin es so einzurichten, daß sie wie aus Versehen an die Abtheilung des Gitters vor sich stieß, welches nur durch seine eigene Schwere an seinem Platze erhalten wurde. Es wich aus seinen Fugen und stürzte mit großem Gerassel den beiden Mädchen zu Füßen. Sie wurden dadurch der ganzen versammelten Menge sichtbar. Ein Gemurmel der Bewunderung lief durch die Reihen der Andächtigen. Zwar beeilten sich die anwesenden Klosterfrauen, das Gitter sogleich wieder an seinem Platze zu befestigen und die Riegel vorzuschieben, allein der Zweck, den die beiden Mädchen beabsichtigten, war vollkommen erreicht, sie waren von ihren Geliebten gesehen worden. Ein Ausdruck des höchsten Entzückens strahlte aus den Augen der beiden

jungen Männer. Elka ließ sich durch den Zwischenfall nicht stören und sang ruhig weiter, wobei ihre Blicke fest auf den schwarzen Krauskopf gerichtet waren.

Der unvermuthete Anblick hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Die Leidenschaft war in dem jungen Manne auf das Höchste entflammt worden, und auch Theresens Geliebter war glücklich, wußte er ja doch, daß er nicht vergessen wäre. Ein einziger Blick hatte ihm das gesagt.

Dieses Ereigniß wurde von den Klosterfrauen nicht weiter beachtet. Man hielt es für einen Zufall, so geschickt war es ins Werk gesetzt worden. Niemand ahnte, von wem es ausgegangen, und noch weniger, was es für Folgen haben würde. Therese und Elka blieben aber bei diesem ersten gelungenen Versuche nicht stehen, namentlich hatte bei letzterer die Leidenschaft einen hohen Grad erreicht. Durch so lange Zeit alles Verkehrs mit Männern beraubt, brach jetzt ihr heftiges sinnliches Temperament mit Ungestüm hervor, und die so lange gewaltsam unterdrückten Gefühle kamen mit verdoppelter Macht zum Vorscheine. Sie wollte um jeden Preis mit dem schönen Jüngling in nähere Verbindung treten, ihn sehen, ihn sprechen. Zwar wußte sie nicht, wer er war, allein das kümmerte sie wenig; sie liebte ihn glühend, er schien ihre Gefühle zu theilen, und das war ihr genug.

In Klöstern besteht die Sitte, daß täglich eine Anzahl armer Leute zur Klostersuppe zugelassen werden. Das war auch hier der Fall. Um Mittag, wenn die Klosterfrauen ihre Mahlzeit beendigt hatten, harrte bereits eine Schaar armer Weiber vor der Pforte. Mit dem zwölften Glockenschlage öffnete sich diese, und die Bettlerinnen wurden eingelassen. Sie nahmen auf Bänken im Klostergange Platz, eine Schwester sprach ein Gebet, welches jene nachsagen mußten, und als dieses beendigt war, wurde jeder ein Stück Brod und eine Schüssel voll frugaler, eigens für die Armen bereiteten Kost verabreicht. Es war ihnen nur gestattet, eine halbe Stunde zu verweilen, um das Mittagsbrod einzunehmen, wobei sie jedoch von zwei Schwestern oder Pensionärinnen beaufsichtigt wurden.

Die beiden Mädchen hatten es nun so einzurichten gewußt, daß man ihnen diese Beaufsichtigung übertrug. Nun aber war unter den armen Weibern eine, welche Therese von früher kannte, und die auch dann und wann von ihrer Familie unterstützt wurde. Diese ersahen

sie sich zur Vermittlerin. Zuerst machten sie dieselbe durch ihr heimlich zugesteckte Geldgeschenke gefügig, und als die Mädchen ihrer sicher zu sein glaubten, zogen sie sie nach und nach mit der größten Vorsicht in das Geheimniß. Sie ging auch mit Freuden darauf ein, und in der Hoffnung auf reichlichen Geldverdienst versprach sie, was man von ihr verlange. Therese sandte ihrem Freunde einen Brief, den sie unbemerkt in Begleitung eines Goldstückes der Bettlerin zusteckte, worin sie ihn bat, ihr auf demselben Wege zu antworten; zugleich beschrieb sie ihm Elka's Geliebten, sowie den Platz, wo er jeden Sonntag stand, und die Merkmale, woran er ihn erkennen möge. Sie bat ihn ferner, dessen Bekanntschaft zu machen und ihm die Briefe zu übergeben, die er durch ihre Vermittlung von Elka erhalten würde. Das war an einem Sonnabend.

Am anderen Tage konnte man bereits die Wirkungen des Briefes erkennen, und daß er an seine richtige Adresse gelangt sei; denn die beiden jungen Leute standen im vertraulichen Gespräche begriffen nebeneinander. Freude und Genugthuung leuchteten aus ihren Blicken.

Die Mädchen konnten die Klostersuppe kaum erwarten. Als die Stunde schlug, und ihr Liebesbote eintrat, blinzelte sie freundlich mit den Augen, als wollte sie sagen: Alles ist besorgt; ich habe bereits die Antwort in der Tasche. Unbemerkt drückte sie Theresen ein Brieschen in die Hand, welches mit unbeschreiblichem Vergnügen gelesen und sogleich vernichtet wurde. Es enthielt Schwüre der Liebe und Versicherungen ewiger Treue. In demselben war ein anderes, an Elka gerichtetes Blättchen eingeschlossen, das ähnliche Versicherungen enthielt, worin der junge Mann schwur, ihr sein Leben weihen und opfern zu wollen, und den Wunsch aussprach, sie persönlich seiner Liebe versichern zu können.

Sogleich wurden Antworten aufgesetzt und diese auf demselben Wege zurückbefördert. Diese geheime Post arbeitete mit der größten Regelmäßigkeit und Schnelligkeit. Auf einen Brief, heute geschrieben, war am anderen Mittage sicher die Antwort da; nur wurden die Schreiben immer umfangreicher und zuletzt so dickleibig, daß die geheime Zustellung schwer und gefahrvoll zu werden anfing. Auch begnügten sich Therese und Elka nicht mehr mit bloßen Worten, man wollte sich sehen und sprechen. Das war aber ein Wunsch, dessen Ausführung auf die allergrößten Hindernisse stieß. Im Kloster war man sehr wachsam, und bei Tag nicht darauf zu denken. Es

konnte also nur bei Nacht geschehen. Aber wie und wo? Die beiden Liebhaber konnten nicht in das Innere des Hauses dringen; bei der Stille, die in den heiligen Räumen herrschte, würde man sie gehört haben. Es blieb also nur der Garten übrig, in welchen die Mädchen leichter gelangen konnten. Es wurde also verabredet, die beiden jungen Leute sollten des Nachts zu einer Zeit, wenn Alles schliefe, über die Mauer steigen, wo man sie erwarten wolle. Wie sie das ausführen würden, blieb ihrem eigenen Erfindungsgeiste überlassen. Die verliebten jungen Leute standen hierin den Mädchen nicht nach, und wurden dabei sehr von den Umständen begünstigt.

Der Klostergarten stieß an jenen eines Privathauses, in welchem sich Theresens Geliebter eingemiethet hatte. In der bestimmten Nacht warteten die beiden Jünglinge, bis die Stunde schlug, erkletterten dann die Mauer, auf welcher sie eine Strickleiter befestigt hatten, und stiegen in den Klostergarten. Gleich darauf kamen Elka und Therese. Sie hatten sich, sobald die Oberin die nächtliche Zellenvisitation vorgenommen, leise und baarfuß herabgeschlichen, und waren durch die Küche in den Garten gestiegen.

Die Zusammenkunft war wegen ihrer Gefährlichkeit nur eine sehr kurze, allein um desto stürmischer. Wiederum glühende Versicherungen der Liebe und Schwüre ewiger Treue. Man war bald einig, was zu geschehen habe, es gab nur ein Mittel — die Flucht. Diese sollte auch bereits in der nächsten Nacht ausgeführt werden.

Die jungen Männer bereiteten Alles dazu vor und waren mit dem Glockenschlage auf ihrem Posten. Sie warteten eine Stunde um die andere, jedoch vergebens; die Mädchen kamen nicht. Besorgt und geängstigt zogen sie sich vor Anbruch des Tages zurück. Was mochte vorgefallen sein? Sie sollten es durch die Vermittlerin bald erfahren. Die Oberin war nämlich von plötzlichem Unwohlsein befallen worden, und das ganze Kloster in Aufruhr. Die Schwester Küchenmeisterin wurde geweckt, und mußte Feuer machen. Es war die ganze Nacht hindurch ein beständiges Rennen und Laufen, Trepp auf und Trepp nieder mit Wärmflaschen, warmen Umschlägen und Camillenthee, so daß die beiden sich nach ihren Geliebten und der Freiheit sehnenden Mädchen vor Angst und Ungeduld beinahe vergingen. Sie wagten sich nicht aus ihren Zellen, und zitterten, man könnte die Anwesenheit ihrer Geliebten entdecken, was natürlich Alles vereitelt haben würde.

Die Flucht mußte daher verschoben werden, und zwar um einige Tage, bis die Oberin wieder vollständig hergestellt war.

Endlich kam mit Geduld und Ergebung auch dieser heißersehnte Augenblick. Diesmal sollte aber Alles glücklich von Statten gehen. Die Mädchen kletterten wie Gemsen auf der Strickleiter über die Mauer. In dem Zimmer von Theresens Geliebten wechselten sie die Kleidung, gingen dann in aller Stille aus dem Hause, bestiegen einen Wagen, der in einiger Entfernung sie erwartete, und verließen noch in derselben Nacht in Begleitung von Elka's Geliebten Warschau. Der andere aber blieb ruhig in seinem Zimmer, um jeden Verdacht zu vermeiden. Erst einige Tage später verließ auch er die Stadt.

Die beiden Mädchen waren spurlos verschwunden.

XXII.

Die Verfolgung.

Ein Uhr wars, als Elka mit ihrer Freundin das Kloster und bald darauf die Stadt verlassen hatte. Es war die höchste Zeit für sie, das Weite zu suchen, denn schon um 3 Uhr mußte man ihre Flucht entdecken. Als zu dieser Stunde die Glocke läutete und die Nonnen sich im Chore versammelten, vermißte man sie. Die Oberin sandte nun eine der Klosterfrauen in die Zellen der Ausreißerinnen, diese kam aber bald mit der Nachricht zurück, daß die Käfige leer seien. Eine so heilige Handlung wie das Morgengebet darf natürlich durch irdische Dinge nie unterbrochen werden; als es aber beendigt war, begann eine totale Durchsuchung des ganzen Klosters. Alle Räume vom Keller bis zum Speicher wurden durchstöbert, jedoch vergebens. Die Oberin war nun fest überzeugt, daß eine Flucht stattgefunden habe, und hielt es für ihre Pflicht, den Familien der beiden schönen Flüchtlinge sogleich Nachricht davon zu geben. Sie schrieb an jede ein paar Zeilen und theilte in wenigen Worten den Thatbestand mit.

Rebinsky erhielt noch im Bette liegend den Brief der Oberin, und traute kaum seinen Augen, als er den Inhalt las. Ohne sich

lange zu besinnen, sprang er auf und kleidete sich rasch an. Es war unterdessen Tag geworden und ungeachtet der frühen Stunde eilte er sogleich zum Polizeimeister von Warschau. Man bedeutete ihm, derselbe sei noch nicht aufgestanden, da er aber erwiderte, es sei von der höchsten Wichtigkeit und Gefahr auf Verzug, so hieß man ihn warten. Es verging aber wohl eine Stunde, bis er vorgelassen wurde.

Der Polizeimeister Herr von Krasnojeff empfing ihn nicht in der besten Laune, offenbar deshalb, weil er so früh aus dem Schlafe aufgestört worden war. Rebinsky theilte ihm nun den Sachverhalt mit, und bat ihn, augenblicklich alle Hebel in Bewegung zu setzen und kein Mittel unversucht zu lassen, um der Verschwundenen auf die Spur zu kommen.

Haben Sie eine Ahnung, wohin sich die junge Gräfin gewendet haben könnte?

— Nein.

— Haben Sie einen Verdacht, wer ihr dazu behilflich gewesen sein konnte?

— Ich wüßte nicht wer.

— Sie sagen, die Gräfin steht in ihrem neunzehnten Jahre?

— Ja.

— Unterhielt sie vielleicht ein Liebesverhältniß mit Jemand außerhalb des Klosters?

— Mir ist nichts bekannt, scheint mir auch nicht wahrscheinlich. Als wir sie der Obhut der frommen Frauen anvertrauten, war sie noch viel zu jung dazu, und es ist ganz unmöglich, daß sie dort eine Bekanntschaft gemacht habe.

— Der Gedanke liegt aber sehr nahe und ich bin überzeugt, daß ich Recht habe. Man entflieht nicht aus einem Kloster, ohne Mitwisser außerhalb desselben zu haben, die alle Mittel zur Flucht bereiten und sie dann in Sicherheit verborgen halten. Dazu läßt sich aber nicht leicht Jemand herbei, außer ein Liebhaber.

— Allerdings.

— Die Gräfin ist eine vorzügliche Partie, eine der reichsten Erbinnen des Landes, sie soll ferner sehr schön sein, wie Sie sagen, warum sollte sich nicht ein tollköpfiger junger Mensch finden, der einen solchen Schritt wagt. Eigennutz und Liebe sind ja zu Allem fähig.

— Was Sie da bemerken, Herr von Krasnojeff, ist jedenfalls sehr richtig. Allein ich frage Sie, wie soll das junge Mädchen eine solche Bekanntschaft gemacht haben; es ist mir ganz undenkbar.

— Das wird sich Alles zeigen. Es wäre allerdings sehr wichtig gewesen und würde die Nachforschungen erleichtert haben, wenn wir irgend eine Spur gehabt hätten. Sie werden gut thun, sich sogleich zur Oberin zu verfügen und sich bei dieser zu erkundigen, ob sie irgend einen Verdacht habe und auf wen. Ich will mir unterdessen über Alles Raport erstatten lassen, was heute Nacht gemeldet wurde, vielleicht findet sich etwas, das uns als Anhaltspunkt dienen kann. Ferner werde ich alle Polizeiagenten davon in Kenntniß setzen lassen, mit dem Befehle, sogleich ihre Nachforschungen zu beginnen.

Rebinsky verabschiedete sich von ihm und versprach bald wieder zu kommen. Er eilte ins Kloster und wurde sogleich vorgelassen. Die Oberin war außer sich und im höchsten Grade erbittert; sie sagte, das Kloster sei kompromittirt. Sie hatte ebenfalls keine Ahnung, wer dem Mädchen bei der Flucht behilflich sein konnte, nur vermuthete sie bei Theresen, daß der junge Mann, wegen welchem diese ins Kloster gegeben wurde, die Hand dabei im Spiele habe. Seinen Namen und Stand kannte sie nicht, doch das war bei Theresens Familie leicht zu erfahren. Sie erzählte Rebinsky ferner, Elka und Therese seien vertraute Freundinnen und immer beisammen gewesen. Sie wären deshalb, da nach den Regeln des Ordens intime Freundschaften verboten, oft darüber zur Rede gestellt worden. Es scheine ihr sehr möglich, daß eigentlich Therese entführt worden sei, diese Gelegenheit benützt und ihre Freundin mitgenommen habe.

Das war bereits ein Anhaltspunkt. Ein zweiter sollte sich auch noch finden. Rebinsky, der das verliebte Temperament der jungen Gräfin kannte, dachte sich wohl, daß Elka durch ihre klösterliche Abgeschiedenheit im höchsten Grade gelangweilt, daran gedacht habe, irgend ein Verhältniß außerhalb der Klostermauern anzufangen, oder ein schon begonnenes fortzusetzen. Waren nun auch persönliche Zusammenkünfte nicht möglich, so konnte dies ja brieflich geschehen. Er fragte daher die Oberin, ob sie seiner Mündel nie auf einen Briefwechsel gekommen sei. Diese verneinte es.

— Haben Sie schon die zurückgelassenen Effekten in ihrer Zelle durchsucht?

— Wir haben allerdings in den Zellen der Mädchen nach-

gesehen, aber eine eigentliche Visitation fand nicht statt, haben auch nichts Verdächtiges gefunden.

— Lassen Sie doch noch einmal sorgfältig nachsehen, ersuchte sie Rebinsky, ich bitte Sie darum. Es ist von der höchsten Wichtigkeit.

— Die Oberin war damit einverstanden und verfügte sich selbst nach Elkas Zelle. Wohl eine Stunde mußte Rebinsky allein im Sprechsaale warten. Als sie zurückkam, war sie sehr erbittert.

— Nun sehen Sie einmal dieses leichtsinnige Mädchen an, sagte sie, und erklären Sie mir, wie so etwas überhaupt geschehen konnte.

— Was? fragte Rebinsky.

— Trotzdem, daß hundert Augen sie bewachten, daß man sie keinen Augenblick allein ließ und daß sie auf das Strengste gehalten wurde, sind Ihre Vermuthungen begründet. Sie fand Gelegenheit — o Schrecken aller Schrecken! — mit einer Mannsperson einen verliebten Briefwechsel zu unterhalten.

— Ist es möglich?

— O über die verderbte sündige Menschheit! Trotz der mageren Kost, trotz der fortwährenden Andachts- und Bußübungen und Gebeten war es nicht möglich, ihr Fleisch abzutödten und ihre Seele war in den Händen des Teufels.

— Was ist denn geschehen? fragte Rebinsky. So sprechen Sie doch.

Bei der Durchsuchung der Zelle fand sich durchaus nichts Verdächtiges. Als wir jedoch den Betschemel von seinem Platze entfernten, fanden wir unter demselben verschiedene Theile zerrissener Briefe, die ihr unbemerkt entfallen sein mochten. Hier sind sie.

— Geben Sie, rief Rebinsky hastig, und nahm die kleinen Stückchen Papier, welche die Oberin ihm reichte.

Er versuchte dieselben zusammenzusetzen, es gelang ihm jedoch nicht. Der größte Theil fehlte und er konnte nur einzelne Worte herausbringen. Auch rührten die Schriften von zwei verschiedenen Personen her. Die eine war von Elkas Hand, das erkannte Rebinsky sogleich und die Oberin stimmte ihm bei. Er las auf demselben die Worte: Theurer Freund — innigst Geliebter — ewig Deine Elka — kein Opfer für meine Liebe zu — also morgen Nachts —; auf dem andern Papierstückchen von männlicher, aber offenbar entstellter

Hand geschrieben: holder Engel — angebetete Elka — Dein bis in den Tod — für Dich durch die Hölle — mit Theresen —

— Also mit Theresen! sagte Rebinsky. So, so! Da sitzt es. Nun sind wir, glaube ich, auf der rechten Fährte. Die beiden Mädchen sind zusammen fort, wir brauchen nur die Freundin aufzusuchen, dann werden wir auch Elka finden.

Rebinsky flog sogleich zum Polizeimeister, theilte ihm mit, was er in Erfahrung gebracht und übergab ihm die Ueberreste der Briefe.

— Lassen Sie dieselben da, meinte Herr von Krasnojeff, sie werden uns vielleicht gute Dienste leisten. Seien Sie von Ihrer Seite aus thätig, forschen Sie nach und wenn Sie etwas erfahren sollten, benachrichtigen Sie mich augenblicklich davon. Ich für meinen Theil werde nichts versäumen, um die Flüchtigen einzuholen und zurückzubringen.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und ein älterer Herr mit grauen Haaren und grauem Barte trat ein. Es war der Vater Theresens. Er war sehr bestürzt und kam mit derselben Bitte wie Rebinsky, die Hilfe der Polizei zur Ermittelung seiner flüchtigen Tochter anzurufen. Er gab dem Polizeimeister mehrere sehr werthvolle Andeutungen. So sagte er ihm zum Beispiel, daß der Geliebte Theresens bisher die Hoffnung auf die Hand seiner Tochter noch nicht aufgegeben und jeden Sonntag die Klosterkirche besucht habe. Er hätte sich ferner in der letzten Zeit in unmittelbarer Nähe des Klosters eingemiethet, und wenn er auch von seinen Fenstern aus nur hohe Mauern erblicke, so sei dies jedenfalls verdächtig.

Herr von Krasnojeff klingelte und befahl dem eintretenden Polizeibeamten, sogleich in dem besagten Hause Erkundigungen einzuziehen, ob der junge Mann seine Wohnung verlassen habe oder nicht, und sonst etwas Verdächtiges bemerkt worden sei. Zugleich befahl er, den Chef der geheimen Polizei zu rufen.

Der Beamte ging und gleich darauf trat Jaromir Ubryk ein, welcher sich unterdessen zum Chef des geheimen Spürnasenthums aufgeschwungen hatte. In dem Nachtrapporte, den er vorlegte, war auch bemerkt, nicht weit vom Benediktinerinnenkloster hätte vor Mitternacht eine Chaise gehalten und ziemlich lange gewartet. Gegen 1 Uhr seien ein Mann und zwei Frauenzimmer gekommen, schnell eingestiegen und dann in der Richtung des sächsischen Platzes davongefahren.

— Das sind sie gewesen, sagte Krasnojeff; es ist kein Zweifel.

— Es war der Verführer meiner Tochter. Allein er wird doch nicht alle beide entführt haben?

— Das kann auch eine Finte sein, um die unausbleiblichen Nachforschungen auf falsche Spur zu leiten. Wir werden sogleich mehr wissen.

Der Polizeibeamte, welcher abgeschickt worden war, über den jungen Wroblewski, den Geliebten Theresens, sich zu erkundigen, kam zurück und meldete, dieser sei schon sehr früh am Tage vorher nach Hause gekommen, hätte sich bald zur Ruhe begeben, sei unwohl und wäre jetzt noch nicht aufgestanden. Bemerkt hätte man im Hause nichts Auffallendes, auch wäre die Hausthüre des Nachts nicht mehr geöffnet worden.

Das war sehr natürlich, denn Wroblewski's Wohnung lag zu ebener Erde und die beiden schönen Flüchtlinge waren mit Kasimir zum Fenster hinausgestiegen.

Der Beamte meldete ferner, Wroblewski hätte zwar gestern Abend noch Besuch erhalten, derselbe hätte sich jedoch bald wieder entfernt. Wer der Besucher gewesen sei, konnte man nicht angeben; man hatte ihn nur gehört, aber nicht gesehen.

Die beiden Freunde waren so schlau gewesen, sich nie öffentlich zusammen zu zeigen, um jeden Verdacht zu vermeiden.

Rebinsky und der Polizeimeister sahen sich an.

— Wir scheinen auf falscher Fährte gewesen zu sein, sagte Rebinsky. Wroblewski ist der Entführer nicht, denn sonst könnte er nicht jetzt noch ruhig im Bette liegen.

— Das beweist gar nichts, erwiderte Herr von Krasnojeff, dennoch glaube ich Recht zu haben. Er spielt nur Komödie, glauben Sie mir, und weiß um die Sache. Lassen Sie denselben auf Schritt und Tritt beobachten und erstatten Sie mir täglich zweimal darüber Bericht, sagte er zu dem Beamten. Wenn er recht sicher zu sein meint, geht er in die Falle.

Wroblewski war aber klug, jedenfalls klüger als Herr von Krasnojeff und alle seine Schnüffler. Trotzdem, daß zwei Augen Tag und Nacht seine Hausthür beobachteten, kam eines Tages die Meldung, Wroblewski sei fort, man wisse nicht wie und wohin.

Durch diese Berathungen war viel kostbare Zeit verloren worden und der Vormittag herumgegangen. Rebinsky war wüthend,

es war nun schon das zweite Mal, daß er auf dem Punkte stand, alle seine Bemühungen um das Zolkiewicz'sche Vermögen vereitelt zu sehen. Um jeden Preis mußte er Elka wieder zurückhaben. Er hatte Ubryk, dem Chef der geheimen Polizei, eine sehr bedeutende Summe — natürlich nicht aus seinen Mitteln — für denjenigen Agenten gegeben, der ihm den Aufenthalt der Flüchtigen ermitteln würde. Die Agenten arbeiteten, durch dieses Versprechen aufgemuntert, unermüdlich. Kurz nachdem Wroblewski ebenfalls verschwunden war, brachten sie heraus, daß in der Nacht, wo die beiden Mädchen aus dem Kloster verschwanden, ein Wagen mit einem jungen Manne und zwei Damen in einer Poststation nahe bei Warschau angekommen waren und dort die Pferde gewechselt hatten. Da in der frühen Morgenstunde noch Alles schlief und die Pferde nicht sogleich beschafft werden konnten, so wurde der Begleiter der Damen sehr ungeduldig und fluchte mit dem Kutscher; er schien große Eile zu haben. Auch versprach er dem Postillon ein gutes Trinkgeld, wenn er hurtig machen wolle. Versprecht einem polnischen Kutscher ein Glas Schnaps oder ein Trinkgeld, und er fährt Euch, daß Kies und Funken stieben und die Achsen zu glühen anfangen. Bis auf die dritte Station konnte man die Spur der Flüchtigen verfolgen; allein dort hörte die Möglichkeit jeder Nachforschung auf. Der Kutscher, der ihn von dort weitergeführt hatte, kam bis am Abend des nächsten Tages nicht zurück. Der Postmeister sandte, mehr besorgt um seine Pferde als um seinen Knecht, Leute nach allen Richtungen aus, um etwas über sein Verschwinden zu erfahren. Er fürchtete, der Knecht sei, da die preußisch-polnische Grenze nicht mehr weit entfernt war, mit Wagen und Roß durchgegangen. Er that ihm aber Unrecht. Man fand ihn eine halbe Stunde von der Strasse entfernt neben seinem Fuhrwerke sternhagelvoll besoffen im Grase liegen. Als er seinen Rausch ausgeschlafen, wußte er nicht mehr genau anzugeben, wie er dahin gekommen, noch was aus den Reisenden geworden. Er besann sich nur darauf, daß der Herr ihm fortwährend seine Schnapsflasche gereicht und ihm zugerufen habe: Trink! So habe er nach und nach die ganze Flasche ausgetrunken und die Nagelprobe gemacht. Was weiter geschehen, könne er nicht mehr angeben, denn Alles hätte sich vor ihm im Kreise gedreht, woraus sich schließen läßt, daß die Flasche sehr groß gewesen sein mußte; denn ein gesunder polnischer Magen kann etwas vertragen. Da sich nicht weit von diesem Orte ein kleines

Städtchen befand, so dachte Rebinsky, die Flüchtlinge hätten absichtlich den Kutscher betrunken gemacht, um Zeit zu gewinnen, wären zu Fuße nach dem nahen Orte gegangen oder hätten vielleicht mit Vermeidung desselben anderswo die Grenze überschritten, wo sie in Sicherheit waren. In Begleitung eines Polizeiagenten reiste er sogleich nach und erfuhr in dem Städtchen, daß ein junger Mann mit zwei Damen allerdings zu Fuße dort angekommen, und nach kurzem Aufenthalte über die Grenze geeilt sei. Wenige Stunden vor Ankunft des Jesuiten war auch in demselben Gasthause ein junger Mann angekommen, dessen Personalbeschreibung vollkommen auf Wroblewski paßte, hätte dort in der Eile etwas gegessen, und wäre dann zu Fuße fortgegangen; wohin, konnte man nicht angeben. Rebinsky überschritt nun gleichfalls die Grenze, und erhielt auf jeder Poststation neue Bestätigung, daß er den Flüchtlingen auf der Ferse sei und sie wahrscheinlich bald einholen würde. In einer Station traf er sogar den Tisch noch gedeckt mit den Ueberresten einer Mahlzeit, die sie dort verzehrt hatten. Das Glück hielt ihn aber zum Narren, denn von hier aus verlor er ihre Fährte. Auf der nächsten Poststation waren sie noch nicht angekommen. Er ging bis Posen, forschte überall nach, allein vergeblich. Nach vierzehn Tagen kehrte er unverrichteter Dinge nach Warschau zurück.

Unterdessen war aber der Polizeimeister glücklicher gewesen. Er überraschte jenen mit merkwürdigen Enthüllungen. Die Oberin, welche diese so schlau und glücklich ausgeführte Flucht nicht ruhen ließ, zerbrach sich den Kopf, auf welche Weise die Mädchen wohl ihre Correspondenz besorgt haben mochten. Es fiel ihr jetzt auf, daß sich dieselben bei der Vertheilung der Klostersuppe zu schaffen gemacht und stets mit den Bettlerinnen verkehrt hätten; es schien ihr gewiß zu sein, daß eine derselben der Liebesbote gewesen sei. Sie theilte diese Vermuthung dem Polizeimeister mit, und dieser handelte augenblicklich.

Eines Tages, als die armen Weiber das Kloster um die Mittagszeit verließen, wurden sie von Gendarmen in Empfang genommen, unter furchtbarem Geheule und Wehgeschrei nach der Polizei gebracht und dort scharf in's Verhör genommen. Man versprach ihnen Straflosigkeit, wenn sie bekennen wollten. Die Schuldige sank nun sogleich auf die Kniee, und gestand Alles. Sie bekannte, daß sie Thersens Briefe an Wroblewski bestellt habe, daß aber noch ein anderer junger

Mann, der Geliebte Ella's, den sie nicht kannte, dabei betheiligt gewesen sei. Die nun angestellten Nachforschungen führten zu weiteren Entdeckungen. Da sie über die Grenze geflüchtet waren, so mußten sie auch Pässe gehabt haben, und es stellte sich heraus, daß wirklich vier Paßformulare aus dem betreffenden Bureau verschwunden waren.

Einer der Amtsdiener, welcher im Hause wohnte, erzählte nun, Kasimir Ubryk, der Sohn des Chefs der geheimen Polizei, sei ungefähr um jene Zeit eines Nachts in das Bureau gekommen und habe über eine Stunde dort verweilt. Es sei ihm dies damals nicht aufgefallen wegen der Stellung, die sein Vater bekleidete.

In dem alten Ubryk stieg jetzt der Verdacht auf, daß sein eigener Sohn der Entführer der jungen Gräfin sein könnte, was noch dadurch bestätigt wurde, da er seit jenem Abende fehlte und nicht mehr zurügekommen war. Wenn der Vater dies glaubte, so hatte er sich nicht geirrt, denn der junge Mann mit den schwarzen krausen Haaren und dem allerliebsten Schnurbärtchen hatte sich selbst Pässe gemacht und war — Kasimir Ubryk.

XXIII.

Die Doppel-Heirath vor der Trommel.

Die Flüchtlinge hatten das Gasthaus in Sochazew kurz vor dem Eintreffen Rebinskys verlassen, und da ihnen das Ueberschreiten der Grenze auf der Landstraße gefährlich erschien, so waren sie als Spaziergänger an derselben ein Stück entlang gegangen und hatten sie dann ungefähr eine halbe Stunde davon in einem Walde überschritten. Das Wetter war herrlich, und der Tag warm und sonnig. Ein Bauer, den sie auf dem Felde arbeitend antrafen, hatte sich herbeigelassen, ihnen als Führer zu dienen, und geleitete sie nach einem Orte unweit der Grenze, wo sie, wie er sagte, entweder übernachten könnten oder Mittel zu weiterem Fortkommen finden würden. Das Uebernachten so nahe der Grenze wurde aber in dem abgehaltenen Kriegsrathe für gefährlich befunden, man wollte so rasch wie möglich weiterkommen und womöglich jenen Theil von Preußen erreichen, der

bereits von den französischen Truppen besetzt war. Nur dort war vollständige Sicherheit zu hoffen. Ubryk, Wroblewski und die beiden Mädchen lagerten sich daher am Saume eines Waldes unweit des Dorfes, währenddem der Bauer in den Ort ging, um ein Fuhrwerk zu requiriren, welches er auch fand und mit dem er bald zurückkehrte. Die Leute in dem Dorfe waren in letzter Zeit an das Erscheinen von Flüchtigen gewöhnt, die in großen Massen die Grenze überschritten und begeistert für die polnische Sache dem französischen Heere zueilten. Durch die Beförderung derselben erhielten sie einen guten Verdienst, und boten mit Freuden ihre Mitwirkung an. Der Mann, dem das Fuhrwerk gehörte und der es in eigener Person lenkte, blinzelte verschmitzt mit den Augen, als er die beiden Paare erblickte, er wußte gleich, daß hier ein Entführungskasus vorlag und erwiderte Ubryk lächelnd, als dieser ihm Verschwiegenheit empfahl, er möge sich beruhigen, Schweigen läge in seinem eigenen Interesse, er würde sie nicht verrathen. Der Führer wurde gut bezahlt und entlassen. Die Liebenden aber bestiegen unter Scherzen und Lachen das sonderbare Fuhrwerk; es war ein einfacher Bauernkarren, mit drei blinden Pferden bespannt und statt der Sitze mit Stroh belegt. Der Kutscher, der mit solchen Expeditionen vertraut zu sein schien, vermied sorgfältig alle stark besuchten Strassen, wenn man überhaupt in Polen zu der Zeit von Strassen reden konnte, sowie alle Ortschaften, und wählte nur einsame Feld- und Waldwege, wo man selten Jemand begegnete. Das junge Volk im Wagen war über die Massen vergnügt und heiter: man scherzte, lachte, und die heftigen Stöße, welche der Wagen häufig erhielt, wenn er auf den von Radspuren durchzogenen und tief ausgefahrenen Wegen dahinsauste, gaben zu allerlei komischen Scenen Anlaß. So jagten sie vergnügt in die Welt hinein.

Glückliches Alter, das Jugendalter! Man nimmt das Leben so leicht, man kennt keine Sorge, kümmert sich nicht um den morgigen Tag, die ganze Welt erscheint im rosigen Lichte. Es ist unnöthig zu sagen, daß alle vier im Glücke schwammen. Verliebt bis zur Unbesonnenheit schwelgten die jungen Männer im höchsten Entzücken, ihre geliebten Mädchen zu besitzen; diese waren selig, die Freiheit wieder erlangt zu haben, den verhaßten Klostermauern entronnen zu sein, und nach langen Jahren der Kerkerhaft im Uebermaße der Freiheit und des Glückes einer schönen Zukunft entgegenzueilen.

Was diese bringen würde, war ihnen gleichgiltig; sie lebten nur für den Augenblick und dachten nicht an das Weitere.

So waren sie bis Krasniewice gekommen, bei Tag auf Umwegen fahrend, und dann in abseits gelegenen Dorfschaften übernachtend. Dort trennen sich die Straßen. Eine führt südlich nach Kalisch, eine andere geradeaus nach Posen und eine dritte nach Thorn und Bromberg. Sie vermieden kluger Weise sich in Krasniewice sehen zu lassen, bogen nach rechts ab und schlugen den Weg nach Bromberg ein. Der Bauer wollte sie hier verlassen, allein sie stellten ihm vor, daß sie sich leicht einer Entdeckung aussetzen könnten, wenn sie sich in Krasniewice zeigten, ein anderes Fuhrwerk mietheten und so vielleicht die Verfolger auf ihre Spur leiteten. Diese Argumente und noch mehr der für manche Menschen unwiderstehliche Klang des Goldes bestimmte den Fuhrmann, sich dem Willen der Reisenden zu fügen, und er versprach sie nach Thorn zu bringen. Auch hier vermieden sie die Hauptstraße und kamen endlich immer auf Umwegen fahrend in die kleine Festung. Diese war damals schon von den Franzosen besetzt und am Thore wurden sie bereits von französischen Schildwachen angerufen.

Unbeschreiblich war die Freude der jungen Leute, als sie zum ersten Male das Qui vive? vernahmen. Jetzt erst waren sie in Sicherheit und hatten nicht mehr zu befürchten, ausgeliefert zu werden. Das Fuhrwerk mußte halten, ein Offizier trat aus der Wachstube und nahte sich dem Wagen. Verwundert blickte er auf die fröhliche junge Bande, die im Stroh auf dem Wagen saß oder vielmehr lag, und bat höflich um die Pässe. Diese wurden ihm sogleich übergeben, und von ihm vollkommen in Ordnung befunden, natürlich sie waren ja in polnischer Sprache geschrieben. Er warf einen Blick hinein, ersuchte Ubryk abzusteigen und ihm in die Wachstube zu folgen, Die Damen bat er, sich darüber nicht zu ängstigen, es geschehe nur deshalb, um Namen und Stand anzugeben, da er der polnischen Sprache nicht mächtig sei. Ubryk folgte ihm mit Vergnügen und kehrte bald mit den visirten Pässen und in Begleitung des Offiziers zum Wagen zurück.

— Werden Sie hier bleiben oder weiterreisen? fragte er artig.

— Wir denken hier Rast zu machen.

— Wo werden Sie absteigen?

— Das weiß ich nicht, erwiderte Ubryk. Wir sind hier nicht bekannt. Können Sie uns vielleicht einen guten Gasthof empfehlen?

— Das hat seine Schwierigkeit, entgegnete der Offizier mit der äußersten Höflichkeit. Die Gasthäuser sind hier alle erbärmlich, und zudem ist jeder disponible Raum von Offizieren belegt. Sie werden Schwierigkeit haben, ein Unterkommen zu finden.

— Was ist dann zu thun? fragte Ubryk besorgt. Es wäre vielleicht besser, gleich bis Bromberg weiter zu reisen.

— Das dürfte den schönen Damen, die wahrscheinlich von der Reise ermüdet sind und der Ruhe bedürfen, zu beschwerlich sein. Auch in Bromberg liegen viele Truppen, mehr noch wie in Thorn und die Straße zwischen beiden Städten ist durch die vielen Geschütz= und Provianttransporte, sowie durch die Truppenzüge beinahe unfahrbar geworden. Wenn Sie mir aber erlauben wollen, mich Ihrer anzunehmen, so will ich für Ihr Unterkommen Sorge tragen, und hoffe wenigstens den Damen ein konvenables Logis auszumitteln.

Sein Antrag wurde mit Freuden angenommen und jener rief nun einen Soldaten der Wache, befahl ihm die Fremden nach seinem Gasthofe zu geleiten und der Wirthin zu sagen, sie solle dieselben auf solange nach seiner Stube führen, bis er selber käme. Dies Anerbieten und der Anblick des Soldaten, der sich anschickte, den Wagen militärisch zu eskortiren, erregte Besorgnisse in dem Gemüthe Elkas. Sie glaubte einen Hinterhalt darin zu erblicken und irgend eine gefährliche Absicht des Offiziers für ihre Sicherheit. Besorgt sah sie Kasimir an, und wollte eben etwas erwidern, als der Offizier ihr ins Wort fiel. Er hatte den Blick der jungen Gräfin bemerkt und ahnte, was in ihr vorging.

— Seien Sie unbesorgt, mein Fräulein, sagte er in verbindlichem Tone. Diese bewaffnete Begleitung hat nichts zu bedeuten, Sie sind und bleiben vollkommen frei. Sie befinden sich hier unter dem Schutze französischer Offiziere, von deren ritterlichem Charakter Damen nie etwas Gefährliches zu erwarten haben.

Elka wurde roth, als sie ihre Gedanken errathen sah, versicherte ihm, daß er sich täusche, und daß sie sich ihm ohne Besorgniß anvertraue.

Der Soldat begleitete nun die Reisenden nach dem Gasthofe und übergab sie der Wirthin. Sie wurden in das Zimmer des Offiziers geführt, einem der größten und räumlichsten des ganzen

Gasthofes, wo sie sichs solange bequem machten, bis der Offizier von der Wache abgelöst wurde, was bald darauf geschah. Er war die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit selber und fragte die Damen gleich, ob ihnen das Zimmer gefalle. Als sie dieses bejahten, sagte er, sie sollten es für ihr eigenes betrachten, er wolle, solange sie hier blieben, mit einem Kameraden zusammen wohnen, was dieser ihm, so schönen Damen zu Liebe, mit Vergnügen gestatten würde.

Bei der Mittagstafel erregte die Schönheit der beiden Mädchen, insbesondere aber Elkas, bei allen Offizieren, und die Gesellschaft bestand nur aus solchen, die größte Bewunderung. Sie wurden auf eine Weise ausgezeichnet, die sie im Vergleich mit dem bigotten, scheinheiligen und augendreherischen Wesen der stupiden Nonnen wahrhaft entzückte. Als das Diner vorüber war, rückten die galanten Haudegen näher zusammen, neue Flaschen wurden gebracht, und bald waren alle vollkommen mit einander befreundet. Man war voll der heitersten Laune und besonders verfehlte der ungewohnte Wein seine Wirkung auf die beiden Mädchen nicht; sie waren bald in der ausgelassensten Stimmung. Wenn der Kopf vom Weine voll, dann geht der Mund leicht über, und so hatten denn die Offiziere bald herausgebracht, daß sie es hier mit Flüchtlingen zu thun hatten. Elka selbst erzählte ihre und ihrer Freundin Geschichte, welche die höchste Theilnahme erregte, und als man sich spät Abends trennte, schwuren sämmtliche galante Franzosen, sie wollten, wenn es nöthig wäre, mit Freuden ihr Leben für die schönen Polinnen opfern.

Die beiden jungen Mädchen hatten während der ganzen Dauer der Flucht trotz den Zureden und Versicherungen Ubryk's und Wroblewski's in einer unbeschreiblichen Angst gelebt, sie möchten erwischt und dann wieder in's Kloster zurückgebracht werden. Vor diesem hatten sie ein so unendliches Grauen, einen so namenlosen Respekt bekommen, daß sie eher gestorben als wieder dorthin zurückgekehrt wären. Elka äußerte sich sogar öfters, sie wolle lieber als Magd dienen, denn ihre Zelle wieder zu betreten. Sie drangen daher in ihre Geliebten, sobald wie möglich die Doppelheirath zu vollziehen, womit auch diese vollkommen einverstanden waren. Beide Mädchen waren ja reich und aus den besten Familien des Landes und für die Mädchen hatte das den Vortheil, daß, wenn sie einmal verheirathet, das Schreckensgespenst des Klosters für immer verschwand.

Allein die Ausführung dieses Vorhabens war nicht so leicht, als sich die guten Leute vorstellten, sie stießen dabei auf unerwartete Schwierigkeiten. Es wurden dazu allerlei Papiere erfordert, wie Taufschein und dergleichen, und da sie sämmtlich noch nicht volljährig waren, die Einwilligung ihrer Eltern und Vormünder. Daß sie diese je erhalten würden, war nicht die leiseste Hoffnung vorhanden. Es war auch nicht wahrscheinlich, daß ein Priester die Verantwortung auf sich nehmen und sich herbeilassen würde, sie ohne Weiteres zu trauen. Sie machten in allen Pfarreien von Thorn den Versuch, erhielten jedoch überall dieselbe Antwort. Bestechung wäre wohl allerdings möglich gewesen, einer der Pfarrer machte eine dahin deutende leise Anspielung; die Summe aber, die er für die Beruhigung seines Gewissens forderte, war zu bedeutend, als daß Ulbryk und Wroblewski sie hätten erschwingen können. Sie waren zwar ziemlich mit Geld versehen, allein dahin reichte ihre Casse denn doch nicht.

Nun war guter Rath theuer. Was thun? Die Heirathen sollten und mußten sobald wie möglich zu Stande kommen, schon wegen der Sicherheit der beiden Mädchen; denn mit jeder Stunde wuchs die Gefahr; es war wahrscheinlich, ja sogar gewiß, daß ihre Familien Alles aufbieten würden, um sich ihrer wieder zu bemächtigen.

Auf das Tiefste betrübt über ihre vereitelten Hoffnungen, saßen die beiden Paare eines Abends ganz rathlos in ihrem Zimmer. Es wurde geklopft, und ihr neuer Freund, der Lieutenant Villard, kam zum Besuche. Er bemerkte ihre niedergeschlagene Stimmung, und fragte theilnehmend nach der Ursache. Von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an benahm er sich freundlich und zuvorkommend, sie setzten so volles Vertrauen in ihn, daß sie keinen Anstand nahmen, ihm Alles mitzutheilen.

— Wenn es weiter nichts ist, sagte Villard lachend, dann will ich gleich Rath schaffen.

— Wäre es möglich! rief Elka voll Freude aus, das wären Sie im Stande?

— Gewiß. Ich verspreche nie Etwas, was ich nicht halten kann.

— Wie wollen Sie denn das beginnen? fragte Elka neugierig.

— Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen die Antwort darauf schuldig bleibe, schöne Comtesse. Allein Sie können sich auf mein Wort verlassen; ehe der morgige Tag zu Ende geht, sind Sie beide getraut.

— Ach, das ist ja prächtig! jubelte Elka, voll Freude im Zimmer umherspringend und in die Hände klatschend. Ist es aber auch gewiß möglich?

— So sicher, als ich Villard heiße.

— Nun denn, dann will ich mich beruhigen, und sehen, ob Sie Wort halten.

— Wie sieht es aber mit den Zeugen und Beiständen aus? meinte Ubryk. Das wird ein neues Hinderniß sein.

— Das ist das geringste, erwiderte Villard lachend. Ich bedinge mir für meine Vermittlung nichts weiter aus, als daß mir Ihre schöne Braut gestattet, ihr Brautführer sein zu dürfen.

— Das ist selbstverständlich, wenn Sie ihr diese Ehre erweisen wollen. Allein dann fehlen noch immer die andern drei nothwendigen Zeugen.

— Haben Sie denn nicht auf meine Kameraden gedacht? Sie bekommen drei für einen, jeder derselben wird sich glücklich schätzen, bei dieser romantischen Geschichte eine Rolle mitzuspielen und Ihnen diesen kleinen Freundschaftsdienst erweisen zu können. Jetzt aber will ich Sie verlassen, und alles zur Trauung Nöthige besorgen.

Er empfahl sich und gieng. Nicht lange darnach kam er wieder zurück, streckte mit sichtlichem Vergnügen den beiden Mädchen seine Hände hin, die sie sogleich erfaßten, und sagte:

C' est fait; tout est en ordre!

Man kann sich leicht denken, wie diese frohe Botschaft von der kleinen Gesellschaft aufgenommen wurde. Der Lieutenant wurde nun von Allen mit Fragen bestürmt, wie er das begonnen hätte; allein er wollte Nichts verrathen, vertröstete nur immer auf morgen und erwiederte auf Alles: C' est en ordre!

Unter der Tischgesellschaft, die, wie wir bereits erwähnten, außer unsern beiden Paaren ausschließlich aus französischen Offizieren bestand, war auch der Feldkaplan vom 62. leichten Linienregiment, welches zu jener Zeit in Thorn lag. Er war ein jovialer, aufgeweckter, sehr liebenswürdiger Mann, der durchaus nichts Pfäffisches an sich hatte. Er liebte die Gesellschaft, die Freuden der Tafel, und es gingen auch allerlei dunkle Gerüchte, daß er den schönen Töchtern Evas durchaus nicht abhold sei. Wo es einen Spaß gab, war er sicher dabei, und hatte namentlich dem Weine den Krieg erklärt; es war merkwürdig, mit welcher Ausdauer er jeden Tag einer großen

Anzahl Flaschen den Hals brach. Elka's schöne Augen machten wohl einen tiefen Eindruck auf den galanten Kaplan gemacht haben; er suchte sich ihr, wo er nur konnte, zu nähern, und sagte ihr die ausnehmendsten Artigkeiten, daß selbst ein Lebemann, der auf den Parqueten der Salons zu Hause ist, sie nicht feiner hätte vorbringen können.

An ihn hatte sich Villard gewendet und ihm gesagt:

— Lieber Abbé, Sie müssen mir einen Gefallen thun.

— Soll ich Ihnen einen Paß für's Himmelreich ausstellen?

— Mir nicht, aber vier andern sollen Sie dazu verhelfen.

— Parbleu! rief der Pater, der, wenn es darauf ankam, trotz eines Grenadiers von der Garde oder eines Gascogners fluchen konnte, — Parbleu! Vieren auf einmal? Wie soll denn das geschehen?

— Sie sollen mir die beiden Polinnen mit ihren Liebhabern trauen.

— Ah! erwiderte der Abbé, indem er den Lieutenant überrascht ansah.

— Ja, und zwar so schnell wie möglich.

— Warum nicht? Ich habe nichts dagegen, heute noch, wenn Sie wollen.

— Das ist nicht nöthig; aber morgen muß es geschehen. Bis dahin werden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen sein.

— Sind die Papiere in Ordnung?

— Voilà, mon cher, c'est justement le diable! Die sind eben nicht in Ordnung. Die jungen Leute sind ihren Eltern davongelaufen, und besitzen keinen einzigen jener Wische, die ihr Pfaffen zum Vollzuge eines solchen Actes verlangt.

— So, sagte der Abbé gedehnt. Das ist fatal. Unter solchen Umständen dürfte es schwierig sein.

— Es wird Euch doch nicht einfallen, Bedenken dagegen zu erheben?

— Allerdings. Ihr wißt, Freund Villard, nach den Canonen unserer Kirche sollen wir Niemand trauen, der nicht mit den erforderlichen Schriften versehen.

— Bah! meinte der Lieutenant. Was kümmern mich Eure kirchlichen Canonen? Wir sind Soldaten, stehen hier im Felde und kennen nur das Recht der Kanonen unseres Kaisers.

— Wohl wahr; allein wenn ich den Akt auch vollziehe, so kann man mich darüber zur Rechenschaft ziehen.

— Lächerlich! Wer wollte das thun? Heute stehen wir hier, morgen marschiren wir vielleicht über die Alpen, und ich möchte den sehen, der Euch von Eurer Pfarre wegjagte. Thut mir's zu Liebe.

Der Abbé dachte etwas nach und erwiderte dann:

– Gut, ich werde sie trauen. Allein in welcher Kirche soll der Akt stattfinden?

— Darauf werdet Ihr auch, wie auf die Papiere verzichten müssen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die hiesigen Pfarrer ihre Kirchen zu einer illegalen Handlung, wie sie sagen, herleihen werden, nachdem sie ohne Ausnahme ihre Mitwirkung versagt haben.

— Wenn sie das thaten, dann wollen wir sie auch nicht weiter belästigen. Die Vermählung kann in jedem Zimmer vor sich gehen.

— Ihr thut mirs also zu Liebe?

— Ja.

Obschon der Pater auf die letzte Frage mit Ja antwortete, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß er dies nicht seinem Freunde zu Liebe thun würde. Es ist vielmehr großer Verdacht vorhanden, daß bei dieser bejahenden Antwort die schönen Augen Elkas eine weit bedeutendere Rolle spielten.

Am selben Abende noch wurde die fröhliche Nachricht den übrigen Offizieren des Regimentes mitgetheilt, die über das Abenteuer sehr erfreut waren und sich sogleich sämmtlich zu Zeugen anboten. Es wurde verabredet, die Hochzeit sollte am nächsten Vormittage in einem Gasthause vor der Festung am Ufer der Weichsel stattfinden und mit einem großartigen Mahle beschlossen werden. Villard übernahm die Ausführung der nöthigen Vorbereitungen.

Zur bestimmten Stunde war die ganze Gesellschaft in der Schenke versammelt. In einem ziemlich geräumigen Saale des ersten Stockwerks prangte eine lange, mit Blumen gezierte wohlgedeckte Tafel. An dem einen Ende des Saales stand auf dem Boden eine Trommel und hinter derselben an der Wand waren allerlei Waffen zu einem geschmackvollen Ganzen vereinigt worden. Das Haus hielt eine Abtheilung von des Lieutenants Compagnie besetzt, alle andern Gäste waren entfernt worden, und vor den Thüren standen Ehrenwachen. Der Oberst des Regiments selbst, ein liebenswürdiger, schon etwas ergrauter Schnurrbart, ließ es sich nicht nehmen, Gräfin Elka den Arm zu geben und sie in Kirche und Speisesaal zu führen. Theresen führte ein Major.

Der Abbé war der Letzte, der angefahren kam. Er legte seinen Hut ab, hing über den zugeknöpften Rock die Stola, welche ihm der Küstersdienste verrichtende Soldat gegeben hatte, und schritt sogleich zur Trauung. Die beiden Paare traten mit ihren Zeugen vor und stellten sich bei der Trommel auf. Ehe die heilige Handlung begann, nahm der Oberst das Wort und sagte, zu den beiden Mädchen gewendet:

— Wir sind hier zur Vornahme eines feierlichen Aktes versammelt, wobei das ganze Offizierskorps unseres Regiments die Ehre hat, theilnehmen zu dürfen. Gestatten Sie daher, daß Alles einer alten Sitte unseres Regimentes gemäß vor sich gehe. Es ist nämlich Gebrauch, daß Heirathen im Regimente vor der Trommel vollzogen werden.

Zugleich nahm er mehrere Würfel und goß sie aus dem Becher auf das Kalbsfell.

— Diese Würfel, meine schönen Damen, bedeuten, daß die Ehe ein Glücksspiel sei. Wohl dem, der einen guten Wurf thut!

Der Kaplan stellte darauf die üblichen Fragen, legte die Hände der beiden Paare ineinander und vollzog die Einsegnung. Hierauf schritten alle der Reihe nach, die beiden Ehepaare zuerst, dann die Zeugen und alle anwesenden Offiziere zu einem bereitstehenden Tische, und unterzeichneten dort die Eheverträge. Als dies geschehen, wünschte man den Neuvermählten Glück und setzte sich vergnügt zur Tafel. Es ist selbstverständlich, daß auch nicht eine Thräne vergossen und kein Taschentuch benetzt wurde. Alles war in der heitersten, ausgelassensten Stimmung.

Das Mahl war schon beinahe zu Ende, als ein Wagen vor das Haus fuhr. Man beachtete das nicht sogleich und wurde erst darauf aufmerksam, als der Feldwebel eintrat, welcher die Ehrenwache, die das Haus besetzt hielt, kommandirte. Er meldete, es sei ein Gerichtsbeamter aus der Festung in Begleitung eines fremden Herrn angekommen.

— Was will er? fragte der Oberst, der den Vorsitz an der Tafel führte.

— Er wünscht die beiden Herren und Damen zu sprechen.

Bei diesen Worten sahen sich diese bedeutungsvoll an, Elka erblaßte.

— Wer mag das sein? flüsterte sie ihrem Gatten zu.

— Sie sollen eintreten! rief der Oberst.

Der Feldwebel ging und kam mit einem Polizeibeamten von Thorn und einem Fremden wieder.

Dieser Fremde war — Rebinsky.

XXIV.

Rebinsky's Hinrichtung.

Als Elka Rebinsky erblickte, stieß sie einen Schrei aus und sprang auf. Auch ihr Gatte, der jenen nicht kannte, erhob sich rasch, erschreckt durch das hastige Aufspringen seiner Frau, die sich ihm an die Brust warf. Besorgt fragte er sie, was ihr denn sei.

— Das ist er!

— Wer?

— Mein Vormund. Er kommt, mich wieder ins Kloster zu bringen. Ich will nicht, ich verlasse Dich nicht!

— Dich ins Kloster bringen? rief Ubryk aus. Das wollen wir sehen, er soll es nur versuchen. Nur über meine Leiche soll er zu Dir gelangen.

Auf Rebinsky und die Offiziere hatte diese kurze, heftige Scene einen überraschenden Eindruck gemacht. Die Offiziere sahen erstaunt nach dem jungen Ehepaare und dem Jesuiten, und dieser starrte ganz verblüfft theils auf die zahlreiche Gesellschaft, theils wieder auf Elka, die in der größten Aufregung am Halse eines schönen jungen Mannes hing.

Einige Secunden herrschte von beiden Seiten Schweigen; dann nahm der Oberst als Vorsitzender das Wort und sagte:

— Was soll das bedeuten? Was steht den Herren zu Diensten?

Der Polizeibeamte näherte sich ihm nun, grüßte ihn höflich, und sagte in schlechtem Französisch:

— Ich bedauere die Gesellschaft stören zu müssen, allein ich bin beauftragt, meine Pflicht hier zu erfüllen.

— Worin besteht diese? wenn ich fragen darf?

— Es befinden sich hier in Ihrer Mitte vier Personen, welche ich verhaften muß.

— Verhaften? Und weßhalb?

— Weil sie sich heimlich aus Warschau entfernt haben. —

— Das ist noch kein Grund, Jemand zu verhaften, weil er sich heimlich aus einer Stadt entfernt.

— Allerdings; allein die jungen Damen sind aus dem Kloster entsprungen und gegen die jungen Herren liegen schwere Verdachtsgründe vor.

— Und das wäre?

— Sie sind beschuldigt, sich eine größere Summe Geldes widerrechtlich angeeignet zu haben —

— Das ist nicht wahr! Das ist eine infame Lüge! riefen Ubryk und Wroblewski, der sich nun auch leidenschaftlich erhob, zu gleicher Zeit.

— Das wird sich später in der Untersuchung herausstellen; jedenfalls muß etwas Wahres an der Sache sein, sonst würde sich die Warschauer Polizei nicht bewogen gefunden haben, ein Auslieferungsgesuch an uns zu richten. Ich vollziehe hiemit nur meinen Auftrag. Hier ist der Verhaftsbefehl.

Der Oberst warf einen Blick in denselben, er war in polnischer Sprache geschrieben. Zweifelnd blickte er bald nach dem Polizeibeamten, bald auf die jungen Männer, denn es mußte in ihm die Vermuthung aufsteigen, daß doch etwas Wahres an der Sache sein könnte. Ubryk bemerkte was in dem Obersten vorging, und sagte rasch zu diesem gewendet:

— Ich wiederhole Ihnen, Herr Oberst, das ist eine infame Anschuldigung, eine niederträchtige Lüge. Sie kennen die Geschichte meiner Frau und ihrer Freundin; Sie kennen meine und Wroblewskis Verhältnisse. Ich versichere es Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich nur die reine Wahrheit mitgetheilt habe. Man mag in Warschau allerdings über unsere Flucht sehr aufgebracht gewesen sein; das begreife ich. Man mußte dort die Unmöglichkeit einsehen, unser in einem fremden Lande wieder habhaft zu werden, und bedient sich nun dieses gemeinen Mittels, das zu erreichen.

Es lag ein solcher Ausdruck überzeugender Wahrheit in der Offenheit und Heftigkeit, mit welcher der junge Mann das sagte, daß der Oberst seinen Worten unbedingt Glauben schenkte.

— Wir waren allerdings gezwungen, zu unserer Flucht uns Geldmittel zu verschaffen, allein dies geschah auf ehrliche und recht-

liche Weise, und ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß wir sie von einem Juden entlehnt haben.

Rebinsky, welcher bisher geschwiegen hatte, fand nun für nöthig, das Wort zu ergreifen. In geläufigem Französisch sagte er zum Oberst:

— Das sind leere Ausflüchte. Der junge Herr, der soeben sprach, ist der Sohn eines hohen Polizeibeamten in Warschau, und es ist nicht wahrscheinlich, daß der Vater sein eigenes Kind einer That beschuldigen wird, wenn nicht der dringendste Verdacht vorliegt.

— Wer sind Sie, mein Herr!

— Ich heiße Rebinsky und bin der Vormund der Kinder des Grafen Zolkiewicz. Ich muß Sie bitten, Herr Oberst, der Ausübung des Rechtes nichts in den Weg zu legen und den gesetzlichen Behörden zu gestatten, die Flüchtigen zu verhaften.

Mit diesen Worten jedoch hatte der Jesuit einen groben Fehler begangen. Er hatte die Empfindlichkeit des französischen Ehrgefühls auf das Tiefste verletzt. Wüthend sprang der stattliche Mann auf, schleuderte den Stuhl zurück, und brüllte Rebinsky mit zorniger Stimme an:

— Wie unterstehen Sie sich, in meiner Gegenwart von gesetzlichen Behörden zu sprechen? Wissen Sie, wer jetzt die einzige gesetzliche Behörde hier ist? Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Oberst des 62. leichten Linieninfanterie-Regiments der großen französischen Armee, Commandant der Festung Thorn, und als solcher die einzige Behörde, die etwas zu sagen hat. Haben Sie mich verstanden?

Der Jesuit wollte sich eine höfliche Erwiderung erlauben und sich entschuldigen; allein der Oberst fiel ihm mit donnernder Stimme ins Wort:

— Taisez-Vous, sacré-nom de Dieu! Keine Silbe weiter, oder ich lasse Sie augenblicklich krumm schließen.

Der Polizeibeamte, der schon Gelegenheit gehabt hatte, die Franzosen kennen zu lernen, der wußte, daß mit ihnen nicht zu spassen sei, und daß bei ihnen die That auf das Wort wie der Donner auf den Blitz folge, war bei dem Worte „krumm schließen" mit der Schnelligkeit eines Tanzmeisters nach der Thüre retirirt. Er sagte zu Rebinsky auf polnisch:

— Kommen Sie um Gotteswillen, es ist hier nichts zu machen. Er ist im Stande, seine Drohung auszuführen.

Rebinsky war aber nicht so schnell einzuschüchtern; er glaubte das Recht auf seiner Seite zu haben und durch Ueberredung zu erweisen, was er auf gesetzlichem Wege nicht erzwingen konnte.

— Ich erkenne Ihre Autorität vollkommen an, Herr Oberst, erwiderte er mit schmeichelnder Stimme, und bin weit entfernt, Sie beleidigen zu wollen. Ich appellire dagegen an Ihr Ehr- und Rechtlichkeitsgefühl, welches alle Glieder der französischen Nation in so hohem Grade besitzen. Wenn Sie mir die Auslieferung der beiden Herren verweigern, so will ich nicht weiter mehr darauf bestehen, und bitte Sie im Namen einer trostlosen Familie und in meinem eigenen, als Vormund der jungen Gräfin, mir wenigstens nichts in den Weg zu legen, die beiden Mädchen von hier wegzuführen.

— Die Damen sind keine Mädchen mehr, sie sind jetzt Frauen. Vor wenigen Stunden wurde die Trauung vollzogen, wir sitzen hier beim Hochzeitsmahle. Hier ist der Priester, der sie getraut, und hier die legale Bestätigung derselben.

Damit hielt er ihm den vor Kurzen unterzeichneten Akt unter die Nase.

— Können Sie lesen?

Der Jesuit betrachtete die Schrift mit einem sehr zweifelhaften Gesichte. Obschon er gewöhnt war, seine Gefühle zu verbergen, so war er doch diesmal nicht im Stande, den Unmuth ganz zu unterdrücken, den die Nachricht von der vollzogenen Heirath in ihm erregte. Mit der Zähigkeit, die ihn charakterisirte, gab er seine Bemühungen nicht auf und erwiederte:

— Wenn auch die Heirathen vollzogen wurden, so können sie doch von der Familie nicht als giltig anerkannt werden. Zur Giltigkeit einer Ehe ist bei minderjährigen Personen die Zustimmung der Eltern oder Vormünder erforderlich, diese wurde aber nicht gegeben.

— Da sind Sie im Irrthume, ich muß das besser verstehen! rief der Feldpater nun seinerseits ergrimmt aus. Jede Ehe ist giltig, sobald sie von einem Priester vollzogen wurde.

— Sacre tonnerre! fluchte der Oberst. Jetzt fängt mir an, die Galle überzulaufen. Ein so unverschämter Kerl ist mir noch nie vorgekommen. Ich will Ihnen zeigen, mit wem Sie zu thun haben. Es scheint mir, daß Sie gar nicht in der Absicht hiehergekommen sind, die Personen, die jetzt unter französischem Schutze stehen, zu reklamiren, sondern einfach um zu spioniren. Ich betrachte Sie von

jetzt an als russischen Spion, und lasse Sie als solchen arretiren. Sergeant, rief er dem noch an der Thüre stehenden Feldwebel zu, verhaften Sie diesen Menschen, und lassen Sie ihn augenblicklich unter Bedeckung in die Kasematten abführen.

Ehe Rebinsky im Stande war, auch nur eine Silbe zu erwidern, war er schon von ein paar derben Fäusten am Kragen gepackt, die Stiege hinuntergeschleift, gebunden in den Wagen gehoben worden und machte nun in Begleitung von schnurrbärtigen Soldaten eine unfreiwillige Spazierfahrt nach seinem neuen Bestimmungsorte. Der Polizeibeamte war schon früher verduftet.

Der Leser wird nun die Frage stellen, wie Rebinsky von dem Aufenthalte der Flüchtigen Kunde bekam. Dies verhielt sich so. Bei dem Herannahen der Franzosen gegen die russische Grenze und gegen Warschau sammelten die Russen eilig große Truppenmassen in den angrenzenden Provinzen. Es mußte ihnen darum zu thun sein, über die Fortschritte der französischen Armee, über ihre Stellungen und Bewegungen fortwährend genaue Kundschaft zu erhalten. Sie besoldeten zahlreiche Spione, welche ungehindert und unter allen Formen unter ihnen verkehrten, und die damals noch unbewachte Grenze überschritten. Unter ihnen befanden sich sehr viele jüdische Kaufleute, welche der gute Verdienst anlockte, und die ihr Geschäft am besten vor Entdeckung schützte. Ein solcher, ein gewisser Zeitteles, war mit allerlei Waaren nach Thorn gekommen, bald darnach als unsere beiden flüchtigen Paare sich in dem Gasthofe bei den französischen Offizieren einquartiert hatten. Da er seine Pferde in demselben Gasthofe eingestellt hatte, so mußte er die jungen Leute sehen, und vernahm, was von der Dienerschaft des Hauses über sie gesprochen wurde. Er erkannte den jungen Ubryk auf den ersten Blick, und nachdem er seine Waaren verkauft, und nach Warschau zurückgekehrt war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sogleich zum Vater des jungen Mannes zu eilen.

— Herr Baron, sagte er, indem er sich dem Chef der geheimen Polizei mit demüthigen Bücklingen näherte. Hab ich gemacht eine wichtige Entdeckung, wo Sie wird sehr verinteressiren.

— Was ist's?

— Herr Baron, es is eine grausse merkwürdige Entdeckung.

— Heraus damit!

Der Jude kratzte sich am Kopfe, und sagte dann:

— Bevor ich es Ihnen aber sage, möchte ich mir doch ganz unterthänigst erlauben, Ihnen zu stellen a kleine Frag'.

— Was willst Du, sprich!

— Möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, was ich davor krieg'.

— Was Du dafür kriegen wirst? Was sie werth ist.

— Wie haißt, wer kann sagen, was eine Entdeckung werth is! Kann man sie doch nicht messen nach der Elle, kann man sie nicht verkaufen nach'm Pfund. Für den einen kann sie werth sein hundert Gülden, für den andern kane drei Groschen.

— Wieviel verlangst Du denn für Deine Neuigkeit? sagte Ubryk lachend, der seinen Mann kannte und von dem er wußte, daß er ein für solche Geschäfte sehr brauchbares Subjekt war.

— Ich wills Ihnen sagen, wenn Sie mir geben, was sie mir hat gekostet.

— Wie viel ist das?

— Zehn Ducaten.

— Zehn Dukaten? Das ist viel für eine bloße Nachricht.

— Wie haißt viel, wo ich hab hingelegt mein gutes baares Geld, daß ich sie blos hab' gekriegt! Hab ich acht Tage gelogirt blos für deswegen, wo sein gewest nichts als franzäsische Offezier, und wo ich Alles hab theuer müssen bezahlen. Tag und Nacht hab ich gelegen auf der Lauer, bis ich's hab herausgebracht, hab nicht können machen ein einziges Geschäft und keinen Rebach. Ich will nicht selig werden, wenn es nicht wahr ist.

— Warum hast Du es aber gethan? Es hat Dir's ja Niemand geheissen.

— Gott is groß! Freilich hat mers Niemand gehaissen, hab ich aber gewußt, daß es Ihnen macht a graußes Plaisir. Sein Sie ja so a guter lieber Herr, wo ist immer a so gnädig gegen den armen Jeitteles.

— Du sollst die zehn Dukaten haben, wenn sie die Nachricht werth ist. Ist sie es nicht, so kriegst Du statt der fünfzig Gulden fünfzig Prügel.

Der Jude befühlte bei diesen Worten einen gewissen unaussprechlichen Theil seines Körpers, und sagte dann schmunzelnd:

— Na, ich glaub, damit hat's keine Gefahr. Ich will Ihnen alsio verzählen, Herr Baron.

Vor zehn Tagen bin ich gewest in Thorn und bin gekommen

von Bromberg. Dort hab ich gelogirt in einem Gasthause, wo der Wirth davon is a guter Freund von mir. Da hab ich gehört reden von a paar junge Leut, die dort abgestiegen mit ihre zwei wunderschöne junge Fräule.

Ubryk wurde aufmerksam.

— Hab ich gewußt von die zwei Klosterfräule, wo sein durchgegange und wo die ganze Stadt davon hat gesprochen; und hab ich mir gleich gedacht: Jeitteles, das sind sie! Hab ich nun aufgepaßt den ganze Tag, aber sie sein nicht gegangen aus ihrem Zimmer. Hab ich gefragt den Wirth, mein guter Freund, der hat aber nicht gewußt, wie sie heißen. So hab ich gewartet volle acht Tag, bis ich den einen jungen Herrn hab gesehen. Was meinen Sie, Herr Baron, wie ich bin erschrocken, wie der junge Herr an mir is vorbeigegangen. Hab ich gerade geglaubt, ich versink in die Erde.

— Warum?

— Was meinen Sie, wer es gewest is?

— Nun?

Der Jude näherte sich nun dem Polizeichef und sagte leise:

— Ich habs noch keinem Menschen gesagt. Ich will nicht selig werden, wenn es nicht wahr is. Es is gewest Ihr Herr Sohn.

Ubryk verzog keine Miene und sagte nach einer Weile zum Juden:

— Bist Du auch dessen gewiß?

— So leibhaftig war's der junge Herr Kasimir, als ich da vor Ihnen steh'. Am Abend sind sie alle zusammen ausgegangen mit noch e paar Offezier.

Er beschrieb nun auch Wroblewski und da das Signalement stimmte, so sagte Ubryk:

— Du sollst zehn Dukaten haben, Jeitteles; aber merk' Dir, wenn Du einem Menschen ein Wort davon sagst, so kommst Du nach Sibirien.

Der Jude schwor nun bei allen Propheten, er wolle das Geheimniß bewahren bis in's Grab, und strich mit Behagen den verlangten Betrag ein.

— Sonst weißt Du weiter nichts? Was hast Du noch gehört?

— Ich hab gehört, daß sie sich wollen heirathen, und ich glaub, daß es jetzt bereits geschehen is.

Ubryk entließ den Juden gnädig und überlegte, was zu thun sei. Rebinsky hatte eine bedeutende Summe für den Polizeiagenten

deponirt, welcher den Aufenthalt der jungen Gräfin ausmitteln würde; er hatte dies gethan und konnte mit gutem Gewissen das Geld behalten. Andererseits war er seinem Sohne durchaus nicht gram über seinen tollen Streich. Die junge Gräfin war eine der reichsten Partieen im Lande und im Grunde seines Herzens wünschte er, daß die Heirath bereits vollzogen sei. Er wollte dessen Glücke durch Uebereilung nicht in den Weg treten. Deshalb zögerte er noch ein paar Tage, Rebinsky die wichtige Nachricht mitzutheilen, bis es endlich nicht mehr länger rathsam war, zu warten.

Rebinsky, obgleich erst von Posen zurückgekehrt, ging augenblicklich zum Polizeimeister und erwirkte von diesem das Auslieferungsgesuch, wobei man es, um es desto wirksamer zu machen, für rathsam fand, die falsche Anschuldigung der entwendeten Geldsumme einfließen zu lassen. Er bestieg sogleich einen Wagen und eilte nach Thorn, wo er aber zu spät anlangte, die Heirath zu verhindern, und wo ihn zu früh das böse Geschick ereilte.

Mit Spionen macht man in der Regel nicht viel Federlesens, und es ist das Fatalste, was einem im Leben passiren kann, als solcher abgefaßt zu werden. Ein Menschenleben hängt in diesem Falle an einem Haare und ist nicht zwei Pfennige werth. Das Kriegsgericht ist gewöhnlich gleich mit dem Erschießen bei der Hand, und mancher unschuldige Kerl ist schon in's Jenseits hinüberspaziert, weil er einige Loth Blei nicht verdauen konnte.

Für Rebinsky standen die Dinge sehr schlecht, wie wenigstens Lieutenant Villard Ubryk versicherte. Der Oberst war selber der Ankläger, und wenn es jenem nicht gelang, sich in dem noch für den Abend zusammenberufenen Kriegsrathe von dem furchtbaren Verdachte zu reinigen und seine Unschuld zu beweisen, so war er am nächsten Morgen ein „kalter Mann“ oder eine „Speise der Würmer“, wie Hamlet sagt. Er war sonst sehr kaltblütig und verlor nicht leicht die Geistesgegenwart. Diesmal aber war er durch den raschen Umschwung gänzlich aus dem Concept gekommen. Er verhehlte sich nicht, daß seine Lage eine sehr kritische sei und daß Alles auf dem Spiele stehe. Obschon er sich vollkommen schuldlos fühlte, so wußte er doch recht gut, daß es keine Kleinigkeit war, sich von der gegen ihn erhobenen Anklage zu reinigen, und das brachte ihn etwas um seine Sicherheit und Ruhe. Die Mitglieder des Kriegsrathes bemerkten dies, und legten es nicht zu seinen Gunsten aus. Auch wollte der Zufall, daß

er einen in Chiffern geschriebenen Brief, welchen er von Rom erhalten hatte, bei sich trug. Er wurde bei seiner Durchsuchung aufgefunden. Ueber den Inhalt und die Quelle befragt, woher er stamme, lachte man ihm in's Gesicht, als er versicherte, er käme aus Rom von einem Priester, seinem Freunde. Man erwiderte ihm, wenn das der Fall und derselbe keine Geheimnisse enthielt, so wäre er gewiß nicht in Chiffern geschrieben worden. Neben ihm auf der Anklagebank saß ein armer Teufel, ein Pole, der sich dadurch verdächtig gemacht hatte, daß er viel mit französischen Soldaten verkehrte, ihnen Branntwein bezahlte und sie über dies und jenes ausfragte. Man fand bei ihm zwischen das Unterfutter seines Rockes mehrere Briefe eingenäht, deren Inhalt nicht zweifeln ließ, daß er schuldig sei. Er wurde verurtheilt, erschossen zu werden, und weil es gerade unter'n Einem hinging, auch über Rebinsky der Stab gebrochen.

Als er sein Urtheil vernahm, mochte es ihm wohl etwas sonderbar zu Muthe sein; denn er erwiderte nichts, ging jedoch mit ziemlich viel Fassung hinweg. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er den Augenblick verwünschte, wo er sich durch sein eigenes Verschulden in die Gefahr gestürzt hatte.

Elka war zum Tode erschrocken, als sie das Schicksal ihres Vormundes, ihres ehemaligen Geliebten, ihres Verführers erfuhr. Obgleich sie ihn gegenwärtig haßte und fürchtete, obschon sie einen unbeschreiblichen Widerwillen vor ihm empfand, an welchem auch viel das lauernde, nicht aufrichtige Wesen des Jesuiten Schuld haben mochte, so hatte sie doch im Grunde ein vortreffliches Herz. Dann war er auch ihre erste Liebe, ihr Verführer und der Vater ihres Kindes, und es ist eine ewige Wahrheit, daß kein Weib das Bild des Mannes, der ihr ihre Unschuld geraubt, je wieder vergißt. Sie bestürmte ihren Gatten, sie zum Obersten zu begleiten, und suchte in seiner Gesellschaft denselben noch spät Abends auf. Sie bestürmte ihn mit Bitten, ihm das Leben und die Freiheit zu schenken, und versicherte ihn, daß er gewiß unschuldig sei. Sie mochte wohl unwiderstehlich sein, denn der Oberst, welcher das schöne Weib, das in dieser Aufregung nur noch schöner erschien, mit Wohlgefallen betrachtete, ließ sich endlich, wiewohl ungerne, erweichen, und versprach ihren Wunsch zu erfüllen.

— Wohlan, sagte er, Ihnen zu Liebe, schöne Frau, soll ihm das Leben geschenkt sein. Aber die Todesangst kann ich ihm nicht ersparen, die muß er fressen.

Elka war aber damit noch nicht zufrieden, sie wollte auch seine Freiheit haben. Das erreichte sie aber nicht, denn der Oberst war unerbittlich.

— Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie so edel gegen den Mann handeln, der, wie Sie versichern, doch eigentlich nicht Ihr Freund ist und von dem Sie sicher keinen Dank erwarten dürfen. Wenn Sie aber weiter in mich drängen, so würden Sie mich auf den Glauben bringen, daß Sie mit ihm im Einverständnisse sind, und das, sagte er lachend, werden Sie doch nicht wollen.

Die junge Gräfin war froh, wenigstens soviel erreicht zu haben, und beruhigte sich.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch wurden die beiden Verurtheilten aus ihrer Kasematte geholt und in einen abgelegenen Theil des Festungsgrabens geführt. Dann wurden ihnen die Augen verbunden, zwölf Mann traten vor und stellten sich in zwei Abtheilungen zehn Schritte von den armen Sündern entfernt auf, zielten bei dem ersten Zeichen der Trommel, und bei dem dritten krachten zwölf Schüsse.

Rebinsky und der Spion stürzten zu Boden.

XXV.

Getrennt und verbannt.

Mehrere Monate waren verflossen und wichtige Ereignisse hatten stattgefunden. Der Krieg, der bisher zwischen Preußen und Frankreich geführt wurde, dehnte sich jetzt auch auf Rußland aus, die Russen wurden aber allenthalben geschlagen und zurückgeworfen. Die Begeisterung, die in ganz Polen bei dem Anmarsche der Franzosen sich kundgab, war in stetem Wachsen begriffen, und von allen Seiten eilten zahlreiche Freiwillige herbei, die in die Reihen der französischen Armee aufgenommen werden wollten. Dem Kaiser Napoleon kam dieser Enthusiasmus sehr gelegen; er wollte den Polen seine Sympathie beweisen, was er auch später durch die Errichtung des Herzogthums Warschau theilweise bethätigte. Er errichtete polnische Regimenter, die bald zu einer kleinen Armee heranwuchsen.

Auch im Kleinen hatten sich die Verhältnisse unserer beiden Ehepaare verändert. Wroblewski und seine junge Frau hatten sich mit ihrer Familie versöhnt. Der Vater war selbst gekommen, hatte Tochter und Schwiegersohn wieder in Gnaden aufgenommen, was das Klügste war, da er das Geschehene doch nicht ändern konnte, und war mit ihnen zum großen Leidwesen Elkas und Ubryks nach Warschau zurückgekehrt. Er hatte dem Schwiegersohne ein schönes Haus in der Krakauer Vorstadt und einige bedeutende Güter als Mitgift übergeben, wodurch dieser nun eine seiner Tochter würdige Stellung in der Welt einnahm. Ubryk und seine Gattin fühlten sich durch ihre Abreise sehr vereinsamt und verstimmt, wozu sich auch noch andere allerdings bedenkliche Ursachen gesellten.*

Die Geldmittel, welche Ubryk bei seiner Flucht mitgenommen hatte, waren schon lange auf die Neige gegangen, woran theilweise das lustige Leben, welches die beiden jungen Gatten führten, theilweise auch die durch die Anwesenheit der französischen Offiziere herbeigeführte große Theuerung Ursache war. Er kam nach und nach in Schulden, da er zu stolz war, sich an seinen Vater zu wenden, gegen den er, wie wir wissen, eine unüberwindliche Abneigung hatte, weil er ihn als den Mörder seiner Mutter betrachtete. Auch besaß er zuviel Ehrgefühl, um die Hilfe seiner Freunde und ihre Anerbietungen anzunehmen.

Die Noth lehrt beten, sagt ein altes Sprüchwort. Es sollte aber besser heißen: die Noth lehrt arbeiten. Nach langer Ueberlegung entschloß er sich endlich, einen ihm von dem Obersten gemachten Antrag anzunehmen und in ein polnisches Regiment als Offizier einzutreten. Freilich kostete dieser Entschluß schwere Kämpfe von seiner Seite und manche Thränen seiner jungen Frau; allein die Macht der Nothwendigkeit war zu groß, er mußte sich für etwas entscheiden. Es war auch das Beste, was er thun konnte; was sollte er anders beginnen? Gelernt hatte er nicht viel, denn er war von Jugend auf nicht dazu angehalten worden, noch empfand er die mindeste Lust, seine Zeit hinter Büchern zuzubringen. Er nahm sich in der Uniform eines polnischen Lanciers sehr gut aus; sie stand ihm vorzüglich, und seine junge Frau fand es allerliebst, wenn er auf einem feurigen Rappen vor ihr Fensterparade hielt. So lange das Regiment noch in Thorn und der Umgegend lag, war Alles gut. Er war täglich nur einige Stunden beim Exercieren abwesend, die übrige Zeit brachte

er bei seiner jungen Frau zu, die ihn leidenschaftlich liebte. Das konnte jedoch voraussichtlich nicht lange dauern. Sowie das Regiment einigermaßen feldtüchtig war, wurde es kommandirt, an dem Feldzuge Theil zu nehmen, der im Frühlinge 1807 von Neuem entbrannte. Der Abschied der beiden Gatten war schwer; besonders für Ella war er furchtbar. Kaum verheirathet, sollte ihr das Liebste entrissen werden, wer weiß wie lange sie ihn nicht mehr, und ob sie ihn überhaupt noch wieder sehen würde.

Der Abschied, sagt man, bricht das Herz. Es scheint aber doch immer wieder zusammenzuheilen, und man besitzt keine Kunde, daß je einer daran gestorben. Ubryk marschirte aus und Elka blieb allein zurück. Sie hatte die Bekanntschaft einer älteren Dame, einer Wittwe, gemacht, deren Freundin sie wurde und zu der sie nun zog. Dies war um so nothwendiger, als die junge kaum 19jährige Frau allein unter so vielen Offizieren ihre Selbstständigkeit kaum bewahrt hätte.

Lieutenant Ubryk kam sogleich ins Feuer, und war jedesmal so glücklich, unverwundet davon zu kommen. Er schrieb zahlreiche Briefe, worin er eine heftige Sehnsucht nach seinem Weibe aussprach. Plötzlich hörten aber die Briefe auf. Elka wurde durch dieses Verstummen aller Nachrichten in die fürchterlichste Angst versetzt, ihre Unruhe war grenzenlos. Sie machte sich die schrecklichsten Ideen, sie sah ihren geliebten Kasimir gefangen, vielleicht gar getödtet, und sich, kaum verheirathet, schon als Wittwe. Ihre treue Freundin, die alte Dame, bei der sie wohnte, versuchte zwar sie zu trösten; sie stellte ihr vor, daß in den abgelegenen Gegenden, wo der Krieg gegenwärtig wüthete, eine Postverbindung nicht leicht möglich war und es ihrem Manne daher schwer fallen mußte, eine Nachricht an sie gelangen zu lassen. Der Brief konnte verloren oder irgendwo liegen geblieben sein. Sie stellte ihr ferner vor, daß nicht jede Kugel treffe, und bat sie, Muth und Geduld zu haben, es werde gewiß Alles gut werden. Ihre Bemühungen waren nur fruchtlos. Das lebhafte junge Weib wurde schwermüthig und weinte ganze Tage und Nächte.

Ihre Lage war in der That keine angenehme, und sollte, was sie vermuthete, der Fall eingetreten sein, daß ihr Mann gefangen oder gefallen, so war sie sogar eine verzweifelte. Mit ihrer Familie zerfallen, stand sie, kaum den Kinderschuhen entwachsen, einsam, verlassen, hilf- und schutzlos ganz allein in der Welt. Nach Warschau konnte sie nicht zurückkehren, von ihrem Vermögen nichts erhalten,

und war ihr Mann wirklich todt, so hörte auch sein Gehalt auf, und sie war dann gänzlich ohne Mittel.

Was war mit Kasimir Ubryk geschehen? Wir wollen Elka für einige Zeit verlassen und uns mit ihm und seinem Schicksale beschäftigen.

Zwei Eskadronen seines Regiments lagen auf dem rechten Flügel der französischen Armee in einem Dorfe detachirt. Unweit davon standen die Russen, wenigstens vermuthete man es, denn es zeigten sich von Zeit zu Zeit feindliche Kosackenpiquets. Dem französischen General war nun darum zu thun, genaue Auskunft über die Stellung und die Stärke der Russen zu erhalten; eine Rekognoscirung sollte vorgenommen werden. Lieutenant Ubryk wurde dazu ausersehen. Mit einem Zuge seiner Schwadron wurde er kommandirt, soweit wie möglich vorzugehen, die flache Gegend zu durchstreifen und dann Bericht zu erstatten. Der kleine Trupp setzte sich in Bewegung, durchritt eine ziemliche Strecke, ohne daß sich Feinde gezeigt hätten und kam gegen Abend an einen Wald. Diesen wollte er noch durchreiten und dann umkehren. Unbehelligt durchzog er ihn, und da er auch hier nicht auf die Russen traf, so wollte er wieder umkehren. Er schlug dabei einen andern Weg ein, als den er früher genommen, fiel hier in einen Hinterhalt und wurde von einer überlegenen Macht unvermuthet angegriffen. Von allen Seiten krachten Schüsse, viele seiner Leute und Pferde stürzten getroffen; die andern, durch den plötzlichen Ueberfall in Verwirrung gebracht, ergriffen die Flucht, wurden aber durch die Russen, welche rasch aus dem Dickicht hervorbrachen, aufgehalten. Ein wüthender Kampf entspann sich. Die polnischen Lanzenreiter kämpften wie die Teufel, und verkauften, da sie sahen, daß an ein Entkommen nicht zu denken war, ihr Leben so theuer als möglich. Kasimir als Führer wurde am heftigsten angegriffen, war von Kosacken umringt, die ihm hart zusetzten. Er vertheidigte sich tapfer und hieb mehrere vom Pferde. Da erhielt sein Rappe einen Lanzenstich in den Bauch, bäumte sich und schlug über. Die Russen stürzten nun über den am Boden Liegenden her, und wollten ihn gefangen nehmen; allein er arbeitete sich unter dem Thiere hervor und hieb mit dem Säbel wie ein Verzweifelter um sich. Ein russischer Offizier schrie ihm zu, er solle sich ergeben; statt aller Antwort schleuderte er diesem seine abgeschossene Pistole an den Kopf. In demselben Augenblicke erhielt er von einem Kosacken einen Stich

in die Brust und sank zu Boden. Seine Leute waren bis auf Wenige verwundet und gefallen, die übrigen gefangen worden. Die Kosacken plünderten ihn aus und ließen ihn halbnackt liegen, da sie ihn für todt hielten. Dann zogen sie sich mit den Gefangenen und den erbeuteten Pferden zurück.

So lag er die ganze Nacht in einer tiefen Ohnmacht. Erst am andern Morgen kam er wieder langsam zu sich, war aber durch den großen Blutverlust gänzlich erschöpft. Er hatte heftiges Fieber und empfand brennenden Durst; auch war er unfähig, sich zu bewegen. Gegen Mittag kam eine Abtheilung Kosacken, welche ihn in seinem Blute liegen fanden. Sie kamen eben von einem Zusammenstoße, den sie mit einer andern Abtheilung polnischer Lanziers gehabt, und wobei sie wieder einige Pferde erbeutet hatten. Auf eines derselben banden sie ihn nun fest und nahmen ihn mit. Die heftige Bewegung des Reitens und die neu eingetretene Blutung erschöpften aber seine Kräfte so vollständig, daß er aufs Neue ohnmächtig wurde. Man brachte ihn in eine Hütte, worin schon mehrere Verwundete lagen, ein Arzt kam und verband seine Wunde, die er nicht für tödtlich erklärte, da keine edleren Theile verletzt waren.

Da die Franzosen unaufhaltsam vordrangen und die Russen immer weiter zurückweichen mußten, so wurde er mit den andern Verwundeten auf Wagen gelegt und tiefer hinein ins Innere transportirt. Diese für den Kranken peinliche Retirade wiederholte sich mehrmals, und trug jedenfalls nicht zur Beschleunigung seiner Wiederherstellung bei, bis er endlich nach Grodnow kam, wo er bis zu seiner gänzlichen Heilung im Lazarethe verblieb.

Während dieser langen Periode hatte ihn fortwährend der Gedanke an sein liebes Weib gepeinigt. Er war ohne alle Nachricht von ihr, sowie sie von ihm. Da der Stich durch die rechte Brust ein- und unter dem Arme herausgedrungen war, so litt er durch lange Zeit an einer Lähmung seiner rechten, zum Schreiben so nothwendigen Extremität. Er ließ daher durch einen seiner Leidensgefährten einige Briefe an seine Frau schreiben. Der russische Lazareth-Kommandant versprach ihm zwar, dieselben bestellen zu lassen, allein sie blieben liegen und seine Frau ohne Nachricht.

Als er vollkommen wieder hergestellt war, nahte sich jedoch ein neuer kritischer Moment für ihn. Er mußte aus dem Spitale entlassen werden, sein Schicksal mußte sich jetzt entscheiden. Als Kriegs-

gefangener war es vorauszusehen, daß sein Loos ziemlich hart ausfallen würde, und um so härter, da er aus russisch Polen stammte und somit als Rebell, als Hochverräther, betrachtet werden konnte. Bis dahin war er immer noch ziemlich gut behandelt worden und er gab sich der Hoffnung hin, daß man sich damit begnügen würde, ihn in ein russisches Regiment zu stecken. Er täuschte sich. Es kam der Befehl, ihn mit nach zehn andern gefangenen Polen nach Sibirien in die Bergwerke zu transportiren, woselbst er lebenslänglich bleiben sollte.

Man muß selbst sich in einer solchen Lage befunden, und ein ähnliches Schicksal erlebt haben, um sich eine richtige Vorstellung zu machen, was Kasimir empfand, als ihm sein Urtheil verlesen wurde. Gebrochen an Leib und Seele, trat er den Marsch in Begleitung seiner Schicksalsgenossen nach Sibirien an, wo er erst nach Monaten gänzlich herabgekommen, anlangte.

Während dem der junge Ubryk im Lazarethe auf Stroh lag, war auch Elka's Schicksal kein angenehmes gewesen. Sie hatte erst lange Zeit nach dem Gefechte, in welchem ihr Gatte verwundet wurde, die Nachricht empfangen, daß er gefallen sei. Man hielt ihn allgemein für todt. Das 62. Regiment hatte Thorn verlassen, und war gleichfalls gegen die Russen in's Feld gezogen; in der Festung lagen nur wenige Truppen, und alle ihre Bekannten waren fort. Der Schlag, den sie empfangen hatte, erschütterte ihre Gesundheit, sie ward krank. Sie mußte sich zu Bette legen, und konnte dieses erst nach geraumer Zeit verlassen. Die Krankheit war sehr heftig, und ihre treue Freundin fürchtete lange für ihr Leben; aber ihre Jugend und ihr kräftiger Körper siegten zuletzt, sie genas. Mit der Rückkehr ihrer Gesundheit verschwand auch nach und nach ihre große Schwermuth, der Schmerz um den Verlust ihres geliebten Gatten wurde allgemach geringer, obwohl sie sein Bild noch immer im Herzen trug, und der ihr angeborne leichte Sinn führte sie allmählig wieder zu einer heitern Lebensanschauung zurück. Auch für sie trat jetzt ein Wendepunkt ein, sie mußte handeln, denn so wie die Dinge jetzt standen, konnten sie nicht bleiben. Ihre Freundin hatte sie während ihrer Krankheit großmüthig unterstützt, und Elka konnte den Gedanken nicht ertragen, tief in ihrer Schuld zu stehen. Der Grund, warum sie früher nicht nach Warschau zurückkehren wollte, war jetzt weggefallen, und der Mann, den sie am meisten fürchtete, Rebinsky, nicht mehr dort. Sie schrieb daher an ihre Tante, setzte sie von allem Vorgefallen in

Kenntniß, und drückte den Wunsch aus, wieder nach Warschau zurückzukehren, unter der Bedingung, daß man ihr verspreche, sie nicht mehr nach dem Kloster zu bringen. Sie bat um Geld und um schleunige Antwort. Statt dieser kam die Tante selbst. Sie that zwar im Anfange sehr aufgebracht über Elka's liederliche Aufführung, wie sie sagte, allein im Grunde ihres Herzens dachte sie nicht so. Sie war im Gegentheile erfreut, ihre verlorene Nichte wieder gefunden zu haben, und überschüttete Elka mit Fragen, ohne je die Antwort abzuwarten, wie es ihre Gewohnheit war. Es fand eine vollkommene Aussöhnung statt. Die Tante blieb einige Tage in Thorn, und reiste dann mit Elka nach Warschau zurück. Vom Kloster war nicht mehr die Rede.

Ihre Rückkehr in die Hauptstadt machte nicht das Aufsehen, welches das Verschwinden des schönen Flüchtlings das Jahr vorher gemacht hatte; die Geister waren mit ernsteren Dingen beschäftigt. Man kümmerte sich nicht um Familiengeschichten, und sprach blos von Politik. Nur im Palaste war Alles in Freuden. Die Dienerschaft eilte ihrer jungen Gräfin entgegen, und überhäufte sie mit Ausdrücken ihrer Liebe. Man fand sie immer noch so schön, wie früher, nur etwas blasser und durch die Krankheit angegriffen. Elka bezog ihre früheren Gemächer neben jenen der Tante, und fing das Leben wieder an, wie sie es geführt hatte, ehe sie in's Kloster gebracht wurde. Pferde wurden gekauft, auch mehrere neue Wagen angeschafft, und sie ritt und fuhr jetzt fleißig in Gesellschaft ihrer Tante spazieren, wobei sie ihr kleiner Bruder Wratislaw häufig begleitete. Es war ein intelligenter, aufgeweckter Knabe, aber schwächlich und von zarter Gesundheit. Seinem Vater sah er auffallend ähnlich, bis auf die weiße durchsichtige Haut, durch welche man die zarten blauen Aederchen erblickte. Er liebte seine Schwester leidenschaftlich, und wollte immer nur bei ihr sein.

Seit dem Verschwinden Rebinsky's war Graf Drahomirsky der einzige Vormund gewesen. Man hatte jenen noch nicht durch einen Stellvertreter ersetzt, die Tante vertrat provisorisch seine Stelle. Dafür aber hatte er Lehrer bekommen, welche den Knaben in den verschiedenen Fächern unterrichteten.

Elka bewegte sich jetzt unendlich freier und ungezwungener als früher. Ihre Tante und die Welt behandelten sie nicht mehr als Kind, sondern als verheirathete Frau. Sie ging allein aus, wann

und wohin es ihr beliebte, ohne Jemand davon Rechenschaft zu geben, und that, was ihr gefiel. Die Tante ließ sie gewähren, ja betrachtete sie gewissermassen als das Haupt der Familie. Nur begleitete sie dieselbe in's Theater und in Gesellschaften, wo sie nicht allein hingehen konnte.

Eines Tages saß Elka, oder wie sie jetzt hieß, Elka Ubryk, in ihrem Zimmer und las. Sie hatte aber das Buch sinken lassen, ihre Gedanken schweiften in die Ferne und in die Vergangenheit. Sie dachte an ihren verlorenen Gatten, und wie sie so schnell Weib und Wittwe geworden war, als der Diener kam und einen Fremden meldete.

— Wer ist er? fragte sie den Bedienten.

— Er nennt sich Ubryk und wünscht Sie zu sprechen.

— Ubryk? schrie Elka außer sich. Mein Kasimir, mein Gatte! Wo ist er? Warum kömmt er nicht?

Sie warf das Buch weg, eilte der Thüre zu und riß sie auf. Sie fuhr jedoch wieder zurück, als sie einen fremden Mann vor derselben stehen sah, der sie höflich grüßte.

— Was steht Ihnen zu Diensten, mein Herr? fragte sie den Unbekannten.

Der Name Ubryk, der ihr hiemit gegeben wurde, rief eine Menge Erinnerungen in ihr hervor, und jetzt erst dachte sie daran, daß der Fremde der Vater ihres Gatten sein könnte.

— Sind Sie nicht der Vater meines Mannes?

— Der bin ich! erwiderte er und schritt in das Zimmer.

Da fiel eine Thräne aus ihren Augen. Sie entdeckte jetzt die große Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohne, und bewegt streckte sie ihm beide kleine Hände entgegen. Er ergriff sie gerührt und küßte sie.

— Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie aufzusuchen, weil ich gehört habe, daß Sie wieder zurückgekehrt seien. Ich wollte mir erlauben, mich Ihnen vorzustellen, Sie persönlich kennen lernen und für all das Leid um Vergebung bitten, das mein unbesonnener Sohn Ihnen zugefügt hat.

— Unbesonnen nennen Sie ihn? Was hat er gethan, daß er diesen Vorwurf verdient? Er hat mich im Gegentheile sehr, sehr glücklich gemacht.

— Oder sehr unglücklich!

— Ich bin allerdings sehr unglücklich, allein das ist nicht seine

Schuld. Es ist vielmehr das böse Schicksal, welches mich zu verfolgen scheint. Ich bin auf das Innigste erfreut, Herr Ubryk, Sie kennen zu lernen.

Sie führte ihren Besuch nun zu einem Stuhl und nahm ihm gegenüber Platz. Es trat eine kleine Pause ein. Ubryk betrachtete seine Schwiegertochter aufmerksam; er fand sie entzückend schön, und wenn er früher seinem Sohne gegrollt hatte, sowie die Entführung und die Heirath ohne seine Zustimmung nicht vergeben konnte, so entschuldigte er ihn jetzt gänzlich, fand seinen Schritt sehr begreiflich, und das Resultat seiner Betrachtungen war, daß er sich gestehen mußte, er hätte an seinem Platze nicht anders gehandelt. Er war der erste, der das Gespräch wieder aufnahm:

— Da mir jetzt das Vergnügen, wornach ich mich so lange sehnte, endlich zu Theil geworden ist, Ihnen persönlich gegenüber zu sitzen, so möchte ich mir eine kleine Frage erlauben.

— Sprechen Sie.

— Ich wünschte zu wissen, ob Sie von meinem Kasimir keine weiteren Nachrichten erhalten haben.

— Durchaus keine. Ich bin noch immer in Zweifel, ob er mir durch Gefangenschaft oder Tod entrissen wurde. Alle meine Bemühungen in dieser Beziehung blieben fruchtlos, aber es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er erschossen wurde.

— Mein armes Kind! seufzte Ubryk und fuhr mit dem Taschentuche nach den Augen.

Bei dem Anblick des ernsten Mannes, der so tiefbewegt vor ihr saß, blieb Elka auch nicht ungerührt. Sie weinte ebenfalls.

— Können Sie mir vielleicht den Ort angeben, wo er gefallen ist?

— Das bin ich nicht im Stande, ich habe es nie herausbringen können.

— Haben Sie aber auch alle Mittel versucht?

— Ich habe gethan, was in meiner Macht stand, bin aber mit dem festen Vorsatze hiehergekommen, die Hoffnung nicht aufzugeben, und es vielleicht mit Hilfe russischer Offiziere oder der russischen Polizei in Erfahrung zu bringen.

— Ich kann und werde Ihnen hierin in jeder Beziehung behilflich sein. Ich bin ja sein Vater, er liegt mir ebenso am Herzen, wie Ihnen, und meine Stellung bei der Polizei gibt mir alle Mittel dazu an die Hand. Wollen Sie die Gefälligkeit haben, gnädige Frau, mir

einige nähere Andeutungen zu geben, die mich auf die rechte Spur leiten könnten.

Elka erzählte ihm nun ihre ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende, nicht blos, wie er sie kennen lernte, entführte und heirathete, sondern auch, was sich später ereignete, und seinen Eintritt in die polnische Abtheilung der französischen Armee. Sie nannte ihm Namen und Nummer des Regiments, den Namen seines Obersten, und was sie sonst noch Alles über sein Verschwinden erfahren hatte. Sie sprach mit Begeisterung von ihrem Manne, konnte nicht genug rühmen, wie edel und hochgesinnt er dachte, wie sehr er sie liebte und wie zart er sie behandelte.

— Hat er nie von mir gesprochen?

— Nie. Er erwähnte Ihrer mit keinem Worte.

— Daran erkenne ich meinen Sohn, sagte er. So liebevoll und zart er gegen Sie war, so kalt und fremd benahm er sich gegen seinen Vater.

— Ist es möglich, und was war davon die Ursache?

— Ich weiß es nicht, erwiderte dieser. Er war immer verschlossen und zurückhaltend, und hatte keinen einzigen Freund. Er liebte die Einsamkeit und mied die Gesellschaft. Erst die Liebe scheint ihn aufgethaut zu haben.

Sie sprachen ferner auch über Rebinsky und dessen Verschollensein. Ubryk erzählte seiner Schwiegertochter, mit welchem Eifer jener sich bemüht habe, den Aufenthalt seiner Mündel zu ermitteln und sie wieder zurückzubringen. Er verschwieg ihr aber, daß er es gewesen sei, der durch den Juden Zeitteles von ihrer Anwesenheit in Thorn unterrichtet wurde und dies Rebinsky hinterbrachte. Elka hingegen erzählte ihm wieder, wie er in die Festung gekommen und sie beim Hochzeitmahle überrascht habe, und was sich dann weiter mit ihm zugetragen. Sie sprach von der namenlosen Angst, die sie gehabt habe, sie könnte wieder ins Kloster zurückgebracht werden und verhehlte ihm nicht, daß sie auch theilweise jetzt noch nicht ganz frei davon sei.

— Weshalb? fragte sie Ubryk.

— Ich weiß es nicht, erwiderte jene; allein es kam mir oft unwillkührlich der Gedanke, als stünde ich unter dem Drucke unbekannter Mächte, und hätten es diese auf mein Vermögen abgesehen.

Die Gefahr scheint mir auch noch nicht vollkommen beseitigt, so lange ich nicht großjährig geworden bin.

— Machen Sie sich darüber keine Sorge, meinte Ubryk. Ich will Ihr Beschützer sein, wenn Sie mir das Vertrauen schenken wollen.

— O wie gerne!

— Ich halte es sogar für meine Pflicht, dies zu thun, sind wir ja doch durch die Bande des Blutes mit einander verbunden.

Elka war erfreut, ihren Schwiegervater kennen gelernt und in ihm einen Beschützer gefunden zu haben, und der Polizeichef verließ sie ebenfalls sehr vergnügt, denn die junge Gräfin hatte ihn mit derselben unwiderstehlichen Macht für sich eingenommen, wie jeden andern. Er schrieb sogleich an Benigsen, den Oberbefehlshaber der russischen Truppen, welche gegen die Franzosen im Felde standen, und erbat sich Auskunft über einen gewissen Kasimir Ubryk. Er erhielt bald Antwort, welche dahin lautete, der Name sei völlig unbekannt; man hätte zwar einen verwundeten, polnisch-französischen Uhlanenoffizier gefangen genommen, allein derselbe nenne sich Jablonowski.

XXVI.

Wo ist mein Kind?

Wir wollen jetzt den Gang unserer Geschichte unterbrechen, und in der Zeit etwas zurückgreifen, um den Leser mit andern Ereignissen und den Schicksalen einiger Personen bekannt zu machen, deren im Anfange erwähnt wurde.

Wie schon erzählt, hatte sich Jaromir Ubryk vom Sekretär des russischen Gouverneurs zum Chef der geheimen Polizei aufzuschwingen und durch die ganze Zeit in dieser Stellung zu erhalten gewußt. Er genoß das Vertrauen seiner Vorgesetzten in hohem Grade, ob er es verdiente, ist eine andere Frage. Während er so fortfuhr, scheinbar den Russen zu dienen, gehörte er fortwährend dem geheimen Revolutionskomité an. Wenn er auch nicht mehr so häufig bei den

regelmäßigen Versammlungen erschien, so geschah dies nur um jeden Verdacht zu vermeiden. Das Komité war durch ihn fortwährend von allem Wichtigen unterrichtet und auch ihm wurde beständig über gefaßte Beschlüsse und die geheime Thätigkeit des Tribunals Bericht erstattet.

Als er in diese Verbindung eintrat, beabsichtigte dieselbe eine neue Bewegung hervorzurufen und eine Revolution zum Ausbruche zu bringen. Allein Polen war theils von Russen, theils von Preußen und Oesterreichern zu stark besetzt, und die nationale Partei fühlte sich noch nicht kräftig genug; sie glaubte den passenden Zeitpunkt noch nicht gekommen, der Ausbruch wurde vertagt. Unterdessen tauchte Napoleons glänzender Stern im Westen auf und leuchtete weit strahlend am Himmel Europas. Die geknechteten und unterdrückten Polen sahen mit Erwartung nach dem Manne, der willkürlich mit den Geschicken der Völker spielte, und die Länder und Staaten vertheilte, als wären sie Spielkarten. Das geheime Komité, von dem eine Filiale sich in Paris befand, trat mit dem Kaiser der Franzosen in Verbindung; dieser kam ihnen freundlich entgegen, ermunterte ihre Hoffnungen, rieth ihnen an, ruhig zu bleiben, nicht unnützes Blut zu vergießen und abzuwarten. Er versprach, die Polen zu befreien, sie wieder selbstständig zu machen, vorher aber müßte Preußen und Oesterreich zu Boden geworfen sein, dann könne er erst mit Rußland abrechnen.

Man faßte sich also in Geduld und wartete, ohne jedoch die Hände in den Schoß zu legen. Geldmittel wurden zusammengebracht, Waffen und Munition aufgehäuft und im Lande vertheilt, nach allen Seiten hin neue Verbindungen angeknüpft, neue Mitglieder geworben, um stets bereit zu sein, bei dem Anrücken der Befreier gleich losschlagen zu können.

Unter diesen Aussichten verhielt sich Ubryk ruhig und blieb in seiner Stellung, jedoch mit dem festen Vorsatze, beim Ausbruche einer Bewegung sogleich mit Sack und Pack ins polnische Lager überzugehen. So hatten sich seine Verhältnisse äußerst glänzend gestaltet. Auch in seiner Familie war er glücklich und mit Ausnahme Kasimirs, mit dem er fortwährend in einer gewissen Spannung, in Hader und Zwistigkeit lebte, hatte er große Freude mit seinen Kindern. Paula, seine älteste Tochter, war zu einem sehr schönen, und was noch mehr zu einem sehr braven Mädchen herangewachsen. Nach vielen ver-

geblichen Versuchen war es ihr endlich gelungen, die alte Wirthschafterin, die sich auf ihren Vater großen Einfluß zu erwerben bemühte, aus dem Sattel zu heben und zu entfernen. Das junge Mädchen stand nun an der Spitze der zahlreichen Familie und sorgte für die jüngeren Schwestern und Brüder wie eine Mutter; sie führte allein das Hauswesen und überwachte den Unterricht, den jene empfingen. Sie pflegte und behandelte sie mit Liebe und Freundlichkeit, und jene folgten ihr willig, so daß der Vater sich um gar nichts zu kümmern brauchte.

Die schöne heranblühende Jungfrau verfehlte nicht, die Blicke der Männer auf sich zu ziehen und allerlei Wünsche in ihnen zu erregen. Es wurden ihr Liebes- und Heirathsanträge gemacht, allein sie wies alle mit Festigkeit zurück und erwiderte, sie sei die Stütze ihres Vaters, sie habe Pflichten gegen ihn und ihre Geschwister zu erfüllen, und ehe diese nicht herangewachsen, würde sie sich nicht verheirathen. Sie war ernst in ihrem Benehmen und wortkarg, und dieser Ernst ihres Wesens ging manchmal beinahe in Schmermuth über. Sowie ihr Bruder Kasimir hatte sie das Verschwinden ihres jüngsten Brüderchens nicht vergessen, und die Umstände, unter welchen es, sowie der Tod ihrer Mutter stattfand, trat ihr stets von Neuem wieder vor die Seele. Gerne hätte sie diesen Punkt bei ihrem Vater berührt und die Frage angeregt, wo denn eigentlich ihr jüngster Bruder hingekommen sei; allein da er von Geschäften überhäuft sehr oft in finsterer Stimmung nach Hause kam, und dann auch kein Muster von Mittheilsamkeit war, so unterdrückte sie die Frage, die ihr zwar oft auf der Zunge schwebte, und vertagte sie auf einen andern Zeitpunkt. Eines Tages aber, als er etwas freundlicher nach Hause kam, faßte sie Muth und sagte:

— Ich wollte Dich schon lange um etwas fragen.

— Sprich, Paula.

— Ich möchte wissen, was aus meinem jüngsten Bruder Joseph geworden ist.

Ubryk runzelte die Stirne.

— Weshalb?

— Er verschwand damals so schnell, bald nachdem er auf die Welt gekommen war, und ich hörte weiter nichts mehr von ihm.

— Das geht Dich nichts an.

— Das geht mich nichts an, sagst Du und weshalb? Warum

sollte ich nicht nach ihm fragen dürfen, ist er ja doch mein Bruder.

Ubryk fühlte allerdings das Treffende dieser Erwiderung und schwieg; Paula dagegen sah wohl, daß diese Frage ihrem Vater sehr unangenehm sei, da aber das Eis einmal gebrochen und der Gegenstand berührt worden war, so wollte sie nicht stehen bleiben, sondern Alles wissen.

— Du antwortest mir nicht? fuhr sie freundlich fort. Es muß mit demselben ein eigenes Bewandtniß haben.

— Allerdings ist das der Fall.

— Warum willst Du mir es aber nicht mittheilen.

— Du sollst Alles erfahren, aber jetzt nicht, später, wenn Du älter bist.

— Bin ich noch nicht alt genug dazu, wo ich das ganze Hauswesen und die Erziehung meiner Geschwister allein über mich habe?

— Das ist wohl wahr, und ich bin mit Dir zufrieden. Du bist eine brave Tochter, Paula, und es ginge mir wahrlich schlecht, wenn ich Dich nicht hätte. Allein darum mußt Du mich nicht fragen.

— Hast Du so wenig Vertrauen zu mir, daß Du mir das Geheimniß nicht anvertrauen willst? Und ein Geheimniß schwebt darüber, das ist unzweifelhaft, denn sonst würdest Du nicht so hartnäckiges Stillschweigen über meinen Bruder beobachten.

— Lassen wir das für heute, sprechen wir ein anderes Mal davon.

Er stand auf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, allein Paula trat ihm in den Weg und stellte sich zwischen ihm und die Thüre.

— Nein, sagte sie, warum verschieben, was gleich geschehen kann. Geh nicht fort, Vater, und erfülle meine Bitte. Ich lasse Dich nicht.

— Ich will nicht.

— So, sagte Paula, indem sie ihren Vater finster anblickte, Du willst nicht? Dann weiß ich, was ich zu denken habe, und Du bestätigst durch Dein Schweigen meinen Verdacht, gegen welchen ich schon lange und und fast vergebens ankämpfe.

Der Vater sah sie überrascht an, ein Gedanke schoß durch seine Seele.

— Ein Verdacht, sagst Du? Und welcher?

Paula schwieg und schlug die Augen nieder.

— Nun, willst Du mir antworten?

Paula blickte ihn fest an und sagte dann mit ruhiger Stimme:

— Kasimir frug mich einst, ob ich wüßte, was aus unserem Bruder geworden wäre. Als ich das verneinte, sagte er: Der Vater ist Schuld, daß die Mutter gestorben, und den kleinen Josef hat er — — —

— Was?

— In die Weichsel geworfen!

— Wie? rief Ubryk. Das wagt der elende Bursche zu sagen, von mir, seinem Vater? Er hält mich für den Mörder meines Kindes und untersteht sich, dies Dir gegenüber auszusprechen? Dafür soll er gezüchtigt werden!

— Thu das nicht, sagte Paula beschwichtigend, ich bitte Dich darum. Ich würde keine gute Stunde mehr haben. Vermeide womöglich einen Auftritt mit ihm; Du weißt, er hat einen starren Sinn, und es wird Dir nicht gelingen, diesen zu beugen. Er würde Dir mit Trotz anworten, ja vielleicht sogar das Haus verlassen. Antworte mir nur das eine: Ist Joseph todt oder lebt er?

— Er lebt.

— Gewiß?

— Ja.

— Wo ist er?

— Kümmere Dich nicht darum, er ist wohl und es geht ihm gut.

Paula faltete die Hände und blickte dankend zum Himmel auf.

— O, sagte sie, wie bin ich froh, dies zu hören! Du hast mir eine schwere Last vom Herzen genommen. Allein da Du mir so viel gesagt hast, so sage mir auch, warum Du ihn damals so rasch und geheimnißvoll mit Dir hinweggenommen?

Ubryk dachte etwas nach, und da fiel ihm ein, daß er seiner Tochter die Wahrheit zu sagen nicht verpflichtet wäre. Er konnte ja eine Ausflucht gebrauchen und ihr eine erdichtete Geschichte erzählen.

— Nun denn, weil Du so sehr darauf bestehst, so will ich Dich in das Geheimniß einweihen. Du mußt mir jedoch versprechen, es getreu zu bewahren und Niemand mitzutheilen, selbst Kasimir nicht, und gerade dem am wenigsten. Hörst Du?

— Ich verspreche es Dir.

Ubryk setzte sich also noch einmal nieder und und begann:

— Du weißt, liebe Paula, in welch bedrängten Verhältnissen wir damals lebten. Wir litten Mangel, und es gebrach uns an

Allem. Ich hatte nicht soviel, Euch das nöthige tägliche Brod zu schaffen, noch viel weniger einen Arzt für die Mutter und anderes Nöthige zu bezahlen. Die Mutter war durch Krankheit, Entbehrungen und ihre Entbindung auf's Aeußerste geschwächt, das neugeborne Kind mußte gesäugt werden, und es war die höchste Gefahr, wenn die Mutter selbst es that. Eine Amme konnte ich ihm nicht halten, denn das erlaubten meine Mittel nicht, Mutter und Kind waren beide dem Verderben ausgesetzt. Da erschien mir ein Engel in der Noth. Eine reiche Dame, deren Kind ungefähr zur selben Zeit wie mein Josef auf die Welt gekommen und gleich darauf gestorben war, die von meiner unglücklichen Lage unterrichtet wurde, trug mir an, sie wolle mein Kind zu sich nehmen, wollte es wie ihr eigenes pflegen und es säugen. Es sollte vor der Welt, der der Tod ihres Kindes verborgen gehalten wurde, als ihr eigenes gelten und als solches erzogen werden. Das geschah. Ich theilte diesen Antrag meiner Frau mit, sie wollte aber nichts davon hören und weigerte sich, das Kind von sich zu geben. In der Sorge um die Mutter und um mein Kind, getrieben von der Verzweiflung der Armuth und des Elendes, war ich aber entschlossen, darauf einzugehen, und brachte jener edlen Dame das Kind. Ich dachte freilich nicht, daß das so schlimme Folgen für meine Frau haben würde; leider nahm sie sich thörichter Weise das Ereigniß zu sehr zu Herzen und starb. Mich aber tröstet wenigstens der Gedanke, meinem Kinde das Leben gerettet zu haben.

Bist Du nun beruhigt?

— Noch nicht ganz. Ich muß wissen, wer die Dame ist.

— Das kann Dir gleichgiltig sein. Ich versprach ihr auf mein Ehrenwort darüber das tiefste Schweigen zu beobachten, werde mein Wort halten und mein Geheimniß nöthigenfalls mit in's Grab nehmen.

— Dann will ich auch nicht weiter in Dich dringen. Ich danke Dir, lieber Vater, sagte das Mädchen, ihm herzlich die Hand reichend, daß Du so offen gegen mich gewesen bist, ich kann nun wieder ruhig schlafen. Auf meine Verschwiegenheit kannst Du zählen, Niemand soll davon etwas erfahren.

Sowie Paula jetzt zufriedengestellt war, so war auch Ubryk im Herzen froh, daß diese Unterredung stattgefunden hatte, und daß eine Sache zur Sprache gekommen war, von der er schon lange befürchtete, daß sie von seiner Tochter zum Gegenstand einer Frage gemacht

werden würde. Er war froh, durch diese Lüge sich Ruhe verschafft zu haben. Von dem Gelde, welches er für den Verkauf seines Sohnes erhalten, hütete er sich aber wohlweislich, etwas zu erwähnen, weil es ihn gänzlich um die Achtung seines Kindes gebracht hätte.

Einige Zeit nach dieser Unterredung kam eines Tages Biernacky zu ihm, und wünschte ihn unter vier Augen zu sprechen. Ubryk führte ihn in sein Kabinet.

— Die Gräfin Satorin hat mich rufen lassen, sagte Biernacky lakonisch.

— So? Was wollte sie von Dir!

— Sie erkundigte sich nach ihrem Kinde und fragte, wie es ihm gehe.

— Was antwortetest Du?

— Ich sagte, es ginge ihm ganz wohl. Dann fragte sie mich, wie es aussehe, und ob es gut erzogen würde.

— Nun?

— Ich sagte natürlich Ja. Darauf sprach sie den Wunsch aus, es zu sehen.

— Verdammt! Sie wird doch nicht etwa die Absicht haben, mich zu besuchen?

— Es scheint so. Wenigstens fragte sie mich um Deine Adresse.

— Und Du gabst sie ihr?

— So dumm war ich nicht. Ich antwortete ihr vielmehr, so viel ich wüßte, seiest Du jetzt gar nicht in Warschau, sondern verreist, ich hätte Dich schon lange nicht mehr gesehen. Darauf bat sie mich, nachzuforschen, wann Du zurückkämest und ihr es wissen zu lassen.

— Das muß verhütet werden, sagte Ubryk, durch diese Mittheilung sehr beunruhigt.

— Der Meinung bin ich auch.

— Das ist fatal! seufzte Ubryk. Was ist nun zu thun? Für einige Zeit kann man sie wohl beruhigen; wenn sie aber darauf besteht und mich endlich aufsucht, was soll ich ihr sagen? Soll ich ihr erzählen, was mir mit dem Kinde zugestoßen, wird sie mir das glauben, oder soll ich ihr sagen, es sei gestorben?

— Das kannst Du halten, wie Du willst. Ich glaube, Du sollst Dich nicht viel darum bekümmern. Was Du ihr auch antworten magst, Lärm kann sie nicht schlagen, sie würde sich ja nur selber dadurch kompromittiren.

— Du hast Recht. Aber das mahnt mich, die Nachforschungen über das verschwundene Kind wieder aufzunehmen. Ich hatte mirs zwar oft vorgenommen, allein im Drange meiner vielen Geschäfte wurde ich immer wieder davon abgelenkt. Ich will gleich heute noch Auftrag geben, die Adresse oder den Aufenthalt des Juden Königsberger zu ermitteln.

Er wandte sich nach der Thüre und wollte gehen.

— Apropos, sagte Biernacky, noch Eines! Ich brauche Geld.

— Schon wieder? Du kommst in letzterer Zeit etwas gar zu häufig.

— Ich muß es haben.

— Thut mir leid, diesmal Deinem Verlangen nicht entsprechen zu können.

— So? sagte Biernacky gedehnt. Das wäre etwas ganz Neues, und warum nicht, wenn ich fragen darf?

— Man muß seine Freunde nicht mißbrauchen, und seine Ausgaben nach seinen Einnahmen richten. Du lebst ein wenig auf zu großem Fuße. Du brauchst für Dich allein sehr viel Geld, und seitdem Du Dir das Frauenzimmer aushältst, hat Dein Sack beständig ein Loch.

— Das ist meine Sache und geht Niemand etwas an. Mache nicht viel Umstände und rücke heraus.

— Oho! fängst Du an mir zu drohen? Wenn Du aus dem Tone pfeifst, dann geschieht es gewiß nicht, verlaß Dich darauf.

— Wenn Du nicht willst, so laß es bleiben, sagte Biernacky ruhig und wandte sich zum Gehen. Dann kannst Du aber sicher sein, daß morgen ganz Warschau von einer gewissen Geschichte mit ausgetauschten Kindern und einer hübschen Summe sprechen soll, die ein gewisser Jemand dafür erhalten hat.

— Der Teufel! sagte Ubryk. Ich glaube gar, Du wärst fähig, die Geschichte an die große Glocke zu hängen?

— Warum nicht?

— Du warst ja selbst dabei betheiligt, Du hast mir den Handel vorgeschlagen.

— Ich werde es unterlassen, sobald es Dir belieben wird, mir die verlangte Summe auszufolgen.

Ubryk besann sich und überlegte, daß es doch besser wäre, die Forderung zu erfüllen; er kannte den verwegenen, rücksichtslosen

Charakter Biernackys, der vor keinem Mittel zurückschreckte, seinen Zweck zu erreichen. Obschon ergrimmt über die unverschämte Forderung, die er als eine Erpressung betrachtete, machte er gute Miene zum bösen Spiel.

— Wie viel brauchst Du denn? fragte er.

— Hundert Dukaten.

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging Ubryk zu seinem Schreibtische, öffnete eine Lade und zählte das verlangte Geld auf den Tisch. Biernacky strich es ein und fragte spöttisch:

— Soll ich vielleicht eine Quittung über den richtigen Empfang dafür ausstellen?

Ubryk verneinte es, worauf Biernacky sich entfernte.

— Unverschämter Kerl! brummte Ubryk. Er hält mich für eine Kuh, die er nach Belieben melken zu können glaubt. Nur Geduld, ich will ihm das Handwerk legen; das muß ein Ende nehmen.

Ubryk war darüber vollkommen im Reinen, daß der Mitwisser seines Geheimnisses unschädlich gemacht und aus dem Wege geräumt werden müsse, und zwar sobald wie möglich; es handelte sich nur noch um das Wie. Ihn wegen politischen Verdachts verhaften zu lassen, war gefährlich. Er mußte ahnen, woher der Schlag kam, und es war zu erwarten, daß er sich rächen und unliebsame Enthüllungen machen würde, ja wahrscheinlich, daß er in diesem Falle, um Straflosigkeit zu erwirken, die Existenz des geheimen Komités verrathen und alle Mitglieder desselben denunciren würde. Er mußte also auf irgend eine Weise dahin gebracht werden, daß er freiwillig das Feld räumte und sich entfernte. Allein wie das erreichen? Auch dafür hatte Ubryk bald einen Ausweg gefunden, und zögerte nicht einen Augenblick, denselben zur Ausführung zu bringen, um wiederholte Attentate auf seinen Beutel unmöglich zu machen.

Bald nach dieser Unterredung fand wieder eine Sitzung des geheimen Komités statt. Ubryk war nicht anwesend, dagegen Biernacky. Der Vorsitzende theilte den Anwesenden mit, es sei unter andern eingelaufenen Mittheilungen auch ein Brief von ihrem Agenten bei der Polizei, worin dringlich gemeldet wurde, daß zwei der Mitglieder als zu einer unbekannten geheimen Verbindung gehörig denuncirt und politischer Umtriebe verdächtigt seien; der Rapport liege bei den Akten und müsse dem Polizeimeister vorgelegt werden. Es sei gewiß, daß zu deren Verhaftung geschritten würde, sobald der Befehl von

oben herabgelangt wäre. Im Interesse der patriotischen Sache wird das Komité aufgefordert, Mittel zu ergreifen, diese Mitglieder in Sicherheit zu bringen, um allen üblen Folgen vorzubeugen. Als die Verdächtigen wurden Biernacky und noch ein Anderer genannt.

Darüber war nun nichts zu sagen, es durfte keine Zeit verloren werden, und rasches Handeln that noth. Biernacky war über diese Eröffnung nicht sehr erbaut, denn sie machte einen Strich durch seine Existenz. In Warschau sich zu verbergen, war nicht rathsam, denn die Polizei würde ihn früher oder später doch entdeckt haben. Das Komité gab ihm Mittel zur Flucht und schickte ihn als Agenten nach Paris. Biernacky hatte gar keine Zeit darüber nachzudenken, woher dieser Schlag eigentlich rühren könne, die Sache war in der That sehr möglich, und er glaubte an die Wahrheit derselben. Die beiden verfügten sich augenblicklich in ihre Wohnungen, und reisten noch in derselben Nacht ab. Somit waren Ubryks Besorgnisse vorderhand beseitigt, und seinem zudringlichen Freunde die Möglichkeit abgeschnitten, ihn ferner zu belästigen. Allein noch stand das Gespenst der Gräfin Satorin in der Ferne, die jeden Augenblick kommen konnte, um sich nach ihrem Kinde zu erkundigen. Auch wunderte es Ubryk, daß sie es bisher noch nicht gethan. Das Erste, was geschehen mußte, war, den Aaron Königsberger aufzufinden. Er ließ in den Polizeiregistern nachschlagen und es fand sich in denselben folgende Notiz über ihn: Es hieß:

21. Oktober 1799: Aaron Königsberger, Handelsmann, gebürtig aus Brody, 36 Jahre alt, jüdischer Religion, abgestiegen im Gasthause zum polnischen Adler, abgereist 8. Dezember nach Lemberg.

Ob er in der Zwischenzeit wieder nach Warschau zurückgekommen sei, ließ sich nicht ermitteln. Auch fehlte seine genaue Personalbeschreibung. Um diese zu erhalten, ließ Ubryk mehrere jüdische Kaufleute vorladen, wobei es sich herausstellte, daß es viele Königsberger gab, jedoch nur wenige mit demselben Vornamen. Es gelang ihm indeß, die Personalien festzustellen. Man schrieb nicht nur an die Behörden in Lemberg und Brody, sondern auch an alle Polizeidirektionen in Polen und ersuchte dieselben, den Aufenthalt eines gewissen Aaron Königsberger behufs einer Zeugenaussage zu ermitteln.

Von Brody lief zuerst Antwort ein. Sie lautete: besagter Königsberger sei allerdings zu jener Zeit dort ansässig gewesen, aber im Jahre 1803 mit seiner Familie nach Jassy übergesiedelt.

Neue Nachforschungen. Auch dorthin wurde geschrieben, aber die Antwort fiel ungünstig aus, die polizeilichen Register, die dort heutzutage noch nicht in großer Ordnung zu sein scheinen, existirten damals gar nicht, es war den Behörden unmöglich, die fragliche Persönlichkeit zu ermitteln, sie konnten daher über dieselbe keine Auskunft ertheilen. Auch die andern eingelaufenen Antworten lauteten alle verneinend, Königsberger war verschollen und somit die Spur der kleinen Gräfin Satorin verloren.

Noch blieb ein schwacher Hoffnungsstrahl übrig, nämlich nachzuforschen, ob vielleicht einer seiner Glaubensgenossen von dem Schicksale des Kindes etwas wüßte. Diejenigen, welche bereits über ihn Auskunft ertheilt hatten, wurden abermals vorgeladen und befragt, ob sie sich nicht erinnerten, daß Königsberger eines Tages mit einem ganz kleinen Kinde nach Warschau gekommen sei. Ein einziger schien sich darauf zu besinnen. Er sagte, der Aaron habe ihm erzählt, er habe in der Nacht ein Kind in einem Korbe an der Landstraße gefunden.

— Wann war das?

— Wie er das letztemal is hier gewest.

— Hat er gesagt, was aus dem Kinde geworden?

— Nein, das könnte ich nicht angeben.

— Ihr wißt also nicht, wo er es hingebracht?

— Nein.

— Ob es gestorben?

— Nein.

Diese schwache Hoffnung war also auch erloschen, und Ubryk mußte nun darauf verzichten, etwas Näheres über das Kind zu erfahren.

Kaum hatte er diese Gewißheit erhalten, als er eines Tages von einer unbekannten Dame einen Besuch bekam. Es war eine schöne stattliche Frau im Anfange der Dreißiger Jahre. Sie benahm sich sehr schüchtern, beinahe ängstlich und wußte nicht, wie sie das Gespräch einleiten sollte. Auf Ubryks Frage, was sie wünsche, erwiderte sie:

— Ich möchte Sie ohne Zeugen sprechen.

— Reden Sie, Madame, wir sind ungestört.

— Ich bin von einer Freundin beauftragt, mich nach dem Befinden eines jungen Mädchens zu erkundigen, welches —

— Welches?

— Sich unter Ihrer Obhut befinden soll.

— Ein junges Mädchen? sagte Ubryk und that ganz erstaunt. Ich weiß von keinem.

Die fremde Dame lächelte, als ob sie sagen wollte: ich verstehe, Du kennst mich nicht, und thust deshalb, als ob Du nichts wüßtest.

— Doch, sagte sie, Sie wissen recht gut davon. Kennen Sie die Gräfin Satorin?

— Ich kenne sie nicht. Ich habe wohl ihren Namen nennen gehört, sie aber persönlich weder gesehen noch gesprochen.

— Sie waren aber doch schon auf ihrem Gute.

— Wo liegt dieses?

— Eine Stunde von hier.

— Es ist allerdings möglich, daß ich schon dort gewesen.

— Gewiß waren Sie dort.

— Wann?

— Eines Nachts, vor vier Jahren.

— Ich erinnere mich nicht mehr daran.

Die Dame schien verlegen durch die ausweichenden Antworten, die Ubryk ihr gab; sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, auf den Zweck ihres Kommens überzugehen. Sie fuhr fort:

— Sie heißen doch Jaromir Ubryk?

— Das ist mein Name.

— Kennen Sie einen gewissen Boleslaw Biernacky?

— Oberflächlich.

— Sind Sie nicht eines Nachts mit ihm in Satorin gewesen? Ubryk sah nun, daß sie immer näher rückte und er nicht mehr ausweichen konnte. Er kapitulirte also.

— Ich besinne mich in der That, vor vier Jahren einmal mit ihm dahin geritten zu sein.

— Weßhalb?

— In einer wichtigen Angelegenheit.

— Dann bin ich am rechten Orte, sagte die Dame, und kann ungescheut mit Ihnen sprechen. Sie kamen nach Satorin, um einen Knaben hinzubringen und dafür ein Mädchen in Empfang zu nehmen.

— So ist es.

— Dann kann ich Ihnen auch sagen, wer ich bin. Ich bin die Mutter des Mädchens, welches Sie statt Ihres Sohnes erhielten.

— Es freut mich, gnädige Gräfin, Sie persönlich kennen zu lernen. Ich brauche jetzt keine Zurückhaltung mehr zu beobachten.

— O! sagte diese, wie glücklich bin ich, endlich mit Ihnen sprechen zu können. Sie glauben nicht, was ich während der vier Jahre gelitten und wie viel Thränen ich vergossen habe.

— Ich glaube es Ihnen aufs Wort.

— Wie oft habe ich an mein armes Kind gedacht und den Augenblick und die Umstände verwünscht, wo ich auf einen solchen Gedanken kam und die mich dazu zwangen. Wie gerne hätte ich mein Leben dafür gegeben, das Geschehene ungeschehen machen zu können. Ihr Sohn ist zwar ein liebes gutes Kind, aber er ist doch nicht mein Kind, und es ist ein schmerzliches Gefühl für eine Mutter, einem fremden Geschöpfe vor der Welt Liebkosungen spenden zu müssen, währenddem sie nicht weiß, wie es ihrem eigenen Kinde geht.

— Auch ich habe täglich an meinen Sohn gedacht; allein ich beruhigte mich, da ich wußte, daß er sich in guten Händen befand. Gestatten Sie mir jetzt eine Frage. Wie kam es, daß Sie sich so lange um das Mädchen nicht bekümmerten und nichts von sich hören ließen?

— Aus dem einfachen Grunde, weil ich die ganze Zeit im Auslande zubringen mußte. Bald nach jener Zeit, wo der Tausch statt hatte, fand es mein Gemahl für gut, Polen zu verlassen und auf Reisen zu gehen. Wir hielten uns lange in Wien, in der Schweiz und in England auf, und sind erst vor einigen Tagen zurückgekehrt. Gerne hätte ich an Sie geschrieben, aber Briefe sind Verräther, und ich wagte nicht das fürchterliche Geheimniß, das mich zu Boden drückte, dem Papiere anzuvertrauen.

— Daran haben Sie sehr wohl gethan.

— Gestern jedoch verließ mich mein Gemahl, um auf eines seiner Güter zu gehen, und ich wollte diesen günstigen Moment benützen, mein Kind wiederzusehen.

— Ich bedauere, diesen Wunsch nicht erfüllen zu können.

— Warum? rief die Gräfin erschreckt. Ist es todt?

— Nein, es lebt und ist gesund.

— Warum soll ich es dann nicht sehen?

— Weil es nicht hier ist.

— Was haben Sie mit dem Kinde angefangen? rief die Dame voll Angst.

— Beruhigen Sie sich, es ist in guten Händen.

— Wo ist mein Kind?

— Hören Sie mich ruhig an, sagte Ubryk mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt. Sein schlauer Geist hatte ihm bereits ein Mittel eingegeben, über diese Klippe hinweg zu kommen.

— Ich war genöthigt, es einer befreundeten Familie zu übergeben.

— Ach, warum haben Sie das gethan?

— Ich war dazu gezwungen. Man wußte, daß mein Kind ein Sohn war. Was hätte man nun gesagt, wenn statt diesem nun plötzlich ein Mädchen erschienen wäre? Dann hatte ich das Unglück, in derselben Nacht meine Frau durch den Tod zu verlieren, ich stand allein in Mitte meiner unerwachsenen Kinder. Wer hätte die kleine Neugeborne gepflegt?

— Das ist wahr, sagte die Dame betrübt.

— Ich brachte es daher, ohne mein Haus zu betreten, der Frau eines meiner Freunde, die sich seiner mit der größten Liebe annahm.

— Was erzählten Sie aber der Frau?

— Ich sagte ihr, es sei ein Kind aus gutem Hause. Eigenthümliche Verhältnisse, in denen sich die Mutter befände, machten es wünschenswerth, daß darüber das größte Stillschweigen beobachtet werde. Ich versprach ihr für ihre Mühe und Sorgfalt reichliche Bezahlung, und bin meinen Versprechungen auch pünktlich nachgekommen.

— Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie das gethan, und für mein Kind so freundlich gesorgt haben. Ich will Ihnen Alles reichlich wieder ersetzen. Sagen Sie mir offen, wieviel ich Ihnen schuldig bin.

Ubryk kam durch diese offene Frage in große Verlegenheit. Er hätte jede Summe nennen können, die zärtliche Mutter hätte keinen Anstand genommen, sie ihm zu geben. Allein obschon er damals durch Noth gedrungen in den Tausch der Kinder gewilligt hatte, so war er doch nicht so schlecht, eine solche Gemeinheit zu begehen. Er sagte daher ausweichend:

— Lassen wir das, gnädige Frau, ich habe von Ihnen nichts zu fordern. Was ich gethan, that ich aus Pflicht. Wir haben die Kinder getauscht, Sie erziehen das meine und ich das Ihrige, als wäre es mein eigenes. Das brachte der Vertrag mit sich.

— Wie heißt mein Kind? Welchen Namen erhielt es?

— Eleonore.

— Eleonore? Welch schöner Name! Kann ich sie nicht sehen?

— Das ist aus zwei Gründen nicht möglich: fürs Erste ist sie nicht in Warschau, sondern lebt auf dem Lande, und zweitens wüßte ich wahrlich nicht, wie ich es veranstalten sollte, daß Sie das Mädchen zu Gesichte bekämen, noch viel weniger, wie Sie es sprechen sollten. Vor der Welt gilt Eleonore als das Kind jener braven Leute, sie selbst weiß es nicht besser. Ich frage Sie nun, unter welchem Vorwande soll ich Sie dort einführen?

— Sie haben Recht.

— Dann gebe ich Ihnen zu bedenken, wie gefährlich das für Sie sein und welche bedenkliche Folgen es nach sich ziehen könnte. Die Leute würden jedenfalls in Ihnen die Mutter vermuthen und könnten vielleicht veranlaßt werden, obschon ich es zwar nicht glaube, aus Interesse Nachforschungen anzustellen.

Die Gräfin fand diese Einwendungen sehr begründet; aber der Wunsch, ihr Kind zu sehen, war doch zu lebhaft in ihr, als daß sie sich so willig darein gefügt hätte. Sie sagte daher:

— Ließe sich denn sonst gar kein Ausweg finden, mein sehnsüchtiges Verlangen zu erfüllen? Könnte man das Kind nicht unter irgend einem Vorwande hieher kommen lassen, wenn auch nur auf Besuch oder angeblich, um ihm eine bessere Erziehung zu geben?

— Das ließe sich allenfalls machen, meinte Ubryk. Ich will darüber nachdenken, und es Ihnen dann zu wissen machen.

Die Gräfin bezeichnete ihm nun den Weg, auf welchem er heimlich mit ihr korrespondiren könnte, und empfahl sich. Ehe sie ging, sagte sie noch:

— Es versteht sich von selbst, daß ich fortan alle Kosten für Eleonorens Erziehung trage. Sorgen Sie nur dafür, daß ich sie bald sehen kann.

Als sie fort war, fiel es Ubryk erst schwer auf das Herz, daß er während der Verlegenheit, in der er sich während der inquisitorischen Visite der Gräfin Satorin befunden, ganz vergessen hatte, sich nach seinem eigenen Sohne zu erkundigen. Er dachte sich jedoch: der Sturm ist abgeschlagen und Zeit gewonnen — Alles gewonnen.

XXVII.

Stürmische Zeiten, stürmisches Leben.

Wir nehmen den Faden unserer Geschichte wieder auf. Bei dem Herannahen der Franzosen hatten die Russen sich 100,000 Mann stark in Polen konzentrirt. Allein die fortwährenden Verluste, die sie in den kleineren Gefechten erlitten, und das rasche Vordringen Napoleons zwangen sie zu retiriren und eine Stellung nach der andern zu räumen. Ihr Rückzug glich so ziemlich einer Flucht. In grossen Massen marschirten sie ohne sich aufzuhalten durch Warschau und über die Weichsel. Alles Kriegsmaterial, alle Lebensmittel, die sie nicht fortbringen konnten, vernichteten sie, die Brücke nach Praga brachen sie ab. Solange die Unterdrücker anwesend waren, verhielten sich die Polen ruhig und vermieden alle Exzesse. Man ließ die Russen ruhig abziehen, und begnügte sich durch eine schweigende, aber zugleich auch drohende Haltung ihnen zu zeigen, wie man über sie dächte. Nur selten machte sich der Haß in einzelnen Ausbrüchen Luft, was jedesmal zu Grausamkeiten von Seiten der Russen führte.

Der letzte Moskowiter hatte kaum Warschau verlassen, als auch schon die ersten Franzosen auf der andern Seite in die Stadt ritten. Murat, an der Spitze eines Regiments reitender Jäger und Dragoner der Division Beaumont, hielt seinen Einzug. Unbeschreiblich war der Empfang, welcher ihn hier erwartete, und die lange niedergehaltene Begeisterung der Polen brach mit aller Macht hervor. Ganz Warschau zog den Befreiern entgegen, alle Strassen waren festlich geschmückt, und Tausende von Kehlen riefen: Es lebe der Kaiser! Es leben die Franzosen! Bald darauf rückten unter Davout und Oudinot andere Divisionen nach, bis später, in der Nacht des 19. Dezember, Napoleon selbst erschien.

Die Bevölkerung Warschau's war durch diese Ereignisse und die Anwesenheit der Franzosen ganz außer Rand und Band, und benahm sich wie betrunken. Man suchte auf alle mögliche Weise den Befreiern seine Liebe zu zeigen, noch nie wurden Soldaten in fremdem Lande

so gepflegt und gehalten, wie hier. Man wollte nicht dulden, daß sie in Kasernen einquartiert würden, wer nur immer Raum hatte für einen Mann, wollte einen als Gast haben, man schlug und balgte sich förmlich um sie. Man gab ihnen die besten Betten, setzte ihnen die feinsten Speisen und Getränke vor, und erfüllte mit der größten Aufmerksamkeit ihre geringsten Wünsche.

Besonders aber waren die Frauen in eine unglaubliche Aufregung versetzt worden. Ebenso enthusiastisch wie die Männer, ja gewissermassen noch vielmehr, behandelten sie die Franzosen mit einer ganz besondern Aufmerksamkeit. Der Einmarsch eines Regimentes setzt ja in dem kleinsten Städtchen die ganze weibliche Bevölkerung von den Töchtern der Regierungspräsidentin oder dieser selber bis zur letzten Gemeinen des Besenregiments herab in Bewegung. Das zweierlei Tuch scheint für das weibliche Geschlecht eine dem Magnetismus sehr verwandte Kraft zu besitzen; da sie nicht selbst Helden sein können, so verlieben sie sich wenigstens in solche. Um wieviel mehr also nicht erst hier, wo zu dem Reize der glänzenden französischen Uniformen noch die partriotische Begeisterung mitwirkte! Freilich artete diese letztere oft genug in eine ganz spezielle aus, was nach längerer Anwesenheit der Franzosen zu mancher Eifersuchtsscene von Seiten der polnischen Ehemänner Anlaß gab.

Die Paläste des polnischen Adels, welcher von allen Seiten vom Lande in die Stadt eilte, wurden den Generälen und den höheren Offizieren zur Verfügung gestellt. Auch mit dem Palaste der Zolkiewicz war dies der Fall. Das sonst so stille Gebäude glich einem Feldlager, und Tag und Nacht war der Hof voll Ordonnanzen und Pferden, Zimmer und Gänge widerhallten von Säbelgerassel und Sporrengeklirr, am Hausthore und auf der Treppe standen Schildwachen. Marschall Davout hatte dort sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er bewohnte die Hauptfronte des Schlosses, auf dem rechten Flügel waren seine Adjutanten und seine Kanzleien einquartiert. In der großen Küche des Hauses, wo sonst die alte Köchin die kleine Mahlzeit für die Herrschaft und die Dienerschaft zurichtete, wirthschafteten jetzt französische Köche mit weißen Camisölern, Schürzen und Zipfelmützen, denn alle Tage war große Tafel für mindestens sechzig Personen.

Gräfin Elka lebte in diesem unruhigen Treiben anfänglich ziemlich zurückgezogen; es war ihr in geringerem Maßstabe noch von ihrem

Aufenthalte in Thorn her wohlbekannt. Sie hatte sich ihre Wohnung, die bisher im Geschmacke des Zopfstyles mit alten wurmstichigen Möbeln und vergilbten Vorhängen versehen war, auf das glänzendste und wahrhaft prachtvoll herrichten lassen. Die Wände wurden mit seidenen Tapeten überzogen, schwere damastene Vorhänge, an vergoldeten Gallerien befestigt, fielen in reicher Draperie an den Fenstern herab. Die Möbel waren alle mit Sammt und Seide gepolstert, reich vergoldet, und die Zimmer mit schweren persischen Teppichen belegt. Mit Ausnahme der Teppiche hatte sie alles dazu Nöthige aus Paris kommen lassen.

Besonders ihr Boudoir war ein kleines Juwel. Die Wände waren ganz mit kirschrothem Sammte ausgeschlagen, doppelte Vorhänge von Spitzen und ebensolchem Sammte hingen am Fenster, und ließen nur ein mattes dämmerndes Licht in das reizende Gemach eindringen. Vor dem Fenster stand ein Blumentisch mit seltenen Pflanzen, weichgepolsterte Ruhesessel und schwellende Divans standen umher. In einer Ecke war eine Marmorstatue, eine Canephore mit einer goldenen Schale in der Hand, angebracht, und auf einem mit reichgestickter Decke behangenen Tische lagen Bücher und Albums mit Schmuckkästchen, Schalen und andern Nippsachen durcheinander.

Der Schmerz, den sie um den Verlust ihres jungen Gatten empfunden hatte, war, obgleich anfangs sehr heftig, doch nach und nach schwächer geworden. Dazu hatten die Zeit und die Zerstreuungen, denen sie sich hingab, wesentlich beigetragen. Auch als die Franzosen von ihrem Schlosse Besitz ergriffen, war er noch nicht ganz verschwunden, und das mochte auch wohl der Grund sein, warum sie sich fast stets in ihren Zimmern hielt und sich fast gar nicht zeigte.

Dagegen war in ihre Tante durch die Einquartierung ein ganz neues Leben gefahren. Auch sie hatte einst ein empfängliches Herz besessen, und noch war es nicht ganz zu Asche verbrannt. Die schmucken jungen französischen Offiziere, die fortwährend kamen und gingen, gefielen ihr ganz ausnehmend. Sie stand oft stundenlange an ihrem Fenster, von wo sie den Hof und die Freitreppe übersehen konnte, und musterte sie. Elka hatte sie gebeten, den Marschall bei seiner Ankunft in ihrem Namen zu empfangen, was die reife Jungfrau sich nicht zweimal sagen ließ und mit dem größten Vergnügen ins Werk setzte. Sie warf sich in großen Staat, und begrüßte den ankommenden Marschall mit seiner Suite stehend, auf der obersten

Stufe der Treppe, mit bezauberndem Lächeln und durchbohrender Grazie. Sie kramte ihre gesammten Kenntnisse der französischen Sprache aus, suchte in allen Winkeln ihres Gedächtnisses französische Floskeln und Redensarten zusammen, und fabrizirte daraus mit ihrer gewöhnlichen Zungengeläufigkeit eine allerliebste barroke Ansprache, die vom Marschall mit großer Freundlichkeit aufgenommen wurde.

So hatte sie eine Verbindung mit dem rechten Flügel des Schlosses angeknüpft, und unterhielt einen lebhaften Verkehr mit demselben. Sie drang fortwährend in die junge Gräfin, ihre Salons zu öffnen, und die liebenswürdigen französischen Offiziere zu empfangen, was diese jedoch aus Caprice verweigerte.

Der Ruf von Elkas Schönheit war jedoch im französischen Theil des Schlosses nicht unbekannt geblieben. Ihre Dienerschaft hatte davon gesprochen, man hatte sie mehrmals am Fenster stehen sehen. Was war daher natürlicher, als daß die lebenslustigen Offiziere, den Marschall an der Spitze, das lebhafteste Verlangen trugen, ihre schöne Hausfrau kennen zu lernen und zu sprechen. Da aber keine Einladung von ihrer Seite erfolgte, so beschlossen die Gäste ihr unaufgefordert einen Besuch zu machen. Der Empfang der Tante bot dazu einen guten Vorwand. Der Marschall verfügte sich eines Tages mit mehreren seiner Adjutanten zur jungen Gräfin, und ließ sich bei ihr melden. Ihn abzuweisen war nicht gut möglich; auch hatte sie eigentlich keinen besondern Grund, ihn nicht vorzulassen. Sie empfing ihn daher sogleich in ihrem Salon.

Der Marschall drückte ihr in galantester Weise seinen Dank aus für die gastfreundliche Art und Weise, mit welcher er bei ihr aufgenommen worden sei, und zu gleicher Zeit das Vergnügen, welches er empfände, sie persönlich kennen zu lernen. Er bat sie, ihn zu entschuldigen, wenn er ihr seinen Besuch erst jetzt mache, und fügte bei, überhäufte Geschäfte hätten ihn daran gehindert, er rechne auf ihre Nachsicht. Dann ging das Gespräch auf allgemeinere Gegenstände über, woran auch seine Begleiter theilnahmen. Die Gräfin bezauberte Alle durch ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit, von ihrer Schönheit waren sie gleich beim Eintritte vollkommen gefesselt worden.

Nach einer ziemlich langen Unterhaltung entfernte sich der Marschall. Er bedauerte nur, daß sie sich so gänzlich isolire und zurück-

zöge, bat sie auch, ihm zu erlauben, sie öfters zu besuchen, was ihm gewährt wurde.

Die junge Gräfin war von nun an Gegenstand der zartesten Aufmerksamkeit von Seite der Offiziere. Sie machten ihr häufige Besuche, und ergriffen jede Gelegenheit, sie zu sehen. Auf den Wunsch des Marschalls veranstaltete sie zweimal die Woche regelmäßige Abendgesellschaften, bei welchen außer einigen ihr bekannten Damen nur Offiziere erschienen. Man unterhielt sich auf das Angenehmste und alle Welt war entzückt über die Liebenswürdigkeit der schönen Wirthin.

Dieses Leben schien ihr selbst zu behagen. Nach und nach vergaß sie ganz den Schmerz um ihren Gatten, sein Bild erblaßte immer mehr, und ehe sie sichs versah, war sie wieder die alte leidenschaftliche und stürmische Elka. Zu Ehren der Franzosen wurden Festvorstellungen im Theater gegeben, wobei Oper und Ballet auf das Glänzendste ausgestattet waren. Alle Welt drängte sich zu den Vorstellungen, Logen und Sperrsitze wurden um ungeheure Preise verkauft, das Theater war stets überfüllt. Gräfin Elka fehlte niemals. So oft sie ihre Loge betrat, wandten sich unwillkührlich alle Augen nach ihr, mancher Ausruf der lebhaftesten Bewunderung wurde laut, wenn sie so dasaß, strahlend in Jugend und Schönheit.

Es war leicht denkbar, daß dieser fortwährende Theaterbesuch nicht ohne Folgen bleiben konnte. Wenn sie ihre schwarzen feurigen Augen über das Parterre schweifen ließ, so begegnete sie manchem liebestrunkenen Blicke, und die Zahl der Opfer derselben vergrößerte sich von Tag zu Tag. Nicht nur unter den französischen Offizieren, sondern auch unter dem jungen polnischen Adel grassirte eine wahre Liebesseuche. Die Opfer dieser Epidemie zeichneten sich durch die gewöhnlichen Symptome dieser schmerzlosen, selten tödtlichen Krankheit aus, nämlich unverwandtes Hinaufschmachten nach der schönen Polin, wiederholtes tiefes Aufseufzen, Herandrängen an ihren Wagen, wenn sie das Theater verließ, stundenlanges unausgesetztes Auf- und Abwandeln vor ihren Fenstern, verbunden mit einer ständigen Inspektion der Fensterscheiben und Zählung der Pflastersteine.

Einige dieser Verehrer blieben stets in der Kategorie der sogenannten „stillen" Anbeter. Es fehlte ihnen entweder der Muth oder Gelegenheit, sich dem schönen Weibe zu nähern, sie waren glücklich, sie blos gesehen zu haben und gingen selig nach Hause, wenn es

ihnen gelang, einen Blick von ihr zu erobern. Andere waren kühner, sie machten ihr offen den Hof, einige wurden sogar zudringlich.

Elka war über diese allgemeine Vergötterung ihrer Person sehr vergnügt. Es machte ihr großen Spaß, von allen Seiten mit Bewerbungen überschüttet zu werden, und noch grösseren, andere Frauen über ihre Erfolge vor Neid fast vergehen zu sehen.

Obschon sich unter ihren Anbetern sehr schöne und stattliche Männer befanden, so blieb sie doch im Ganzen genommen gegen alle kalt. Die Welt behauptet, man könne nur einmal wahrhaft lieben, aber sehr oft verliebt sein. Die Heftigkeit dieser ersten erwachenden Gefühle scheint den Liebesvorrath, den die gütige Mutter Natur ihren Kindern auf die große Reise, die man das Leben nennt, reichhaltiger oder sparsamer mitgibt, mehr oder weniger zu erschöpfen. Manches Herz wird durch die erste Liebe gänzlich ausgebrannt und gleicht dann einem erloschenen Vulkane; andere, reichere können zum zweitenmale ausbrechen. Elka hatte zweimal mit Gluth und Leidenschaft geliebt, und nach den ewigen Gesetzen der Natur mußte jetzt ein Stillstand eintreten. Sie bevorzugte zwar den einen oder den andern, aber eigentliche Neigung empfand sie für keinen.

Doch diese Gemüthsruhe sollte nicht lange dauern. Es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß sie ihr Herz noch einmal und zwar zum drittenmale verlieren sollte. Eines Abends war sie auf einem glänzenden Balle gewesen, den der Fürst Poniatowski veranstaltet hatte. Aufgeregt von der Musik, vom Tanze, den sie leidenschaftlich liebte, vom Champagner und den feinen Weinen, die sie getrunken, legte sie sich zu Bette, konnte aber den Schlaf nicht finden. Der Tag brach an, und noch immer lag sie wachend in den weichen Kissen ihres Lagers. Sie schellte ihrer Kammerfrau und befahl die Vorhänge zu öffnen. Diese trat ein, und überreichte ihr auf einem silbernen Teller einige Briefe, welche an diesem Morgen für sie abgegeben worden waren. Es waren sämmtlich lieblich duftende Briefchen voll des glühendsten Inhaltes. Sie enthielten Worte der überströmendsten Begeisterung, des Ruhmes und Lobes ihrer Schönheit, wimmelten von Liebesschwüren, von faden verliebten Gemeinplätzen, und waren alle von den liebestollen Briefstellern unterzeichnet. Elka las sie gleichgiltig durch und warf sie weg. Der letzte enthielt jedoch keine Unterschrift, sondern blos ein mit fester männlicher Hand ge-

schriebenes Gedicht in deutscher Sprache. Elka lachte, als sie es sah und sagte:

— Ungereimten Unsinn habe ich schon genug erhalten; hier scheint mich Einer in Versen besingen zu wollen.

Es war das erste Gedicht, welches sie erhielt und ihre Neugierde wurde stark erregt. Sie las:

An einen schönen Mund:

Weiche Lippen voll und rund,
Unaussprechlich süßer Mund,
Laß mich Armen voll Verlangen
An Dir schwelgen, an Dir hangen!

O nur einen Augenblick
Gönne mir das holde Glück.
Sieh, Du bist der Wollust Quelle,
Bist der Himmel, bist die Hölle.

Wer einmal das Feuer kennt,
Das auf diesen Lippen brennt,
Muß der Zaubermacht sich beugen,
Ist auf ewig Dir zu eigen.

Weiche Lippen voll und rund,
Unaussprechlich süßer Mund!
Wunden, die Du selbst gerissen,
Heilst Du gleich mit Deinen Küssen.

— Das Gedicht ist schön, wahrlich, sehr schön! sagte Elka. Sie las es zweimal, mehrmals, faltete dann das rosafarbene Blättchen zusammen, warf es aber nicht weg, sondern legte es auf den Nachttisch.

— Wer mag der Schreiber dieser Zeilen sein? dachte sie. Das Gedicht ist deutsch verfaßt, also muß der Dichter ein Deutscher sein. Es freut mich, auch einen Poëten zu meinen Füssen zu sehen. Er versteht seine Kunst und hat Geist.

Sie ließ nun in Gedanken alle Männer Revue passiren, die sie in letzter Zeit kennen gelernt hatte, es fand sich aber kein Deutscher darunter. Als sie mit ihren Nachforschungen nicht zu Stande kam, meinte sie, dies Gedicht wird wohl nicht das letzte sein, der verliebte Poët wird nicht lange den Schleier der Anonymität bewahren und sich zu erkennen geben.

Am Abende desselben Tages fuhr sie mit ihrer Tante in's Theater. Sie war überrascht, als sie in die Loge trat, dort einen kleinen aber lieblichen Blumenstrauß auf der Logenbrüstung liegen zu finden. Sie fragte den Logendiener, wie die Blumen dahin gekommen. Dieser wußte es nicht, er hatte Niemand gesehen. Sie nahm das Sträußchen, betrachtete es mit Wohlgefallen, und entdeckte ein kleines Blättchen, welches in demselben stack. Sie entfaltete es und fand wieder nachstehendes Gedicht:

Mit einem Blumenstrauße:

Möchten diese Blumen Dir
Süsses holdes Wesen sagen,
Was für einen tiefen Sinn
Sie in ihren Blüthen tragen!

Möchte tiefes Herzeleid
Blasser Gram Dich nimmer quälen,
Möchte Kummer, möchte Schmerz
Stets auf Deinen Wegen fehlen,

Möchten, wo Du Engel gehst,
Unter Deinen kleinen Füssen
Nichts wie Freude, nichts wie Lust,
Nichts wie solche Blumen spriessen!

Möchten diese Blumen Dir,
Ihrer Schwester, wohlgefallen,
Dir, die selber Blume ist,
Und die schönste zwar — von Allen.

Bei der zweiten Strophe seufzte Elka und sagte: Ach, er kennt mein Schicksal nicht! Sie verwahrte das Gedicht, und steckte das Sträußchen an ihren Busen.

In diesem Augenblicke leuchteten zwei Augen, die sie fortwährend ängstlich beobachtet hatten, höher auf, und ein Herz pochte heftig in dem weiten Saale.

Auf Elka hatten diese Gedichte und ganz besonders das letzte einen tiefen Eindruck gemacht. Ihre Phantasie war lebhaft erregt, und ihre Neugierde, zu erfahren, wer der Dichter sei, auf's Höchste gespannt.

Während der ganzen Vorstellung, für welche sie wenig Aufmerksamkeit hatte und der sie zerstreut beiwohnte, dachte sie fortwährend

an den Unbekannten. Sie suchte sich von ihm ein Bild zu entwerfen und stellte sich denselben als einen schönen, schlanken jungen Mann mit blonden Haaren und blauen Augen vor. Sie ließ ihre Blicke über die versammelte Menge schweifen und versuchte, ihn aus derselben herauszufinden. Da begegnete sie zwei Augen, die fest auf sie gerichtet waren, aber ehe sie den Kopf näher betrachten konnte, zog sich derselbe, als wenn er nicht beobachtet werden wollte, hinter einen Pfeiler zurück.

Als sie das Theater verließ, um eben in den Wagen zu steigen, lispelte eine Stimme in deutscher Sprache hinter ihr, sie glaubte selbst den Hauch des Athems zu spüren: „Ach, wie schön!" Rasch wandte sie sich um, die Person zu suchen, von der diese Stimme kommen konnte, allein sie kam zu spät. Dicht hinter ihr befanden sich andere Damen, jedoch glaubte sie, der Ausruf möchte von einem Manne gekommen sein, der sich in einen Mantel gehüllt, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, so daß sie dasselbe nicht sehen konnte, durch die Menge drückte.

Zu Hause angelangt, nahm sie die Gedichte wieder vor und las sie zu wiederholten Malen durch. Bei jedesmaligem Durchlesen fand sie dieselben schöner, und der Wunsch, den Dichter kennen zu lernen, wurde lebhafter. Sie zweifelte jedoch nicht, daß ein Mann, der den Muth hatte, ihr zu schreiben, sich auch bald zu erkennen geben werde, verwahrte die Gedichte auf das Sorgfältigste in einer Kassete und dachte sich: morgen schreibt er wieder!

Am andern Morgen erwachte sie spät. Als ihre Kammerfrau eintrat, brachte sie ihr abermals ein rosafarbenes Briefchen, welches Elka, da sie die Züge der Handschrift augenblicklich erkannte, mit Ungeduld erbrach. Es enthielt folgendes Gedicht:

Der Blumenstrauß:

Du nahmst den Strauß aus Freundeshand,
Den Dir die treu'ste Liebe wand;
Und trugst ihn als ein Liebeszeichen
An Deiner Brust, der wonnereichen.

Doch Ach! Die Freude währt' nicht lang.
Sie hingen bald die Köpfchen bang.
Ihr armen Rosen, Veilchen, Nelken,
Wie mußtet Ihr so schnell verwelken!

Wo Ihr geduftet und geblüht,
So schnell verwelket und verblüht —
An ihrer Brust, der vollen runden,
Wollt' ich erst leben und gesunden!

Als Elka diese Zeilen las, strahlten ihre Augen vor Vergnügen. Sie lachte laut auf, und sagte:

„Das glaube ich ihm! Der Mann ist klug! Jedenfalls hat er keine schlechten Einfälle. Wer weiß, ob sein Wunsch nicht einmal erfüllt wird! Vorerst will ich ihn kennen lernen. Er scheint mich glühend zu lieben, und wird es hoffentlich nicht an Versuchen fehlen lassen, sich mir zu nähern. Gewiß bekomme ich morgen wieder ein Gedicht.

Er schrieb jedoch nicht. Acht Tage verflossen, er ließ nichts mehr von sich hören. Elka war ihm ernsthaft böse. Soll das eine Mystifikation sein, sagte sie, die sich Jemand mit mir erlaubt? Ich bedauere, so voreilig gewesen zu sein und die Blumen an meinen Busen gesteckt zu haben!

Nicht lange nachher fand ein Maskenball statt. Die glänzendsten Vorbereitungen wurden dazu getroffen, die ganze beau monde und der Adel sollte ihn besuchen. Prächtige Costüme wurden angefertigt, die polnische Noblesse wollte ihren ganzen Reichthum entfalten. Der große Saal war durch Tausende von Wachskerzen tageshell erleuchtet, eine frohe heitere Menge wogte in demselben bei den rauschenden Klängen der Musik auf und nieder. Unglaublich war die Pracht und der Reichthum der Masken. Brillanten, Juwelen und schöne Augen funkelten, mancher polnische Cavalier und manche Dame waren von Diamanten übersät und trugen ein ganzes Vermögen auf sich.

Elka war in polnischer Nationaltracht erschienen. Ihr Anzug war einfach, aber von den kostbarsten Stoffen, und kleidete sie wunderbar. Ihre kleinen Füßchen stacken in Stiefletten von rothem Saffianleder, der kurze Rock, welcher einen Theil ihres schönen Beines sehen ließ, war von weißem Atlas, ein Jäckchen von lichtblauem Sammte, mit weichem Hermelin verbrämt, umschloß auf das knappste ihre schlanke Taille und ihren üppigen Busen; auf dem Haupte trug sie eine Confederatka von lichtblauem Atlas, ebenfalls mit Hermelin verbrämt, ihre rabenschwarzen Haare fielen in zwei mächtigen langen Zöpfen über den Rücken hinab und endigten dort mit eingeflochtenen Seidenbändern. Sie trug eine schwarze Sammetlarve, welche blos

den Obertheil des Gesichts bedeckte, an der untern Hälfte aber mit schwarzen Spitzen besetzt war. Sie hatte es verschmäht, irgend welchen Schmuck oder kostbare Steine auf sich zu laden, sie wollte nur durch den Reiz ihrer Erscheinung allein wirken, und so trug sie nur ganz einfache, aber schwere goldene Ohrringe und ein goldenes Halsband, woran ein Medaillon hing, welches das Bildniß ihres Gatten enthielt, das er ihr am Tage ihrer Vermählung gegeben hatte.

Der Ball wurde mit einer Polonaise eröffnet, auf welche Contretänze und Mazurkas folgten. Wegen des großen Gedränges war es jedoch schwer zu tanzen, was aber Elka nicht hinderte, sich mit Leidenschaft diesem Vergnügen hinzugeben. Sie liebte besonders die Mazurka, die sie auch meisterhaft tanzte; wenn sie ihre kleinen Füßchen trotzig zusammenschlug und ihre schönen Glieder in üppigen Wellenbewegungen schlang, ruhten alle Augen mit Wohlgefallen auf ihr.

Um Mitternacht sollten sich alle Anwesenden demaskiren. Elka wartete jedoch diesen Moment nicht ab, die Hitze und die ungewohnte Larve waren ihr unerträglich, sie nahm die Maske schon früher ab. Eben war einer jener lebhaften polnischen Nationaltänze, die das Blut rascher strömen, das Herz schneller pochen machen, beendet, als sie am Arme ihres Tänzers, des Fürsten Poniatowski aus dem Saale trat und sich in die kühleren Nebengemächer zurückzog. Der Fürst, ein junger schöner Mann, überhäufte sie mit Schmeicheleien über ihre Schönheit nnd die Anmuth, mit welcher sie sich im Tanze bewegte, allein sie hatten das Schicksal aller faden Complimente, die ohne wahre Begeisterung ausgesprochen werden, Elka ignorirte sie. Der Fürst fragte, ob sie Erfrischungen genießen wollte, was sie jedoch verneinte. Sie war auffallend zerstreut und gab ihm auf manche Frage keine Antwort. Sie schien mit ganz andern Personen und Gegenständen beschäftigt, als die sie umgaben, und das war auch wirklich der Fall. Sie dachte an den unbekannten Schreiber der schönen Gedichte, sie suchte ihn vergebens in der sie umwogenden Menge, und fand es sehr auffallend, daß er gar keinen Versuch machte, sich ihr zu nähern.

Darin that sie ihm jedoch Unrecht. Er war näher, als sie glaubte, und der Moment, wo sie mit ihm zusammentreffen sollte, nahte sich. Vom Anbeginne des Balles hatte er sie gesucht, trotz Larve und Verkleidung er sie an ihrem schlanken Wuchse, an ihren üppigen Formen, an ihren reizenden Bewegungen erkannt, und verfolgte sie mit seinen

Blicken. Als sie die Maske abgenommen, sah er, daß er sich nicht getäuscht, und folgte ihren Schritten. Ihr Begleiter suchte nach einem Sitze, um ihr denselben anzubieten, allein Alles war besetzt, und keiner zu finden. Währenddem sie so mit ihm auf- und niederging, erklangen auf's Neue die Töne eines Contretanzes. Es war das Zeichen zur Aufstellung für die Tänzer. Fürst Poniatowski, unter dessen fünfter Rippe sich wärmere Gefühle für seine schöne Begleiterin zu regen begannen, wollte sie eben zum Tanze auffordern, als ein schwarzer Domino auf sie zutrat, sich verneigte und sie fragte, ob sie ihm das Vergnügen schenken wolle, mit ihm zu tanzen. Elka nahm die Aufforderung an, die Maske bot ihr den Arm, und führte sie nach dem Saale.

Das Gedränge dort war sehr groß. Als sie nach einem Platze suchten, um sich aufzustellen, fanden sie, daß bereits der ganze Raum mit Paaren überfüllt war. Man drängte sich, stieß sich hin und her, und immerwährend strömten neue herzu.

— Ich sehe keine Möglichkeit, zum Tanze zu kommen, sagte der Domino mit weicher wohlklingender Stimme in französischer Sprache.

— Es dürfte allerdings schwierig sein, erwiederte Elka.

— Ich gestehe Ihnen offen, schöne Gräfin, fuhr der Domino fort, daß ich im Grunde gar nicht böse bin, wenn mich das Gedränge daran verhindert.

— Und warum?

— Weil es mir dann gestattet sein wird, desto mehr mit Ihnen zu sprechen.

— Warum haben Sie mich denn engagirt? fragte ihn die Gräfin etwas piquirt.

— Nicht des Tanzens halber; denn ich bin ein schlechter Tänzer, sondern blos um Ihnen nahe zu sein und Sie zu bitten mir eine Frage zu beantworten.

— Sie scheinen das Vergnügen, mit mir tanzen zu dürfen, sehr geringe anzuschlagen, meinte Elka.

— Durchaus nicht, und ich schätze mich überglücklich, daß mir eine Gunst zu Theil wurde, auf die ich nicht gehofft hätte. Wenn Sie mir aber gestatten wollen, für einige Momente Ihr Begleiter sein zu dürfen, so würde ich Ihnen vorschlagen, nach den Nebensälen zu gehen, und dort ferne von der drückenden Hitze des Saales etwas Platz zu nehmen.

— Ich danke Ihnen, sagte die Gräfin. Führen Sie mich zu meiner Begleiterin.

— Wie Sie befehlen, erwiderte der Domino. Sie erlauben mir also nicht, eine Frage an Sie zu richten?

— Doch, Doch! erwiderte Elka. Niemand verhindert Sie daran. Ihre Maske gibt Ihnen das Recht dazu. Also die Frage?

— Ich wollte mich nur nach dem Schicksale einiger armen Blumen erkundigen.

— Welcher Blumen? Ich habe ihrer in letzter Zeit so viele erhalten, deren Spender ich gar nicht kenne.

— Ich möchte wissen, was aus den Blumen geworden, die Sie eines Abends in Ihrer Loge fanden und die Sie dann an Ihren Busen steckten.

— Ach! rief Elka aus. Ich weiß, sie waren von einem schönen Gedichte begleitet. Sind Sie der Dichter?

— Ich läugne nicht, daß ich dies poetische Verbrechen begangen habe.

— Ein poetisches Verbrechen nennen Sie das? Wer so herrliche Verse schreibt, muß zum Dichter geboren sein.

— Ich war es nie, und wenn ich diesen Ausdruck verdiene, so war es nur das Wesen, dem diese Zeilen gewidmet, welches mich begeistert und mich zum Dichter gemacht hat.

— Dann sind wohl auch die beiden andern Gedichte von Ihnen?

— Ja.

— Wie? rief Elka. Und Sie leugnen, daß Sie ein Dichter sind?

— Wenn Sie mich dafür halten wollen, so erzeigen Sie mir zu viele Ehre, ich besitze diese Anmaßung nicht.

Sie nahten sich nun dem Platze, wo ihre Tante mit mehreren Damen im Gespräche saß. Plötzlich machte Elka eine Schwenkung, ergriff den Arm des Domino's, und sagte, indem sie in einem Nebensaal einbog, in welchem sich nur wenige Gäste befanden:

— Es ist hier zu heiß, lassen Sie uns dort Platz nehmen.

Der Domino that, wie Elka wünschte, und setzte sich an ihrer Seite in eine Fensternische. Elka war vergnügt, endlich mit dem geheimnißvollen Briefschreiber zusammengetroffen zu sein, und wollte jetzt ihre Neugierde befriedigen.

— Sie fragten mich, was aus den Blumen geworden? Das Schicksal, welches allen diesen zarten Wesen der Schöpfung bestimmt ist, hat sie ereilt, sie sind verwelkt. Das konnte ich nicht hindern.

— Also entblättert und weggeworfen? Konnte ich auch mehr erwarten!

— Das sind sie nicht. Die Art und Weise, wie ich sie erhielt, war zu mysteriös und spannend, sie waren von so zarten schmeichelhaften Worten begleitet, daß ich Anstand nahm, sie der Vergangenheit zu übergeben, ehe ich den liebenswürdigen Geber selbst kannte. Warum ist Ihre Muse so plötzlich verstummt?

— Weil ich fürchtete, Ihnen durch meine fortgesetzten Herzensergießungen lästig zu werden.

— Warum versuchten Sie auch nicht, sich mir persönlich zu nähern?

— Besondere Ursachen hielten mich davon ab.

— Darf ich fragen welche?

— Ich sehe keinen Grund, sie Ihnen zu verheimlichen. Sie sind von zahlreichen Anbetern umschwärmt, von jungen schönen Männern, mit welchen ich mich nicht zu messen im Stande bin. Ich konnte mich nie der Hoffnung hingeben, unter so Vielen Ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, und war zufrieden, meinen Gefühlen in jenen Gedichten Ausdruck gegeben zu haben.

Elka dachte bei diesen Worten unwillkührlich: Er wagt es nicht, sich mir zu nähern, er fürchtet sich, der Vergleich mit andern würde ihm nachtheilig sein, gewiß ist er alt und häßlich! Ihre Neugierde ihn zu sehen, wurde aber hiedurch noch höher gespannt.

— Sie sprachen von Gründen, fuhr sie fort; bis jetzt kenne ich nur einen. Welche sind die andern?

— Der zweite und letzte ist der, daß sich in Ihrer nächsten Umgebung Personen befinden, die zu meiden ich allen Grund habe.

— Personen? In meiner nächsten Umgebung? Die Sie Ursache haben zu meiden? Wer könnte das sein?

— Verzeihen Sie, schöne Gräfin, wenn ich mich in Bezug auf diese Frage in Schweigen hülle. Ich müßte Ihnen darüber eine lange Geschichte erzählen und ich weiß nicht, ob ich damit Ihr Interesse in Anspruch nehmen würde. Auch wäre ich gezwungen, Schlechtes von Personen zu sprechen, die Ihnen vielleicht theuer sind, es möchte Ihnen scheinen, daß ich zu diesem gemeinen Mittel greife, um jene zu verdächtigen und aus Ihrer Gunst zu verdrängen. Das widerstrebt meinem Charakter.

— Sie sprechen in Räthseln. Sollen diese für mich nie gelöst werden?

— Vielleicht. Für jetzt aber ist es mir unmöglich, mich deutlicher auszusprechen.

— Dann will ich nicht in Sie dringen und es der Zeit überlassen.

Es trat eine Pause ein. Die Worte des Domino hatten Elka nachdenklich gemacht. Sie sann nach, welche die Personen in ihrer nächsten Umgebung sein könnten, die ihr werth waren, und die der geheimnißvolle Domino mied. Dieser selbst, seine räthselhaften Worte und sein ganzes Benehmen hatten in ihr die gespannteste Neugierde erregt. Wer mochte er sein? Er bewegte sich mit dem feinen Anstande eines Weltmannes, er sprach deutsch ohne Anflug eines Dialektes und französisch mit ganz bewunderungswürdiger Reinheit. Seine Tournüre war höchst elegant, seine kleinen Füße und seine feine weiße Hand, er hatte zufällig den einen Handschuh ausgezogen, bewiesen, daß er jedenfalls nicht von gemeinen Eltern stammte. Der Klang seiner Stimme war ein jugendlicher, und sie kam nach und nach zur Ueberzeugung, daß er zwar jung und aus gutem Hause, aber häßlich sein müsse, weil er so lange zögerte, sich ihr zu zeigen. Und doch schien ihr das wieder nicht mit dem Gedanken vereinbar, daß er die schönen Verse geschrieben habe. Wer solche Gedichte machte, mußte nach ihrer Ansicht auch jung und schön sein.

Mitternacht kam heran. Das Orchester gab durch einen Tusch das Zeichen zur Demaskirung. Im Saale entstand eine allgemeine Bewegung, und mancher, der hinter einer Larve ein schönes Gesicht vermuthet hatte, wurde grausam enttäuscht. Elka warf einen fragenden Blick auf den Domino, allein dieser erhob sich rasch, und sagte, sich höflich verneigend:

— Meine Stunde hat geschlagen, ich muß mich entfernen.

— Sie demaskiren sich nicht?

— Ich darf nicht.

— Warum?

Nach kurzem Zögern erwiderte der Domino:

— Weil deshalb viel Blut vergossen werden würde.

— Sie erschrecken mich!

— Fragen Sie mich heute nicht weiter, schöne Gräfin, Sie werden Alles erfahren, nur heute nicht. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Arm anbiete, um Sie zu Ihrer Gesellschaft zu führen, ich darf keinen Augenblick länger hier weilen. Ich werde Sie wieder-

sehen, ich werde Sie sprechen, vorausgesetzt, daß Sie mir dazu die Erlaubniß geben.

— Wie soll ich das, da ich Sie nicht kenne?

— Sie werden mich kennen lernen, überlassen Sie das Weitere mir.

Elka erhob sich, um seinen Arm zu nehmen, den er ihr angeboten hatte. Bei dieser Bewegung war ihr eine der seidenen Schleifen die ihr Jäckchen zierten, entfallen. Der Domino bückte sich rasch, hob sie auf und sagte, indem er sie zu sich steckte:

— An dieser Schleife werden Sie mich wiedererkennen.

Hierauf führte er sie zu ihrer Tante, verneigte sich ehrfurchtsvoll und verschwand im Gedränge der Masken.

Sonderbarer Mann! dachte Elka. Warum will er sich nicht demaskiren, warum will er sich mir nicht zeigen? Er scheint mich zu lieben, eine glühende Neigung für mich zu empfinden, wenigstens verrathen dies seine Gedichte. Und dennoch benimmt er sich so kalt und gemessen, scheint keine Eile zu haben, mich wiederzusehen, bittet mich nicht einmal um eine weitere Zusammenkunft!

Von dem Augenblicke war sie nachdenkend und zerstreut. Ihr ganzes Sinnen war auf den schwarzen Domino und sein räthselhaftes Wesen gerichtet, und ihre Phantasie beschäftigte sich rastlos, ein Bild von ihm zu weben. Bald stellte sie sich ihn schön und jung vor, bald als einen alten häßlichen Mann. Von dem Augenblicke an tanzte sie nicht mehr, schlug jede Aufforderung dazu ab, und wartete nicht einmal das Ende des Maskenballes ab, sich zu entfernen. Zum großen Verdruße ihrer Tante rief sie schon nach ein Uhr ihren Wagen und fuhr nach Hause.

Am nächsten Morgen beim Erwachen brachte ihr die Kammerfrau ein rosafarbenes Briefchen, welches abermals ein Gedicht enthielt.

Da wir unsere schönen Leserinnen nicht mit solchen fulminanten Herzensergießungen langweilen wollen, auch nicht die Absicht haben, eine Gedichtsammlung herauszugeben, so werden wir dasselbe und alle nachfolgenden nicht veröffentlichen, sondern blos erwähnen, daß es glühende Versicherung seiner Liebe und unwandelbaren Treue enthalten, daß er sie darin mit warmen Worten um Verzeihung bat, sich ihr gegenüber so zurückhaltend gezeigt zu haben und auf das Tiefste die Umstände bedauerte, die ihn dazu zwangen. Es schloß mit den Worten:

Mögen alle Dinge enden,
Mag die Welt in Trümmer geh'n,
Meine Lieb' für Dich, Du Engel
Wird allein dann fortbesteh'n.

XXVIII.

Degenspitzen und Bleikugeln.

Vierzehn Tage waren seit jenem Balle vergangen, auf welchem Elka mit dem Domino zusammengetroffen war, ohne daß derselbe einen Versuch gemacht hätte, sich ihr zu nähern. Zwar kam eine Fluth von Gedichten, er selbst aber erschien nicht. Elka war durch sein geheimnißvolles Auftreten ungemein begierig geworden, ihn persönlich kennen zu lernen und konnte sein Benehmen nicht begreifen. Sie beschäftigte sich mehr mit ihm, als sie selbst dachte und wollte. Von Tag zu Tag hoffte sie, er werde sich bei ihr melden lassen, und fing endlich an, ihm wahrhaft zu zürnen, als er immer ausblieb.

Unterdessen folgten sich Bälle und rauschende Vergnügungen in unausgesetzter Weise. Die junge Gräfin besuchte natürlich alle und war überall die gefeierte, umschwärmte Königin des Tages oder vielmehr der Nacht. Zahlreiche Anbeter drängten sich an sie heran und suchten auf alle Art ihre Gunst zu erobern. Unter diesen standen erklärlicher Weise die französischen Offiziere obenan. Sie waren die vergötterten Helden des Tages und die unumschränkten Herren.

Warschau wimmelte zu jener Zeit von französischen Truppen. Alle Tage marschirten neue Regimenter ein und andere gingen den Russen entgegen, welche sich an der Warta konzentrirt hatten. Marschall Davout hatte die Hauptstadt verlassen und mit ihm waren alle Offiziere seines Stabes abgezogen, welche im Palaste Zolkiewicz einquartiert gewesen waren. Dafür kam Marschall Lannes und brachte andere mit.

Unter den jungen Männern, welche Elka den Hof machten, zeichneten sich drei besonders durch die Beharrlichkeit und den Eifer aus, womit sie sich um die Gunst der schönen Gräfin bewarben. Der eine war der junge polnische Fürst Poniatowski, der später

so berühmt wurde und nach der Schlacht bei Leipzig in der Elster seinen Tod fand. Er war einer der schönsten Männer seiner Zeit und von hinreißender Liebenswürdigkeit. Er galt für unwiderstehlich, stand im Rufe eines Don Juan's und die Fama wußte zahllose Liebesgeschichten von ihm zu erzählen. Man weiß, was solch ein Ruf für eine Macht hat auf die Herzen der Frauen. Sie verdammen zwar den Lebenswandel eines solchen Mannes; wenn er sich aber ihnen naht und sie selbst der Gegenstand seiner Huldigungen werden, dann vergessen sie nur zu leicht, was sie an ihm so hart getadelt, sie fühlen sich geschmeichelt, und gerade der lüderliche Ruf eines solchen Liebesritters wird sein treuester, sicherster Verbündeter.

Poniatowski trat der schönen Polin gegenüber mit großer Sicherheit und Entschiedenheit auf. Er kannte ihre Vergangenheit, er wußte, daß ihr Herz für Liebe empfänglich war und glaubte leichtes Spiel zu haben. Er dachte, daß sie einem Manne nicht widerstehen würde, der schon die stolzesten, kältesten Weiberherzen erobert hatte; aber er irrte sich. Gerade diese Sicherheit, welche er an den Tag legte, beleidigte Elka. Sie sah, daß er sie als seine Beute betrachtete, welche ihm nicht entgehen könne und das verletzte sie. Sie nahm seine Bewerbungen zwar auf, behandelte ihn aber so, als ob das nur ein Tribut wäre, den er ihrer Schönheit zolle, und der sich ganz von selbst verstünde. Als er zudringlicher wurde, entwickelte sie ein neues Talent. Mit leichter Ironie, mit Spott waren ihre Antworten gewürzt; sein ganzes Sündenregister hielt sie ihm lächelnd vor und brachte ihn ganz außer sich. Je feuriger er wurde, desto kälter zeigte sie sich, was ihn vollends zur Verzweiflung brachte.

Der zweite ihrer feurigsten Anbeter war ein Adjutant des Marschalls Lannes. Kaum angekommen war er ihr vorgestellt worden und von dem Momente brannte er auch lichterloh vom Wirbel bis zur Zehe. Er hieß Robert de Lussac. Ein geborner Provençale verband er mit dem ohnehin lebhaften Temperamente seiner Landsleute ein heftiges ungestümes Wesen, das durch die Leidenschaft, die ihn erfüllte, noch heftiger wurde. Für Elka war er ein gefährlicher Gegner; denn außer dem Vorzuge der Jugend besaß er noch andere, welche in den Augen der Weiber schwer in die Wagschale fallen. Er hatte Geist, Witz, Feuer und Leidenschaft und war, wenn nicht gerade schön, doch immerhin ein sehr hübscher Mann. Die Uniform kleidete ihn allerliebst und wenn er auf seinem unbändigen Rappen saß, und

dieser sich im Schloßhofe unter dem Reiter wild bäumte, so mußte man sagen, daß es nicht viele schmuckere Offiziere in der Armee des Kaisers gab.

Elka gegenüber benahm er sich ganz so, wie es von einem so feurigen Liebhaber zu erwarten war. Er machte nicht viele Umstände, sondern betrachtete sie als eine Festung, vor welcher er als Soldat Stellung genommen und die um jeden Preis erobert werden müsse. Auch verlor er nicht viel Zeit mit Eröffnung von Parallelen, Laufgräben und Errichtung von Breschbatterien. Nachdem er rekognoscirt hatte, schritt er sogleich zum Angriff und lief Sturm. Am zweiten Tage bereits machte er ihr eine fulminante Liebeserklärung und von diesem Augenblicke an, hatte der belagerte Platz keine Ruhe mehr. Eine Attacke folgte der andern mit immer gesteigerter Vehemenz und es stand sehr in Frage, ob die Festung auf die Dauer den wüthenden Angriffen eines so desparaten Gegners widerstanden haben würde, wenn nicht Zwischenfälle eine Wendung herbeigeführt hätten.

Elka selbst verhielt sich passiv. Zwar empfand sie keine Neigung für ihn, allein die Heftigkeit seiner Leidenschaft und seiner Bewerbungen schmeichelten ihr und stimmten sie günstig. Auch stand er nicht im Rufe eines Lovelace, und hatte noch den Vorzug ein Fremder zu sein, und das Fremde hat ja immer einen so mächtigen Reiz.

Der Gefährlichste aber ihrer Anbeter war ein Capitän von den Chasseurs à Cheval, Gerard de Beauval. Auch er war ein sehr schöner Mann und von den feinsten liebenswürdigsten Manieren. Voll Noblesse in seinem Benehmen, zeigte er doch darum nicht geringere Leidenschaft für Elka. Wenn er ihr auch keine direkte Erklärung gemacht hatte, so wußte sie doch gar bald, daß er sie glühend liebte und bereit war, sein Leben für sie zu geben. Er hatte sich ihr vorstellen lassen und um die Erlaubniß gebeten, sie besuchen zu dürfen. Von nun an kam er alle Tage.

Diese Satelliten bildeten die beständige Begleitung Elkas. Wo sie sich nur immer zeigte waren sie in ihrem Gefolge. Anfänglich vertrugen sich die drei Nebenbuhler ganz gut mit einander, da Elka keinen vor dem andern auszeichnete. Als aber Poniatowski und de Lussac zu bemerken glaubten, daß Beauval in ihrer Gunst stieg, war der Teufel los. Sie betrachteten sich mit Mißtrauen, bewachten gegenseitig ihre Schritte und waren von heftiger Eifersucht erfüllt. Doch wagten sie nicht etwas gegeneinander zu unternehmen, aus Besorgniß der Gräfin mißfällig zu werden.

Der Krug geht aber so lange zum Brunnen bis er bricht. In den verschiedenen Gemüthern der Nebenbuhler hatte sich ein solches Quantum Liebeselektrizität aufgehäuft, so drohende Gewitterwolken hatten sich angesammelt, daß jeden Augenblick der Ausbruch eines furchtbaren Donnerwetters zu befürchten stand. Dieser fand statt und zwar unter folgenden Umständen.

Es wurde wieder ein Maskenball abgehalten, bei welchem Elka natürlich nicht fehlte. Dießmal erschien sie nicht im Costüme, sondern in einem blauen Domino. Sie hoffte unerkannt bleiben und ihre Bekannten tüchtig necken zu können. Kaum hatte sie aber den Saal betreten, als auch gleich eine Maske sich ihr näherte, ihr ein Sträußchen überreichte und ihr zuflüsterte:

— Dieß der schönsten Frau auf Erden, der Gräfin Elka.

Diese sah die Maske überrascht an, faßte sich jedoch gleich und erwiderte etwas aufgebracht:

— Gib Deine Blumen der, welcher sie bestimmt sind. Ich bin nicht Deine schöne Gräfin, sondern alt und häßlich.

Dabei stieß sie die Hand der Maske heftig zurück. Diese war dadurch aus der Fassung gebracht, stammelte eine Entschuldigung und zog sich zurück, ohne jedoch den blauen Domino aus den Augen zu verlieren.

Bald darauf kam eine zweite Maske.

— Warum heute im Domino, schöne Elka? sagte er und bot ihr vertraulich den Arm.

Auch dieser hatte dasselbe Schicksal wie der frühere. Sie wies ihn unwillig zurück und erwiderte mit verstellter Stimme:

— Verschonen Sie mich mit diesem Namen, ich bin nicht die welche Sie suchen.

Fürst Poniatowski, welcher sich nicht die Mühe genommen hatte, seine Stimme zu verändern, ließ sich nicht so leicht abweisen wie der frühere. Er blieb dabei, sie sei Elka und schwur, er wolle sich den rechten Arm abhauen lassen, wenn sie eine andere wäre. Alle Bemühungen ihn los zu werden, waren fruchtlos und obgleich sie ihm deutlich zu verstehen gab, daß ihr seine Begleitung unangenehm sei, hing er doch an ihr wie eine Klette. Die Gräfin wollte ihn eben bitten, sie in Ruhe zu lassen, als eine dritte Maske zu ihr trat und Miene machte, sie anzusprechen.

In demselben Augenblicke jedoch kam ein schwarzer Domino hinzu, gab Elka eine Rose und sagte ihr ins Ohr:

— Weiche Lippen voll und rund —

Die Wirkung dieser Worte war magisch. Der blaue Domino zuckte zusammen, als er diese bekannten Laute vernahm, ergriff die dargebotene Blume mit dankendem Blicke und erwiederte:

— Endlich!

Der schwarze Domino legte den Finger auf den Mund und wollte sich wieder entfernen, allein Elka hielt ihn zurück.

— Nicht so schnell, geheimnißvoller Flüchtling — jetzt laß ich Dich nicht entschlüpfen, erst befreie mich von diesen Zudringlichen dann will ich einige Fragen von Dir beantwortet wissen.

— Deine Wünsche sollen befriedigt werden, schöne Maske, erwiderte der Domino, nahm den Arm der Gräfin und führte sie in einen der Nebensäle, wo beide sich ungestört der Unterredung hingeben konnten. Dort gingen sie Arm in Arm auf und nieder.

— Von den Masken bist Du befreit, sagte der schwarze Domino, was wünschest Du von mir zu wissen?

— Vor allem sollst Du mir sagen, woran Du mich erkannt hast.

— An Deinem schwebenden Gange, an Deiner anmuthigen Weise Dich zu bewegen. —

— Pfui! kannst Du auch schmeicheln? kannst Du lügen? das hätte ich dem Dichter nicht zugetraut.

— Ich schmeichle nicht — ich lüge nie — es widerstrebt meinem Charakter —

— Das mag sein — allein diesmal machst Du eine Ausnahme — Du wußtest, daß ich einen blauen Domino mit schwarzen Bändern tragen würde. — Ist's nicht so?

— Ja — sagte die schwarze Maske zögernd.

— So! Du wußtest das? Wie hast Du es erfahren?

— Das ist Geheimniß.

— Wozu das geheimnißvolle Wesen. Ich will es wissen. Heraus damit. — Wie hast Du es erfahren?

— Weil Du darauf bestehst, so will ich beichten. Du mußt mir aber versprechen, darüber zu schweigen und die Schuldigen nicht zu bestrafen.

— Ach! also Verrätherei! Ich ahne. Meine Kammerfrau ist Deine Verbündete.

— Nein, sie ist darin unschuldig.

— Wer ist es?

— Eine Deiner Dienerinnen.

— Ihr Name?

— Thut nichts zur Sache.

— Das ist abscheulich. Du heuchelst mir die glühendste Liebe, die heftigste Leidenschaft und gibst Dich mit meinen Mägden ab, Pfui, Pfui.

Ella wollte ihren Arm zurückziehen, aber der Domino hielt sie zurück.

— Gemach, gemach, schöner Engel, nicht so ungestüm. Als ich Dich das erstemal sah, entbrannte mein Herz in der heißesten Liebe zu Dir. Ich habe nie ein Weib gesehen, welches mich mit solcher Macht umstrickt hätte. Du bist meine erste Liebe. Ich wußte nicht, wie ich mich Dir nahen sollte. Ich wählte den Weg, den Du bereits kennst, Dir meine Gefühle zu offenbaren. Dazu bedurfte ich aber einer Person in Deiner Nähe, um Dir meine Briefe zukommen zu lassen. Auch wollte ich stets über Dich und Alles, was Dich betrifft, unterrichtet sein. Ich befahl daher meinem Bedienten, einem schlauen und zugleich hübschen Burschen, mit einer Deiner Dienerinnen ein zärtliches Verhältniß zu beginnen. Er kam meinem Befehle pünktlich nach und —

— So erhielt ich Deine Briefe.

— Und so erfuhr ich gestern schon, daß Du in einem blauen Domino den Ball besuchen würdest.

— Nun wird mir klar, wie noch Andere mich erkennen konnten. Sie haben sich desselben Mittels bedient.

— So ist es.

— Weißt Du es gewiß?

— Ja.

— Die Verrätherin! Morgen muß sie das Haus verlassen.

— Habe Nachsicht mit ihr. Sie ist nicht nicht so schuldig als Du glaubst. Wenn sie mir diente, so geschah es nicht um Geld, sondern aus Liebe zu meinem Diener.

— Und Poniatowski, de Lussac, Beauval?

— Erfuhren es durch Deine Kammerfrau. Sie ließ ihre Mittheilungen theuer bezahlen. Nimm Dich in Acht vor ihr.

— Ich weiß genug. Da ich aber erkannt bin, so mag ich nicht länger hier bleiben.

— Du wolltest den Ball verlassen? Jetzt wolltest Du Dich mir entziehen, wo ich Dich vielleicht das letztemal sehe und spreche?

— Das letztemal?

— Ich muß Warschau schleunigst verlassen.

— Weshalb?

— Du sollst Alles erfahren, angebetete Elka, aber gönne mir nur diese Nacht eine Unterredung. Bleibe und wechsle die Maske. In der Garderobe sind stets Domino's vorräthig. Wir kleiden uns dort um, und bleiben unerkannt.

— Gut, sagte die Gräfin, laß' uns gehen, ehe man mich weiter belästigt.

Die beiden Domino's schickten sich eben an, die Gallerie, in welcher sie sich befanden, zu verlassen und nach der Garderobe zu gehen, als ihnen eine Maske in den Weg trat. Es war dieselbe, welche dem blauen Domino die Blumen geben wollte.

Ah! sagte die Maske artig aber höhnisch, die schöne Gräfin sucht die Einsamkeit. Bedauere ein zärtliches Tête à Tête zu stören.

Weder Elka, noch ihr Begleiter erwiderten etwas auf diese Anrede. Die zornfunkelnden Augen der Maske, die wüthenden Blicke, womit diese den schwarzen Domino maß und der schneidende Ton der Stimme sagten ihnen, daß sie Streit suchte. Dies wollten sie vermeiden, indem sie ohne Antwort an ihr vorübergingen. Allein die Maske stellte sich ihnen abermals in den Weg und sprach auf die Blumen deutend, welche Elka in der Hand hielt:

— Welch' eine prächtige Rose! Wie schön sie blüht, wie herrlich sie duftet! Gräfin Elka scheint die Rosen zu lieben und den, welcher sie ihr spendet.

Abermals keine Antwort.

— Freilich, fuhr die Maske fort, die Rose bleibt die Königin der Blumen, wäre sie auch auf einem Mistbeete gewachsen.

— Was wollen Sie damit sagen? fuhr der schwarze Domino in die Höhe.

— Um Gotteswillen keinen Streit; vergessen Sie nicht, wo wir sind.

— Ich will damit sagen, daß diese Blume nicht in so schöne Hände paßt.

Dabei nahm die Maske mit raschem Griffe die Rose aus der Hand der Gräfin, warf sie zu Boden, und trat sie verächtlich mit Füssen.

— Das ist zu viel! rief Elka entrüstet aus.

— Wissen Sie, was Sie thun? sagte der schwarze Domino zornig, Sie vergessen die Maskenfreiheit und insultiren eine Dame.

— Nicht die Dame, welche ich anbete, wohl aber den Cavalier, wenn er überhaupt einer ist.

— Sie sollen sogleich erfahren, mit wem Sie zu thun haben, mein Herr. Erlauben Sie mir die Dame zu ihrer Begleitung zu führen und erwarten Sie mich in einer Viertelstunde an jenem Fenster.

— Wozu? sagte die Maske mit wuthzitternder Stimme. Das kann alles sogleich abgemacht werden. Das sind Ausflüchte; ich kenne das und lasse mich nicht zum Narren halten. Wenn man keine Courage hat, bestellt man seinen Gegner in einer Viertelstunde und sucht unterdessen das Weite. Der Teufel mag dann wissen, wer unter Larve gesteckt hat.

— Sie sind ein Unverschämter und werden mir dafür Rechenschaft geben, rief der schwarze Domino außer sich.

— Mit Vergnügen, sagte die Maske, aber erst will ich wissen, wer mein Gegner ist.

Bei diesen Worten faßte diese den seidenen Bart, welcher an der Larve des schwarzen Domino's angebracht war, und riß sie ihm mit einem Zuge vom Gesichte. Die Bewegung war blitzschnell, aber ebenso schnell folgte die Antwort. Ein wuchtiger Faustschlag sauste der impertinenten Maske ins Gesicht, welche betäubt zu Boden stürzte, allein sich sogleich wieder erhob und drohend dem schwarzen Domino entgegensprang. Durch den Schlag war ihr die Larve entfallen und das Gesicht Robert de Lussac's zum Vorschein gekommmen. Heftig erschreckt und voll Angst warf sich Elka zwischen die Streitenden.

— Ich beschwöre Sie Chevalier, schonen Sie mich und meinen Ruf. Bedenken Sie, wo wir sind.

Der Chevalier aber hörte nichts. Die Beschimpfung, die er empfangen, hatte den furiosen, ohnehin wüthenden und Händel suchenden Provenzalen um alle Fassung gebracht. Er wollte sich eben auf seinen Gegner stürzen, als eine andere Maske, welche eben in die Gallerie getreten war und Zeuge des Auftrittes gewesen war, sich zwischen beide stellte, die Larve abnahm und sagte:

— Mein Herr! Sie haben sich nicht wie ein Franzose, nicht wie ein Offizier, sondern wie ein gemeiner Mensch benommen. Sie haben die Maskenfreiheit verletzt, eine Dame insultirt, indem Sie

ihr die Blume aus der Hand gerissen und mit Füssen getreten. Was Sie mit diesem Herrn gehabt, geht mich nichts an, das mag er mit Ihnen ausmachen. Allein für Ihr Benehmen der Gräfin gegenüber werden Sie die Gefälligkeit haben, mir Antwort zu geben.

— Ich bin Niemand Rechenschaft schuldig über das, was ich thue, Kapitain Beauval, und bedarf keines Hofmeisters. Wenn Sie sich aber zum Ritter dieser Dame aufwerfen wollen, so bin ich gerne bereit, mich mit Ihnen so lange zu schlagen, bis einer von uns auf dem Platze bleibt. Sie sind mir schon lange unausstehlich gewesen und es wird mir ein Vergnügen sein, Sie aus der Welt zu schaffen. Ich nehme ihre Herausforderung an, jedoch unter einer Bedingung. Ich werde mich mit Ihnen schlagen, aber erst, wenn ich meine Sache mit diesem Herrn ausgefochten habe. Er hat die Vorhand.

— Das ist selbstverständlich. Uebrigens können wir das alles zu gleicher Zeit abmachen. Auch ich habe mit demselben noch etwas zum Austrage zu bringen, eine alte Rechnung, die bezahlt sein will.

— Es freut mich, Herr von Rassow, sagte de Beauval höflich und mit Anstand zu dem schwarzen Domino gewendet, so mit Ihnen wieder zusammenzutreffen. Ich glaube und hoffe, daß Sie ein ausgezeichnetes Gedächtniß besitzen, und erwarte, daß Sie mir das Vergnügen erweisen werden, mir Ihre Adresse mitzutheilen.

Herr von Rassow, so hieß der schwarze Domino, verneigte sich höflich und erwiderte, indem er jenem seine Karte überreichte:

— Ich stehe Ihnen zu Diensten, nur muß ich bitten, keine Zeit zu verlieren, da Verhältniße mich zwingen, morgen schon abzureisen.

— Je eher, desto lieber. Mein Herr! Ich werde Ihnen bei Tagesanbruch meinen Sekundanten schicken, und bitte Sie, das Weitere mit ihm zu verabreden.

— Sehr wohl, ich erwarte ihn.

— Und Sie, Herr Kapitain, werden die Güte haben, mit meinem Freunde Martigny, der mir in unserer Affaire seinen Beistand leisten wird, dasselbe zu thun. Da Sie nun auch mit Herren von Rassow ein Renkontre haben, so könnten wir alles zur selben Stunde und auf demselben Platze abmachen.

— Einverstanden, brummte der Capitain.

De Beauval hatte sich von dem Augenblicke seines Auftretens

an bis zum Schlusse der Unterredung mit solcher Höflichkeit benommen, er hatte seine Worte mit so feinem Anstande angebracht, daß der wüthende, unbändige Lussac unwillkührlich dadurch besänftigt wurde. Er raffte seine Larve zusammen, welche auf dem Boden lag, verneigte sich gegen Elka und seine beiden Gegner und ging. De Beauval bedauerte in einigen kurzen Worten gegen die Gräfin das Vorgefallene und empfahl sich gleichfalls.

Diese war durch den ganzen Hergang in nicht geringen Schrecken versetzt worden. Nichtgewohnt, Zeuge solcher Scenen zu sein, zitterte sie am ganzen Leibe. Der Gedanke, daß in Kurzem drei Menschen sich wegen ihr auf Leben und Tod schlagen würden, und daß sie dazu Anlaß gegeben, war für sie entsetzlich und sie brach in heftiges Weinen aus. Herr von Rassow, welcher nach Entfernung der beiden Franzosen seine Larve wieder vorgenommen hatte, beschwor sie, sich zu beruhigen und jedes Aufsehen zu vermeiden. Zwar waren beim Ausbruche des Wortwechsels nur sehr wenige Personen in der Gallerie anwesend gewesen, allein der Capitän war in seiner Wuth sehr laut geworden, der Faustschlag, der ihn zu Boden warf, erregte Aufmerksamkeit, und bald hatte sich ein Kreis von Zuhörern um die Gruppe versammelt. Herr von Rassow drängte die Weinende, sich rasch zu entfernen und sich nach der Garderobe zu begeben, um dort ihren Domino zu wechseln. Sie folgte ihm willenlos. Als sie aber zur Garderobe kam, verlangte sie nach ihrem Wagen. Sie wollte nicht mehr länger bleiben, sie fühlte sich heftig angegriffen, unwohl und wollte schleunig nach Hause zurückkehren.

— Und Ihre Begleitung?

— Sie haben Recht, ich muß meine Tante von meinem Fortgehen benachrichtigen. Helfen Sie mir, sie aufzufinden.

Das war aber eine schwierige Aufgabe. Jene hatte den Platz, wo sich Elka von ihr getrennt, verlassen und wo sollte sie dieselbe jetzt, unter fünftausend Menschen, welche die weiten Säle füllten, aufsuchen? Nach einigen fruchtlosen Versuchen erklärte Elka ihrem Begleiter, daß sie sich zu unwohl fühle um noch länger verweilen zu können. Sie bat ihn, sie schleunig zu ihrem Wagen zu führen, dann ihre Tante aufzusuchen und diese von ihrem Fortgehen zu benachrichtigen. Herr von Rassow war mit Freuden dazu bereit. Er geleitete sie die große Treppe hinab und rief nach ihrem Wagen.

Allein jetzt trat eine neue Schwierigkeit ein. Der Kutscher war

um drei Uhr Morgens bestellt worden und jetzt kaum Mitternacht vorüber. Herr von Rassow besann sich nicht lange. Er rief den nächsten besten Miethwagen und hob seine schöne Begleiterin hinein. Da sie aber über heftiges Unwohlsein klagte, so wagte er nicht, sie allein nach Hause fahren zu lassen. Er bat um die Erlaubniß, sie bis zu ihrem Palaste begleiten zu dürfen, was ihm auch sogleich bewilligt wurde, stieg ein, rief dem Kutscher die Adresse zu, und der Wagen fuhr davon.

Während der Fahrt verschlimmerte sich jedoch der Zustand der Gräfin. Im Wagen war sie zuerst in krampfhaftes Weinen ausgebrochen, welches allmählig nachließ und zuletzt mit einer Ohnmacht endigte. Herr von Rassow versuchte vergebens, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Er nahm ihr die Larve ab, öffnete die Wagenfenster, in der Hoffnung, die kalte Luft der Winternacht würde belebend auf sie wirken; allein alles war umsonst. War es ihm zu verdenken, daß er endlich, als er sah, daß alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, zu dem ewigen unfehlbaren Mittel aller Liebenden griff und das schöne Weib, das bewußt- und regungslos in seinen Armen ruhte, mit heißen stürmischen Küssen bedeckte?

Man war am Ziele, der Wagen hielt im Hofe. Die Dienerschaft, welche die Gräfin nicht so früh erwartete, war sämmtlich eingeschlafen und nur die Kammerfrau auf und angekleidet. Sie kam mit einem Lichte die Treppe herab und erschrack heftig, ihre Gebieterin ohnmächtig in Gesellschaft eines Fremden im Wagen zu treffen.

— Schnell, schnell, rief Herr von Rassow, helfen Sie mir, die Gräfin ist plötzlich unwohl geworden.

— Mein Gott, was ist geschehen?

— Nichts, fragen Sie nicht lange. Wo sind die Dienerinnen der Gräfin?

— Alle zu Bette und die Bedienten sitzen wohl in irgend einer Schänke.

— Dann helfen Sie mir, die Gräfin nach ihren Gemächern zu bringen.

Die Kammerfrau war aber eine kleine schwächliche Person und von ihrer Hülfe nicht viel zu erwarten. Herr von Rassow hob also ohne viele Umstände die Bewußtlose aus dem Wagen und rief der Kammerfrau zu:

— Leuchten Sie.

Er trug sie in seinen Armen die Treppe hinauf, mit einer Leichtigkeit, als wäre sie nur eine Feder, und legte sie in ihrem Schlafzimmer auf ein Ruhebett. Die Kammerfrau hatte den Kopf verloren, wußte nicht was sie thun sollte und rannte zweck- und ruhlos hin und her.

— Schnell ein Riechfläschchen!

— Wir haben keines.

— Dann geben sie schnell kölnisches Wasser!

Die Kammerfrau stürzte fort und kam mit einem Fläschchen wieder.

— Hier ist es.

Herr von Rassow öffnete es und wollte eben mit dem Inhalte desselben die Schläfe der Ohnmächtigen bestreichen, als er ausrief:

— Zum Teufel, was bringen Sie mir da! Das ist ja nicht kölnisches Wasser, das ist ja Terpentin! Geben sie doch kaltes Wasser her.

Er besprengte nun das bleiche schöne Antlitz damit und befahl der Kammerfrau, den Schnürleib der Gräfin zu öffnen. Während diese seinen Befehl ausführte, legte er seinen Domino ab und kniete vor dem Engelsbilde nieder, das wie leblos auf dem Ruhebette lag. Ohne sich um die Kammerfrau zu kümmern, bedeckte er die kleinen weißen Händchen mit Küssen und betrachtete voll Theilnahme den reizenden Gegenstand seiner Liebe.

Nach einer Weile schlug Ella die Augen auf. Sie schien sich nicht gleich auf den fremden Mann zu besinnen, der in zärtlicher Stellung zu ihren Füssen kniete und betrachtete ihn mit Erstaunen. Bald aber kehrte die Erinnerung an die stattgehabten Ereignisse zurück und sie fing neuerdings zu weinen an.

— Weinen Sie nicht, holde Ella, tröstete Herr von Rassow, trösten Sie sich, beruhigen Sie sich, vergessen Sie das Vorgefallene. Es ist nichts.

— Laß uns allein, sagte Ella zur Dienerin, ich habe mit Herrn von Rassow zu sprechen.

— Befehlen Sie sonst nichts? fragte diese besorgt. Soll ich nach dem Arzte senden?

— Nein, nein, mir ist besser. Etwas Ruhe ist das Einzige was mir Noth thut. Sieh' nur nach dem Feuer im Kamine, daß es nicht erlischt und warte im Vorzimmer, bis ich Deiner wieder bedarf.

Die Kammerfrau that wie ihr befohlen wurde und entfernte sich. Als beide allein waren, sagte Herr von Nassow, der noch immer vor Elka kniete:

— Wie ist Ihnen, angebetete Gräfin, wie fühlen Sie sich?

— Besser, antwortete diese mit zitternder Stimme; mein Unwohlsein scheint vorüber, allein meine Angst ist namenlos.

— Weshalb ängstigen Sie sich?

— Ach, wie können Sie noch fragen. Die Scene dieser Nacht war furchtbar. Sie wollen sich wegen mir schlagen, Ihr junges Leben für mich aufs Spiel setzen!

— O wenn es nur das ist. Hätt' ich tausend Leben, mit Freuden gäb' ich sie für Sie, göttliches, herrliches Weib hin.

— Eines schon wäre zu viel, kein Tropfen Blutes darf wegen mir vergossen werden. Nein, nimmermehr, Sie dürfen sich nicht schlagen; ich erlaube es nicht.

— Dann bedaure ich, Ihnen ungehorsam sein zu müssen. Die Gesetze der Ehre sind strenge, diese muß vor allem gewahrt werden.

— O Ihr Männer mit Euren Gesetzen der Ehre! Wird die Ehre dadurch wieder hergestellt, daß man sich gegenseitig todt sticht und schießt? Chevalier de Lussac hat Sie, hat mich beleidigt, das ist wahr. Allein, wenn nun der Fall einträte, daß Sie verwundet, daß Sie getödtet würden, hätten wir beide dadurch Genugthuung erhalten? Nein, er hätte im Gegentheile noch ein Verbrechen auf sein Gewissen geladen.

— Was sie hier bemerken ist ganz wahr, theure Gräfin, aber die Welt will es nun einmal so. Wir schmachten unter den eisernen Banden dieser sogenannten Gesetze der Ehre und müssen uns unter ihnen beugen. Ich muß und werde mich schlagen.

— Ich will es nicht. Ich verbiete es Ihnen. — Nein, nicht verbieten, fügte sie erröthend hinzu, ich armes schwaches Weib habe Ihnen ja nichts zu verbieten, aber bitten will ich Sie, beschwören bei allem, was Ihnen theuer und werth ist, bei der Liebe, die Sie mir in Ihren bezaubernden Gedichten so herrlich und so zart geschildert haben, bitte ich Sie, schlagen Sie sich nicht.

— O halten Sie ein, Sie würden mich zur Verzweiflung bringen. Ich bin nicht im Stande, Ihnen einen Wunsch zu versagen. Wenn ich diesen erfüllen wollte, so bliebe mir zuletzt nichts übrig — — als mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

— Ach, seufzte Elka in steigender Gemüthserregung, und Thränen traten ihr an die schwarzen Wimpern, so ist denn keine Hülfe, keine Rettung! soll denn das Entsetzliche stattfinden? Es darf nicht sein. Ich will selbst mit Chevalier de Lussac sprechen, ihn beschwören.

— Vergessen Sie nicht, daß er Sie selbst schwer beleidigt hat.

— O, für mich! wer spricht von mir? Ich will ja alles vergessen und vergeben, wenn er nur von dem Duell zurücktritt.

— Damit bin ich nicht einverstanden. Und angenommen, diese Ehrensache würde von Ihnen beigelegt, so bliebe doch noch die zweite, die ich mit Herrn von Beauval habe.

— O mein Gott, darauf dachte ich gar nicht. Was haben Sie nur mit dem gehabt? Ich weiß gar nicht, wie Sie dazu gekommen. Hatten Sie auch mit diesem Streit?

— Das ist eine alte Geschichte, sie datirt nicht von gestern.

— Darf ich sie wissen? fragte Elka bittend mit feuchten Augen.

— Ich versprach Ihnen alles mitzutheilen, nur fürchte ich, hier ist weder Zeit noch Ort dazu. Wenn Sie mir erlauben wollen, soll das später geschehen.

— Aber Sie sagten ja, Sie müßten morgen abreisen.

— So ist es.

— Wenn nicht — —

Elka konnte nicht weiter sprechen, Thränen erstickten ihre Stimme.

— Wenn ich nicht falle. Das muß den nächsten Stunden überlassen bleiben. Ich hoffe aber nicht zu fallen, sondern zu leben, zu reisen und Sie wieder zu sehen.

— Gibt es denn gar keinen Ausweg, rief Elka schluchzend und händeringend, muß denn das Entsetzliche geschehen? O ich verzweifle.

— Herr von Rassow war in furchtbarer Aufregung. Der Anblick des üppigen, schönen Weibes, das in Schmerz aufgelöst halb in seinen Armen ruhte, der Gedanke, daß diesem Schmerze Liebe zu Grunde liegen könne, und daß Sie vielleicht seine Gefühle erwidere, brachten ihn ganz außer Fassung. Heftig erhob er sich, ergriff ihre beiden Hände und bedeckte sie mit Küssen. Bei dieser raschen Bewegung hatte sich sein feines Battisthemd auf der Brust etwas geöffnet und eine seidene Schleife kam zum Vorschein. Elka erkannte sie augenblicklich. Sie machte eine ihrer Hände von seinen Küssen los, faßte die Schleife und sagte lächelnd:

— Ah, das ist meine Schleife!

— Ja, Holdeste, sie ist mir theuer und ruht stets auf meinem Herzen.

— Sie lieben mich also wirklich?

— Mehr wie mein Leben!

Ella erwiderte nichts auf diese mit der tiefsten Innigkeit gesprochenen Worte; allein ein inniger dankbarer Blick, den sie dem vor ihr knieenden Manne zuwarf, verrieth deutlich, daß sie in ihrer Seele eine mehr als sympathische Saite berührt hatten. Mit unaussprechlich holdem Lächeln betrachtete sie den lieben Mann, der ihre Neugierde so lange in Spannung erhalten und ihre Phantasie so gewaltig erregt hatte, und sie mußte sich gestehen, daß sie ihm sehr Unrecht gethan, wenn sie ihn für alt und häßlich gehalten hatte. Er war kaum um einige Jahre älter wie sie, groß und schlank gewachsen, hatte dichtes blondes Haar und sein Gesicht war von vollendeter Schönheit. Das Schönste aber an ihm waren ohne Zweifel seine treuen blauen Augen, aus denen, wenn er sie so innig betrachtete, seine ganze Seele sprach.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die ganze Scene schildern wollten, die nun folgte. Man denke sich das reizende Boudoir der Gräfin, nur von einer Lampe matt erleuchtet, das schöne, zur Liebe geborne Weib, deren Herz dem vor ihr Knieenden mehr als geneigt war, in ihrer durch die Ohnmacht und durch die Bemühungen ihrer Kammerfrau, das Corsett zu öffnen, in Unordnung gebrachten Toilette, nachlässig auf das Ruhebett hingegossen; zu ihren Füssen den jungen liebeglühenden Mann, dessen Pulse heftig tobten; man denke sich das Gemach mit behaglicher Wärme erfüllt, von Wohlgerüchen durchduftet; man denke sich die abenteuerliche Art und Weise, wie beide mit einander bekannt geworden, und das sonderbare Ereigniß, welches sie zusammen hieher geführt hatte, so wird man es begreiflich finden, wenn sie diese Gelegenheit benützten, um die Gefühle ihrer Herzen auszutauschen und sich stürmisch ewige Liebe zu schwören.

Was ist doch die Jugend für eine herrliche Zeit! Wie rasch empfänglich ist man da für zarte Gefühle, wie zugänglich den Regungen der Liebe, wie leicht nimmt man das Leben! Mit welcher Leichtigkeit stürzt man sich in den Strudel der heftigsten Leidenschaften, und ein Moment genügt, ihnen zur Beute zu werden! Armer Ubryk! Wie lange ist es her, daß du zum letzten Male dein Weib

umarmtest, ehe du von ihr auf lange getrennt wardst? Jetzt grämst und härmst du dich ab in dem fernen Sibirien, wo du vielleicht in den Bergwerken arbeiten mußt! Tag und Nacht denkst du an dein geliebtes junges Weib, und sie — sie hat dich vergessen!

Herr von Rassow hatte seinen Platz, den er zu Füßen Elkas eingenommen hatte, verlassen, und saß an ihrer Seite auf dem Ruhebette. Seinen Arm schlang er um den Leib, während sie ihr Haupt an seiner Brust ruhen ließ. So saßen sie lange, tauschten ihre Gefühle aus, und ihre Lippen lispelten Liebesworte. Immer tiefer sank der Zeiger an der Uhr, und die beiden vergaßen die Welt um sich her und der Ereignisse, die mit jeder Minute näher rückten. Sie wären vielleicht noch lange in diesem seligen Traumwachen versunken geblieben, wenn sie nicht gestört worden wären. Sie hatten gänzlich überhört, daß ein Wagen in den Hof gefahren war und Schritte die Treppe herauf stürmten. Im Vorzimmer entstand Lärm, gleich darauf wurde die Thüre aufgerissen, und die Tante stürzte athemlos herein. Dieß geschah so rasch, daß Hugo, wir wollen nämlich Herrn von Rassow so nennen, weil ihn ja Elka auch so nannte, — kaum Zeit hatte, sich zu erheben. Die Tante blieb verdutzt an der Thüre stehen als sie ihre Nichte in Gesellschaft eines Fremden allein antraf. Sie betrachtete diesen einige Augenblicke, und stürzte dann mit derselben Hast, mit der sie gekommen war, auf die junge Gräfin los, und setzte sich ohne Umstände an ihre Seite.

— Mein Gott! sagte sie aufathmend. Wie froh bin ich, Dich hier zu treffen! Welche Angst hast Du mir gemacht! Seit drei Stunden suche ich Dich auf dem Balle und kann Dich nicht mehr finden. Ich erfuhr, daß es zu einem heftigen Auftritte zwischen Herrn von Beauval, Herrn von Lussac und einem schwarzen Domino kam, der Dich begleitete, und daß man sich herausforderte. Dann erfuhr ich, Du seiest unwohl geworden und hättest wahrscheinlich den Ball verlassen, ich war zum Tode erschreckt. Wie kannst Du aber auch gehen, ohne mich davon zu benachrichtigen?

— Wir suchten Dich überall, liebe Tante, und konnten Dich nicht finden. Ich fühlte mich aber so angegriffen, daß ich keine Minute länger verweilen konnte. Herr von Rassow, dieser Herr — Hugo verneigte sich und die Tante erwiderte ihm die Verneigung mit einem holdseligen Lächeln — hatte die Freundschaft, Deine Stelle zu vertreten und mich in einem Miethwagen, da der meine noch nicht

eingetroffen war, nach Hause zu bringen. Während der Fahrt wurde ich von einer Ohnmacht befallen, und er hatte die Güte, mich mit Hülfe meiner Kammerfrau hieher zu bringen.

— Und wie fühlst Du Dich jetzt?

— Ich fühle mich wohl, jedoch sehr ermattet, wie es nach solchen Scenen zu sein pflegt.

Es schlug drei Uhr. Hugo ergriff seinen Domino, der noch immer auf dem Teppiche im Zimmer lag, wohin er ihn in der Eile geworfen hatte, nahm seine Larve und sagte:

— Die Nacht ist weit vorgeschritten, die Damen werden mir erlauben, mich zu entfernen.

— Kehren Sie wieder nach dem Balle zurück? fragte die Tante.

— Nein, erwiderte Hugo, ich fahre nach Hause. Ich habe noch Allerlei vor Tagesanbruch in Ordnung zu bringen, da ich im Begriffe stehe, abzureisen.

Elka erinnerte sich jetzt wieder an das unglückliche Duell, und daß ihr Geliebter sich in wenig Stunden zweimal schlagen sollte. Voll Angst rief sie aus:

— Wie leicht Sie das nehmen! Sie sprechen so ruhig von Ihrer Reise, und scheinen nicht zu bedenken, was Ihnen der nächste Tag Fürchterliches bringt.

— Es ist nicht das Erstemal in meinem Leben, erwiderte Hugo lächelnd, daß ich vor einer Degenspitze und der Mündung einer Pistole gestanden.

— Ach ja! platzte die Tante heraus. Es ist wahr, Sie sollen sich ja schlagen?

— Das ist eine Kleinigkeit, und ich hoffe, daß es ohne weitere Gefahr für mich vorübergehen wird.

Noch einmal bot die Gräfin alle ihre Beredtsamkeit auf, Herrn von Rassow von dem Duelle abzubringen. Vergeblich erschöpfte sie alle Gründe, die ihr in den Sinn kamen, ihn von der Gefährlichkeit des Duells zu überzeugen, sie bot sich selbst als Vermittlerin an, um es zu hintertreiben. Die Tante selbst wollte zu Herrn von Beauval und Capitän Lussac fahren und sie beschwören, von ihrem Vorhaben abzustehen. Hugo wollte nichts davon wissen, er wies alle Vorschläge zurück, küßte noch einmal mit Innigkeit die Hand der Gräfin und empfahl sich, indem er der halb Verzweifelten versprach, ihr in Bälde entweder selbst den günstigen Verlauf des Zweikampfes mitzutheilen,

oder im widrigen Falle auf andere Weise Nachricht zukommen zu lassen.

Gleich nachdem sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, rollte sein Wagen aus dem Hofe. Er fuhr nach Hause, wo ihn bereits sein Diener erwartete. Diesem, einem entschlossenen treuen Burschen, einem ehemaligen Soldaten, sagte er kurz, daß er sich schlagen müsse, schrieb zwei Briefe, mit welchen er den Diener sogleich zu Freunden schickte, die er ihm zu wecken, die Schreiben zu übergeben, und mit ihnen um sechs Uhr bei ihm zu sein befahl. Als der Diener fort war, schrieb er noch einen Brief, den er mit seinen Papieren in ein Paquet schloß, welches er mit fünf Siegeln und der Aufschrift versah: „Im Falle meines Todes meinem Bruder zu übergeben." Dann packte er einen kleinen Koffer, und war reisefertig. Angekleidet wie er war, warf er sich aufs Bett und schlief ermüdet ein.

Pünktlich um sechs Uhr kam sein Bedienter mit seinen beiden Freunden, einem Polen und einem Deutschen, die ihm als Zeugen dienen sollten. Sie versprachen ihm bereitwillig ihre Hülfe und verfügten sich sogleich, der eine zu Herrn von Beauval und der andere zu Herrn von Lussac. Bereits nach einer halben Stunde, es war noch nicht Tag, kamen sie wieder zurück und berichteten, daß sie mit den Secundanten seiner Gegner Alles geordnet hätten. Herr von Beauval hatte Pistolen gewählt, de Lussac den Degen. Mit Beauval sollte er sich zu Pferde schießen, beide sollten im Trab auf zehn Schritte Distance anreiten und zu gleicher Zeit losfeuern, drei Kugeln gewechselt werden. Mit Chevalier de Lussac sollte er solange fechten, bis einer todt oder kampfunfähig geworden. Beauval und Lussac unter sich sollten sich ebenfalls auf Pistolen schlagen, nur würde das Loos die Reihenfolge der drei Duelle entscheiden. Als Ort der Zusammenkunft wurde ein Wäldchen außerhalb Warschau gewählt, die Stunde acht Uhr.

Der Diener besorgte sogleich die Pferde, die drei Freunde stiegen auf, und waren noch vor der festgesetzten Zeit auf dem Platze. Bald darauf sprengten Beauval, Lussac mit ihren Zeugen heran, der Arzt aber kam in einem Wagen angefahren.

Die Gegner grüßten sich kalt und höflich, und überließen den Secundanten die Wahl des Platzes und die Entscheidung des Looses. Einer derselben zog ein Spiel Karten aus der Tasche, nahm ein Aß, eine Zehn und einen König heraus, mischte sie und hielt sie verdeckt

den andern Zeugen hin. Herr von Rassow sollte den König, Chevalier de Lussac das Aß und Capitän Beauval die Zehn bedeuten. Der Arzt zog zwei Karten von den dreien heraus, es traf auf Aß und König. Hugo und Lussac sollten sich also zuerst schlagen. Nachdem die Reihenfolge entschieden war, wurde die Distance abgemessen. In der Entfernung von zehn Schritten wurden auf einem freien Platze des Gehölzes zwei Degen in die Erde gesteckt, dann von denselben zu jeder Seite fünfzig Schritte rückwärts abgezählt und so die Plätze bestimmt, wo die beiden Gegner sich aufstellen sollten. Die Pistolen wurden geladen, der Arzt zog wieder eine nach der andern unter einem Tuche hervor und übergab sie den Kämpfern. Nachdem diese Stellung genommen hatten, wurde das Zeichen gegeben; im scharfen Trabe ritten sie vorwärts und als sie gleichzeitig an den Degen angekommen waren, parirten sie die Pferde und zwei Schüsse krachten. Die Kugeln hatten nicht getroffen, denn die beiden Gegner wendeten ihre Pferde, sprengten zurück und nahmen ihre erste Stellung wieder ein. Abermals wurden die Pistolen geladen, abermals sprengten sie auf Distance gegeneinander und feuerten. Diesmal waren die Kugeln ihrem Ziele schon näher gekommen. Jene Lussacs streifte den Aermel des deutschen Edelmanns, ohne ihn jedoch zu verwunden und Hugos Kugel riß dem Franzosen den Hut vom Kopfe, wobei ein Stück Haut mitging.

— Diable! rief er wüthend, je suis blessé. Allons, encore une fois!*)

Wiederum sprengten die Reiter zurück, wiederum wurde geladen, aber diesmal schienen selbst die Pferde vom Pulverdampfe aufgeregt zu sein, denn sie ließen sich kaum halten, sprangen von Trab sogleich in Carriere über und rasten aufeinander los. Ehe noch de Lussac bei dem Degen angekommen war, feuerte der Franzose, dessen Augen von Wuth funkelten, seinen Schuß ab, ohne aber den Deutschen zu treffen. Dieser jedoch parirte, auf Distance angekommen, mit einem Rucke und herkulischer Kraft sein schnaubendes Pferd, daß es wie eine Mauer stund, erhob dann mit Eleganz seine Pistole und schoß den Franzosen, der sein Pferd kaum bändigen konnte und gerade gegen ihn herantobte, die Kugel durch den Kopf. Das Pferd mit dem Getroffenen jagte an Herrn von Rassow vorüber und einige Schritte weiter stürzte der Chevalier wie ein Sack zu Boden. Hugo stieg sogleich vom Pferde und näherte sich seinem Gegner, dem bereits

*) Teufel! ich bin verwundet! Vorwärts, noch einmal!

die Sekundanten und der Arzt zu Hülfe geeilt waren. Allein sie kamen zu spät; der Schuß, durch die Stirne eingedrungen, war rückwärts zum Schädel wieder hinausgefahren, der Tod augenblicklich erfolgt.

An der Leiche traf Herr von Rassow mit seinem zweiten Gegner, Capitain Beauval, zusammen. Mit dem feinsten Anstande verneigte sich dieser und sagte:

— Jetzt ist die Reihe an uns, nicht wahr, Herr Baron?

— Ich stehe zu Ihren Diensten.

— Es dürfte Ihnen vielleicht angenehm sein, etwas auszuruhen, Ihr Blut ist durch das heftige Reiten und das Rencontre aufgeregt.

— Nicht im Geringsten, erwiederte Hugo. Wenn Sie wünschen, wollen wir sogleich beginnen.

Die Gegner warfen nun ihre Röcke ab, die Sekundanten maßen die Degen und beide Parteien nahmen sofort Stellung. Das Zeichen zum Angriffe wurde gegeben, man salutirte und kreuzte die Degen. Im Anfange blieben beide auf der Defensive. Man befühlte sich nur die Klingen, wie man zu sagen pflegt, und machte einige Finten, um die Stärke des Gegners zu prüfen. Hugo stand wie eine Marmorsäule, seine Augen fest auf die seines Gegners gerichtet und seine Klinge folgte wie der Blitz der seines Gegners. Er parirte jeden Ausfall desselben, und an der Kraft, womit jede Parade ausgeführt wurde, erkannte der Franzose bald, daß er es mit einer eisernen Faust, mit einem höchst gewandten Fechter zu thun habe. Aber auch dieser hatte bald die Ueberzeugung geschöpft, daß der Mann ihm gegenüber, der sich fortwährend bemühte, ihm ein höchst unnöthiges Loch in die Haut zu machen, von erster Stärke sei. Er war deßhalb auf seiner Hut und wurde immer kaltblütiger.

Zehn Minuten schon hatte der erste Gang gedauert, und noch war keiner von Beiden verwundet. Man ruhte einige Minuten aus, um neue Kraft zu schöpfen. Die Zeugen äußerten sich sehr beifällig über die Sicherheit und Eleganz, mit welcher der Kampf geführt wurde, und betheuerten, noch nie ein so schönes Assaut gesehen zu haben.

Man begann einen neuen Gang. Hugo blieb wie das erste Mal kaltblütig und gelassen, währenddem der Franzose sein gallisches Temperament nicht verläugnen konnte und immer hitziger wurde. Mit Ungestüm griff er den Deutschen an, so daß dieser Noth hatte,

sich seines Gegners zu erwehren; doch verlief auch dieser Gang, der etwa acht Minuten dauerte, ohne wesentlichen Erfolg, nur bei dem letzten Ausfalle ritzte die Degenspitze des Franzosen etwas das rechte Ohrläppchen des Deutschen, so daß es unbedeutend blutete. Als man abermals innehielt, sagte einer der Sekundanten zu Herrn von Rassow:

— Sie sind verwundet.

— Es hat nichts zu bedeuten, erwiderte dieser mit einem leichten Anfluge von Spott; Monsieur Beauval scheint bemerkt zu haben, daß ich keine Ohrringe trage und will sich nun die Mühe nehmen, mir die Ohrläppchen zu durchstechen.

Nach den Regeln der Fechtkunst ist es nur gestattet, nach der Brust oder den Armen zu stoßen; jeder Stich nach dem Kopfe oder den unteren Extremitäten wird als eine Ungeschicklichkeit oder als ein Fehler betrachtet. Capitain Beauval fühlte sehr gut den Hohn der mit vollkommener Ruhe vorgebrachten Worte des Deutschen, war darüber sehr ergrimmt und biß sich in die Lippen.

— Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß das meine Absicht sei. Ich will Ihnen beweisen, daß ich ein ganz vorzüglicher Schneider bin, und Ihnen an jeder Stelle, die Sie die Gefälligkeit haben werden, mir zu zeigen, ein Knopfloch zu machen im Stande bin.

— Wenn Sie ein so guter Schneider sind, erwiderte Herr von Rassow lachend, so arbeiten Sie auch auf Facon, und ich überlasse es ganz Ihrem guten Geschmacke, mir dort eine Boutoniere in die Haut zu machen, wo Sie es für passend finden werden.

Der dritte Gang begann. Diesmal flogen aber die Klingen so heftig gegeneinander, daß Funken davon sprangen. Nach wenig Stößen brach die Klinge des Franzosen entzwei. Herr von Rassow, weit entfernt, diesen Moment zu benützen und seinen wehrlosen Gegner niederzustechen, senkte seinen Degen und rief den Sekundanten zu: Andere Degen!

Sie wurden gebracht und von Neuem begann der Kampf und zwar wüthender als je. Capitain Beauval schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, um jeden Preis sein Knopfloch fertig zu bringen, denn er stach wie wüthend auf seinen Gegner los und kam in die furchtbarste Aufregung. Plötzlich geschah etwas, was bei solchen Gelegenheiten häufig vorkommt, beide Gegner fielen nämlich zu gleicher Zeit aus. Capitain Beauval unterrannte seinen Gegner

mit aller Macht; seine Degenspitze drang diesem in die rechte Achselhöhle und bis an das Schulterblatt. Da jedoch Hugo nach Kreißler's System, nach deutscher Weise mit fast ganz gestrecktem Arme focht, so rannte sich der Franzose bei dem Ausfalle, welcher mit der größten Heftigkeit geschah, dessen Degen bis an das Stichblatt durch die Lunge. De Beauval wankte und brach sogleich, ohne einen Laut von sich zu geben, zusammen. Die Zeugen sprangen herzu und zogen Herrn von Rassow, der sich noch immer aufrecht erhielt, den Degen aus der Wunde. Er nahm zwar alle Kraft zusammen, um seinen Schmerz zu unterdrücken, allein der heftige Blutverlust, wahrscheinlich dadurch herbeigeführt, daß eine Ader verletzt wurde, war stärker als sein Wille; er wurde bleich wie der Tod, und sank ohnmächtig in die Arme des Arztes. Man legte ihn auf seinen Mantel, der Doktor untersuchte seine Wunde und erklärte, daß sie zwar nicht absolut tödtlich, aber dennoch sehr bedenklich sei.

Währenddem man mit dem Verbande seiner Wunde und mit Capitain Beauval beschäftigt war, dessen Verletzung der Arzt für tödtlich erklärte und für dessen Leben er keinen Liard gab, wie er sich echt französisch ausdrückte, stürmte in vollem Carriere ein Wagen auf den Kampfplatz. Heftig wurde der Schlag geöffnet, und zwei im Pelze gehüllte Damen stürzten heraus. Es waren Gräfin Elka und ihre Tante. Als sie Hugo in seinem Blute schwimmend leblos auf seinem Mantel liegen sah, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und sank in voller Verzweiflung händeringend bei dem geliebten Manne nieder.

— Todt! rief sie aus, ohne Rettung verloren! Ach, warum mußte ich zu spät kommen, um dieses unglückselige Duell verhindern zu können! Es ist entsetzlich! Und ich bin die Ursache, daß er gefallen ist! Ich habe ihn getödtet!

Erschüttert betrachteten die Zeugen diese ergreifende Szene. Der Arzt war der Erste, welcher vortrat und die Verzweifelte zu trösten versuchte.

— Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, sagte er; Ihre Befürchtungen sind hoffentlich ohne Grund. Der Herr Baron ist zwar schwer verwundet, allein ich glaube, daß er bei sorgsamer Pflege gerettet werden kann und für sein Leben nichts zu befürchten steht.

Die anderen Herren dagegen sind nicht so gut weggekommen, für sie ist keine Rettung mehr.

— Was? rief Elka entsetzt aus. Noch mehr Verwundete, noch mehr Getödtete?

— Ja, erwiderte der Arzt. Herr de Lussac ist erschossen, und die Wunde, die Capitain Beauval erhalten hat, hat so edle Theile verletzt, daß ich bezweifle, er werde die nächste Viertelstunde erleben.

Elka hatte, als sie aus dem Wagen sprang, nur allein ihren geliebten Hugo erblickt und war sogleich auf ihn zugeeilt. Jetzt erst sah sie den Capitain, der auf dem Rücken im Schnee lag und in einem See von Blut schwamm. Nicht weit von ihm lag die Leiche des Chevaliers de Lussac. Elka drückte schaudernd beide Hände vor das Gesicht und hatte Mühe, nicht umzusinken. Die Tante jedoch, deren zarte Nerven ein so gräßliches Schauspiel und den Anblick des Blutes nicht ertragen konnte, stieß einen Schrei aus und ward ohnmächtig.

— Der Teufel mußte auch die Weiber hieher führen! brummte der Arzt zu einem der Zeugen. Das fehlte noch! Haben wir nicht mit den Verwundeten genug zu thun, müssen wir auch noch Riechfläschchen anwenden! Er holte schnell ein Fläschchen mit flüchtigem Salze aus seinem Kasten und hielt es der Tante unter die Nase. Dieses mochte frisch bereitet und von starker Wirkung sein, denn sie schlug alsbald die Augen auf und begann heftig zu niesen. Man führte sie sogleich zur Seite und hob sie in den Wagen, in welchem sie gekommen war.

Elka hatte jedoch bald ihre Fassung und natürliche Energie wieder gewonnen, wozu die Sorge um das Leben des geliebten Mannes wesentlich beitrug. Sie bestand mit Entschiedenheit darauf, daß Hugo, nachdem der Verband angelegt, in ihren Wagen gehoben und in ihren Palast gebracht werde. Sie selbst wollte ihn pflegen. Der Arzt und die Zeugen ermunterten sie in ihrer Absicht und legten selbst mit Hand an, den Bewußtlosen in den Wagen zu heben. Die Tante mußte wieder aussteigen und der Arzt forderte sie auf, in seinem Wagen mit ihr nach Warschau zurückzufahren.

Als Elka neben Hugo Platz nahm, sagte einer der Zeugen zu ihr:

— Ich mache Sie aufmerksam, gnädige Frau, daß die Gesetze, welche der Kaiser Napoleon gegen die überhandnehmenden Zweikämpfe vor Kurzem in seiner Armee erlassen hat, auf das Strengste gehandhabt werden. Wir Secundanten hier gehen jedenfalls keiner rosigen

Zukunft entgegen. Man wird sich an uns als Theilnehmer des Duells und Mitübertreter des Gesetzes halten und uns wahrscheinlich strenge bestrafen. Auch mit dem Herrn Baron wird der Kaiser, wenn er seiner habhaft wird, nicht viele Umstände machen. Er läßt ihn einfach nach einer Festung bringen, wenn nicht erschießen. Sie werden daher gut daran thun, Herrn von Rassow bei sich zu verbergen oder anderswo in Sicherheit zu bringen, so lange wenigstens, bis er wieder hergestellt ist, und bis ihm seine Gesundheit erlaubt, sich jeder Verfolgung durch die Flucht zu entziehen. Befehlen Sie Ihrem Kutscher und Ihrem Bedienten, wenn Sie sich auf dieselben verlassen zu können glauben, die strengste Verschwiegenheit an, auf die unsere, gnädige Frau, können Sie sich verlassen, wir sind Ehrenmänner und wissen zu schweigen.

Elka drückte dem Sprechenden mit einem thränenvollen dankbaren Blicke die Hand, und der Wagen, der sie und den geliebten Mann enthielt, fuhr langsam davon. Capitän Beauval hatte währenddem seinen letzten Athemzug gethan, das Leben war entflohen.

— Meine Aufgabe ist beendet, sagte der Arzt zu den Zeugen gewendet, ich habe hier nichts mehr zu thun. Sorgen Sie, daß die Todten weggeschafft werden, ich will die andere Dame nach Hause bringen.

Die Diener und Reitknechte machten nun aus Baumzweigen, die sie abschnitten, zwei Tragbahren und schafften die Leichen der Gefallenen nach einem Bauernhofe, der sich ungefähr eine Viertelstunde von dem Kampfplatze entfernt befand, um sie später abholen und bestatten zu lassen. Dann ritten alle nach Warschau zurück.

Die schönen Leserinnen werden nun fragen, auf welche Weise Elka Zeit und Ort des Zweikampfes erfuhr, daß sie gerade zu Ende desselben eintreffen konnte. Als Herr von Rassow sie nach drei Uhr verlassen hatte, war sie in der größten Verzweiflung. Sie wollte um jeden Preis das Duell verhindern, und um das zu thun, selbst auf dem Kampfplatze erscheinen, und hoffte dort durch ihre Bitten und Thränen die harten Herzen der wüthenden Männer zu erweichen und zu besänftigen. Allein wie sollte sie das erfahren? Da erinnerte sie sich, daß Hugo ihr gesagt hatte, sein Bedienter habe ein Liebesverhältniß mit einer ihrer Dienerinnen angeknüpft. Sogleich ließ sie alle wecken und sie mußten vor ihr erscheinen. Sie nahm sie ins Verhör und hatte bald herausgebracht, was sie wissen wollte.

Sie befahl dem Mädchen, sogleich den Bedienten Hugos aufzusuchen, alle ihre Ueberredungskunst aufzubieten, um von dem Burschen herauszubringen, wo der Kampf statthaben solle. Beflügelten Schrittes eilte diese, ihren Auftrag auszuführen, traf auch den Burschen, als er eben mit den Pferden vor dem Hause Hugos ankam und hatte nicht viele Mühe, ihn gegen ein paar Küsse, die sie ihm ausnahmsweise erlaubte, zum Sprechen zu bringen.

Elka ließ sogleich anspannen und jagte nach dem Wäldchen, wo sie, wie wir bereits erzählt haben, erst ankam, als Degenspitzen und Bleikugeln bereits ihre tödtliche Wirkung vollbracht hatten.

XXIX.

Ein Jugendleben.

Als der Wagen mit Elka und dem Verwundeten das Gehölz verlassen hatte und nach der Heerstraße einbog, schloß Elka vorsichtig die Vorhänge, um nicht den neugierigen Blicken der Vorübergehenden und Fahrenden ausgesetzt zu sein. So lange sie noch auf dem weichen, mit Schnee bedeckten Waldboden hinfuhren, konnten die Pferde ein rascheres Tempo einhalten; auf der mit tiefen Gruben und Löchern reichlich versehenen Heerstraße aber kamen sie nur langsam weiter. Nach zwei ewig langen Stunden, die für die ungeduldige Gräfin kaum enden zu wollen schienen, gelangten sie endlich in die Stadt. Durch abgelegene Straßen befahl Elka ihrem Kutscher nach der Rückseite ihres Palastes zu fahren und dort durch das Parkthor den Garten zu gewinnen. Sie that dies, um von Marschall Lannes und seinem Stabe nicht bemerkt zu werden, was jedenfalls geschehen wäre, wenn sie das große Hauptthor gewählt hätte. Hugo lag noch immer in Ohnmacht, und die Transportirung eines Schwerverwundeten hätte nicht ohne Aufsehen vor sich gehen können

Der Wagen hielt also an einem Seiteneingange des Flügels, welchen Elka bewohnte und von welchem eine schmale Wendeltreppe unmittelbar zu ihren Gemächern führte. Hugo wurde mit großer Vorsicht aus dem Wagen gehoben und in ein Kabinet gebracht,

welches unmittelbar an das Schlafzimmer Elka's stieß und nur einen einzigen Eingang hatte, eine Tapetenthüre, durch welche es mit dem Schlafgemache zusammenhing. Die Gräfin that dies, weil sie sich erstens auf die Verschwiegenheit ihrer Diener verließ und Hugo hier in vollkommener Sicherheit glaubte. Zudem wollte sie sich's nicht nehmen lassen, ihn selbst zu pflegen, oder wenigstens seine Pflege zu überwachen. Sie ließ sogleich ihren Hausarzt rufen, den sie in das Geheimniß einweihte. Er verfügte sich augenblicklich zu dem Verwundeten; mit Hilfe eines Dieners wurde wurde dieser entkleidet und zu Bette gebracht. Erst nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es, Hugo wieder zu sich zu bringen. Der große Blutverlust, den er auf dem Kampfplatze und trotz des Verbandes auf der ganzen Fahrt erlitten, hatte ihn außerordentlich geschwächt. Es war daher kein Wunder, daß er bei seinem Erwachen sich sehr apathisch und theilnahmslos zeigte. Es schien ihm gleichgiltig zu sein, wo er war, er würdigte sein reizend eingerichtetes Kabinet, in dem er sich befand, keines Blickes. Der Arzt hatte der Gräfin anbefohlen, jede Gemüthsbewegung so viel wie möglich zu vermeiden; sie war daher, so schwer es ihr auch ankam, nicht an das Bett des Geliebten getreten. Erst gegen Abend, als jener wieder kam, fragte ihn Hugo, wo er sich denn eigentlich befände, worauf ihm jener erwiderte, er solle sich darum nicht weiter bekümmern, er sei gut aufgehoben. Damit begnügte sich jedoch der Kranke keineswegs. Er wiederholte dieselbe Frage nur noch dringender, worauf ihm denn der Arzt erzählte, wie er vom Kampfplatze weggekommen sei und wo er sich jetzt befinde. Als der Arzt Elka's Namen nannte, flog eine verklärte Heiterkeit über sein blasses Antlitz. Er legte den Kopf in die Kissen zurück, schloß die Augen und sagte:

— O, ich habe es mir wohl gedacht! Sie ist ein Engel!

Nach einer Pause, während welcher er sich mit holden Bildern zu beschäftigen schien, fragte er wieder:

— Warum kommt sie nicht! Ich möchte sie sehen, sie sprechen und ihr danken.

— Sie kam nicht, weil ich es ihr verboten hatte. Jede Gemüthserregung könnte Ihnen sehr schädlich werden. Hugo faßte die Hand des Arztes, drückte sie leise nnd sagte:

— Ich danke Ihnen für Ihre Vorsicht; aber bitte, lassen Sie doch die Gräfin zu mir kommen. Ich verspreche Ihnen, daß ich mich

sehr ruhig verhalten will und seien Sie überzeugt, daß ihr Anblick und ihre Gegenwart nur wohlthätig auf mich wirken wird.

Als der Arzt sich darauf entfernte, sagte er zur Gräfin:

— Gehen Sie doch ein wenig nach dem Kabinete, der Kranke wünscht Sie zu sprechen.

— Darf ich denn?

— Er hat mich solange gebeten, bis ich es ihm erlaubte. Dagegen müssen Sie mir versprechen, sich recht ruhig zu verhalten.

Wenige Augenblicke später stand sie schon am Bette des Kranken. Unbeschreiblich war der Ausdruck von Wonne und Befriedigung, welche aus Hugo's Augen strahlten. So sehr sich auch Elka bemühte, ihr dem Arzte gegebenes Versprechen zu erfüllen, so fiel sie doch bald aus der ihr fremden Rolle. Sie nahm einen Stuhl, setzte sich zu dem Verwundeten, sagte ihm, daß sie ihn pflegen wolle und daß er jetzt bei ihr bleiben müsse, bis er gänzlich hergestellt sei. Sie erzählte ihm, daß sie gleich nach ihrer Ankunft seinen Koffer und alle seine Effekten habe holen lassen, und auf Hugo's Frage, was aus seinem Bedienten geworden, erwiderte sie lächelnd, er sei hier im Schlosse und scheine mit dem Quartierwechsel recht zufrieden.

Der Heilungsprozeß nahm einen sehr günstigen Verlauf. In den ersten Tagen hatte der Kranke zwar heftiges Wundfieber, allein nach und nach hörte dieses auf, die Kräfte kehrten allmählich zurück und sein Geist gewann wieder eine heiterere Stimmung. Elka wich weder bei Tag noch bei Nacht von seinem Schmerzenslager, sie pflegte ihn; wie nur ein Weib einen geliebten Mann zu pflegen im Stande ist. Seit jenem Balle, dem das Duell gefolgt war, war sie weder in Gesellschaft, noch im Theater oder auf Bällen mehr erschienen, und hatte das Haus nicht wieder verlassen. Die Welt, welche die Ursache ihrer plötzlichen Zurückgezogenheit nicht kannte und nicht wußte, welch' theures Kleinod sie bei sich bewahrte, zerbrach sich den Kopf über ihr räthselhaftes Verschwinden aus der Gesellschaft. Allgemein jedoch war die Ansicht verbreitet, daß dies mit dem Duelle zusammenhing, dessen Ausgang ungeheueres Aufsehen gemacht hatte. Man vermuthete, daß sie einen der gefallenen französischen Offiziere geliebt und aus Schmerz und Trauer über seinen Tod sich in die Einsamkeit zurückziehe. Selbst die Empfänge in ihren Salons hatte sie eingestellt und alle Besuche mit der Antwort abweisen lassen: sie sei krank. Marschall Lannes ließ sich mehrmals melden, wurde aber

auch nicht vorgelassen. Die Befürchtungen, welche Elka wegen der Sicherheit des Kranken hegte, bewiesen sich als grundlos. Der Kaiser hatte zwar, sobald er vom Duelle erfuhr, sich sehr ungehalten gezeigt, daß sein Gebot dennoch überschritten würde, er hatte die Zeugen selbst vor sich rufen lassen und in seiner gewohnten barschen Weise angefahren und zur Rede gestellt; er hatte ihnen gedroht, sie auf die Festung zu schicken und erschießen zu lassen, es blieb aber bei den Worten. Sie kamen mit zwei Monaten leichten Arrest davon, denn er brauchte seine Soldaten. Von Herrn v. Rassow glaubte man allgemein, er sei ebenfalls gefallen und so wurden keine weiteren Nachforschungen angestellt, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

Mehrere Wochen waren so in tiefer Ruhe und Stille vergangen, Hugo konnte schon das Bett verlassen und lag eines Tages in einem Lehnstuhle vor dem behaglichen Kaminfeuer. Elka saß auf einem kleinen gepolsterten Schemel ihm zu Füßen und leistete ihm Gesellschaft. Sie hatte bisher vermieden, auf Alles zurückzukommen, was ihm unangenehm sein konnte; nie, weder nach seiner Vergangenheit, noch nach manchem Anderem gefragt, was doch ihre Neugierde im höchsten Grade beschäftigte und was sie so gerne erfahren hätte. Sie wartete immer bis Hugo selbst das Gespräch darauf lenken würde, allein er schwieg beharrlich und schien gar nicht zu ahnen, daß ihre Seele vor Neugierde fast verging. Plötzlich sagte er, indem er seine Hand auf ihr Haupt legte und mit den Fingern langsam durch die dunklen Locken fuhr:

— Es ist mir doch, als hätte ich einen langen Traum geträumt. Wenn ich denke, wie ich nach Warschau kam und hieher in dieses kleine Cabinet, in diesen meinen Himmel, so däucht mir, ich hätte ein Märchen aus tausend und einer Nacht erlebt.

Elka hielt diesen Augenblick für günstig, ihn an sein zu wiederholten Malen gegebenes Versprechen zu erinnern. Sie sagte daher zu ihm:

— Allerdings scheinen mir selbst die Ereignisse der letzten Wochen märchenhaft zu sein, allein was Deine Ankunft in Warschau und Deine früheren Erlebnisse betrifft, so kann ich darüber nicht urtheilen. Du versprachst mir zwar mehrmals, Du wolltest mir Vieles erzählen, aber Dein Kranksein hat Dich bisher daran verhindert. Komm Schatz, sagte sie, indem sie mit ihrem Schemel näher zu ihm heranrückte und sich an ihn schmiegte, erzähle mir etwas von Deiner

Jugend. Gewiß bist Du ein recht toller Junge gewesen, und hast mit Deinen blauen Augen große Verheerungen in den Herzen der Mädchen angerichtet. Komm und beichte!

Hugo lehnte sich im Stuhle zurück, ließ seine Hand auf dem Haupte Elkas ruhen, und indem er sie mit freundlichem Blicke ansah, erwiderte er:

— Ich begreife, daß Du begierig sein wirst, etwas über die Vergangenheit und die Schicksale Deines Geliebten zu erfahren. Wir haben uns auf so abenteuerliche Weise getroffen und kennen gelernt, unsere Herzen fanden und verstanden sich und unsere Schicksale wurden durch die Erlebnisse der letzten Wochen so enge aneinander geknüpft, daß ich es für meine Pflicht betrachte, Dich über meine Herkunft und meine Schicksale aufzuklären. Du hast Dich einem fremden unbekannten Manne mit der ganzen Gluth Deiner Seele hingegeben, Du hast unbegrenztes Vertrauen zu mir und ich kann nicht mehr länger zögern. Ich will mich also kurz fassen und Dir die Geschichte meiner Jugend bis zum heutigen Tage mittheilen.

Wie ich Dir einmal kurz erwähnte, stammt meine Familie aus Mecklenburg, wo sie unter die ältesten des Landes zählte und schon zu einer Zeit genannt wurde, als die deutschen Ordensritter das Land unterjochten und die Einwohner zum Christenthum bekehrten. Später nach dem dreißigjährigen Kriege wanderte einer meiner Ahnen aus und ließ sich in Schwedisch-Pommern nieder. Dort wurde auch ich geboren und zwar auf dem Gute meines Vaters. Dieser starb, als ich noch ein Knabe war und ich erinnere mich kaum mehr dieses traurigen Verlustes. Meine Mutter, eine noch sehr junge Frau, widmete mir und meinem Bruder, ihren einzigen Kindern, die ganze Sorgfalt einer liebenden Mutter und erzog uns auf das Sorgfältigste. Als wir größer wurden, erhielten wir einen Hofmeister, einen sehr gebildeten, liebenswürdigen und dabei grundgelehrten Mann. Er bereitete mich für die Universität und meinen Bruder zum Eintritte in den Militärdienst vor. Mit sechszehn Jahren bezog ich die Universität. Zwei Semester studirte ich in Göttingen, den Rest meiner Studienzeit verbrachte ich in Heidelberg und Bonn. Die ersten Jahre war ich sehr fleißig, ich versäumte kein Colleg und besuchte außer den für meine Fachwissenschaft nöthigen Vorlesungen — ich sollte die Rechte studiren — noch eine Menge anderer Vorlesungen über Geschichte, Literatur, moderne Sprachen und schöne Künste. Die

anhaltende Beschäftigung mit diesen interessanten Wissenschaften ließ jedoch bei mir die Lust zur Rechtswissenschaft nach und nach erkalten, ich wurde immer seltener in den juridischen Hörsälen gesehen, ich verlor allen Geschmack am Codex juris und den Pandekten und schenkte endlich alle meine Bücher über dieses Fach einem armen Teufel von Commilitonen. Ich wandte mich nun ganz und gar dem Studium der Geschichte und der schönen Literatur zu, schrieb Gedichte, Trauerspiele und Novellen, und führte nebstbei ein sehr heiteres vergnügtes Leben. Wozu hätte ich mich auch mit einer Wissenschaft herumquälen sollen, die mir langweilig und trocken erschien, und die ich doch nie ausüben sollte. Mein Vater hatte ja ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen, in der Theilung mit meinem Bruder fielen mir ja einmal mehrere sehr schöne große Rittergüter zu.

Meine Mutter war keineswegs mit meinen Studien zufrieden. Sie hätte mich dereinst lieber als Beamten auf einem Gerichtssitze, geehrt von den Untergebenen und geachtet von den Collegen gesehen, und gab mir in ihren Briefen nicht undeutlich zu verstehen, daß es der Ehre meines Namens weit angemessener wäre, als tüchtiger Beamter dem Staate ersprießliche Dienste zu leisten, denn als Schriftsteller für ein Publikum zu schreiben, das aus Menschen bestand und daher undankbar wie diese zu sein pflegen, alle Schöpfungen meines Geistes gewiß eher tadeln als loben würde. Auch meinte sie, daß der selbst ein Abenteurer sein oder werden müßte, der stets über die Abenteuer Anderer schriebe, und daß es die Ehre meiner Familie nicht gut ertrage, wenn mein Name auf den Theaterzetteln oder dem Titelblatte von Romanen prangte. Das waren gewiß deutliche Winke, die sie mir da gab, allein die todten Buchstaben und Worte der Briefe rührten mich nicht mehr, als eine Cigarre, die ich mechanisch in die Luft hinausrauchte. Ich hatte mich längst daran gewöhnt, die guten Ermahnungen der Mutter als stehende Redensarten hinzunehmen, die natürlich in keinem Briefe fehlen durften und die daher von mir als alte Bekannte einfach überflogen und dann für immer weggelegt wurden. Regte sich zuweilen dennoch in meinem Herzen eine Stimme, welche den aufrichtigen und gutgemeinten Worten der Mutter Recht geben wollte, so führte ich, wie es alle Männer zu thun gewohnt sind, schnell die Vernunft gegen das Herz in den Kampf und sagte mir: Hugo, sei kein Kind! die Mutter meint es

zwar gut, aber sie ist ein Weib, und die Weiber verstehen von diesen Dingen nichts. Aus ihnen spricht nur immer das Herz und das weiche warme Gefühl, aber nicht der kalte berechnende Verstand. Wenn eine Mutter ihr spielendes Söhnchen betrachtet, so denkt sie sichs gleich als Mann, wie er entweder mit edlem Anstande und in schmucker Uniform mit gezogenem Degen vor die Front einer Truppe tritt, oder wie er mit verklärtem, von höherer Begeisterung durchgeistigten Antlitze von der Kanzel herab in zündenden Donnerworten das Reich Gottes verkündigt. Jede Mutter sieht in ihrem Sohne einen künftigen General oder einen Bischof, und auch die deine, Hugo, träumt sich vielleicht jetzt noch, dich dereinst als Minister von aller Welt bewundert und beschmeichelt zu sehen! Hugo hielt, erregt von der Wärme, mit der er bisher gesprochen hatte, inne.

— Was doch diese Deutschen für eine merkwürdige Nation sind! dachte sich Elka, die mit Ungeduld auf die eingetretene Pause gewartet hatte. Wie fade müssen sie erst sein, wenn sie nicht verliebt sind, da sie zu ihren Damen nichts als von Rechtswissenschaft oder Literatur zu sprechen wissen, und dabei können sie noch in einen Eifer gerathen, als ob es sich um Leben oder Tod handelte. Nein, ich möchte keine Deutsche sein, diese Männer langweilten mich wahrhaft zu Tode!

— Aber lieber Hugo, wandte sie sich in halb vorwurfsvollem Tone zu dem immer noch Schweigenden, erzähle mir doch, was Du nicht studirt und doch gethan hast! Gewiß, Du warst bis über die Ohren in schöne Mädchen verliebt und versuchst jetzt, Dir mit der Aufzählung Deiner Lernstunden über diese Liebesaffairen hinwegzuhelfen; aber mir sollst Du nicht so leichten Kaufes entkommen, Du Böser!

Schelmisch lächelnd blickte sie dabei Hugo ins Auge, der ihre Locken losließ und erwiderte:

— Geduld, mein süßer Engel, Du sollst Alles erfahren. Jedes Wort, mit dem ich Dich etwa langweile, will ich später mit tausend Küssen gutmachen, wenn —

— O langweile mich dann tapfer weiter, fiel ihm Elka schäkernd ins Wort, ich werde nun alle unnützen Worte zählen!

— Mit dem Entwurfe von Theaterstücken, Novellen, Gedichten verstrich also —

— Hugo, Hugo! unterbrach ihn Elka wieder. Das sind schon

neun langweilige Worte, das gäbe schon neuntausend Küsse! Du würdest mir ja die Nägel von den Fingern küssen müssen, wenn ich Dich beim Worte nehmen wollte.

— Wohl, mein Engel, wenn ich nur die Fingerspitzen zu küssen verdammt würde! Weil du mir aber so grausame Strafen vorzubehalten scheinst, will ich nun kein Wort weiter über den fleißigen Dichter sprechen, sondern nur von dem flotten Bruder Studio erzählen.

— Ich habe schon gesagt, daß ich ein lustiges vergnügtes Leben führte; es freut mich, wenn ich noch an diese tollen närrischen Jahre denke. Ich fühlte mich als akademischer Bürger, und trat mit meinen schweren gespornten Kanonenstiefeln manchem Pflastersteine Thränen aus den Augen. Trotz der Philosophie, welche den Menschen die richtigen Wege zu gehen lehrt, verstieg ich mich häufig bei meinen nächtlichen Heimfahrten zu den Straßenlaternen, deren Licht mich schrecklich genirte, und die mir daher nicht nur dieses, sondern auch das Glas überlassen mußten. Mit Hilfe der Chemie verwerthete ich das so gewonnene Oel auf das Leder meiner Stiefel, das vor lauter Glanzwichse manchen Riß zu bekommen drohte, und aus der Mineralogie wußte ich, daß das Glas wenig Elastizität besitzt, wenn es auf einen harten Körper, wie jedenfalls ein Pflasterstein ist, geschleudert wird, und umgekehrt. Ebenso hinderten mich die Grundsätze des römischen Rechts nicht, zu jener Zeit, wo die Köpfe jedenfalls illuminirter sind als die Laternen, mit den Organen der öffentlichen Sicherheit interressante Disputationen über die erste Bürgerpflicht, welche da ist die Ruhe, anzustellen, und wenn ich in deren Folge auch gerade nicht zum Doktor promovirt wurde, so brauchte ich doch wenigstens manchmal einen solchen, da beiderseits schlagende Argumente vorgebracht wurden. Die Staatsökonomie beutete ich in der Weise aus, daß ich große Conto's selbst anfertigte und sie von der Mutter mir richtig auslösen ließ, auch um die Titel nicht verlegen war, unter welche ich Spezialausgaben für Schauspielerinnen, Blumenbouquets und Bonbonsdüten verrechnete. Dagegen der Schädellehre abgeneigt, vernachlässigte ich das Studium der Physiognomien so gänzlich, daß ich nicht einmal eine vorübergehende Liebschaft unterhielt.

— Wirklich? fragte Elka inzwischen. Ein junger schöner Mann und kein Herz in der Brust?

— Bei Studenten und Offizieren fehlen zwar die empfänglichen und begehrlichen Herzen nicht, allein sie haben beide einen höchst einfachen Grund ihrer Zurückhaltung: sie können nicht. Dem Einen fehlt die ernährende Stellung, dem Andern das Geld. Ohne Stellung und Geld kann man aber nicht heirathen. Wenn auch die Herren eine Liebelei wünschen, so sind doch meistens die Damen so vernünftig, sich unehrenhafte Tändeleien zu versagen. Daher kommt es, daß Studenten und Offiziere aus Groll über die Sprödigkeit des angebeteten Geschlechts all' ihre Liebe den Hunden zuwenden.

— Natürlich hattest Du auch einen solchen? fragte Elka lachend.

— Mephisto war zwar sehr dumm, tappig und faul, aber er war groß wie ein Kalb und zottig wie ein Teufel und das war die Hauptsache; denn der Mann gewinnt unstreitig an Ansehen, wenn hinter ihm eine zähnefletschende ungeschlachte Bestie einhertrabt. Ich wußte eigentlich nie, wer von uns beiden in der Universitätsstadt berühmter war, ich oder mein Hund; daß wir es aber mitsammen in sehr hohem Grade waren, bewies mir der Umstand, daß ich nicht nur alle Wände meines Zimmers mit Strafprotokollen und den Entschädigungsklagen gebissener Personen austapeziren, sondern selbst um hohe Miethspreise kaum eine Wohnung erhalten konnte, seit die Liebhaberei Mephisto's ruchbar geworden war, auf Divans zu schlafen und dieselben an außerordentlichen Festtagen auch gleich stückweise zu fressen. Als er aber bei einem unvermutheten Besuche, mit dem mich meine Mutter in Bonn überraschte, alle Regeln des Anstandes vergaß und die erschreckte Frau zu Boden warf, mußte ich der Genugthuung halber sein Todesurtheil aussprechen und ihn schleunigst durch Pulver und Blei hinrichten lassen.

Elka hatte mit aller Ruhe der Erzählung dieses Drama's zugehört. Es kam ihr nur wunderlich vor, daß ein Mann wie Hugo einem Hunde ein so langes und warmes Andenken widmen, und sie statt mit den Ereignissen seines Lebens mit der Tragödie dieses Hundes unterhalten konnte. Hugo aber ahnte recht wohl, was in ihr vorging und schien mit diesem Ergebnisse seiner Erzählung nicht unzufrieden. Ein feiner Menschenkenner, wie er war, hatte er gleich anfangs die langverhaltene, lebhafte Neugierde Elka's, über seine Schicksale Näheres zu erfahren, bemerkt und dieselbe so lange als möglich hinzuhalten gesucht. Er wußte, daß er die thatendürstende Elka durch die unbedeutenden Schilderungen aus seinen Studien=

jahren langweilte und eben dadurch ihr Interesse auf's Höchste spannte. Insbesondere aber war es ihm darum zu thun, sie so lange als möglich in der trauten hingebenden Stellung, in welcher sie sich an seine Brust geschmiegt hatte, zu erhalten. Dennoch entschloß er sich, des Taktes halber, die Geduld der ungestümen Elka nicht länger auf die Probe zu stellen. Nach einer kleinen Pause, während welcher Elka beschäftigt war, ihm die verschobenen Kissen des Stuhles wieder zurechtzulegen, fuhr Hugo fort:

— Meine Universitätszeit war damals gerade zu Ende und die Mutter nahm mich mit nach Hause. Ich war jetzt zwanzig Jahre alt und sollte mich endlich für einen bestimmten Beruf entscheiden. Die Aussicht auf meine künftigen Besitzthümer, die mir früher oder später zufallen mußten, ließ mich aber zu keinem Entschlusse kommen; wenn ich einst in deren Besitz trat, mußte ich nothgedrungen ihrer Ueberwachung und Leitung willen jedem anderen Berufe wieder entsagen. Die Mutter sah dieß ein, und ich drang ferner in sie, mich unterdessen zur weiteren Ausbildung auf Reisen gehen zu lassen. Die lange Entfernung vom elterlichen Hause durch die Universitätsjahre ließ sie jedoch wünschen, mich jetzt in ihrer Nähe zu haben; sie wollte von meinen Reiseprojekten nichts hören.

— Ich kann doch nicht immer vor Deiner Küchenthüre Schildwache stehen, liebe Mutter, sagte ich eines Tages wieder zu ihr. Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß sich bilden im Umgange mit fremden Menschen und durch die Kenntniß anderer Länder und Sitten seinen Gesichtskreis erweitern. Wenn ich dann wiederkehre, so werde ich die Heimath schätzen gelernt haben und glücklich sein, bei Dir bleiben zu dürfen.

— Nach dem feindlichen Leben, Hugo, erwiderte sie nur, brauchst Du nicht in der Fremde zu jagen, dies wirst Du auch in der Heimath finden können, wenn Du darnach suchest. Es sagt mir eine Ahnung, daß, wenn ich Dich fortlasse, ich Dich nimmer sehen werde. Sei verständig, Hugo, und bleib' bei Deiner Mutter, die Dich lange genug entbehren mußte.

Es half nichts, ich mußte meinen Willen durchsetzen. Mit Geld und Empfehlungen ausgerüstet, bereiste ich bald nachher die Länder Europa's und die Küsten Afrika's und ließ mich zuletzt in Paris nieder. In dem Getümmel der ungeheueren Weltstadt fand ich mich bald so behaglich, daß Wochen und Monde verstrichen, ohne daß ich

je an die Mutter und Heimath dachte. Die angeborne Liebenswürdigkeit, der heitere Witz und die leichtfertige Lebensanschauung der Pariser schlugen mich derart in Fesseln, daß ich mich nicht mehr von der lebenslustigen Seinestadt trennen konnte. Ich verlebte die heitersten, angenehmsten Zeiten, die Wochen und Monate drängten sich und ich fand eines Tages zu meinem größten Erstaunen, daß mir bereits drei Jahre in Paris entschwunden waren.

— Und während dieser Zeit warst Du so unschuldig wie ein Engel, lieber Hugo? unterbrach ihn Elka, welche vor Allem eine Beichte seiner Liebesabenteuer zu erhalten wünschte. Ich kann mir denken, daß Du in der Nähe von Notre-Dame wohntest, um nicht weit zur Kirche gehen zu dürfen und daß Du im St. Germain des Prês den Bettlern Almosen austheiltest.

— Fehl geschossen, mein süßes Kind! Ich habe die Kirchenluft nie ertragen können und mein Gesicht nie in Weihwasser gewaschen. Mein Grundsatz war auch hier immer: entweder etwas oder nichts, nur keine Halbheit! Wenn ich in der Kirche Demuth gelobe, so muß ich sie auch außerhalb der Kirche halten; weil ich aber zu gleicher Zeit Gott in der Kirche nicht Demuth geloben und mir außer der Kirche eine Beschimpfung gefallen lassen, weil ich demjenigen, der mir auf die rechte Wange einen Streich gibt, nicht auch noch die linke darbieten kann, ohne aufzuhören Mann zu sein, so habe ich von vornherein allen Kirchengerüchen Adieu gesagt und bin dabei ganz wohl gefahren.

Aber deßhalb führte ich kein schlechtes Leben. Ich gestehe Dir gerne, mein holder Engel, daß ich vor den Augen mancher Dame Gnade fand, ohne sie aber wirklich zu lieben. Es liegt in der Luft von Paris, daß man Damenbekanntschaften anknüpft, die jedoch ohne Folgen für das Leben bleiben und sich nach einiger Zeit wie der Schnee auflösen, der vor der Frühlingssonne schmilzt. Ich habe wohl gelebt, aber nicht geliebt. Erst in dem kalten eisigen Warschau entbrannte in mir eine Gluth, von deren beseligender Macht ich bisher nichts geahnt hatte und die mein Herz an die schönste und beste der Damen unwiderstehlich fesselte.

Ein heiteres Lächeln überflog bei diesen Worten die bleichen Züge Hugo's, und er küßte anstandsvoll das Händchen, welches Elka in seine Linke gelegt hatte und womit sie ihn durch einen leisen Druck für das zarte Geständniß seiner Liebe belohnte.

— So lassen sich meine Abenteuer auf diesem Felde bis auf eines reduciren. Ich war durch die Empfehlungen, die ich mitgebracht hatte, in mehrere große und anständige Familien eingeführt worden, mit denen ich in der Regel die Sommermonate auf dem Lande zubrachte. Den vergangenen Sommer war ich der Einladung der Familie de Beauval auf ihr Schloß bei Rambouillet bei Versailles gefolgt. Die liebenswürdige Familie bestand aus der Madame de Beauval, als dem Familienoberhaupte; deren Schwester Mademoiselle Henriette, dem älteren Bruder Charles, Madelon, der einzigen Tochter von sechzehn Jahren und einem jüngerem Bruder Gerard de Beauval. Beide Söhne waren Offiziere in der Armee des Kaisers. Herr de Beauval; der Vater, war in der großen Revolution von den Republikanern als der monarchischen Gesinnung verdächtig eingezogen worden und im Gefängnisse gestorben. Während Charles, der auf Urlaub anwesend war, den ganzen Tag über die Felder durchstrich und seiner Jagdleidenschaft alle Zügel schießen ließ, blieb es mir überlassen, den drei Damen Gesellschaft zu leisten. Es war nicht zu vermeiden, daß ich häufig mit Fräulein Madelon, einem schönen blühenden Mädchen, allein ganze Nachmittage verbringen mußte. Ich gebe zu, daß ich ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit mehr geschmeichelt haben mag, als es vielleicht rathsam war und ich verantworten konnte; jedoch ich liebte sie nicht. Wenn ich es auch keineswegs an allen möglichen Artigkeiten und Zuvorkommenheiten gegen sie fehlen ließ, so fühlte ich doch keine ernstliche Neigung für sie. Madelon aber hatte Zuneigung zu mir gefaßt und dieselbe mit dem erobernden Ungestüme der Französinnen in helle Liebe umgewandelt. Ich bemerkte die Veränderung, die plötzlich in dem ganzen Wesen des Mädchens vorgegangen war, erst zu spät und hatte dann nicht mehr den Muth, die Illusion des armen Kindes zu zerstören; denn nichts ist für das Lebensglück einer Dame entscheidender, als die grausame Enttäuschung der ersten Liebe. Ich sagte mir, es sei nicht ehrenhaft, Liebe zu heucheln, wenn ich keine fühlte; wollte ich aber länger in ihrer Nähe bleiben, so mußte dieses geschehen oder eine Erklärung erfolgen. Nach heftigen Kämpfen entschloß ich mich, die Entwicklung der Dinge abzuwarten und die mir geschenkte Liebe durch entgegengesetzte Kälte allmählig wieder auf bloße Freundschaft zurückzuführen. Wie schlecht kannte ich aber die Liebe! Je kälter, je zurückhaltender und förmlicher ich gegen Fräulein Madelon wurde

desto größer wurde ihre Liebe, desto vertraulicher und hingebender kam sie mir mit jedem Tage entgegen. Zuletzt wurde mir der Gedanke unerträglich, ihr durch meine fortwährend gesteigerte Kälte, die mir selbst Zwang anlegte, heimlichen Liebeskummer zu verursachen. Ich sah, wie ein versteckter Gram an ihr nagte und wie ein einziges zärtliches Wort von mir sie in die höchste Freude versetzen konnte und ihr das Blut in die Wangen trieb. Ich beschloß, auf jede Gefahr hin die nächste Gelegenheit zu ergreifen, dem Mädchen in schonendster Weise die Unmöglichkeit einer spätern Verbindung anzudeuten und um die Gunst ihrer Freundschaft zu bitten.

Eines Abends war die Mutter und Tante auf Besuch in das nahegelegene gräfliche Schloß Mermelon gefahren und ich mit Fräulein Madelon allein zurückgeblieben. Madelon spielte im Musiksaale Klavier und ich bemühte mich, die Pausen mit Gesang und Zither auszufüllen. Ohne an etwas zu denken, trug ich ihr ein Lied vor, das ich den gesangslustigen Bulgaren abgelauscht nnd sehr lieb gewonnen hatte. Mit vollem Accorde in die Saiten meines Instrumentes greifend, sang ich:

Keine Schafe, keine Wiesen,
Keine Rinder, keine Felder,
Keine Reben, keine Gärten,
Keine Hütte, armes Mädchen,
Nennest Du Dein Eigenthum!

Keine Wiesen, keine Felder,
Keine Heerde will ich haben:
Nimm mich selbst zu Deinem Schäfchen!
Deine Küsse sind mir Reben,
Ach, Dein Herzchen will ich nur.

O Bulgarka! eine Spindel,
Schöne Wolle will ich schenken,
Dir zu weben zum Hochzeitshemdchen
Und den Teppich zu dem Lager,
Wo mein Weibchen süß wird ruh'n.

Als die Lauten der Saiten in kleinen Akkorden verklangen, sprang Madelon in höchster Erregung von ihrem Stuhle auf und stürzte sich schluchzend an meine Brust. Ich wußte nicht, wie mir geschah; ungewappnet gegen einen solchen Liebesüberfall fing ich erstaunt Madelon in meinen Armen auf und fragte sie:

— Madelon, was ist Ihnen?

Sie antwortete mir nur mit lautem Weinen. Ihr Busen wogte heftig und drohte vor innerer Erregung die Bande, die ihn umschlossen, zu durchbrechen. Ein Gedanke durchzuckte mich; es war mir klar, daß jetzt der kritische, für uns beider Zukunft entscheidende Moment gekommen sei. Schon schwankte ich einen Augenblick, die köstliche Beute, die ich in meinen Armen umfing, nicht zurückzustoßen, und das liebeerfüllte Herz, das hörbar in der jungfräulichen Brust pochte, durch ein kaltes Nein zum Tode zu verwunden; aber es war nur ein Augenblick. Bei aller Theilnahme für das zarte Wesen gewann schnell wieder jene unerklärliche Kälte über mich die Oberhand, die wie eine Eiskruste mein Herz zu überziehen schien; ich fühlte gerade jetzt mehr als je, daß ich die arme Madelon nicht liebte. Ich ließ den ersten Sturmesausbruch vorübergehen und fragte sie dann mit sanfter Stimme:

— Sprechen Sie doch, Madelon, kann ich Ihnen helfen?

— O Hugo, Sie lieben mich nicht! Ach, wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe und wie sehr mich Ihre Kälte schmerzt! Sie tödten mich durch Ihren Stolz!

Da hatte ich's. Sie hatte mir nun ihre Liebe erklärt und jetzt kam die Reihe an mich. Ja oder Nein? fragte ich mich nochmals. Nein, nein, klang es mir wie von hundert unsichtbaren Mächten ins Ohr geraunt.

— Madelon, geehrtes Fräulein! Fassen Sie sich vor Allem und gestatten Sie, daß ich Sie auf den Divan bringe. Sie sind krank, Ruhe ist Ihnen vor allen Dingen vonnöthen!

Ohne Widerstreben ließ sie sich von mir zum Divan führen, auf welchem ich neben ihr Platz nahm.

— O! ich weiß es, daß Sie mich nicht lieben, Hugo! Bitte, sagen Sie mir es nicht, ich habe wohl den Muth, es mir zu denken, aber nicht, aus Ihrem eigenen Munde die fürchterlichen Worte zu hören.

Außer Stande, die sonderbaren Gefühle, die mich durchwogten, für den Augenblick in Worte zu kleiden, ergriff ich ihre Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll. Madelon ließ es ruhig geschehen, verbarg aber heftig stöhnend ihr kleines Köpfchen in den Kissen. Dies gab mir meinen Muth wieder; hätte sie mit ihren braunen, verweinten Aeuglein mich angesehen, ich hätte vielleicht ihren Thränen und dem

Seelenschmerze, der aus ihrem abgehärmten Gesichte sprach, nicht widerstehen können und mich noch zu einer Liebeserklärung hinreißen lassen. Weil sie sich aber von mir abwandte, gewann ich Courage.

— Fräulein, begann ich nach einer Pause wieder, Fräulein Madelon, zürnen Sie mir nicht. Ich bin Ihrer Liebe nicht würdig; ein so reines unschuldiges Herz wie das Ihrige verdient nur wieder von einem so edlen Herzen geliebt zu werden. Ich darf nie auf ein solches Glück Anspruch machen. Ihre Liebe würde mich zum Glücklichsten der Sterblichen erheben, wenn ich sie erwidern dürfte. Aber — ich bin bereits verlobt! sagte ich schnell, als wenn mit dieser Lüge eine Centnerlast von mir genommen worden wäre.

Ein unterdrückter Schrei — und sie sank ohnmächtig auf den Divan hin. Reue und Mitleiden erfaßte mich bei dem Anblicke der Blume, die ich so herzlos geknickt hatte. Verwirrt sprang ich auf und rannte im Saale auf und nieder; ich ergriff die Noten am Klavierpulte, als ob ich damit hätte Madelon zum Bewußtsein erwecken können. Endlich kehrte auch meine Besinnung wieder zurück. Ich bückte mich über Madelon und brachte sie in eine angenehme Lage, die ihr das Athmen erleichterte. Bleich und leblos wie kalter Marmor lag sie da, von Amors Pfeilen tödtlich verwundet. Bezaubert von der Schönheit ihrer Formen und der blendenden Weiße der feingeäderten Haut stand ich träumend vor ihr, als die Thüre aufsprang und die Mutter mit bestürzter Miene erschien.

— Was soll das bedeuten? rief sie aufgebracht aus.

Ich wagte nicht, ein Wort zu meiner Entschuldigung vorzubringen.

— Herr von Nassow, sagte sie endlich mit hohler tiefer Stimme, ich ersuche Sie, augenblicklich mein Haus zu verlassen, indem Sie nur Unheil angerichtet haben. Entfernen Sie sich von einer Stätte, deren Gastfreundschaft Sie mit schnödem Undanke entehrten. Gehen Sie.

Verwirrt durch das plötzliche Erscheinen der Mutter und die allerdings kompromittirende Lage, in der sie mich angetroffen, wollte ich eine Entschuldigung stammeln; allein sie wies stolz mit der Hand nach der Thüre und rief mir strenge zu:

— Kein Wort, ich will nichts hören. Entfernen Sie sich augenblicklich.

Verletzt nnd aufs Tiefste in meinem Stolze gekränkt durch den

falschen Verdacht, verneigte und entfernte ich mich ohne ein Wort zu erwidern, im Bewußtsein meiner Unschuld.

Schon nach wenigen Minuten sprengte ich in wildem Trabe auf der Landstraße gegen Versailles zu. Ich begab mich wieder nach Paris in mein altes Quartier und schloß mich auf mein Zimmer ein. Ueberzeugt, daß sich meine Unschuld bald herausstellen würde und Madelons Erzählung des Herganges mich von jedem Verdachte reinigen würde, unternahm ich nichts zu meiner Rechtfertigung, beschloß aber nach reiflicher Ueberlegung die Feder zu ergreifen, um die Mutter über die Wahrheit aufzuklären. Ich hatte eben den Brief begonnen, als ein französischer Offizier in mein Zimmer trat.

— Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?

— Habe ich die Ehre mit Herrn von Rassow zu sprechen?

— Der bin ich.

— Ich bin der Secundant des Herrn Charles de Beauval und komme, Sie in dessen Namen aufzufordern, mit ihm im Bois de Boulogne einen Gang zu machen.

— Ich wüßte nicht, in wiefern ich den Herrn de ~~Lussac~~ beleidigt hätte.

— Sie haben durch Ihr Benehmen Fräulein Madelon gegenüber die Familie kompromittirt und werden nun die Güte haben, ihrem Bruder darüber Rede zu stehen.

— Wenn es Herr von ~~Lussac~~ wünscht, so mag es geschehen.

— Welche Waffen wünschen Sie zu wählen?

— Den Degen.

— Gut, wir schlagen uns auf Degen.

— Kann man in zwei Stunden auf Sie rechnen?

— Einverstanden, ich werde erscheinen.

Wir bestimmten nun den Platz des Zusammentreffens und der Offizier entfernte sich.

Gleich darauf sprang ich in einen Wagen, fuhr bei meinem Freunde Herrn von Borne vor und ersuchte ihn um seine Dienste. Wir rollten sofort dem Boulognerhölzchen zu. Am Eingange desselben harrte unser ein Livreebedienter, der uns auf den Kampfplatz führte. Alle Vorbereitungen waren bereits getroffen, das Duell begann. Um kurz zu sein, ich durchbohrte ihn. Charles de Beauval blieb todt auf dem Platze. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt ich einen schwarz gesiegelten Brief zugestellt. Während ich gerade vorher

mit kaltem Blute einen Gegner getödtet hatte, erbrach ich jetzt mit geheimen Schaudern das Unheil verkündende schwarze Siegel des Briefes. Meine Ahnung, daß mir der Tod meiner Mutter darin gemeldet würde, fand ich leider bestätigt. Mein Bruder setzte mich hievon mit dem Bemerken in Kenntniß, daß ich zur Erbschaftsbereinigung unverzüglich nach Hause zurückkehren müßte. So reiste ich noch denselben Tag von Paris ab und verließ den französischen Boden, ohne von dem Schicksale Madelon's und der Familie ~~Lussac~~ nähere Nachrichten erhalten zu haben.

Ich erhielt ein Schreiben Gerard de Beauval's, worin er mich den Mörder seines Bruders nannte und mir erklärte, denselben rächen zu wollen. Das Schicksal, sagte er, wird uns schon wieder zusammenführen; wo immer wir uns aber wieder treffen mögen, werden Sie mir die Ehre erweisen, sich mit mir auf Leben und Tod zu schlagen.

Schon zu viel Blut war in dieser unglücklichen Sache vergossen worden. Aus diesem Grunde zögerte ich auch, Herrn de Bauval, den ich hier in Warschau bemerkte, gegenüber zu treten, um nicht vielleicht einen zweiten Mord auf meine Seele zu laden.

In die Heimath zurückgekehrt, trat ich meine Erbschaft an und nahm auch die Güter meines Bruders unter Verwaltung, da derselbe in diesen Kriegszeiten nicht vom Regimente abkommen konnte. Ein weiterer Todesfall in meiner Familie nöthigte mich, hieher nach Polen zu kommen und die Güter zu übernehmen, welche die kinderlose und verwittwete Gräfin Czerinska, die Schwester meiner Mutter, hinterlassen hatte. Die Schwierigkeiten, mit welchen eine solche Uebernahme unter den gegenwärtigen kriegerischen Zeitläufen verknüpft war, versetzten mich in die Nothwendigkeit, längere Zeit hier in Warschau zu verweilen. Hiefür wurde ich freilich reichlich entschädigt, denn — nun was rathest Du, geliebte Elka, daß mir da noch passirt?

— O ich weiß es, lieber Hugo, Du hast hier wieder eine Madelon, aber auch Madelon einen Hugo gefunden. Du kanntest also Chevalier de Beauval schon von Paris her?

— Ja, mein süßer Engel! Ich war nicht wenig überrascht, während meiner Anwesenheit hier in Warschau ihn eines schönen Tages als Capitain im Corps des Marschall Lannes einmarschiren zu sehen. Ich habe ihn augenblicklich erkannt, nicht aber er mich. Das Weitere ist Dir bekannt. Es thut mir wahrhaft leid, daß die

zwei einzigen Söhne dieser achtbaren Familie durch eine Hand fallen mußten.

— Welches Unglück verfolgt oft eine Familie! sagte Ella seufzend. Und dieser Herr de Beauval war ein so schöner Offizier und ein so feiner Cavalier! Hast Du nichts mehr von Madelons weiterem Schicksale erfahren können?

— Doch. Herr von Borne schrieb mir, daß die Mutter bald nach dem Tode ihres Sohnes gestorben, das Mädchen aber, sich verlassen sehend, in ein Kloster der Elisabethinerinnen getreten sei und demselben ihr ganzes Vermögen vermacht habe.

— Warum wolltest Du aber am nämlichen Tage, wo das unglückselige Duell statthatte, abreisen und in solcher Eile meine Nähe fliehen?

— Das Letztere wollte ich gewiß nicht. Aber gerade Tags vorher hatte ich einen Brief erhalten, worin mir mein Verwalter anzeigte, daß mein Bruder Ernst gefährlich erkrankt darnieder liege. Nach den Unglückstagen von Jena und Auerstädt war die preußische Armee von den siegreichen Franzosen auf einen winzigen Bruchtheil reduzirt worden und auch Ernst um seinen Abschied eingekommen. In dem letzten Feldzuge hatte er sich die galoppirende Schwindsucht geholt und ernstlich daran laborirend, bat er mich inständig in dem Briefe, wichtiger Besprechungen wegen sogleich nach Hause zu reisen. Ehe ich jedoch an das Krankenlager meines Bruders eilen und Warschau verlassen konnte, wollte ich nochmals das Glück genießen, Dich zu sehen und zu sprechen. Die Auftritte jener Ballnacht aber zwangen mir leider Pistolen und Degen in die Faust, und überlieferten mich in der Folge der süßen Gefangenschaft einer reizenden und engelsgleichen Prinzessin, aus der ich auch nimmer befreit werden möchte. Selbst auf das Schmerzenslager geworfen, konnte ich dem Wunsche meines Bruders bisher nicht entsprechen. Es beunruhigt mich nur das Eine, daß keine Nachrichten mehr von Ernst eingelaufen sind.

— Ach, warum hast Du mir hievon doch früher nichts wissen lassen? Wenn Du willst, werde ich sogleich an Deinen Bruder über die Ursache Deiner Verzögerung und Dein Befinden schreiben lassen.

— Ich werde Dir dafür sehr dankbar sein, denn obschon meine Wunde beinahe geheilt ist, so fühle ich mich doch noch nicht im

Stande, es selbst zu thun. Mein Arm ist wie gelähmt und meine Hand steif.

XXX.

Vom Tode erstanden.

Die Genesung Hugo's schritt rasch vorwärts. Der Eiterungsprozeß der Wunde nahm seinen regelmäßigen Verlauf und dieselbe trat in das letzte Stadium, das der Vernarbung. Nur eine theilweise Lähmung der Schulter und Gefühllosigkeit der rechten Extremitäten, so wie eine allgemeine Schwäche des Körpers waren zurückgeblieben. Der Kranke konnte jetzt den ganzen Tag außer Bett zubringen und Elka's hingebende Liebe sorgte dafür, daß es ihm nicht an Gesellschaft und Erheiterung fehlte. Die Liebe am Krankenbette ist ja der beste Arzt und bewirkt oft wunderbare Heilungen.

Eines Morgens erschien Elka früher als gewöhnlich bei Hugo.

— Was glaubst Du, lieber Hugo, daß ich Dir mitbringe?

— Es wird endlich ein Brief angekommen sein?

— Du hast es errathen. Hier ist er. Eben wurde er mir übergeben; er scheint von Deinem Bruder geschrieben, da er aus Deutschland kömmt. Möge er Dir nur gute Nachrichten melden.

Hugo nahm den Brief und erbrach ihn. Es fiel noch ein kleinerer aus dem Couverte. Er öffnete den ersten und las:

Lieber Bruder!

Es war mir unbegreiflich, warum Du auf meinen ersten Brief keine Antwort gabst und nicht zu mir heimkehrtest. Anfänglich unangenehm berührt über die gleichgiltige Kälte, welche Du Deinem kranken Bruder gegenüber an den Tag zu legen schienst, war ich nunmehr betrübt, als ich durch die freundliche Güte der Gräfin Zolkiewicz von Deiner Krankheit erfuhr. Ich kann mich um so eher über Deine Lage beruhigen, als mir nicht nur Deine fortschreitende Genesung angezeigt wurde, sondern auch die sorgsame Pflege im Hause

der gütigen Gräfin selbst, welche jedenfalls wie ein Engel an Deinem Schmerzenslager wachen wird.

Mein Leiden hat sich noch immer nicht gebessert. Ich glaube nicht, daß es bei mir schon Abend werden will, befürchte jedoch noch auf Jahre hinaus ein sieches Dasein hinschleppen zu müssen. Dennoch bitte ich Dich, sobald es Dir Deine Gesundheit gestattet, nach Hause zu kommen, da ich in dringenden häuslichen Angelegenheiten Deines Rathes und Deiner Gegenwart nicht entbehren kann. Auch gewährte es mir den größten Trost, Dich während meiner Krankheit in meiner nächsten Nähe zu wissen, denn ein liebendes Wesen ist für einen Kranken von größerem Werthe als hundert fremde und bezahlte Personen. Komme also recht bald.

Die Gefühle der Dankbarkeit und des richtigen Taktes werden Dir selbst die Nothwendigkeit nahe legen, die geehrte Gräfin Zolkiewicz zum Besuche unserer Güter auf den nächsten Sommer einzuladen, sowie Madame einstweilen den Ausdruck meiner größten Hochachtung und Ergebenheit zu überbringen. Mit herzlichem Gruße

Dein

Bruder Ernst.

— Ein liebenswürdiger, artiger Mann, dein Bruder! sagte Ella, durch die Komplimente dieses Briefes sehr geschmeichelt.

Hugo las den zweiten Brief:

Herr von Rassow!

Ich habe mir erlaubt, dem Briefe Ihres Herrn Bruders noch diesen beizufügen, ehe ich jenen der Post übergab. Das Befinden des Herrn Ernst ist leider ein so unbefriedigendes, daß ich Ihnen dringendst die Bitte an's Herz legen muß, sobald als möglich hieher zu eilen, wenn Sie ihn noch am Leben treffen wollen. Der Arzt hat den Kranken längst aufgegeben und glaubt, daß er den Frühling unter keiner Bedingung mehr erleben wird. Die Auflösung desselben stünde bei dem stillen schleichenden Wesen dieser Krankheit, welche den Patienten selbst bis zum letzten Augenblicke alle Hoffnung auf Wiedergenesung hegen läßt, jeden Augenblick zu erwarten.

Nicht nur weil Herr Ernst mit der eigensinnigen Laune eines Kranken jede Stunde Ihre Anwesenheit ernstlich fordert, halte ich es für angezeigt, die Nothwendigkeit ihrer Anwesenheit besonders zu be=

tonen, sondern auch weil bei Verwaltung der Güte fürder Ihr Wille nicht umgangen und die große Wahrscheinlichkeit des Todes Ihres Herrn Bruders zur Vereinigung der Hinterlassenschaften Ihre Anwesenheit unbedingt erheischt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

ergebener Verwalter
A. Wiske.

— Hm, sagte Hugo, den Kopf schüttelnd, das klingt anders. Mein Verwalter ist ein verlässiger, erprobter Mann, dem ich auf das Wort glauben darf und wenn die Sachen so stehen, muß ich mich wohl oder übel mit dem Gedanken vertraut machen, das Glück Deiner Gastfreundschaft dem Zwange widriger Verhältnisse für einige Zeit opfern zu müssen.

— O Hugo, rede mir nicht davon, sagte Elka traurig. Der bloße Gedanke an eine Trennung bringt mich schon in Verzweiflung. Mein Gott, soll mir den Alles, was ich liebe, so früh entrissen werden?

— So sehr es Dich auch schmerzt, meine gute Elka, so muß doch davon gesprochen werden. Eine wunde Stelle wird dadurch nicht schmerzloser, wenn man sie nicht berührt und beschneidet. Wenn ich Dich auch verlasse, so ist es nur für kurze Zeit. Nach dem Tode meines Bruders, der leider nicht lange auf sich warten lassen dürfte, werde ich auf Sturmesflügeln wieder zu meiner lieben Elka zurückeilen.

Hugo hatte, während er dies sagte, Elka zu sich herangezogen und seinen linken Arm um ihre Taille geschlungen, während seine Rechte ihre eine Hand umfaßte.

— Komm, meine herzige Elka, sagte er mit tiefbewegter Stimme, zu ihr, beruhige Dich und weine nicht. Scheiden thut weh, aber Wiedersehen wohler. Wir werden uns wiedersehen, süßes Kind, und uns dann nicht mehr trennen; wir werden dann für immer einander angehören.

Diese mit großer Zärtlichkeit gesprochenen Worte entlockten einen neuen Strom von Thränen den Augen Elka's, die im Vorgefühl der nahen Trennung sich nicht mehr zu fassen vermochte. Gerührt ruhten

Hugo's treue Augen auf ihrem Antlitz, auf dem eine Zähre die andere schlug. Er beugte seinen Kopf zu ihr hernieder und küßte sie innig auf Stirne und Augen.

Eben als er sie glühend umschlang und einen heißen Kuß auf ihre Lippen drückte, hatte sich leise die Thüre des Zimmers geöffnet und ein Mann war unter derselben sichtbar geworden. Zaudernd blieb er, die Klinke in der Hand, stehen und beobachtete die Scene zwischen Elka und Hugo. Ein hämisches Lächeln überflog das Gesicht des Fremden beim Anblicke ihrer Liebkosungen und er biß sich aus Hohn oder Wuth auf die Lippen.

Bei einer zufälligen Bewegung, die Elka gegen den großen Wandspiegel hin machte, gewahrte sie in demselben plötzlich den Mann unter der Thüre. Sein Gesicht blickte ihr starr und finster aus dem Spiegel entgegen; es war ihr wohl bekannt. Mit einem unwilligen Schrei der Ueberraschung entriß sie sich den Umarmungen Hugo's und wandte sich schnell gegen die Thüre. War es Wirklichkeit oder Täuschung, was ihre Augen sahen? Sie starrte wie versteinert die Erscheinung an und war vor Entsetzen ihrer Stimme nicht mächtig.

Auch Hugo hatte, erstaunt über die Schnelligkeit, womit sich Elka seinen Armen entwunden hatte, gegen die Thüre Front gemacht und sah zu seiner nicht geringen Ueberraschung den Mann an derselben stehen. Freilich war die Empfindung, welches das unzeitige Erscheinen des Mannes in ihm wachgerufen hatte, ganz anderer Art als diejenige Elkas: während sein Zorn durch die ungezogene Störung und das unberufenene Eintreten des Unbekannten herausgefordert wurde, hatte sich Elka's das tiefste Entsetzen, gemischt mit einem ungläubigen Staunen bemächtigt. Beide starrten den frechen Eindringling an.

Dieser war ruhig in seiner vorigen Stellung geblieben und schien durchaus nicht überrascht, daß sein Anblick diese wunderbare Wirkung hervorgebracht hatte. Wenn auch aus seinen Augen ein unheimliches Feuer leuchtete, so hatten die kalten marmornen Gesichtszüge, einen spöttischen Ausdruck um den Mundwinkel ausgenommen, keinen Augenblick ihre unangenehme Härte verloren. Seine hohe Gestalt schien sich den beiden Liebenden gegenüber noch erhöhen zu wollen; dem schmalen, bleichen und abgehärmten Gesichte waren die Leiden einer harten Zeit und ein tiefer Gram aufgeprägt, die gefaltete

Stirne sprach von einem starren, unbeugsamen Willen. Er fand es endlich für gut, das gegenseitige peinliche Schweigen zu brechen.

— Verzeihen Sie, wenn ich wider Willen störe. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Sie, wie es mir scheinen will, sehr zur Unzeit mit meinem Besuche zu belästigen.

Diese Stimme löste wie ein Zauber den Bann, in welchem Elka durch die unerwartete Erscheinung gerathen war. Das war er — das waren seine satanischen Züge, der Klang seiner Stimme, seine boshafte, sarkastische Manier.

— Rebinsky! rief sie mit dem größten Erstaunen und Unwillen aus. Sie hier? Bei diesen Worten flüchtete sie Hugo zu, wie wenn sie bei diesem Schutz vor dem kecken Jesuiten gesucht hätte.

— Ich bin es, Rebinsky, der gesetzliche Vormund Ihres Herrn Bruders, des jungen Grafen Wratislaw.

Eine leichte Verneigung, die er bei den letzten Worten gegen Hugo machte, sollte ihm über alle weitere Vorstellung hinweghelfen.

— Ich weiß nicht, fuhr ihn Elka höchst aufgebracht an, soll ich mich mehr über Ihre Dreistigkeit wundern, nach Ihnen sehr wohl bekannten Vorkommnissen noch die Schwelle meines Hauses zu betreten, oder über die Unverschämtheit, mit welcher Sie aller guten Sitte zum Hohne unangemeldet in meine Gemächer zu dringen sich unterstehen. Ich finde nicht die Worte, welche ein solches Benehmen gebührend kennzeichnen könnten, Herr Rebinsky!

— Ueber die Gründe, welche mich in Ihr Haus führen, werde ich mich sogleich zu rechtfertigen wissen, und was die Unverschämtheit betrifft, die Sie einem ehrenhaften Mann vorwerfen, so habe ich drei Mal an der Thür geklopft, was jedoch in der angenehmen Beschäftigung nicht gehört zu werden schien, die zu stören ich das Unglück hatte.

— Es scheint, daß ich hier überflüssig bin, geehrte Gräfin, gestatten Sie mir daher, mich zu entfernen, sagte Hugo in etwas vorwurfsvollem Tone zu Elka, indem er ihre Hand losließ. Betroffen über die Aufregung und Bestürzung, in welche Elka durch den Besuch dieses Rebinsky versetzt worden, war es seinen fein beobachtenden Blicken anderseits nicht entgangen, daß dieser Mann seinem ganzen eigenthümlichen Auftreten nach früher in irgend welchen Beziehungen zu Elka gestanden sein müsse, und verletzt durch diesen

geheimen Gedanken, wollte er nicht länger Zeuge einer für ihn unangenehmen Scene bleiben.

Elka, welche mit dem richtigen Instinkte eines Weibes sogleich die Bedeutung dieser zeremoniellen Beabschiedung begriff, warf sich jedoch an seine Brust.

— Hugo, Du wolltest das thun? O ich bitte Dich, bleib, verlasse mich jetzt nicht, denn ich fürchte mich vor diesem Manne und mag nicht mit ihm allein bleiben. Du sollst später Alles erfahren, Hugo! Verlassen Sie uns, herrschte sie Rebinsky an, der sich bei den Zärtlichkeiten Elka's gegen Hugo vor Wuth auf die Lippen biß; Sie haben doch mit mir nichts mehr zu schaffen, da ich Gott sei Dank Ihrer lästigen Bevormundung entwachsen bin.

— Indem ich mich Ihnen empfehle, erwiderte der boshafte Jesuit, sich halb zum Gehen wendend, möchte ich mir als alter ergebener Diener und Freund Ihrer Familie no die höfliche Frage an Sie erlauben, ob Ihr Herr Gemahl wohl und gesund ist?

Mit einem hämischen Seitenblicke auf Hugo wollte er nach diesem Ergusse seiner Bosheit gehen. In diesem Augenblicke erschien die Tante unter der Thüre und vertrat ihm den Weg. Sie erkannte ihn augenblicklich wieder und, die Thüre hinter sich schließend, drängte sie ihn wieder zurück in das Zimmer.

— Wie, Sie hier, Herr Rebinsky? wandte sich ihr Redestrom sogleich gegen ihn. Geben Sie mir doch Ihre Hand und seien Sie nach Ihrer langen Abwesenheit doch nicht so spröde. Wie freute ich mich, Sie wiederzusehen! Ist es Ihnen doch immer wohl ergangen und warum haben Sie denn nie etwas von sich hören lassen? Wir wußten nicht, was aus Ihnen geworden, seien Sie gestorben oder noch am Leben, kurz ganz verschollen waren Sie für uns. Elka wird sich gewiß freuen, Sie wiederzusehen, nicht wahr, liebes Kind? Wo waren Sie denn bisher, Herr Rebinsky? Warum haben Sie sich nicht gleich bei mir vorgestellt? Ach, ich verstehe, Sie wollten zuerst Ihre einstige Schülerin wieder sehen? Aber jetzt werden Sie doch hier bleiben oder wollen Sie noch weiter reisen? Erzählen Sie doch, wie es Ihnen bisher ergangen ist? Ich bin sehr begierig, Ihre letzten Schicksale zu erfahren. Elka, warum hast Du doch Herrn Rebinsky keinen Stuhl angeboten, bitte, setzen Sie sich! Herr von Rassow wird ebenfalls mit vielem Interesse zuhören, und wenn Sie hier bleiben, werden Sie an ihm einen Ehrenmann und vorzüglichen

Gesellschafter schätzen lernen. Nehmen Sie doch Platz, Herr Rebinsky, und erzählen Sie, zuletzt waren Sie in Thorn, nicht wahr?

Während dieser mit großer Schnelligkeit herausgesprudelten Worte hatte die Tante sich abwechselnd an die drei Angeredeten gewendet und trotz des ergrimmten Gesichtes Elka's und der ernsten gemessenen Haltung Hugo's Rebinsky einen Stuhl hingereicht, und selbst ihm gegenüber Platz genommen. Hugo und Elka waren hiedurch gezwungen, dem Beispiele der Tante zu folgen, und Rebinsky ergriff mit innerer Freude die Gelegenheit, durch die Erzählung seines letzten Lebensabschnittes noch manche schneidende und verletzende Bemerkung gegen Elka machen zu können. Mit vielem Zeremoniell ließ er sich auf den ihm angebotenen Stuhl nieder und wandte sich gegen die Tante, deren Redemühle ihn bei längern Zögern sicher wieder unter der Wucht ihres Redeschwalles zermalmt hätte.

— Sie wissen, geehrte Gräfin, begann er mit spöttischem Lächeln, daß ich vor einem Jahre nach Thorn in einer gewissen Angelegenheit abreiste. Was ich dort suchte, fand ich allerdings, allein die Umstände waren mir ungünstig und im Kampfe mit der Lüge und Gewalt unterliegt die Wahrheit stets. Genug, ich will mich aus besonderen Rücksichten nicht weiter darüber auslassen, daß diejenigen, die ich auf den Weg des Rechtes und der Ehre zurückzuführen bestrebt war, sich von mir verfolgt wähnten und in kindischer Furcht die rohe Gewalt gegen den eifrigen Vertreter ihrer Interessen anriefen. Die Damen sprechen bei Offizieren selten vergeblich ein Wort, und einer solchen milden Fürsprache ist es zu danken, daß mich der Oberst eines französischen Regimentes — hören und staunen Sie — als Spion festnehmen und, wie er meinte, unschädlich machen ließ. In dem Hasse, der gegen mich einen augenblicklichen Triumph errungen hatte, wußte man auch meine Verurtheilung vor einem Kriegsgerichte herbeizuführen, und so weit ging man in der Verblendung und Gehässigkeit, gnädige Gräfin, daß man mich ganz bei Seite schaffen und einen unschuldigen, anspruchslosen Mann morden wollte. Unter dem Einflusse von Gold und anderen Reizen fällte denn auch das aus meinen Feinden zusammengesetzte Kriegsgericht das Todesurtheil über mich, und ich wäre sicher eines ehrlosen Todes gestorben, wenn nicht das Herz eines Mannes milder und weicher als das eines Weibes gewesen wäre. Der Offizier, der das Todesurtheil an mir und einem andern Verurtheilten vollstrecken lassen

sollte, verachtete das Treiben einer Dame, die meinen Tod aus manchen Gründen wünschen mochte, und er beschloß insgeheim, dem Spruche des Kriegsgerichtes zuwider, mich zu retten. Zwar war er grausam genug, mich alle Qualen eines unschuldig verdienten Todes leiden zu lassen, allein das ist Soldatenart. Er ließ mich zur Exekution in einen Festugsgraben führen, die Soldaten mir gegenüber Stellung nehmen und mir die Augen verbinden. So stand ich da vor einer Grube, in die ich nach der Erschießung geworfen werden sollte, gewärtig jede Sekunde durch die Kugeln meinem Leben ein Ende gemacht zu sehen, und für die betend, die meinen Tod durch Verläumdung und Feigheit herbeizuführen getrachtet hatten. Die Trommeln wirbeln, die Schüsse krachen, ich stürze getroffen zu Boden. War es bis zur wirklichen Empfindung gesteigerte Einbildung oder waren es nur die Papierpropfen der Patronen, ich fühlte mich an mehreren Stellen zum Tode getroffen und wunderte mich nur, daß ich noch bei vollständiger Besinnung lebte und das Erschießen eigentlich kein schmerzhafter Tod sei. Da packten mich plötzlich die rohen Fäuste der Soldaten, rissen mich empor und nahmen mir die Binde von den Augen. Der kommandirende Offizier lachte mir laut in's Gesicht und erklärte mir, er habe nach Befehl so gehandelt. Nur dem weichen Herzen des Obersten hätte ich es zu verdanken, daß ich mit dem Leben davongekommen wäre. Doch sei nun die Strafe nicht geschenkt, ich hätte sie auf einer Festung abzubüßen. So geschah es, ich wurde in nahe Gefängnißkasamatten gebracht und hinter Schloß und Riegel gesetzt. Diesem Umstande verdanke ich der Güter Höchstes, das Leben. In den dunkeln, feuchten und finstern Kerkerzellen der Festung lag ich drei Vierteljahre gefangen und war nahe daran, mein Leben durch den Mangel an frischer Luft und Bewegung, sowie an Schmerz über die Bosheit derer, denen ich nur Gutes wollte und meine Jugendkräfte geweiht hatte, neuerdings einzubüßen. Die schlechte ungenießbare Kost der französischen Soldaten zerrüttete mir die Gesundheit und der ewige Reis mit Bohnen in leerem Wasser gebrüht, schwächte meinen Magen. Außerdem hatte ich ein paar nichtswürdige Strolche zu Mitgefangenen, die mich, den nicht in den Pfuhl ihrer Laster Versunkenen, durch ihre gemeinen Spässe beschimpften und sogar häufig schlugen. Dazu noch die schmähliche Behandlung Seitens der Schließer, die keinen andern Namen für mich wußten, als „canaille, chien“ und so fort, und die erbärmlich genug waren, mir in

der schlechten Menage noch todte Ratten zu geben, so daß ich sie vollends nicht genießen konnte. Allein ich ertrug Alles mit Geduld und Demuth und fand neue Stärke in dem Troste: „Ueber jenen Sonnen ist ein Helfer, der dich nie verläßt."

Nach Verlauf von neunmonatlicher Kerkerhaft wurde ich mit einem Transporte Gefangener nach Frankreich abgeführt, Unter militärischer Eskorte marschirten wir in Eilmärschen von der Weichsel an den Rhein und ich wurde mit einem Theile meiner Leidensgefährten auf die Festung Lille gebracht. Vielleicht harrte ich noch in deren Kerkerlöchern auf Befreiung, wenn ich nicht dort durch glückliche Fügung einen Freund gefunden hätte, der einst mit mir das Kollegium besuchte. Dessen Einfluß gelang es, mir um so mehr die ersehnte Freiheit zu verschaffen, als der Kommandant von Lille nicht wußte, weßhalb ich gefangen gehalten wurde und also keinen Grund zur weiteren Haft hatte.

Eines Tages öffnete sich die Thüre des Gefängnisses zur ungewöhnlichen Zeit und der Schließer brummte mich unfreundlich an: Allez, vous êtes libre, vite! Jetzt konnte ich nicht schnell genug mehr dasselbe verlassen. Von angesehenen Freunden in Rom, die bereits von meiner Lage benachrichtigt worden waren, erhielt ich hinreichend Geld und einen Paß angewiesen. Zugleich ersuchte mich Graf Drahomirsky brieflich, sofort wieder nach Warschau abzureisen und die Vormundschaft des jungen Grafen Wratislaw zu übernehmen. In Folge dieser Weisung Seitens des Generalvormundes kehrte ich sogleich hieher zurück und habe mich gestern bereits bei den zuständigen Behörden als Vormund des Grafen Wratislaw Zolkiewicz angemeldet, sowie um ihren wirksamen Schutz und ihre Unterstützung bei etwa wieder eintretenden Eventualitäten nachgesucht.

— Solches Unglück kam über Sie? erwiderte die Tante bedauernd, welche Rebinsky's Erzählung anscheinend mit der größten Spannung gefolgt war. Es ist doch schrecklich! Als Spion wollte man Sie erschießen und einen so grausamen Scherz erlaubte sich der Soldatenwitz mit Ihnen! So lange hielt man Sie in einer Festung gefangen und führte Sie sogar nach Frankreich! Aber nun werden Sie sich entschädigen für die harten Entbehrungen und das Ungemach, das leider über Sie hereingebrochen ist. Hätten wir nur gewußt, daß Sie in Thorn so lange eingesperrt waren, wir hätten

Ihnen gewiß jede mögliche Unterstützung angedeihen und nichts zu Ihrer Befreiung unversucht gelassen.

— Wie gütig! dachte sich Rebinsky. Jetzt hat man gut reden, nachdem die Geschichte vorüber und hat die Thüre gut schließen, weil die Kuh aus dem Stalle ist! Aber wartet, Ihr feinen Schlangen, ich werde mich zu rächen wissen, und mich auch ohne Euere Aufforderung reichlich für alle Unbill entschädigen. Wie, sollt Ihr chestens erfahren.

— Ich danke Ihnen, gnädige Gräfin, sagte der Jesuit mit süßer Stimme zur Tante, für die Beweise Ihrer Theilnahme und Sympathien, an deren Aufrichtigkeit ich nie einen Zweifel gehegt habe. Es gereicht mir zum größten Troste, auch nach meinen unglücklichen Abenteuern bei Ihnen jene Aufnahme zu finden, deren Bethätigung immer von Ihrem edlen und zartfühlenden Herzen gezeigt hat. Ihre Achtung und Gewogenheit wird mich alles Leid der jüngsten Vergangenheit schnell vergessen lassen.

— Daran wird es unserseits nicht fehlen, Herr Rebinsky. Sie bleiben bei uns wie zuvor und beziehen wieder Ihre vorigen Zimmer im Schlosse, die seit Ihrem Verschwinden unbewohnt und in dem frühern Zustande erhalten worden sind. Hat Ihnen vielleicht Graf Drahomirsky besondere Instructionen in Bezug auf Wratislaw zukommen lassen?

— Ja. Graf Drahomirsky hat mir seine Absicht, den jungen Grafen in das Kollegium Romanum zur weitern gediegenen Ausbildung nach Rom zu überbringen, und den Wunsch mitgetheilt, in diesem Sinne bestimmend auf Sie zu wirken. Im Uebrigen verwies er mich an die Erklärungen, die er Ihnen deßhalb bereits persönlich abgegeben haben soll.

— Ach ja, der gute Graf war vergangenen Sommer selbst von Rom hieher gereist, weil er von Ihrem plötzlichen Verschwinden erfahren hatte und doch die Vormundschaft nicht anderen Händen anvertrauen wollte. Er hat Elka, nachdem sie nunmehr großjährig geworden, ihre Rechte und Ansprüche gerichtlich übergeben und nur mehr die Vormundschaft über Wratislaw sich neu bestätigen lassen. In Betreff des Knaben hegt er jedoch sonderbare Pläne, die wir nicht billigen können. Der Knabe ist schwächlicher Gesundheit und würde dem ungewohnten Klima Italiens und der schlechten Luft Rom's sicher unterliegen. Seine Ausbildung kann er auch hier nach

jeder Seite hin erhalten und es ist besser, wenn er unter unseren Augen seine Erziehung erhält. Er soll kein Bischof werden, und die feine Tournüre eines Cavaliers und Weltmannes lernt er gewiß nicht in den römischen Kollegien, wo die Demuthsübungen ihm die Selbstachtung und die Kasteiungen den Geschmack an der Welt, für die er bestimmt ist, rauben würden. Nein, nein, mein lieber Neffe darf nicht so weit von uns entfernt leben, der Gedanke ist mir zu schrecklich, ich werde ihn nie befürworten. Auch Du wirst eine Trennung von Deinem Bruder nicht zugeben, liebe Elka?

— Nie, liebe Tante, erwiderte diese. Davon kann niemals die Rede sein, ich kenne das Klosterleben zufälligerweise sehr genau und habe allen Grund, mich dagegen auszusprechen.

Rebinsky sah, daß jetzt am wenigsten der Moment sei, einen Sturmanlauf gegen die Abneigung der beiden Frauen zu wagen, und wußte, daß er Elka gegenüber stets auf Widerstand stoßen werde. Er beschloß daher, diesen Gegenstand für jetzt fallen zu lassen und ihn bei günstigerer Gelegenheit wieder zur Sprache zu bringen; wenn es ihm nur gelang, die Tante günstig zu stimmen, so hoffte er auch mit Elka leichtes Spiel zu haben, da ihre Liebeleien sie später kaum mehr an Einwendungen denken ließen und er sie mit der Drohung einschüchtern konnte, auf gesetzliche Anerkennung ihres beiderseitigen Sohnes vor der Welt zu dringen. Es genügte Rebinsky, vorläufig das Terrain sondirt zu haben, auf dem er später operiren wollte, und er war nicht der Mann, sich durch den Widerstand zweier Frauen in seinen Plänen irre machen zu laßen. Auf alle Fälle mußte dem Schlauern der Sieg zufallen, und die geheimen Mächte seines Ordens konnten in geheimnißvoller Weise manche Hindernisse brechen, die sich ihren Absichten entgegenstellten. Das wußte er, und mit der Arglist des Jesuiten suchte er sich in das Vertrauen der Tante dadurch einzuschleichen, daß er ihr vorderhand Recht gab und seine eigenen Pläne bekämpfte. Mit vieler Wärme erklärte er ihr, daß er selbst die Ansichten des Grafen Drahomirsky nicht theilen könne und ganz auf dem Standpunkte der beiden Damen stehe, daß er jedoch den deßfallsigen Weisungen des Generalvormundes nachkommen gewollt und es sich eifrigst angelegen lassen sein werde, jenen nach und nach von der Unthunlichkeit dieser Idee zu überzeugen.

Diese List wandte ihm sofort das Wohlwollen der Tante zu und diese drückte ihm wiederholt ihre Freude aus, an ihm eine so

kräftige Stütze gefunden zu haben. Nachdem sie sich bei Hugo und Elka verabschiedet hatte, führte sie selbst Rebinsky auf seine Zimmer im Schlosse und stellte Wratislaw seinem früheren Lehrer vor. Der gute Junge zeigte sich zwar artig gegen den Vormund, machte aber dennoch eine sauersüße Miene bei seinem Anblicke und das natürliche Gefühl der Kinder ließ ihn sofort empfinden, daß der ernste strenge Lehrer sein Zutrauen und seine Liebe nicht gewinnen könne.

So war denn Rebinsky bei seiner unerwarteten Rückkehr in das gräfliche Schloß ein verschiedener Empfang zu Theil geworden. Sein Zögling schien sich eher zu fürchten als zu freuen, Elka war ihm alsbald mit offener Feindschaft und Verachtung entgegengekommen, nur die Tante zeigte eine ungeheuchelte Freude und Theilnahme an seiner Person. Wenn die Gewogenheit dieses Wesens, welche zuletzt doch die Hauptperson im Hause und die eifrige Beratherin Elka's war, als ein wichtiger Umstand für Rebinsky sehr in die Wagschale fiel, so durfte er anderseits den Widerstand, den ihm diese jedenfalls auf allen Linien entgegensetzte, keineswegs unterschätzen. Alles in Allem erwogen, war ihm daher der Sieg, wenn auch vermöge der geheimen Unterstützung Seitens des Ordens nicht zweifelhaft, so doch nur mit Aufbietung aller List und Gewandtheit zu erringen. Das sagte sich Rebinsky mit dem Vorsatze, nur leise und sachte vorzugehen und insbesondere Elka gegenüber mit jener Vorsicht aufzutreten, welche ihr energischer und ungestümer Charakter gebot.

Ein solcher Mann wie Rebinsky war schon deßhalb sehr gefährlich, weil er es mit der Wahrheit nie genau nahm. Der geneigte Leser wird bereits diesen jesuitischen Grundzug an der entstellten Erzählung, die Rebinsky mit seltener Unverschämtheit in Anwesenheit Elka's zum Besten gegeben, wahrgenommen haben. Es ist dies ein Hauptsatz jesuitischer Moral: die Wahrheit mit der Lüge so zu mischen, daß eine Ausscheidung derselben unmöglich wird. Der Geist der Lüge ist der Geist des Jesuitismus.

Der Teufel, der durch die Ereignisse aus dem gräflichen Hause für einige Zeit gebannt worden, war jetzt mit Rebinsky wieder zurückgekehrt. „Er ging hin und nahm noch sieben andere Geister mit sich, die ärger waren als er, und sie gingen hinein und wohnten da“, steht in der Schrift. Die Folge wird lehren, daß diese sieben Geister, welche ärger waren als er, in den mit neuer Kraft angestrengten

Machinationen eines Ordens bestanden, dessen unersättliche Habgier das beträchtliche Vermögen der Grafen Zolkiewicz zu verschlingen trachtete.

XXXI.

Der letzte Sprößling eines alten Geschlechtes.

Die plötzliche Ankunft Rebinsky's hatte manche Veränderungen im Schlosse zur Folge. Der bisherige Hofmeister des jungen Grafen, ein ehemaliger Student der Warschauer Universität, ebenso geschult in den wissenschaftlichen Disziplinen, als fein und anspruchslos in seinen Manieren, mußte dem Jesuiten weichen und wurde abgedankt. Rebinsky begann sogleich die Lehrstunden mit einem Eifer, als ob er alle die durch seine lange Abwesenheit versäumten Gegenstände mit einem Male nachholen müßte. Es lag ihm jedoch nur daran, seinen Schüler für das Collegium Romanum entsprechend heranzubilden, auch versäumte er nicht, ihn durch große Nachsicht und Freundlichkeit allmählig zutraulicher zu machen. Jede Strenge vermeidend, erzählte er ihm vielmehr die anziehendsten Geschichten von Rom, malte seinem kindlichen Geiste in glänzenden Farben die Pracht und Schönheit der heiligen Stadt aus und schilderte ihm in lebendigen Zügen die Herrlichkeit und den Glanz der römischen Fürsten. Der Knabe war jedesmal Auge und Ohr und freute sich von einem Tag zum andern auf die angenehmen Unterrichtsstunden.

Elka wußte sich jedoch ganz dem Einflusse des Jesuiten zu entziehen. Schon der Gedanke war ihr widerlich, Rebinsky in ihrem Hause zu wissen, und die Erinnerungen, die sich an seine Person knüpften, trugen keineswegs dazu bei, sie für ihn freundlicher zu stimmen. Sie vermied sorgfältig jede Begegnung mit ihm, und da die Tante ihn wie früher an die gemeinschaftliche Tafel gezogen hatte, so schützte sie vor, ihrem kranken Gaste Gesellschaft leisten zu müssen und speiste mit Hugo auf ihrem Zimmer.

Das Befinden Hugo's hatte sich so wesentlich gebessert, daß dieser ernstlich daran dachte, dem Wunsche seines Bruders gemäß nach Hause zu reisen. Eines Morgens sagte er Elka, daß er am nächsten Tage die Reise anzutreten gedenke; er fühle sich nun so wohl und kräftig, um die Strapazen derselben ertragen zu können.

Dieser Entschluß machte auf Elka lange nicht jenen niederschlagenden Eindruck, den er befürchtet hatte, und er sprach ihr seine Freude aus, daß sie sich so gut in das Unvermeidliche zu fügen wüßte.

— O Du täuschest Dich, lieber Hugo, erwiderte sie ihm freundlich, wenn Du von mir Trauer erwartetest. Ich freue mich vielmehr, daß dieser Tag endlich gekommen ist; denn — ich werde Dich begleiten!

— Das wolltest Du, Elka? rief Hugo mit größtem Erstaunen aus. Welche Ueberraschung hast Du mir vorbehalten! Ist es Dir wirklich Ernst?

— Gewiß, ich gehe mit Dir und ich weiß, daß Du diesen Entschluß billigen wirst. Der Aufenthalt hier würde mir ohne Dich nicht nur unerträglich werden, sondern ich habe auch andere gewichtige Gründe hiezu. Die Gegenwart dieses verhaßten Menschen verleidet mir mein Leben, ich mag nicht unter einem Dache mit ihm wohnen. Ich fürchte diesen Mann und weiß, daß er nur Schlimmes gegen mich im Schilde führt.

Elka erzählte nun Hugo ihre einstigen Beziehungen zu dem Jesuiten, wobei sie selbstverständlich Sorge trug, Rebinsky als eifrigen Bewerber um ihre Liebe und sich als die spröde kalte Schöne hinzustellen und daraus den Haß, den er gegen sie trüge, abzuleiten. Noch weniger erwähnte sie des Sohnes, den sie Rebinsky geschenkt und der frisch und blühend bei seinen Pflegeeltern heranwuchs. Hugo vernahm mit steigendem Interesse ihre Bekenntniße und wenn ihm auch Manches unerklärlich blieb, war er doch zart genug, es unerörtert zu lassen. Die Liebe übersieht ja so gerne die Mängel und Fehler des geliebten Gegenstandes. Er fand schließlich Elka's Entschluß, ihn zu begleiten, nicht nur begreiflich, sondern sogar durch die Umstände geboten. Der Gedanke, durch eine so liebenswürdige Gesellschafterin die Beschwerlichkeiten und Langeweile einer langen Reise versüßt zu sehen, machte ihn ganz glücklich. Er verabredete sogleich mit Elka Zeit und Stunde der Abreise, welche auf den nächsten Morgen festgesetzt wurde, sowie den ganzen Reise-

plan. Es handelte sich nur noch darum, die Tante hievon zu verständigen. Elka wußte, daß diese zu einer solchen Reise nie und nimmer ihre Zustimmung ertheilen würde und unternahm es deßhalb, ihr etwas Sand in die Augen zu streuen.

— Morgen wird Herr von Rassow abreisen, liebe Tante, sagte sie zu ihr. Die Oede, welche dadurch in dieses Schloß einziehen wird, zwingt mich, es zu derselben Stunde zu verlassen.

— Ja, ja, mein Kind, was ist es um die Oede, die in ein Herz einzieht! erwiderte diese etwas spöttisch. Ich kann mir denken, daß Dir Zerstreuung nothwendig wird. Zur selben Stunde sagst Du, willst Du fortreisen? doch nicht gar mit Herrn von Rassow?

— Tante, was sagst Du da! Ich bin Dir herzlich böse, wenn Du solche Gedanken von mir hegst. Verdiene ich nicht einige Erholung nach der langen Zeit, die ich am Krankenbette unseres Gastes verbrachte? Ich werde mich auf einige Zeit nach Schloß Bielow begeben, das ich seit meiner Kindheit nicht mehr besucht habe. Die Erinnerungen, die in mir dort aufleben werden, können mir die beste Zerstreuung gewähren.

Gegen die Gründe, welche Elka vorbrachte, konnte die Tante keine erheblichen Einwendungen machen und sie schwieg endlich gegenüber der eigensinnigen Nichte. Diese ließ sogleich packen und befahl ihrer Kammerfrau, auf deren Treue sie sich verlassen konnte, zum Scheine auf einige Zeit nach Bielow zu reisen, den dortigen Verwalter zu instruiren, an sie gelangte Briefe nach Mecklenburg zu übersenden und der Tante hie und da über ihr Wohlbefinden Nachrichten zugehen zu lassen; später könne sie unter irgend einem Vorwande wieder nach Warschau zurückkehren. Man sieht, die Liebe ist erfinderisch.

Am nächsten Morgen standen die beiden Reisewagen, der eine blos mit einem leichten Reisekoffer, der andere schwer bepackt im Hofraume und die Pferde scharrten ungeduldig mit den Hufen. Elka und Hugo begaben sich zur Tante, sich zu verabschieden und setzten dann vor deren Augen selbst eine rührende Abschiedsscene ins Werk, wobei es Elka nicht unterließ, einige sogenannte Krokodilsthränen fließen zu lassen. Gleich darauf fuhren ihre Wagen in entgegengesetzter Richtung aus Warschau hinaus. Sobald sie jedoch die Stadt hinter sich hatten, machte Hugo's Wagen Kehrt und schlug die Straße nach Bielow ein. In der ersten Poststation trafen sich die Liebenden und

bestiegen einen Wagen. Die Reise ging südwärts, um nicht französische Garnisonen berühren zu müssen, zunächst über Kalisch nach Krakau.

Bei der Rast, welche sich die beiden Reisenden hier einige Tage gönnten, ahnte Elka wohl nicht, daß in dieser altehrwürdigen Stadt in nicht zu langer Zeit ein Glied ihrer Familie in einem höchst traurigen Drama eine Rolle spielen sollte, welche selbst das Herz des Härtesten unter den Menschen erschaudern läßt. Sie ahnte nicht, daß finstere, unheilbringende Mächte über dem Unglücke ihrer Familie brüteten, und ein unheimlicher Geist über dem Schicksale der Familie waltete.

Nach einer weiteren Reise über Dresden und Berlin, welche Elka Gelegenheit gab, das schöne Deutschland kennen zu lernen, erreichten die beiden Liebenden endlich ihr Ziel. Wir verlassen sie dort, um nach Warschau zu der gutmüthigen Tante und dem ränkevollen Jesuiten zurückzukehren.

Rebinsky hatte bei der Abreise Elka's und Hugo's an einem Fenster gestanden und die Abschiedsscene im Hofe gesehen. Obwohl ihm die Tante bereits von der Absicht Elka's, nach ihrem Stammschlosse Bielow reisen zu wollen, erzählt hatte, galt es ihm für eine ausgemachte Sache, daß Elka mit Hugo eine kleine Vergnügungsreise antrat. Weniger befangen in seinem Urtheile als die allzunachsichtige Tante, ahnte er sogleich den richtigen Zusammenhang und pries den glücklichen Einfall Elka's, der ihm nicht gelegener hätte kommen können. Er hütete sich deßhalb, in der Tante Zweifel an der Glaubwürdigkeit des von ihr angegebenen Vorhabens anzufachen.

Elka hatte in der Eile der von ihr entworfenen und ausgeführten Reise ganz den Umstand außer Acht gelassen, daß mit ihrer Entfernung aus dem Schlosse der Jesuit freies Spiel erhielt. Als die einzige Person, welche ihm die Spitze bieten und ihn in seine untergeordnete Stellung zurückdämmen konnte, wenn er Versuche machen wollte, sein Haupt zu erheben, war es doppelt unklug von ihr, ihm selbst die Wege zu ebnen und aus der Zurückhaltung, in die sie ihn bisher gebannt hielt, heraustreten zu lassen. Mit geheimer Freude begrüßte daher der Jesuit das unvermuthet eingetretene Ereigniß, welches ihm den Sieg in die Hände spielte. An der verständigen und trotzigen Elka hatte er seinen gefährlichsten und erbittertsten Feind verloren. Die Tante war in ihrer Arglosigkeit seiner Perfidie nicht

gewachsen, auch ahnte sie seine wahren Absichten nicht im Geringsten. Gutmüthig wie sie war, ließ sie sich fast willenlos von Rebinsky am Gängelbande führen und beugte sich gutwillig den Ansichten und Aussprüchen eines Mannes, dessen Scharfsinn sie so oft bewunderte.

In richtiger Erkenntniß dieser Sachlage schritt der Jesuit sofort an die Ausführung seiner Pläne. Gleich nach der Abreise Ella's erstattete er einen Bericht nach Rom, in dem er hervorhob, daß durch die Abwesenheit eines seinen Plänen stets hinderlichen Familiengliedes jetzt der günstige Augenblick gekommen sei, die Schwäche der allein zurückgebliebenen Tante in der ausgiebigsten Weise auszubeuten. Demgemäß solle umgehend ein kurz und bestimmt gehaltener Befehl des Generalvormundes an ihn ergehen, mit dem jungen Grafen beim Eintritt der milderen Jahreszeit sofort die Reise nach Rom anzutreten; wenn jetzt die Gelegenheit versäumt würde, gehe sie vielleicht für immer verloren und verzögere die Ausführung der diesfallsigen Pläne wenigstens auf Jahre hinaus.

So genau lassen sich die Jesuiten in Rom die kleinsten Familienverhältnisse durch ihre Spione verrathen. Mit doppelzüngiger Falschheit wissen sie sich unter allen möglichen Vorwänden in das Vertrauen der Familien einzuschleichen und vor Allem das Herz der Frauen zu erobern, die von Natur aus so empfänglich für salbungs- und geheimnißvolle Sprüche sind. Sie kennen die Macht, welche die edle Weiblichkeit über den hartherzigen Mann auszuüben vermag und suchen sie möglichst auszunützen. Sie sind der Geist, der im Finstern schleicht und von dem in den Psalmen Davids geschrieben steht: „Herr, trenne sie in ihrem Leben von den Wenigen des Landes. Von Deinen Schätzen ist voll ihr Bauch; sie haben Kinder die Fülle und vererben ihren Reichthum ihren Kindern."

Mit jener Schnelligkeit, wie sie die damaligen Postverbindungen nur immer zuließen, kam die Antwort von Rom zurück. Während Rebinsky von dem Orden neue geheime Verhaltungsmaßregeln vorgezeichnet wurden, wandte sich Graf Drahomirsky, um gegen den Orden neuerdings seine Dienstfertigkeit und Ergebenheit an den Tag zu legen, direkt in einem Briefe an die Tante. Diese ließ Rebinsky rufen und gab ihm denselben. Er las:

Geehrte Gräfin!

„Die Pflichten, welche mir die Obervormundschaft über den jun-

gen Grafen Zolkiewicz auferlegt hat und die mich fortwährend lebhaft beschäftigen, zwingen mich, Sie von der Bestimmung, die ich über meinen Mündel neuestens verfügt habe, in Kenntniß zu setzen. Es ist mein ausgesprochener Wille, daß Graf Wratislaw zur weitern gediegenen Ausbildung nach Rom gebracht werde, wo ich seine Erziehung persönlich überwachen und leiten will. Bedenken, die sich in Ihnen hiegegen erheben mögen, bitte ich Sie gefälligst so lange zurückzuhalten, bis Ihnen Wratislaw selbst seine Zufriedenheit mit den neuen Verhältnissen, in die er treten wird, kundgegeben haben wird. Die Rechtsgiltigkeit, welche das Gesetz meinen Beschlüssen eingeräumt, würde selbstverständlich allen Widerstand unnütz machen. Ich wende mich an Ihren Verstand, nicht an Ihr Herz. Zugleich ersuche ich Herrn Rebinsky, die Reise mit dem jungen Grafen mit dem Beginn des Frühlings auf dem kürzesten Wege anzutreten und der Erhaltung seiner Gesundheit alle Sorgfalt zuzuwenden, so daß er jedenfalls bis nächstes Pfingstfest hier eintrifft."

— Das sind strikte Befehle, gnädige Gräfin, sagte Rebinsky mit scheinbarem Bedauern, denen ich wenigstens unmöglich zuwiderhandeln kann. Sie werden sich am besten mit dem Gedanken vertraut machen, dem strengen Willen des Grafen Drahomirsky in Güte nachzugeben.

— Wie, auch Sie stehen jetzt zu ihm? erwiderte die Tante etwas piquirt. Wenn ich nun eine gerichtliche Einwendung gegen diesen Beschluß erhöbe, was dann?

— Sie würden im günstigsten Falle die Ausführung etwas verzögern, keinesfalls aber verhindern können. Ein derartiges Vorgehen gegen den sich in vollem Rechte befindlichen Vormund wäre deshalb unklug, weil Niemand anders unter der dem Grafen zugefügten Kränkung leiden müßte, als der arme Wratislaw selbst. Geben Sie vorläufig dem Grafen nach, und rufen Sie Wratislaw später unter irgendwelchem Vorwande wieder zurück. Wenn es Wratislaw nicht in Rom gefällt oder er eine Krankheit vorschützen wird, wird Sie auch das Gericht gegen den eigenmächtigen Vormund in Schutz nehmen.

Die Tante konnte eigentlich keinen andern Grund gegen die Ausführung des vormundschaftlichen Befehles anführen, als ihre unüberwindliche Abneigung gegen eine so weite Entfernung ihres Neffen und die Besorgniß, seine Gesundheit möchte den bedeutenden

Digitized by Google

Klimawechsel nicht ertragen können, allein selbst dieser Grund war nicht stichhaltig. Der kampfgerüstete Jesuit jedoch hatte soviele wirkliche und Scheingründe in Bereitschaft, daß die Tante sich endlich ergeben mußte. Kein Sieg ist wohlfeiler als derjenige, welchen ein beredter und zudringlicher Mann im Wortkampfe über eine Frau davon trägt, und dem Jesuiten fehlte es wahrlich weder an Schlagfertigkeit noch an Zudringlichkeit. Die Tante erklärte, dem Willen des vom Gesetze so begünstigten Vormundes zwar gehorsamen, jedoch jederzeit dagegen protestiren zu wollen; sie füge sich nur der Gewalt.

Die List hatte gesiegt. Der Jesuit behauptete das Schlachtfeld, er war nahe an der Erreichung seines Zieles. Es galt ihm höchst gleichgiltig, ob die Tante gegen die Abreise protestirte oder nicht, ob sie sich aus diesem oder jenem Grunde fügte, es war genug, wenn sie sich ihr nicht gewaltsam widersetzte und vor dem Beschlusse beugte. Der Schmerz des mütterlichen Herzens, welches in der Tante für den verwaisten jungen Grafen schlug, kümmerte ihn sehr wenig, überhaupt kam das Unglück einer Familie nicht in Betracht, wenn daraus nur ein Nutzen für den Orden entsprang.

Rebinsky handelte getreu den Institutionen seiner Gesellschaft gemäß, die sich nie um das Ach und Wehe der Familien und Völker kümmerte, welche ihr Gifthauch berührt hatte. Wir werden dem geneigten Leser im weiteren Laufe unserer Erzählung interessante Enthüllungen aus den geheimen Institutionen dieses Gardecorps unter den religiösen Orden bringen. Rebinsky säumte nicht, seinen Sieg sogleich nach Rom zu melden. Er wurde dafür sehr belobt und erhielt die genaue Bestimmung des Weges, den er einschlagen sollte. Zugleich wurde das Jesuitenkollegium in Warschau angewiesen, ihm überall an die Hand zu gehen und seine Pläne im Sinne des Ordens zu fördern. Sehr oft kamen auch die Patres, Rebinsky zu besuchen, der im Schlosse geheime Sitzungen mit ihnen hielt.

Die plötzliche Ankunft von Elkas Kammerfrau im Schlosse gab ihm die erwünschte Gewißheit, daß Elka wirklich mit ihrem neuen Geliebten fortgereist und der Besuch auf Schloß Bielow blos Komödie war. Er wunderte sich nur, daß die Tante den Angaben der Kammerfrau, sie wäre wegen ungeschickten Benehmens von Elka in der ersten Aufregung fortgeschickt worden, und bitte die Rückkehr der Gunst ihrer Herrin hier abwarten zu dürfen, unbedingten Glauben beimaß, und sie mit dem größten Bedauern über Elkas ungestümen

Charakter einlud, doch bei ihr zu bleiben. Dennoch traute er dem ungewissen Zufalle nicht, der eines schönen Tages Elka plötzlich wieder zurückführen und ihn mit einem Schlage um die Früchte all seiner Bemühungen bringen konnte. Er betrieb daher fortwährend die Vorbereitungen zur Abreise und benützte den Eintritt einiger schönen milden Tage, den letzten und härtesten Sturm mit der Tante auszufechten. Er bestimmte sogleich den übernächsten Tag zur Abreise, die Tante gab es endlich weinend zu. Sie hatte die Mutterliebe, die jedem Weibe angeboren ist, und welche sie eigenen Kindern nicht angedeihen lassen konnte, ganz auf den Knaben übergetragen und ihn herzlich liebgewonnen. Sie behandelte ihn so zärtlich wie ihren eigenen Sohn, und Wratislaw nannte sie nur seine „Mutter". Die Trennung von dem stillen artigen Knaben ging ihrem Herzen daher sehr nahe.

Der verhängnißvolle Tag kam heran, der Abschied fand statt. Mit äußerlicher Rührung und innerer Schadenfreude betrachtete der Jesuit den herzzerreißenden Abschied, der noch am Wagen zwischen der Tante und Wratislaw stattfand. Der Tante war es, als ob sie ihren Liebling nicht mehr sehen sollte und mit der ganzen Leidenschaft ihrer mütterlichen Zuneigung schloß sie ihn in ihre Arme und weinte. Wratislaw aber wollte sich von ihr nicht trennen und bat sie inständigst, bei ihr und Elka bleiben zu dürfen. Rebinsky, der noch im letzten Augenblicke einen Umschlag befürchtete und nicht triumphirte, ehe er Polens Grenze überschritten, kürzte die schmerzliche Scene ab und versprach alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf den Knaben verwenden zu wollen, sowie nach ihrer Ankunft in Rom sogleich wieder zurückzukehren, um das Vermögen des jungen Grafen als dessen Vormund zu verwalten. Der Wagen fuhr mit ihm und Wratislaw zum Schlosse hinaus und ließ die Tante in verzweifelter Stimmung zurück.

Armer Wratislaw! Der letzte Sprößling eines alten Geschlechts, bist Du dunklen unergründlichen Mächten verfallen, der lachende Erbe reicher Besitzthümer, hast Du die Habgier eines Ordens erweckt, der keine Schonung Deiner Jugend kennt, dessen vielgewundenen Netzen Du dich nicht mehr entwinden wirst. Lebe wohl, junges Leben, möge Dein Schicksal in Rom sich zu keinem traurigen gestalten!

Der Jesuit ließ die Pferde beständig zum raschen Fahren antreiben, so daß die Reise eher einer Flucht glich. Erst als er nach einigen

Tagen die polnische Grenze hinter sich hatte, athmete er leichter auf und mäßigte seine Eile. Eine Reise nach Rom war zur damaligen Zeit eine große und schwere Aufgabe, die lange Zeit erforderte. Statt der schnaubenden Lokomotive, die jetzt an tiefen Abgründen hinfahrend über Berge und Thäler die Alpen durchsaust, rumpelte man damals in einem engen dumpfigen Räderkasten auf holperigen, steinigen Wegen langsam dem Reiseziele zu.

Den erhaltenen Vorschriften gemäß reiste Rebinsky über Wien nach Triest. Von hier fuhr er auf einem Segelschiffe nach Ancona und ließ Wratislaw zur Erholung seiner besonders durch die Seereise angegriffenen Gesundheit einige Tage in dem netten Loretto ausruhen, wohin einer Sage zufolge eine Compagnie Engel das Haus Maria's von Nazareth über Dalmatien durch die Luft getragen haben soll. Da gerade die Banditen, welche damals wie heute noch in den zerklüfteten höhlenreichen Bergen der Abruzzen hausten, die ganze Gegend unsicher machten und die Romfahrer ihrer Habe zu berauben pflegten, so ließ sich Rebinsky gegen gute Bezahlung von einer Abtheilung berittener Carabinieri bis vor die Thore Rom's begleiten.

Nach zweimonatlicher Reise hatte er sein Ziel erreicht und glücklich die ewige Stadt betreten. Ohne erst den Grafen Drahomirsky aufzusuchen, begab er sich sogleich in das große Jesuiten-Collegium al Gesù und stellte sich dem Ordensgenerale vor.

Pater Brzozowski, der nach der Wiedereinführung des Jesuitenordens durch Papst Pius VII. unterdessen zum Jesuitengeneral emporgestiegen war, bezeugte seinem tüchtigen gewiegten Sohne seine größte Freude und Zufriedenheit. Er versprach, ihn zu einem noch höheren Grade im Orden zu ernennen, als er bisher bekleidete, nämlich dem eines geheimen Berathers oder Consultor's.

Rebinsky brachte darauf sogleich den jungen Grafen in das anstoßende Collegium Romanum, dem Eldorado der Jesuiten. Dort wurde er dem Regens, einem finstern einsilbigen Manne, übergeben, den er künftig als seinen Vater betrachten sollte.

Es wurde ihm gesagt, daß er keinem Mitzögling erzählen dürfe, woher er komme und wer er sei, er heiße nur Wratislaw und müsse sich den Grafen und dergleichen Dinge vorderhand aus dem Kopfe schlagen. Man wolle im Anfange Nachsicht gegen ihn üben, bis er die Hausordnung kenne, dann aber habe er auf keine Schonung mehr zu rechnen.

Wenn man den Corso in Rom hinabwandelt, so stoßt man unter dem venetianischen Platze auf die Seitenfront eines hohen festungsähnlichen Gebäudes, das nach dieser Seite hin an allen Fenstern eiserne Gitter und Bretterverschläge zeigt. Man ist geneigt, es für eine römische Kaserne zu halten, die alle wie Staatsgefängnisse aussehen. Betrachtet man es aber näher, so findet man ein kolossales Viereck mit riesigen Fronten und liest über die Thüren die Inschrift eingehauen: „Collegium Romanum." Jeder Römer kennt diese grauen schweigenden Mauern, hinter denen die Jesuiten ihr Unwesen treiben, und die römische Jugend in jenen verderblichen Grundsätzen erziehen, welche das ritterlichste und tapferste Volk der Welt zu dem feigsten und heimtückischsten gemacht haben. In diesem Gebäude liegt das Unheil Rom's, von hier ging die Entsittlichung, das Verderbniß und die Verweichlichung zunächst des italienischen Volkes aus.

Das Collegium Romanum ist die einzige Lateinschule, das Gymnasium, die Universität Rom's. Nur Jesuiten dürfen darin lehren, es ist Eigenthum des Ordens. Mit jener eitlen Selbstüberschätzung, die ihnen eigen ist, wußten sie einen gewissen Glanz über der Gelehrsamkeit dieses Institutes zu verbreiten und in die Welt hinauszuposaunen, dies sei die beste und erste Lehranstalt der Welt. Wohl war sie es, als die Völker noch in dem Aberglauben und dem Aberwitze unheilvoller, glücklich vergangener Zeiten befangen lagen; jetzt ist sie es nicht mehr.

Wratislaw war nun ein Zögling dieses Institutes. Der Abstand der jetzigen Lebensweise von seiner früheren war wohl geeignet, das Heimweh in ihm wach zu rufen. Verhätschelt von der Tante und verwöhnt von Elka, sah er jetzt lauter ernste starre Lehrer, hatte er jetzt lauter griesgrämige Mitschüler um sich, deren unnatürlichen Ernst und augenverdreherisches Wesen ihr jugendliches Gesicht Lügen strafte. In einem bläulichen Talare mit rothen Aufschlägen, den er am Boden nachschleifte, ein dunkles Cingulum um den Leib, und unter einem großen dreispitzigen Hut, der ihm kaum das Sehen gestattete, mußte er sich der Denkungsweise anbequemen, die eine so reizende Kleidung mit sich bringt. Alles, was außer dem Collegium lag, durfte für ihn nicht existiren; er mußte vergessen, daß er eine Tante und eine Schwester hatte, die ihn liebten. Mit den Worten der Schrift: „Ich bin gekommen, den Sohn mit seinem Vater, die Tochter mit der Mutter zu entzweien. Wer Vater und Mutter mehr liebt

als mich, ist meiner nicht werth," merzte man in dem kindlichen Herzen die Liebe zu den Verwandten aus. Er durfte ja später keine Familie haben, als die große des Ordens. Vor Allem wurde ihm Gelegenheit gegeben, die zwei Cardinalstugenden zu erlernen, ohne die eine Vollkommenheit nicht möglich ist — Demuth und Gehorsam. Dem Kinde, welches in seiner bisherigen naiven Anschauungsweise alle Menschen für Engel und alle für so gut wie die Tante und Elka gehalten, wurde nun fortwährend gesagt, sich für den Schlechtesten der Menschen, für die erbärmlichste Kreatur, die in diesem Jammerthale umherirre, für das verworfenste Geschöpf zu halten; die Räuber und Mörder noch für glücklich und unschuldig im Vergleiche zu sich zu preisen und sich des Wortes zu erinnern: „Bis zur Hölle wirst Du hinunter gestürzt werden. Denn wenn die Wunder in Sodom geschähen wären, die in Dir geschehen sind, so würde es vielleicht bis auf den heutigen Tag stehen geblieben sein. Dem Lande der Sodomer wird es am Tage des Gerichts erträglicher gehen, als Dir."

Die Schrecken der Hölle, die mit den grausigsten Bildern vor die jugendliche Seele geführt wurden, mußten eine wahrhaft niederschmetternde Wirkung auf dieselbe hervorbringen. Wratislaw machte sich glauben, er sei wirklich schlecht und verworfen, und könne durch eine das ganze Leben andauernde schwere Buße und Reue sich vielleicht die Gnade Gottes nicht mehr erringen. Er zitterte vor den Schrecken des Gerichtes, und wollte gerne sein Heil in Furcht und Zittern erwirken, wenn nur noch Aussicht auf Vergebung und Versöhnung wäre. Niemand hatte er zwar noch Böses gethan, aber sagten nicht die Väter täglich, daß Viele berufen, aber Wenige auserwählt, daß der Weg breit, der zum Himmel führe, die Pforte aber eng und schmal sei? Sagten sie nicht, daß nach der Offenbarung, die einem Heiligen geworden sei, von hundert Menschen kaum einer in den Himmel und zur Anschauung Gottes gelange? Eingeschüchtert und verwirrt durch solche Lehren, die auf das empfängliche Gemüth eines Kindes einen doppelten, unauslöschlichen Eindruck machen mußten, sah er sein Heil nur mehr in beständiger Bußübung und im klösterlichen Leben, und dachte zuweilen mit Entsetzen an das furchtbare Schicksal, das seiner lieben Tante und Elka nach dem Leben in dieser sündhaften Welt bevorstünde. Es schauderte ihn bei dem Gedanken, Vater, Mutter und alle seine Lieben dereinst am Tag der Rache auf der linken Seite stehen zu sehen und ihnen nicht helfen zu können!

Bald trieb ihn die Demuth auch an, die Augen an den Boden zu heften und Niemand mehr in das Gesicht zu sehen. War er ja doch der Schlechteste unter den Schlechten und nicht würdig, ihre Schuhriemen aufzulösen. Er hatte das Leben durch seine Sünden längst verwirkt und durfte froh sein, wenn ihm Gott noch die Gnade erwies, durch die Patres seine Demuth auf die Probe zu stellen, indem sie ihm entehrende Arbeiten und öffentliche Bussen auferlegten. Bald hatte er jene Stufe der Demuth, die den Menschen zum bedauerungswürdigen Verbrecher an der Vernunft und sich selbst macht, bald jenen Grad von Gehorsam erreicht, der ihn zum unvernünftigen Mechanismus, zum Spielballe der Launen seiner Lehrer herabwürdigte. Je länger er diese Erziehung genoß, desto mehr legte er seine Menschenwürde ab und näherte sich, statt dem Ebenbilde Gottes, der Fratze eines jämmerlichen Trugbildes.

Das Stillschweigen, — silentium — welches den Zöglingen nur mit Ausnahme zweier Stunden des Tages über geboten war, drängte auch Wratislaw zu einer finstern Denkungsweise und verwandelte den einst so heitern, lebhaften Knaben in einen verschlossenen eckigen Charakter. Wie seine Mitschüler wurde er vor der Zeit reif; ohne daß die Stürme des Lebens über sein Haupt verheerend gefegt hätten, war er verhärtet und verrostet, wenn sich bei andern Knaben erst die Lust zum Leben Bahn bricht. Nie kam eine heitere Miene mehr über sein Gesicht, das Lachen erschien ihm geradezu als Sünde. Die Lippen murmelten fortwährend Bußgebete, seiner Brust entrangen sich nur Seufzer um Vergebung und Gnade.

Ein Opfer solcher Erziehung, war Wratislaw auf dem geraden Wege zum Mucker und zum — Jesuiten.

XXXII.

Das Innere der Gesellschaft Jesu.

Die Orden der Augustiner, Barmherzigen Brüder, Benediktiner*), Camaldulenser, Cisterzienser, Cölestiner, Dominikaner, Grandimontaner, Grauen Mönche von Vallombrosa, Hieronymiten, Jesuaden, Karmeliter, Karthäuser, Prämonstratenser, Redemptoristen, Serviten, Sylvestrianer, Templer, Theatiner, Franziskaner und Kapuziner nebst Minoriten und Minimen, und und wie sie alle heißen mögen, haben vereint niemals die öffentliche Aufmerksamkeit in so hohem Grade fortwährend beschäftigt, wie der Orden der Gesellschaft Jesu. Die ganze Welt kennt ihn, alle Länder wissen von ihm zu erzählen. Selbst neben den wichtigsten Fragen der Gegenwart wußte sich das Interesse rege zu erhalten, welches sich an diese Gesellschaft knüpft. Seit seinem Bestande haben Tausende für, Tausende gegen ihn geschrieben. Die halbe Welt war darüber einig, daß die Jesuiten in Bezug auf Macht, Einfluß, Ausbreitung, Reichthum und Herrschaft selbst das Unmögliche möglich gemacht; die halbe Welt war aber auch darüber einig, daß es nie, so lange die Erde von Menschen bewohnt ist, eine Gesellschaft gab, welcher man mehr Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit aufbürdete, als eben den Jesuiten, ja daß man ihnen Verbrechen und Schandthaten vorwarf, die, wenn auch nur der zehnte Theil davon sich als wahr erweisen würde, sie des Bestandes unter Menschen ganz unwürdig machten. Tausende von Feinden, Tausende von Freunden sprechen von der Größe eines Institutes, dessen mächtiger Geist nicht zu verkennen ist, das stark genug war, gegen die ganze Welt anzukämpfen und selbst nach seinem Falle sich riesig wieder zu erheben. Jedermann bewunderte den außerordentlichen Verstand, die erstaunliche Thätigkeit und den wun-

*) Der älteste und einzige Orden, welcher seinen ursprünglichen Regeln treu geblieben und daher im Sinne des Christenthums wahrhaft Großes und Gute geleistet hat. An Gelehrsamkeit hat er den Jesuitenorden jederzeit übertroffen.

derbaren Organismus des Jesuitenordens; aber auch nur zu Viele gab es, die förmlich wie vor dem Gottseibeiuns zusammenschauderten, wenn sie nur seinen Namen hörten. Die Menge von Anschuldigungen, in denen dieser so gewaltig in seiner Erscheinung aufgetretene und mit aller Kraft des ihm innewohnenden Riesengeistes in den Zeitlauf eingreifende Orden befangen ist, machen deren Ermittlung oft unmöglich, so daß selbst die größte Besonnenheit nicht zu sichten weiß: weil die Gesellschaft zu sehr Geheimniß nach Außen, ja selbst für den größten Theil ihrer eigenen Mitglieder blieb, weil der Schlüssel zu den Thatsachen oft nur Wenigen der Vertrauten (Professen) gegeben war und weil es überhaupt nicht möglich ist, richtig über den Orden zu urtheilen, wenn man nicht in das Innere des Organismus gesehen und dem schnurrenden Räderwerk die treibende Kraft abgelauscht hat.

Wir sind weit entfernt, dem geneigten Leser ein Urtheil über diesen Orden aufzudrängen, aber wir gestatten ihm einen so tiefen Einblick in den so geheim gehaltenen Organismus und das eigentliche Treiben und Wesen desselben, daß er ohne blindes Vorurtheil das Räthsel über die allgemein sich äußernde Abneigung wider den Jesuitenorden zu lösen im Stande sein wird. In kurzen kräftigen Zügen führen wir dessen Geschichte, Erziehungs- und Lebensweise, des Geschäftsganges, der Verwaltung und Wirksamkeit desselben dem Leser vor Augen. Mit ihren eigenen Farben gemalt, stellen wir ein Gemälde dieser Gesellschaft auf, und nach genauester Erkennung, wer, wie und was die Jesuiten sind, was ihre Richtung, was ihr Zweck, was ihre Leistung und ihre Kräfte, wird jede übrige Frage sich von selbst beantworten.

Der spanische Edelmann Don Innigo Lopez de Ricalde*), ein reizbarer und phantasiereicher Mann, hatte den Entschluß gefaßt, ein Heiliger zu werden. Schon in früher Jugend als Edelknabe an den königlichen Hof von Madrid gekommen, wurde er später als Offizier bei der Belagerung von Pampeluna durch eine Kanonenkugel am rechten Beine schwer verwundet und dadurch genöthigt, das Hofleben aufzugeben. Der einstige Liebling der Damen und feinste Cavalier des spanischen Hofes, gürtete er sich nun eine eiserne Kette um den Leib, mit der er sich täglich dreimal öffentlich peitschte, und bediente

*) Geboren auf dem Schlosse Loyola in der spanischen Provinz Guipuzcoa im Jahre 1491, also 8 Jahre nach der Geburt Luthers.

Digitized by Google

sich nie mehr eines Kammes oder Scheermessers, so daß sein Aussehen bald ein wahrhaft grauenhaftes wurde. Eben deßwegen sprangen ihm auch die Gassenjungen, sowie sie seiner ansichtig wurden, nach und bewarfen ihn mit faulen Eiern und Koth; er aber freute sich dessen, und trieb es so geraume Zeit.

Im Alter von 33 Jahren begann er das Studium der lateinischen Sprache, hörte dann Theologie und wurde von den auf seine Bußerfolge eifersüchtigen Geistlichen der Inquisition übergeben, die ihn jedoch des Verdachtes der Ketzerei entband und zu einem vernünftigen Leben ermahnte. Noch mehrmals wegen seines auffälligen Lebenswandels vor verschiedene geistliche Gerichte geladen, verließ er sein undankbares Vaterland und ging auf die Universität nach Paris, wo er, einen Esel mit seinen Büchern vor sich hertreibend, nach längerer Fußreise anlangte. Hier verband er sich mit sieben Gesinnungsgenossen und nannte diese kleine Gesellschaft: Gehülfen des Heilandes Jesu. Nach längeren Bußpredigten in Oberitalien berief er sie zuletzt nach Rom und schlug dem damaligen Papste Paul III. die Gründung „einer Compagnieschaft Jesu zur Bekämpfung des Ketzerthums" vor. Damals taufte er seine bereits vermehrte Gesellschaft in „Missionsverein" und endlich in „Phalanx Jesu" um. Wiederholt durch die Eifersucht der Augustiner und Dominikaner vor das Ketzergericht gebracht, dem er doch selbst so viele Opfer liefern wollte, wußte er nicht nur dieses, sondern auch nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten den Papst für die Errichtung seines neuen Ordens umzustimmen. Am 27. September 1540 bestätigte dieser auch in der Bulle: Regimini militantis ecclesiae den neuen Orden unter dem Namen societas oder „Gesellschaft Jesu". Der Jesuitenorden war jetzt der Welt geschenkt und seine Glieder nannten sich vorläufig „Gefährten Jesu." Jesus aber mag sich für solche Gefährten im Stillen bedankt haben.

Diese Gefährten mußten vor Allem dem Papste unbedingten Gehorsam schwören und ihre Person und Dienste zu dessen Verfügung stellen; sie mußten thun, was dieser wollte, ohne zu prüfen, ob es gut oder schlecht sei. Ihre Gesellschaft war zum ausgesprochenen Zwecke der Bekehrung der Ketzer und Ungläubigen vom Papste bestätigt worden; bald aber zeigte sich, daß die Ketzer und Ungläubigen nicht unter den Türken und Heiden, sondern im christlichen Europa selbst zu suchen waren.

Die durch Luthers Reformation hervorgerufene große Bewegung gegen Rom hatte das Papstthum damals in eine sehr üble Lage versetzt. In Rom selbst wurde mehr Heidenthum als Christenthum gefunden. Die Geistlichen besaßen so geringe Kenntnisse vom Wort Gottes, daß sie nicht einmal hätten entscheiden können, ob Melchisedek ein Packträger oder Tanzmeister gewesen sei. Spanien und Italien erstickten in ihrer Unwissenheit und Trägheit, Deutschland war durch Luther, Frankreich durch Calvin, die Schweiz durch Zwingli, England durch seinen eigenen König zum Abfall gebracht worden. Mit jedem Tage mehrten sich die Ketzer und Ketzereien. Die allerärgsten Gräuel wurden ohne Scheu, selbst noch mit Hohn und Lachen vollbracht, böse Buben scheuten sich nicht, den Pferden konsekrirte Hostien unter den Hafer zu mischen, in Rom selbst mußte man in einzelnen Kirchen einen Kettenhund an den Hochaltar fesseln, damit das hochwürdigste Gut oder die Monstranze nicht vom Tabernakel geraubt würde. Wer aber nahm sich des so kläglich herabgekommenen Roms an?

Dies Alles sollte sich mit dem Beginne des Jesuitenordens ganz anders gestalten, und mit Staunen sah die Welt, welch' unendlich Großes eine kleine Gesellschaft leisten kann, sobald sie von einem eisernen Willen, der seinen Zweck nie aus den Augen verliert, geleitet wird. Ignatius war für die Vermehrung seines Ordens thätig gewesen, jetzt war er es auch für dessen Verbreitung. Er theilte die Welt unter seine Genossen, während er selbst in Rom blieb, um von da aus das Ganze zu leiten. Er schuf einen Kreis Germanien, welcher Deutschland, England, Belgien und Nordamerika umfaßte, ferner die Kreise Gallien (Frankreich), Italien und Spanien, und schickte seine Jünger hinaus in die Welt. Schon nach wenigen Jahren hatten sie sich überall eingenistet, es erhoben sich auf einem großen Theil der Universitäten Jesuitenkollegien, denen es an Novizen nicht fehlte. Ueberall, wo es einen Kampf gab, überall, wo Fürsten und Völker mit einander im Streite lagen, erschienen auch die Abgesandten Loyolas. Mit ihrer Beredsamkeit, ihrer Klugheit, ihrem Eifer, ihrer Energie brachten sie es fast regelmäßig soweit, daß die von ihnen vertheidigte Sache triumphirte und sie selbst festen Fuß fassen konnten. Dazu erhielten sie ausgedehnte Rechte vom Papste, durften von Sünden dispensiren, die sich dieser selbst vorbehalten hatte, von Kirchenstrafen lossprechen und thun, was ihnen nur beliebte.

Ihr Stifter und erster General starb, die Welt seinem Orden

vermachend. Obwohl er bei Lebzeiten oft und viel verlangt hatte, daß man seinen Leichnam auf einen Schindanger werfen solle, den Raubvögeln und wilden Thieren zur Speise, „denn derselbe sei ja doch nicht mehr als ein wenig Koth und abscheulicher Misthaufen", so wurde er doch mit großem Pompe als ein Heiliger in Rom beerdigt, wo er gegenwärtig in al Gesù ruht.

Seine Jünger aber gingen hin und gewannen die Kaiser von China und Japan, unter deren Namen sie das Land regierten. Sie gründeten in Afrika und Südamerika Kolonien und Staaten, über die sie unumschränkt geboten. Ueberall aber führte ihre maßlose Unverschämtheit wieder ihre Vertreibung herbei, weßhalb sie endlich die Eroberung fremder Länder im Großen aufgaben und das christliche Europa überschwemmten.

Hier errangen sie durch Gründung von Erziehungsanstalten, durch Gewinnung der Könige durch den Beichtstuhl, durch Bekämpfung des Ketzerthums und durch fanatisches Einwirken auf die große Menge eine bedeutende Machtstellung. Sie lockten die Kinder armer Leute an sich, die sie unentgeltlich im Lesen und Schreiben, sowie in andern Dingen unterrichteten und gewannen dadurch auch die Söhne reicher Eltern, die hinter den ärmeren nicht zurückbleiben durften. Von den reichen und angesehenen Familien gingen sie zuletzt auf die Fürsten über und es wurde später den Ordensmitgliedern der förmliche Befehl ertheilt, sich der Gewissen der Könige zu bemächtigen. „Der Hauptzweck aller unserer Bemühungen ist", lautet die angezogene Vorschrift ins Deutsche übersetzt, „uns das Zutrauen und die Gunst der Fürsten und Vornehmsten aller Orten zu verschaffen, damit es Niemand wage, gegen uns aufzutreten, sondern vielmehr alle von uns abhängen müssen."*)

Das also war ein Zweck. „Günstlinge der Fürsten", war oder ist vielmehr noch vorgeschrieben, „niedere wie hohe, weibliche wie männliche, müssen durch Geschenke, Schmeichelei, (!) und Gefälligkeiten aller Art verbindlich gemacht werden, damit sie bei ihrem Herrn für uns sprechen und uns getreulich Nachricht von dem Charakter und den Neigungen desselben geben. Umgekehrt aber sind alle die Diener, welche sich dem Orden abgeneigt zeigen, durch irgend welche Mittel (!) aus der Nähe des Monarchen und ihrer Rathgeber zu entfernen, oder aber man muß sie durch Dritte mit großen

*) „Monita secreta societatis Jesu, 1782", aus einem jesuitischen Archiv.

Versprechungen auf unsere Seite zu bringen." Als Hauptmittel, auch die Gunst der Fürstinnen zu erlangen, ist die Bestechung der Kammerfrauen angegeben, „denn durch diese erhält man Zutritt zu den größten Geheimnissen der Familie"; ferner, um sich in ihrer Gunst zu erhalten: „geschehe dies am besten dadurch, daß man gemäß dem Propheten Ezechiel unter die Arme der Sünder ein Kissen lege; daß man dem Gewissen eines Fürsten ohne viele Umstände die Bürde abnehmen müsse, besonders wenn andere Geistliche sich dessen weigern; denn dadurch bewirkt man, daß die Fürsten jene Andern verlassen und nur allein von unsern Rathschlägen, von unserer geistigen Oberleitung abhängig sein wollen."

Darnach betrachtet der Jesuitenorden es als eine seiner höchsten und wichtigsten Aufgaben, an allen Höfen und bei allen Großen die Beichtvaterstellen zu erobern. Gerade deßhalb leugnet er dieß herzhaft weg, wie es ihm die Vorschrift befiehlt: „Man betheuere öfters und ernstlich, daß man sich auf keine Weise in Staatsgeschäfte mischen wolle und empfehle diejenigen, welche man gerne am Ruder der Geschäfte (ministeriis) haben möchte, nicht unmittelbar, sondern durch vertraute Dritte; wenn aber auch der Schein vermieden werden muß, so soll nur so eifriger um die Wirklichkeit des Einflusses gerungen werden." Solche Vorschriften lassen sich nicht besser bezeichnen als eben mit dem Namen: jesuitische.

Es würde uns zu weit führen, das Unheil zu schildern, das die Jesuiten durch ihre Macht bei den Höfen in allen Ländern angestiftet haben. Insbesondere waren es Spanien und Portugal, wo sie selbst Revolutionen herbeiführten, Könige entsetzen halfen und Mordversuche gegen mißliebige Fürsten in das Werk setzten. Erfreuten sie sich des Vertrauens eines Fürsten, so hetzten sie ihn gegen sein Volk; konnten sie seine Gunst nicht erlangen, so hetzten sie das Volk gegen den Fürsten. Zahllose Familien stürzten sie durch die feinsten Intriguen in das größte Elend; von den schauderhaften Grausamkeiten, die sie gegen die Andersgläubigen aller Orten begingen, wollen wir lieber schweigen. Wohin ihr Fuß trat, düngte Blut den Boden, schwand der Friede des Landes, kam Zwietracht in die Familien. Das schreiendste Unrecht verstanden sie in juridisches Recht umzuwandeln, unter dem Deckmantel einer Religion, welche die erhabenste Liebe predigt, verübten sie die größten Grausamkeiten.

Trotz der Bannflüche, die es allerseits auf die Feinde der Je-

suiten regnete, liefen von allen Ländern die schwersten Beschuldigungen gegen sie in Rom ein. Als man aber da alle Klagen mit Hohn zurückwies, wurden sie in einer Nacht in Portugal, Spanien, Frankreich und zuletzt in Italien selbst festgenommen, auf Schiffe gebracht und im Kirchenstaate ans Land gesetzt. Erst als sie die Päpste selbst angriffen und deren Macht ernstlich zu Leibe gingen, zwang die höchste Noth Papst Clemens XIV. am 16. August 1773 in der Bulle Dominus ac redemptor noster das Todesurtheil über diesen Orden auszusprechen und seine Aufhebung feierlich zu beschließen.

Die ganze Welt jubelte dieser Aufhebung zu und glaubte die Feinde des Christenthums, die Pest Europa's, für immer gebannt. Die Jesuiten bewiesen aber jetzt, daß sie stärker waren als die Päpste und daß sie diesen nicht gehorchten, wenn es zu ihrem Nachtheile war. Sie gingen nach Rußland und Polen, wo sie den Päpsten zum Hohn ihr bisheriges Treiben fortsetzten. Schon nach wenigen Jahren gelang es ihnen, sich wieder in Rom einzuschleichen und die tiefste Unterwürfigkeit und Ergebenheit zu heucheln. So erlebte die Welt das traurige Schauspiel, daß die Macht der Päpste eitel ist einem Orden gegenüber, der alle Hindernisse mit Aquetta und Coltellata*) aus dem Wege zu räumen wußte.

Papst Pius VII. führte durch die Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum am 7. August 1814 den aufgehobenen Orden Jesu allgemein wieder ein und stellte ihn mit all seinen früheren Rechten wieder her. Seitdem blühte er neuerdings wieder auf und treu seinen alten Institutionen, wandelt er denselben Weg wie früher. Seine Geschichte ist die des Unrechts, auf dem Wege des Rechts haben die Jesuiten nirgends etwas erreicht noch erreichen wollen.

Der innere Bau dieses Ordens ist folgender: die Mitglieder zerfallen in mehrere Klassen:

den obersten Beamten, den General mit dem Sitze in Rom;
die Provinziale, diesem nachgestellt; dann
die Superioren (Rektoren) der Profeßhäuser, welchen
die Consultoren und Admonitoren nebst dem Generalverweser folgen;
die Rektoren,

*) Aquetta oder auch Aqua Tofana, ein besonders in Sicilien und Apulien gebräuchliches vegetabilisches Gift, gegen das es keine Rettung mehr gibt. Coltellata = Dolchmesser.

die Novizenmeister,
die Räthe und Consultoren,
die Minister und sonstigen Gehülfen, als Procurator ꝛc.,
die Professen ohne Amt oder als Lehrer der Theologie, Philosophie ꝛc.

Alle diese bilden die herrschende Klasse im Orden. Die untere Abtheilung desselben repräsentiren die

Priester,
Novizen, Scholasten und endlich
Laienbrüder.

In diesen Unterschieden zeigt sich der militärisch despotische Geist des Stifters genau. Den Zauber des Ranges hat er trotz des Verbotes der Begehrung mit einem schmeichelnden Gefühle ausgestattet und die Untergeordneten durch Schein der Gleichmäßigkeit mit den höheren Klassen in ihrer Stellung wohl zu beruhigen gewußt. Der Wille des Generals verfügt über alle Mitglieder nach Belieben. Gehorsam ist das Losungswort, das täglich unzählige Male in den Collegien und Ordenshäusern wiederschallt.

Jeder Obere einer Provinz (Provinzial), wie auch jeder Obere eines Hauses (Superior) ist der unumschränkte Herr seines Kreises. Ihm allein gebührt eine höchste Ehrfurcht, und seine Anordnungen, seine Worte sind Aussprüche Gottes, welchen unbedingter Gehorsam, unbedingter Glaube geschenkt werden muß.

An die Spitze der Gesellschaft ist der Papst zu setzen. Die Gesellschaft hat den Zweck, den Papst und die Hierarchie zu unterstützen und zu vertheidigen, ihr alleiniges Streben ist, die Unfehlbarkeit des Papstes zu beschirmen und ihr Anhänger zu verschaffen. Dieser hat daher unumschränkte Gewalt über sie.

Stets für die Zwecke Roms, welche oft nicht die lautersten sind, arbeitend, sind die Jesuiten gefährliche Feinde der Staaten, in denen sie sich aufhalten. Sie haben kein Vaterland, als Rom, und betrachten jeden Staat als Feindesland, den sie demgemäß behandeln. Nach ihrem Grundsatze: haereticis fides non est habenda — für die Andersgläubigen, worunter auch politische Gegner verstanden werden, gibt es keine Treue, — werden sie zu Verräthern an dem Lande, dessen Boden sie durch ihre Gegenwart verunreinigen.

Die Jesuiten haben vier Ordensgelübde zu schwören: das des Gehorsams, der Armuth, der Keuschheit und endlich das Gelübde

des unbedingten Gehorsams gegen den Papst. Dieses letztere dürfen nur die in die Geheimnisse des Ordens Eingeweihten ablegen; die andern könnten zu viel aus der Schule schwätzen. Ihre Gelübde haben sie übrigens öfter gebrochen, als es anständig war.

Für diejenigen unserer geneigten Leser, welche nach dem bisher Erzählten möglicherweise die Lust überkommen hat, in diesen Orden einzutreten, geben wir einen Auszug aus den Examina's, die für jeden Eintretenden vorgeschrieben sind. Jeder, der in diesen Orden eintreten und damit zum Verbrecher an der menschlichen Gesellschaft werden will, wird befragt:

1) Ob er ja als Ketzer beschuldigt worden ist? Ob er als Ketzer mit dem Bannfluche belegt worden sei?

2) Ob er jemals einen Menschenmord begangen oder wegen großer Verbrechen bürgerlich ehrlos geworden?

3) Ob er verheirathet, oder an Krankheiten leide, die den Geist angreifen?

In diesen Fällen, sagt das examen generale könne der Eintritt nicht erlaubt werden. Wir erlauben uns aber zu bemerken, daß kraft der Vollmachten, die den Jesuitengeneral wenn nicht über, so doch dem Papste gleichstellten, jener von Mord, Ketzerthum und Ehe lossprechen konnte. „Der General soll Gewalt haben, alle Mitglieder des Ordens, sowie auch alle die, welche in den Orden treten oder demselben als Laienbrüder dienen wollen, von allen und jeden Sünden, die sie entweder vor oder nach ihrem Eintritt in den Orden begangen, von allen und jeden kirchlichen oder weltlichen Censuren und Strafen, ja selbst von der ausgesprochenen Excommunication zu entbinden."

Es kommt noch besser. „Der General und mit seiner Bewilligung die Provinziale nebst ihren Vikarien haben das Recht, Alle und Jede, und wenn sie gleich im Ehebruch und in der Blutschande erzeugt worden wären, sowie auch Alle und Jede, die mit irgend einem Verbrechen behaftet sind, nur allein vorsätzliche Mörder, in doppelter Ehe Lebende und am Leibe Verstümmelte ausgenommen, — in den Orden aufzunehmen, sie zu Priestern zu weihen und zu allen Verrichtungen und Diensten der Gesellschaft zu gebrauchen."

Solche Vorrechte räumte Papst Paul III. unter dem 18. Oktober 1549 der Gesellschaft Jesu ein. Durch dieses ganz unerhörte Privilegium gingen selbst die größten Verbrecher straflos aus, sobald sie

in den Orden traten. Man kann sich denken, wieviele saubere Elemente diesem zuflossen.

Nach Dispens von solchen Hindernissen wird der Eintretende weiter befragt:

4) Wie er heiße? Wie alt und woher er sei?

5) Ob er ehelich geboren und wenn nicht, unter welchen Verhältnissen?

6) Ob er Vater und Mutter noch habe, wie sie heißen? Wie ihre Verhältnisse, Geschäfte, Lebensweise? ob sie zeitlichen Mangel leiden oder ihr Auskommen haben?

7) Ob er Schulden habe, und wieviele? Ob er seine eigenen Ansichten oder Urtheile ganz aufgeben, Alles verlassen und mit dem zufrieden sein wolle, was seine Obern über ihn beschließen?

8) Wieviel er Brüdern und Schwestern habe, wie ihr Stand, ob sie verheirathet oder nicht, welches Geschäft, welche Erwerbszweige sie haben?

9) Ob er schon ein Eheversprechen gegeben und in welcher Art?

10) Ob er schon Kinder habe?

11) Wie sein Hang seit früher Jugend zur Frömmigkeit gewesen, wie oft er Tags und Nacht zu beten pflegte, zu welcher Stunde, in welcher Stellung, welche Gebete und mit welcher Andacht und Ergebenheit?

12) Ob er bereit sei, in Zweifeln, geistlichen Schwierigkeiten und Zerwürfnissen sich seiner Ansicht ganz zu begeben und dem Ausspruche seiner gelehrteren Obern zu unterwerfen?

13) Ob er beim Eintritte auf allen Besitz verzichten und seine Güter vertheilen wolle?

14) Ob er sein Vermögen und seine Güter nach einem Jahre ganz dem Ordensgenerale überlassen wolle? Ob er die Stelle der Schrift: „Gib den Armen!" auf den Orden anwenden wolle, da die Schrift nicht befehle, den Verwandten zu geben?

15) Ob er seine Habe gleich vertheilen wolle oder erst später?

16) Ob er den schriftlichen und mündlichen Verkehr mit Verwandten, da er nur zur Trübung der Geistesruhe führe, aufgeben wolle?

17) Ob er zufrieden sei, daß der Obere alle Briefe annehme lese und nach seinem Gefallen darüber verfüge?

18) Ob er das Wort Christi befolgen wolle: Wer mein Schüler

sein will, hasse Vater und Mutter und seine eigene Seele? Ob er demgemäß allen Verwandtschaftshang ersticken wolle?

19) Ob er nach seinem Eintritte von Thüre zu Thüre betteln und ohne Geld oder sonstige Mittel auf eine Wallfahrt ziehen wolle?

20) Ob er einem vom Obern bezeichneten Ordensgeistlichen anfangs und dann von sechs zu sechs Monaten eine umfassende Generalbeichte ablegen wolle?

Diese Generalbeichte ist der Schlußpunkt des Examens. Ist irgend etwas dunkel geblieben, hier findet der beichthörende Obere den Schlüssel und erst nach Anhörung dieser Beichte beschließt er, ob er den Neuling in die von Gott regierte, von ihm, der heil. Jungfrau uod den Heiligen des Ordens besonders beschützte, bewahrte, geleitete, und begnadigte Gesellschaft aufnehmen will.

Von den tausenden Vorschriften, welche das Verhalten der Mitglieder während jeder Minute des Tages auf das Genaueste vorschreiben, hier nur eine Probe:

Vorschriften für das Mittagsmahl:

Beim Zeichen der Glocke steigt man ohne Hast in den Speisesaal hinab, nimmt sein Tellertuch unter den linken Arm und stellt sich vor die Tafel, die Hände auf der Brust, die Augen gesenkt und in die Mitte des Speisesaales gerichtet. Man antwortet laut auf die Gebete, ohne dem Vorbeter das Wort abzuschneiden und setzt sich dann an die Tafel, genaueste Obacht auf die Regeln des Anstandes, der Reinlichkeit und Mäßigkeit gebend.

Die Augen dürfen nicht im Speisesaal umhersehen oder auf des Andern Teller, sondern hübsch gesenkt, besonders beim Trinken. Jedes Geräusch mit Tellern, Löffeln u. s. w. ist zu vermeiden. Man darf Gabel, Messer u. dgl. nicht in die Hand nehmen, wenn man sich ihrer nicht bedient. Man darf sich der linken Hand nicht bedienen, um zu schneiden oder etwas zum Munde zu führen. Beim Zerschneiden des Fleisches nimmt man die Gabel in die Linke. Brod, Früchte und Alles, was die Finger nicht beschmutzt, muß mit deren Hilfe gegessen werden. Die Füße müssen ein wenig getrennt und von der Sottane (Talare) bedeckt sein, man darf sie nicht übereinanderschlagen, desgleichen dürfen sich die Kniee nicht berühren. Der Körper darf nicht angelehnt und nicht vorhängend sein, nur beim Genusse von Flüssigkeiten darf man ihn ein wenig vorlehnen.

Man darf nichts beschmutzen, dessen man sich bedient, als Brod, Fleisch, Früchte u. s. w., damit die Reste reinlich bleiben. Das Brod muß gleichmäßig beschnitten werden, vor der Berührung desselben sind Finger und Messer abzuwischen. Vor und nach dem Trinken wischt man den Mund mit dem Tellertuche und trinkt nur mit leerem Munde. Das Glas darf nicht so voll geschenkt werden, daß man ausschütte oder das Tischtuch beschmutze. Beim Trinken darf man sich nicht zu weit zurückbeugen, man trinkt langsam, aber ohne Absetzen. Suppen dürfen nicht geschlürft werden. Man darf weder die Finger ablecken noch Knochen aussaugen; man nimmt jedesmal ein wenig Salz und stets mit einer Messerspitze.

Wenn es nöthig, sich zu schnupfen oder auszuwerfen, muß es mit abgewendetem Gesichte und anständig geschehen. Hat man etwas Uebelschmeckendes in den Mund bekommen, so thut man es in die Hand und dann auf den Rand des Tellers. Bei Trauben oder Kernfrüchten entledigt man sich der Haut oder des Kernes nur mit Hilfe der Hand. Man darf die Hände über Tisch nicht an den Kopf führen oder die Finger in die Ohren. Selbst die Zähne darf man sich nicht reinigen ohne große Nothwendigkeit und dann nur mit dem Tellertuch vor dem Munde. Fällt etwas auf die Erde, das man nicht ohne Beschwerde aufheben kann, so hat man den Aufwärter darum anzusprechen. Gebrauchte Teller setzt man auf den äußersten Rand der Tafel zur Bequemlichkeit des Abtragens; schließlich thut man die übriggelassenen Brocken zusammen. Man bedenke, daß St. Augustin und St. Bernard weinten, wenn sie zur Tafel gingen, aus Furcht, den Sinnen zu fröhnen; mehrere Andere streuten Asche oder Wermuth in die Speisen.

Nach Tische spiele man nicht mit dem Rosenkranze (!), laufe nicht die Treppen hinauf oder hinab, blicke nicht hinter sich, sehe nicht aus dem Fenster; eile nicht rasch von einem Orte zum andern, lache nicht ohne Grund, auch wenn man andere lachen sehe; stecke die Hände nicht in die Taschen oder den Aufschlag der Sottane, wiege im Gehen den Körper nicht und schlürfe mit den Füßen nicht den Boden. Man bewege die Augen leicht, senke sie nicht steil zu Boden, sondern auf eine kleine Entfernung, athme nicht stark durch die Nase und bohre mit den Fingern nicht in Mund, Nase oder Ohren. Man küsse oft und inbrünstig die Erde, — was, wie wir gerne glauben wollen, am meisten die Verdauung beschleunigen dürfte!

Wie in diesem Stücke Erziehungsmethode, dem vieles Gute nicht abzusprechen ist, wurde es auch in den Wissenschaften gehalten. Derjenige täuscht sich, der da glaubt, die Jesuiten seien so ausgezeichnete Lehrmeister. Sie weisen vielmehr im Verhältniß zu ihrer Menge, die sich fast ausschließlich mit den Studien beschäftigt, eine sehr geringe Anzahl wirklicher Geister auf. Jede andere Gesellschaft, die sich blos auf den Lehrstuhl vorbereitete, hat dasselbe und weit mehr geleistet. Die Länder, aus denen die Jesuiten gebannt sind, übertreffen an Schulbildung weit diejenigen, welche noch Jesuiten an ihren Lehrstühlen haben. Der Orden selbst hat keine großen Geister hervorgebracht, sondern diese wurden von ihnen erst später gewonnen. Wir haben bereits erwähnt, daß der Benediktinerorden die Gesellschaft Jesu an Gelehrsamkeit und Gediegenheit der wissenschaftlichen Ausbildung und Erziehung, wie überhaupt nach jeder Seite hin weit übertrifft.

Die Gesammtzahl der Jesuiten in Deutschland, Oesterreich, Belgien, Großbrittanien und Amerika beträgt gegenwärtig 22,159; mit den andern Ländern erreicht der Orden eine Gesammtstärke von 37,929 Jesuiten. Somit ist die Gesellschaft Jesu an Zahl stärker als alle anderen Orden der Welt mitsammen.

Wie sehr ihre Lehren dem Christenthum und den allgemeinen Begriffen der Ehre und des Rechtes gerade zuwiderlaufen, dürfte eine kleine Auswahl aus der Sittenlehre dieses Ordens zeigen, die wir mit Hinweglassung der ungeziemendsten Ausdrücke noch als die anständigsten folgen lassen können.

1) Derjenige, welcher ein junges Mädchen mit ihrer eigenen Einwilligung verführt, begeht keine Sünde, weil sie Herrin ihrer Person ist und ihre Gunstbezeugungen zuwenden kann, wem sie will. [1])

2) Wenn Jemand mit einer Frau schuldvolle Beziehungen unterhält, nicht weil sie verheirathet, sondern weil sie schön ist, so liegt hierin trotz des verheiratheten Zustandes der Frau nicht die Sünde des Ehebruches, sondern der einfachen — Uebertretung des sechsten Gebotes. [2])

3) Es ist allen Arten von Personen erlaubt, lieberliche Orte zu besuchen, um dort sündhafte Weiber zu bekehren, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, daß man daselbst sündigen wird, weil man sich

[1]) Pater Fr. X. Fegelis, praktische Fragen, Augsburg 1750.

[2]) Pater Moullet's Moralcompendium.

durch den Anblick und die Liebkosungen dieser Weiber zu leicht verführen läßt. [3])

4) Wenn ein Domestik seines Lebensunterhaltes wegen einem ausschweifenden Herrn dienen muß, so erlaubt ihm die Nothwendigkeit, bei den schwersten Vergehen mitzuhelfen. Er kann ihm Konkubinnen suchen und zuführen, oder ihn an schlechte Orte bringen, und wenn sein Herr ein Fenster erklettern will, um zu einer Frau in's Schlafzimmer zu kommen, so darf er ihm den Fuß halten oder eine Leiter bringen, weil das an sich ganz gleichgiltige Handlungen sind [4])

5) Die keusche Susanna hätte sich den alten Männern überlassen sollen, jedoch ohne einzuwilligen oder behilflich zu sein, und nichts zwang sie, zur Erhaltung ihrer Keuschheit durch Geschrei ihre Schande bekannt zu machen, da guter Ruf und das Leben der Reinheit des Körpers vorzuziehen sind. [5])

6) In Folge des Nothstandes, in dem sich Jemand befindet, ist es erlaubt, zu stehlen, sei es heimlich, sei es öffentlich; aber nur wenn man keine andern Mitteln hat, für seine Bedürfnisse zu sorgen. Hierin liegt weder Gewaltthat noch Raub, weil nach dem Naturgesetze alle Dinge gemeinschaftliches Gut sind, und weil Jedermann verpflichtet ist, sein Leben zu erhalten. [6])

7) Wenn der Nothleidende wegen Krankheit und Abgang alles Verdienstes nicht im Stande ist, durch eigene Arbeit sich seine Nothbedürfnisse zu beschaffen, so hat er das Recht, dem Reichen seinen Ueberfluß durch heimliche oder öffentliche Gewalt abzunehmen. [7])

8) Wenn Du einen Dieb findest, der eben im Begriffe steht, einen Dürftigen zu plündern, so mußt Du ihn davon abhalten und ihm eine andere reiche Person bezeichnen, die er statt des Dürftigen plündern könne. [8])

9) Ist ein Mensch so arm und ein Anderer so wohlhabend, daß

[3]) Pater Etienne Bauny, de la Somme des péchés, Paris 1653.

[4]) Pater Castro Paolo, de virtutibus et vitiis. 1631.

[5]) Pater Jaques Tirin, Commentarius ad Biblia. 1668.

[6]) Pater Pierre Aragon, Abrégé de la somme théologique de St. Thomas d'Aquin.

[7]) Pater Benedikt Sattlers „Allgemeine kath.-christliche Sittenlehre oder wahre Glückseligkeitslehre etc. für die obersten Schulen der pfalz-bayerischen Lyceen auf höchsten Kurfürstlichen Befehl verfaßt", München 1790, I. Band pag. 427.

[8]) Pater Anton de Escobars Theologia moral. Tract. V.

der Letztere verpflichtet ist, dem Ersteren zu helfen, so darf der Arme das Gut des Andern nehmen, ohne zu sündigen oder zur Wiedererstattung verpflichtet zu sein, nur soll er es geheim thun und auf eine nicht in die Augen fallende Weise. [9])

10) Es ist zwar einem Dienstboten erlaubt, seinen Herrn durch Compensation (d. i. wegen Lohnabzug u. dgl.) zu bestehlen, aber unter der Bedingung, daß er sich nicht auf der That ertappen lasse. [10])

11) Befragt man Euch wegen eines begangenen Lasters, so braucht Ihr es nicht zuzugestehen, solange Ihr noch eine zu Euerm Vortheil dienende wahrscheinliche Entschuldigung findet. Auch könnt Ihr, wenn Euch aus dem Geständniß der Missethat ein großer und wichtiger Schaden erwüchse, keck versichern, Ihr hättet nichts begangen; nur müßt Ihr Euere Worte so stellen, daß Ihr sie nachher auslegen könnt, wie Ihr wollt. [11])

12) Es ist erlaubt, in wichtigen sowohl als in unwichtigen Angelegenheiten einen Eid zu schwören, ohne die Absicht zu haben, ihn zu halten, sobald man gute Gründe hat, so zu verfahren. [12])

13) Zweideutige Worte zu führen, ist in gewissen Fällen gestattet. Zum Beispiel es wäre Verstellung nöthig, um nicht wegen eines begangenen Todtschlages selbst zum Tode verurtheilt zu werden, so kannst Du, ohne den geringsten Fehler zu begehen, die Wahrheit leugnen und zur Verstellung Deine Zuflucht nehmen. Ja es ist sogar erlaubt, in solchen Fällen einen zweideutigen Eidschwur zu thun, denn jeder Mensch hat die Pflicht, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, sein Leben zu erhalten. Dieser Ansicht pflichten unsere gelehrtesten Theologen bei. [13])

14) Wenn Jemand seinen Wein nicht zu dem beabsichtigten Werthe verkaufen kann, weil er den Leuten zu theuer vorkommt, so kann er ein kleineres Maß geben und etwas Wasser hineinmischen, natürlich jedoch so, daß Jedermann glaubt, er habe sein volles Maß und der Wein sei rein und unverfälscht. [14])

15) Unter allen Umständen darf ein junges, verführtes Mädchen

[9]) Pater Longuets Questions IV.
[10]) Pater Fegelis de Confessore.
[11]) Pater Bonacinus.
[12]) Pater J. de Cardenas, Crisis theologica.
[13]) Pater Castropalos, Tom. III. seiner Werke Tractat 14.
[14]) Pater Tollet, die sieben Todsünden.

die Leibesfrucht abtreiben, denn ihre Ehre muß ihr noch viel kostbarer sein als das Leben. [15])

16) Ein Sohn, der sich betrunken und in diesem Zustande seinen Vater erschlagen hat, ist nicht nur kein Verbrecher, sondern er darf sich unter Umständen des Mordes, den er begangen, sogar freuen — nämlich wenn große Glücksgüter da sind, welche er erbt, denn große Reichthümer gehören immerfort unter die wünschenswerthen Gegenstände, besonders, wenn man sie gut zu benützen versteht. [16])

17) Einer schweren, Schmach bringenden Realinjurie, z. B. einem Stockstreiche, einer Maultasche u. s. w., darf man, wenn man sie nicht auf andere Weise vermeiden kann, durch Ermordung des Beleidigers zuvorkommen. [7])

18) Um Verläumdungen schnell abzuschneiden, kann man den Verläumder tödten lassen, aber wo möglich heimlich, um Aufsehen zu vermeiden. [15])

19) Um sein Leben zu vertheidigen, oder seine geraden Glieder zu behalten, oder seine Ehre zu retten, darf selbst der Sohn den Vater, der Mönch den Abt und der Unterthan den Fürsten ermorden. [17])

20) Wird ein Geistlicher bei einer Frau, mit welcher er ein Liebesverhältniß hat, vom Manne im Ehebruch ertappt und er tödtet diesen, um seine Ehre und sein Leben zu vertheidigen, so ist er nicht nur ganz in seinem Rechte, sondern er wird dadurch auch nicht unfähig, seine geistlichen Verrichtungen nach wie vor auszuüben. [18])

Das sind jesuitische Lehrsätze, nach welchen die Jugend erzogen wurde und wird. Denjenigen unserer geneigten Leser, die nach Aufzählung solcher höchst moralischer Grundsätze noch für diesen frommen begnadigten Orden schwärmen sollten, wünschen wir von Herzen Glück.

Von jenem Laster, das unter Christen nicht einmal genannt werden soll, erlaube man uns zu schweigen. Sind in dieser Beziehung auch auch viele andere Orden anrüchig, so haben die Jesuiten diese Sünden für ganz natürlich und selbstverständlich gefunden und sich ihnen jederzeit hingegeben. Die Jesuiten-Collegien, insbesondere

[15]) Pater Airaut, Propositions sur le cinquième précepte du Decalogue.

[16]) Pater Gocat's Oeuvres morales (Tome II)

[17]) Pater Hermann Busenbaums Schriften.

[18]) Pater Henriguez, Summa Theologiæ moralis, Venet. 1600.

in Frankreich, genießen nach dieser Hinsicht ein höchst trauriges Ansehen; die Jugend lernt dort Dinge, die sie in der bösen Welt nicht kennen lernen würde.

Die Jesuiten legen zwar das Gelübde der Armuth ab, sind aber nichts weniger als arm. Im Essen, Trinken und sonstigen Lebensgenüssen ließen sie sich nicht das Mindeste abgehen und sie speisen besser, wie mancher großer Herr. Ihr Orden ist unermeßlich reich. Der Orden machte auf nichts mehr Jagd, als auf Geld — Geld und wieder Geld. Von ihren Reichthümern kommt ihre große Macht her. Schon im Jahre 1626 beschwerte sich die Universität von Paris über die Ungeheuerlichkeit dieser Reichthümer. „Mit ihren Collegien haben sie", klagt sie, „die besten Benefizien, Landgüter und Stiftungen im ganzen Königreiche verbunden und ihre Einkünfte sind so groß, daß sie dieselben mit aller List nicht mehr verheimlichen können. Deswegen kann man auch ihre Häuser keine Häuser mehr nennen, sondern dieselben gleichen an Pracht und Großartigkeit den Palästen und Residenzen der Könige und Prinzen von Geblüt." Wie in Frankreich war es auch anderwärts. Die Jesuiten behaupteten natürlich, ihre Reichthümer hätten sie alle auf ganz ehrlichem, ganz geradem Wege bekommen und sie mögen auch durch freiwillige Geschenke manches Stück Geld und Gut erhalten haben. Außerdem lasen sie zur Zeit ihrer Blüthe jährlich beiläufig eine halbe Million Messen, versteht sich nicht umsonst. Daher sind sie aber nicht Millionäre geworden: wir kennen vielmehr andere Gründe.

Vor allem eroberten sich die Jesuiten, wenn sie in ein Land kamen, die Beichtvaterstellen bei Hofe und bei den Reichsten des Landes. Sie verdrängten alle übrigen Mönche von diesen Stellen und überließen ihnen die Armen. Sie selbst waren durch die Vorschriften ihres Generals verpflichtet, ihre Beichtkinder zu immerwährendem Wohlwollen gegen den Orden zu ermahnen und sie haben da selten tauben Ohren gepredigt.

Andere Wege, die sie auf ihren Geldjagden einschlugen, waren weniger ehrlich. Ein General (Ricci) schrieb den Vorstehern spanischer Collegien, sie sollten junge und reiche Wittwen von einer zweiten Heirath abhalten, und solchen Wittwen, die besonders vom Stachel des Fleisches, wie der heil. Paulus sich ausdrückt, geplagt würden, junge, schöne und kräftige, zugleich aber auch verschwiegene Patres zu Beichtvätern geben, damit diese beruhigend wirkten, denn es

sei dies keine Sünde, sobald die Damen dadurch so weit gebracht würden, ihre Güter dem Orden zu vermachen. Die einen Jesuiten ließen ihren Beichtkindern zu Ehren des heiligen Herzens Mariä an gewissen Tagen zur Ader, bis sich nach erfolgter testamentarischer Einsetzung des Ordens in die Güter plötzlich das Messer verschnappte und die Beichtkinder an Blutverlust starben. Andere spielten mit reichen Frauen so lange Teufel, bis sie gegen hohe Summen zur Austreibung derselben geholt wurden, wie zwei Patres, die sich von der Gräfin Ulloja für ihre eigene Beschwörung 16000 Dukaten bezahlen ließen. Zwei andere stellten einem blödsinnigen, aber reichen Mann, der gerne in den Himmel kommen wollte, gegen die Summe von 200,000 Gulden einen Reisepaß in die Ewigkeit aus, worin sie ihm versprachen, ihn gegen die ganze Macht der Hölle, wenn diese etwas gegen ihn haben sollte, zu vertheidigen und durch ihren Stifter dem heiligen Petrus vorstellen zu lassen.

Insbesondere hatten die Jesuiten ihr Hauptaugenmerk auf die Söhne reicher Familien und die Erben deren Reichthümer geworfen. Unter allen möglichen Vorwänden verlockten sie dieselben in ihren Orden, ließen sich Reverse ausstellen, das ihnen einst zufallende Erbe demselben zu schenken und sperrten sie, wenn sie sich nicht gefügig zeigen wollten, Jahre lang in dunkle Zellen. Unzählige solche Erbschleichereien haben sie mit Glück betrieben, durch sie haben sie vorzugsweise die Geldtruhe des Ordens gefüllt. Mit einem ungeheuern Talente im Erbschleichen verbanden sie eine Schamlosigkeit und Niederträchtigkeit, die alle Begriffe übersteigt. Ein Pater Ximenes, der eine Wittwe auf dem Sterbebette ermahnt hatte, ihr Vermögen nicht dem Orden, sondern ihrem Sohne zu vermachen, wurde dafür mit dem Hungertode bestraft, weil er den Interessen des Ordens so zuwiderhandelte.

Die Jesuiten legten noch anderen Schwindel los, um zu Geld zu kommen. Unter dem Vorwande der größten Armuth entlehnten sie große Kapitalien, ohne einen Schuldschein dafür auszustellen, oder wenn sie dies thun mußten, machten sie den Gläubigern auf dem Sterbebette die Hölle so heiß, bis diese die Schuldscheine auslieferten. Dann beschworen sie mit heiligen Eiden, daß sie nichts entlehnt hätten, und klagten noch ihre Gläubiger wegen Verläumdung vor Gericht an. Tausende von Familien sind dadurch an den Bettelstab gebracht, Tausende von ehrenhaften Existenzen ruinirt worden. Die

Welt würde staunen, wenn sie die kolossalen Summen erfahren würde, welche sich dieser Orden auf alle mögliche, nur keine ehrenhafte Weise erschlichen hat.

So sind die Jesuiten noch bis auf den heutigen Tag geblieben, — Feinde der Religion, der Staaten, der menschlichen Gesellschaft, Freunde des Geldsackes, der Lüge, des Mordes. Wäre das Volk sich ihrer Gemeingefährlichkeit hinlänglich bewußt, es brauchte nicht der Verbannung des Ordens von Staatswegen. Gerade in den Staaten, wo der Katholizismus blüht, sind die frommen Väter geächtet und dürfen bis auf diese Stunde nicht das Land betreten, wie in Italien, Spanien, Süddeutschland, während sie in den protestantischen Ländern, wo ihnen das abweichende Glaubensbekenntniß und die größere Bildung des Volkes einen geringeren Wirkungskreis gestattet und sie weniger staatsgefährlich erscheinen läßt, ihre Hauptsitze aufgeschlagen haben.

Der Herr strafe uns nicht in seinem Grimme, auf daß er diese frommen Unholde uns nicht in das Land schicke, — die vermessenen Frevler, die sich einen Namen beilegen, bei dem sich den Worten der Schrift zufolge alle Kniee beugen sollen im Himmel, auf und unter der Erde.

XXXIII.

Die Zigeuner.

Es war Nacht. Milde zogen die Lüfte über die endlosen Steppen dahin, das hohe Gras wiegte sich geheimnißvolle Dinge zuflüsternd in sanften Wellen hin und her. Die Sternlein blickten freundlich hernieder auf die von nächtlichen Schatten umlagerten Flächen, und der Mond ergoß, zuweilen hinter dem zerrissenen Gewölke hervortretend, sein helles Zauberlicht in mächtigen Strahlen auf dieselben, um sich im nächsten Augenblicke wieder hinter einer dunklen Wolke zu verbergen.

In der Ferne schimmerten in langer Reihe die Lichter einer

Stadt. Nach und nach verlöschten auch sie und kein Zeichen verkündet mehr die Nähe von Menschen und ihren Wohnungen.

Nur die Zigeuner wachten noch. Sie hatten ihr Lager in der Steppe aufgeschlagen und unter krüppelhaften Weiden im dichten und hochgewachsenen Grase sich niedergelassen.

Ein lustiges Feuer, aus Zweigen und Gräsern genährt, prasselte in der Mitte des Lagers. Ein alter Zigeuner mit grauem auf die Brust herabwallendem Barte und ein junger Bursche saßen an demselben und starrten, ohne ein Wort zu sprechen, regungslos in die Flammen. Wenige Schritte davon entfernt standen zwei kleine mit Segeltuch überzogene Karren, welche die Habseligkeiten der Familie bargen, und an jedem lehnten ein paar finstere lange Zigeunergestalten. Mit großem Behagen ihr Pfeifchen rauchend, folgten sie mit gespannter Aufmerksamkeit dem Tanze eines hübschen, schwarzäugigen Mädchens, das nach dem Takte eines Tambourins sich in üppigen Kreisen wild umherwirbelte, während ein jüngerer Bube seiner Geige die rührendsten Töne zu entlocken und die Tänzerin damit zu bezaubern wußte. Zuweilen ließen sich die wilden ungekämmten Gesellen, deren langes Haar zwangslos auf die Schultern niederfiel, zu einem Ausrufe des Entzückens hinreißen und ihr Fuß stampfte unwillkürlich mit dem Takte der Cymbel, die ein dritter Bursche im Verein zu Tambourin und Geige mit großem Geschicke schlug.

Unter den Karren lagen noch einige Zigeuner, die von Müdigkeit und Schlaf übermannt und unbeirrt von der tollen Lust ihrer Kameraden den süßesten Schlaf schnarchten. Dagegen begleiteten zwei weinende Kinderstimmen in keineswegs zarten und harmonischen Tönen die musikalische Trias, und ein paar Spitze, die unter den Wägen angekettet waren, erlaubten sich manchmal etwas verdrießlich zwischen die Unterhaltung d'rein zu kläffen.

Der bärtige Alte am Feuer zog von Zeit zu Zeit eine schwere goldene Uhr aus seiner zerlumpten Leibbinde und betrachtete im Scheine des Feuers das Zifferblatt. Unverständliche Worte murmelnd, ließ er sie wieder in einem der vielen Löcher verschwinden und schüttelte bedenklich das Haupt. Der junge Bursche bückte sich zu ihm auf und sagte:

— Sie kommen Dir zu lange nicht?

— Das Haar werde ihnen weis, wenn sie zu lange säumen, erwiderte der Alte brummend.

— Wo mögen Sie nur bleiben? Man wird sie doch nicht angehalten haben?

— Der Bart faule ihnen vom Gesichte, wenn sie sicher wischen ließen! Aber Werzo hat eine hohe Stirne und Szega ein dünnes Ohr; die fängt auch Belzebub nicht. Sie haben Schnaps gefunden und vergessen die Heimkehr.

— Das glaube ich nicht. Wann brechen wir wieder auf?

— Wenn sie zurückgekehrt sind; jedenfalls vor Sonnenaufgang. Kiew ist nahe, die Kosaken sind zu flink. Ich liebe den Duft der Haide mehr als den Geruch der Keuche.

Kaum hatte der Alte das letzte Wort gesprochen, als ein schriller Pfiff ertönte, dem gleich darauf ein zweiter antwortete. Die Musik und der Tanz schwieg einen Augenblick, der Alte sprang rasch vom Feuer auf und sah in die Nacht hinaus. Bald darauf standen zwei bärtige, wilde Zigeuner vor ihm, die sich ohne Weiteres sogleich am Feuer niederließen. Während Geige, Tambourin und Cymbel wieder ihre Musik aufnahmen, und ein zweites Mädchen mit dem ersten vereint tanzte, ergriff der Alte eine Schnapsflasche und reichte sie den Ankömmlingen zum Gruße.

— Ihr seid lange ausgeblieben, begann er.

— Der Teufel ist nicht schneller als wir, Vater, erwiderte der eine, Werzo, der eine breite Narbe über der Stirne trug, während Szega nochmals einen so herzhaften Schluck aus der Schnapsflasche that, daß es zweifelhaft war, ob er sie je mehr loslassen wolle.

— Hing das Glück an Euern Fersen? fragte der alte Graubart weiter.

— Wenn Szega geht, versteckt der Teufel seinen goldenen Huf, damit ich ihn nicht nehme, antwortete Szega mit einer tiefen Branntweinstimme. Wir werden etwas verdienen.

— Was sagt der Mond dazu?

— Der macht sich in einer halben Stunde finster, erwiderte Werzo; sein Licht wird uns nicht hindern. Ich habe gut gekundschaftet. In der äußersten Straße steht das Haus des Juden. Die Gartenmauer ist leicht zu ersteigen, die Hofthüre nicht verschlossen. Vom Hofe komme ich leicht in das Haus. Der Jude hat das Licht im obern Stockwerke bereits ausgelöscht und sich schlafen gelegt. Der Laden befindet sich unten und kann bequem ausgeleert werden. Gib mir Mischko mit, Vater, damit er mir helfe.

— Szega hat vier Pferde gefunden, Vater, die uns wohlbekommen werden. Wenn Du mir Schnaps und einen Gesellen mitgibst, werde ich sie Dir bringen. Aber vorher will ich einen tüchtigen Fraß thun, denn mein Magen knurrt wie ein Hund.

— Wann könnt Ihr wieder zurück sein?

— In einer Stunde.

— Zarak, gib das Fleisch. Wenn Ihr gegessen und getrunken habt, so macht Euch auf den Weg. Ich lasse unterdessen das Lager abbrechen, und wenn Ihr kommt, geht es fort.

Mit diesen Worten erhob sich der alte Zigeuner, der als das Haupt der Familie mit Vater angeredet wurde und von allen Mitgliedern seiner Bande unbedingten Gehorsam fordern konnte. Während er dem Kreise der Anderen zutrat, erschien die als Zarak angeredete Alte, die Mutter der zahlreichen Familie, mit einem eisernen Hacken am Feuer, hob den Kessel ab und fischte die Keule aus der Suppe. Sie konnte es sich nicht versagen, trotz der lüsternen Blicke Szegas den ersten und fettesten Bissen für sich in Anspruch zu nehmen und sogleich ihrem zahnlosen Munde zuzuführen.

Die Zigeuner fielen nun sogleich gemeinschaftlich über das Schenkelstück her, das vielleicht noch vor Kurzem dem Cadaver eines verendeten Pferdes angehört hatte. Bald war nichts mehr von der Keule übrig als der Knochen, welcher dann den Hunden zur weitern Bearbeitung übergeben wurde.

Als das leckere Mahl vorüber und die Kehlen der Steppenkinder gehörig mit Branntwein gefeuchtet waren, begann der Alte:

„Werzo und Szega gehen aus zum großen Feind des Stammes, dessen Heimath gegen Sonnenaufgang an der großen Mauer des Reiches der Himmel gelegen ist. Werzo wird Geld und Werthsachen, Szega flüchtige Steppenrosse zurückbringen. Werzo werden Mischko, Banitz und Jazbo, Szega wird Junich begleiten. Die Nacht ist die Mutter unseres Stammes, sie wird Euch helfen und beschützen. Wenn Ihr kommt, werden wir das Land verlassen und in den Wald gegen Untergang ziehen. Ich habe gesprochen."

— Es ist gut, Väterchen, erwiderten die Zigeuner, sprangen bei den letzten Worten des Patriarchen auf, versahen sich mit dem Nöthigsten und eilten davon.

Schweigend schlugen sie die Richtung gegen die Stadt ein, deren weiße Häuserreihen bei dem erblassenden Scheine des Mondes matt

herüberschimmerten. Mit flinken Füßen glitten sie über die grasreichen Flächen dahin und standen bald an den Mauern der äußersten Gärten. Hier hielten und vertheilten sie sich, wie es der alte Zigeuner angeordnet hatte. Werzo trennte sich mit Mischko, Banitz und Jatzbo von Szega, der sich mit Junich seitwärts entfernte.

Werzo und seine drei Spießgesellen schlichen sich nach Indianerart, ein Mann hinter dem andern, an den Hecken und Zäunen der Gärten vorbei und bogen in ein enges Gäßchen, das links und rechts von Gartenmauern eingeschlossen wurde. An einer etwas niedrigen und vielfach zerbröckelten Mauer machten sie Halt. Sie kamen überein, Mischko solle mit Werzo in das Haus dringen, Banitz und Jazbo an der Mauer auf der Lauer liegen, um sie nöthigenfalls zu warnen und die geraubten Gegenstände mit fortbringen zu helfen.

Beide kletterten nun über die Mauer, schlichen sich durch den Garten an die in den Hofraum führende Thüre und fanden sie, wie es Werzo angegeben, nicht verschlossen. Sie öffneten dieselbe leise und horchten lange, ob sich im Hause nichts mehr rege. Es herrschte die tiefste Stille.

Die Thüre aber, welche vom Hofe in das Haus führte, war verschlossen. Die beiden Zigeuner untersuchten und prüften die Stärke des Schlosses und öffneten es nach kurzer Anstrengung mit einem Dietriche. Geräuschlos traten sie in den Hausgang und lehnten die Thüre wieder hinter sich zu. Sie horchten eine Weile, ob sich nichts rege und schlichen sich dann vorsichtig durch die Hausflur an die Thüre des Ladenzimmers, welches die Reichthümer des jüdischen Macklers barg. Mit Hilfe einer Blendlaterne und seiner Dietriche öffnete Mischko das feste Schloß, während Werzo sich daran machte, die Riegel auszuheben. Nur nach langen Bemühungen, wobei sie die größte Vorsicht beobachten mußten, um sich nicht durch Geräusch zu verrathen, gelang es ihnen, damit fertig zu werden. Als sich unter der kunstgewandten Hand des Zigeuners die erste Thüre öffnete, entdeckten sie zu ihrem großen Verdruße eine zweite. Bei näherer Besichtigung jedoch zeigte sich's, daß sie nur durch einen einfachen Riegel verschlossen war, vor welchem ein Vorlegschloß hing. Ein Tuch durch dieses zu ziehen, mit kräftiger Faust einen derben Hieb darauf zu führen, war das Werk eines Augenblickes. Das Schloß sprang auf und blieb in der Hand des Zigeuners. Obschon der Streich nur gegen das stark angespannte Tuch geführt worden, so lief diese Ope-

ration nicht ohne dumpfes Geräusch ab. Gleich darauf wurden im obern Stockwerk Tritte hörbar und eine Thüre wurde geöffnet. Schnell wie der Blitz schlug Mischko den Deckel der Blendlaterne zu und diese verschwand unter seinem Rocke, während Werzo nach einem Messer langte, das er in der Tasche trug. Regungslos und den Athem zurückhaltend, standen beide in der Erwartung, was weiter geschehen würde. Die Person, welche im obern Stockwerke die Thüre geöffnet hatte, wachte eine Weile, schloß die Thüre dann wieder, da die tiefste Stille im Hause herrschte, und die sich nach uud nach verlierenden Tritte und ein dumpfer Fall wie von ein Paar weggeworfenen Pantoffeln sagte den Zigeunern, daß sie sich wieder zu Bette gelegt habe.

Lange nachher verblieben die Beiden in ihrer lauschenden Stellung. Als endlich jede Gefahr vorüber schien, holte Mischko die Laterne wieder hervor, ließ einen schwachen Strahl daraus hervorbrechen und sagte leise zu seinem Kameraden: Jetzt frisch ans Werk. Sie öffneten nun die Thüre und drangen in einen dunklen Raum, der mit unzähligen Gegenständen im buntesten Durcheinander angefüllt war. Da waren alte Kleider, Stiefel, Pelze, Riemzeug, Sättel, altes Eisen, Messing, Kupfer, Pferdedecken und Alles, womit jüdische Trödler gewöhnlich zu handeln pflegen. All dies Gerümpel hauchte ganz unbeschreibliche Düfte aus, „jedes nach seiner Art", wie im Buche Moses zu lesen, und es herrschte in dem dumpfigen Raume ein Wohlgeruch und eine Atmosphäre so dick und greifbar, wie man sie sich nur denken konnte oder wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, zum Schlagtreffen.

Die beiden Zigeuner genirte das Alles nicht viel. Leute, die sich nur einmal des Jahres, und dann kaum, zu waschen pflegen, kümmerte das wenig. Mit einem raschen Blicke musterten sie die aufgehäuften Vorräthe und hatten auch sogleich gefunden, was sie brauchten. Mit erstaunlicher Schnelligkeit und einer Gewandtheit, die man nur durch lange Uebung erlernen kann, rißen sie alle jene Dinge aus dem Knäuel heraus, die sie brauchen konnten oder die ihnen passend uud werthvoll erschienen. Hosen, Röcke, Hemden flogen auf den Boden auf eine wollene Decke, die Mischko bereits ausgebreitet hatte, und im Nu war ein großer Bündel fertig. In ebenso wenig Zeit entstand ein zweiter und ein Dritter.

Währenddem Werzo den letzten Bündel mit Riemen zusammen-

schnürte, entdeckte Mischko unter einem Haufen alter Lumpen eine verschlossene Truhe. Es dauerte nicht lange, so wich das Schloß den Angriffen eines Dietrichs, und der Deckel flog auf.

Das Herz der beiden Gauner jauchzte vor Wonne bei dem Anblicke all der werthvollen Gegenstände, welche darin enthalten waren. Beide konnten sich eines leichten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren.

— Jetzt rasch zugelangt, sagte Mischko, und eingeschoben, was die Taschen zu fassen vermögen! Greif zu!

Er faßte ein paar Uhren, Geschmeide, goldene Ringe und wollte sie eben einstecken, als Werzo ihm antwortete:

— Da wären wir Esel! Wie können wir das Alles fortschaffen? Wir müssen die Hälfte zurücklassen. Ich denke, wir nehmen die ganze Kiste.

— Du hast Recht, erwiderte der Andere, Du hast doch immer die besten Einfälle. Wir wollen machen, wie Du sagst, wenn sie nicht zu schwer ist.

— Bah! zu schwer! erwiderte jener. Wenns Noth thut, trage ich sie allein.

Rasch war der Deckel wieder geschlossen und das Schloß klappte ein. Sie durchsuchten noch ein kleines Nebengemach auf das Sorgfältigste, fanden aber nichts besonders Werthvolles, als einige Pistolen, Dolche und ein paar Flinten, die auch sogleich annectirt wurden.

Nachdem dies geschehen, schafften sie so stille wie möglich die Bündel mit dem gestohlenen Gute durch Hof und Garten und warfen sie über die Mauer nach der Straße, wo sie sogleich von ihren auf der Lauer liegenden Kameraden in Empfang genommen wurden. Als sie den letzten hinübergeschafft hatten, wollte Mischko sich anschicken, auch hinüberzuklettern, allein Werzo hielt ihn zurück und sagte:

— Halt, wir sind noch nicht fertig.

— Was noch?

— Wir müssen ja noch das Kind holen.

— Dummes Zeug! brummte jener. Laß doch die Range! Haben wir nicht Kinder genug beim Stamme?

— Zarak hats befohlen, sie wills haben.

— Nun denn, meinethalben! erwiderte jener mürrisch, indem er wieder zurückstieg. Aber mach, daß wir fertig werden und fortkommen. Wir sind ohnedem schon zu lange hier und könnten entdeckt werden.

Die beiden Gauner glitten wieder nach dem Hause zurück und erreichten die Treppe.

— Weißt Du den Weg? fragte Mischko leise.

— Freilich, sagte jener. Bin ich doch heute früh schon hier gewesen. Aber jetzt halt' das Maul und sei ruhig!

Lautlos stieg nun Werzo die Treppe hinauf, der Andere folgte ihm. Er öffnete leise eine Thüre und trat mit seinem Kameraden in ein kleines Gemach, in welchem sich nur eine kleine Bettlade befand, in der ein Kind von ungefähr acht Jahren schlief. Das Fenster war sehr klein, und die beiden Gauner wären genöthigt gewesen, wegen der darin herrschenden Dunkelheit von ihrer Blendlaterne Gebrauch zu machen, wenn nicht der Mond, der bleiche blasse Geselle, ihnen zu Hilfe gekommen wäre. Er trat aus seinem Verstecke hinter dunklen Wolken hervor, und ein schwacher Strahl fiel durch das Fenster gerade auf das Köpfchen des ruhig und sorglos schlafenden Kindes. Mischko warf sich über die Kleine, schob ihr ein seidenes Taschentuch, welches er im Laden des Juden genommen, als Knebel in den Mund und drückte der erschreckt Erwachenden ein Kissen über den Kopf, um ihr Schreien zu verhindern, während sein Gefährte ihr Hände und Füsse band und sie in eine Decke wickelte. Das arme Kind war vor Schrecken halbtodt, und ließ, als ihr Werzo einen Dolch mit den Worten: Rühr Dich nicht oder ich schneide Dir die Gurgel ab! entgegenhielt, ruhig geschehen, was die beiden Gauner mit ihr vorhatten.

Werzo nahm sie nun auf den Arm, und trug sie rasch die Treppe hinab und durch den Hof nach dem Garten. Dort wurde sie auch wie die andern Bündel über die Mauer gehoben, dann stiegen die beiden Zigeuner ihr nach. In derselben Ordnung, wie die Bande gekommen war, enteilte sie mit ihrem Raube hurtigen Schrittes durch das Gäßchen und gewann, an den Gärten hinschleichend, unbehelligt das Weite.

Zur selben Zeit trabten zwei Reiter, jeder ein zweites Pferd am Zügel führend, aus einer andern Gasse der Stadt. Es waren Szega und Junich mit den geraubten Pferden. Beide Banden begegneten sich auf dem Rückwege zu ihrem Lager, und Szega fand es sehr lustig, nicht wie seine Kameraden im Grase dahinlaufen und die schweren Bündel auf den Schultern tragen zu müssen. Man erzählte sich gegenseitig die Ausführung des Raubes. Szega prahlte nicht wenig mit seiner List und Schlauheit und sagte:

— Szega ist ein Teufelskerl. Er ist schlau wie die Mücke, welche sich dem Elephanten ins Ohr setzt, weil ihr das Ungethüm nichts anhaben kann, und pfiffig wie die Maus, welche nur pfeift, wenn sie die Katze riecht. Szega hat sich mit Junich vor das Haus des Bauern geschlichen und dem kleinen Kläffer, der ihn dort anbellte, das Fleisch vorgeworfen, das er sich beim Abendschmause vom Munde abgespart hatte. Szega hat gewußt, daß die Hunde dümmer sind, wie er und Junich, und hat dem kleinen Beißer eine Schlinge um den Hals geworfen und ihn stille gemacht. Dann ist Szega auf der Schulter des Junich durch das Fenster in den Stall gestiegen und hat Junich von Innen die Thüre geöffnet. Szega und Junich haben dann mitsammen den Pferdeknecht, der im Stalle den festen Schlaf des Faulthieres schlief, überfallen, geknebelt und mit dem Gesichte in den Düngerhaufen gelegt, wo ihm das Athmen leicht werden möge. Szega und Junich haben hierauf die Füße der Pferde mit Lumpen umwickelt, und den Weg vom Stalle bis auf die Straße abwechselnd mit Pferdekotzen belegt, damit sie beim Herausführen nicht gehört würden. Szega hat sich darnach auf das Pferd geschwungen und die Kotzen mitgenommen, Junich ebenfalls. Szega ist von den Pferden entführt worden und Junich hat acht Hufe gefunden, an denen zwei Pferde waren.

Ein schriller Pfiff unterbrach den Erzähler in seinen Lobeserhebungen. Werzo antwortete dem Vorposten des Lagers mit demselben Zeichen, und man langte in jenem an. Nun wurde sogleich das Feuer verlöscht und das Fleisch, das während des Raubzuges neu in den Kessel gelegt worden war, von Zarak an die ganze Familienbande vertheilt und von dieser sofort verschlungen. Der Schnaps that das Uebrige, um die Zigeuner in die froheste Laune zu versetzen. Der Alte hörte mit großer Befriedigung die Erzählungen seiner Knappen und Zarak betrachtete mit dem freundlichsten Schmunzeln die vielen schönen Tücher und Kleider, die sie sogleich für den weiblichen Theil der Bande in Anspruch nahm und auch erhielt. Von den geraubten Preziosen nahm der Patriarch den werthvollsten Theil und vertheilte dem alten Familienübereinkommen gemäß die übrigbleibenden Werthsachen unter die andern Erwachsenen, indem er es ihnen überließ, sich gegenseitig Uhren gegen Waffen umzutauschen. Die Pferde waren dagegen Familieneigenthum und ebenso das geraubte Mädchen, welches Zarak übergeben und von dieser sogleich in

Kleider gehüllt und in einen der Wagen zu den übrigen Kindern gesetzt wurde.

Die Theilung in die Beute war vorüber, die Pferde harrten bereits lange vor den Karren des Weitermarsches und der alte Zigeuner gab das Zeichen zum Aufbruch. Reich an Geldeswerth und Kleidern setzte sich die Zigeunerbande in Bewegung.

In der heitersten Laune zog die Bande mit möglichster Geschwindigkeit aus der Gegend, welche der Schauplatz ihrer Räubereien gewesen war. Sie hatte einen zu guten Fund gemacht, um nicht alle Eile aufzuwenden, denselben in Sicherheit zu bringen, und die alte Zigeunermutter Zarak genoß die Freude, ihre Familie um noch ein Mädchen vermehrt zu sehen. Fahre wohl, Du braune Bande, bis wir Dir wieder begegnen!

Andere Zigeuner hatten aber weniger Ursache, fröhlich dem nahenden Morgen entgegenzusehen. Wir meinen jenes Glied der großen Nomadenfamilie, welches die Welt wie ein Spinnennetz überzieht, welche ebenfalls, wie jene Abkömmlinge der indischen Parias, aus ihrem Vaterlande hinausgetrieben wurden, ohne eigentliche Heimat herumzieht, und von welchen ein Glied in jener Nacht bestohlen wurde.

Und im Grunde genommen sind sie doch nichts anderes als höhere Zigeuner. Wie diese haben sie kein Vaterland, und wenn sie sich auch seßhaft gemacht, so betrachten sie die Länder ihrer Niederlassung nur als provisorische Heimat und erwarten bei jedem Donnerwetter den ersehnten Messias, der sie ins gelobte Land zurückführen soll. Wie diese treiben sie nur freie Gewerbe, sie flicken zwar nicht Kessel und deuten nicht das Schicksal aus den Linien der Hand, dafür machen sie aber Löcher in die Börsen und verstehen gewisse Linien auf Wechseln und Schuldscheinen vorzüglich auszulegen.

Als sich der Mond bei den anbrechenden Strahlen der Morgensonne verabschiedet hatte, begann sich's im Hause des Juden zu Kiew zu regen. Isaak Gerson war wach geworden und gähnte so laut im Bette, daß auch seine theuere Ehehälfte erwachte. In behaglichem Gefühle drehte er sich von einer Seite zur andern und rief endlich dem Jakob. Ein kleiner, ungewaschener Bengel erschien halb angezogen und in Pantoffelschuhen, die ihm viel zu groß waren, vor dem Bette des Vaters.

— Jakobsohn, sagte dieser zu seinem hoffnungsvollen Sprößling, indem er unter seinem Kopfkissen einen Bund Schlüssel hervorzog, hier haschte de Schlüssel, gehst Du und sperrst Du auf den Laden.

Jakob gähnte und trollte sich dann mit den Schlüsseln hinab in das Ladenzimmer.

Nach einigen Augenblicken kam er in größter Eile heraufgestürzt und schrie aus Leibeskräften:

— Waih geschrieen! Waih! Die Ganefs sind do gewest, die Ganefs!

Bei dem Worte Ganef (Dieb) schnellte Vater Gerson aus dem Bette, als wenn er sich, unangekleidet, wie er war, auf einen Haufen Disteln, Brennesseln oder eine Versammlung von Taranteln gesetzt hätte. Mit beiden Füßen sprang er aus dem Bette und rannte auf seinen Sohn zu, der mit hängenden Ohren und einem unbeschreiblich dummen Ausdrucke im Gesichte dastand.

— Abraham sei mir gnädig! Ganefs, sagst Du, haben mir gestohlen in meinem Laden?

Mit einem Satze sprang der arme Jude im Hemde zum Zimmer hinaus und stürzte hinab in den Laden. Man denke sich seinen Schrecken, als er die zwei Thüren seiner Trödelkammer erbrochen und die schweren eisernen Riegel am Boden fand. Das größte Entsetzen erfaßte ihn jedoch, als er mit einem Blicke die Verheerung übersah, welche die plündernden Räuber unter seinen Waaren angerichtet hatten. Das oberste war zu unterst gekehrt, die werthvollsten Dinge und die so wohl versteckte Kiste mit den Geschmeidewaaren fehlten, nur die Lumpen waren zurückgelassen. Er war seiner Sinne nicht mächtig und einer Ohnmacht nahe. Mit Geheul lief er schleunigst wieder zu seiner Frau hinauf, um ihr sein Unglück und seinen Jammer zu klagen. Diese kam eben aus der leeren Kammer des Mädchens und war nicht weniger bestürzt als ihr Mann selbst.

— Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, bin ich e verlorner Mann! Waih, waih, haben die Ganefs geplündert den Laden, haben gestohlen das Güld und Tuch, bin ich rugenirt für immer!

In wildem Schmerze raufte sich der arme Mann seinen grauen Bart und die Haare, und schlug sich einmal über das andere die beiden Fäuste vor die Stirne, von der ihm der Angstschweiß in großen Tropfen herab perlte. Seine Frau starrte ihn lange wie versteinert an und stimmte endlich in seine Klagen in Mark und Bein durchdringenden Tönen ein.

— Und die Ganefs, jammerte sie, haben auch die Judith mitgenommen, die Judith is fort.

— Hätten sie genommen zehn Judith, hätt' ich nicht geklagt, aber sie haben mir die güldenen Uhren und Pixtolen verstohlen, Gerson Isaak is a rugenirter Mann!

— Wie heißt zehn Judith? Hätt' ich gegeben hundert güldene Uhren für eine Judith, is sie gewest so brav und gefolgsam. Der Gott Israels steh' ihr bei!

— Haben wir doch selbsten fünf Kinder, waih, Du verlästerst Jehovah, Gerson Sarah! Hast Du gekauft die Judith von dem Aaron Königsberger um mein gutes Geld, hast Du dafür gegeben dem Aaron Königsberger für das fremde Schicksele dreißig Silberrubel, wie die Gojims mich damals hatten im Schnaps versoffen und konnte nicht stehen auf meine Bein. Hast Du mich bestohlen um mein Geld und gefüttert die Judith wie das eigene Kind, bin ich froh, daß sie is geworden geraubt!

In diesem Tone stritten sich die beiden Ehehälften noch längere Zeit um das geraubte Mädchen, das, wie aus dem Gezänke hervorging, vor ungefähr acht Jahren von dem Handelsmanne Aaron Königsberger an Sarah Gerson um den Preis von dreißig Silberrubeln verkauft worden und sich ihre ganze Gunst erworben zu haben schien. Die Jüdin jammerte wenigstens mit derselben Heftigkeit um sie, wie ihr Mann um die gestohlenen Werthsachen.

Wenn in einem Hause Israels großes Wehklagen herrscht, so geschieht dies gewöhnlich mit einem solchen Gezeter, daß die ganze Nachbarschaft davon allarmirt wird. Das jämmerliche Geheul der Familie Gerson bei der Entdeckung ihres Unglückes erregte auch bald die Neugier der Nachbarn, und es fanden sich diese, meist wieder Juden, noch rechtzeitig genug ein, um sich von dem Thatbestande durch Augenschein überzeugen und Gerson vor Schmerz fast aufgelöst sehen zu können. Der Andrang derselben nöthigte diesen endlich, sich anzukleiden und ihren Tröstungen Gehör zu schenken.

Unter den Nachbarn befanden sich wohl nur wenige, welche mit dem Schicksale Isaak Gersons wirkliches Bedauern fühlten. Die Menschen sind es ja leider gewöhnt, sich um das Unglück Anderer so lange nicht zu kümmern, als sie selbst keinen Grund haben, unglücklich zu sein und sich beim Anblicke fremden Jammers sogar manchmal einer geheimen Schadenfreude nicht zu erwehren. Diese häßliche Seite des menschlichen Herzens fand auch unter den herbeigeeilten Nachbarn ihre Vertreter. Die meisten zeigten zwar äußerlich

einige Theilnahme, andere fanden sich aber durch den klugen Einfall der Räuber, die Trödelbude Gersons auszuräumen, sehr belustigt, und Mauschel, ein kleines buckliges Männchen, empfand so große Freude über den nächtlichen Besuch bei seinem Stammesbruder Isaak, daß er diesem offen in das Gesicht sagte:

— Sind sie doch rechte Schlingels, diese Ganefs, daß sie haben Deine paar Lumpen anrühren mögen, und muß Gerson Isaak haben dicke Ohren, daß er auf ihnen gelegen ist wie a Mehlsack. Hätt mer recht gefreut, wenn sie Dich auch mitgenommen mit Deine Lumpen und ich Dich nimmer sehen gedürft, hast Du mir doch gestohlen alle meine Kunden! Aber wenn der Messias kommt, wird er Dich nehmen bei den Ohren und Dich zu Vater Abraham hängen in die Luft, bis ich wieder habe meine Kundschaften.

Diese höhnischen Worte des boshaften Mauschel versetzten Isaak Gerson in die höchste Erbitterung. Er schlug diesen so derb ins Gesicht, daß es weithin schallte, und warf, ermuntert durch den schadenfrohen Zuruf der Andern: „Brech ihm die Nase weg!“ das bucklige Männchen zur Hausthüre hinaus auf die Straße. Während sich Mauschel weinend und jammernd vom Boden erhob, fuhr Gerson wüthend auf ihn los:

— Soll Dich treffen der Donnerkeil vom Berge Sinai, soll Dir werden der Buckel 40 und die Nase 12 Ellen lang, soll Dir heraushängen Deine Zunge bis zur kleinen Zehe und sollst Du schlucken Federmesser bis Du satt bist, sollst Du liegen 40 Jahr' krank auf dem Bauch und Arsenik sollst Du fressen pfundweis. Zugleich fügte er noch eine Einladung hinzu, die wir jedoch Anstandshalber weglassen wollen.

Vielleicht wäre es zur großen Belustigung der Nachbarn noch länger in dieser den Juden eigenthümlichen drastischen Weise fortgegangen, wenn sich nicht der durch den Lärm herbeigelockte Polizeisoldat hineingemengt, und, da der Skandal auf der Straße stattfand, beide Parteien wegen Störung der öffentlichen Ruhe beim Kragen gepackt und sie vor den Polizeimeister geschleppt hätte. Isaak Gerson und Mauschel mußten ihm folgen, und ein Schwarm alter und junger Gaffer begleitete die zwei Juden, die sich fortwährend gegenseitig alles Böse anwünschten. Von dem Polizeiamte wurden zur damaligen Zeit alle geringeren Klagen sofort von kurzer Hand entschieden, und der Polizeimeister nahm die beiden Störenfriede sogleich ins Verhör.

Nachdem er von dem räuberischen Einbruche in Gerson's Hause, dem Verschwinden des Judenmädchens und der öffentlichen Beschimpfung Mauschels benachrichtigt worden war, fand er, daß jener im Unrechte sei und daher dem Mauschel öffentliche Sühne geben müsse, der in seiner Ehre tief verletzt worden sei.

Der Polizeimeister hatte vor Allem große Mühe, dem Isaak Gerson klar zu machen, daß er den Mauschel beleidigt habe.

— War's eb'n eppes e Schoden, pakatelhafte Beleidegung, wenn ich 'n e bisl verschimpfirt und vermaulschellirt hab'! rief Gerson fortwährend dem Polizeimeister zu.

— Erzählen Sie mir, Herr Gerson, sagte dieser, den ganzen Vorgang.

— Kaiserlicher Herr Oberamtmannleben, Freud soll ich bei Ihnen seh'n, begann Gerson. Sie sollen leben hundert Jahr! Wissen Sie, ich bin e guter Mensch, ich thu' keinen nix! Aber wenn me mir verspottelt in meinem Unglück, dar kann ich mir nix. No hab ich Mauschel dort eppes gesagt, woos man sein Fraind nix sagt; no, wos is do fer e Soch?

— Allerdings ist das eine Sache, erwiderte der Polizeimeister. Sie haben Herr Mauschel gekränkt und geschlagen.

— Pah! Herr Mauschel, wie heißt? Ach, mei Herr! Kaiserlicher Amtmannleben, so ein Herr, wie er is, bin ich auch.

— Darauf kömmt es hier nicht an. Haben Sie Ihre Beleidigungen im Zorne gethan?

— Wie heißt Zorn? Soll ich Ihnen da sagen Zorn? Können Sie sich denken, was ich bin gewest, wen ich hab dem dort eine Patsche gesteckt und zu ihm gesagt: Du bist e Hund einer, wos Du bist!

— Ich weuse eine solchene Ansprach mit Uendügnazion zuruck! fiel hier Mauschel ein.

— Du seh Dir an da, entgegnete Isaak Gerson höhnisch. Aufgewachsen bei Dügnazion! Lauter italienische Sachen hat er! Mein Hund wor mehr Mensch, wie alle aus seiner Familie.

— Ruhig, donnerte der Polizeimeister darein, wollt Ihr Euch wohl mit Anstand benehmen?

— Wie heißt? antwortete Gerson wieder. Ich muß Ihnen doch sagen, wer es is? E so einer klagt mich! Sein Vater hätt bald ge-

kümmen ins Kremenal, und sei Großvater hat mer gemußt anlegen Ketten, weil er is über die Töpf gesprungen vor lauter . . . . . .

— Bringen Sie doch nicht Dinge vor, die nicht hieher gehören, ermahnte der Polizeimeister. Sie sollten nicht so heftig sein, sondern lieber bedauern, daß Sie Mauschel beleidigt und geschlagen haben, damit er sich mit Ihnen versöhne.

— Oder derlauben Sie mir? Ich hab ihm nix gethun, er hat mir gethun! An seine Kinder soll es ihm gezahlt werden, was er mer hat gethun!

— Lästern Sie nicht. Sonst wird die Arreststrafe noch strenger ausfallen.

— Gott über die Welt! Sie wollen mer sperren in Arrest? Ich hab Bauchweh, ich kann nix sitzen.

— Nun dann muß ich eine Geldstrafe diktiren.

— Ei — ne Ge — Geldstraf? sagte Gerson mit kleinlauter Stimme. Kaiserlicher Herr Oberamtmannleben, sperren Sie mich ein! Bin ich doch ein ausgeraubter, rugenirter Mann!

— Das müßte Alles nicht sein, wenn Sie hier öffentlich dem Mauschel eine Ehrenerklärung abgeben, daß sie bereuen, was sie ihm gethan und gesagt.

— Darnach hab ich keine Geldstraf? fragte Gerson aufathmend.

— Nein.

— Arrest auch nix?

— Auch das nicht.

— No, warum sogen Sie des nit gleich? Herr Mauschel is wirklich e guter, e braver Mensch, den man nit vermaulschelliren soll, ich loß nix über ihn kommen. Eine Erklärung sagen Sie? Hundert geb' ich.

— Herr Mauschel, sind Sie mit dieser Sühne zufrieden? fragte der Polizeimeister den buckligen Juden.

— So schwer Geld sollen Se hoben, kaiserlicher Amtmann, was ich bin szufrieden! erwiderte dieser bescheiden.

— Herr Gerson, wandte sich der Polizeimeister an diesen, ein andermal kann es viel schlimmer ausfallen. Diesmal kommt Ihnen auch nur die durch ihre Beraubung erklärliche Aufregung zu Statten. Sie müssen mir aber feierlich versprechen, daß Sie Mauschel nicht mehr beleidigen wollen.

— Ich? Beleidigen? Wofor reden wir denn? Sind wir denn

im Wald? Ich wer ihm sogen mehr gar nix. Su wahr mein Name Isaak Gerson ist!

— Gut, gehen Sie, schloß der Polizeimeister die Verhandlung, deren ähnliche er täglich mehrere unter der Judenschaft Kiews zu leiten hatte.

Kaum hatten die beiden Juden das Polizeiamt verlassen und die Straße erreicht, als Isaak Gerson wieder auf Josua losfuhr:

— Der Schlag soll Dich treffen, Hund, wos Du einer bist....

Josua und Gerson fuhren sich in die Haare, die sie sich büschelweise ausrissen, und rollten bald, sich heftig zerzausend, miteinander ringend im Kothe herum.

XXXIV.

Mutter und Tochter.

Die Kriegsjahre, welche durch den Thaten- und Ruhmesdurst Napoleons auch über Polen hereingebrochen waren, hatten auch eine Veränderung der äußeren Gestaltung dieses Landes herbeigeführt. Polen war von Rußland losgerissen und zu einem selbstständigen Großherzogthum Warschau unter dem Schutze der französischen Bayonnete erhoben worden. Der vormalige russische Statthalter hatte sich daher mit seinen Beamten nach Rußland zurückziehen müssen und alle Stellen wurden wieder mit Polen besetzt.

Auf die Stellung Ubryks hatte die neue Veränderung keinen Einfluß geübt, da er nicht nur ein Pole war, sondern auch die Wichtigkeit seines Postens als Polizeidirektor einen in dieser Branche gewiegten und mit den Verhältnissen des Landes bekannten Mann erforderte. Er wurde deßhalb in dieser einflußreichen Stellung belassen, wobei ihm seine besonders in letzter Zeit wieder zur Schau getragene patriotische Gesinnung sehr zu Statten gekommen war.

Dagegen hatten die Jahre manche Veränderung an ihm hervorgerufen. Sein Haar war grau geworden, und die frühere Lebhaftigkeit hatte einem stillen und ruhigen Wesen Platz gemacht. Wenn aber auch sein Aeußeres von jener besonnenen Ruhe sprach, welche

nach den Stürmen des Lebens sich im Alter einzustellen pflegt, so mochte es sich wohl in seinem Innern nicht so friedlich gestaltet haben. Vielleicht trat ihm auch jetzt am Abende seines Lebens mehr als je jenes Ereigniß vor Augen, das den Tod seiner Frau herbeigeführt; das ihm zwar zu seiner jetzigen Stellung verholfen, aber auch ein Räthsel aufgegeben hatte, welches zu lösen er bisher vergeblich bemüht war.

Seine Kinder hatten ihn verlassen und er stand nun einsam da. Die gute fleißige Paula hatte, nachdem ihre jüngeren Geschwisterte herangewachsen waren, sich einen eigenen Heerd gegründet. Sie lebte glücklich und zufrieden im Kreise einiger Kinder als die Gattin eines Gutsbesitzers bei Warschau, und kam nur zuweilen, den Vater zu besuchen und ihn ihren Kleinen als den guten Großpapa vorzustellen. Ihre Brüder waren, den unglücklichen Kasimir ausgenommen, der im fernen Sibirien schmachtete, theils als Offiziere in die Armee eingetreten, theils auf der Universität und nahe daran, ihre selbstständige Existenz zu begründen.

Der Polizeidirektor Ubryk hatte die Hoffnung beinahe aufgegeben, noch je etwas von dem Kinde, das er einst in der Schenke verloren hatte, erfahren zu können. Alle Nachforschungen, die er in dieser Richtung und besonders nach dem Juden Königsberger angestellt, waren bisher fruchtlos gewesen und er hatte sich fast an den Gedanken gewöhnt, nie mehr von dem verlornen Kinde zu hören.

Nicht so leicht gab sich die Gräfin Satorin zufrieden. Ihr mütterliches Herz verlangte fortwährend nach dem Mädchen, das sie der harten Laune ihres Gemahls und dem Frieden der Ehe opfern zu müssen geglaubt. Sie war eines Tages wieder zu Ubryk gekommen und hatte dringender denn je darauf bestanden, ihr endlich einmal das heißgeliebte Kind zuzuführen. Ihrer festen Beharrlichkeit gegenüber halfen keine weiteren Ausflüchte mehr, Ubryk mußte ihr endlich obwohl mit vielem Zögern eingestehen, wie ihm das Mädchen abhanden gekommen, ehe er es noch nach Hause bringen konnte, wie er durch viele Nachforschungen nur so viel habe herausbringen können, daß es ein Jude zu sich genommen und mit ihm spurlos aus der Gegend und vielleicht aus dem ganzen Königreiche verschwunden und daß er nur um eine hohe Summe in den Besitz eines goldnen Kreuzes gekommen sei, welches das Mädchen vor seinem Verschwinden getragen habe.

Der Schmerz der Gräfin Satorin war bei diesem Geständnisse Ubryks ein unbeschreiblicher. Wer vermöchte die Qual und den bittern Harm eines Mutterherzens zu schildern, das durch unglückliche Umstände gezwungen war, ihr eigenes Kind gegen ein fremdes zu vertauschen, das sein eigenes schon nach der Geburt hinausstoßen mußte unter fremde Leute, in das Unglück . . . . . .

Welche Opfer, von blutigen Thränen benetzt, müssen oft die Frauen den Einbildungen und vorübergehenden Launen ihrer Männer bringen, ohne daß diese nur entfernt im Stande wären, den Werth derselben zu ermessen! Welche bittere Ueberwindung kostet es oft von Seite der Frau, den lieben Frieden der Ehe durch Nachgeben in den Willen hartherziger Männer erkaufen zu müssen!

Die Gräfin Satorin mußte all' das tiefe Weh, das ihr Herz durchschnitt, vor der Welt zurückdrängen, und während ihr Herz in unnennbarem Schmerze blutete, ihrem Gemahle ein freundliches heiteres Gesicht zeigen, mußte das fremde, ach! um so theueren Preis erkaufte Kind hätscheln, ihm eine Stellung in der Welt einräumen, die ihm nicht gebührte, und ihm die Liebe erzeigen, die sie fortwährend um das eigene, unglückliche und arme Kind im Busen trug.

Arme Arbeiterfamilie, die Du nach des Tages Mühen am Abende am trauten Heerde sitzest und mit Wollust das trockene Brod issest, das Du dir in hartem Schweiße Deines Angesichtes erwerben mußtest, sehne Dich nicht nach jenen Palästen, mit ihren hohen Zimmern und ihrer schimmernden Pracht, die von Außen das Glück verkünden und im Innern so oft Zeuge der traurigsten Scenen, des herzzerreißendsten Kummers sind! Wie unendlich unglücklich, wie unendlich verlassen von aller Welt fühlen sich oft deren Bewohner, wie gerne würden sie Dir manchmal ihre prangenden Titel und ihren leckeren Tisch überlassen, wie oft beneiden sie Dich um Dein stilles Glück!

Von jenem Tage an war es Ubryk um Vieles leichter um das Herz, da die gefürchtete und doch unvermeidliche Erklärung erfolgt war. Er hatte der Gräfin zwar feierlich versprechen müssen, kein Mittel zur Auffindung des Kindes unversucht zu lassen, aber es war schon eine geraume Zeit verflossen, ohne daß nur der leiseste Lichtstrahl in das Dunkel gefallen wäre, welches das Schicksal des verlornen Mädchens geheimnißvoll umhüllte.

Es gibt ein höheres Walten im menschlichen Leben, das man gewöhnlich, jedoch mit Unrecht, Zufall nennt. Wie die Gesetze der

Natur keine Zufälligkeit, sondern sehr bestimmte Gründe kennen, so ist auch das Leben des Menschen gewissen Schicksalen unterworfen, die sich immer nur in ihren Wirkungen, aber selten in ihren Ursachen zeigen, und daher oft den Schein des Wunderbaren annehmen. Die Heiden waren in dieser Beziehung christlicher wie wir, indem sie sich jene höheren Fügungen, welche den Lebensgang eines Menschen oft auf so gewundenen Wegen leiten, verkörpert als einen Lebensfaden vorstellten, welcher von der großen Menschenfabrik im Himmel auf den Kopf jedes einzelnen Menschen herniederreichte, so daß diesen die Götter wie an einem Gängelbande führen und leiten konnten, wie es ihnen einfiel. Fast ist man versucht, dieser pietätvollen Anschauung zu huldigen, denn die Vorsehung, die unsere Geschicke wie eine Schnur verknüpft, welche oft unlösbar erscheint, entrollt sie im nächsten Augenblicke wieder auf so einfache und natürliche Weise, daß wir sie nur bewundern und anstaunen können.

Dasselbe höhere Walten sollte denn endlich auch den Knoten, der die Schicksale der jungen Gräfin Satorin umschlang, seiner Lösung nahe bringen.

Seit einiger Zeit wurden in Warschau eine Reihe so frecher Einbrüche und Diebstähle verübt, daß darüber die ganze Stadt in Aufregung kam. Der Verdacht richtete sich anfänglich auf französische Soldaten, welche noch immer in Warschau ein und auszogen, und einige fremde Handelsleute. Allein alle Anstrengungen der Polizei, der muthmaßlichen Thäter habhaft zu werden, erwiesen sich durch längere Zeit fruchtlos, da alle Anhaltspunkte fehlten, nach denen man hätte weiter forschen können. Wie alle Dinge, die über Nacht kommen, einige Tage allgemein besprochen und dann ebenso schnell vergessen werden, hatte sich auch dieses Ereigniß bald wieder der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen. Da beging einer der Diebe, ein jüdischer Trödler, die Unvorsichtigkeit, einen entwendeten Gegenstand unter seiner Tändelwaare auszulegen, und ehe er sich's versah, hatte ihn der lange Arm der Gerechtigkeit gepackt und hinter Nummer Sicher gebracht.

Bei den Verhören, die zur damaligen Zeit noch mit Stockstreichen und ähnlichen eindringlichen Argumenten begleitet waren, begann der Jude bald seine Thäterschaft einzugestehen, und gegenüber den Zumuthungen, die an jenen Körpertheil gemacht wurden, der da anfängt,

wo der Rücken aufhört, nannte er auch alle seine Theilnehmer, welche mit größter Geschwindigkeit aufgegriffen und eingesteckt wurden.

Unter den Namen, welche als der nächtlichen Einbrüche schuldig, dem Polizeidirektor Ubryk in einer Liste vorgelegt wurden, begegnete dieser auch einem Aaron Königsberger. Ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Sollte das derselbe Aaron Königsberger sein, der den Korb mit dem Mädchen aus der Schenke mitnahm? Gott, wie würde ich Dir danken, wenn er es wäre, er könnte mir sofort die sichersten Aufschlüsse über das Verschwinden des Kindes geben.

Ubryk ließ sogleich den Juden aus dem Gefängnisse vorführen. Dieser erschien mit dem jämmerlichsten Gesichte, betheuerte schon beim Eintritte in das Zimmer in den rührendsten Ausdrücken seine Unschuld und wurde nicht müde, abwechselnd mit dem rechten und linken Kniee tiefe Knixe vor dem gestrengen Polizeimeister zu machen.

— Ihr heißt Aaron Königsberger? begann Ubryk das Verhör.

— Gott is groß, Herr Polazeiderektor, wie soll ich wissen, wie ich heiß, ich weiß gar nix.

— Wenn Ihr das nicht wißt, so will ich Euerem Gedächtnisse etwas zu Hilfe kommen. Puske, tretet vor und mißt dem Kerl zwanzig mit dem Katzenschwanz auf!

Ein stämmiger Bursche trat von der Thüre vor und machte Miene, an dem Juden den Befehl seines Herrn zu vollziehen. Sowie aber jener das Wort Zwanzig und Katzenschwanz gehört hatte, fuhr er sich mit beiden Händen nach dem bedrohten Körpertheil, drehte sich wie besessen im Kreise herum und heulte im Vorgefühle der Schmerzen, die eine solche Prozedur mit sich bringt, auf eine entsetzliche Weise.

— Gnade, Gnade, Herr Polazeiderektor, ich heiß Aaron Königsberger, so wahr ich steh vor Ihnen!

— Gut. Seid Ihr schon lange in Polen?

— Gott laß mir die Zunge zwischen die Augen herauswachsen, wenn es nicht wahr is, daß ich schon acht Jahr nicht mehr in Polen bin gewest.

Acht Jahre, sagt Ihr? Hm, das stimmt, brummte Ubryk vor sich hin. Wo waret Ihr bisher?

— Wie heißt bisher? War ich bald in Krakau, war ich bald in Lemberg, war ich bald in Brody, war ich auch bald in Posen, nirgends lange und nirgends kurz.

— Merkt mir jetzt auf, Königsberger. Ihr seid vor acht Jahren hier in Warschau gewesen, und ehe Ihr wegginget, in einer Schenke zwischen hier und Satorin eingekehrt. Könnt Ihr Euch vielleicht noch daran erinnern?

— Davon weiß ich nix, Herr Polazeiderektor.

— Aber ich weiß es. Ihr waret also in der Schenke und außer Euch noch zwei Männer, wovon der eine einen Korb bei sich hatte und stehen ließ. Diesen Korb habt Ihr Euch dann angeeignet.

— Der jähe Tod soll mich treffen, Herr Polazeiderektor, wenn ich jemals hab' genommen einen Korb. Bin ich immer a ehrlicher, rechtschaffener Mann gewest und hab' nix genommen, wenn ich nix gekrigt hab'.

— Wenn Ihr den Korb nicht mitgenommen habt, so wißt Ihr natürlich auch nicht, was sich im Korbe befand. Was meint Ihr?

— Weiß nix von einem Korb, noch von was is darin gewest, weiß ich rein gar nix, so wahr ich Aaron Königsberger heiße, Herr Polazeiderektor!

— Puske, zwanzig für's erstemal!

Der Angeredete trat vor, packte den Juden und legte ihn, trotzdem er sich wie ein Aal wand und mit Händen und Füßen zappelte, mit herkulischer Kraft über eine an der Thüre bereitstehende Bank. Während er ihn mit der linken Faust niederdrückte, ließ er mit der rechten fünf wuchtige Knutenstreiche auf seinen bessern Theil herniederfallen, unbekümmert um das Gebrüll des Juden, der alle bestialischen Tonarten in der Skala durchheulte. Nach dem fünften Hiebe ließ Ubryk innehalten, um dem Lügner Gelegenheit zu geben, sich durch Bekenntniß der Wahrheit vor der übrigen Strafe zu bewahren.

— Könnt Ihr Euch noch nicht entsinnen, ob Ihr den Korb mitgenommen habt oder was in demselben war? Ich lasse Euch so lange prügeln, bis Ihr die Wahrheit sagt.

Sei es nun, daß Königsberger sich wirklich noch hinauszulügen hoffte, sei es, daß sein Geheul bisher größer war als die wirklichen Schmerzen, genug, er wollte sich durchaus an nichts erinnern und begleitete jeden der mit Wucht niederfallenden Streiche abwechselnd mit einem näselnden Gewinsel und tiefem Grunzen.

Bei dem zwanzigsten Streiche jedoch, in den Puske noch einen besonderen Nachdruck legen zu müssen geglaubt hatte, gewann Königs-

berger die Ueberzeugung, daß das Leugnen am Ende doch zu nichts führe, und er versprach, die Wahrheit zu gestehen.

— Gnädiger Herr Polazeiderektor, Gott steh mer bei! Den Korb in der Schenke hab ich genommen, aber es war nix darin, als ein paar Hemden. Soll ich auf der Stelle todt umfallen, wenn es nit wahr is.

— Ihr seid an der ersten Lüge nicht erstickt, Königsberger, sagte Ubryk, und wenn Gott nicht gescheidter wäre als Ihr, so hätte er Euch schon tausendmal mit einem jähen Tode bestrafen dürfen. Also den Korb habt Ihr genommen und die paar Hemden, die in demselben waren. War kein lebendes Wesen im Korbe, hat nichts geschrieen, wodurch Ihr erst auf den Korb aufmerksam wurdet?

— Gott, ja, Herr Polazeiderektor, daß ich's nicht vergesse. Es war ein Hahn im Korbe und der Hahn hat gekrächzt.

— Ah, ein Hahn im Korbe! diese köstliche Lüge ist allein wieder zwanzig Streiche werth. Pufke, zählt jetzt dem Juden da soviele auf, bis er entweder eingesteht, was er in dem Korbe fand, oder bis er halbtodt von der Bank herunterfällt.

Ubryk wußte wohl, daß es bei der Drohung bleiben würde, denn Königsberger war noch weniger als alle andern Menschenkinder ein Freund der neunschwänzigen Knute und fühlte bei solchen Anlässen so lebhaftes und großes Bedauern mit sich selbst, daß er sich lieber zum Aergsten entschloß, als die verhängnißvolle Katze nochmals in den näheren Kreis seiner Verwandschaft aufzunehmen.

— Gnaden Herr Polazeiderektor, warum is es mir nicht gleich eingefallen? Jetzt hab' ich's. Wissen Sie, was im Korbe war? Ein junger Range.

— Ein Kind war also im Korbe. War es ein Knabe oder ein Mädchen?

— Ein Schickslele war's, Herr Polazeiderektor.

— Warum habt Ihr Euch das Mädchen unrechtmäßiger Weise angeeignet?

— Gott, Herr Polazeiderektor, der Wirth hat es mir geschenkt.

— Um einige Dukaten, ja. Auch dem Hausknechte habt Ihr ein Trinkgeld gegeben. Sagt mir der Wahrheit gemäß, was Ihr mit dem Mädchen gemacht habt.

— Umsonst is der Tod, Herr Polazeiderektor. Ich werd' es Ihnen sagen, aber Sie müssen mir versprechen, daß ich aus dem

Kremenal komm'. Ich könnt' Ihnen auch blauen Dunst vor die Augen machen, wenn Sie a kleines Geschäftche machen wollen. Lassen Sie mich frei und ich sag's Ihnen, wie es wahr is.

— Ich will sehen, was ich für Euch thun kann, aber viel wird nicht geschehen können. Ich verhandle nicht lange mit Dieben um den Preis ihres Geständnisses; entweder Ihr sagt die Wahrheit oder Ihr sagt sie nicht, und dann wird Pufke ein Wort mit Euch sprechen.

— Gott is groß, Herr Polazeiderektor, ich werd' Ihnen sagen die reine Wahrheit, wie sie is. Hab' ich also den Korb mit dem Schickfele von dem Wirthe gekauft um 10 Dukaten und bin dann gegangen nach Warschau. Dort hab ich das güldne Kreuz, das am Halse des Schicksele war, um 10 Dukaten verkauft an einen Jüden, und bin fortgereist mit der Recka nach Brody. In Brody hab' ich gefunden ein von unsern Leut, den Isaak Gerson und seine Sarah, und haben wir gefeiert das Laubhüttenfest, wobei es is gewest sehr lustig. Gerson hat sich im Wodky seinen Verstand ertränkt und Sarah hat mer abgekauft das Schicksele um 30 Silberrubel. Ich hab' nir gesagt, daß es war a Gojim, sondern es für Kind ausgegeben von an verstorbene Freund, damit sie Judith heiße und gut behandelt werde. Dann bin ich gleich darauf fort und hab ich gesehen das Schicksele seither mit keinem Auge.

— In Brody sagt Ihr, befände sich dieser Isaak Gerson, an dessen Frau Ihr das Kind verkauftet?

— Hab' ich gesagt in Brody, Herr Polazeiderektor? Isaak Gerson war damals in Brody, jetzt is er aber nimmer dort. Er is nachher verzogen nach Kiew in Südrußland und hab' nachher nix mehr gehört von ihm.

Mit ungemeinem Bedauern vernahm Ubryk von dem Juden Königsberger, auf dessen Person er bisher wegen der nöthigen Aufschlüsse soviele Hoffnungen gesetzt hatte, daß die Auffindung des Mädchens wieder in weite Ferne gerückt sei. Er ließ den Aaron Königsberger abführen und schrieb sofort an die Polizeibehörde nach Kiew, ihm über ein vor mehreren Jahren abhanden gekommenes Mädchen Aufschluß zu geben, das unter dem Namen Judith bei einer Judenfamilie Isaak und Sarah Gerson aufgezogen würde.

Es war nun wenigstens eine Färthe zur Verfolgung der so plötzlich verschwundenen Spur erlangt und Ubryk hoffte wieder mehr als je, das Kind endlich auffinden zu können. In größter Ungeduld er-

wartete er die Antwort aus Kiew, von der er sich die wichtigsten Aufschlüsse versprach.

Diese lief nach einiger Zeit ein und meldete, es sei hier vor einigen Jahren eine Judenfamilie Isaak und Sarah Gerson von Brody eingewandert und habe außer mehreren eigenen Kindern auch ein achtjähriges Mädchen Namens Judith gehabt; seit einer kürzlich erfolgten Ausplünderung des Geschäftes Gersons sei aber das Mädchen spurlos verschwunden und wahrscheinlich von den Räubern mitgenommen worden. Man habe auf eine Zigeunerbande starken Verdacht, welche vor einiger Zeit in der Umgegend gesehen worden, in Kiew selbst Pferdehandel getrieben und gewahrsagt habe, seit der kritischen Nacht aber vergeblich gesucht werde.

Grausames Schicksal! So nahe dem Ziele, sah sich Ubryk dasselbe wieder in unermeßliche Ferne entrückt. Er stand wie vernichtet, als er diese Nachricht erhielt. Bis vor kurzer Zeit war das Mädchen zurückzuerhalten, jetzt war es durch einen höchst sonderbaren Umstand vielleicht für immer verloren. Sollte es wirklich von Zigeunern geraubt worden sein, sollte es unter diesem gefährlichen Volke verweilen müssen? Ubryk wagte sich das kaum zu denken. Der Gedanke, daß sein früherer Leichtsinn allein die Ursache des unglücklichen Geschickes dieses Kindes sei, rief in ihm die bittersten Gefühle hervor. Es war, als ob das Schicksal mit ihm spielen wolle: es führte ihn auf den rechten Weg und plötzlich stand er vor einem unübersteiglichen Hindernisse; es zeigte ihm von ferne das lockende Glück, und wenn er darnach haschte, zerann es in der Luft. Wie ein trügerisches Nebelbild tanzte dieses Kind vor ihm und verfolgte er es, so verschwand das Trugbild und die schwierigsten Hindernisse lagen vor ihm.

Ubryk beschloß, mit erneutem Eifer nach dem Kinde zu fahnden, und vor Allem tröstete ihn die Gewißheit, daß es sich noch am Leben befand. Er säumte nicht, die Gräfin Satorin von dem in Kenntniß zu setzen, was er über das Mädchen erfahren hatte, verschwieg ihr jedoch, daß es wahrscheinlich von Zigeunern geraubt worden sei, weil das den Schmerz der Gräfin nur noch mehr erhöht haben würde. Er ließ sie vielmehr vermuthen, das Mädchen sei wieder in eine andere Judenfamilie übergegangen, was doch tröstlicher klang, weil die Juden ihren Kindern nichts mangeln lassen. Dagegen gab Ubryk an alle Polizeiämter das Signalement der von der Kiewer Polizei

näher beschriebenen Zigeuner mit dem strengen Auftrage hinaus, jede Zigeunerbande beim Ueberschreiten der Grenze festzunehmen und nach Warschau einzuliefern.

Es verfloß eine geraume Zeit, ohne daß eine darauf bezügliche Meldung gekommen wäre. Verschiedene Banden waren schon eingeliefert worden, sie konnten jedoch keine Auskünfte über die gesuchte geben. Vielmehr war anzunehmen, daß die Zigeuner, wenn sie von den gegen sie erlassenen scharfen Geboten Kenntniß erhielten, sich hüten würden, polnisches Gebiet zu betreten.

Dennoch wurde dem Polizeidirektor eines Tages angezeigt, daß eine starke Zigeunerbande von Süden her die Grenze überschritten, bei der Verfolgung jedoch, von der sie sich bedroht sah, sich in drei kleinere Banden abgetheilt habe und nach verschiedenen Richtungen auseinandergezogen sei. Man habe den Stammesfürsten der Bande, der über einige Tausend in den südrussischen Steppen zerstreuten Zigeuner geböte, nebst einigen Individuen verhaftet, auf die nicht nur das Signalement der Kiewer Polizei passe, sondern bei denen auch einige der angegebenen gestohlenen Gegenstände betroffen wurden.

Ubryk athmete bei dieser Nachricht hoch auf. Wieder war er auf einer Fährte, die ihn zu dem gesuchten Kinde führen konnte. Wenn es die von der Kiewer Polizei bezeichnete Bande war, so mußte sie ihm nicht nur Aufschlüsse über das verschwundene Mädchen geben können, sondern dasselbe selbst mit sich führen.

Als die Zigeuner nach einigen Tagen eingebracht wurden, nahm sie Ubryk sofort in scharfes Verhör. Es stellte sich heraus, daß es gerade die gesuchte Bande war. Es waren aber nur der alte, graubärtige Zigeuner, Mischko, Szega, Werzo und Banitz gefangen worden und sie wußten nicht, wohin sich die andern gewendet hatten.

Ueber den Raub im Hause des Juden Gerson vernommen, nahm es Werzo ganz allein auf sich, denselben verübt zu haben. Es zeigt das von der großen Brüderlichkeit der Zigeuner, daß, wenn sie einmal wegen verschiedener Verbrechen vor dem Gerichte stehen, einer davon alle allein verübt haben will, damit seine Kameraden straflos ausgingen. Werzo erzählte mit der größten Ausführlichkeit, wie er den Einbruch bewerkstelligt habe, und war auch durch die Knute nicht zu bewegen, den Ort anzugeben, wo die Bande die entwendeten Werthgegenstände verborgen hatte. Es waren nämlich nur wenige der gestohlenen Gegenstände bei ihnen gefunden worden. Die Andern woll-

ten von dem ganzen Raube bisher keine Ahnung gehabt haben und läugneten demgemäß mit hartnäckiger Ruhe, daß sie irgendwo etwas in die Erde verscharrt hätten, um sich in günstigeren Zeiten den Schatz wieder zu erheben.

Vergeblich ließ Ubryk die Knute auf sie einwirken, sie ertrugen die Streiche mit größter Kaltblütigkeit, ohne eine Miene zu verziehen, und gestanden nichts. Wenn sie über die Hauptsache, um die es sich handelte, das Mädchen, dasselbe hartnäckige Leugnen beobachteten, so stand es schlimm um die Verwirklichung der Hoffnungen Ubryks. Dieser verhehlte sich das nicht und beschloß, sie durch die größte Güte zu einem Geständnisse zu bewegen.

Werzo gab nach einigem Läugnen zu, daß er auch ein Mädchen aus dem Hause des Juden geraubt habe, und die übrigen bestätigten, daß sich ein solches bei der Bande befunden habe. Sie sagten anfangs aus, das Mädchen wäre ihnen wieder entflohen, aber durch die gewinnende Freundlichkeit und die Versprechungen Ubryks bewogen, gestanden sie endlich, daß sie das Mädchen, das sich Judith genannt habe, mit sich herumgeführt, bei der Theilung der Bande aber der alten Zigeunermutter überlassen hätten, die damit einen andern Weg gezogen sei. Weder alle Drohungen, noch alle Versprechungen vermochten aber die Zigeuner zu bestimmen, den jedenfalls bei ihrer Trennung verabredeten Ort der Wiedervereinigung, noch überhaupt die Richtung anzugeben, wohin die alte Zigeunerin mit dem Kinde gezogen sei. Ubryk konnte nicht mehr erfahren, als daß die ganze Bande nordwärts gegen Königsberg habe ziehen wollen.

Dagegen sagte ihm der Scharfblick, den sich die Männer der Polizei durch den beständigen Umgang mit dem gefährlichen Theile der Menschen angewöhnt haben, daß er vorerst eine abwartende Stellung einnehmen und die Zigeuner durch eine bessere Behandlung, als sie den übrigen Gefangenen zu Theil wurde, für ein umfassenderes Geständniß gewinnen müsse. Auf jeden Fall aber mußte er die Zigeuner festhalten, denn dadurch hoffte er die übrigen Theile der Bande, die jedenfalls die Sorge um ihre Brüder zum Ausspähen ihres gegenwärtigen Aufenthaltes antrieb, nach Warschau anzulocken. Wenn dieser Fall eintrat, so war schon Befehl gegeben, sie aufzuheben und unverzüglich einzuliefern.

Diese Berechnung Ubryks war ganz richtig; es traf so ein, wie er es sich gedacht hatte, nur neckte ihn das Schicksal dabei noch mehr

wie früher. Die Zigeuner hatten bei ihrer Trennung Praga zum Sammelpunkte bestimmt, und dorthin zog auch die zweite Abtheilung unter Junichs Führung. Sie enthielt vorzugsweise den zarteren Theil der Bande, Frauen und Kinder. Bereits kurz nach ihrer Ankunft in der Vorstadt Warschau's wurde diese zweite Abtheilung in einer Branntweinschenke verhaftet und auf die Polizei gebracht.

Ubryk ließ sie am nächsten Tage, als ihm ihre Einbringung gemeldet wurde, sogleich vor sich führen. Mit pochendem Herzen sah er gegen die Thüre, welche von einem Diener der Gerechtigkeit geöffnet wurde, um die Verhafteten zum Verhöre in das Amtszimmer des Polizeidirectors einzulassen. Er erwartete jeden Augenblick ein Mädchen, wie er sich ungefähr das verlorene Kind dachte, eintreten zu sehen. Zuerst kamen Junich als der Anführer, ein anderer Zigeuner und drei junge Burschen zur Thüre herein, dann folgten zwei junge Zigeunerweiber, die hübsch gewesen wären, wenn sie weniger herabgekommen und schmutzig ausgesehen hätten. Die eine trug einen Säugling an der Brust, die andere führte an jeder Hand ein Mädchen im Alter von zwei und vier Jahren, und zuletzt steckte ein Mädchen den Kopf zur Thüre herein, als ob es sich fürchtete, einzutreten. Der Büttel schob es jedoch ohne Umstände zur Thüre hinein, und Ubryk glaubte in ihr den Gegenstand seiner heißesten Wünsche zu sehen. Er ging zur Verwunderung der übrigen Zigeuner, die ihn mit stolzem Trotze betrachteten, sogleich auf das Mädchen zu, das ihn groß mit seinen schwarzen Augen anstarrte, als er es bei der Hand ergriff. Es war ein nettes, sauberes Gesichtchen, freilich ganz von Schmutz überzogen, die rabenschwarzen Haare fielen lose in reichen Wellen auf ihren braunen Nacken, und eine Reihe blendend weißer Zähne guckten hinter den üppig rothen Lippen hervor. Es schien Ubryk, als ob das Mädchen zwölf Jahre alt sein könne, allein machten es nicht die Unreinlichkeit, der stete Aufenthalt unter freiem Himmel und die ärmlichen Lumpen, die es an seinem Leibe trug, um drei oder vier Jahre scheinbar älter? Ja er glaubte jetzt mit Gewißheit das verlorene Mädchen gefunden zu haben, und mit inniger Theilnahme ruhten seine Augen auf demselben.

— Armes Mädchen! redete er sie an. Komm, sage mir, wie Du heißt. Ist Dein Name nicht Judith?

Das Kind blickte ihn mit aller Treuherzigkeit verwundert an und sagte:

— Nein, Herr, ich habe nie Judith geheißen, sondern immer Szana, nicht wahr Mutter?

Bei den letzten Worten wandte sich das Mädchen gegen das zunächststehende Zigeunerweib mit dem Säugling an der Brust, das zur Bestätigung stumm mit dem Kopfe nickte.

Enttäuschungen sind immer unangenehm, doppelt sind sie es aber, wenn man sich, wie Ubryk, eine Vermuthung zur Gewißheit gemacht und diese Gewißheit mit einem Schlage wieder auf einen leeren Wahn zurückgeführt sehen muß. Die Antwort des Mädchens zerstörte den ganzen Traum des Glückes, der ihm bereits in bunten Bildern vorgegaukelt hatte. Er hatte dasselbe schon im nächsten Augenblicke voll Freude und Entzücken zu sich ziehen wollen, hatte schon an die schönen Kleider, die er ihm gäbe, und an die unermeßliche Freude der Gräfin Satorin gedacht, — und nun hatte er nicht Judith, sondern ein wirkliches Zigeunerkind vor sich.

Ubryk nahm zwar für den Fall, daß das Mädchen durch Drohungen Seitens der Zigeuner zu der Verläugnung ihres vorigen Namens und zu der Angabe, sie heiße Szana, bewogen worden wäre, noch einen schwachen Anlauf gegen das Mädchen, allein dessen natürliche, naive Antworten und treuherzigen Augen überzeugten ihn nur allzubald, daß er Judith nicht vor sich habe.

Er nahm nun die Zigeuner ins Verhör. Junich leugnete von Anfang an alle ihm zur Last gelegten Reate ab, wollte der selbstständige Führer dieser Familie, die er bei sich habe, sein und nie mit anderen Banden in einem engeren Verhältnisse gestanden haben. Noch weniger wußte er von einem in Kiew verübten Raube und behauptete, überhaupt nicht von Süden, sondern von Posen her zu kommen. Natürlich stimmten alle andern gänzlich mit seinen Aussagen überein, und Ubryk ärgerte es nicht wenig, sich von allen bis zum kleinsten Kinde herab mit einer Ruhe und Sicherheit angelogen zu sehen, die ihm außerdem für den sichersten Beweis der Wahrheit ihrer Angaben gegolten haben würde.

Er verschmähte es, sie durch die Knute zum Geständnisse zu bewegen, sondern ließ einfach den alten bärtigen Zigeuner und Szega aus dem Gefängnisse herbeiholen. Diese erschienen, sahen zu ihrer innerlich nicht geringen Ueberraschung die bekannten Gesellen Junich und Banjowich, die Buben und Weiber nebst ihren Kindern, im Verhörsaale stehen, ließen sich jedoch äußerlich nicht das Geringste

merken. Kein Zug in ihren Gesichtern verrieth die gegenseitigen Bande, die sie umschlossen, noch äußerten die Weiber und Kinder die geringste Freude, ihren alten Vater wieder zu sehen. Offenbar hüteten sich beide Theile, sich gegenseitig zu verrathen.

Ubryk entging dies nicht. Er war jedoch keinen Augenblick in Verlegenheit über das Verfahren, welches ihm am ersten zu seinem Zwecke verhälfe. Durch die gute Behandlung, die er dem alten Zigeunerhauptmann und seinen Gesellen angedeihen ließ, hatte er bei diesen von Natur aus sehr dankbaren Menschen auch auf ein gewisses vertrauenvolles Entgegenkommen Anspruch, und er wandte sich daher zuerst nicht an Junich, sondern an den Alten.

— Seht da den übrigen Theil Euerer Gesellschaft, sagte er zu diesem mit gütiger Miene. Diese haben bereits von Euch gesprochen und Ihr werdet sie doch auch als Eure Angehörigen erkennen wollen. Sie sind von Eurer Bande?

Der alte Zigeuner zögerte mit der Antwort. Er kämpfte sichtlich in seinem Innern mit sich. Endlich überwogen die freundliche Güte und die Rücksichten des Polizeidirektors seine Bedenken, und er erwiederte:

— So ist es, Herr, diese gehören zu meiner Familie. Sie sind aber unschuldig wie ich an dem Raube, den Werzo ohne unsere Einwilligung oder Beihilfe blos auf eigene Faust ausgeführt hat.

— Ihr habt das gehört, Junich. Erkennt Ihr diesen Mann als Euern Hauptmann?

Junich sah, daß weiteres Läugnen seine und Aller Lage nur verschlimmern könne, und bekannte. Darauf ließ Ubryk den alten Zigeuner mit Szega wieder abführen und setzte das Verhör mit den Vorigen fort.

Er hatte jetzt die Gewißheit festgestellt, daß er einen weiteren Bruchtheil der Bande vor sich habe, die er suchte. Die Frauen mußten ihm vor Allem die gewünschten Aufschlüsse über Judith geben können. Er nahm die eine, die mit dem Säugling, und befragte sie über Judith.

Cerwa, so nannte sie sich, erzählte ohne Umschweife, wie Werzo die Judith von einem Raube gebracht habe, wie Judith anfangs Versuche zum Entfliehen gemacht, aber immer wieder zurückgehalten worden, wie sie anfangs sich nicht in das freie ungebundene Leben habe fügen können, zuletzt aber das Wahrsagen und andere Künste

gelernt und der Liebling der Familie geworden sei; ferner, wie sie sich an der Grenze getrennt hätten, und die alte Mutter Zarak ganz allein mit Judith ihren eigenen Weg eingeschlagen habe, und sie nicht wüßten, wohin sie mit dem Mädchen gezogen sei.

Dasselbe sagten die Andern; sie stimmten jetzt ebenso genau in ihren wahren Aussagen überein, wie vorhin in ihren lügenhaften.

Ubryk sah, daß er dem Ziele vieljähriger Wünsche, der Auffindung des verlorenen Mädchens, vielleicht so nahe und doch wieder so ferne stand. Es war ihm gelungen, fast die ganze Familie, die Judith mit sich geführt, aufzufangen, aber nur die alte Zigeunerin mit dem Mädchen selbst nicht. Er hatte so wichtige und werthvolle Aufschlüsse über Judith erhalten, daß ihm das Herz vor Freude klopfte, wenn er dachte, das Kind lebe noch und sei vielleicht ganz in der Nähe; aber anderseits drückte ihn die Wahrscheinlichkeit schwer auf das Herz, daß die alte Zigeunerin sich mit dem Mädchen möglicherweise wieder aus Polen ganz entfernt und in ein anderes Land verzogen sei. Gelang es ihm, der Alten habhaft zu werden, so sah er sich am Ende seiner Wünsche, so war das Kind gefunden, denn diese führte es nach den übereinstimmenden Angaben aller Zigeuner mit sich herum. Er benachrichtigte deßhalb alle Behörden, daß sie eine alte Zigeunerin, Namens Zarak, mit einem ungefähr achtjährigen Mädchen, aufheben möchten, wo immer sie dieselbe im Großherzogthume beträfen.

Die alte Zarak ahnte unterdessen nicht, wie eifrig von allen Seiten nach ihr und dem Kinde gefahndet werde. Sie war sich jedoch der Verfolgung, die gegen die Zigeuner seit einiger Zeit so nachdrücklich betrieben wurde und auch die Trennung der Familie nothwendig gemacht hatte, wohl bewußt und hütete sich schon aus diesem Grunde, den Spürnasen der Polizei unvorsichtigerweise zu nahe zu kommen. Ein altes Zigeunerweib, wie sie war, verband sie in ihrer Person nicht nur die heldenmüthigsten Tugenden und niedrigsten Laster, sondern gewaschen in allen Wassern des Lebens, konnte sie es immerhin in Klugheit und Pfiffigkeit mit den Organen der öffentlichen Sicherheit aufnehmen. Sie hatte, wie man zu sagen pflegt, gewaltig Haare auf den Zähnen.

In der That konnte man sie nicht auffinden. Zarak war vorsichtig genug, solche Orte zu meiden, wo das Gesetz strenger gehandhabt wurde. Sie betrat, und dann meistens des Abends, nur kleinere

Ortschaften, bat bei einem Bauern um Nachtherberge und versprach ihm dafür seine allenfalls beherten Kühe von ihrem Zauber zu erlösen, ihm überhaupt Amulette gegen allen Schaden an Haus und Vieh zu geben. Ein Bauer fühlt sich heutigen Tages noch durch einen solchen Besuch ungemein geschmeichelt, und er glaubt eigentlich einem Zigeunerweibe umso lieber, ein je häßlicherer und alter Drache sie ist. Auch Zarak wußte das, und war sie nur einmal in dem Heustadel eines Bauern einquartiert, so sorgte schon die Geschwätzigkeit desselben dafür, daß bald mehrere und zuletzt das ganze Dorf kam, sie aufzusuchen. Die Männer wollten Salben und Recepte für Rind- und Federvieh, natürlich auch für sich selbst oder den alten Großvater, dem das Zipperlein nicht mehr vom Sorgenstuhle losließ, die Burschen brauchten Amulette, womöglich mit der höchsten Potenz der Weihe, für Hieb- und Stichwunden, die Weiber ließen sich aus den Linien der Hand wahrsagen, wie lange sie noch leben würden, ob sie zur Wassersucht oder Herzfehlern Neigung hätten, ob ihr Tod sanft oder schmerzlich vor sich gehe, und die Hauptsache nicht zu vergessen, ob ihnen ihr Mann immer auch treu geblieben und nicht manchmal auf die Seite gesehen habe. Endlich ließen sich die Mädchen aus den Karten lesen, ob sie wirklich den oder jenen Burschen, auf den sie ein Auge geworfen, einst zum Manne bekämen, ob sie nicht viele und geheime Feinde hätten, ob ihrem Glücke nicht falsche Personen entgegenstünden und — ob sie einmal Kinder bekämen. Jedes lebende Wesen im Dorfe, vom ersten Bauer angefangen bis zum letzten Hofhunde, holte sich und erhielt, was es brauchte, würzige Kräuter mit geheimen Kräften, heilende Salben, hieb- und stichfest machende Amulette, Aussicht auf ein Alter von mindestens hundert Jahren, tröstende geheimnißvolle Sprüche, reiche Erbschaften, Niederlage der falschen Feinde und endlicher Sieg der guten Sache.

Zarak fuhr bei diesem Geschäfte nicht übel, denn ihre Aussprüche, aus einem zahnlosen Munde kommend, wurden fest geglaubt und galten erst recht für baare Münze, wenn sie dabei unverständliche Worte murmelte, dreimal das Feuer umkreiste und dabei einen schwarzen Kater, den sie mit sich führte, heimlich so zwickte, daß er die Haare sträubte und vor Schmerz miaute. Dafür brachten ihr die Bauern Lebensmittel im Ueberflusse, und das Haus, in dem sie Herberge gefunden hatte, sah es höchst ungern, wenn sie endlich fortzog, um an andern Orten ihre geheimen Zauberkünste auszuüben. Judith dagegen mußte

ihr Wurzeln suchen, die Salben bereiten und alle jene Dienste thun, die zur Kräftigung ihres Ansehens beitrugen. Sie mußte auch die Tänze der Zigeuner tanzen, betteln und stehlen, und den letzten Heller getreulich der Zarak einliefern, dafür genoß sie Unterricht im Wahrsagen und Zaubern.

Auf ihren durch längeren Aufenthalt an unbedeutenden Orten oft unterbrochenen Wanderungen zog Zarak immer näher Warschau zu und sie sprach eines Abends in einem Orte ein, der nur einige Stunden von Warschau entfernt war. Das alte Zigeunerweib fühlte sich schon seit einiger Zeit unwohl und ihre bisher so rüstigen Kräfte fingen an, sie plötzlich im Stiche zu lassen. Zarak beschloß daher, an diesem Orte so lange zu verweilen, bis sie sich erholt haben würde.

Sie hatte gleich anfangs ausgekundschaftet, daß in unmittelbarer Nähe der Ortschaft ein herrschaftliches Gut lag, das nach Aussage der Leute dem Grafen Satorin gehörte. Sie erschien also bereits des andern Mittags im gräflichen Schlosse, erhielt jedoch erst Einlaß, als sie der Gräfin wichtige Dinge mittheilen zu müssen vorschützte. Der Graf war verreist und die Gräfin konnte der großen Neugierde, mit der alle Töchter Eva's in besonderem Maße gesegnet sind, nicht widerstehen, das Zigeunerweib zu sehen und zu hören. Zarak erhielt mit Judith Zutritt zur Gräfin und bat diese unter vielen Knixen, ihr wahrsagen zu dürfen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Zigeuner zwar vielen Schwindel treiben, aber die eine Gabe besitzen, aus den Linien der Hand nach gewissen Merkmalen, deren Kenntniß sie unter sich vererben, auf die näheren und äußeren Verhältnisse von Personen meistens wahre Schlüsse zu ziehen vermögen, deren innere Gründe ihnen selbst aber unbekannt bleiben. Auch Zarak machte, als ihr die Gräfin ihre Bitte gewährte, eine merkwürdige Wahrsagung. Sie betrachtete längere Zeit prüfend das feine Händchen der Gräfin Satorin und sagte dann:

— Ich sehe sonderbare Dinge, Frau Gräfin, fürchte aber Euch zu beunruhigen, wenn ich alles sage, was ich sehe.

— Sprecht nur, Ihr erschreckt mich nicht.

Die Zigeunerin betrachtete noch eine Weile aufmersam die feinen Linien der weißen Hand der Gräfin, schüttelte bedenklich das alte, wacklige Haupt und fuhr fort:

— Ihr seid nie glücklich gewesen.

Die Gräfin nickte zustimmend.

— Ihr habt eine Jugend voll Kummer und Thränen verbracht. Ihr habt viel geweint und werdet noch viel weinen.

Die Gräfin seufzte tief.

— Und ich soll nie wieder glücklich werden? fragte sie die Zigeunerin.

Diese betrachtete wieder aufmerksam die Hand und erwiderte:

— Ich kann Euch nicht viel Gutes verkünden. Augenblicke des Glücks werden wohl über Euch kommen, aber kurz werden sie sein — diese Linie ist da sehr unterbrochen. An Euerem Herzen nagt ein Kummer über eine dunkle That, über ein Verbrechen, nein, ein Unrecht war's.

Die Gräfin brach in Thränen aus.

— Werde ich das Unrecht nie gut machen können?

— Sühnen wohl, ja, ja, aber ungeschehen nicht mehr. Was einmal ist, das ist. Ihr habt Eueren Gemahl betrogen, aber daran war er selber Schuld, er hat es so gewollt.

— Weib! rief die Gräfin aus, was sagt Ihr mir da? Wie wißt Ihr das —

Die Hand, die Hand, sagte die Zigeunerin, darin steht's. Aber es steht noch viel mehr da.

— Fahrt fort.

— Ihr habt ein Unrecht begangen an einem Kind!

— Ach! seufzte die Gräfin und bedeckte ihr Gesicht mit einem Taschentuche.

— Ihr habt das Wesen, das Ihr unter dem Herzen getragen, hinausgestoßen ins fremde Leben — Ihr habt es —

Getödtet? schrie die Gräfin voll Angst.

— Laßt sehen, fuhr die Zigeunerin fort, ob es noch lebt, das Kind. Ja, es lebt und befindet sich wohl.

— Wo ist es? fragte die Gräfin heftig.

— Das steht nicht hier, sagte die Zigeunerin; aber weit von Euch ist es nicht.

— Werde ich es wiedersehen?

— Ja, und zwar bald.

— Sprecht Ihr wahr?

— Die Hand lügt niemals.

— O, rief die Gräfin im Uebermaße des Glückes und in heftigster Aufregung aus, wenn das wahr wäre, mit Golde wollte ich

Euch reich belohnen. Könnt Ihr mir behilflich sein, das Kind wieder zu finden?

— Vielleicht, erwiderte die Zigeunerin, indem sie eine wichtige Miene annahm.

Sie überlegte nun, daß sie dadurch die Gräfin ganz in ihre Gewalt bekommen und ihr viel Geld entlocken könnte, wenn sie dieselbe in der Ungewißheit ließe. Sie fuhr daher fort:

— Ja, ja, ich werde Euch vielleicht dazu verhelfen können, Euer Kind wiederzusehen.

— O sprecht, zeigt mir den Weg!

— Nicht jetzt.

— Warum nicht?

— Das steht nicht in Euerer Hand, dazu bedarf ich vieler, vieler Sachen; würziger Kräuter, Todtengebeine und der Stunde der Mitternacht.

— Also einer Geisterbeschwörung? fragte die Gräfin voll Spannung.

— Ihr habt es gesagt.

— Wann wollt Ihr das thun?

— Heute, morgen; wer weiß; wenn ich Alles habe, was ich brauche.

— Nun denn, so geht und trefft Euere Anstalten, und sorgt, daß Ihr so bald wie möglich wiederkommt!

Die Gräfin nahm einige Geldstücke und legte sie in die runzelige Hand der Zigeunerin, welche dieselben mit einem Blicke voll Genugthuung über ihr gelungenes Manöver nahm und mit vieler Freude für ihre Freigebigkeit dankte.

Es ist merkwürdig, daß sich Niemand, selbst Personen aus den gebildeten Ständen, die doch über alle Vorurtheile erhaben sein sollen, der unerklärlichen Macht des Geheimnißvollen entziehen kann. Der Aberglaube, den wir bereits mit der Ammenmilch einsaugen und der in unsern ersten Jugendjahren durch Mährchen und phantastische Erzählungen nur zu reiche Nahrung findet, schlägt gewöhnlich so tiefe Wurzeln in den Kindern, daß selbst die aufgeklärteste Erziehung den Glauben an das Wunderbare und das Hereinragen von Geistern nicht ganz zu tilgen im Stande ist. Auch die Gräfin war von dieser geheimnißvollen Macht befangen gehalten und unterstützt von der glühenden Sehnsucht, ihr geliebtes verlornes Kind wieder

zu erlangen, glaubte sie unbedingt den wahnwitzigen Worten und Versprechungen, welche ihr die Gewinnsucht der schlauen Zigeunerin vorgauckelte. Sie versprach sogleich alle Vorbereitungen treffen und dann der Gräfin den Erfolg ihrer Beschwörung mittheilen zu wollen.

Judith hatte die alte Zarak begleitet. Als das alte Weib sich entfernen wollte, fragte die Gräfin, indem sie das Kind betrachtete:

— Wer ist die Kleine?

— Ein Kind unseres Stammes.

— Wohl Euere Enkelin?

— Das nicht, aber mir anverwandt. Die Zigeuner sind ja alle mit einander verwandt.

— Kannst Du auch schon wahrsagen? fragte sie die Kleine gütig, welche sie mit ihren großen Augen freundlich ansah.

— Nein, erwiderte sie schüchtern, aber tanzen kann ich.

— Nimm Dein Tambourin, Jelva, und zeige der gestrengen Frau, was Du kannst.

Das Mädchen ergriff mit Anmuth das Instrument, trat in die Mitte des Zimmers und begann einen der wilden lebhaften Zigeunertänze, wobei sie ihren jugendlichen Körper in reizenden Bewegungen wand und ihre kleinen Füßchen mit solcher Anmuth setzte, daß die Gräfin darüber sichtlich erfreut war.

Als der Tanz zu Ende und das Mädchen mit wogender Brust das Tambourin und die Arme sinken ließ, streichelte ihr die Gräfin freundlich die Wangen, gab ihr ein Geldstück und sagte:

— Du bist ein liebes Kind, du gefällst mir. Willst Du denn immer bei den Zigeunern bleiben?

Das Mädchen wurde roth, schlug erst die Augen nieder und warf dann einen fragenden Blick auf die alte Zigeunerin. Diese antwortete rasch:

— Schön Dank, aber Jelva muß bei mir bleiben. Meine Glieder sind alt, mein Stamm ist weit von hier, ich bin allein und wer sollte mich pflegen?

Betrübt schlug das Mädchen die Augen nieder.

— Nun denn, so geh und bleib wo Du bist! sagte die Gräfin freundlich zu dem Kinde. Aber solange Du hier bist, komm recht oft zu mir auf's Schloß, und erfreue mich mit Deinem Tanze.

Als die Alte mit dem Kinde ging, folgten diesem die Blicke der Gräfin bis zur Thüre. Sie fühlte beim Anblicke desselben die Regung eines

unerklärlichen Gefühles und fühlte sich unwillkührlich zu ihm hingezogen.

Zarak verließ mit dem Mädchen das Schloß und beanspruchte in dem nahen Flecken ihrer Gewohnheit gemäß beim nächsten besten Bauern eine Herberge, die dem Wunderweibe in Folge der Scheu und der geheimnißvollen Achtung, welche man in Polen und Rußland vor Wahrsagerinnen und Zauberinnen hat, natürlich nicht versagt wurde.

Der alten Zarak war es jedoch nicht vergönnt, die Wünsche der Gräfin zu erfüllen. Sie war am Ende ihres Lebens angekommen. Im Walde nach Kräutern suchend, wurde sie am selben Abende von heftigen Krämpfen befallen und konnte nur mit Mühe den Heuschober erreichen, den ihr die Barmherzigkeit des Bauern eingeräumt hatte. In der Nacht fing sie an, irre zu reden und brachte so mehrere Tage in bewußtlosem Zustande zwischen Leben und Tod zu, wobei sich nur selten lichte Augenbicke einstellten.

Die alte Zigeunerin sah, daß ihr letztes Stündchen herannahte. Sie verhehlte sich dies nicht und erwartete den Tod mit der Ruhe und Sicherheit, welche allen Naturmenschen in ihren letzten Augenblicken eigen ist. Es beunruhigte sie nur der einzige Gedanke, daß sie ferne von der Familie sterben müsse, was den Zigeunern als ein großes Unglück erscheint. Sie hatte ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln manche weise Lehre, manches wichtige Geheimniß noch anzuvertrauen, und es wunderte sie längst, daß man sie nicht suche, obwohl der gemeinsamen Verabredung gemäß die ganze Familie sich in der Nähe versammeln sollte. Auch die werthvollen Pretiosen, die sie unter ihren Lumpen mit sich herumtrug, konnte sie ihren Kindern nicht übergeben und von Judith wußte sie, daß diese noch lange nicht den Geschmack am Zigeunerleben gefunden habe, um ihr bisheriges elendes Dasein fortzusetzen und die Familie nach ihrem Tode aufzusuchen. Sie sprach daher zu dem Mädchen kein Wort von den Werthsachen, die sie in einer Ecke der Tenne verborgen hatte, noch gab sie ihr Aufträge, die es nach ihrem Hinscheiden der Bande auszurichten hätte.

Eines Morgens lag das alte Zigeunerweib steif und starr auf ihrem elenden Lager. Sie war in der Nacht hinübergegangen in jene Welt, von der man sagt, daß sie besser sein solle als diese, ohne daß Judith oder Yelva, wie sie jetzt hieß, eine Ahnung davon

gehabt hätte. Zu ihrem Schrecken fand sie des Morgens die Mutter todt. So wenig Neigung sie auch für das alte Weib, das sie ihren Eltern geraubt und in der Welt herumgeschleift hatte, im Grunde besaß, so kniete sie doch nieder vor der Leiche Zaraks und weinte bitterlich. Seit Zarak todt, gehörte sie Niemand mehr in der weiten Welt an, arm, verlassen und hilflos stand sie da. Das schmerzlichste Gefühl im Leben, das der gänzlichen Verlassenheit, bemächtigte sich des armen Mädchens bis zur Verzweiflung. Wohin sollte sie sich jetzt wenden? Wie sollte sie nach Kiew zu ihren vermeintlichen Eltern zurückkehren können?

Grausame Ironie des Schicksals! Die Gräfin Satorin weinte in heimlichem Schmerze um ihr verlorenes Kind, und Yelva in bitterer Verlassenheit um ihre verlorene Mutter. Mutter und Tochter waren sich bereits einander gegenüber gestanden, Mutter und Kind, die sich gegenseitig suchten, befanden sich einander so nahe und konnten sich doch nicht finden!

Als Yelva an der Leiche Zaraks ihren Schmerz ausgeweint hatte, erhob sie sich und ging. Sie zeigte den Bauern den Todesfall der alten Zigeunerin an und verließ dann das Haus. Sie schlug ihren Weg gerade auf das gräfliche Schloß ein. Was wollte sie dort?

Sie begehrte die Gräfin zu sprechen und wurde sogleich vorgelassen. Von dieser um ihr Begehr gefragt, erzählte sie derselben unter vielen Thränen, daß ihre Mutter Zarak gestorben und sie jetzt ganz verlassen sei, und bat, als Magd im Schlosse aufgenommen zu werden.

Die Gräfin Satorin fühlte sich so sehr zu dem Mädchen hingezogen, daß sie sich selbst das Gefühl, das dieses in ihr erweckte, nicht erklären konnte. Eine höchst unbestimmte Ahnung erfaßte sie, als das Mädchen ihr erzählte, sie heiße nicht Yelva, sondern Judith, sei keine Zigeunerin, sondern das Kind ehrlicher Eltern und sei in einer Nacht aus ihrem elterlichen Hause geraubt und entführt worden.

War es nun dieses unerklärliche Etwas, das sie zu dem Kinde hinzog, war es das große Mitleid, welches sie mit ihrer Verlassenheit fühlte, genug die Gräfin Satorin nahm Judith in das Schloß auf. Sie ließ ihr sogleich neue Kleider reichen und erstaunte, wie schön und lieb sich Judith darin ausnahm; zugleich versprach sie ihr, später einmal ihren Eltern von ihrem Aufenthalte und ihrer Lage Kunde zu geben.

Judith bedeckte die Hände der Gräfin vor Freude und Rührung mit unzähligen Küssen, und war unendlich glücklich, in einem so vornehmen Hause bleiben zu dürfen. So ging die Wahrsagung der alten Zigeunerin bereits in Erfüllung: der heißeste Wunsch der Gräfin Satorin, ihr Kind wieder zu finden, war erfüllt, aber in einer Weise, daß weder die Mutter, noch das Kind befriedigt wurde. Mutter und Tochter befanden und sahen sich einander in unmittelbarer Nähe, lebten zusammen unter einem Dache und erkannten einander nicht. Die Mutter weinte noch immer um ihre verlorene Tochter, und diese, die geborene Gräfin, diente auf ihrem rechtmäßigen Erbschlosse als Magd.

Welches grausame Spiel trieb hier das Schicksal mit zwei Herzen, die sich suchten, und nicht finden konnten; es führte Mutter und Tochter zusammen, und diese ahnten nicht, wie nahe sie sich standen. Sie suchten sich einander in fernen Gegenden und lebten in einem Hause. Je mehr sie sich aber einander näherten, desto weiter vergrößerte das Schicksal die Kluft, die sie trennte.

Wann wird diese Schranke zusammenbrechen und wann werdet Ihr Euch endlich erkennen, Mutter und Tochter?

XXXV.

Neue Intriguen.

Wir verlassen Schloß Satorin, in welchem ein seltenes Verhängniß das Glück zweier Wesen hinderte, die sich so nahe standen, und kehren zurück nach Warschau. Hier hatten sich unterdessen manche Ereignisse zugetragen, welche auf den Gang unserer Erzählung bestimmend einwirkten.

Der Polizeidirektor von Warschau, Ubryk, hatte trotz aller Bemühungen und der Anwendung von Güte und Gewalt die für ihn so wichtige Angelegenheit in Betreff des verlornen Kindes nicht zum erwünschten Abschlusse bringen können. Mit der Zähigkeit eines Polizeimannes, der die Hoffnung zur Erreichung seines Zieles auch unter den schwierigsten Verhältnissen nicht aufgibt, hatte er es sich ein-

mal in den Kopf gesetzt, das Mädchen jetzt oder nimmer ausfindig zu machen und in die Arme seiner rechtmäßigen Mutter zurückzuführen. Allein das Schicksal, gegen das er ankämpfte, war nicht minder beharrlich als er und vereitelte nach wie vor alle seine Bemühungen. Dazu kam, daß der Starrsinn der Zigeuner ihm nur bis zu einer gewissen Grenze Geständnisse machte und über diese Grenze hinaus um keinen Preis ein Wort mehr zugab. Er hatte, und da nicht immer auf geradem Wege, nicht mehr erfahren können, als er im Grunde schon nach den ersten Verhören wußte. Die Zigeuner hatten sich nur noch zu unbedeutenden Aussagen herbeigelassen, denen zufolge sie sich alle am Raube betheiligt hätten, daß das Mädchen Judith geheißen habe und sie ihm den Namen Yelva gegeben hätten, endlich daß die Zigeunermutter Zarak mit demselben gegen Norden gezogen und als Ort ihrer Wiedervereinigung die Gegend bei Satorin bestimmt worden sei. Auf Grund dieser letzteren Angabe hatte Ubryk sogleich auch diese Gegend durchsuchen und beobachten lassen, aber zu spät. Zarak war bereits gestorben, und der Bauer, in dessen Heuschober sie ihr Leben geendet, hatte die Zigeunerin in aller Stille im nahen Walde verscharrt, theils um sich die Begräbnißkosten zu ersparen, theils aus Furcht vor dem allgemeinen Glauben, der einem solchen Hause, in dem eine Hexe verstorben war, Unglück prophezeite. Das Mädchen aber war verschwunden und so hatte er ausgesprengt, die Zigeunerin habe mit ihrem Kinde längst in eine andere Gegend verzogen. Auf diese Weise blieben alle Nachforschungen der Polizei fruchtlos und es wurde sogar Ubryk zurückgemeldet, daß sich eine solche Person, wie sie gesucht werde, allerdings in der Gegend aufgehalten habe, allein spurlos wieder verschwunden sei, und sich ohne Zweifel anderswohin gewendet habe.

Ubryk hatte nun keinen Grund mehr, die strafrechtliche Abwandlung der gefangenen Bande länger hinauszuschieben. Diese hatte sich auch bald vor den Schranken des Gerichts über die von ihr begangenen und zugestandenen Räubereien zu verantworten. Nach den damaligen Gesetzen, welche insbesondere die Verwechselung von Mein und Dein sehr strenge ahndeten und gegen Diebe und Räuber überhaupt ein sehr summarisches Verfahren vorschrieben, hätten sie alle sammt und sonders von der Leiter einen Luftsprung machen und am Galgen baumeln müssen; allein Ubryk wußte eine milde Anwendung des Gesetzes für sie durchzuführen und sie wurden zur lebenswierigen

Gefängnißstrafe verurtheilt. Er hoffte nämlich noch immer, dadurch daß er sie am Leben erhielt und in Warschau gefangen halten ließ, das Interesse der etwaigen übrigen Mitglieder der Bande und insbesondere die Zigeunerin mit dem Mädchen über kurz oder lang nach Warschau oder in dessen Nähe heranzulocken.

Seit der Abreise Rebinsky's mit Wratislaw nach Rom war es im Palaste Zolkiewicz sehr stille geworden. Es war Niemand mehr zurückgeblieben als die Tante, die sich in Gesellschaft ihrer und Elkas Kammerfrau die Zeit vertrieb, so gut es eben ging. Die französischen Truppen waren schon längere Zeit gänzlich abgezogen und damit die tiefe Ruhe in Warschau eingezogen, welche nach dem Waffengetöse und Kriegslärm um so höher von den Einwohnern geschätzt wurde.

Als Elka der Tante endlich zu lange ausblieb und keine Nachricht von sich gab, begann dieser allmählig ein Licht von der wahren Absicht Elkas aufzudämmern. Elkas Kammerfrau ließ sich auch nicht lange zwingen, ihr die Wahrheit zu gestehen, und wenn die Tante auch den neuen Streich ihre Nichte mit ihrer gewöhnlichen Milde beurtheilte, so war sie doch ernstlich böse, daß diese gar nichts mehr von sich hören ließ. Die Einsamkeit und die Leere ihres Herzens, die sie in ihren alten Tagen um so mehr verspürte, ließen sie zuletzt jenem Schicksale verfallen, das an alte Frauen in ihrer Lage herantritt. Sie nahm Gebet- und Erbauungsbücher zur Hand und suchte darin den Trost, den ihr Andere nicht gewähren konnten; sie wurde plötzlich fromm und versprach sich dem Bräutigam der Seelen, weil ein anderer sich nicht einstellen wollte.

Endlich kam ein Brief Elka's, worin sie der Tante ihren gegenwärtigen Aufenthalt in Mecklenburg anzeigte und sie bat, ihr die neuerliche Entfernung zu verzeihen. Sie schrieb, daß es ihr in Deutschland sehr wohlgefalle und daß sie den nächsten Winter in Paris zuzubringen gedenke, die Tante möchte daher ihren Verwalter anweisen, ihre Gelder einem von ihr bezeichneten Banquier regelmäßig einzuschicken, von dem sie dieselben auswärts erheben könne.

Die Tante war sehr zufrieden, daß Elka doch einmal ein Lebenszeichen von sich gegeben habe und antwortete ihr sehr freundlich mit der Bitte, doch ja öfter von sich hören zu lassen, da dies in ihrer jetzigen Einsamkeit ihr einziger Trost wäre. Allein es verfloß eine sehr geraume Zeit und Elka schrieb nicht mehr. Sie war wie verschollen. Die einzigen Nachrichten, welche sie durch den Verwalter Elka's er-

langen konnte, waren die Anzeigen, die der Banquier von seinen Korrespondenten hie und da erhielt und welche besagten, daß Elka abwechselnd in Paris, London und zuletzt in Italien ihre Gelder erhoben habe. Es schien also, daß sie auf Reisen gegangen war uud die Schönheiten und der Zauber fremder Länder ihr durchaus keine Zeit zum Schreiben übrig ließen. Je toller sich jedoch Elka in den Lebensstrudel stürzte, desto eifriger las die Tante in Gebetbüchern und desto mehr nahm sie mit jedem Tage zu an Alter und Frömmigkeit vor Gott und den Menschen.

Eines schönen Tages traf Rebinsky von seiner Reise nach Rom wieder auf dem Schauplatze, der ihm zur Thätigkeit angewiesen war, im Palast Zolkiewicz in Warschau ein. Der langen Dauer seiner Abwesenheit nach schien es, als ob er sich mit der Heimreise lange nicht so beeilt hätte, wie mit der Hinreise nach Rom. Er hatte im Auftrage seines Generals manche Collegien besuchen und dort wichtige Besprechungen vornehmen müssen, und so kam es, daß seine Rückkehr die doppelte Zeit erforderte.

Die Freude der Tante über Rebinsky's Rückkehr war um so größer, als sie nun an ihm einen lang vermißten Gesellschafter erhielt. Sie führte ihn sogleich wieder auf seine Zimmer im Schlosse, von denen Rebinsky mit dem größten Behagen Besitz nahm; war ihm doch sein Aufenthalt im Schlosse jetzt nicht mehr so verbittert, seit Elka's finsterer Trotz und große Macht ihn nicht mehr auf die bescheidene unterthänige Stellung anwies, die er unter ihrem Hausregimente hatte einnehmen müssen. Er brachte der Tante einen Brief von Wratislaw mit, worin dieser sein großes Glück schilderte, in dem herrlichen Collegium Romanum studiren zu dürfen, seine ungemeine Zufriedenheit mit seinen neuen Verhältnissen und den Wunsch äußerte, ja nicht mehr diese gute Stätte verlassen zu müssen. Die Tante weinte natürlich vor Freude und Rührung, dachte aber nicht im Entferntesten daran, daß dieser Brief dem Wratislaw von seinen Lehrern diktirt worden war und vielleicht zu seinen wahren Gefühlen im direkten Widerspruche stand. Zugleich übergab er ihr ein Schreiben des Grafen Drahomirsky, in welchem sie dieser ersuchte, Rebinsky nunmehr als den von ihm als dem Generalvormunde bevollmächtigten Verwalter des Vermögens des jungen Grafen Wratislaw aufzunehmen und jedwede Unterstützung angedeihen zu lassen. Er versprach

auch ferner mit möglichster Sorgfalt die Erziehung und Gesundheit Wratislaw's überwachen zu wollen.

So war der tückische Jesuit wieder eingekehrt in das Schloß Zolkiewicz, um da von Neuem die Machinationen zu beginnen, die er nur auf kurze Zeit eingestellt hatte. Mit großer Freude bemerkte er die Umwandlung, welche mit der Tante vorgegangen war. Er selbst hatte zwar bisher alle Frömmelei vermieden und kein Wort gesprochen, das ihm nur den Schein frommer Ansichten eingebracht hätte. Um so angenehmer war ihm jetzt die Wahrnehmung an der Tante, da er ihre so plötzlich eingetretene Frömmigkeit in der besten Weise für seine Zwecke ausbeuten konnte.

Von Rom hatte Rebinsky sehr wichtige Instruktionen mitbekommen. Es war ihm von seinem Generale eine doppelte Stellung angewiesen worden. In der einen war es seine Aufgabe, das Vermögen der Grafen Zolkiewicz durch alle möglichen Mittel dem Orden in die Hand zu spielen, in der andern hatte er die Interessen des Ordens in ganz Polen überhaupt zu vertreten. Beide Aufgaben waren gleich wichtig, beide erforderten einen äußerst klugen und gewandten Mann.

Der Jesuit nahm vorerst die Verwaltung des Vermögens des jungen Grafen in die Hand. Da er hiebei keinerlei Controle von Seite des Generalvormundes Grafen Drahomirsky unterstellt war, so ließ sich jetzt schon an dem Vermögen Wratislaw's herumflicken und gelegentlich für den Orden etwas auf die Seite schaffen. Jedoch trieb Rebinsky dieses Spiel nicht so weit, daß man es hätte merken und ihm zuletzt verderben können. Weit schwieriger gestalteten sich seine Operationen, die er gegen das Vermögen Elka's anzuwenden gedachte. Dieses war sehr bedeutend und sollte noch durch die Erbschaft der Güter der Tante einmal vergrößert werden. Auf jeden Fall mußte dasselbe so umstrickt werden, daß es nach dem Tode Elka's unfehlbar dem Orden zufiel. Wie er nun dieses ausführen, welche Mittel er in Anwendung bringen wolle, das blieb ganz Rebinsky überlassen.

So vortheilhaft dem Jesuiten das frömmelnde Wesen der Tante in seinen Plänen zu Statten kommen konnte, so unangenehm war ihm eine andere Entdeckung. Elka hatte nämlich mehrmals die Bemerkung gemacht, daß ihr früherer Verwalter, Stanislaus, seit ihm die Ueberwachung und Führung des Schlosses Bielow selbstständig übertragen

war, entschieden Hang zur Langfingerei zeigte und mit jesuitischer Unverschämtheit größere Summen unterschlug. Trotz ihrer Herzensgüte sah sie sich deßhalb veranlaßt, den geheimen Jesuiten, nachdem sie ihn wieder einmal auf frischer That ertappt hatte, aus dem Hause zu jagen und durch eine andere Persönlichkeit zu ersetzen. Diese fand sie auch an dem ehemaligen Universitätsstudenten, der während Rebinskys Gefangenschaft in Thorn ihren Bruder Wratislaw unterrichtet hatte. Dieser Mann war verständig und ließ sich die Erfüllung seiner Pflichten auf das Gewissenhafteste angelegen sein. Dieser Wechsel in der Verwaltung von Elka's Gütern war Rebinsky damals höchst ungelegen und zu rasch gekommen, als daß er ihn hätte hintertreiben und für seinen saubern Ordensbruder Gnade für Recht erwirken können. Bald darauf war jedoch Elka mit Herrn von Rassow abgereist und Rebinsky gab sich der Hoffnung hin, dem neuen Verwalter das Leben bald so sauer machen und seine Stellung so erschweren zu können, daß er diese freiwillig aufgäbe und Stanislaus den Posten wieder einnehmen könne.

Er hatte sich jedoch getäuscht. Jencykowski, so hieß der neue Verwalter, ließ sich durch die Anfeindungen des Jesuiten nicht beirren und ging seinen geraden Weg. Als er jedoch die wahren Absichten Rebinsky's zu ahnen begann, unterrichtete er seine Herrin hievon und Elka antwortete ihm aus Mecklenburg, demselben den größten Widerstand entgegenzusetzen und keinerlei Uebergriffe in seine Rechte zu dulden. In Folge dessen hatte sich Jencykowsky fester auf die Füsse gestellt und alle Anmaßungen des Jesuiten kurz zurückgewiesen. Rebinsky war natürlich nicht wenig ergrimmt über den neuen Verwalter, der sich ihm nicht unterwerfeu wollte und bei jeder Gelegenheit die Zähne wies. Dieser Stand der Dinge berechtigte ihn vorläufig durchaus nicht zu glänzenden Hoffnungen.

Der Jesuit eröffnete inzwischen sein Manöver auch nach einer anderen Seite. Ehe er erfolgreich das Vermögen Elkas in die Klauen seines Ordens liefern konnte, mußte er zuerst Gewißheit haben, ob Elka ihr außereheliches, mit ihm gezeugtes Kind vor der Welt als rechtmäßigen Erben anerkennen würde, und dann, ob Ubryk, der Gemahl Elkas, noch lebte. Betreffs ihres beiderseitigen Kindes war der von Rebinsky befürchtete Fall nicht wohl möglich, weil er im entscheidenden Augenblicke sich als Vater abgeleugnet und Elka sich dann um keinen Preis vor der Welt die Blöße hätte geben können, zu

ihrem Kinde keinen Vater zu finden. Seinem Orden zu Liebe war der Jesuit also im Stande, sein eigenes Kind zu verläugnen und es für sein ganzes Leben unglücklich zu machen, ja er hätte es lieber gemordet, als durch dasselbe dem Orden einen Schaden erwachsen lassen. Das muß ein Jesuit Alles können, und Rebinsky war ganz der Mann dazu, den Interessen seines Ordens auch Menschenleben zu opfern.

Weit mehr Schwierigkeiten bereitete ihm die Art und Weise, wie er den Aufenthalt Ubryk's, und ob er noch am Leben sei, erfahren könne. Für den Fall nämlich, daß Elka's Gemahl schon seinem Leiden erlegen wäre, hatte der Jesuit den verzweifelten Entschluß gefaßt, Elka einfach aus dem Wege zu räumen, so daß ihr gesammtes Vermögen dem jungen Grafen Wratislaw zufiele, der seinem Schicksale in Rom nicht mehr entfliehen konnte. Um diesen Streich zu vollführen, verlohnte sich wohl eine größere Anstrengung.

Rebinsky verfolgte hiezu echt jesuitische Wege. Wie bereits erwähnt, hatte er noch besondere Interessen des Ordens in Polen wahrzunehmen. Da man zu dieser Zeit gerade in Rom eifriger als je daran arbeitete, den Papst zur öffentlichen Wiederherstellung des Jesuitenordens zu bestimmen, der sich bereits einige Jahre vorher auch ohne päpstliche Erlaubniß wieder zusammengeschaart und seiner Collegien wieder bemächtigt hatte, so sollte aller Orten die öffentliche Meinung für diesen Orden günstig umgestimmt werden. Die öffentliche Meinung, das ist die Ansicht und der Wille des Volkes, gibt sich aber vorzüglich in der öffentlichen Presse kund, und auch in der Hauptstadt Polens sollten einige Journale, die bisher immer gegen den Jesuitenorden kämpften, durch Geld zu freundlicheren Gesinnungen umgewandelt und vom Orden gänzlich angekauft werden, um fortan diesen in alle Himmel zu erheben und sein Wirken, seine Thätigkeit und Kraft mit den größten Lobeserhebungen zu feiern.

Es erschienen nun zur damaligen Zeit zwei Zeitungen in Warschau, die zwar nur vom ungebildeten rohesten Theile der Bevölkerung gelesen, aber gerade deßhalb ihrer freisinnigen Tendenzen halber um so gefährlicher für den Orden waren. Zwei obscure Subjekte nannten sich die Redakteure dieser Blätter, und sie waren es, auf welche der Jesuitenorden und Rebinsky seine Aufmerksamkeit gerichtet hatte. Diese wollte Rebinsky für den Orden und dann insbesondere für seine engeren Pläne gewinnen. Da solche Subjecte zu jeder Zeit

und auch in der jetzigen ihre Doppelgänger haben dürfte, so wird die nähere Ausführung ihrer Verhältnisse dem freundlichen Leser keineswegs uninteressant sein.

Beide waren gute Deutsche und hatten nicht nur ein paar Barrikaden und Religionen, sondern überhaupt ein sehr bewegtes abenteuerliches Leben hinter sich. Ihre ursprünglich deutschen Namen hatten sie in Siglowski und Zandrowitsch umgeändert.

Siglowski war aus irgend einem unbekannten Winkel des großen deutschen Vaterlandes zum Vorschein gekommen. Er fühlte, daß er zu höheren Zwecken bestimmt sei, und begann seine politische Laufbahn damit, daß er von Zeit zu Zeit einer andern Parteirichtung anhing und dabei seine Ansichten wie einen Rock wechselte. Dies trieb er auch noch fort, als ihm unverantwortlicher Weise die verantwortliche Redaktion eines Blattes in Warschau übertragen wurde. Er diente mit seinen Ansichten darin zuerst preußischen Interessen, fraß zur Abwechslung Franzosen und vertheidigte sie wieder, und kehrte, als er sich lange genug Wolf gewesen, in den großen Schafstall des Herrn zurück. Ein trauriger Achselträger der klerikalen Partei, die damals in Polen so stark vertreten war wie anderswo, benützte er nun seine Presse zu Ausfällen gegen Andersdenkende und fiel darin namentlich über die Juden mit wahrhaft vernichtendem Blödsinne her. Das Blatt, welches er redigirte, wurde übrigens nur „vom patriotischen Sumpfe", einer Partei, die Polen in sein Unglück gestürzt hat, gehalten, von nur Wenigen gelesen und war überhaupt nur durch verzweifelte Anstrengungen seiner Partei über Wasser zu halten. Siglowski war damals so herabgekommen, daß er theils um das Holz für Heizung zu sparen, theils aus Mangel an einem Redaktionslokale in einem Kaffeehause Warschau's sein Schmutzblatt redigirte. Eine derartige Persönlichkeit, wie Siglowski, brauchte also um wenige Silbermünzen von Rebinsky nicht lange dazu beredet zu werden, mit Sack und Pack ins jesuitische Lager überzulaufen. Rebinsky entschädigte ihn für den Sprung, den er dabei hatte machen müssen, durch eine geringe Summe und versprach ihm seine fernere Unterstützung des Blattes. Von jenem Tage blies Siglowski mit vollen Backen in das Horn des Jesuitismus, und er, der zuvor nur Böses und Schlimmes von demselben gewußt hatte, wurde nun der Lobeserhebungen über diesen herrlichen und in jeder Beziehung aus-

gezeichneten Orden nicht müde. Rebinsky aber berichtete sofort nach Rom, daß dieser Siglowski eine feile Seele sei und daher für die Zukunft auch nur durch große Geldopfer erhalten werden könne.

Noch mehr erreichte der Jesuit bei Zandrowitsch. Dieser führte gemeinsam mit seinem Sohne die Redaktion der Gazotta Ludova, d. i. in deutscher Sprache „Volksbote.“ Beide, Vater und Sohn, ergänzten sich gegenseitig in negativen Eigenschaften. Der Alte war ein Jude gewesen und hatte aus Speculation das Christenthum angenommen, welches sich wahrhaftig auf eine solche Eroberung nichts zu Gute thun durfte. Er blieb aber auch als Christ an Geist und Nieren beschnitten, und machte wegen des unerhörten Schmutzes, den er in seinem Blatte auf die Welt setzte, die Runde durch alle Festungen Polens, was ihn aber nicht hinderte, mit wahrer Berserkerwuth über seine früheren Stammesbrüder und Glaubensgenossen loszuziehen. Sein Sohn und Mitredakteur hatte sich vor seiner schriftstellerischen Thätigkeit längere Zeit in Deutschland herumgetrieben und sogar in einem der damaligen Staaten desselben Militärdienste genommen. Seine saubere Aufführung brachte ihn jedoch um die Stellung, die er dort eingenommen, und er hatte sich dann nach Rom gewendet, wo er unter den Soldaten der römischen Armee freiwillige Heldenthaten verrichtete. Die letzte von diesen war, daß er seinem guten Kameraden und Freunde Wisske Kleider und eine Uhr entwendete und damit desertirte. Von diesem Augenblicke entschloß er sich zu einem ehrlichen Leben und spie, um homerisch zu reden, seine ganz unverdaulichen Rapsodien in das Blatt seines Vaters, des ehemaligen Juden. Rebinsky hatte die bewunderungswürdigen Eigenschaften dieser beiden Männer mit jesuitischer Schlauheit auszukundschaften und davon so weisen Gebrauch zu machen gewußt, daß er bei Zandrowitsch und Sohn nicht einmal das Geld seines Ordens spielen lassen durfte, um die beiden sammt ihrem Blatte für seine und die Zwecke des Ordens zu gewinnen. Auch hierüber konnte Rebinsky seinem Generale in Rom einen guten Erfolg berichten, und dieser sprach ihm seine große Zufriedenheit und Anerkennung, sowie den gewonnenen Redakteuren seine Ermunterung aus.

So haben es die Jesuiten in allen Ländern gemacht und lange Zeit dem Volke ihre Ansichten vorgeschrieben und aufgedrungen. Es war von jeher ihre Hauptaufgabe, die wahre öffentliche Meinung zu fälschen und durch eine erkünstelte zu ersetzen.

Rebinsky dachte sogleich daran, den jungen Zandrowitsch zur Durchführung seiner Pläne zu benützen. Er betraute ihn vorerst mit einer Mission nach Petersburg, um dort in Erfahrung zu bringen, ob der junge Ubryk, Elka's Gemahl, noch lebe und wo er in Sibirien internirt sei. Zandrowitsch reiste nach St. Petersburg ab, von Rebinsky mit reichlichem Gelde versehen, und fand das Leben in der Hauptstadt Rußlands sehr lustig. Nach einiger Zeit erinnerte er sich plötzlich, daß er zu einem gewissen Zwecke dahin gesendet worden sei, und brachte wirklich soviel über Ubryks Verhältnisse heraus, daß man unter den im Ministerium aufliegenden Listen der nach Sibirien Verbannten keinen Namen Ubryk finden könne. Es wußte nämlich weder er noch Rebinsky, daß Ubryk bei seiner Gefangennehmung einen andern Namen, Jablonowski, angegeben habe und also auch nur unter diesem in den Listen vorgetragen worden war. Ueber die Maßen vergnügt, doch etwas über Ubryk erfahren zu haben, kehrte Zandrowitsch nach Warschau zurück und meldete seinem hohen Gönner Rebinsky, daß man am Ministerium in St. Peterburg nichts von einem Ubryk wisse und dieser demgemäß gar nicht nach Sibirien transportirt sei.

Mit dieser Nachricht war nun Rebinsky allerdings nicht sehr zufrieden. Er wußte gerade jetzt soviel wie früher. Für seine und des Ordens Zwecke war es jedoch von der größten Wichtigkeit, etwas über das Schicksal des Vermißten zu erfahren, und es hing viel davon ab, ob er noch am Leben oder gestorben sei.

Da von russischer Seite aus nichts über ihn zu erfahren war, so blieb Rebinky nichts Anderes übrig, als sich direkt an das Regiment zu wenden, bei welchem er als Lieutenant gestanden. Dieses aber befand sich zu jener Zeit bereits auf dem Marsche nach der pyrenäischen Halbinsel, wohin Napoleon alle seine disponiblen Streitkräfte senden mußte, um des Landes Herr zu werden. Zudem waren durch den Frieden von Tilsit, die Errichtung des Großherzogthums Warschau die polnischen Regimenter disponibel geworden und wurden nun verwendet, den Aufstand in Spanien niederzuschlagen.

Da in Warschau für Rebinsky gegenwärtig nichts Wichtiges zu thun war, so bestellte er zur Bewirthschaftung der Güter des Grafen Wratislaw eine dem Orden ergebene Creatur, jenen Stanislaus, den wir schon kennen und der von Elka aus Bielow fortgejagt worden war. Er entschloß sich, die Nachforschungen über Ubryk jetzt selbst

in die Hand zu nehmen und zugleich einen neuen Feldzug gegen Elka oder vielmehr deren Vermögen zu unternehmen. Er erkundigte sich nach deren gegenwärtigen Aufenthalte und erfuhr von jenem Banquier, welcher die Besorgung ihrer Gelder vermittelte, daß sie sich gegenwärtig in der Kaiserstadt an der Seine aufhalte. Rasch hatte er seinen Entschluß gefaßt, seinen Koffer gepackt und fuhr mit Extrapost nach Paris.

Bereits nach vierzehn Tagen, da er Tag und Nacht reiste, kam er dort an und stieg in einem kleinen unscheinbaren Hotel des Quartiers Latin unweit des pont neuf ab.

Sein erster Gang war auf die Polizeipräfektur, wo er sich nach dem Aufenthalte der Gräfin Elka erkundigte. Er ließ alle polizeilichen Fremdenregister nachschagen, allein nirgends fand sich der Name der Gräfin.

Da sie unter ihrem Familiennamen Zolkiewicz nicht aufzufinden war, so forschte er nach dem Namen Ubryk. Allein auch unter diesem Namen war sie nicht zu finden. Der Polizeibeamte meinte, es sei wohl sehr wahrscheinlich, daß die Dame, die er suche, unter ganz fremdem Namen sich hier aufhalte, was ja sehr häufig vorkomme.

— Das wäre allerdings sehr fatal, sagte Rebinsky, wenn dem so wäre. Ich muß die Gräfin um jeden Preis ausfindig machen, da ich ihr wichtige Familiennachrichten zu bringen habe. Könnten Sie mir nicht in der Sache behilflich sein?

— Warum nicht, entgegnete der Beamte, sehr gerne!

— Das wäre mir sehr lieb, Sie könnten auf meine Dankbarkeit rechnen und ich würde Sie glänzend ho —

— St! machte der Polizeibeamte, indem er zuerst Rebinsky bedeutungsvoll ansah und dann einen raschen Blick über die anderen Angestellten schweifen ließ, welche in demselben Bureau arbeiteten. Sprechen wir hier nicht davon; es ist bald eilf Uhr, fuhr er leise fort, um diese Zeit gehe ich frühstücken und werde Sie an der Statue Heinrich IV. auf dem pont neuf erwarten. Seien Sie pünktlich da, denn ich habe nicht lange Zeit.

Rebinsky nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: ich verstehe! empfahl sich und ging. Langsam stieg er die alte finstere Treppe der Polizeipräfektur hinab, schritt über die Place Molière nach der Brücke dem Orte des Stelldicheins zu. Es war erst halb eilf Uhr

und somit hatte er eine volle halbe Stunde Zeit. Er betrachtete die Statue des großen Hugenottenkönigs, lehnte sich dann an die Brustwehr der Brücke, sah gedankenvoll hinab auf die grünen Wogen, die sich rasch zwischen den grünen Quais dahinwälzten und bewunderte das herrliche Panorama mit dem Louvre und den Tuilerien rechts, dem Quai Voltaire links und den Champs Elisées in der Ferne, welches sich vor seinen Augen entrollte.

Lange stand er so in Gedanken versunken, als es auf dem Thurm Notre Dame eilf Uhr schlug. Er wollte sich eben umwenden, um nach der Statue zuzuschreiten, als rasch eine Equipage mit gallonirtem Kutscher und Bedienten vorbeirollte. Auf den ersten Blick wollte es ihm scheinen, als ob er den Bedienten kenne und schon irgendwo gesehen habe. Ein zweiter Blick, den er in den Wagen warf, fiel auf ein anderes Gesicht, über welches er nicht einen Augenblick im Zweifel war.

— Das ist Elka, fuhr es ihm wie der Blitz durch den Kopf. Es ist kein Zweifel. Aber eben so schnell wie dieser Gedanke fuhr er mit der Hand in die Rocktasche, erfaßte das Taschentuch und hielt es vor das Gesicht. Es war auch die höchste Zeit; denn eben hatte er diese Bewegung ausgeführt, als die junge Dame im Wagen, die an der Seite eines eleganten jungen Herrn saß und sich sehr gut zu unterhalten schien, das Köpfchen herumwandte und ihm lachend in's Gesicht sah.

Dank dem Taschentuche und dem Mantel, in welchen er gehüllt war, erkannte sie ihn jedoch nicht und der Wagen rollte weiter.

Rebinsky war ein Mann von Geistesgegenwart.

— Sie ist hier! rief er aus. Jetzt gilt es augenblicklich zu handeln und ihre Spur nicht wieder zu verlieren.

Rasch blickte er um sich und sah einen Mann, der in ziemlich ärmlicher Kleidung langsam vorüberging.

— Habt ihr etwas zu thun? rief er ihm hastig zu.

Der Angeredete sah ihn verwundert an und erwiderte:

— Nein, mein Herr!

— Wollt Ihr Euch fünf Francs verdienen?

— Von Herzen gern.

— Nun gut, so thut, was ich Euch sage. Ihr seht dort jenen Wagen, der eben nach dem Louvre einbiegt?

— Ja, mein Herr!

— Eilt ihm nach und seht, wo er hinfährt. Sucht zu erfahren, wie die Dame heißt, die darin sitzt und wo sie wohnt.

— Aber bedenken Sie doch, mein Herr, daß der Wagen sehr schnell fährt und ich nicht so rasch nachkommen kann.

Ihr habt Recht, erwiderte Rebinsky, daran habe ich nicht gedacht. Hier sind fünf Francs, nehmt den nächsten besten Fiaker, steigt ein und heißt ihn jenen Wagen nicht aus den Augen verlieren und ihm so lange zu folgen, bis Ihr erfahren habt, was ich wissen will. Um fünf Uhr Abend werde ich wieder hier auf diesem Platze sein, da kommt her und bringt mir Antwort. Ihr sollt dann noch weitere fünf Francs haben.

— Sie sollen gut bedient werden, mein Herr!

— Jetzt nur rasch, macht daß ihr fortkommt.

Der Blousenmann machte flinke Beine und jagte dem Wagen nach, der während dieses Gespräches schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte. Eine Weile, so lange ihn Rebinsky im Gesichte hatte, hielt er sein flüchtiges Tempo ein. Als er aber an den Louvre gekommen war, gegen St. Germain l'Auxerois einbog, und der Jesuit ihn nicht mehr sehen konnte, hielt er seine Schritte an und blieb stehen.

— Da wäre ich doch ein Narr, sagte er, wenn ich so fortlaufen wollte, bis mir die Zunge heraushängt, oder gar die schönen blanken Francs einem Kutscher bezahlte; die kann ich besser verwenden.

Ohne sich lange zu besinnen, bog er bei der Kirche rechts nach der Rue de l'Arbre sec, einer jener winkligen, engen Straßen, ein, welche zu jener Zeit den Louvre umgaben und ging dort gerade zu einem Marchand de vin, wo er sich behaglich niederließ, sich einen Liter Wein und ein Frühstück geben ließ, dessen er sehr zu benöthigen schien; denn die ihm vorgesetzten Speisen verschwanden mit Sturmeseile. Um den Wagen und die Dame bekümmerte er sich weiter nicht und trank einen Liter nach dem andern.

Unterdessen war der Polizeibeamte bei der Statue Heinrich IV. erschienen und war auf den ihn erwartenden Rebinsky zugeschritten.

— Sie wünschen also, sagte er, daß ich Ihnen bei Auffindung der Dame, die sie suchen, behilflich sein solle.

— Sie würden mich allerdings sehr verbinden, wenn sie die Gefälligkeit haben wollten, mir dabei an die Hand zu gehen.

— Haben Sie schon gefrühstückt? fragte der Polizeibeamte.

— Nein, erwiderte Rebinsky.

— Nun, da könnten wir ja zusammen frühstücken und die Sachen näher besprechen, so etwas macht sich bei einer Flasche Wein viel besser aus.

— Sie haben Recht, gehen wir.

Sie gingen nun in eine nahe Weinstube, wo sie in einer Ecke Platz nahmen und wo Rebinsky ein reichliches Frühstück und eine gute Flasche Wein bestellte.

Als der Polizeibeamte die schreiendsten Bedürfnisse befriedigt und die Serviette zur Seite gelegt hatte, wandte er sich an Rebinsky:

— Welcher Art wäre also die Hilfe, deren Sie in Ihrem Anliegen benöthigen?

— Wie ich Ihnen schon gesagt habe, erwiderte ihm Rebinsky, suche ich in dringenden Angelegenheiten die Gräfin Zolkiewicz aus Warschau. Ich muß ihren Aufenthalt um jeden Preis in Erfahrung bringen.

Die Worte „um jeden Preis" fanden in dem Herzen des Polizeibeamten einen so kräftigen Widerhall, daß er sogleich sein Weinglas mit einem starken Zuge leertrank und einige neue Bouteillen aufsetzen ließ.

— Gräfin Zolkiewicz also heißt ihr Name, auch Ubryk nannten Sie dieselbe heute auf dem Polizeibureau. Zolkiewicz oder Ubryk, da springt für uns die Katze auf die gleichen Füsse, ich muß vor Allem ihre nähere Beschreibung erhalten.

— Die Gräfin ist noch sehr jung, sagte Rebinsky, und zählt höchstens zweiundzwanzig Jahre. Sie hat ein blühendes Aussehen, ich möchte sagen, sie ist von großer Schönheit.

— Jung und schön, mein Herr, welche Pariserin wäre das nicht? Ich möchte die sehen, die sich nicht noch bei grauen Haaren mit Schminke und Puder jung und blühend machen könnte. Sie müssen mir andere Merkmale angeben. Antworten Sie mir auf meine Fragen.

— Statur?

— Eher klein als groß.

— Pah, da sagt man mittlere. Haare?

— Rabenschwarz wie von Seide.

— Einfach schwarz, brummte der Polizeibeamte wieder nach. Stirne?

— Hoch.
— Augen?
— Teufelsmäßige.
— Ist keine Farbe, mein Herr. Roth, grün, weiße?
— Schwarze.
— Nase?
— Fein.
— Besser: proportionirt. Mund?
— Wie bei allen Frauenzimmern.
— Also klein. Kinn?
— Rund.
— Gesicht?
— Sehr schön.
— Ich meine, ob lang oder rund?
— O, ein ganz nettes abgerundetes Gesichtchen, sagte der Jesuit.

— Also oval. Besondere Merkmale? Zahnlücken oder dergleichen?

— Das nicht, dachte sich Rebinsky; aber den Teufel hat sie im Genicke. Keine besonderen Merkmale, sagte er dann zu dem Beamten.

— So, ist gut, antwortete dieser. Mehr brauche ich nicht zu wissen. Dabei legte er die Brieftasche zusammen, in welche er die angegebenen Punkte niedergeschrieben hatte, steckte sie ein und entschädigte sich dann mit dem Weine für die gehabte Mühe.

— Wie lange mag die Gräfin schon hier sein? fragte er dann wieder Rebinsky.

— Ungefähr seit einem halben Jahre. Ich habe sie erst vor einer Stunde über den Pont neuf fahren sehen.

— Was sagen Sie? Und Sie haben sich nicht auf den Wagen geworfen oder sie irgendwie auf sich aufmerksam machen können? Welche herrliche Gelegenheit!

— Ich bemerkte sie erst, als es schon zu spät war. Indeß habe ich einen Mann schleunigst dem Wagen mit der Weisung nachgeschickt, die Richtung desselben zu verfolgen und das Absteigequartier der Person darin auszukundschaften, und habe dem Manne bis fünf Uhr Abends ein Rendezvous auf der Brücke bestimmt, um seine Nachrichten entgegenzunehmen.

— Dann wollen wir noch warten, bis dieser Mann zurückkommt. Vielleicht hat er etwas erfahren, was uns dienen kann.

Bei diesen Worten zog der Polizeibeamte, nachdem er zuvor die Weinflaschen geleert hatte, seine Uhr heraus und erhob sich zum Gehen.

— Entschuldigen Sie, mein Herr, sagte er zu Rebinsky, meine Zeit ist karg gemessen, ich muß mich wieder sputen. Apropos, fuhr er fort, mit wem habe ich eigentlich die Ehre zu sprechen.

— Ich bin der Gutsbesitzer Ostrazowski aus Polen und sehr nahe zum Hause Zolkiewicz verwandt, sagte der Jesuit mit der unbefangensten Miene von der Welt.

— Mein Compliment Herr Ostra — weiß der Teufel, ich kann diese Namen nicht sprechen, man möchte sich die Zunge dabei brechen. Wie steht es aber mit den Geldern, die zur Bezahlung meiner geheimen Agenten erforderlich sind?

— Wieviel haben Sie nöthig? fragte Rebinsky.

— Hm, ein paar Hundert Franks.

— Die sollen Sie bekommen, und Ihre Dienste, mein Herr, werde ich speziell zu würdigen wissen. Wenden Sie sich nur, sobald Sie meiner bedürfen, an meine Adresse in das Hotel Molière.

Damit trennten sie sich und der Polizeibeamte verschwand in eiligen Schritten unter dem Menschengedränge, das besonders an den Quais und den Brücken zu jeder Tageszeit sehr bedeutend ist. Die Zeit, welche dem Jesuiten bis fünf Uhr Abends übrig blieb, benützte dieser dazu, daß er sich auf das Kriegsministerium begab, um über Ubryk, den Gemahl Elkas, womöglich nähere Nachrichten einzuziehen. Nachdem er von Thüre zu Thüre hatte wandern müssen und von dem einen Beamten an den andern verwiesen worden war, gelang es ihm endlich das zuständige Bureau ausfindig zu machen. Rebinsky brachte sein Anliegen vor, und man fand in den Personalakten des polnischen Lancierregiments, in dem Ubryk gestanden war, daß Lieutenant Jaromir Ubryk bei einer Rekognoscirung gegen die Russen von Kosaken angegriffen worden und gefallen sei.

Auf Grund dieser Aufzeichnung ersuchte nun Rebinsky den Militärbeamten, ihm einen amtlichen Todtenschein über Lieutenant Ubryk ausstellen zu wollen. Dieser weigerte sich indeß und meinte, daß man Ubryk zwar fallen, aber nicht sterben gesehen habe und es also immerhin im Zweifel stünde, ob er nicht schwerverwundet in

Feindes Hand gefallen und vielleicht noch am Leben wäre. Angenommen jedoch, daß Ubryk todt am Kampfplatze geblieben sei, müßte, ehe ein legales Todtenzeugniß über ihn ausgefertigt würde, jedenfalls ehevor eine öffentliche Aufforderung an ihn ergehen, sich innerhalb einer bestimmten Frist anzumelden, falls er noch am Leben wäre.

Rebinsky glaubte, weil ihm die Zustellung eines Todtenscheines abgeschlagen werde, wenigstens diesen letzten Ausweg ergreifen zu müssen, wodurch später dennoch die gesetzliche Verschollenheit über Ubryk ausgesprochen werden würde. Auf sein dringendes Ansuchen und seine Erklärung, die erlaufenden Kosten im Voraus decken zu wollen, fand sich endlich auch das Ministerium veranlaßt, die Einleitung zur Verschollenheitserklärung Ubryks treffen und denselben öffentlich zu irgend einem Lebenszeichen auffordern zu lassen. Wirklich erschien kurze Zeit nachher in den größten öffentlichen Blättern Frankreichs und Deutschlands folgende Bekanntmachung:

Aufforderung:

Der Sekondelieutenant Jaromir Ubryk, gebürtig aus Warschau, Großherzogthum Polen, 24 Jahre alt, wird seit dem Kriege 1807 gegen Rußland vermißt. Derselbe stand im polnischen Lancierregiment Nr. 2 und soll bei einer Rekognoscirung gefallen sein.

Besagter Kasimir Ubryk wird hiemit öffentlich aufgefordert, sich bei dem unterfertigten kaiserlichen Kriegsministerium innerhalb einer Frist von sechs Monaten a dato hujus um so gewisser anzumelden, als er außerdem für todt und verschollen erklärt würde.

Kaiserlich französisches Kriegsministerium.

Durch eine so weise Maßregel, die in jedem Falle unnütz war, weil Ubryk bei Lebzeiten ohnedies mit seiner Familie in Verbindung gestanden, im Tode aber sehr wahrscheinlich die Anmeldung unterlassen hätte, glaubte Rebinsky wirklich, den Gemahl Elkas zu einem Lebenzeichen zu vermögen, wenn er noch nicht todt war. Wir werden sehen, wie weit sich diese Hoffnungen verwirklichten.

Um die fünfte Stunde, zu welcher der Jesuit den Blousenmann an die Statue Heinrich IV. bestellt hatte, wartete Rebinsky auf dessen Erscheinen. Wirklich trat jener mit dem fünften Schlage auf den Jesuiten zu und lüpfte leicht seine Mütze.

— Ihr seid ein braver Mann, sagte Rebinsky zu ihm, daß Ihr so pünktlich am Platze seid. Habt Ihr das erfahren, was ich wissen will?

— Jawohl, mein Herr. Ich rannte gewaltig, den Wagen zu erreichen. Weil aber vier Räder schneller sind als zwei Beine, konnte ich ihn mit dem besten Willen nicht mehr einholen.

— Nun? fragte Rebinsky begierig. Habt Ihr ihn ganz aus den Augen verloren?

— Das nicht. Ich sprang, wie Sie mir sagten, in einen Fiaker und gab dem Kutscher den Auftrag, dem bezeichneten Wagen so scharf als möglich nachzufahren und in einiger Entfernung zu folgen. Dies geschah, und wir fuhren eine halbe Stunde hinter demselben über die Boulevards nach. Die Personen in der Equipage ließen mehrmals anhalten, stiegen aus und besichtigten einige Kaufläden.

— Personen? fiel ihm der Jesuit wieder ein. Es waren doch ein Herr und eine Dame?

— Natürlich, ein Herr und eine Dame, entgegnete der Blousenmann so unbefangen wie möglich. Endlich fuhr der Wagen in ein Hotel des Faubourg St. Honoré und da ein augenblickliches Gedränge den Fiaker aufhielt, so kam ich zu spät, um den Herrn und die Dame aussteigen zu sehen.

— Wie heißt das Hotel? fragte der Jesuit gespannt.

— Es ist das Hotel du bateau d'or. Ich erkundigte mich sogleich bei dem Portier, ob nicht ein Herr und eine Dame eben eingefahren wären und wie sie hießen. Derselbe bejahte mir dies, konnte aber ihre Namen nicht angeben, weil sie eben kurz abgestiegen wären.

— Gut, gut, das erfahre ich schon, es genügt mir, das Hotel zu wissen, sagte Rebinsky befriedigt. Ich danke Euch für Euere Mühe, hier habt Ihr noch fünf Franks.

— Entschuldigen Sie, mein Herr, ich muß Sie um zehn Franks bitten. Der Fiaker verlangte für das lange Gefährte sechs Franks und dem Portier mußte ich für seine Auskunft einen Franks geben; es blieben mir also für meine Anstrengungen während des ganzen Tages nur drei Franks.

— Nehmt noch diese zehn Franks, sagte Rebinsky, indem er ihm einige Silberstücke auf der Hand zählte. Damit seid Ihr wohl zufriedengestellt?

Unter den Versicherungen des herzlichsten Dankes verschwand der Blousenmann mit seinen so leicht verdienten Franks unter der Menge in dem befriedigendem Gefühle, sich einen vergnügten Abend verschaffen zu können.

Der Jesuit hatte seinen Entschluß, was nun zu thun sei, bereits gefaßt. Wenn er eilte, konnte er Elka noch in ihrem Hotel antreffen, später öffneten sich die Theater und dann mochte sie diese besuchen. Demgemäß warf er sich in eine eben vorüberfahrende leere Droschke, rief dem Kutscher das Hotel zu und fuhr davon.

Nach kurzer Zeit erreichten sie das Faubourg St. Honoré. Der Kutscher suchte vergebens nach einem Hotel du bateau d'or, und er mußte Rebinsky endlich mittheilen, daß sich ein solches gar nicht in dem Viertel befinde, vielleicht überhaupt in Paris gar nicht existirte. Die Wuth des Jesuiten über den unverschämten Blousenmann, der sich für seine Lügen noch sehr anständig hatte bezahlen lassen, war bei dieser Entdeckung nicht gering. Er hatte im Geiste schon Elka und Herrn von Nassow in unmittelbarer Nähe aus irgend einem Winkel heimlich beobachtet, hatte sie belauscht und ihre Verhältnisse ausgekundschaftet, und nun war ihre Fährte in dem großen Paris wieder ganz verloren. Es blieb ihm nichts übrig, als in sein Hotel zurückzukehren und von da von Neuem, aber geschickter seine Nachforschungen anzustellen.

So war auch der schlaue Jesuit einmal an der Nase herumgeführt worden, und er fing an zu glauben, daß es in Paris vielleicht noch größere Spitzbuben geben könne, als ihn und die Jesuiten.

XXXVI.

Entlarvt.

Ein Jesuit ist nie in Verlegenheit um die Mittel, durch welche er seinen Zweck erreichen will; es ist ihm nichts zu heilig und nichts zu schlecht, was ihm nicht dienen müßte. Rebinsky bewies diese jesuitische Eigenschaft bei seinen Nachforschungen nach Elkas Aufenthalt auf das Glänzendste. Wir wollen jedoch den freundlichen Leser nicht mit der Aufzählung der offenen und geheimen Wege, auf denen er sein Ziel verfolgte, ermüden. Dem Jesuiten gelang es endlich, den Aufenthalt Elkas in Erfahrung zu bringen, freilich nur gegen hohe Summen, die er dem fortwährend nachspürenden Polizeibeamten auszubezahlen hatte. Dieser hatte unter dem Vorwande, seine geheimen Agenten besolden zu müssen, öftere Remunerationen verlangt, jedoch allein den Aufenthalt der Gräfin ausspionirt. Mit Hilfe der niederen Sphäre der Polizeispione war es ihm nicht schwer geworden, ihre Spur aufzufinden und zu verfolgen. Auch genoß damals die Pariser Polizei unter dem berühmten Polizeiminister Fouché bereits den hohen Ruf im Detektivwesen, wie heute noch, und ihre Ausbildung ließ sie schon zu jener Zeit das Unmögliche möglich machen.

Sobald der Polizeibeamte die wichtige Entdeckung gemacht hatte, suchte er Rebinsky auf.

— Ich habe nun eine Gräfin ausgekundschaftet, welche die von Ihnen gesuchte sein dürfte. Ihr Aeußeres entspricht ganz dem Signalement, das Sie mir von ihr entworfen haben, auch andere Umstände sprechen dafür, daß ich mich nicht irre. Aber —

— Um Gotteswillen, fragte Rebinsky hoffend und fürchtend zugleich, was haben Sie wieder für ein „Aber"?

— Hören Sie. Die Gräfin heißt nicht Zolkiewicz, auch nicht Ubryk, sondern Rassow, ist auch keine Polin, sondern eine Deutsche. Ihr Gemahl ist in den Fremdenlisten unter den Namen „von Rassow mit Frau" vorgetragen. Was meinen Sie?

— Rassow? fragte sich Rebinsky langsam, als ob er sich besänne. Plötzlich leuchteten seine Augen auf, und die rechte Hand des Polizeibeamten derb schüttelnd, rief er voll Freude aus: Nun geht mir ein Licht auf. Warum habe ich auch nicht gleich daran gedacht! Mein Herr, wir haben sie jetzt gefunden, mein sehnlichster Wunsch ist nun erfüllt!

Rebinsky nahm den Polizeibeamten sogleich in eine nahe Weinstube und ließ sich von ihm beim Weine die Schliche, die er zur Ausfindigmachung der Gräfin angewendet hatte, ausführlich erzählen, wobei der listige Polizist nicht unterließ, die ihm aufgestoßenen Schwierigkeiten in den grellsten Farben auszumalen, um dadurch die verheißene Belohnung noch erhöht zu sehen. Nachdem sich Rebinsky noch das Hotel des Herrn von Rassow angeben lassen und jenen mit einer hohen Summe abgefunden hatte, trennte er sich von ihm, um von jetzt an seine Machinationen ganz allein und insgeheim zu betreiben.

Noch am nämlichen Tage fuhr der Jesuit zum Parke von Monceaux, an dessen Beginne sich das bezeichnete Hotel des Herrn von Rassow befinden sollte, stieg aus und stieß auf ein kleines Haus, das von einem lieblichen Garten umgeben in reizender Einsamkeit dalag. Hier wohnten Hugo und Elka in ungestörter Ruhe, entfernt genug von der Stadt, um den Reiz des Landlebens genießen und wieder nahe genug, um sich jeden Augenblick in den Lebensstrudel von Paris stürzen zu können. Sie hielten eine kleine Equipage und wenig Dienerschaft und verlebten in idyllischer Einsamkeit die glücklichsten Tage.

Rebinsky schlich sich längere Zeit an dem kleinen Hotel herum und fand es nun begreiflich, daß die Abgelegenheit desselben von den Hauptverkehrsadern der Weltstadt seine Nachforschungen ohne fremde Hilfe nie zum Ziele geführt hätte. Er begnügte sich für heute, die Umgegend kennen zu lernen und entdeckte zu seiner nicht geringen Freude, daß sich dem Hotel gerade gegenüber eine kleine Branntweinkneipe befand, aus deren Fenstern man die Einfahrt in das Hotel genau beobachten konnte. Der Umstand, daß die in den Park führende Straße rue de Monceaux zwar in fortlaufender, aber oft unterbrochener Reihe von Häusern besetzt und zu gewissen Zeiten sogar sehr belebt war, konnte ihn hinlänglich gegen Entdeckung durch Elka selbst sichern.

Am nächsten Tage trat in den Morgenstunden ein Arbeiter in die ärmliche Schnapsschenke. Er trug eine zerknitterte Mütze, eine blaue Blouse und ein längst nicht mehr gewaschenes Beinkleid von Segeltuch, das in die beiden Wasserstiefeln gesteckt war. Mit jener unwilligen Miene, durch welche sich viele Gäste die aufdringliche Geschwätzigkeit der Wirthe vom Halse halten wollen, setzte sich der Mann an ein Fenster, von dem aus er die Straße übersehen konnte, und ließ sich Wein geben. Dieser schien ihm jedoch nicht zu munden, denn er bestellte nach einer Weile Kafe. Auch den schob er, nachdem er ihn gekostet, ärgerlich zurück. Obwohl zu jener Zeit die Cichorie noch nicht erfunden war, welche heutzutage unsere Kafehäuser unsicher macht, so mußte es der Wirth doch verstanden haben, den Kafe herzlich schlecht zu sieden, weil der Mann sich nicht zu seiner Vertilgung entschließen konnte. Trotzig verlangte dieser endlich das Universaltränkchen der Franzosen, das sich für Freud und Leid, für angenehme und unangenehme Verhältnisse gleich vortheilhaft bewährt, das petit verre oder Lebenswasser, von den Deutschen Schnaps geheißen. Er mischte ihn mit Zucker und Wasser, drückte sich dann in eine Ecke und fuhr fort, regungslos auf die Straße hinauszustarren.

Am Abende entfernte sich der sonderbare Gast und kam am nächsten Morgen wieder. Er saß den ganzen Tag in seiner Ecke, die Augen fortwährend auf die Straße heftend, und trank wieder das französische Lebenswasser mit Zucker und Quellwasser. Das finstere unwirsche Wesen des Mannes, der sich weder um die andern Gäste noch den Wirth kümmerte, hatte die Neugierde des letzteren in hohem Grade gereizt, aber zugleich abgehalten, daß er dem Gaste mit irgend einer Frage nahte. Er mußte sich damit zufrieden geben, daß derselbe pünktlich seine Zeche bezahlte und ohne Gruß kam und ging.

Am dritten Tage erschien derselbe wieder, setzte sich in dieselbe Ecke, trank von demselben Schnaps und wandte ebenso die ganze Zeit kein Auge von der Straße ab, wie gestern und vorgestern.

— Weib! flüsterte endlich der Wirth, dem die Neugierde fast das Herz abdrückte, einer alten Hexe zu, die abwechselnd am Heerde und den Schnapsfässern beschäftigt war, geh und frag' doch Du einmal diesen Mann, was er eigentlich will.

— Was geht uns der Kerl an? schrie die zärtliche Ehehälfte, die ihrer stämmigen Statur und den ungemein harten Gesichtszügen

nach vor ihrer Verheirathung den berühmten Fischerweibern angehört haben mußte, hinter den Schnapsfäßern ihrem unterthänigen Gemahle zu. Er bezahlt richtig und kann sonst treiben, was er mag.

— Ich bitte Dich, Helene, sprich leiser, denn der Mann hört ja Deine Worte. Ich meine nur, daß er mir verdächtig vorkommt; er ist gewiß ein Polizeimann, der nach Jemand späht. Wenn er ein Arbeiter wäre, so tränke er den Schnaps nicht mit Wasser und Zucker, denn wo thut das ein Franzose? Er ist nur verkleidet, sein Gesicht steht gar nicht zu dem Anzuge, den er trägt.

Statt aller Antwort fuhr die „schöne Helena" mit einem Schürhacken aus ihrer festen Position hinter den Schnapsfässern auf den erschreckt zurückweichenden Mann los, der sich nun eiligst zu den Gästen retirirte und mit diesen das unvergleichliche Lebenswasser um die Wette trank, und wie es schien, vor den Augen seiner Angebeteten nicht mehr Gnade fand als ein anderer Gast.

Während dieser Scene hatte der Mann mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zum Fenster hinausgeschaut. Es war in dem Garten gegenüber ein Wagen vorgefahren und eine Dame in denselben eingestiegen. Der Mann verfolgte jede Bewegung, die drüben vorging, mit dem größten Interesse und als der offene Wagen endlich auf die Straße herausfuhr, verschlang er die Dame, die allein und verschleiert in dem gepolsterten Rücksitze lehnte, förmlich mit seinen Blicken. Die Equipage rollte die Straße hinab und der Mann drückte sich wieder in seine Ecke zurück. Ein dunkles Roth hatte seine gewöhnlich fahlen Wangen übergossen und wenn auch sein Herz hörbar unter dem Kittel klopfte, so sprach doch eine große Zufriedenheit aus seinen Blicken.

— Das war sie! murmelte er vor sich hin. Der verfluchte Schleier hat mir zwar ihr Gesicht verhüllt, aber ihre Haltung und ihre Manieren habe ich augenblicklich erkannt. Gott sei Dir gnädig, Canaille, jetzt habe ich Dich bis in Deine Höhle verfolgt und jetzt gibt es kein Entrinnen mehr! Deine Stunde hat geschlagen.

Nach einer Weile bezahlte er seine Zeche und verließ die Schenke. Er lenkte seine Schritte gerade über die Straße an die Einfahrt in den Garten des kleinen Hotels und rief durch die Glocke den Portier herbei. Dieser erschien und fragte kurz nach seinem Begehren.

— Ich bin ein Fuhrmann und möchte gerne ein Wörtchen mit Euch reden. Da — nehmt dieses Silber!

— Bitte, bitte, Herr Fuhrmann, Sie sind zu gütig, sagte der Portier, höflicher werdend, indem er die drei ihm in die Hand gedrückten Franks schmunzelnd in die Westentasche gleiten ließ. Womit kann ich Ihnen dienen?

— Ich wünsche nur den Namen Ihrer Herrschaft zu erfahren. Wohnt hier nicht eine Gräfin Zolkiewicz?

Der Portier schaute ihn mit großen Augen an und erwiderte nach einer Weile:

— Sol — lewitsch? Diesen Namen habe ich noch nie gehört. Hier wohnt Niemand mit so halsbrecherischem Namen.

— Dann heißt sie Gräfin Ubryk?

— Uberike? Aber diese Namen! So heißt sie auch nicht.

— Nicht? Das sollte mich wundern. Vielleicht wissen Sie, daß die Gräfin mit dem Vornamen Elka heißt?

— Thut mir leid, darum habe ich mich nie gekümmert. Uebrigens wozu diese Fragen? Wozu fragen Sie mich so aus?

— Weil ich gerade das wissen muß. Hier habt ihr noch einen Frank.

Der Portier nahm das Geldstück eben so bereitwillig wie die andern und steckte es ein. Diese Tugend haben alle französischen Portiers gemein, daß sie sich jede Auskunft mit einem Trinkgelde honoriren lassen.

— Danke Ihnen sehr, fuhr der Portier fort. Meine Herrschaft heißt von Rassow und ist nicht von hier.

— Ich weiß es, sie ist aus Deutschland; dort führt sie aber einen andern Namen, Zolkiewicz oder Ubryk, wie ich Euch gesagt habe. Wann kann man die Gräfin sprechen?

— Sie und die Gräfin sprechen? Was denken Sie eigentlich? Halten Sie die Gräfin für Ihresgleichen? Die Gräfin läßt keinen Fuhrmann vor.

— Nun, wer weiß! Sagt mir nur, zu welcher Stunde sie Besuche empfängt.

— Parbleu! Sie sind nicht recht bei Trost. In solchem Aufzuge werden Sie nie vorgelassen. Wenn Sie von der Gräfin etwas wollen, so schreiben Sie und ich gebe ihr den Brief.

— Gut, das werde ich thun. Wißt Ihr nicht, ob die Gräfin eine Polin ist?

— Hören Sie mein Lieber, was kann Sie das kümmern? Ich weiß gar nichts. Was wollen Sie denn von der Gräfin?

— Ich habe ihr ein Paquet zu überbringen und einige Aufträge persönlich auszurichten.

— Schreiben Sie nur und geben Sie das Paquet bei mir ab, dann werden Sie schon das Weitere hören.

Damit wandte sich der Portier ab und ließ den Fuhrmann stehen. Dieser schaute ihm Anfangs verdrießlich nach und ging dann langsam wieder auf die Schnapsschenke zu, in welcher er seinen alten Platz in der Fensterecke einnahm und durch seinen verzuckerten und gewässerten Branntwein die Neugierde des Wirthes auf's Neue heraus forderte. Er mochte da eine Weile gesessen haben, als ein Wagen die Strasse herauffuhr. Eine Dame saß in demselben; diesmal hatte sie den Schleier zurückgeschlagen. Zur linken Seite des Wagens ritt ein Cavalier mit blonden Schnurbarte und unterhielt sich freundlichst mit der Dame. Beide stiegen vor dem Hotel ab und verschwanden dann in demselben.

Der Mann in der Branntweinschenke hatte sie ängstlich beobachtet. Noch lange ruhten seine Augen auf dem Hotel gegenüber, dann erhob er sich und schlug den Weg nach dem Innern der Stadt in sein Absteigequartier ein.

Inzwischen hatte sich Elka mit Hugo — der freundliche Leser wird längst die Dame im Wagen als Elka und den Cavalier zu Pferde als Hugo, wie auch trotz des Fuhrmannskittels den hinterlistigen Jesuiten erkannt haben, — auf ihre Zimmer begeben. Während des Umkleidens fragte sie das Zimmermädchen, ob keine Briefe während ihrer Abwesenheit eingelaufen wären. Diese verneinte es, bemerkte jedoch, daß ein fremder Mann beim Portier nach ihr gefragt hätte. Elka wollte erfahren, was der Mann gewollt habe, und ließ den Portier rufen.

— Ein fremder Mann hat während meiner Spazierfahrt nach mir gefragt?

— Ja gnädige Frau.

— Was wollte er?

— Er wollte Ihren Namen wissen und fragte mich, ob Sie nicht So — Soko — witsche — Sokobolnwitsch. —

— Wie? fragte Elka über die Ungeschicklichkeit des Franzosen

lachend, der sein Organ nicht mit den polnischen Namen befreunden konnte. Zolkiewicz sagte er wohl?

— C'est ça! rief der Portier aus. So sagte er! Dann fragte er, ob Ihr Name nicht U—Ukrab sei.

— Hm! sagte Elka den Kopf schüttelnd. Ubryk wird er gesagt haben.

— C'est ça, c'est ça! rief der Portier wieder. Endlich sagte er, ob Ihr Vorname nicht El—

— Elka? Merkwürdig! Was antworteten Sie?

— Ich wisse nichts, wie es auch der Fall ist. Er wollte auch erfahren, ob die gnädige Frau aus Polen sei.

Elka wurde sehr unruhig; sie erbleichte und warf einen fragenden Blick auf Hugo, der schweigend den Rauch einer Cigarre vor sich hinblies.

— Was wollte der Mann eigentlich?

— Er sagte, er sei ein Fuhrmann und hätte ein Paquet zu überbringen.

— Wie sah er aus?

— Er war wie ein Arbeitsmann gekleidet und roch nach Schnaps. Sein Gesicht war bleich, die Augen lagen ihm in den Höhlen, die Haare hatten eine tiefschwarze Farbe. Es schien mir, als ob er nur verkleidet wäre, denn er sah sonst keinem Arbeiter gleich, führte viel Geld bei sich und wollte mir sogar eines anbieten, was ich natürlich zurückwies. Auch sprach er das Französische mit fremdem Accente.

— Laßt diesen Mann nie vorkommen, überhaupt Niemand, den Ihr nicht schon länger kennt. Geht jetzt.

Der Portier verbeugte sich und ging.

— Hast Du gehört, Hugo, wandte sich Elka nun an diesen, wie genau dieser Mann meine Namen kennt? Ich fürchte, es ist der tückische Rebinsky!

Rebinsky! sagte Hugo gedehnt. Was kann auch der Verwalter Deines Bruders Dir wollen?

— O ich habe eine trübe Ahnung, die mich auch hier nicht verlassen hat. Dieser Mensch verfolgt mich überallhin, er will mir nur Böses. Wozu verkleidet er sich, wozu schleicht er sich in meiner Abwesenheit an das Haus und will den Portier bestechen?

— Lächerlich! sagte Hugo. Dieser Mensch kann es nie wagen, Dir nur Böses zu wollen, geschweige zu thun.

— Doch, doch, Hugo, ich lasse mir das nicht nehmen. Ich erinnere mich ihn vor einigen Wochen auf dem pont neuf gesehen zu haben, wo er unserm Wagen nicht mehr ausweichen zu können schien und daher eiligst ein Taschentuch vor das Gesicht führte. In Folge dessen war ich meiner Sache nicht gewiß und glaubte mich getäuscht zu haben. Jetzt habe ich aber die Bestätigung erhalten. Hugo, Du mußt mich gegen diesen Menschen beschützen!

— Ich verstehe Dich nicht, Elka, wie Du Dich vor diesem Rebinsky so fürchten kannst. Die Geschichte mit ihm muß einen Hacken haben, und ich würde es Dir sehr danken, wenn Du endlich Dein längst gegebenes Versprechen einlösest und mir die Wahrheit unumwunden geständest. Komm, setze Dich zu mir und beichte, Du reizende Sünderin!

Elka erzählte nun Hugo mit der größten Aufrichtigkeit ihr eigenes und das Verhältniß ihrer Mutter zu Rebinsky; wie er als Lehrer sie verführte, wie er sie fortwährend mit seinen Liebesbetheuerungen verfolgte, wie sie ihm endlich einen Sohn schenkte und dann mit dem ganzen Haße eines verführten Mädchens verabscheute. Sie erzählte Hugo, wie Rebinsky sich wiederholt in ihre Familie eingedrängt habe, wie er sich in seiner Stellung auf alle mögliche Weise zu erhalten gewußt und ihren Bruder Wratislaw nach ihrer Abreise in ein römisches Institut überbracht hätte.

Hugo hatte der wahrheitsgetreuen Erzählung Elkas mit der größten Aufmerksamkeit zugehört und darin den Schlüssel zu manchen ihm bisher unerklärlichen Vorgängen gefunden. Es war ihm jetzt Vieles klar geworden, wovon er aus edlem Zartsinne bisher den Schleier nicht herabziehen wollte.

Zugleich war in ihm eine furchtbare Ahnung aufgestiegen. Sein freier, vorurtheilsloser Blick sagte ihm, daß dieser Rebinsky ganz besondere Absichten verfolge, daß er im Bunde mit unbekannten Genossen stehen und von diesen ermuthigt und unterstützt werden müsse. Der Umstand, daß er den jungen Grafen Wratislaw nach Rom in ein Jesuitenkollegium brachte, führte ihn geradewegs auf die Idee, ob dieser Mann nicht ein verkappter Jesuit sein könne? So absurd ihm anfangs dieser Gedanke erschien, je mehr er die Erzählung Elkas mit dem schlich- und ränkevollen Wesen eines Jesuiten zusammenhielt, desto überzeugender, desto gewisser wurde ihm jene Annahme. Das ganze Gebahren, die unverschämte Zudringlich-

keit, die geheimnißvolle Zurückhaltung, kurz das Räthsel, das in diesem Rebinsky wohnte, erschien ihm mit dem Worte Jesuit gelöst. Für ihn bestand kein Zweifel mehr, daß er es hier mit den Intriguen eines mächtigen und zugleich rachsüchtigen Ordens zu thun habe, den offenbar das große Vermögen des Hauses Zolkiewicz in die Augen gestochen haben müsse. Hugo hütete sich jedoch, von dieser Entdeckung Elka etwas mitzutheilen, weil sie einerseits nach der Gewohnheit aller Frauen gleich zu verzagt geworden wäre, andererseits aber er sich vergewissern wollte.

Sowie Hugo einmal zu diesem Schlusse gelangt war, bemächtigte sich seiner das Gefühl der Eifersucht und Rache. Er liebte Elka mit der ganzen Gluth der ersten Liebe und wurde fast rasend bei dem Gedanken, daß sie der Verführungskunst eines Jesuiten zum Opfer gefallen sei und dieser Unverschämte sie noch immer mit seinem unreinen Feuer verfolgen könne. Er konnte Elka nicht gram sein, weil sie damals weder den Verstand noch die moralische Kraft besaß, sich den Umarmungen eines liebenden Ungeheuers zu entwinden, aber um so größere Rache drohte er dem Entehrer, dem Verführer seiner Elka. Er schwur sich in seinem Innern, den Jesuiten mit dem Leben zu bestrafen, sobald ihm dieser Gelegenheit gebe, und wenn nicht aus Liebe zu Elka, so doch aus Rache gegen diesen elenden, aller Gemeinheit fähigen Orden, das Haus Zolkiewicz unvermerkt den Klauen wieder zu entreißen, in die es rettungslos gefallen zu sein schien.

Die darauffolgende Nacht kam kein Schlaf über die Augen Hugos. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager hin und her, die feinsten Entwürfe und die grausamsten Rachepläne durchkreuzten fortwährend sein Gehirn. Erst als der Tag graute, konnte er mit sich einig werden. Er hatte beschlossen, gegen Rebinsky ganz auf eigene Faust und ohne daß Elka hievon etwas ahne, vorzugehen, seine Absichten zu durchschneiden und die Sünden vieler Jahre schrecklich an ihm zu rächen; er hatte sich den Weg hiezu bereits genau vorgezeichnet und mit dem kommenden Tage sollte der Feldzug gegen den Jesuiten in aller Stille eröffnet werden.

Seiner Gewohnheit gemäß unternahm Hugo am nächsten Morgen den täglichen Spaziergang in den Park von Monceaux. Er fand daher Gelegenheit, den Portier für seine Zwecke zu instruiren, ohne daß Elka hievon etwas erfuhr. Dieser erhielt den Auftrag, den

Mann, wenn er sich wieder in der Nähe zeige, genau beobachten und bis in seine Wohnung verfolgen zu lassen. Wenn ihm dies gelänge, könne er einer namhaften Belohnung sicher sein.

Es laufen viele geldhungrige Teufel herum auf dieser schönen Erde, aber die unersättlichsten hievon sind gewiß die Kammerdiener und Portiers. Sie brauchen nur von klingender Belohnung oder so etwas zu hören, um dann für die auftraggebende Person auch durch's Feuer zu gehen. Gerade so erging es auch dem Portier des kleinen Hotels, der angesichts der versprochenen Belohnung den Mond vom Himmel herabzuholen versprach. Wirklich traf er sofort die Anstalten, welche ihm am geeignetsten zur schnellen Erreichung der Belohnung erschienen.

Er eilte sofort die Straße hinab und verschwand in einem an derselben liegenden Gartenhäuschen. Hier wohnte seine Schwester als die Frau eines Herrschaftsgärtners.

— Anna, sagte er zu ihr, Du mußt mir Deine Jungens überlassen, den Otto und Henri. Ich brauche sie für den ganzen Tag, vielleicht auch für morgen und übermorgen. Sie haben nichts zu thun, als auf Jemand zu warten, und ich gebe jedem einen Frank Belohnung.

Die Frau rief sogleich ihre Buben, welche dem Vater im Garten arbeiten halfen, und übergab sie ihrem Bruder, dem Portier. Diese waren sehr zufrieden, mit dem Onkel gehen zu dürfen, der ihnen noch einen ganzen Frank geben wollte, ohne daß sie ihm die Raupen und Würmer von dem Kohle suchen mußten wie dem Vater.

Während der Portier mit ihnen die Straße heraufging, unterrichtete er sie in ihrer Aufgabe.

— Ihr dürft gar nichts thun, Schlingels, sagte er zu ihnen, als in der Nähe der Schnapskneipe Ball spielen. Dabei merkt Ihr auf, bis ich mit dem rothen Taschentuche da an mein Fenster trete und mich schneuze. Dies thue ich dann, wenn ein gewisser Mann in die Schenke tritt. Diesen merkt Euch und wartet so lange, bis er wieder herauskömmt und nach Hause geht. Dann folgt ihm, ohne daß er etwas davon merkt, bis in sein Quartier und wenn es am andern Ende von Paris läge. Wenn Ihr das ausgekundschaftet habt, so kommt und erzählt mir Alles bis ins Kleinste. Jeder erhält dann ein funkelnagelneues Frankstück.

Die beiden Buben hüpften vor Freude und machten sich sogleich

in der Nähe der Schenke mit dem größten Eifer an das Ballspiel. Bald kamen noch Kameraden dazu und die Ballen flogen hin und her. Im größten Eifer des Spieles vergaßen sie jedoch keineswegs den Auftrag des Onkels und warteten bei jedem Manne, der gegen die Schenke herauskam, auf das originelle Zeichen. Lange wollte der rechte nicht kommen und sie hatten bereits das Mittagsbrod verzehrt, das ihnen die Mutter mitgegeben hatte.

Endlich schritt ein Arbeiter daher und ging gerade auf die Branntweinkneipe zu. In demselben Augenblicke erschien am Logenfenster des Onkels rothes Taschentuch, in die sich sein fast ebenso rother Gesichtsvorsprung versenkte. Die Luft zitterte einen Augenblick unter der Detonation, mit welcher er seine Nase dem Tuche eine Geschichte erzählen ließ. Die beiden Buben sahen sich den Mann, der eben in die Schenke trat, genau an und spielten dann weiter, bis er wieder herauskäme.

Dies dauerte jedoch eine geraume Weile. Erst als die Herrschaft des Onkels ausgefahren war, was gewöhnlich in den Nachmittagsstunden geschah, verließ auch der Arbeiter die Schnapskneipe und schritt langsam der Stadt zu. Nun begann für die Buben der größte und ihnen auch liebste Theil ihrer Aufgabe. Sie schlichen sich, scheinbar die Ballen vor sich herschiebend, ihm nach. Als er jedoch in andere Straßen einbog, begann der Mann rascher zu gehen. Sie schoben nun ihre Ballen ein und hielten sich, um ihn im Gedränge nicht aus den Augen zu verlieren, dicht hinter ihm, und zwar der eine auf der rechten, der andere auf der linken Seite der Straße. So ging es immer tiefer hinein in die Stadt und das immer zunehmende Menschengewühl nöthigte sie, kaum einige Schritte hinter dem Mann zu folgen. Dieser glaubte sich nicht beobachtet, sah nie rückwärts und so brauchten sie sich nicht besonders vor ihm zu verbergen.

Sie gelangten endlich, immer dem Arbeiter auf der Ferse bleibend, in das Quartier Latin. Hier stand der Mann einige Zeit stille und ging dann in das Hotel Molière. Fast zu gleicher Zeit mit ihm drängten sich die beiden Buben unter das Thor desselben und sahen, wie er in der Portierloge einen Schlüssel holte und darauf eine steile Wendeltreppe hinaufschritt. Bis dahin konnten sie ihm nicht folgen, sie hörten jedoch, wie er eine Thüre aufschloß und in

ein Zimmer trat. Offenbar mußte er hier wohnen, und die beiden Buben hatten den Auftrag des Onkels erfüllt.

Allein das genügte ihnen nicht. Ein Pariser Gamin kann nichts thun, ohne seine Neugierde hinlänglich dabei befriedigt zu haben. Es fiel jetzt dem älteren der Buben ein, auch den Namen dieses Mannes zu erfahren. Er theilte dies dem Bruder Otto mit und dieser meinte, sie sollten einfach den Portier fragen. Henri schalt ihn aber aus, daß er das so plump anfangen und gleich mit der Thüre in das Haus fallen wolle, er wisse etwas Besseres.

Einige Augenblicke darauf trat Henri mit seinem weißen Taschentuche in der Hand und in Begleitung seines Brüderchens in die Portierloge.

— Monsieur, sagte er mit halber Schüchternheit zu dem Portier, ist nicht gerade ein Mann gekommen, ein Arbeiter, mit einer Blouse und den Hosen in den Stiefeln?

— Ja; was gibt es?

— Wir möchten gerne wissen, wie er heißt?

— Sonst nichts? Wenn jeder Gassenschlingel käme und mich fragte, wie der und der heiße, wo käme ich da hin? Abfahren sag' ich!

— Bitte, der Mann hat sein Taschentuch verloren, ich habe es gefunden. Wenn er es zurückerhält, gibt er uns vielleicht ein Trinkgeld, und da hätte ich doch wissen mögen, wie sein Name ist.

Als der Portier von Trinkgeld hörte, wurde er sogleich milde gestimmt, und dachte, wenn er dem Manne das Tuch brächte, die Hälfte des hiefür erhaltenen Trinkgeldes für sich einstecken, die andere Hälfte aber den ehrlichen Findern geben zu können. Er nahm daher Henri das Taschentuch aus der Hand und sagte:

— Ich will das Tuch dem Herrn bringen; er heißt Jencykowski und ist ein Gutsbesitzer aus Polen. Wartet bis ich wieder komme, vielleicht gibt er Euch ein Trinkgeld.

Während sich der Portier entfernte, sagte Otto zu Henri:

— Wie hat er ihn geheißen? Gutsbesitzer Jen—ko

— Jencykowski, ich habe es mir wohl gemerkt. Damit wir den Namen nicht vergessen, merke ich mir „Jency" und Du „kowski", hörst Du?

Unterdessen kam der Portier wieder zurück und reichte Henri, der sich eine möglichst dumme Miene anzunehmen bemühte, das Taschentuch hin.

— Das Tuch gehört nicht dem Herrn, er hat keines verloren. Ihr bekommt auch kein Trinkgeld, aber Prügel, wenn Ihr Euch nicht gleich packt!

Wie wenn sie wirklich solche zu fürchten gehabt, sprangen die zwei Buben davon. Erst in einiger Entfernung begannen sie einen gemässigtere Schrittart anzuschlagen und machten sich auf den Heimweg. Dabei sagten sie fortwährend den ihnen zugefallenen Theil des fremden Namens vor sich her, um ihn nicht zu vergessen. Jency! Jency—kowski! kowski! so ging es dahin. Als sie aber an den Tuilerien vorbeikamen, marschirte eben ein Regiment Linieninfanterie mit klingendem Spiel daher, und sie blieben stehen und ließen es vorüberziehen. Mit dem letzten Manne war aber auch Otto sein Stück Namen entschwunden. Er fragte Henri und auch dieser hatte über den Soldaten das andere Stück vergessen. Die beiden Knaben setzten sich nun auf eine Bank an den Tuilerien und strengten ihr Gedächtniß nach dem entfallenen Namen an; vergeblich, er fiel ihnen nicht wieder ein, und sie mußten sich wohl oder übel nach Hause machen.

Sie meldeten demgemäß ihrem Onkel den ganzen Erfolg ihrer Spionage mit dem traurigen Schlußsatze, daß ihnen der Name ganz und gar entfallen sei, weil er ihnen zu polnisch gewesen wäre. Der Onkel Portier, selbst nicht viel an Gedächtnißstärke leidend, schrieb sich sogleich die Angaben der Knaben nieder und entließ sie, indem er jedem von den Buben einen neuen funkelnden Frank gab. Diese nahmen sich kaum Zeit, ihm zu danken, sondern eilten das schöne Geld der Mutter heimzubringen.

Am nächsten Morgen, als Hugo wie gewöhnlich seinen Morgenspaziergang nach dem Parke antrat, kam der Portier, ihm das Ergebniß seiner Nachforschungen anzuzeigen. Er berichtete, den Zettel mit den Angaben der Knaben ablesend, daß der Mann kein Arbeiter, sondern ein Gutsbesitzer wäre, daß er im Hotel Molière wohne, sein fremdländischer Name aber schlechterdings nicht auszusprechen, noch gar im Kopfe zu behalten sei.

Hugo lachte und versicherte ihm, daß er den Namen schon erfahren werde, weil er nur jetzt seine Wohnung und seinen Stand kenne. Er gab dem Portier ein Zwanzigfrankstück und empfahl ihm die größte Verschwiegenheit.

Hugo beschloß, für diesen Tag keine weitere Schritte in dieser

Angelegenheit zu thun, und überlegte sich nochmals die Maßregeln, die er zur Entlarvung des Jesuiten in Anwendung bringen mußte.

Demgemäß verfügte er sich erst am nächsten Mittage in das Hotel Molière. Er trat in die Portierloge und fragte:

— Ist hier nicht ein Gutsbesitzer aus Polen abgestiegen?

— Ja.

— Können Sie mir seinen Namen nicht angeben?

— Wozu wünschen Sie diesen zu erhalten?

— Weil ich ihn dringend sprechen muß. Nennen Sie mir nur den Namen, Sie dürfen es nicht umsonst thun.

— Mit größtem Vergnügen, mein Herr! Sehen Sie, hier im Fremdenbuche ist ein Gutsbesitzer aus Polen mit dem Namen Jenczkowski eingetragen. Der Herr hat jedoch gestern das Hotel verlassen und eine Privatwohnung bezogen.

— Was Sie sagen! Wissen Sie nicht, wohin er gezogen ist?

— Doch. Ich brachte ihm sein jetziges Logis zu, da er mich schon früher darum ersucht hatte. Er wohnt jetzt in Passy, grande rue Nr. 127 in einem kleinen Gartenpavillon. Heute habe ich auf sein Ersuchen auch einen Bedienten ausfindig gemacht und ihm denselben zugeschickt.

— Das ist mir unangenehm; ich muß ihn jetzt in Passy aufsuchen. Sie irren sich wohl nicht in dem Manne, den ich meine, der trug sich wie ein Arbeiter.

— Gerade der ist es, mein Herr. Er ging schon seit einer Woche wie ein gewöhnlicher Arbeiter aus und als ich ihn darüber einmal fragte, erwiderte er mir, er wolle wie einst der Sultan, der sich als gemeiner Mann verkleidete, auch die unterste Schichte der Bevölkerung von Paris studiren, da ihm dies höchst interessant und lehrreich vorkäme.

Hugo lohnte den Portier für die Aufschlüsse, warf sich in einen Wagen und fuhr sofort nach Passy. Er begnügte sich jedoch für diesmal, die Lage des kleinen Gartenhauses Nr. 127 in der grande rue und dessen Umgebung näher ins Auge zu fassen. Hiebei bemerkte er, daß demselben gerade ein Café gegenüber liege, und entwarf daraufhin seine weiteren Pläne.

Es handelte sich für ihn jetzt vor Allem darum, festzustellen, ob der angebliche Gutsbesitzer Jenczkowski wirklich Rebinsky, der nur diesen Namen angenommen haben konnte, oder am Ende eine andere

Persönlichkeit sei. Ohne diese Gewißheit konnte er vorläufig Nichts unternehmen. Die Reihe, sich zur Vergewisserung dieses Umstandes auf die Lauer zu legen, war daher jetzt an Hugo.

Bereits am andern Tage saß dieser in dem Cafe gegenüber dem Gartenpavillon in Passy, und spielte dort ganz dieselbe Rolle, wie der Jesuit einige Tage vorher in der Schnapsschenke am Parke Monceaux. Er brauchte auch nicht lange zu warten, als er zwei Männer aus dem Hause treten und auf die Gartenumfriedung an der Straße zukommen sah. Am Eingange blieben sie stehen, und Hugo erkannte in dem Einen deutlich Rebinsky. Dieser übergab dem andern, vermuthlich seinem Diener einige Schlüssel und ging dann raschen Schrittes die grande rue hinab an die Seine, wo die große Strasse von Paris nach St. Cloud führt. Es war kein Zweifel mehr, Rebinsky wohnte wirklich in dem Gartenhause. Während der Rückkehr nach Paris fand sich Hugo in seiner Annahme, daß Rebinsky ganz besondere Absichten mit Elka verfolgen müsse, mehr als je durch den Umstand bestärkt, daß dieser einen fremden Namen und sogar fremde Kleidung angenommen habe, um nicht entdeckt zu werden. Wieder hatte er einen wichtigen Schritt gethan; aber er war noch lange nicht am Ziele.

Er hatte jetzt die Gewißheit, daß Rebinsky in Paris sich aufhielt, wußte, wo er wohnte und wie er sich nannte. Es trat nun die weitere und wichtige Aufgabe an ihn heran, zu ermitteln, ob Rebinsky das auch war, wofür er ihn hielt, nämlich ein Jesuit. Das zu erfahren, war unstreitig am schwierigsten und Hugo konnte sich nicht verhehlen, daß vielleicht noch vieles Wasser die Seine hinablaufen werde, bis er auch über diesen Umstand Gewißheit erhalten haben würde.

Einige Tage später saß Hugo mit einem Freunde, dem Herrn de Dubartie im Palais Royal. Rassow und Dubartie hatten sich schon vor Jahren kennen gelernt und früher gemeinsam manche tolle Streiche ausgeführt. Dubartie war von seinem Vater, einem hohen Beamten der Republick, ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt worden und hatte deshalb im Jesuitenkollegium zu Bordeaux seine Ausbildung genossen. Als der Zeitpunkt da war, wo er sich zum Eintritte in den Orden als Novize entscheiden sollte, fand sich, daß der fromme Zögling neben seinen Studien noch Zeit gefunden hatte,

ein Mädchen zu lieben und Vaterfreuden zu empfinden. Von jeher eine romantische Natur, entfloh er aus dem Collegium und wußte endlich seinem Vater die Erlaubniß abzugewinnen, in der Welt bleiben und Staatsdienste nehmen zu dürfen. Nach dem Tode desselben entsagte er jedoch allem Herrendienste und lebte von dem ihm hinterlassenen bedeutenden Vermögen selbstständig in Paris. Seine Schicksale glichen in Manchem denen Hugos, und gleiche Ansichten ließen sie bald eine engere Freundschaft schließen.

Plaudernd unterhielten sich die beiden Freunde längere Zeit über die bedeutenderen Damen, welche im Palais Royal auf- und abwogten, — eine Unterhaltung, welche die Herren noch bis auf den heutigen Tag lieben. Unter den vorüberwandelnden Spaziergängern glaubte Hugo plötzlich ein bekanntes Gesicht zu sehen; bei näherer Betrachtung erkannte er Rebinsky. Dieser befand sich in Gesellschaft eines andern Herrn, der eine schwarze Kleidung trug, von der man nicht wußte, gehöre sie einem Geistlichen oder Weltmanne. Auch Rebinsky war in anständigem Schwarz gekleidet und kaum wieder von Hugo zu erkennen. Die beiden Männer gingen, ohne daß sie Hugo und Dubartie gesehen hätten, in lebhaftem Gespräch begriffen, an diesen vorbei und ließen sich in der Nähe auf eine eben leer gewordene Bank nieder, jedoch so, daß Rebinsky Hugo den Rücken kehrte.

Die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher Hugo den Beiden nachgesehen, hatte die Neugierde seines Freundes Dubartie erregt, und es war ihm auch der Gegenstand seiner Beobachtung nicht entgangen.

— Was siehst du Dir doch an diesen Schwarzen so Liebes, daß Du sie so lange Deiner gütigen Aufmerksamkeit würdigest? fragte er Hugo scherzend.

— Den einen davon glaube ich zu kennen. Sind es denn Geistliche?

— Der links wenigstens ist ein Jesuit, der Rektor des hiesigen Collegiums. Wie sollte ich ihn nicht kennen, da ich sein gefügiges Schäfchen werden sollte!

— Das ist mir sehr wichtig zu hören. Ich habe nämlich den andern im Verdachte, ebenfalls ein Jesuit zu sein.

— Dein Verdacht ist ganz überflüssig. Betrachte nur den Galgenstrick, ob nicht der Jesuit aus seinem ganzen Gesichte spricht. Gleich und gleich gesellt sich gern.

— Hm! sagte Hugo bedenklich, als ob er mit sich nicht schlüssig werden könne.

— Erlaube mir, mon cher, sagte Dubartie lachend zu ihm, mit Dir ist es nicht ganz richtig. Dich drückt irgendwo der Schuh dieser Jesuiten. Haben sie Dich vielleicht nicht absolvirt?

— Ich habe alle Ursache, bei dem Anblicke dieser Männer ernst gestimmt zu werden. Höre, was ich Dir über den einen zu erzählen habe und unterstütze mich dann mit Deinem Rathe.

Hugo erzählte nun seinem Freunde ausführlich die Beziehungen Rebinsky's zur gräflichen Familie Zolkiewicz, seine Intriguen, sein Nachschleichen nach Paris, Verlarvung und Namensänderung, endlich die Versuche, die er selbst zu seiner Entdeckung bereits unternommen habe und die Unentschlossenheit, auf welche Weise er sich und die Familie Zolkiewicz am besten an Rebinsky rächen könne.

— Das ist ja köstlich! rief Dubartie aus. Das gibt eine erwünschte Abwechslung in unserm gegenwärtigen einförmigen Leben — vorausgesetzt, daß Du mir erlaubst, an dem Feldzuge gegen dieses gefährliche Sujet theilzunehmen.

— Ich bitte Dich sogar darum. Was ist aber jetzt zu machen?

— Nom de Dieu, brütet Ihr Deutsche lange an einem Ei herum! Du wolltest doch vorerst Beweise haben, ob dieser Mann wirklich ein Jesuit sei?

— Es handelt sich eben um das „Wie".

— Diese Beweise lassen sich nicht anders herbeischaffen, als daß man sich gütlich oder gewaltsam in den Besitz seiner Papiere setzt. Er wird sie schwerlich mit sich in der Rocktasche herumführen, sondern in seinem Pulte wohlverwahrt hinterlegt haben, Es bleibt also nichts übrig, als das Pult zu sprengen und die Papiere zu nehmen.

— Du eilst meinen kühnen Plänen voraus; aber ich gebe zu, daß nur der einzige Weg zu diesem Ziele führt, wenn er auch nicht eben der geradeste ist.

— Nur keine Bedenken einem Jesuiten gegenüber. Der Zweck heiligt doch die Mittel. Nun laß uns aber die Ausführung unseres Papierraubes besprechen.

Die beiden Freunde verabredeten jetzt auf das Eingehendste die Art und Weise, wie sie sich die Papiere des Jesuiten aneignen wollten. Dubartie ließ es sich nicht nehmen, hiebei die Hauptrolle zu spielen.

Sie kamen überein, den Jesuiten und seinen Diener schon auf den dritten Abend in die Stadt zu locken und in ihrer Abwesenheit in die Wohnung zu bringen. Nachdem sie sich gegenseitig ihre Rollen zugetheilt, die Stunde und den Ort des Zusammentreffens festgesetzt hatten, trennten sich die beiden Freunde, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Vorhaben sogleich zu treffen.

Bereits am nächsten Morgen erhielt der einsame Bewohner des Gartenpavillons zu Passy ein Briefchen folgenden Inhalts:

Geehrter Herr!

Ohne die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu genießen, bin ich so glücklich, Ihnen einen bedeutenden Freundschaftsdienst erweisen zu können.

Sie schweben in einer großen Gefahr. Man verfolgt Sie und trachtet sogar nach Ihrem Leben. Hüten Sie sich, allein und unbewaffnet auszugehen.

Finden Sie sich morgen Abends Schlag 9 Uhr auf dem Vendômeplatz an der Säule ein. Dort werde ich Sie erwarten und Sie von Allem in Kenntniß setzen, was man gegen Sie vorhat. Wenn Sie einen verlässigen Burschen haben, so nehmen Sie diesen mit.

Als Rebinsky den Brief gelesen hatte, lachte er und sagte:

— Bin ich schon entdeckt? Fürchtest Du Dich, feige Elka, mich mit Dir in Paris zu wissen? Aber Deine Nachstellungen werden Dir nichts fruchten. Dank der Warnung dieses Freundes, der jedenfalls im Beichtstuhle von Anschlägen gegen meine Person gehört hat, werde ich mich in Acht nehmen und Deine Pläne zu vereiteln wissen.

Er rief hierauf seinem Bedienten, einer jener zahlreichen Persönlichkeiten in Paris, welche mit jeder Woche ihren Herrn wechseln, und sagte zu ihm:

— Jean, ich habe Feinde in Paris, denen es ein Vergnügen machte, mich auf dem Galgen baumeln zu sehen. Lade daher die zwei Sackpistolen und stecke immer die eine davon zu Dir, wenn Du das Haus verlässest. Auch wirst Du mich von heute an überall hinbegleiten und Dich im Nothfalle meiner annehmen. Morgen Abends fahren wir zusammen nach Paris, bestelle bis 8 Uhr einen Wagen.

Der treue Jean schwor, Leben und Blut für seinen Herrn zu lassen und auch den Teufel nicht zu fürchten, konnte aber dabei den

geheimen Nebengedanken nicht unterdrücken, im kritischen Augenblicke mit Siebenmeilenstiefeln Reißaus zu nehmen.

Am nächsten Abende stand um die bestimmte Stunde ein Fiaker vor dem Garten des kleinen Hauses zu Paßy und wartete. Nach einiger Zeit erschienen zwei Männer, verriegelten und verschlossen sorgfältig die Gartenthüre und stiegen in den Wagen. Der eine davon rief dem Kutscher: Vendômeplatz zu, und gleich darauf rollten sie die grande rue hinab gegen Paris.

Zur damaligen Zeit erleuchteten noch keine Gasflammen die Straßen von Paris, und in den weiter entlegenen brannten nicht einmal Oellampen. Es war daher stockfinster auf der großen Straße in Passy.

Als der Wagen mit den zwei Männern davongefahren und in der Ferne verschwunden, wurden zwei Köpfe hinter den Alleebäumen welche die Straße zu beiden Seiten begleiteten, sichtbar.

— Nassow! flüsterte der eine dem andern zu: nun haben wir das Spiel gewonnen. Der Narr ist wirklich in die Falle gegangen.

— Jetzt vorwärts, Dubartie, an's Werk! antwortete der andere leise.

Die beiden Männer schlichen sich nun an den Garten, in dessen rückwärtigem Theile der niedliche Pavillon lag. Sie kletterten über die niedrige Mauer und schritten leise und vorsichtig auf das Gartenhäuschen zu. Nichts regte sich, Alles war still. Kein Hund bewachte das Haus, dessen Bewohner waren eben fortgefahren und hatten sich begnügt, es sorgsam zu verschließen. Dubartie fand die einzige Thüre, welche in das Haus führte, verschlossen. Es schien auch keine Möglichkeit, sie eindrücken zu können, und Dietriche hatten die beiden in solchen Abenteuern unerfahrenen Freunde vergessen.

Sie umkreisten nun das ganze Häuschen, nach einer Oeffnung suchend. Es wollte sich nichts finden, das ihrem Drucke und ihrer Kraft nachgegeben hätte. Endlich entdeckte Nassow einen Fensterladen, der nicht von innen zugehackt, sondern einfach zugelehnt worden war. Beide machten sich nun darüber her, den andern Ladenflügel loszureißen und dann das Fenster zu erbrechen. Dieses letztere bereitete ihnen jedoch große Schwierigkeiten.

Dubartie wehrte Hugo ab, der mit der bloßen Faust durch die

Scheiben fahren wollte. Er lief zu einem nahen Wasserbassin und tauchte sein Taschentuch in dasselbe ein. Dann legte er das nasse Tuch auf eine Glasscheibe und schlug mit einem Steine darauf. Augenblicklich zerbrach die Scheibe. Die Nässe des Tuches dämpfte den hellen Klang des zerbrechenden Glases und verhinderte zugleich, daß die anklebenden Scherben klirrend zu Boden fielen.

Hugo löste nun die Scheibe ganz aus und öffnete dann das Fenster von Innen. Dubartie mußte der Erste sein und stieg sogleich in das Zimmer, Hugo folgte ihm nach. Sie schlugen Licht und zündeten ihre Laterne an.

— Soweit wären wir, sagte Dubartie lachend. Jetzt laß uns unsere Pistolen bereit halten, damit wir wenigstens nicht durch irgend einen unglücklichen Zufall überrascht werden.

Im matten Scheine der Laterne betrachteten sie nun das Zimmer. Es enthielt nichts als ein Bett, einen Schrank, Tische und Stühle. Hier konnten die Papiere nicht aufbewahrt sein. Nach längerem Suchen entdeckten sie eine Tapetenthüre, welche in ein anderes Gemach führte. Sie öffneten dieselbe und bemerkten sogleich in dem kleinen, mit Blumen verzierten Zimmer ein Schreibpult.

— Hier, sagte Dubartie zu ihm, liegt ein Meisel am Fenster. Wie gütig von dem Manne, daß er uns auch gleich die Brechinstrumente zu seinem Pulte bereit gelegt hat! Der Meisel wird uns das Pult öffnen.

Nach einigen Augenblicken krachte der Deckel und flog auf. In dem ersten Schubfache fand er die Schlüssel zu den übrigen Fächern und dem Hause; im zweiten ein Bündel Papiergeld, das er zum Zeichen, daß er kein Geld gesucht, in ein anderes Fach legte; im dritten und vierten fanden sich zwei Paquete Briefe und Papiere.

— Hier haben wir das Gesuchte! sagte Hugo, indem er die Papiere sogleich in die Tasche steckte. Es ist sonst nichts Bemerkenswerthes mehr im Pulte.

— Dann machen wir uns nur gleich aus dem Staube, erwiederte Dubartie. Komm, machen wir das Pult wieder zu, und nehmen wir noch den Schrank im äußern Zimmer mit.

Sie schlossen das Pult und die Tapetenthüre, öffneten den Schrank, fanden aber nur Kleider und keine Papiere darin. In

Folge dessen traten sie jetzt ihren Rückzug an. Dubartie verlöschte das Licht, und stieg wieder als der Erste durch das Fenster in den Garten. Hugo ihm nach.

Sie lehnten hierauf die Fensterläden zu, so daß man bei oberflächlicher Besichtigung Nichts von einem gewaltsamen Einbruche bemerken konnte, und schlichen sich durch den Garten an die Mauer.

In demselben Augenblicke hörten sie jenseits derselben auf der Straße zwei Männer in lautem Gespräche vorübergehen; beide griffen sogleich nach ihren Pistolen und warteten. Die Männer entfernten sich jedoch und traten in das gegenüberliegende Kafe.

Als wieder ringsum Ruhe herrschte, sprangen Rassow und Dubartie über die Gartenmauer. Sie befanden sich nun auf der Straße und eilten dieselbe sogleich hinab. Den ersten Miethwagen, der ihnen begegnete, nahmen sie und fuhren nach Paris.

Nachdem sie sich bei einer Flasche Wein von den Anstrengungen ihres Abenteuers etwas erholt hatten, schieden die beiden Freunde, und Hugo fuhr nach Hause.

Er suchte jedoch lange die Ruhe nicht auf. Spät nach Mitternacht saß er noch vor seinem Pulte und blätterte und las eifrig in den Papieren, die er geraubt hatte. Fortwährend ballten sich seine Hände und murmelten seine Lippen Entsetzen und Verwünschungen. Auch im Bette floh ihn der wohlthätige Schlaf und seine Gedanken beschäftigten sich ruhelos mit dem Inhalt der Papiere.

Am andern Morgen ging Hugo nicht wie gewöhnlich spazieren. Er stand erst später auf und nahm dann gemeinschaftlich mit Elka das Frühstück ein.

Nach demselben legte er, ohne ein Wort zu sagen, einen Bündel Papiere vor Elka, und blickte sie bedeutungsvoll an. Elka öffnete ihn neugierig und begann zu lesen. Schon nach einigen Minuten stieg ihr anfängliches Erstaunen zum Entsetzen und die höchste Aufregung bemächtigte sich ihrer.

— Heiliger Gott! rief sie aus. Nebinsky ein Jesuit?! Wer hätte das geglaubt!

— Lies nur weiter, liebe Elka! sagte Hugo lächelnd zu ihr.

Elka las und rief nach einiger Zeit wieder:

— Ist das möglich! Hugo, lies nur, was da steht!

Hugo nahm einen Brief und las:

Laudetur Jesus Christus!
Der
unwürdige Diener Gottes und General der Societät Jesu
an
seinen lieben Sohn im Herrn und Bruder Pater Anselm!

Du hast Uns kürzlich über den Stand der jetzigen Dinge in der Familie Zolkiewicz ausführlichen Bericht erstattet. Darnach hältst Du es nur mehr für die Hauptaufgabe, zu konstatiren, daß der eheliche Gemahl der Gräfin, Namens Ubryk, im Kampfe gefallen sei.

Wir theilen Dir nun Unsere Ansichten mit. Was wir wollen, weißt Du hinlänglich. Personen und Verhältnisse können Uns den Weg nicht verlegen, beide müssen beseitigt werden. Auch wenn jener Ubryk noch am Leben wäre, so könntest Du ja durch die Geistlichkeit Warschaus noch immer die Rechtmäßigkeit der mit der Gräfin eingegangenen Ehe bestreiten und die Ehe annulliren lassen. Wir loben Dich aber, daß Du einen kürzeren und sicheren Weg eingeschlagen.

Deine Absicht, nach Paris zu reisen, billigen Wir. Bedenke, daß Sünden, die Du für den Orden begehst, keine Sünden sind, und daß der Majestät und Reinheit Gottes gedient ist, wenn Du ein sündhaftes Weib aus dem Leben schaffst und ihr dadurch die Gelegenheit nimmst, Gott ferner zu beleidigen. Miethe Dir in Paris verlässige Personen, welche die Gräfin langsam oder schnell sterben lassen, und wenn es Dir allein möglich ist, so fällt das ganze ungeheuere Verdienst nur auf Dich.

Handle weise, mein Sohn, und nur dann, wenn Dir der Sieg sicher ist. Erfreue Uns bald mit der Nachricht von dem Tode der Gräfin und den Erfolgen, die Du in der bewußten Angelegenheit erzielt.

Alles zur größeren Ehre Gottes.

Gegeben zu Rom in al Gesu.

† Thaddäus
m. p.

Elka war nahe daran, in eine Ohnmacht zu sinken.

Aus dem Wege sollte sie geräumt, gemordet werden, und das befahlen diejenigen, in dessen Händen ihr Bruder Wratislaw sich befand!

In der größten Aufregung rief sie:

— Du bist entlarvt, Elender!

XXXVII.

Contreminen.

Am verhängnißvollen Abende schritten mit dem Schlage der neunten Stunde zwei Männer auf dem Platze Vendôme auf und nieder. Es waren der Jesuit und sein Diener. Sie maßen zusammen den ganzen Platz nach allen Richtungen ab, und glaubten in jedem zufällig Stehenbleibenden den Mann zu erblicken, der sie hieher bestellt habe. Es schlug zehn Uhr, und sie warteten noch. Mißvergnügt über das Ausbleiben der erwarteten Persönlichkeit, begann Rebinsky bereits an die Rückkehr zu denken. Nach einer weitern halben Stunde riß endlich der Faden seiner Geduld, und er trat mit seinem Diener den Rückweg nach seiner Behausung an.

Es mochte wohl über eine starke Stunde vergangen sein, als Rebinsky mit seinem treuen Diener in seiner friedlichen Behausung zu Passy anlangte. Der letztere sperrte den Garten und die Thüre des Hauses auf, sie traten in die Wohnung. Während der Diener das Licht brachte, legte Rebinsky Hut und Stock ab. Hiebei trat er in die Nähe des einen Fensters auf einen Glasscherben, der unter seinem Stiefel krachend in unzählige Stücke zerbarst. Brummend über die vermeintliche Nachlässigkeit des Dieners, befahl er diesem, die Scherben aus dem Zimmer zu entfernen.

Jean kam mit dem Lichte herbei, sah die Scherben am Boden und blickte unwillkührlich auf das Fenster. Einen Augenblick starrte er erstaunt dasselbe an und sah, daß mehrere Scheiben daran gänzlich fehlten.

— Herr! rief er Rebinsky zu, was ist hier geschehen? Das Fenster ist ja ganz zertrümmert. Wer mag das gethan haben?

Rebinsky kam herzu und untersuchte dasselbe. Der erste Blick darauf sagte ihm, daß hier ein Einbruch stattgefunden haben müsse. Auch die Jalousien wichen sogleich aus den Angeln und stürzten bei der ersten Berührung hinaus in den Garten.

— Großer Gott! Hier ist eingebrochen worden! Alles war

wohl verschlossen, es ist kein Zweifel, daß hier ein Verbrechen vorliegt. Komm und leuchte mir im Zimmer!

Mit diesen Worten stürzte er in das andere Zimmer und auf das Schreibpult zu. Der obere Deckel blieb ihm sogleich in den Händen, und während Jean leuchtete, zog Rebinsky ein Schubfach nach dem andern heraus. Er vermißte sofort die zwei Bündel Briefschaften und Papiere; alles Andere war noch da.

— Ha! rief er erbleichend vor Wuth und zähneknirschend aus, nun weiß ich, wer mir den heimlichen Besuch abgestattet hat! Elende Elka, das sollst Du mir büßen! Mein Geld ließest Du liegen, meine Pretiosen konntest Du nicht brauchen, aber meine Papiere!

Während der Diener sich wieder von seiner anfänglichen Bestürzung erholte und seinen Herrn das Glück anzupreisen bemühte, daß wenigstens das Geld und die Werthsachen nicht geraubt worden seien, sondern nur einige alte Briefe, lief Rebinsky in der höchsten Wuth einigemale im Zimmer auf und nieder. Plötzlich faßte er sich, ergriff Hut und Pistole und wandte sich zum Gehen.

— Behüte mir das Haus, bis ich wiederkomme, Jean! Ich werde sogleich auf die Polizei eilen und nicht zurückkehren, bis die elenden Räuber hinter Schloß und Riegel sitzen.

Damit stürzte er zur Thüre hinaus und entfernte sich in raschen Schritten durch den Garten auf die Straße nach Paris.

Rassow und Dubartie hatten bei ihrem abenteuerlichen Raubzuge in der That eine große Unvorsichtigkeit begangen, daß sie nur die Papiere mitnahmen und das Geld unberührt ließen. Rebinsky mußte dadurch nothwendig sogleich auf die Annahme geführt werden, daß die Räuber es nur auf seine Papiere abgesehen hatten, Niemand in Paris aber ein Interesse an diesen haben konnte, als Elka und ihr Beschützer, der Herr von Rassow. Diese ganz natürliche Folgerung konnte jedoch üble Folgen für sie nach sich ziehen, und der Jesuit war auch entschlossen, dieselben sofort für sie herbeizuführen und ihnen den Raub wieder in der ersten Stunde streitig zu machen.

Auf dem Wege nach Paris überlegte Rebinsky die Maßregeln, die ihm am ersten wieder zum Besitze der geraubten Papiere verhälfen. Er fand es für das Gerathenste, zuvor noch seinen Freund, den Rektor des Jesuitenkollegiums, aufzusuchen und mit ihm Berathschlagung zu pflegen. Es ist das eine höchst weise Vorsicht aller Jesuiten, daß sie selten auf eigene Faust, sondern nur nach vorher-

gegangener reiflicher Berathung unter sich handeln, und daher schreiben sich auch viele ihrer Erfolge.

Rebinsky ließ demgemäß die Polizeipräfektur abseits liegen und eilte in das Quartier Latin zu seinem Freunde.

— Gelobt sei Jesus Christus! grüßte er ihn beim Eintreten. Gut, daß Du noch wachest. Lege die Horen beiseite und bete sie später, ich habe Dir jetzt wichtige Dinge mitzutheilen.

— In Ewigkeit, Amen! erwiderte der Rektor, Pater Deusdedit, mit frommer Miene. Sei gegrüßt in meinem Hause, lieber Bruder, und nimm Platz.

Während Rebinsky sich müde auf das Sopha hinwarf, holte der fromme Pater aus einem Schranke zwei Flaschen Wein herbei, entkorkte sie und schenkte zwei Gläser voll des herrlichsten Saftes.

— Ecce lacrymae Christi! sagte er zu seinem Gaste. Das sind die wahren Thränen Christi, der Born des Lebens und der Glückseligkeit. Trink, Pater Anselm, denn quando bibo vinum loquitur lingua mea Latinum. *)

— Höre, Deusdedit, sagte Rebinsky, nachdem er vom Weine geschlürft hatte, ich bin heute Abends bestohlen worden!

— Wie? Bestohlen? Wie ging das zu?

— Ich wurde auf diesen Abend neun Uhr auf deu Platz Vendôme zu einem Rendezvous von einem Unbekannten eingeladen. Hier ist der Brief, worin er mir wichtige Mittheilungen über Nachstellungen gegen meine Person zu machen verspricht und mich auf der Hut zu sein warnt. In Folge dieser Einladung fand ich mich zur bestimmten Stunde am Platze ein und hatte aus Vorsicht meinen Bedienten mitgenommen. Während wir nun weit über eine Stunde auf den Unbekannten warteten, wurde in meiner Wohnung zu Passy ein frecher Einbruch verübt. Bei meiner Nachhausekunft fand ich ein Fenster eingedrückt, das Pult erbrochen, und die Correspondenz des hochwürdigsten Generals in Rom geraubt. Die Diebe haben sonst nichts angerührt, weder das Geld, noch die Pretiosen, aber die Briefe sind verschwunden.

Hm! sagte der Rektor. Das ist fatal. Unsere Correspondenz in unrechten Händen kann uns gefährlich werden. Warum hast Du aber die Briefe nicht verbrannt, wie es Vorschrift ist?

*) Wenn ich Wein trinke, spricht meine Zunge Gold.

— Weil ich Auftrag hatte, sie in einem Fascikel anzulegen, und nach Erledigung meiner Aufgabe wieder nach Rom einzusenden. In Vermögensstreitigkeiten sind sie ja oft später die wichtigsten Aktenstücke.

— Diese Correspondenz bezieht sich doch nicht auf die Erbschaftsangelegenheit, die Dich hieher geführt hat?

— Gerade darauf. Das Schlimmste ist, daß, wie ich fürchte, eben die betreffenden Personen die Schriftstücke gestohlen und jetzt in Händen haben.

— Um Gotteswillen, möge die heilige Jungfrau dies verhüten! Ist dieser Verdacht wirklich begründet?

— Leider zu gut begründet. Wer könnte in ganz Paris diese Correspondenz wollen, wenn nicht die, welche in ihr verhandelt werden? Gewöhnliche Diebe hätten das Geld und die Werthsachen genommen und alle Papiere zurückgelassen. Was läßt sich aber da machen?

— Diese Schriftstücke müssen um jeden Preis zurückerobert werden. Dazu kann uns nur die Polizei verhelfen. Ehe aber die Papiere am Ende bei dieser hinterlegt werden und den Orden und Dich in der furchtbarsten Weise kompromittiren, müssen wir schon zuvor die Diebe verdächtigt und ihre Verfolgung eingeleitet haben.

Du glaubst also, daß ich gleich auf die Polizei gehen und den Diebstahl anzeigen soll?

— Jetzt nicht. Bleib diese Nacht bei mir, damit wir morgen in aller Frühe zum Polizeiminister uns begeben und wirksame Hilfe gewinnen können. So gelingt es am Ersten, die Diebe ausfindig zu machen.

Rebinsky war damit einverstanden und brachte den Rest der Nacht bei seinem Collegen zu. Schon in aller Frühe des andern Tages waren sie auf dem Wege zum Polizeiminister Fouché, der schon in den ersten Morgenstunden Audienzen zu ertheilen pflegte. Die beiden Jesuiten wurden aber nicht vorgelassen, weil Fouché in der Nacht zum Kaiser berufen worden und noch nicht zurückgekehrt war. Sie beschlossen daher, vorläufig die Hilfe der niederen Polizei in Anspruch zu nehmen, und begaben sich zum Polizeipräfekten von Paris.

Rebinsky trug diesem sein Anliegen vor, und theilte ihm seinen Verdacht mit, daß die für ihn unersetzlichen Schriftstücke von einem deutschen Edelmanne entwendet worden seien. Er erfand zur größeren

Glaubwürdigkeit seiner Angabe ein feindschaftliches Verhältniß, welches schon seit früheren Jahren zwischen ihm und dem Herrn von Rassow obwaltet haben sollte. Zugleich setzte er dem Polizeimanne, der ihm die geraubten Briefschaften zurückbringen würde, eine sehr hohe Geldprämie aus.

Nachdem sich der Polizeipräfekt von dem Stande der Dinge genügend unterrichtet hatte, entließ er Rebinsky mit dem Bedeuten, sich um fünf Uhr Abends wieder auf dem Polizeibureau einzufinden, wo er das Resultat einer vorzunehmenden Hausdurchsuchung bei Herrn von Rassow erfahren würde.

Ziemlich vergnügt kehrten die beiden Jesuiten in die Wohnung des Rektors zurück, um dort den Abend abzuwarten, an welchem sie sich wieder, wenn die Hausdurchsuchung mit einiger Energie vorgenommen würde, im Besitze der wichtigen Papiere befinden konnten.

Bereits um acht Uhr Morgens befand sich ein Polizeikommissär mit einem weitern Gerichtsbeamten auf dem Wege nach Passy, nahm dort die Spuren des nächtlichen Einbruches in Augenschein, und begab sich von da nach dem Parke Monceaux. Als er dort anlangte, war es bereits zehn Uhr vorüber. Der Portier des kleinen Hotels, welches Herr von Rassow bewohnte, eröffnete ihm, daß dieser und die Gräfin soeben ausgefahren seien und vor zwölf Uhr nicht zurückkehren werden. Es blieb also dem Polizeikommissär nichts übrig, als sich einstweilen auf das Besuchzimmer führen zu lassen und dortselbst die Rückkehr des Herrn von Rassow abzuwarten; er hatte gemessenen Befehl, die Durchsuchung nur in dessen Gegenwart vorzunehmen. Die beiden Polizeibeamten vertrieben sich daher die Zeit so gut es ging, und füllten das Besuchszimmer mit so dickem Tabaksqualme, als ob sie ein Dampfbad hätten nehmen wollen.

Nach zwei Stunden fuhr ein Wagen vor dem Hause vor. Bald darauf kamen Hugo und Elka die Treppe herauf, ohne zu ahnen, welche Gäste ihrer warteten; die Diener hatten sie nur von der Anwesenheit zweier Herren unterrichtet, welche bereits seit zwei Stunden ihrer Rückkehr harrten. Ehe noch Hugo und Elka in ihre Zimmer treten konnten, vertrat ihnen der Polizeikommissär den Weg.

— Habe ich die Ehre, Herrn von Rassow vor mir zu sehen?

— Zu dienen, sagte Hugo etwas befremdet. Was belieben Sie?

— Ich bin kaiserlicher Polizeikommissär und habe die Ordre,

eine Hausdurchsuchung bei Ihnen vorzunehmen. Ich ersuche Sie daher, mir keine Hindernisse in den Weg zu legen und sich dem Gesetze unbedingt zu fügen.

— Wie Sie wünschen, mein Herr! Ich kann mir jedoch die Frage erlauben, aus welchem Grunde man in mein Haus dringt und was die Polizei darin zu suchen hat?

— Darüber mögen Sie die befragen, welche mich abgeordnet haben. Ich habe einfach meinen Befehlen nachzukommen und bitte Sie, mir alle Schlüssel zu Ihrem Hause, zu allen Schränken und Fächern sogleich auszuhändigen, sowie der von mir vorgenommenen Durchsuchung persönlich anzuwohnen.

Hugo wollte noch protestiren, aber Elka bat ihn, sich der Gewalt zu fügen und den Polizeikommissär in seinem Dienste nicht zu hindern. Er überreichte diesem daher, wenn auch mit innerem Widerstreben, mehrere Schlüssel und sagte:

— Mögen Sie Ihre Befehle ausführen, ich werde Sie nicht beirren. Was Sie aber auch suchen mögen, es wird sich nichts finden, das dem Gesetze zuwider wäre.

— Wird sich zeigen! sagte der Polizeikommissär, und trat sogleich in das Arbeitszimmer Hugos.

Das Erste, was er durchsuchte, war der Schreibtisch, auf dem verschiedene Bücher, Zeitungen und Briefe herumlagen. Er schüttelte alle Bücher durch, wandte jedes Blatt um, öffnete jeden Brief und durchflog ihn flüchtig; er zog alle Fächer heraus, musterte deren Inhalt genau, und untersuchte zuletzt den Schreibtisch, ob sich nicht ein geheimes Fach darin befände. Hierauf begann er von Neuem alle Papiere zu durchblättern und stückweise zu lesen, während Hugo schweigend an seiner Seite und Elka kreidebleich in der Mitte des Zimmers stand.

Nach halbstündigem Suchen kehrte der Polizeicommissär dem Pulte den Rücken.

— Hier ist nichts, was ich suche. Führen Sie mich gefälligst durch das Haus.

Schweigend führte Hugo den Polizeikommissär von einem Zimmer in das andere, auf den Dachbarren und zuletzt in das Erdgeschoß, welches die Wohnungen der Dienerschaft enthielt. Ueberall verhielt sich derselbe einige Augenblicke, durchsuchte flüchtig die Commoden und Kleiderschränke und kehrte schließlich wieder an den Schreibtisch

zurück, den er einer dritten, wo möglich noch sorgfältigeren Prüfung unterwarf. Er schien jedoch nicht das Gesuchte zu finden und ließ endlich seinen Begleiter zu Protokoll konstatiren, daß die Hausuntersuchung in aller Form des Rechtes durchgeführt worden sei, jedoch nicht zu dem beabsichtigten Resultate geführt habe, und befahl Hugo, den aufgenommenen Akt zu unterzeichnen. Hierauf empfahl er sich unter möglichster Höflichkeit und entfernte sich mit seinem Begleiter.

— Ich wäre vor Angst beinahe gestorben, lieber Hugo! sagte Elka, als die beiden Polizeibeamten das Haus verlassen hatten. Der Kommissär suchte gewiß nach den Papieren Rebinsky's, und ich fürchtete jeden Augenblick, er werde sie in Deinem Pulte finden. Die Angst hat mir das Herz zugeschnürt, daß ich kaum zu athmen wagte.

— Tröste Dich, mein Engel, ich war selbst Anfangs etwas aus der Fassung gebracht, was ich gerne gestehe. Die Polizei ist immer ein unangenehmer Besuch. Nun können wir aber lachen, da die Papiere nicht zum Vorschein kamen.

— O wie danke ich Gott! Wo hast Du sie nur verwahrt, daß der Polizeikommissär sie nicht finden konnte?

— Nachdem Du heute Morgens die Papiere gelesen hattest, versiegelte ich sie und gab sie dem Laufburschen, daß er sie zu meinem Freund Dubartie bringe, weil mir eine Ahnung sagte, daß uns die Polizei auf die Fersen steigen könnte. Dubartie wird sie besser verwahren können als ich, dachte ich, und ich kann mir jetzt zu meinem Einfalle Glück wünschen.

— Der Jesuit scheint seine Papiere sogleich vermißt zu haben. Ein neuer Beweis, daß er Böses gegen mich im Schilde führt, ist unsere Verdächtigung bei der Polizei. Wir müssen uns vor diesem Menschen, der nur auf unser Verderben sinnt, jetzt sehr in Acht zu nehmen.

— Beunruhige Dich seinetwegen nicht, Elka. Ich werde den Jesuiten noch rechtzeitig genug unschädlich machen. Ueberlaß das Alles getrost mir.

Von dieser Stunde an beschlossen Hugo und Elka, nur mehr zu Wagen das Haus zu verlassen, da sie die Rache des Jesuiten nunmehr doppelt zu fürchten hatten, und in einigen Wochen, wenn sie denselben gehörig gestraft hätten, überhaupt Paris zu verlassen und Frankreich zu meiden.

Rebinsky und sein Freund Pater Deusdedit konnten inzwischen die zu ihrem Erscheinen auf der Polizeipräfectur bestimmte Abendstunde kaum erwarten. Sie meldeten sich mit größter Pünktlichkeit beim Polizeipräfekten. Wie groß war aber ihre Bestürzung, als dieser erklärte, die bei Herrn von Rassow vorgenommene Hausdurchsuchung habe nicht eine Spur von den gesuchten Papieren ergeben und der recherchirende Polizeibeamte vielmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Herr durchaus nicht in Verbindung mit dem Papierdiebstahl zu bringen sei. Endlich sei Herr von Rassow nach der bei ihm veranstalteten Untersuchung auf der Polizei erschienen, habe Satisfaction für die Verunglimpfung seiner Ehre verlangt und auf die Bekanntgabe seines Verdächtigers erklärt, mit Rebinsky niemals in eine Berührung gekommen zu sein; demgemäß sei eine Untersuchung gegen den Anklagesteller, Herrn Rebinsky, wegen Ehrenbeleidigung an Herrn von Rassow anhängig geworden.

Mit hängenden Köpfen schlichen die zwei Jesuiten auf diesen unerwarteten Bescheid von dem Polizeipalaste davon.

— Das habe ich nicht erwartet, sagte der Pater Deusdedit in gelinder Verzweiflung zu Rebinsky. Auf dieser Welt gibt es eben keine Gerechtigkeit.

— Was liegt auch daran? erwiderte Rebinsky mit scheinbarem Gleichmuthe. Der eine Coup ist mißglückt, führen wir jetzt einen andern. Ich muß andere Wege einschlagen, die rascher zum Ziele führen.

— Das ist schneller gesagt als gethan, mein lieber Pater Anselm. Was bleiben Dir auch noch für Wege übrig?

— Wenigstens einer und den werde ich nun einschlagen. Kennst Du vielleicht hier einen Mann, der ein etwas elastisches Gewissen hat, der — Du verstehst mich doch, was ich meine?

— Ah, Du wolltest den Schlangen, die Dich in den Fuß beißen, den Kopf zertreten? Nun, wenn es sein muß, geschieht es doch wenigstens zur größeren Ehre Gottes. Ich kenne einen Burschen, der mein Beichtkind war, als ich noch in Toulon Curatpriester auf dem Bagno war. Der Kerl ist nach seiner Entlassung von den Galeeren hieher gezogen, und soweit ich ihn vom Beichtstuhle her kenne, schindet er um einige Franks auch den Teufel. Zu Deinen Zwecken würde ich Dir kein tauglicheres Individuum empfehlen können.

— Gut, schicke ihn mir lieber heute noch als morgen.

Bald darauf trennten sich die zwei Freunde, und machten sich in verschiedener Richtung auf den Heimweg. Pater Deusdedit erlaubte sich jedoch noch einen kleinen Abstecher in ein verrufenes öffentliches Haus, wo er die seinem Freunde versprochene Persönlichkeit anzutreffen wußte und sogleich das Weitere mit ihr verabredete.

Des andern Morgens, als Rebinsky eben das Bett verlassen hatte, ließ sich ein Mann bei ihm melden.

— Ich kenne ihn nicht, erwiderte Jean seinem Herrn auf dessen Frage, wer er sei. Er sieht aber aus wie ein Straßenräuber, zu jedem Knopfloche schaut der Strolch heraus. Sie werden gut thun, wenn Sie die Pistole in der Nähe fertig halten, falls Sie ihn vorlassen.

Trotz dieser schlechten Empfehlung ertheilte der Jesuit dem Besucher die Erlaubniß einzutreten. Nach einigen Augenblicken humpelte ein grosser stämmiger Mensch in das Zimmer. Sein ergrauendes Haar verrieth ihn als einen alten Burschen. Er trug ein schlechtes Käppi verwegen auf dem linken Ohre, das er auch im Zimmer nicht abnahm, eine gestreifte und vielverflickte Blouse, welche zugleich Hemd und Rock ersetzte, eine etwas kurze zwillene Hose und ein Paar zerrissene Schuhe, zu dessen Spitzen die Zehen höchst unternehmend in die Welt hinaussahen. Sein Gesicht war mit einem borstigen krausen Bart eingerahmt und der Ausdruck desselben ein Gemisch von Frechheit, Spitzbüberei und der größten Verkommenheit.

— Hab' die Ehre, sagte er beim Eintritte zu Rebinsky, dem er zugleich einen mächtigen Branntweindunst entgegenhauchte.

— Was wollt Ihr?

— Ich bin bestellt.

Dabei blinzelte der Mann mit den Augen.

— Von wem?

— Hm! sagte der Mann. Ich denke, Ihr kennt den Herrn. Er nennt sich Pater Deusdedit.

— Gut, ich weiß schon und habe Euch bereits erwartet. Setzt Euch, mein Lieber.

— Ich kann stehen auch, behaltet Euern Stuhl.

— Wie heißt Ihr? fragte ihn der Jesuit.

— Wie werde ich denn heißen? Latif heiße ich eben.

— Ihr sollt mir einen Gefallen thun, Herr Latif.

— Wenn Ihr mich gut bezahlt, warum nicht?

— Hört einmal zu. Ich habe hier Feinde, mächtige, gefährliche Feinde, und die —

— Die möchtet Ihr ein bischen gurchgewalkt haben?

— Ja und Nein. Ich möchte sie gleich so durchgewalkt haben, daß sie vergessen aufzustehen.

— Verstehe schon, sie sollen — gemacht werden.

Bei diesen Worten machte der Gauner mit der rechten Hand eine Bewegung um den Hals, als ob er sich gleich selbst die Gurgel abschneiden wolle. Rebinsky erschauderte unwillkürlich vor dieser beredten Pantomime.

— Wann wolltet Ihr dies schon ausführen? fragte ihn der Jesuit weiter.

— Heute, morgen, je nachdem sich die Verhältnisse gestalten. Wer wäre die Person, der ich an die Haut soll?

— Es sind ihrer zwei: ein gewisser Herr von Rassow und seine Dame, eine Gräfin Zolkiewicz. Die letztere ist jedoch die wichtigste, diese darf keine Gnade erfahren. Beide wohnen in dem letzten Hause vor dem Parke von Monceaux; gegenüber liegt eine Schnapsschenke, von welcher aus Ihr dasselbe unbemerkt betrachten könnt. Wenn die That geschehen ist, so mögt Ihr mit den Leichnamen beginnen, was Eu . am besten dünkt.

— Also zwei vornehme Fremde, sagte der Gurgelabschneider erfreut. Da ist es vielleicht der Mühe werth. Aber jetzt kommt die Hauptsache: was bietet Ihr mir für meine Dienste?

— Tausend Franks baar, erwiederte der Jesuit nach einigem Besinnen.

— Seid Ihr ein Narr? Tausend Franks und nicht mehr? Da können wir kein Geschäft mitsammen machen. Um tausend Franks rührt Euch der letzte Fellhäuter keinen Frosch an, geschweige einen Menschen. Latif riskirt um eine solche Bagatelle nicht die Galeeren.

— Welche Summe verlangt Ihr dann?

— Zweitausend Franks.

— Das ist viel, sehr viel, mein Lieber. Ihr sollt aber die zweitausend Franks in Gottes Namen haben, wenn Ihr nur Eure Sache gut ausführt. Sobald die beiden Personen beseitigt sind, seid Ihr ein reicher Mann.

— Tausend Franks, die erste Hälfte, müßt Ihr mir aber gleich

auf der Stelle geben; und wenn Ihr mir etwa nach vollbrachter That die andere Hälfte verweigern wolltet, so sage ich Euch gleich, daß ich Euch als den Mörder verrathe. Mir bleibt es gleich, ob ich in Paris Schnaps trinke oder am Galgen tanze; Euch dürfte aber eine derartige Standeserhöhung kaum erwünscht sein.

Die Unverschämtheit dieses Menschen empörte selbst den Jesuiten aufs Tiefste. Schweigend durchmaß Rebinsky einigemale das Zimmer, um seine innerliche Wuth zu ersticken. Er sah jedoch ein, daß, wenn er endlich einmal zu seinem Ziele gelangen wollte, er sich die Anforderungen dieses Gauners gefallen lassen und gute Miene zum bösen Spiel machen müsse.

Er schritt auf sein Schreibpult zu, nahm ein Bündel Papiergeld aus demselben und zählte Latif tausend Franks in Banknoten auf.

Dieser strich das Geld, nachdem er es mehrmals vorsichtig nachgerechnet und die Echtheit der Noten am Lichte geprüft hatte, ein, ohne ein Wort des Dankes darüber zu verlieren.

Nachdem ihn der Jesuit noch in die genauern Verhältnisse eingeweiht und ihm Alles weitschweifig erklärt hatte, sagte Rebinsky zu Latif:

— Geht jetzt und verliert keine Zeit. Gott segne Eure Arbeit!

— Das meine ich auch, sagte Latif spöttisch und schritt, mit der rechten Hand im Hosensacke die Werthpapiere bewachend, zur Thüre hinaus.

Rebinsky schaute ihm längere Zeit nach und machte seinem bisher verhaltenen Aerger über die dreiste Unverschämtheit dieses Verworfenen in den grellsten Flüchen Luft. Es tröstete ihn nur der eine Gedanke, daß, wenn auch zur Herbeiführung des Todes der Gräfin Zolkiewicz bedeutende Kosten aufgewendet werden müßten, diese doch zu ihrem dem Orden anheimfallenden Vermögen in gar keinem Verhältnisse stünden.

Latif begab sich vor Allem in das dem Gartenpavillon des Jesuiten gegenüberliegende Kafe und nahm dort, da es noch früh an der Zeit war, ein sehr anständiges Gabelfrühstück ein, verschlang es vielmehr, und erwärmte sich dann an einer tüchtigen Ration Branntwein zu neuem Handeln. Gegen Mittag trollte er die Richtung gegen den Park von Monceaux hinauf.

Es dauerte nicht lange und Latif saß wieder vor dem einzigen Geiste, dessen feurige Majestät und gewinnende Güte ihm allein zu

imponiren vermochte. Er betrachtete von der Schnapskneipe am Parke von Monceaux aus das Hotel des Herrn von Rassow. Die Aufschlüsse, welche ihm der Jesuit über ihn gegeben, befriedigten seine natürliche Neugierde keineswegs und er wandte sich daher an den Wirth, mit dem er der Herzlichkeit seines Empfanges nach zuschließen, schon längere Zeit genauer bekannt war.

— Welche Tagdiebe wohnen denn da drüben? fragte er den Wirth.

— Feine, reiche Leute, erwiederte dieser; mein Nachbar ist ein deutscher Graf mit seiner Frau. Sie haben aber das Haus gekündet und wollen wieder nach Deutschland zurückkehren, wie die Bedienten sagen.

— Das wäre! sagte Latif. Wenn sie reich sind, dann kann man sie schon einmal um einige Sous Unterstützung ansprechen!

Während er noch sprach, rasselte eine kleine Equipage daher, in welcher ein Herr und eine Dame saßen, bog gerade in den Garten ein und hielt dann am Hotel an. Der Herr und die Dame stiegen aus und traten in das Haus.

— Das sind sie! sagte der Wirth zu seinem Freunde Latif. Wenn Du von ihnen einige Sous erhalten willst, so springe jetzt hinüber, sonst könntest Du vielleicht nicht einmal Deinen Schnaps bezahlen.

— So, Du Schuft? Glaubst Du, Du darfst einen ehrlichen Mann wie mich beschimpfen? Hier wechsle mir, wenn Du kannst!

Dabei legte er eine Fünfzigfranksnote vor, worauf der Wirth schleunigst seine Mütze vom Haupte riß und sie nicht wechseln zu können erklärte. Befriedigt über die Verlegenheit desselben, steckte Latif die Note wieder ein, warf einiges Kupfer auf den Tisch und entfernte sich mit den Worten:

— Jetzt gehe ich erst recht betteln; aber Du sollst von mir keinen Centim mehr verdienen.

Während des Wirthes bessere Ehehälfte, die schöne Helena, ihren Mann unbarmherzig wegen seines Verstoßes gegen den Gast mit dem eisernen Schürhacken durchprügelte, schritt Latif über die Straße und fragte den Portier, ob hier nicht ein Herr von Rassow wohne. Der Portier betrachtete den Fragesteller vom Fuß bis zum Kopfe, schüttelte dann bedenklich sein Haupt und erwiederte:

— Allerdings wohnt dieser Herr hier, gibt sich aber nicht mit solchen Lumpen ab.

— Was, Lump? Wer ist ein Lump? Ich sage Euch, wenn Ihr dieses Wort nicht zurücknehmt, so werfe ich Euch durch die Sonne und den Mond, daß Ihr an den Sternen hängen bleibt.

Auf die drohende Bewegung, die der große Kerl hiebei gegen den Portier machte, als ob er ihn in der That in die Luft schleudern wolle, ergriff jener eiligst die Flucht. Die zwischen den beiden aus der Ferne mit größter Lebhaftigkeit geführte Conversation lockte endlich Herrn von Rassow selbst herbei, der auf den außer dem Gartengitter stehenden Latif zuschritt und ihn nach seinem Begehr fragte.

— Sind Sie selbst Herr von Rassow?

— Der bin ich.

— Ich habe Ihnen eine höchst wichtige Mittheilung zu machen, mein Herr. Sie werden mir dafür sehr dankbar sein.

Nach längerem Ausforschen erkannte Hugo, daß der Mann, so gefährlich und spitzbübisch er aussah, dennoch eine wichtige Thatsache, die entweder ihn oder den Jesuiten berühren müsse, und gestattete ihm daher Einlaß. Er nahm ihn auf das Besuchzimmer mit, und ließ Elka herbeirufen.

— Dieser Mann will uns wichtige Mittheilungen machen können, behauptet er; wandte sich Hugo in deutscher Sprache an Elka. Ich wünsche daher, daß Du Zeuge davon bist.

— Was haben Sie uns zu sagen? fragte darauf Elka den Mann, mit Abscheu dessen widerwärtige Erscheinung betrachtend.

— Zuvor muß ich wissen, entgegnete dieser, was Sie für meine Mittheilungen bezahlen; denn umsonst rette ich Ihr Leben nicht.

— Das ist ein Schwindler, der uns zum Besten haben will, bemerkte Hugo wieder zur Elka. Dann fuhr er Latif an:

— Sie wollen uns nur Geld herauslocken. Gehen Sie und halten Sie andere Leute zum Narren. Ich habe kein Verlangen nach Ihren Mittheilungen.

— Auch recht, entgegnete Latif mit größter Gleichgiltigkeit. Interessant wären Sie gewesen meine Mittheilungen, und das Leben ist am Ende mehr werth als einige Franks. Uebrigens geschehe Ihr Wille. Adieu.

Damit wandte sich der Gauner zum Gehen. Als er zur Thüre hinaus war und mit schweren Tritten die Treppe hinabpolterte, hatte

auch Elkas Neugierde, zu erfahren, was er denn so Wichtiges wisse, den höchsten Grad erreicht. Sie rief ihm demnach über die Stiege nach, daß er umkehren und wieder heraufkommen möge. Latif ließ sich nicht lange bitten und trat wieder in das Zimmer. Hugo bemühte sich nun, Elka zu Liebe freundlicher gegen ihn aufzutreten.

— Wissen Sie wirklich etwas von Belang in Bezug auf meine oder der Gräfin Person? fragte er Latif.

— Und ob! Wenn Sie mir fünfhundert Franks geben, verrathe ich Ihnen Alles, außerdem kein Wort.

— Gut, Sie sollen diese Summe erhalten, sagte Elka.

— Geben Sie mir Ihre Hand darauf!

Elka reichte dem schmutzigen Burschen ihr zum Glück behandschuhtes rechtes Händchen, welches Latif derb in der seinen schüttelte. Darauf begann er:

— In der grande rue Nr. 127 zu Passy wohnt ein Mann, der einen polnischen Namen trägt, den ich mir nicht merken kann. Dieser Mensch hat mich gedungen, Sie beide abzuthun.
Latif machte wieder eine jener Pantominen um seine Gurgel, welche Elka erbleichen machte.

— Ist das möglich? rief Hugo aus.

— Möglich? Warum denn nicht? Ich brauchte ja nur mein Dolchmesser aus der Tasche zu ziehen und Sie beide niederzustechen; aber ich mag nicht. Der Mann, der mich gedungen hat, will mir nur dreihundert Franks dafür geben. Sie werden einsehen, daß ein ehrlicher Mann wie ich bei solcher Bezahlung nicht existiren kann. Um dreihundert Franks bringe ich keine todte Katze um.

— Der Mann in Passy hat Sie also wirklich um diese Summe zu unserer Ermordung gedungen?

— Wie oft soll ich Ihnen das noch sagen? Ich begab mich hieher in der Absicht, Ihnen bei nächster Gelegenheit aufzulauern und Sie beide kalt zu machen. Als ich Sie jedoch nach Hause fahren sah, dachte ich mir: Nein, diese Frau bringst du nicht um, sie ist sehr schön und jung, es wäre Schade um sie. Wenn du ihr das Complott verräthst, so wird sie dich für die dreihundert Franks gerne entschädigen. Sehen Sie, ich ließ Sie beide am Leben, und jetzt geben Sie mir gefälligst die versprochenen fünfhundert Franks.

Elka war sprachlos vor Erstaunen. Sie wußte nicht, sollte sie sich mehr über die Verworfenheit und Rachsucht des Jesuiten

wundern, der ihr und Hugo nach dem Leben trachtete, oder über die kalte Gleichgiltigkeit des gedungenen Spitzbuben, der von Abstechen und Umbringen wie von einer selbstverständlichen Sache redete. Es war zweifelhaft, wer von beiden tiefer in der Schlechtigkeit versunken war, der Jesuit oder der von ihm gedungene Mörder.

Hugo hatte inzwischen die fünfhundert Franks herbeigeholt, nachdem er zuvor einen Bedienten in das Zimmer gerufen hatte, um Latif zu überwachen. Er händigte sie ihm in Papier ein und Latif zählte sie mehrmals eifrig nach. Er wollte sich eben entfernen, als ihn Hugo noch zurückhielt.

— Halt, noch ein Wort! Was sagt Ihr dazu, wenn wir jetzt den Spieß umkehrten, wenn ich Euch gegen den Mann in Passy dingte?

— Das läßt sich hören. Der Mann in Passy hat mir ohnedies nicht das geringste Vertrauen eingeflößt; ich hätte große Lust, ihm das Kreuz lahm zu schlagen. Was zahlen Sie für meine Dienste?

— Fünfhundert Franks, aber keinen Sou mehr.

— Meinetwegen; das ist zwar wenig, aber es ist doch etwas. Soll ich den Kerl in Passy mit einem Messer ins Herz kitzeln oder ihn vor seiner Hausthüre aufhängen?

— Heiliger Gott, das nicht! rief Elka inzwischen. Suchen Sie den Mann nur auf einige Zeit unschädlich zu machen, aber tödten Sie ihn nicht!

— Wir wollen nicht seinen Tod, sagte Hugo. Kommt übrigens in zwei Tagen wieder, wo wir das Weitere besprechen werden.

Latif grüßte, indem er seine Mütze vom linken Ohr auf das rechte schob, und ging.

Unter dem Vorwande, den immerhin nicht verlässigen Menschen zu beobachten, verließ Hugo die noch immer sehr bestürzte Elka und folgte Latif nach. Er erreichte ihn auf der Treppe und flüsterte ihm zu:

— Der Mann in Passy muß ganz unschädlich gemacht werden. Wir handeln im Stande der Nothwehr; wenn wir ihn nicht zuvor tödten, tödtet er uns.

— Das denke ich auch. Ich weiß schon, daß Ihr vor der Gräfin nicht mit der Farbe herausrücken durftet. Soll ich in zwei Tagen wiederkehren?

— Ja, um diese Zeit wie heute. Beobachtet unterdessen genau den Mann in Passy, wann er aufsteht, wann er ausgeht, was er während des Tages treibt. Wir werden dann in zwei Tagen das Nähere festsetzen.

— Seid ohne Sorgen, dem Manne werde ich hundertmal für einmal das Genick brechen.

Damit verließ der Gauner das Haus und den Garten, und suchte vor Allem in der Schnapsschenke gegenüber trotz der Drohung, keinen Sou mehr hinein zu tragen, beim stärkenden Schnapse Erholung von den Mühen des Tages, die ihm tausend fünfhundert Franks in die Tasche geliefert hatten.

— Erst will ich Euch alle aussäckeln, murmelte er vor sich hin, ehe ich Einen von Euch todtschlage. Vielleicht werde ich durch diese Geschichte noch ein reicher Mann, und wenn ich reich bin, bin ich dann nicht auch ehrlich? Pierre Latif soll noch ein berühmter Mann werden!

So wurden an ein und demselben Tage Minen und Contreminen gelegt. Wenn sie platzten — wen werden sie begraben, Hugo oder den Jesuiten?

XXXVIII.

Die Pechkappe.

Eine der übelberüchtigsten Straßen von Paris ist die etwas abgelegene rue Mouffetard. Hauptsächlich von Lumpensammlern bevölkert, wohnen hier mehr diejenigen Geschöpfe, die mit der Polizei fortwährend auf gespanntem Fuße leben, und die dem sehr ehrenwerthen und ausgebreiteten Stande der Spitzbuben, Diebe, Gauner, Industrieritter und Gurgelabschneider angehören. Kein anständig gekleideter Mann kann sich ohne bewaffnete Begleitung in dieses Viertel wagen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, angefallen und bestohlen zu werden.

In diese gefährliche Straße lenkte Latif seine Schritte, als er

die Schenke am Park von Monceaux verlassen hatte. Er war hier offenbar zu Hause, denn er erwiderte die von Zeit zu Zeit als Warn- oder Verständigungssignale abgegebenen Pfiffe jedesmal und schritt unbekümmert auf ein in Mitte der Straße gelegenes Haus zu, das der Lampe nach, die ober der Thüre brannte, eine Kneipe zu sein schien.

So war es auch. Die in der Abendluft hin und her flackernde Oelflamme, welche ohne Zweifel als Kompaß in der dicken Finsterniß für den in diesen Gewässern bekannten Piraten dienen mußte, beleuchtete spärlich einen riesengroßen Hausnummer und darüber die mit Kohlen an die Wand hingezeichnete Aufschrift: Au couteau sanglant — „Zum blutigen Messer."

Latif gab an der verschlossenen Thüre ein gewisses verabredetes Zeichen, das wie die Parole an jedem Tage wechselte, und erhielt Einlaß. Er trat in eine Stube, aus der ihm ein wildes Stimmengewirr entgegendrang, und welche so mit Tabaksdämpfen angefüllt war, daß er längere Zeit brauchte, um die einzelnen Personen aus dem künstlichen Nebel zu erkennen. Bald hatte er aber seine Gesellschaft gefunden und ließ sich bei zwei Männern nieder, die eben so wild aussahen wie er, und die große Freude über sein Kommen bezeigten. Sie erzählten ihm, wie sie bei einbrechender Dunkelheit zwei kleine Mädchen in eine Hausflur gelockt, sie daselbst ihrer Kleider bis auf das Hemdchen und ihrer Ohringe beraubt hätten und um den hiefür gewonnenen Erlös noch die ganze Nacht trinken könnten. Latif hörte mit geringschätziger Miene zu und erwiederte ihnen:

— Ihr seid Stümper. Ich gebe mich mit so gemeinen Arbeiten nicht ab, ich treibe höhere Industrie. Ich wüßte Euch aber eine Gelegenheit, Euch ein paar Franks zu verdienen.

— Der Teufel soll Dich holen, Latif, wenn Du uns etwas weißt und nichts zu verdienen gibst! Was sollen wir thun? Wieviel bekommen wir?

— Nun, nun, sagte Latif, laßt mich nur erst ausreden. Das schwöre ich Euch aber, ich Pierre Latif, daß ich Euch an den Galgen bringe, wenn ihr das Maul nicht haltet.

Nachdem die zwei Gesellen ihre heiligste Ehre verpfändet, daß sie schweigen würden wie das Grab, und Latif sich noch vorsichtig umgesehen hatte, ob die andern Gäste ihn nicht belauschten, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

— Dreihundert Franks — bedenkt nur diese ungeheure Summe sind mir gewiß, wenn ich einen Schuften abthue. Ich könnte ihn ganz allein hinmachen, so daß ich das Geld für mich behalten könnte; aber ich bin ein guter Kerl, der gerne lebt und leben läßt, und dachte mir gleich: da kann einmal mein Freund Dubarile und Leboeuf auch ein Glas Schnaps verdienen, ich will es Ihnen sagen. Nun, Ihr habt es jetzt gehört. Diese dreihundert Franks theilen wir, jeder bekommt hundert Franks. Denkt Euch, was Ihr da Schnaps trinken könnt, wie Euer Credit im Quartier steigen muß, wenn Ihr im Besitz von hundert Franks seid. Das wird ein Leben werden, daß uns die Götter bei ihrem faden Ambrosia beneiden sollen!

Die Person, fuhr Latif fort, welche in jene andere Welt expedirt werden soll, wo wir höchstens dem Teufel noch einige Klafter Schürholz und eiserne Hacken stehlen können, ist ein Mann. Seine Wohnung werde ich Euch später sagen. Diese Nacht können wir aber nichts mehr thun, weil ich morgen erst das Terrain rekognosciren muß, auf dem wir dann operiren. Morgen Abend ist es noch früh genug. Dagegen müssen wir uns berathen, wie wir den Mann am schnellsten und einfachsten umbringen.

— Ich meine, sagte Dubarile, wir werfen ihm von rückwärts eine Schlinge um den Hals und schnürten ihn so lange, bis ihn das Leben verdroßen hat.

— Ich weiß etwas Besseres, fiel Leboeuf ein. Ich klopfe ihn von rückwärts, als wenn ich sein guter Freund wäre, mit dem Todtschläger ein bischen auf den Hirnkasten, aber so stark, daß ihm die Seele bei der kleinen Zehe hinausfährt. Dann werfen wir ihn in die Seine.

— Bravo! rief Latif, in die Seine mit ihm, das ist ein Gedanke. Aber Hängen, Stechen, Ersäufen, Keulenschläge — das ist Alles noch nicht sicher genug, denn es sind schon Beispiele dagewesen, daß die Todten noch geschrieen haben, und Schreien darf er bei Leibe nicht. Er muß sterben so sanft wie ein Engel, das erfordert die Menschenliebe von uns. Was thun wir ihm also an?

— In diesem Falle müssen wir ihn ersticken; denn dieser Tod ist noch der sanfteste, wenigstens spüren wir nichts davon. Man kann ihn im Wasser ersticken, im Bette, oder indem man ihm ein Tuch in den Schlund hinabstößt und ihm die Nase mit dem Daumen zudrückt. Wenn er einmal todt ist, wird ihm das Schreien schon vergehen.

— Halt! rief Latif, indem er sich die geballte Rechte mit aller Kraft auf seine erfinderische Gedankenfabrik schlug; jetzt habe ich es! Du bist ein Esel, Leboeuf, und Du ein Ochs, Dubarile! Ihr könnt Euch nichts denken wie ich. Wißt Ihr, wie man dem Kerl das Sterben erleichtert und alles Geschrei unterdrückt?

Die beiden Andern starrten in voller Erwartung ihren Freund und Meister mit aufgesperrten Mäulern an.

— Mit der Pechkappe machen wir ihn hin!

Ah, magnific, das ist excellent! riefen Dubarile und Leboeuf zu gleicher Zeit aus. Das ist ein herrlicher Tod für ihn! Wie Dir nur Alles so einfällt, Latif!

— Gelt! So dumm bin ich freilich nicht wie Ihr, erwiderte Latif geschmeichelt. An der Pechkappe soll er also sterben. Wir überfallen ihn in seinem Hause, — ich sage Euch jetzt nur soviel, daß er allein wohnt und nahe an der Seine. Es ist also ganz natürlich, daß wir ihn in den Fluß werfen. Woher bekommen wir aber ein Boot, denn am Ufer dürfen wir ihn nicht ablegen?

Das Boot besorge ich, sagte Leboeuf. Ich kenne einen Fischer, der eigentlich mehr Börsen als Aale fischt und überdies mein Schwager ist; von diesem erhalte ich leicht einen Nachen.

— Ich meine, wir binden den Mann, wenn er die Pechkappe aufhat, in einen Sack und beschweren ihn stark mit Steinen, so daß er gleich auf den Grund niedergeht und dort liegen bleibt. Dann wächst das Gras über ihn und kein Fischer wird ihn je herausziehen.

— Da hast Du Recht, Dubarile, entgegnete Latif. Der Vorschlag ist gut. Wir binden ihn in einen Sack und senken ihn auf den Boden; so darf er wenigstens keine Reise in das Meer antreten und wenn der Sack ein Loch bekömmt, so können ihm gleich die Grundbaale ihren Besuch abstatten. Besorge also Du den Sack und die Stricke.

Dubarile versprach, diese noch in der Nacht bei einem Trödler, in dessen Hause er jüngst spionirt habe, holen zu wollen.

— Jetzt denke ich, begann Latif wieder, wir trinken unsern Wein aus und machen dann die Pechkappe bereit. Bei Tag habe ich keine Zeit hiezu, weil ich die Vorbereitungen zum Ueberfalle treffen muß; jetzt ist die beste Zeit, wo auch kein Mensch etwas erfährt. Der alte Jacques muß uns sein Haus aufmachen, er hat auch Pech und Alles, was wir brauchen.

Da die zwei andern hiemit einverstanden waren, so wurde der noch übrige Wein hinabgestürzt und aufgebrochen.

— Aha, Latif geht heute auf Eroberungen aus! riefen die andern Gäste, als die drei Gauner sich entfernten. Es muß viel abwerfen, weil er noch zwei Helfer braucht!

Latif verließ mit seinen zwei Spießgesellen die Kneipe und tappte die finstere Straße hinab. Am Ende derselben hielten sie vor einem großen Hause, schlugen, als der alte Jacques nicht hören wollte, die Fenster seines Schlafzimmers ein und stiegen durch dieselben in dem Augenblicke, als er endlich erwachte und eben aus dem Bette stieg.

Auf sein Geschrei beruhigte ihn Latif, daß es keine gewöhnlichen Diebe wären, die zu ihm einstiegen und rief dem alten schwerhörigen Manne die zärtlichsten Namen ins Ohr. Es wurde Licht gemacht und Jacques mit vieler Mühe von dem Vorhaben der drei Gesellen verständigt. Er steckte sich in einen alten Schlafrock und ging mit ihnen hinunter in den Keller.

Die balsamischen Gerüche, die ihnen aus diesem entgegenquollen, waren selbst für die längst abgestumpften Geruchssinne der drei Gauner zu betäubend, als daß sie nicht förmlich vor dem Andringen der aromatischen Düfte zurückgeprallt wären. Es dauerte einige Zeit, bis sie sich daran gewöhnten und Latif schwor, der alte Jacques müßte lauter Menschenleichen in seinem Keller aussieden.

Der alte Lumpenhändler führte sie auf schmal gewundenen Stegen durch die Berge von Lumpen, Federn, Knochen und ähnlichen Dingen.

In Mitte des sehr geräumigen Kellers befand sich ein freier Raum, den ein kleiner Heerd mit Kesseln, in denen Jacques die Knochen auszusieden pflegte, fast vollständig ausfüllte.

Während nun Latif sogleich ein Feuer anzündete und die Kessel darüber hing, ging Jacques und holte Pech und Unschlitt. Nach einiger Zeit kam er damit zurück und übergab es Latif:

— Vier Pfund Pech und ein Pfund Unschlitt, hast Du gesagt. Hier sind sie.

— Gut, Alter, packt Euch jetzt ins Bett, damit Ihr nicht bei unserm Gesiede erstickt.

Der Lumpenhändler ging, nachdem er den drei Burschen die größte Vorsicht mit dem Feuer anempfohlen hatte.

Kaum war er fort, so begannen die drei eifrig ihre Arbeit.

Das Pech wurde in den Kessel geworfen und begann über dem Feuer bald zu sieden. Die Dämpfe, die es entwickelte, verzehrten die bisherigen Wohlgerüche und trieben den drei Gaunern das Wasser aus den Augen.

Als das Pech flüssig geworden war, warf Latif das Unschlitt hinein. Einige Zeit lang entstiegen wieder neue unbeschreibliche Düfte dem Kessel, welche mit den übrigen die Luft des Kellers schwängerten, wenn von einer Luft überhaupt noch zu reden war. Die drei Arbeiter rieben sich unterdessen ihre hochangeschwollenenen Augen mit einigen Lumpen und wunderten sich, in ihren alten Tagen noch so zu Thränen gerührt werden zu können.

Nach längerem Sieden hatten sich Pech und Unschlitt im Kessel innig befreundet und endlich ineinander verschmolzen. Leboeuf und Dubarile rührten es abwechselnd mit einem Prügel um, daß es nicht abstand und Latif ließ die Masse so lange gähren, bis sie nicht den geringsten Geruch mehr von sich gab. Erst nach halbstündigem Sude entwickelten sich keine neuen Dämpfe mehr, und Latif erklärte die Masse für gahr.

— Jetzt können wir die Kappe gießen, sagte er zu seinen beiden Spießgesellen. Hebt den Kessel ab und gießt das Gering auf die Platte.

Dabei legte er eine steinerne Tischplatte auf den Boden, die er in einer Ecke entdeckt hatte. Die beiden Andern gossen nun den Inhalt des Kessels auf dieselbe. Die Masse zerrann, erkältete schnell und stand stille. Sie war ungemein fest, mit aller Kraft nicht auseinanderzureißen, aber elastisch; sie ließ sich dehnen, wie man wollte und rollte sich dann wieder zusammen.

Latif war sehr befriedigt über das Resultat und gab der weichen Masse eine große viereckige Form, die er im Nothfalle nach Belieben vergrößern konnte.

— Hier haben wir unsere Pechkappe, sagte er. Wenn ich sie dem Manne über den Kopf werfe, so schließt sich die nachgiebige Masse sogleich fest an das Gesicht und ist nicht mehr davon loszubringen. Je mehr der Mann arbeitet, desto enger zieht sie sich um seinen Kopf zusammen, desto eher muß er darunter ersticken. Von Schreien ist keine Rede, denn das Pech wird am warmen Hauche des Mundes und der Nase wieder flüssig und überkleistert sie. Schon der erste Schrei wird dadurch unterdrückt. Das ist doch das einfachste

Mittel, einen Menschen auf eine ruhige und einfache Weise aus dieser lumpigen Welt zu befördern.

Das Feuer wurde nun ausgelöscht und berathen, was jetzt zu thun sei. Die Pechkappe war fertig und sie konnten jetzt nach Hause gehen. Aber das lag nicht in ihrem Sinne. Eine eigentliche Schlafstelle hatten sie ja alle drei nicht, sie übernachteten gewöhnlich unter den Bänken einer Kneipe, wofür sie dem Wirthe zwei Sous bezahlen mußten. Weil sie aber heute bereits unter einem gastlichen Dache sich befanden, und der Keller zugleich anmuthig erwärmt war, so beschlossen sie einstimmig, den übrigen Rest der Nacht an Ort und Stelle zuzubringen.

Latif ging seinen zwei Kameraden mit gutem Beispiele voran und legte sich auf einen Berg von Lumpen. Dubarile und Leboeuf folgten seinem Beispiele.

— Heute ruhen wir doch einmal in einem anständigen, weichen Bette, brummte Latif den Andern zu. Ich möchte aber nur wissen, ob das Schicksal nicht manchmal seine Launen hat: heute führt es lauter Lumpen zusammen. Gleich und gleich gesellt sich gern.

Ein tiefes Schnarchen verrieth bald darauf, daß die feine Gesellschaft in den Armen des Schlafes lag.

Der anbrechende Tag fand Rebinsky in vollster Erwartung. Er hatte den von ihm zur Ermordung Elka's und wo möglich auch Hugo's gedungenen Latif auf eine frühe Morgenstunde bestellt, um das Nähere zu besprechen.

Latif erschien jedoch erst gegen Mittag und entschuldigte sich, daß er die verwichene Nacht im Palais Royal habe schlafen dürfen und nach der Sitte großer Herren auch etwas später aufgestanden sei.

— Wann wollt Ihr Euch an die Ausführung Eures Versprechens machen? fragte ihn der Jesuit.

— Heute noch, verlaßt Euch darauf. Ich schleiche mich diesen Abend in das Hotel des Herrn von Rassow. Das Nähere überlaßt mir. Sobald die That vollbracht, werde ich gleich zu Euch kommen und Alles erzählen.

— Wenn Ihr mir ein glückliches Gelingen meldet, so bekommt Ihr Eure tausend Franks, und dann ist unsere Freundschaft wieder aus.

Latif entfernte sich.

Er begab sich zu seinen Genossen. Dubarile hatte bereits einen

großen Sack und mehrere Stricke gefunden, und Leboeuf einen Nachen in Bereitschaft, auf dem sie alle drei die Seine hinab gegen Passy bei anbrechender Dunkelheit fahren und an dem Punkte, den Latif bezeichnen würde, landen wollten. Soweit war Alles in Ordnung.

Der Abend kam heran. Zwei Menschen sahen ihm mit ganz besonderem Interesse entgegen, Rassow und Rebinsky. Beide hatten einen Mörder gegen einander gedungen; nur war dies bei dem Jesuiten ein Werk der Rache, bei Rassow aber eine Pflicht der Selbsterhaltung, Nothwehr. Der Jesuit ahnte nicht, daß Hugo von seinem Plane wußte und hielt sich fest überzeugt, daß Latif schon den tausend Franks zu Liebe die Ermordung Rassows ausführte. Herr von Rassow aber war klug genug, Latif zu mißtrauen, der ihn leicht dem Jesuiten ebenso verrathen könne und hatte sich auf den Abend mit Waffen versehen.

Um sieben Uhr befanden sich Latif und seine zwei Spießgesellen bereits in sehr schlachtenmuthiger Stimmung.

Die drei Gauner begaben sich an den Quai de la concorde, bestiegen hier einen Fischernachen und trieben langsam hinab gegen Passy.

— Hier ist die grande rue, sagte Latif, in Nr. 127 quartieren wir uns ein. Fahrt nur zu, bis ich die Landungsstelle bezeichne.

Die grande rue läuft in ziemlich gerader Linie am hohen Ufer der Seine nebenher. Die Häuser, meist Villen, an derselben haben die Aussicht auf den nicht unbedeutenden Fluß, und sind nur durch die Böschung des Ufers und die Landstraße davon getrennt.

Der Kahn glitt noch immer über die Wellen der Seine dahin. Latif schaute fleißig auf das rechte Ufer und rief plötzlich:

— Rechts gehalten! Dort an den Pappeln müssen wir anfahren.

Einige Augenblicke später fuhr der Schnabel des Nachen wider das Ufer. Die drei Männer sprangen heraus und knüpften das Schiff an den Stamm eines Baumes. Sie kletterten dann das Ufer hinan und standen auf der großen Landstraße.

— Hier, sagte Latif, soll der Teufel losgehen. Wir wollen einmal in den Garten steigen. Habt Ihr die Stricke und den Sack?

Sie schritten der Straße entlang an der Gartenmauer vorbei und klommen an der einen Ecke derselben leicht hinüber in den Garten. Leise schlichen sie, Latif voran, an das Haus heran und horchten,

ob Niemand darin sei. Sie konnten nichts hören und doch zeigte ein kleiner Lichtstrahl, der durch die Ritze eines Fensterladens fiel, von der Anwesenheit eines menschlichen Wesens. Latif winkte daher den zwei Helfershelfern, sich mit ihm zurückzuziehen. An der Gartenmauer beriethen sie sich, wie sie den Bedienten, denn für diesen hielt ihn Latif, herauslocken und unschädlich machen könnten. Latif wollte ihn einfach mit dem Todtschläger zu Boden schmettern und dann Herrn und Diener in die Seine versenken; die beiden Andern waren aber dagegen, und man kam überein, den Burschen zu knebeln und ihn in einen Winkel zu legen, wo er verhungern könne, falls Niemand kam, seinen Herrn zu besuchen.

Der Verabredung gemäß postirten sich Dubarile und Leboeuf zu beiden Seiten der Thüre und Latif pochte, stark hustend, an ihr. Darauf wurden Tritte hörbar, der Schlüssel wurde von Innen umgedreht, die Thüre öffnete sich.

— Wer ist da? fragte eine männliche Stimme.

— Ich bin es! antwortete Latif.

— Wer? Dabei trat ein Mann aus der Thüre.

Ueber ihn herfallen, ihn zu Boden reißen, einen Knebel in seinen Mund stoßen und an Händen und Füßen mit den Stricken festbinden, war das Werk eines Augenblickes. Latif bemächtigte sich sofort des Lichtes, winkte seinen Kameraden, den Bedienten aufzuheben und ihm damit ins Haus zu folgen. Sie warfen dem Geknebelten noch ein Tuch über den Kopf, daß er sie nicht erkennen konnte und trugen ihn in eine kleine Kammer, wo sie ihn am Boden niederlegten, die Fesseln noch straffer anzogen, ein Betttuch über ihn ausbreiteten und dann die Thüre zuschlossen.

— Der wäre zur Ruhe gebracht! sagte Latif. Horcht einmal, ob sich Niemand dem Hause nähert!

Die kurze Zeit, während welcher Dubarile und Leboeuf an der Thüre in den Garten hinaus horchten, benützte der listige Latif dazu, in aller Eile das Pult des Jesuiten zu erbrechen und noch eiliger Geld und Werthsachen, die er darin fand, zu sich zu stecken. Als die zwei zurückkamen und sagten, daß sie nichts gesehen und gehört hätten, war er gütig genug, sie zur gemeinschaftlichen Plünderung des Pultes einzuladen. Es fand sich jedoch nichts, als einige Briefe und Papiere, und Latif fluchte nicht wenig, daß er sich, wie er sagte,

in seinen Erwartungen so getäuscht sah. Nur zwei Pistolen überließ er großmüthig seinen beiden Kameraden.

Sie löschten nun das Licht aus und lauerten hinter der Thüre auf die Rückkehr ihres Opfers.

Da wurden plötzlich Tritte hörbar.

— St! machte Latif. Jetzt kommt er.

Ein Mann schritt festen Trittes durch den Garten auf das Haus zu. Er steckte an der Thüre den Schlüssel in das Schloß und versuchte umzudrehen. Die Thüre war aber bereits geöffnet.

— Das ist doch liederlich von Jean, sagte er laut, indem er die Thüre ganz öffnete und hinter sich wieder abschloß, daß er das Haus so offen stehen läßt.

Er trat auf die Zimmerthüre zu, drückte die Klinke und öffnete die Thüre.

— Jean! was ist doch —

In diesem Augenblicke fielen drei Männer über ihn her. Nervige Fäuste packten seine Arme, hielten ihn fest und rißen ihn zu Boden. Er wollte schreien, allein der Ton seiner Stimme wurde erstickt durch einen klebrigen Körper, der ihm immer fester und fester auf Nase und Mund gedrückt wurde.

Ein heftiger Kampf entstand. Der dem Ersticken Nahe machte die verzweifeltsten Anstrengungen, sich zu befreien und die Pechkappe wegzureißen, allein die Fäuste hielten wie Schraubenzwingen fest.

Nach einer kurzen Weile wurden die Bewegungen des Jesuiten schwächer und immer schwächer, bis sich die Arme und Füße nur mehr in kurzen, aber heftigen Zuckungen regten.

— Marsch, hinein in den Sack mit ihm! befahl Latif.

Leboeuf öffnete den mitgebrachten Sack und zog ihn über den bereits beinahe leblosen Körper ihres Opfers. Dubarile schnürte hierauf den Sack, nachdem er einige schwere Steine hineingesteckt hatte, oben zu.

Das Licht wurde ausgelöscht, die Hausthüre zugeschlossen, Latif ging voran und die beiden Kameraden folgten ihm, den schweren Sack auf ihren Schultern schleppend. Mit einem einzigen Drucke sprengte Latif die Gartenthüre auf, sie traten hinaus auf die Straße.

— Mir drückt der Sack die Schultern wund, sagte Leboeuf.

— O die schweren Steine! seufzte Dubarile.

— Haltet das Maul und macht, daß wir in das Schiff kommen, brummte Latif.

Sie erreichten glücklich das Ufer und die Stelle, wo der Kahn lag. Sie warfen den Sack hinein, stiegen nach und machten das Boot los.

Dubarile stieß vom Lande. Er ruderte den Nachen in das Strombett und fuhr etwas abwärts.

— Packt den Sack, befahl Latif. Laßt ihn ganz ruhig hineinfallen. Ich helfe dazu.

Einen Augenblick hielt der Kahn inne, als die Ruder eingezogen wurden, und die drei Gesellen packten mit kräften Fäusten den Sack, in dem sich noch immer etwas Leben zeigte. Sie hoben ihn über den linken Bord und Latif rief:

Fahr' wohl und grüße mir die schönen Seinenymphen. Un — deux — troix hop — la!

Ein gedämpfter Schall, Gurgeln des Wassers und der Sack sank unter. Die Seine hatte ihren Mund über dem Opfer geschlossen und es auf den Grund festgebannt. Die Wellen schlugen geräuschlos über dem Grabe des Jesuiten zusammen.

Die Wasser rauschten herauf und hernieder,
Den Jesuiten brachten sie nicht wieder!

XXXIX.

Zehn Jahre später.

An einem Sommerabend des Jahres 1816 fuhr ein Reisewagen an einer einsamen Schenke vor, die auf der großen Heerstraße von Warschau nach Minsk lag. Wagen und Pferde waren über und über mit Staub bedeckt. Die drei kleinen Rosse, welche den Wagen zogen, gehorchten müde wie sie waren, gerne dem Kutscher, als er an der Schenke die Zügel anzog und halten ließ.

Der Kutscher sprang vom Bocke, schlenkerte seine steifen Beine einigemale hin und her und öffnete dann den Wagenschlag.

Es stiegen zwei Damen aus und blieben, wie es schien etwas unschlüssig an dem Wagen stehen.

Unter der Thüre der Schenke war bereits ein Mann erschienen. Er zog ehrerbietig seine Mütze ab, und näherte sich den beiden Damen.

— Wollen die gnädigen Herrschaften eintreten? fragte er dieselben mit der unterwürfigsten Miene.

— Ja, erwiderte ihm die eine. Wir wollen hier Rast machen. Wie weit ist es noch nach Minsk?

Bis Minsk, gnädige Frau? Dahin kommen Sie heute nicht mehr. Es ist schon Abend und Minsk liegt noch fünfzehn Werste entfernt. Bleiben Sie lieber hier und reisen Sie morgen weiter.

— Dann müssen wir freilich hier bleiben; bei Nacht will ich nicht reisen. Habt Ihr anständige Zimmer und Betten?

Der Wirth lud die Dame ein, ihm in die einzige Etage, welche die Schenke hatte, zu folgen und die Zimmer in Augenschein zu nehmen. Während ihm die beiden Frauen folgten, schirrte der Kutscher die Pferde aus, ließ sie durch den Hausknecht in den Stall führen, der unmittelbar an die Gaststube anstieß und hob dann mit Hilfe desselben die schweren Reisekoffer von dem Wagen, um sie auf die Zimmer der Frauen zu bringen. Den Letzteren schienen die Zimmer des obern Stockwerkes zu genügen, denn sie kamen nicht wieder herab und der Wirth schickte seine Frau hinauf, um die Betten und die übrige Einrichtung in Ordnung und Stand zu setzen.

— Wir müssen uns in die Umstände schicken, sagte die eine Dame zu der anderen, welche offenbar ihre Kammerfrau war. Oeffnen Sie die Koffer, wir wollen unsere eigene Wäsche benützen.

— Wünschen Sie vielleicht etwas zu essen? fragte die Wirthin, die inzwischen eingetreten war.

— Decken Sie uns den Tisch hier oben mit dem, was Ihre Küche bietet. Wir wollen inzwischen die staubigen Kleider ablegen, Ludmilla.

Die Frauen hatten eben ihre Toilette gewechselt, als die Wirthin mit irdenem Geschirr anmarschirt kam, in welchem warme Milch und ein Stück Fleisch anmuthiger aussahen als sie in Wirklichkeit schmecken mochten. Die Frauen tranken auch nur die Milch und bestellten dann Thee, der auch in der ärmsten russischen Hütte nicht fehlen darf.

Nach dieser einfachen Erquickung legten sich die beiden Frauen, welche nach dem langen Fahren das Sitzen wohl satt haben mochten, an das Fenster und erfrischten sich an der milden Abendluft. Die Sonne neigte sich bereits ihrem Untergange zu, und ihre röthlichen Strahlen ergoßen sich in lieblichen Tinten über die weite Ebene. In der Ferne rauschte der Niemen, der die langweiligen Steppen mit seinem brausenden Wellenschlage belebte. Die wenigen Bäume, welche einsam dort und da standen, warfen gigantische Schatten über die wuchernden Gräser, und die dunklen Umrisse eines Waldes umrahmten das ausgedehnte Flachland. Es lag eine tiefe Ruhe über der Gegend, und mit Wohlbehagen schauten die beiden Frauen hinaus in das sanfte, ewig ungestörte Stillleben der Natur.

— Welche feierliche Ruhe schwebt über diesen Flächen! Wir Städter kennen den Werth und den stillen Reiz des Landlebens nicht und bringen den größten Theil unseres Lebens hinter den dumpfen Mauern der Stadt zu. Ich sehne mich wahrhaft hinaus in die freie Natur und freue mich schon recht auf die Ruhe, die ich auf meinem Gute finden werde. Sie wird mir nach dem geräuschvollen Leben in Warschau doppelt angenehm sein.

— Ich theile Ihre Ansicht, gnädige Gräfin, erwiderte die Kammerfrau. Es erquickt auch mich, statt der vielen Gesichter in der Stadt hier keinen Menschen zu — doch, sehen Sie, während ich davon spreche, kommt dort ein Mann die Straße herauf.

— Das wird wohl ein Wanderer sein. Er wankt auch mehr, als er einherschreitet, und der Arme ist gewiß sehr müde.

Die beiden Frauen wandten nun ihre Aufmerksamkeit dem Manne zu, der sich sehr langsam auf der Straße näherte, von Zeit zu Zeit stille hielt und sehnsüchtige Blicke auf die Schenke warf, als ob er sie nicht mehr erreichen könne. Das Gehen schien ihm sehr schwer zu fallen, denn er setzte nur angsam einen Fuß vor den andern und stützte sich mit jeder Hand auf einen Stock.

Endlich kam er der Schenke nahe. Er konnte sie jedoch nicht mehr ganz erreichen. Er wankte, brach zusammen und blieb hilflos auf der Straße liegen.

Das Mitleid der beiden Frauen, welche den Mann vom Fenster aus bedauernd beobachtet hatten, wurde bei dem Anblicke dieser Jammergestalt sehr erregt. Die Frauen sind von Natur so mitleidig, daß bei den geringsten Unfällen ihre ganze Theilnahme auf das Lebhafteste

losbricht, und das ist eine der schönsten weiblichen Tugenden, denn das theilnehmende Gefühl ist unzertrennlich von der wahren Weiblichkeit. Die Gräfin rief sogleich nach ihrem Kutscher, der in der Schenkstube unten saß und sich bei einem Glase Wodky von der Reise erholte. Auf ihre bekannte Stimme eilte er heraus vor die Schenke, und der aufmerksame Wirth folgte ihm nach. Sie sahen sogleich den Mann einige Schritte entfernt liegen und hoben ihn auf. Wirth und Kutscher trugen ihn dann in die Schenkstube, da er sich nicht mehr aufzurichten vermochte.

Nach einiger Zeit ließ die Gräfin durch ihre Kammerfrau nach dem Befinden des Mannes fragen. Dieser ging sie weiter zwar gar nichts an, allein ihr gefühlvolles gutes Herz konnte sich nicht beruhigen, solange die Noth eines Unglücklichen nicht gelindert war. Die Kammerfrau kam zurück und erzählte, daß der Mann an Leib und Seele gebrochen und sich in einem höchst bedauerungswürdigen Zustande befinde. Er habe nicht mehr sagen können, als daß er von Sibirien komme und nach Polen wolle. Darauf sei er besinnungslos geworden und man könne auf keine wirksame Unterstützung von Seite des Wirthes hoffen, da der Reisende von allen Mitteln entblößt scheine.

Der Umstand, daß der Mann aus Sibirien komme und ein Pole sei, machte die Gräfin aufmerksam. Elka — der freundliche Leser wird sie bereits erkannt haben — hatte sich seit einer Reihe von Jahren mit dem Schicksale ihres Kasimirs angelegentlichst beschäftigt, und da keine absolute Gewißheit über seinen Tod vorlag, nach und nach den allerdings unwahrscheinlichen Fall angenommen, daß er gefangen und nach Sibirien gebracht worden sein könne. In diesen Glauben hatte sie sich so fest hineingelebt, daß sie Kasimir nicht als todt, sondern als verbannt betrauerte und der Zukunft die Lüftung des über seinem Schicksale ruhenden Schleiers überließ. Der Unglückliche konnte ihr daher vielleicht irgend eine Auskunft geben, konnte ihr manche werthvolle Aufschlüsse über die Lage der dorthin Verbannten ertheilen. Sie beschloß daher, sich seiner anzunehmen und ihm die möglichste Unterstützung angedeihen zu lassen. Es blutete ihr das Herz bei dem Gedanken, daß ihr Mann sich dereinst, wenn er je noch wiederkehren sollte, in gleicher oder noch schlimmerer Lage befinden könne, und die Erinnerung an jene Zeiten, welche sie mi

ihrem jungen Gemahle verlebt hatte, berührten manche schmerzliche Saiten in ihrem Innern.

Im ersten Stockwerke befand sich noch eine kleine unbenützte Kammer. Sie enthielt eine Lagerstelle, welche zwar ärmlich, aber für eine einsame Landschenke immerhin noch gut war. Der kranke Mann wurde auf Wunsch der Gräfin dorthin verbracht. Der warme Thee, der ihm nach einiger Zeit verabreicht wurde, war von günstiger Wirkung und er erholte sich soweit, daß er wieder seine Stimme gebrauchen konnte.

Sein Erstes war, seine edle Wohlthäterin zu sich bitten zu lassen. Elka erschien und der Mann bedankte sich bei ihr in den herzlichsten Ausdrücken. Er weinte vor Rührung und Elka mit ihm. Dennoch konnte sie sich nicht entschließen, ihm ihre Hand darzureichen, als er sie dankbar küssen wollte. Bei aller Theilnahme empfand sie, die verwöhnte Gräfin, einen kleinen Eckel vor dem fremden unbekannten Manne, der so gar herabgekommen und schmutzig aussah.

Da Elka am nächsten Morgen ihre Reise fortzusetzen beabsichtigte, so legte sie dem Manne, so müde und krank er auch war, noch einige Fragen vor, weil er sie doch einmal hatte rufen lassen. Die Pflege und Zeche wollte sie ihm noch auf acht Tage bei den Wirthsleuten vorausbezahlen und ihm soviel Geld geben, daß er, ohne betteln zu müssen, seine Heimath erreichen könne. Auch die Neugierde trat etwas in das Spiel und so fragte sie ihn.

— Ich habe gehört, Ihr kämet von Sibirien:

— So ist es, gnädige Frau.

— Und immer zu Fuße?

— Den ganzen Weg, ja.

— Es ist entsetzlich, dazu gehört eine Natur von Eisen.

— Die Liebe zu Heimath vermag viel.

— Wie lange waret Ihr in der Verbannung?

— Neun Jahre. Eine Ewigkeit wurde mir diese Zeit.

— Schrecklich! Was führte über Euch dieses Unglück herbei?

— Die Liebe zu meinem Vaterlande. Ich kämpfte gegen die Unterdrücker desselben, wurde gefangen und zu einem grausameren Schicksale, als dem Tode verurtheilt.

— Auch ich kannte einen Mann, einen edlen, braven Mann, von dem ich glaube, daß ihm dieses Schicksal widerfuhr. Es ist mir

daher von größtem Interesse, über das Loos dieser unglücklichen Verbannten Nachrichten zu erhalten.

— O gnädige Frau! Schon die bloße Erinnerung daran könnte die stärksten Naturen im Innersten erschüttern.

Jeder ist einem lebendigen Tode verfallen, der diesen Weg nach Sibirien wandeln muß. Hunderte gehen ihn, aber kaum Einer kehrt zurück. Wer dorthin verbannt wird, ist zweimal zum Tode verurtheilt.

Ich wurde im Kampfe mit den Russen verwundet und fiel in die Hände meiner Feinde. Nachdem ich mit vielen Schicksalsgefährten Wochen lange in Spitäler hin und her transportirt worden, wurde mir bei meiner Genesung das Urtheil bekannt gegeben, das über mich gesprochen worden war. Als Offizier gefangen, bildete das einen Grund zu größerer Strenge. Ich wurde zur lebenslänglichen Deportation verurtheilt und gleich darauf mit einem Transporte anderer Gefangener und Verurtheilter nach Sibirien abgeführt.

Wir gingen den Weg über Smolensk und Moskau, natürlich zu Fuße. Damit Keiner entfliehen könne, waren wir je zwei und zwei aneinander gefesselt. Den Transport begleiteten von einer Station zur andern ein Trupp Kosaken.

Wir marschirten vom Morgen bis zum Abend, um die vorgezeichnete Station zu erreichen. In dieser wurden wir dann losgemacht, erhielten etwas Menage und wurden über Nacht in Stallungen und elenden Löchern eingesperrt. Am andern Morgen wurden wieder die Menagen ausgetheilt, alle zusammengebunden und der Marsch fortgesetzt. So ging es einen Tag wie den andern. Wer krank wurde und zurückbleiben wollte, wurde mit beiden Händen an den Steigbügel eines Kosaken gefesselt und von diesem am Boden nachgeschleift, bis er entweder todt liegen blieb oder halbtodt die nächste Station erreichte.

Nur in Moskau durften wir einen Tag ausruhen. Der Weg ging dann über Nischnii-Nowgorod durch die wenig bewohnten Flächen Ostrußlands. Der Ural wurde überstiegen und trennte uns nun auch räumlich von Europa. Wir hatten die Civilisation weit hinter uns und standen in dem furchtbaren Sibirien.

Auf dem ganzen Wege wußten wir nicht, welches unser Bestimmungsort sein würde. Wir quälten uns gegenseitig fortwährend mit Vermuthungen. Als wir Europa hinter uns und Sibirien betreten hatten, mußte es sich entscheiden. Wir hatten immer gefürchtet

als vormalige Soldaten zum Zobelfang verwendet und demnach in das nördliche, eisige Sibirien transportirt zu werden. Dort wären wir sicher alle den Leiden der Verbannung und dem ewigen Winter erlegen, der die Mündungen des Jenisei das ganze Jahr über nicht vom Eise befreit. Auch in den zwei Monaten des Sommers thaut der Tundra, der gefrorne Sumpfboden, nicht auf. Jeder hätte ein Eisgebiet angewiesen bekommen und mit den schlechten Waffen auf die Jagd gehen müssen. Selbst Rennthiere hausen hier sehr wenige, dafür aber Eisbären, Zobeln, blaue und weiße Füchse und andere Raubthiere. Von der Jagd auf diese muß der Verbannte leben; wenn er mit großer Lebensgefahr eine Bestie erlegt hat, so muß er den Pelz an das Gouvernement abliefern, nur das Fleisch ist sein. Dorther kommt der große Pelzhandel, dorther die Zobel und Hermeline, welche Rußland nach Europa verhandelt. Das Leben in diesen unwirthbaren Eisflächen und die Gesellschaft der Bären, Wölfe und Marder sind die grausamste Strafe, welche je einen Menschen treffen kann. Wir dachten mit Schaudern an das Loos, das uns erwartete; allein Gott hat es gnädig verhütet, daß wir dort zu Grunde gehen sollten.

Wir wurden, als wir jenseits des Urals und der alghinskischen Berge die Kirgisensteppen erreicht hatten, nicht nach der Tundra transportirt, sondern durch die ißetsche und ischimsche Steppe nach dem Altaigebirge geführt. Es waren freilich viele Mitgefangene dem ruhe- und rastlosen Marsche durch die dürren, salz- oder schneebedeckten Flächen erlegen, als wir endlich unsern Bestimmungsort erreichten.

Der Altai ist im Norden zerrissen und reich an Schneebergen. Er fällt zu seinen Voralpen, dem kleinen Altai, steil ab. Dieser ist ein furchtbar zertrümmertes, zum Theil schneebedecktes, meist kahles Granitgebirge. Wo er sich nach Norden zu einem theilweise fruchtbaren und waldreichen Berglande verflacht, heißt man ihn seiner reichen Minen wegen das altaische Erzgebirge.

Hierhin wurden wir geführt. Wir erhielten bei der Stadt Kolywan am Ob im Gouvernement Tomsk unsere Hütten angewiesen und die Arbeit, welche in dem kolywanischen Erzgebirge Gold, Eisen und Silber zu Tage fördern muß. Wir konnten hiebei der geringen Bezahlung halber nicht mehr verdienen, als um unser Leben nothdürftig zu fristen und die zur Wohnung angewiesene Hütte in Stand zu erhalten.

Neun lange Jahre arbeitete ich in einem Eisenbergwerke. Täglich weilten meine Gedanken und mein Herz in der fernen Heimath bei meiner Gemahlin, bei meiner Familie. Der Arbeit ungewohnt, war ich oft genug daran, den unsäglichen Leiden zu erliegen. Neun Jahre sind eine Zeit, die einen Verbannten zum Rasen bringen könnte! Oft glaubte ich mich, körperlich und geistig gebrochen, hinlegen und sterben zu müssen; aber ein Gedanke hielt mich noch immer aufrecht, der an meine geliebte Frau und an das Kind, das sie nach meiner Gefangennahme geboren haben konnte. Sie nur noch einmal zu sehen, das war des unglücklichen Verbannten einziger Wunsch, sein höchster Traum!

Der Mann weinte bei seiner Erzählung mit einer Heftigkeit, die nur zu deutlich von dem furchtbaren Seelenschmerzen zeigte, die er während seiner langen Verbannung täglich und täglich niedergekämpft haben mochte.

Die neun Jahre gingen vorüber. Meine tadellose Aufführung gewann mir die Gunst des Gouverneurs, der sich meiner erbarmte und anzunehmen versprach. Seine gütige Verwendung war nicht ohne Erfolg. Eines Tages überraschte er mich mit einem kaiserlichen Ukase, der meine Begnadigung aussprach.

Es wurde mir freigestellt, bei meiner bisherigen Arbeit gegen bedeutenden Lohn zu bleiben oder ohne alle Unterstützung allein heimzukehren. Ich zog es vor, die ungeheure Strecke, welche zwischen Kolywan und Warschau liegt, zu Fuße zurückzulegen und lieber auf der Heimreise zu sterben, als meine Verbannung freiwillig zu verlängern. So trat ich, arm, krank und verlassen, den furchtbaren Weg an. Ein halbes Jahr legte ich täglich eine beträchtliche Strecke zurück, an jedem Abende wuchs meine Hoffnung und das Vertrauen meine Heimath noch erreichen, meine Lieben nochmals sehen zu können.

Allein so nahe meinem Ziele, so nahe meinem geliebten Warschau, bin ich jetzt nicht mehr im Stande, meinen Weg fortzusetzen. Meine Kraft ist gebrochen, ich fühle das Ende meines Lebens nahe. Dank Euch, edle Frau, daß Ihr Euch des Unglücklichen angenommen habt! Mit Eurer milden Hülfe kann ich vielleicht Warschau noch erreichen.

Der Mann schwieg tiefbewegt. Auch Elka war von seiner einfachen und kurzen Schilderung sehr ergriffen und nicht im Stande, ein Wort zu sprechen. Der Schmerz um ihren Kasimir, der solchen

Leiden längst erlegen sein mochte, schnitt ihr tief in die Seele. Nach längerer Pause brach sie endlich das Schweigen.

— Hofft Ihr Eure Familie noch am Leben anzutreffen? Habt Ihr niemals Nachrichten von ihr erhalten? Wenn Ihr von Warschau seid, so kenne ich vielleicht Euere Familie. Wie ist ihr Name?

— Meine Familie heißt Ubryk. Sie kennen gewiß den Polizeidirektor von Warschau; er ist mein Vater.

— U—bryk! rief Elka aus.

Wer vermöchte die Gefühle zu beschreiben, die auf Elka bei diesem Namen einstürmten! Wie von einem jähen Blitzstrahle getroffen, sank sie auf den Stuhl, der am Fuße des Bettes stand. Der Mann war Ubryk, war der Sohn des Polizeidirektors, war ihr Kasimir! Es war kein Zweifel, sie hatte in dem zerlumpten Bettler, in dem unglücklichen Verbannten ihren eigenen Gemahl vor sich! Furchtbares Schicksal! So mußte sie ihren Kasimir wiedersehen!

Ihr heftiges krampfhaftes Schluchzen machte den Mann auf ihren Zustand aufmerksam. Im Zimmer brannte, da es längst dunkel geworden war, nur ein mattes Talglicht, so daß er ihr Gesicht und den Schmerz, der sich darauf ausprägte, nicht sehen konnte. Er fragte daher die Gräfin:

— Was ist Ihnen gnädige Frau? Haben Sie vielleicht meinen Vater näher gekannt? Er ist gewiß schon längst gestorben!

— O Kasimir! rief Elka in höchstem Schmerze aus.

In diesem Augenblicke erkannte auch Kasimir Elka. Er breitete seine beiden Arme aus und sank, überwältigt von Freude, weinend in das Bett zurück.

Ueberlassen wir die beiden Gatten, die der Himmel so seltsam in dieser einsamen Schenke zusammengeführt hatte, ihrem gerechten Schmerze und der bittern Wonne ihres Wiedersehens.

Elka rief nach einiger Zeit ihre Kammerfrau herbei. Sie befahl ihr, die Koffer ganz auszupacken, und frische Wäsche und alle möglichen Toilettegegenstände herbeizubringen. Verwundert über diese auffallende Theilnahme der Gräfin an dem kranken Manne wuchs erst ihr Erstaunen, als jene ihr Bett für ihn zurichten ließ.

Auch die Wirthsleute waren am andern Tage nicht wenig erstaunt, als die Gräfin nicht abreiste, sondern die Genesung des kranken Wanderers abzuwarten erklärte. Ihr mehr als liebenswürdiges Ver=

hältniß zu demselben kam ihnen höchst wunderbar vor, und sie suchten vergeblich Aufschlüsse darüber bei dem Kutscher zu erhalten. Dieser wußte es nicht anders zu erklären, als daß die Gräfin ein außerordentlich mitleidiges Herz besitze und schon öfter armen Leuten die rührendsten Liebesdienste erwiesen habe.

Elka aber wollte ihren Gemahl, den sie selbst weder mehr an seinem Aeußern, noch seiner Stimme erkannt hatte, der Welt und ihrem Dienstpersonale vorstellen, wenn er sich hinlänglich erholt habe. Weder Ludmilla noch der Kutscher ahnten daher etwas von dem wahren Sachverhalte.

Nach acht Tagen stand der Reisewagen wieder bespannt und bepackt vor der Schenke.

Zur Gräfin und ihrer Kammerfrau stieg auch noch der Wandersmann ein. Der Kutscher knallte mit der Peitsche und die drei muntern Rosse flogen hurtig dahin über die Straße. Elka hatte aber ihren Entschluß geändert: sie fuhr nicht nach ihrem Gute bei Minsk, sondern nach Warschau zurück.

XL.

Die Heldin erscheint.

In Warschau machte die Nachricht von der Wiederkehr des vormaligen Lancieroffiziers Ubryk aus Sibirien großes Aufsehen. Es traf ja so selten der Fall ein, daß der mächtige Czar der Reussen Gnade für Recht ergehen ließ und einen Deportirten begnadigte. Es kehrte ja so selten ein Verbannter von Sibirien zurück, und die ganze Nation vergötterte einen solchen Glücklichen, der im Kampfe um ihre heiligen Rechte geblutet und Jahre lang Unsägliches geduldet, dem es nochmals gegönnt war, den heimischen Boden betreten zu können.

Obwohl Elka ihren geliebten Kasimir in aller Stille in ihren gräflichen Palast nach Warschau gebracht und gegen Niemand ein Wort verlautbart hatte, so waren die Diener des Hauses doch bald dem vertraulichen Verhältnisse ihrer Herrin mit dem so zerlumpt ange-

kommenen fremden Manne und dem dahinter ruhenden freudigen Ereignisse auf den Grund gekommen. Kammerfrauen, Bediente, Köchinnen, Kutscher und Stallbuben hatten so lange die Köpfe zusammengesteckt, so lange die sonderbarsten Conjecturen und Combinationen entworfen, bis sie endlich die Wahrheit herausgebracht und einige Beweise dafür aufzubringen gewußt hatten. Kaum waren die männlichen und weiblichen Domestiken darüber im Reinen, als sie eilten, die frohe Botschaft hinaus in die Stadt zu tragen und sie zunächst ihren guten Freunden im Vertrauen mitzutheilen. Diese guten Freunde sagten es unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihren bessern Freunden und diese theilten es unter strengster Diskretion wieder Anderen mit. So war die Kunde von der Rückkehr Kasimirs schnell in der Stadt herumgegangen und endlich bearbeiteten die berufenen Klatschbasen Warschau's dieses Thema in der ausgiebigsten Weise.

Elka hatte, als sie zum großen Erstaunen ihrer Dienerschaft schon nach einigen Tagen von ihrem Gute oder vielmehr der Reise dahin zurückgekehrt war, ihrem Gemahle vor Allem längere Zeit Ruhe gönnen und das Glück des Wiederfindens ungestört und allein mit ihm genießen wollen. Sie hatte es daher vermieden, ihn der großen Welt vorzustellen, und glaubte sich im alleinigen Besitze des Geheimnisses. Bereits nach wenigen Wochen begannen aber Besuche vorzufahren und sie und ihren Gemahl zu beglückwünschen. Täglich ließen sich hohe und niedere Beamte, Bekannte und ehemalige Kameraden Kasimirs anmelden, Alle wollten ihn sehen und ihm ihre Freude über seine glückliche Rückkehr aus der Verbannung aussprechen. So angenehm diese Beweise von Liebe und Aufmerksamkeit Elka und ihrem Gemahle auch waren, so mußten sie ihnen doch endlich lästig fallen.

Kasimirs Gesundheit befand sich noch in sehr zerrüttetem Zustande, und wenn man in ihm auch jetzt unmöglich mehr den gebrochenen zerlumpten Wanderer an der einsamen Schenke erkannt hätte, so waren die durch jahrelange schwere und ungewohnte Arbeit geschwundenen Kräfte doch lange noch nicht wiedergekehrt. Er unterließ es daher, diese Besuche zu erwidern oder überhaupt die Kreise der hohen Gesellschaft Warschaus aufzusuchen.

Hierin kam er auch einem Wunsche Elkas entgegen, welche nicht mehr die lebenslustige, ungestüme Elka, sondern seit langer Zeit sehr ruhig und eingezogen worden war. Sie selbst hatte sich über Jahr

und Tag von den feineren Zirkeln und dem öffentlichen Auftreten ganz ferne gehalten und ein Leben der Einfachheit und der ungestörten Ruhe abwechselnd auf ihren Gütern und in ihrem Palaste zu Warschau geführt. Beide Gatten, welche die Jahre der stürmischen Jugend und manche bittere herbe Erfahrungen hinter sich hatten, waren miteinander einverstanden, das große Leben nicht mehr aufzusuchen, sondern sich allein und der etwa nachkommenden Familie zu leben.

Kasimir fand bei seiner Ankunft in Warschau Manches verändert. Wohl standen die Häuser noch an ihren alten Plätzen und führte die Straße noch so gerade nach Posen, auf der er einst mit der aus dem Kloster entführten Elka nach Thorn geflohen, aber die Lieben, die darin gewohnt, waren nicht mehr da.

Sein Vater, der Polizeidirektor von Warschau, war hochbetagt seiner längst vor ihm hinübergegangenen Frau in das Jenseits nachgefolgt. Ruhig und sanft war sein Tod gewesen. Seine Tochter Paula mit ihren Kindern und Elka hatten seinen Segen empfangen und seine letzten Wünsche entgegengenommen. Schon sterbend bat er noch Paula um Verzeihung der Schuld, die er an dem Tode seiner Frau getragen, und weihte er Elka in das Geheimniß des Kindestausches ein. Er hatte nichts mehr über das verschwundene Mädchen erfahren können, und er wäre leichter gestorben, wenn er gewußt hätte, daß Yelva sich bei ihrer Mutter, freilich ohne erkannt zu sein und nur als Magd sich befand. Sein letztes Wort endlich hatte Kasimir gegolten und mit dessen Namen auf den Lippen war er gestorben. Vielbeweint von seinen Kindern, hochbetrauert von seinen zahlreichen Freunden war seine irdische Hülle neben der seiner Frau beigesetzt worden.

Kasimirs Schwester Paula lebte mit ihrem Manne in glücklicher Ehe auf ihrem Gute bei Warschau und erzog ihre zahlreichen Kinder zu tüchtigen Bürgern des Staates und nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft. Sie war auf die erste Nachricht von Kasimirs Wiederkehr, den sie längst todt geglaubt, zu ihm nach Warschau geeilt und hatte ihm ihren Mann und ihre Kinder vorgestellt. Kasimir war ihr ja immer der Bruder gewesen, gegen den sie am meisten Anhänglichkeit bewiesen und dessen Trotz zu brechen sie allein verstanden hatte. Von ihren andern zwei Brüdern war der eine als Offizier im Kampfe gegen die Russen geblieben, der andere hatte, weil ihm

seine Braut gestorben war, aus Liebesgram der Welt Lebewohl gesagt und sich in ein Kapuzinerkloster zurückgezogen. Nach Art aller Mönche schloß er sich nicht nur von der Welt, sondern auch von seiner Familie gänzlich ab, so daß auch Paulas schwesterliche Liebe mit dem Grade erkälten mußte, als er in der Liebe Gottes zuzunehmen glaubte. Arme Mönche! Wie armselig stellt Ihr Euch Gott vor: wenn er, wie Ihr sagt, den Menschen nicht braucht, warum sollte er dann so eifersüchtig auf seine Liebe sein, daß dieser nicht einmal mehr seine nächsten Blutsverwandten lieben und ehren dürfte? Gott ist größer als Ihr ihn Euch denkt; er verlangt ein reines Herz und gute Werke, nicht aber braune oder schwarze Kutten und geschorne Köpfe, worin Eure ganze Heiligkeit und Frömmigkeit besteht!

Auch Elka hatte ihre Tante durch den Tod verloren. Die gute Frau war, als Rebinsky sich nach Paris zu den bekannten Erbschaftszwecken begeben hatte, in Folge der über sie hereingebrochenen Einsamkeit noch betlustiger geworden. Alle Aussichten auf ein Vermählung waren geschwunden und sie machte daher großartige Fortschritte in der Frömmigkeit. Die Theologen behaupten, daß die Frömmigkeit der Anfang der Weisheit sei, obschon man bei ihnen selbst in vielen Dingen, die ihnen weit näher stehen als die Engel oder Teufel, eben keine Anfänge von Weisheit finden kann. Diese theologische Wahrheit wollte denn auch an der Tante nicht verfangen. Je mehr sie betete und Rosenkranzkügelchen durch ihre Finger rollen ließ, dessen dicker wurde die Schichte, die ihr Gehirn umrahmte, desto zerstreuter und vergeßlicher wurde sie. Nicht das Alter, sondern das viele mechanische Herplappern aller möglichen Gebete schwächte ihre Denkkraft und ihren bisher freien Blick.

Ihre letzten Lebensjahre hatte sie fast ganz in den Kirchen zugebracht. Sie ging sehr früh hinein und sehr spät heraus. Wenn sie früher die erste auf dem Balle sein mußte, so mußte sie jetzt die erste in der Kirche sein. Es gibt in allen Städten solche Frauen, welche eine Ehre darin suchen, schon bei dämmerndem Morgen eine halbe oder ganze Stunde vor der Kirchenthüre zu warten, bis der Meßner das Ave Maria geläutet hat und dann die Kirche aufschließt. Zu diesen Frauen gehörte auch bald die Tante. Mit Hilfe ihres dickleibigen Gebetbuches vertrieb sie sich die Zeit in fortwährendem Kampfe gegen den Teufel der Zerstreuung, der nach einem Kirchenbilde in Rom mit einem großen Sacke vor jedem Betenden steht,

alle in der Zerstreuung ausgesprochenen Worte mit seinen Krallen von den Lippen wegfängt und in den Sack hineinwirft, aus reinem Neide gegen Gott, damit dieser nicht zu viel angebetet werde. Gegen diesen Teufel haben die alten Frauen wie die Tante in der Kirche schwere Kämpfe zu bestehen, denn er wird mit der Zeit unverschämt und packt zuletzt jedes Wort, das sie herabmürmeln, in seinen Sack. Er mochte auch bei der Tante manchen Sack voll gesammelt haben, denn sie betete mit gewohnter Zungenfertigkeit den Rosenkranz in fünf Minuten ab. Wenn aber je, so hatte sie hier ihre Zungengeläufigkeit von Nöthen. Es treffen ja auf einen Tag im Jahre durchschnittlich 40,000 Heilige, von denen freilich nur einer im Kalender steht, und es ist keine kleine Aufgabe, Gott in seinen verschiedenen Personen, die Himmelskönigin, die 72 Thronumgebenden Apostel und endlich die Tausende Heilige, die auf den Tag fallen, gebührend anzubeten und zu verherrlichen, ohne daß man dabei einen übersieht und dadurch dessen Neid und Zorn wachruft. Dazu kommen noch unzählige Betrachtungen über diese und jene Geheimnisse, über das Leben und Sterben Christi, über verschiedene Opfer und Gegenstände, die alle nicht vernachlässigt werden sollen, ohne eine Sünde zu begehen. So kam es, daß die Tante in richtiger Auffassung der durch die Kirche gebotenen Verhältnisse sich keinen Tag mit der Aufgabe, die sie vor sich hatte, hinaussah und schließlich ihren Sitz in der Kirche gar nicht mehr verließ.

Es war natürlich, daß sie durch dieses fromme Leben in großer Gunst bei den Geistlichen und im großen Ansehen bei den alten Weibern Warschaus stand. Sobald die Geistlichen die Beweise der göttlichen Gnade an ihr wahrgenommen hatten, schmeichelten sie ihr, wußten allerhand fromme Zwecke, für die sie Geld brauchten, und bestimmten ihr die 777. Stufe zum Throne Gottes als ihren Platz im Himmel, wenn sie der Kirche bei ihrem Tode ein Legat vermache. Die Tante war nahe daran, ihr ganzes Vermögen einer der Kirchen Warschaus zu verschreiben, wenn nicht Elka sie daran verhindert und ihr nur einen kleinen Theil desselben zu dieser Verwendung gestattet hätte.

Die gute Tante kam eines Abends von einer Nachtandacht krank nach Hause und mußte sich sogleich zu Bette legen. Ihr Zustand verschlimmerte sich über Nacht so sehr, daß Elka mehrere Aerzte rufen ließ. Diese stellten ihre Diagnose zunächst auf eine Verkältung und

dann auf allgemeine Schwäche überhaupt. Die Tante mußte das Bett hüten und war sehr unzufrieden, am nächsten Morgen nicht den gewohnten Gang zur Kirche machen zu können. Noch wüthender war sie über die Aerzte, welche von einer Verkältung sprachen, während sie von göttlicher Liebesgluth fast verzehrt wurde.

Es schlug ihr zwar das innere Feuer nicht in sichtbaren Flammen aus dem Herzen, wie dem heiligen Xaverius, dem sie aus der Brust hervorbrachen und den sie empfindlich versengten, aber von Verkältung konnte gewis gar keine Rede sein. Nur die große Schwäche konnte die gute Frau nicht ableugnen, weil sie zu fühlbar war und ihr kaum das Reden gestattete.

Elka wachte getreulich an ihrem Lager. Die Tante war ja noch die einzige Person, welche sie innig liebte und die ihr allein von allen Verwandten zurückgeblieben war. Ihre Befürchtung, sie möchte sich von ihrer Krankheit nicht mehr erheben, bewahrheitete sich nur zu bald. Während sie in der vierten Woche ihrer Krankheit übermannt von Müdigkeit an ihrem Bette eingeschlafen war, hatte die Tante ruhig und schmerzlos ihr Leben vollendet. Sie konnte dem Thürhüter des Himmels einen großen Conto von Gebeten, geopferten Wachskerzen, Wohlthaten und Schenkungen vorlegen und erhielt ohne Zweifel durch das schmale, kleine und niedrige Einlaßpförtchen Zutritt in das himmlische Zion.

Möge ihre Freude vollkommen gewesen sein, als sie ihren Ehrenstuhl auf der ihr von dem Beichtvater versprochenen 777. Stufe des Thrones Gottes einnahm!

Das bedeutende Vermögen derselben fiel gemäß ihrem letzten testamentarisch niedergelegten Willen dem jungen Grafen Wratislaw Zolkiewicz zu. Es war das eine kleine Bosheit, daß die Tante ihr Vermögen Wratislaw und nicht auch Elka übermachte. Letztere hatte nämlich die Tante zwar unbelästigt ihre Andachtsübungen vornehmen lassen, sich selbst aber nie daran betheiligt. Verschiedene Bekehrungsversuche waren gänzlich an der wohlbegründeten Abneigung Elkas gegen Alles, was nach Pfaffen roch, gescheitert. Dagegen machte ihr Wratislaw um so größere Freude; wenn er schrieb, flossen seine Briefe über von salbungsvollen Sprüchen und heiligen Ermahnungen. Wegen Mangels an anderm Stoffe schrieb der fromme Jesuitenzögling ganze Kolonnen von Psalmen ab, und die Tante las diese Briefe Wochen lange mit großer Andacht. Nichts war natürlicher,

als daß sie ihre ganze Zuneigung dem frommen Jünglinge zu wandte und ihn mit ihrem ganzen Vermögen bedachte. Elka aber überließ sie nur ihren unbewohnten Palast in Warschau und ihre ebenso große als geschmackvolle Garderobe, auf welche sie in sündigeren Zeiten einmal große Sorfalt und bedeutende Summen verwendet hatte.

Nach dem Tode der Tante stand Elka ganz alleine in der Welt. Sie war aber eine verständige Frau und fiel nicht in jene Gemüthsverirrungen, welche ein vereinsamtes Leben mit sich zu bringen pflegt. Das Leben hatte sie in vollen Zügen genossen und sie zog sich daher von ihm jetzt zurück. Der Umgang mit Hugo hatte ihr Geschmack an der Literatur beigebracht und sie beschäftigte sich nun ausschließlich mit dieser. Dadurch blieb sie auch vor dem traurigen Loose der Betschwesterei bewahrt, das unvermeidlich über alle denkunfächigen und flachen Geister hereinbrechen muß. Denn nichts ist für einen Hohlkopf angenehmer, als sich mancherlei Geschichten vorsagen zu lassen, sie steif und fest zu glauben und anderen Leuten das Denken zu überlassen. Auch die üblen Erfahrungen, welche Elka mit den Hauptkampfhähnen der römischen Kirche, den Jesuiten, gemacht hatte, die schlaue Hinterlist dieser Mönche, welche nicht die Ehre Gottes, sondern nur ihr großes Vermögen suchten, mußten ihr allen guten Willen nach dieser Seite nehmen. Sie wurde auf den Weg gedrängt, den alle edlen und großen Geister vor und nach ihr nothgedrungen einschlagen mußten: sich lediglich an die Vernunft zu halten, die allein untrüglich und die uns nicht gegeben ist, um sie durch hirnlosen Glauben an Zustände, die noch kein Mensch gesehen und welche nur in vererbter Einbildung bestehen, zu entweihen. Die Vernunft, die jedem Menschen von Haus mit gegeben wird, zeigt uns, daß es einen Gott geben und dieser Gott unendlich gerecht, gütig, weise und allmächtig sein muß; daß das Gute ihm wohlgefallen und das Böse ihm mißfallen müsse, und der Mensch daher das Gute zu thun und das Böse zu unterlassen habe. Nach diesen Grundsätzen, auf welcher auch das ganze Lehrgebäude Jesu Christi beruht, richtete Elka ihr Leben ein und war das nicht vernünftig? War sie deshalb weniger schlecht, weil die schwarzen Kuttenträger nicht bei ihr aus und eingingen?

Das Vermächtniß der Tante erregte bei den Jesuiten ungeheure Freude. Graf Drahomirsky mußte, damit ja bei der Uebernahme nichts verloren gehe, auf ihr Betreiben als der Vormund des Grafen Wratislaw die für sein hohes Alter äußerst beschwerliche Reise nach

Warschau antreten und das hinterlassene Vermögen für Wratislaw in Besitz nehmen. Elka wies ihm, als er in Warschau plötzlich und ohne daß sie vorher Kenntniß erhalten hatte, angelangt war, einen Theil ihres Palastes zur Wohnung an und benützte diese Gelegenheit, dem Grafen Drahomirsky den Standpunkt, wie man sagt, vollkommen klar zu machen.

Sie wollte dem alten Manne die Augen öffnen. Gründlich setzte sie ihm auseinander, woher die große Freundschaft der Jesuiten für ihn komme, daß diese nicht ihm, sondern seinem Reichthume gelte, daß sie bereits auf ihr eigenes Vermögen Jagd gemacht hätten und Rebinsky selbst ein Jesuit gewesen sei.

Graf Drahomirsky, dem dies durchaus keine Neuigkeit war, fand es für gut, den Unwissenden zu spielen. In einer glänzenden Vertheidigungsrede, die er dem Jesuitenorden hielt, bewies er Elka zur Genüge, daß er unverbesserlich und der unterwürfigste Sklave dieses Ordens war. Er wusch natürlich den Mohren mit allen möglichen Seifen weiß und machte es wie es noch heute alle Geistlichen thun: Alles, was über die Jesuiten gesagt wurde, war Lüge, die ganze Welt verläumdete sie in infamer Weise und nur die Jesuiten sprachen die reine Wahrheit!

Elka sah, daß Graf Drahomirsky zu jenen Leuten gehörte, die nicht dumm, sondern boshaft sind und die nicht sehen *wollen*; Leuten, die allein die Gnade Gottes aus jeder Suppenschüssel essen und alle andern für ausgemachte Braten der Hölle betrachten. Sie zog es demgemäß vor, ihm nur aus Rücksicht auf ihren Bruder Wratislaw diejenigen Aufmerksamkeiten zu erweisen, die der Anstand erforderte, im Uebrigen aber jede Begegnung mit ihm zu vermeiden. Graf Drahomirsky sah, daß in Elka ein böser Geist stecke, hatte noch soviel Mitleid, für ihr Seelenheil einige Messen zu bestellen und reiste dann wieder zurück nach Rom, wo man das Erbe Wratislaw bereits seit Langem als sicheres Eigenthum betrachtete. —

Wie froh war Elka, als sie auf der Reise auf eines ihrer Güter ihren Gemahl wiedergefunden hatte! Ihr einsames, fast freudeloses Leben hatte nun ein Ende und an der Seite ihres Kasimir konnte sie fröhlich und heiter in die Zukunft schauen. Beide Gatten trugen sich auf den Händen und liebten sich mit der ganzen Gluth ihrer ersten Jugendliebe. Kasimir war selbst ein kleines Vermögen durch

das Vermächtniß seines Vaters zugefallen und er befand sich also in den angenehmsten Verhältnissen.

Nach längerem Aufenthalte in Warschau gingen die glücklichen Ehegatten auf besonderen Wunsch Elka's auf deren Stammschloß Bielow.

Sie führten hier in idyllischer Einsamkeit, umgeben von den Reizen des Landlebens, ein ruhiges Leben. Beide hatten in verschiedener Weise die Wirren der Welt sattsam kennen gelernt und um so wohler that ihnen diese Ruhe nach den Stürmen des Lebens.

Es war an einem schönen Nachmittage, als auf Schloß Bielow eine ungewöhnliche Rührigkeit und Freudigkeit herrschte. Die Diener eilten Treppauf und Treppab, gewaltige Schüsseln vor sich hertragend. Im Hauptsaale des Schlosses fand ein großes Diner statt. Auch ein Geistlicher war erschienen, der bischöfliche Dekan Moricz, den Kasimir eigens von Warschau in seiner Equipage hatte herbeiholen lassen.

Vor Beginn des Diners wurde eine religiöse Handlung vorgenommen. Es wurde das Mädchen getauft, welches Elka ihrem geliebten Kasimir geschenkt hatte. Der Dekan taufte es auf den Namen Barbara. Es war ein zartes allerliebstes aber gesundes Kind. Elka ließ es sich nach Beendigung der Zeremonie sogleich reichen und bedeckte es in mütterlicher Freude mit Küssen. Auch Kasimir kannte sich selbst kaum vor Freude. Er war überglücklich und wurde von den zahlreich eingeladenen Gästen herzlich beglückwünscht. In Folge dieses freudigen Ereignisses währten die Festlichkeiten auf Schloß Bielow drei Tage hindurch.

Von nun an wurden die Banden, welche Elka und Kasimir aneinander knüpften, noch inniger und zärtlicher. Bärbchen wuchs frisch heran und Elka ließ es sich nicht nehmen, das Kind selbst zu säugen, obwohl dies der damaligen Sitte zuwiderlief.

Lange nach diesem glücklichen Ereignisse saßen die beiden Gatten eines Abends in trautem Gespräche beisammen. Kasimir erzählte seiner Gemahlin von den Leiden und Entbehrungen seiner Verbannung und von dem Glücke, das ihm nochmals, und wie es schien, jetzt dauernd gelächelt habe. Die Rede kam auch auf die Leiden und Freuden, welche Elka während dieser neun Jahre heimgesucht hatten.

— Oft habe ich Dich schon darum gebeten, liebe Elka, mir ausführlich von Deinen Erlebnissen während meiner Abwesenheit zu er=

zählen. Immer aber bist Du mir ausgewichen und hast mir nur ungenügende Bruchstücke daraus mitgetheilt.

— Niemand gesteht gerne seine Fehler, Kasimir.

— Ei, warst Du denn fortwährend eine reizende Sünderin? Gestehe mir nur, ich bin ein gnädiger und nachsichtiger Richter. Ich weiß es wohl zu würdigen, daß eine junge Frau sich nicht ganz vom Leben zurückziehen kann, wenn sie ihren Mann als todt betrauert, und für todt mußte man mich halten.

— Wohlan, Du Quälgeist! Wenn Du nachsichtig bist, wie Du versprichst, so will ich aufrichtig sein.

Du zogst in den Krieg und kamst nicht wieder. Meine Briefe wurden mit einem Male nicht mehr beantwortet, und meine Todesangst um Dich hatte ihren höchsten Grad erreicht. Ich fiel in eine gefährliche Krankheit, und als ich mich durch die sorgsame Pflege unsrer gemeinsamen Freundin in Thorn soweit erholt hatte, um nach Hause reisen zu können, kam die Nachricht, daß Du gefallen seiest. Man schrieb Dich in den Listen des Regiments als todt ab.

Der fühlbare Mangel an Geld und meine zerrüttete Gesundheit zwangen mich, zur Tante zurückzukehren. Die gute Frau holte mich in Thorn ab und sie erwähnte mit keinem Worte der Flucht und unserer Verehelichung. Sie hatte Alles vergessen und war froh, mich wieder gefunden zu haben. In Warschau schloß ich mich gänzlich von der Welt ab und betrauerte Deinen Tod.

Der fortwährende Durchzug von Truppen führte in unsern Palast zahlreiche Einquartierung. Zwei Marschälle mit ihren Stäben stiegen bei mir ab. Die Offiziere hatten bald herausgebracht, daß ich Wittwe, jung und nicht übel sei. Ich wies aber alle Zudringlichkeiten kalt ab und dankte nie für Aufmerksamkeiten.

Die Tante, wie Du weißt, war sehr lebenslustig. Sie ruhte nicht eher, bis ich sie auf einen Ball begleitete. Es bewegte sich darauf die glänzendste Gesellschaft und das Offizierskorps des Marschalls Lannes. Was ich bisher mit Glück vermieden hatte, begegnete mir hier. Was kann eine junge Frau dafür, wenn sich junge Männer in sie verlieben? Genug, zwei Offiziere, ein Herr de Beauval und ein Herr des Lussac, stellten mir besonders nach und wurden zudringlich, als ich ihnen Sprödigkeit entgegensetzte. Sie betrachteten mich als eine Festung, die sie im Sturme erobern zu können glaubten.

Ein anderer Ballgast, ein Herrn von Rassow aus

Deutschland, hatte die Verlegenheit bemerkt, in welche mich die Aufdringlichkeit der beiden Offiziere versetzte. Er warf sich zu meinem Ritter auf, bot mir seinen Arm und hielt die Cavaliere in gehöriger Entfernung. Aus Wuth darüber beleidigten sie ihn und mich gröblich. Die Folge war ein Duell, in welchem Herr von Rassow zwar die beiden Offiziere tödtete, aber selbst sehr schwer verwundet wurde.

Das Duell war wegen meiner Person entstanden. Ich war also verpflichtet, meinem Vertheidiger, der für mich eine schwere Stichwunde empfangen hatte und der Tödtung der französischen Offiziere halber in großer Gefahr schwebte, mich in der Weise dankbar zu erzeigen, daß ich ihn heimlich in meinen Palast nahm und aufmerksam pflegte. Rassow genas nach langer Krankheit, aber nun verliebte er sich in mich. Ich konnte ihn natürlich nicht mit Kälte abweisen, allein ich hielt ihn auch immer in den gehörigen Schranken zurück. Daß ich es kurz gestehe, ich liebte ihn zwar nicht, aber ich war ihm auch nicht abgeneigt. Das Andenken an Dich hielt mich ab, Rassow irgend welche besondere Gunst zu gewähren, noch erst gar ihn zu heirathen, wie er es immer wünschte.

Das Leben hier in Warschau, wo mich Alles beständig an Dich erinnerte und meinen Schmerz um Dich neu wachrief, wurde mir zuletzt unerträglich. Ich nahm daher die Einladung Rassows, ihn mit einem Gegenbesuche auf seinen Gütern zu erfreuen, an, und folgte ihm nach Mecklenburg. Von dort ging ich über London und Paris nach Italien und blieb endlich in Paris zwei Jahre in aller Zurückgezogenheit. Dann kehrte ich nach Hause zurück und lebte seitdem in Warschau.

Auch dort suchte mich Herr von Rassow auf und bestürmte mich mit Bitten, ihm meine Hand zu reichen. Ich blieb aber unerschütterlich.

Eines danke ich der Freundschaft Rassows sehr. Mein ehemaliger Lehrer Rebinsky, dem wir in Thorn seine Nachstellungen so gründlich verleideten, war nämlich ein Jesuit. Er hatte die Aufgabe, mein Vermögen dem Orden in die Hände zu spielen. Nachdem es ihm leider gelungen war, in meiner Abwesenheit meinen Bruder Wratislaw nach Rom in das Jesuitenkollegium zu bringen, verfolgte er mich bis nach Paris und wollte mich dort ermorden lassen. Zuvor noch hatte er Deine gesetzliche Todeserklärung durch das kaiserliche Kriegs-

ministerium zuwege gebracht. Sein Plan wurde mir aber durch den von ihm gedungenen Mörder um Geld verrathen, und ich reiste von Paris ab, um diesem Menschen auszuweichen.

Was aus dem Jesuiten geworden, weiß ich nicht; allein wie mir später Herr von Rassow aus Paris schrieb, war und blieb er verschwunden und kam nicht wieder zum Vorschein.

Auch Herrn von Rassow habe ich nach unserer Trennung nicht mehr gesehen. Obschon er sich durch meine Festigkeit sehr unglücklich fühlte, so blieb er doch bis zum heutigen Tage mein aufrichtiger Freund.

Ich lebte mit der Tante hier sehr zurückgezogen und besuchte nur zuweilen Deinen Vater. Dieser und die Tante starben kurz nacheinander und ich begab mich nun abwechselnd von einem Gute auf das andere. Eben auf dem Wege nach Minsk fand ich Dich, und jetzt bin ich die glücklichste Frau auf Gottes weiter Erde.

— Das sind alle Deine Fehler, meine Elka? Für diese kannst Du meine Verzeihung leicht erhalten. Was auch hinter uns liegen möge, es ist vergessen. Du hast mir eine Tochter geschenkt, Elka, und würdest mich zum beneidenswerthesten Gatten machen, wenn —

— Nun, wenn? fragte Elka lächelnd.

— Du mir auch noch einen Sohn schenken möchtest!

— Kasimir! Sei doch nicht so böse. Liebe ich Dich denn nicht?

Kasimir umschlang seine holde Gattin und drückte einen langen Kuß auf ihre zarten Lippen.

XLI.

Vom Regen in die Traufe.

Die beiden Gatten führten lange Zeit hindurch ein Leben voll Zufriedenheit. Nichts war ihnen versagt, was ihr Herz begehrte, das Füllhorn des Glücks hatte sie reichlich bedacht.

O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe! Allein nichts ist von Dauer unter dem Monde, und das Glück ist zerbrechlich wie Glas. Mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. So kamen auch Ereignisse, welche den Frieden Kasimirs und Elkas trübten.

Elka hatte sich niemals entschließen können, ihrem Manne über manche Abschnitte ihres Lebens die volle Wahrheit einzugestehen. Sie war darüber mit einer gewissen Leichtigkeit hinweggegangen, und wenn sie die Beziehungen zu einem Manne wirklich nicht mehr ignoriren konnte, so wußte sie dieselben wenigstens als eine höchst unschuldige Freundschaft hinzustellen. Nichts zerstört den Frieden einer Ehe schneller, als gegenseitiges Mißtrauen, welches unfehlbar dann eintreten muß, wenn der eine dem andern Theile auf eine Unwahrheit kömmt. Zu einer friedlichen und glücklichen Ehe ist gegenseitige rückhaltslose Aufrichtigkeit in allen Dingen unbedingt nothwendig; sie ist eine natürliche Folge der Liebe; und die Falschheit beginnt immer dann, wenn die Liebe aufhört.

Elka that sehr Unrecht, ihrem Manne nicht diejenige Aufrichtigkeit entgegenzubringen, welche dieser mit Recht von ihr fordern konnte. Es kam aber die Zeit, wo die Untreue ihren eigenen Herrn schlug.

Sie hatte Kasimir niemals den Umstand mitgetheilt, daß sie bereits vor ihrer Verehelichung Mutter gewesen und dem Jesuiten einen Knaben geboren habe. In einem Gespräche mit ihrem Gatten über das verächtliche Treiben Rebinsky's ließ sie jedoch ein unbedachtsames Wort fallen, welches Kasimir sofort auffaßte. Sie erwähnte nämlich, daß sie den Jesuiten doppelt gehaßt habe, weil er sie noch

so jung verführt habe. Kasimir war darüber wie aus den Wolken gefallen. Er starrte Elka an, welche ihre Unvorsichtigkeit zwar sogleich einsah, aber ihr einmal gesprochenes Wort nicht mehr zurücknehmen konnte.

— Wie sagst Du, Elka, fragte er gedehnt, der Jesuit habe Dich verführt?

Elka ward über und über roth. Sie schlug beschämt ihre Augen nieder und wagte kein Wort zu erwidern.

— Ist diese Verführung von Folgen gewesen? Antworte mir, ich beschwöre Dich!

Elka, welche niemals in ihrem Leben sich so beschämt gesehen hatte, stammelte ein leises Ja.

Kasimir war auf das Höchste bestürzt. Die schmerzlichen Gefühle, welche bei dieser unerwarteten Entdeckung mit aller Heftigkeit losbrachen, in seiner Brust niederkämpfend, schritt er schweigend in großen Schritten das Zimmer auf und ab.

— So spät muß ich das erfahren, Frau? sagte er nach einer peinlichen Pause in tonloser Stimme zu seiner Gattin. Warum hast Du mir das bisher verheimlicht? Hätte ich Dich weniger geliebt, wenn Du mir die Wahrheit bekannt hättest? Und jetzt erst muß ich diese traurige Entdeckung machen! Gott! Gott!

Wieder trat eine jener Pausen ein, welche in häuslichen Zwisten nach gemachten Vorwürfen so häufig beide Theile gleich martern. Elka hatte ihr Gesicht in beiden Händen versenkt und Kasimir alle Mühe, seine innere Bitterkeit zu überwältigen.

— Ich zürne Dir ernstlich, Frau, daß Du gegen mich so unaufrichtig bist und es einem unbewachten Augenblicke überließest, dieses Geheimniß zu verrathen. Wenn Du meine Verzeihung nicht für Deinen Fehler, den ich nicht für so groß halten will, sondern für Deine Unaufrichtigkeit erhalten willst, so sei jetzt offen und theile mir Alles mit. Wie kann ich Vertrauen zu Dir hegen, wenn Du mich mit Verstecktheit behandelst?

Die Anrede mit „Frau", welche ihr Gatte zum ersten Male gebrauchte, und seine sehr berechtigten Vorwürfe schnitten Elka sehr schmerzlich in die Seele. Sie, die sonst vor hundert Männern nie gezittert hätte, kam sich wie ein Kind vor. Das niederdrückende Bewußtsein, sich auf einer Heimlichkeit ertappt zu sehen, raubte ihr

allen Muth. Sie war nicht im Stande, ein Bekenntniß abzulegen. Ihre Thränen rührten jedoch den erzürnten Gemahl und er wandte sich in milderem Tone an sie:

— Lebt das Kind noch, Elka?

— Ja.

— Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?

— Ein Knabe.

— Was ist aus dem Kinde geworden?

— Ich gab das Kind gleich nach der Geburt auf das Land hinaus, wo es von einer braven Familie bis zum zwölften Jahre erzogen wurde. Dann nahm ich Ladislaus, so heißt der Knabe, nach Warschau und ließ ihn in einem Institute studiren. Dort befindet er sich noch.

— Der Knabe muß schon ziemlich erwachsen sein. Weiß er, daß Du seine Mutter bist und wer sein Vater?

— Nein, weder er noch sonst Jemand hat je davon erfahren. Er lebt in dem Glauben, daß die Pflegeeltern seine wirklichen Eltern seien.

— Konntest Du wirklich so grausam sein? Kaum erkenne ich Dein gutes Herz wieder, Elka! Du hast Dein Kind hinausgestoßen in die Welt, hast es nie gesehen und gesprochen, und wolltest für meine Kinder ein anderes Herz haben?

— Kasimir, laß diesen schweren Vorwurf! Ich habe meinen Sohn geliebt, wie eine Mutter ihr Kind nur lieben kann. Meine Ehre war der ganzen Welt preisgegeben, wenn ich ihn öffentlich als meinen Sohn anerkannte und erzog. Ich war gezwungen, ihm und der Welt seine Abstammung zu verheimlichen. Wohl habe ich ihn nie sehen wollen, aber nicht aus Mangel an mütterlicher Liebe, sondern aus Haß gegen den Mann, der ihn erzeugte und an den er mich erinnern mußte. Er hätte mir fortwährend die Verführung des Jesuiten und meine in jugendlicher Unkenntniß stattgehabte Schwäche in das Gedächtniß zurückgerufen, er hätte mich nur unglücklich gemacht. Uebrigens habe ich bis auf diese Stunde in jeder Hinsicht für ihn gesorgt.

— Höre mich an, Elka. Das Kind kann nicht ohne Eltern bleiben. Es muß endlich gutgemacht werden, was an ihm gesündigt wurde. Das Kind ist Dein Kind, und nachdem Du meine Frau geworden bist, ist es auch mein Sohn. Ich will, daß der Knabe in

mein Haus komme und von seiner Mutter erzogen werde. Er soll wissen, wer sie sind, — das braucht er nicht zu erfahren, wer sein Vater war, er mag mich dafür halten.

— Das wolltest Du thun? O Kasimir, wie gut bist Du! Kannst Du denn den Sohn des Jesuiten lieben?

— Sprich nicht von dem Jesuiten, nie mehr! Ich will sein Vater sein und damit ist es gut. Ladislaus ist Dein Sohn, und wenn ich Dich liebe, muß ich auch Dein Fleisch und Blut lieben. Er soll erzogen werden, wie es ihm gebührt, wie mein eigenes Kind.

Elka warf sich vor Rührung und Freude an den Hals ihres edelmüthigen Gemahls. Dieser konnte ihr zwar die Geheimhaltung der Existenz des Kindes durchaus nicht verzeihen, aber der Umstand milderte doch seine Strenge, daß Elka ihren Sohn nicht ganz vergessen hatte.

— Ladislaus muß sogleich zu uns kommen. Wir kehren dieser Tage nach Warschau zurück, und er kann, wenn es sein Wunsch ist, fortstudiren, jedenfalls aber muß er bei uns sein.

— Was wird aber die Welt dazu sagen? Wird man nicht sogleich die Wahrheit ahnen und sprechen: das ist ein Sohn der Gräfin.

— Die Welt kann denken und sagen, was sie will. Bedauernswürdig sind die Menschen, die ihre Handlungen von dem Urtheile anderer Leute abhängig machen. Die Welt wird auch im günstigsten Falle wenig zu loben, dafür aber desto mehr zu tadeln finden. Das eigene Bewußtsein ist unser unfehlbarer Richter, nach ihm allein haben wir unser Handeln einzurichten. Damit jedoch Dein Wunsch erfüllt werde, stellen wir Ladislaus der Welt als unsern Adoptivsohn vor; ein anderer Name ändert ja die Sache nicht.

Elka war dies zufrieden. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie aus Furcht vor der bösen Welt ihr Kind bisher sehr beeinträchtigt habe, und es erschien ihr als eine längst erwünschte Genugthuung daß Ladislaus in die ihm gebührenden Rechte durch seine Aufnahme in die Familie eingewiesen werde. Dieser ganze Vorfall hatte aber Kasimir so gekränkt, daß der tiefe Familienfrieden dadurch ernstlich gefährdet wurde. Wenn sich zwei Seelen lieben und es entdeckt die eine bei der andern den großen Fehler der Falschheit — und etwas anderes ist die von Furcht oder Eitelkeit diktirte Geheimthuerei nicht — so ist alles Vertrauen erschüttert, es fallen Vorwürfe, das Band der Liebe hat den ersten gefährlichen Riß erhalten. Es dauert lange,

bis eine solche Erschütterung des ehelichen Friedens wieder vergessen ist, bis die Kälte des Mannes sich in die natürliche Freundlichkeit und das Schmollen der Frau in die gewohnte Hingebung umgewandelt hat. Wenn daher Kasimir seinen innern Gram über die Unaufrichtigkeit Elka's auch nicht fortwährend in Vorwürfen Luft machte, so war doch die gegenseitige liebende Annäherung auf lange hinaus erschwert.

Als die beiden Gatten nach einiger Zeit ihr Schloß Bielow verließen und ihren Palast in Warschau bezogen, galt der erste Gang Kasimirs dem Sohne seiner Frau. Nachdem er über ihn bei seinen Lehrern die vortheilhaftesten Erkundigungen eingezogen hatte, eröffnete er dem Vorsteher des Instituts, in welchem Ladislaus studirte, daß er ihn als seinen erb- und namensfähigen Sohn adoptirt habe und demgemäß wünsche, ihn unter seine eigene Aufsicht nehmen zu können. Der Student wurde vorgerufen und ihm diese unerwartete Mittheilung gemacht. Er brauchte lange, bis er sich überzeugte, daß er nicht das Spiel loser Scherze sei, küßte seinem neuen Vater dankbar die Hände und bat nur, seine Studien vollenden zu dürfen.

Kasimir fuhr dann mit ihm sogleich nach Hause.

Elka hatte unterdessen mit pochendem Herzen auf sein Erscheinen gewartet. Ein seltsames Gefühl kam sie überschlichen, es war ihr, als ob ihr Herz sich theilen, und der eine Theil ihren Sohn lieben, der andere seinen Vater hassen müsse. Die verschiedenen Empfindungen, die ihr Herz durchzogen, brachen bei dem Eintritte Kasimir's mit Ladislaus zu einem heftigen Sturme aus. Sie hatte ihren Sohn seit seiner Geburt nicht wieder gesehen. Jetzt stand er als ein hochgewachsener, schlanker junger Mann vor ihr. Weinend warf sie sich auf ihn, so daß Ladislaus, der in der Gräfin seine wirkliche Mutter nicht ahnte, nicht wußte wie ihm geschah. Eine dunkle Ahnung bemächtigte sich des Gemüths des Jünglings. Wie staunte er aber, als Kasimir ihm sagte, er habe in ihm seinen Vater und in der Gräfin seine wirkliche Mutter zu ehren, und man hätte ihn bis jetzt fremden Händen anvertraut, weil mancherlei Familien-Ereignisse seine Erziehung im elterlichen Hause nicht zulassen konnten. Nachdem er aber jetzt das 18. Jahrer reicht, sei es Nothwendigkeit geworden, ihn seinem Stande gemäß vor der Welt auftreten zu lassen und sei aus diesem Grunde seine Rückberufung in das elterliche Haus erfolgt. Mancherlei Verhältnisse jedoch zwängen sie, die Eltern jedoch, daß

sie ihn vorderhand in der Welt als ihren Adoptivsohn aufführen müßten, worüber er in späteren Jahren einmal die nothwendigen Erklärungen erhalten würde.

Es läßt sich denken, daß der Studiosus gerne solche Eltern annahm, die nicht nur reich, sondern wie es schien, auch sehr gut waren. Leise Zweifel, die in ihm aufsteigen wollten, unterdrückte er sofort mit jenem leichten Sinne, der die Jugend sich so leicht in alle Verhältnisse fügen läßt. Bis er sich jedoch daran gewöhnte in den beiden ihm bisher unbekannten Personen seine wirklichen Eltern zu sehen und zu lieben, währte es ziemlich lange. Er war ein schöner Jüngling von feinen Gesichtszügen; Elka mußte sich heimlich sagen, daß er ganz die hohe Stirne und die scharfen, den Geist verrathenden Gesichtszüge des Jesuiten habe. Aufgeweckten und munteren Geistes bewältigte er seine Studien leicht, und er sollte bereits im nächsten Semester die Universität beziehen.

Einige Zeit nach der Aufnahme Ladislaus in die Familie Ubryk kam noch ein weiteres Wesen in das Haus, in Mädchen von wunderbarer Schönheit, welches manche Veränderungen in der gräflichen Familie hervorrufen sollte.

Der alte Ubryk war, wie sich der freundliche Leser erinnern wird, in das Reich des Todes eingegangen, ohne seinen Lieblingswunsch, die Auffindung der jungen Gräfin Satorin, erfüllt zu sehen. Auf dem Sterbebette hatte er Elka noch hierauf bezügliche Mittheilungen gemacht und ihr ein Paquet versiegelter Papiere mit der Bitte übergeben, es seinem ältesten Sohne, ihrem Manne Kasimir aufzubewahren; sollte dieser nicht wiederkommen, so möge sie es dem anderen Sohne, dem Mönche, überweisen. Elka hatte dieses Paquet nach Hause getragen, in der Voraussicht, daß Kasimir möglicherweise noch sehr lange oder gar nicht mehr zurückkehren könne, in einer selten benützten Kassette aufbewahrt und dann ganz darauf vergessen. Die Papiere waren ihr so gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden, daß sie sich selbst bei der Erzählung, welche sie Kasimir über den Tod seines Vaters machte, nicht daran zu erinnern vermochte. Die Taufscheine Ladislaus, welche sie gelegentlich aus alten Schränken hervorsuchen wollte, führten sie auch auf die alte Kassette und die darin enthaltenen Papiere Ubryks. Bestürzt über ihre Vergeßlichkeit eilte sie sogleich, sie Kasimir vorzulegen. Dieser öffnete sie in Anwesenheit Elka's. Das erste Blatt, welches ihm entgegenfiel, lautete:

Mein lieber Sohn Kasimir!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kömmt.

Niemand ist weise vom Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als Du.

Nicht Alles ist Gold, lieber Sohn, was glänzt, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Nimm darum einigen Rath an, den Dir Dein sterbender Vater ertheilt.

— Ah! sagte Kasimir, das sind gute Lehren auf den Weg des Lebens. Nur kommen sie etwas zu spät. Ich will sie übergehen und sehen, was der Vater noch weiter geschrieben hat.

Er erbrach die Siegel der andern Papiere. Es fanden sich darunter Aufzeichnungen über seine früheren Verhältnisse, über seine Ahnen, über die Verschwörungen gegen Rußland u. s. w. Endlich fand er ein größeres, mehrfach versiegeltes Paquet mit der Aufschrift: Sehr wichtig!

Begierig öffnete es Kasimir. Es enthielt eine Menge Papiere, ein goldenes Kreuz und ein Taschentuch. Der beiliegende Brief gab ihm darüber den nöthigen Aufschluß. Kasimir las:

Lieber Kasimir!

Ich habe Dir eine schwere Pflicht zu hinterlassen. Es war die Aufgabe einer ganzen Hälfte meines Lebens, diese Pflicht zu erfüllen. Ich sterbe und habe sie nicht erfüllen können.

Du wirst Dich noch erinnern, daß die Ereignisse einer Nacht entscheidend für das Wohl und Wehe unserer Familie wurden. Vor jener Nacht lebten wir in furchtbarer Noth. Die Familie war groß, ich verdiente nichts, und Deine Mutter wußte nicht, womit sie ihre Kinder ernähren sollte. Wir hatten kein ordentliches Bett, wir hatten keinen Stühle und keinen Tisch, uns daran zu setzen. Die bitterste Armuth war die Gefährtin Eurer Jugend und die Qual Eurer Eltern.

Inmitten dieser Noth wuchs meine Familie fortwährend und meine Frau gebar mir jedes Jahr ein Kind. Das letzte war Alexander, Dein Bruder.

Da wurde mir ein Anerbieten gemacht. Die Gräfin Satorin hatte zur nämlichen Zeit wie meine Frau ein Mädchen geboren. Der Graf, ihr Gemahl, wollte aber einen Knaben und hatte ihr für den Fall, daß das zu hoffende Kind ein Mädchen würde, die empörendsten Drohungen gemacht. In ihrer Furcht und Verzweiflung fiel die Gräfin auf den Gedanken, statt ihres eigenen Kindes ein fremdes unterzuschieben, und für ihr Mädchen einen Knaben einzutauschen. Sie erfuhr, daß ich zur selben Zeit einen Knaben erhalten hatte und machte mir glänzende Anerbietungen gegen die Auswechslung unserer Kinder.

In meiner drückenden Noth besann ich mich nicht lange. Wenn man Hunger und kein Geld hat, so greift man zum Aeußersten. Ich nahm das Anerbieten an, gab der Gräfin meinen Sohn Alexander und erhielt ihr Mädchen nebst einer hohen Summe Geldes.

Auf dem Rückwege von Satorin nach Warschau verlor ich das gräfliche Kind. Das Mädchen lag in einem Korbe und diesen ließ ich in einer Schenke bei Warschau stehen. Als ich meinen Irrthum bemerkte und zurücktritt, war Korb und Mädchen verschwunden.

Meine Frau starb in der folgenden Nacht aus Gram über den Verlust ihres Sohnes. Ich hatte den Kindestausch gegen ihren Willen vorgenommen und die dadurch hervorgerufene Aufregung verlief für die Wöchnerin tödtlich.

Von jenem Augenblicke an kehrte Wohlstand und Glück in unsre Familie ein. Wenn wir es auch mit dem Leben der Mutter erkaufen mußten — das Glück ist nie zu theuer erkauft, und die Mutter hätte nach dem Wochenbette und den vielen Jahren harter Entbehrungen doch mehr ein sieches Dasein gefristet. Was ich zu ihrem Tode beitrug, werde ich vor Gott verantworten müssen — vor meinen Kindern verantworte ich mich nie.

— Oh! rief Kasimir, sich selbst unterbrechend, aus: darin spricht sich ganz die Härte und Gefühllosigkeit meines Vaters aus! Es lag ihm also am Gelde, welches am Ende zum Glücke führt, mehr als an seiner Frau! Nein, Vater, es reut mich nicht, daß ich immer trotzig und feindselig gegen Dich war: Du hast uns Kindern die liebste Mutter geraubt! Dann las er weiter:

Das durch den Kindertausch gewonnene Geld verhalf mir zu Amt und Ansehen. Ich konnte meine Kinder alle standesgemäß und

gut erziehen lassen und habe nichts gescheut, Euer Glück begründen zu helfen.

Das verlorene Mädchen aber blieb mir verschwunden. Ich benützte meine amtliche Stellung in der ausgedehntesten Weise, die Spur dieses Kindes ausfindig zu machen. Zuerst gelang es mir, das goldene Kreuz, welches das Mädchen am Halse trug, und eine Windel mit dem Namenszuge der Gräfin Satorin zu erhalten. Ich habe diese beiden Gegenstände den Papieren beigelegt. Bei weiterer Verfolgung der Spur erfuhr ich, daß ein Jude, Namens Aaron Königsberger, das Mädchen zu sich genommen habe.

Dann verflossen acht Jahre und ich konnte nichts Näheres mehr erfahren. Nach Ablauf dieser Zeit wurde Aaron Königsberger wegen Diebstahls eingezogen und ich erhielt durch ihn die Gewißheit, daß er das Mädchen an eine befreundete Judenfamilie Isaak Gerson in Kiew verkauft habe. Als ich dorthin schrieb, war es eben durch Zigeuner geraubt worden. Von nun an ließ ich Jagd auf alle Zigeuner machen; wirklich fiel mir die Bande in die Hände, welche das Mädchen, das bisher Judith geheißen, entführt und unter dem Namen Yelva mit sich herumgeführt hatte. Aber das Kind fand sich wieder nicht; eine alte Zigeunerin, Namens Zarak, zog allein mit ihm umher, wurde noch in der Gegend bei Satorin selbst gesehen und war dann für immer verschwunden.

Ich habe hier die sämmtlichen Akten, die in der Auffindigmachung der jungen Gräfin Satorin erliefen, in getreuer Abschrift beigelegt; aus ihnen magst Du die Schwierigkeiten ermessen, die mir dabei aufstießen, und den Eifer ersehen, mit dem ich diese Angelegenheit verfolgte.

Es war mir nicht mehr vergönnt, das Kind aufzufinden und es seiner unglücklichen Mutter, der Gräfin Satorin, in die Arme zurückzuführen. Ich kann jedoch nicht scheiden von dieser Welt, ohne die Erfüllung der Aufgabe, die zu erreichen ich nicht so glücklich war, einem meiner Kinder als heiliges Vermächtniß zu übermachen. Hiezu habe ich Dich erwählt, als meinen ältesten Sohn. Ich bitte Dich, Kasimir, verfolge diese Angelegenheit mit aller Energie und suche diese Aufgabe zu lösen. Vielleicht bist Du glücklicher als Dein Vater, ja, ich hoffe es. Nothwendige nähere Andeutungen wirst Du in den beigeschlossenen Akten finden.

Nochmals, es ist der letzte Wille Deines sterbenden Vaters, diese Sache nicht auf sich beruhen zu lassen: suche das Mädchen in aller Welt und bringe es, wenn Du es gefunden hast, seiner Mutter zurück, — und das soll Dir mein theuerstes Vermächtniß sein.

Jaromir von Ubryk.

— Ein sonderbares Vermächtniß!, sagte Kasimir kopfschüttelnd. Welche Väter werden ihren Söhnen wohl noch ein solches hinterlassen?

So etwas kommt selten vor, erwiderte Elka. Allein Du wirst nicht anstehen, diesen letzten Willen Deines Vaters auch auszuführen. Wenn auch nichts erreicht wird und alle Versuche fehlschlagen, so spricht Dich doch das beruhigende Bewußtsein, Alles gethan zu haben, hinterher von aller Schuld los.

— Wohl. Die Aufgabe des Sohnes ist es, den Fehler des Vaters gut zu machen. Es läßt sich aber wenig machen und noch weniger erwarten. Als Familienvater kann ich nicht Land auf, Land ab ziehen, dem Mädchen in allen Bauerngehöften nachzufragen, wie der treue Sänger Blondel, der Richard Löwenherz suchte. Ist aber diese Yelva wieder bei Zigeunern, so wäre selbst ein solches Opfer vergeblich.

— Davon ist auch keine Rede, Kasimir. Man muß nicht immer alle Stäbe über dem Kniee abbrechen, sondern seine Wege fortgehen, bis sie sich von selbst mit anderen kreuzen. Das Schicksal läßt sich mit aller Gewalt nicht zwingen, es drückt uns immer freiwillig den Schlüssel zu den Thüren in die Hand, die wir öffnen wollen. Ich meine aber, daß wir der Gräfin Satorin einen Besuch abstatten und ihr diese Papiere zur Einsicht vorlegen sollen. Möglicherweise kann ihr manches darin Enthaltene unbekannt sein und sie selbst irgend einen wichtigen Aufschluß geben. Wir können ihr und sie Dir einen Dienst erweisen.

Obwohl Kasimir nicht recht hören wollte, wenn es sich namentlich von Besuchen bei verschiedenen adeligen Familien handelte, so entschloß er sich in diesem Falle auf Elka's Drängen zu einem solchen. Es lag ihm besonders daran, bei diesem Anlasse seinen jüngsten Bruder Alexander, der vor der Welt als der Sohn der Gräfin Satorin galt und den er niemals noch gesehen hatte, kennen zu lernen.

An einem der nächsten Tage fuhren Kasimir und seine Gemahlin aus Warschau die lange Pappelallee entlang, die zur Herrschaft Satorin führte. Sie kamen an einem einsamen Wirthshaus vorüber.

— Das wird die Schenke sein, in der mein Vater das Mädchen stehen ließ, sagte Kasimir; diese gemeine Kneipe ist der Ausgangspunkt so vielen Glückes und Unglückes geworden. Wo werden wir das Kind finden, das hier verloren ging?

Nach einer halben Stunde bog von der Heerstraße ein Weg rechts ab, der zum Schlosse des Grafen Satorin führte. Bald darauf fuhren Kasimir und Elka dort vor. Es kam ihnen sehr gelegen, daß der Graf auf einem andern Gute abwesend war. Die Gräfin bezeigte große Freude über den unerwarteten Besuch und war nicht wenig erstaunt, als ihr Kasimir den Zweck desselben auseinandersetzte. Er legte ihr die von seinem Vater fleißig gesammelten Akten vor und forderte sie auf, ihm solche Andeutungen zu geben, die ihn am ersten zur Auffindung des Kindes führen könnten.

Als die Gräfin Satorin das bekannte goldene Kreuz und die Windel mit ihrem Namenszuge wiedersah, ergriff sie mächtiger als je der Schmerz um ihre verlorene Tochter. Elka kostete es viele Mühe, sie zu beruhigen.

— Wie unglücklich bin ich doch! jammerte sie. Ich würde gerne zehn fremde Kinder angenommen und erzogen haben, wenn ich nur mein eigenes hätte behalten dürfen.

— War denn der Graf nicht so vernünftig, einzusehen, daß es nicht in der Macht der Frau liegt, nach Belieben einen Knaben oder ein Mädchen zu gebären? Wo käme die Welt bei solchen Ansichten hin? Schließlich dürfte jede Frau, wenn es nach dem Willen des Mannes ginge, nur Knaben zur Welt bringen.

— Ach, die Männer sind eben so unvernünftig als unbillig. Sie stellen an ihre Frauen Zumuthungen, die oft wahrhaft empörend sind. Mein Mann wollte durchaus einen Knaben, er drohte mich zu verstoßen, wenn ich ihm ein Mädchen schenkte. Mit steigender Angst erwartete ich die Stunde der Wehen; sie kam und ich gebar ein Mädchen. Wohin wollte ich mich wenden, wenn mich der Graf verstieß? Ich war gezwungen, ihn zu täuschen, wenn ich auch darüber vor Gram fast verging. Meine Ehe war bisher durch meinen fortgesetzten heimlichen Kummer eine unglückliche; der Gedanke, wo

sich meine Tochter befinden möge, verfolgt mich fortwährend und zerreißt mir das Herz.

— Leider ist hieran mein Vater Schuld, entgegnete Kasimir. Wenn er das Mädchen in einem unbegreiflichen Leichtsinne nicht verloren hätte, so wäre Ihnen vieler Kummer erspart worden, Frau Gräfin.

— Lassen wir das. Das Geschehene ist nicht zu ändern. Wenn Vieles nicht geschehen wäre, was unterbleiben sollte, so wäre die Existenz der Welt nicht möglich. Wir sind ja doch nur auf ihr, uns gegenseitig zu quälen, zu verfolgen und die kurze Spanne Zeit, die wir auf diesem Erdballe zubringen müssen, nach Kräften zu verbittern!

— So philosophiren Sie, Frau Gräfin? Sie sehen doch zu schwarz. Die Menschen betragen sich allerdings so, als seien sie einander zur gegenseitigen Qual auf der Welt; allein, um des Einen Guten willen, der nicht so denkt und nicht so handelt, müssen wir die Neunundneunzig Andern milder beurtheilen. Der normale Zustand des Lebens ist wohl das Leiden; ist aber die Ausnahme, die Freude, darum nicht höher zu schätzen? Ist das Leben deßhalb, weil die Summe der Leiden die Summe der Freuden um mehr als ein dreifaches überwiegt, ohne allen Reiz?

— Bitte, fiel Elka ein, welcher derartige Schulanschauungen vom Leben nicht behagten, wollen Sie uns vielleicht Ihren Sohn, den Bruder meines Gemahls, vorzuführen die Güte haben?

Die Gräfin schellte und es erschien ihre Zofe, ein höchst anmuthiges schönes Mädchen.

— Yelva, rufe Alexander herbei. Er soll sich meinen geehrten Gästen vorstellen.

Während die Zofe verschwand, um den Befehl ihrer Herrin auszuführen, bat die Gräfin Satorin Kasimir und Elka inständigst, ihre Gefühle vor dem Jünglinge zurückhalten und sich ihm in keiner Weise als seine nächsten Verwandten erkennen geben zu wollen, weil er so lange als möglich nichts von der Wahrheit erfahren solle. Kasimir versprach diesen Wunsch zu erfüllen.

Alexander trat ein. Er zählte jetzt 17 Jahre, sah sehr blühend und rothwangig aus und versprach sehr groß zu werden. Als er sich anstandsvoll vor den Gästen verneigte und Elka und Kasimir freundlich lachend die Hand reichte, konnte dieser seine Gefühle kaum

mehr zurückdrängen. Er wandte sich ab und zerdrückte unbemerkt eine verrätherische Thräne in den Augen. Der ganze Schmerz um seine Mutter, die er einst so geliebt hatte, brach plötzlich nach Jahren in der alten Heftigkeit los, als er seinen Bruder sah, dessen Raub ihren Tod herbeigeführt, und der ihr wie aus dem Gesichte geschnitten ähnlich war. Die Gräfin Satorin bemerkte seine Aufregung, und schickte aus Furcht, es könne Alexander auf die warme Theilnahme zu sehr aufmerksam gemacht werden, den Jüngling wieder fort.

— Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, sagte Kasimir hierauf, daß Sie ihn gleich wieder entfernten. Ich glaubte, als er hereintrat, ich sähe meine Mutter und es hätte wahrlich nicht viel gefehlt, daß mein Herz lauter sprach als die Vernunft. Mein Bruder könnte sich in keinen bessern Händen befinden, als in den Ihrigen.

— Gestatten Sie mir jetzt, Ihnen eine Frage vorzulegen, begann Elka. Sie haben Ihr Kammermädchen vorhin Yelva genannt. Kannst Du Dich nicht entsinnen, Kasimir, wo wir diesem Namen begegneten?

— Yelva? sagst Du, Elka. Der Name ist mir nur zu gut bekannt. Sonderbare Fügung, daß Sie Frau Gräfin, in Ihrem Hause eine Dienerin haben, die gerade diesen Namen trägt!

— Inwiefern? Bitte, klären Sie mich darüber auf! erwiderte die Gräfin Satorin verwundert.

— Sie haben vorher die Akten meines Vaters nicht ganz durchgesehen. Hier kömmt dieser Name vor. Sollte vielleicht gar diese! Yelva. Doch nein, das ist nicht möglich!

— Ich verstehe Sie noch immer nicht, sagte die Gräfin kopfschüttelnd.

— Ihre Zofe war doch nie eine Zigeunerin? fragte Elka entgegen, die den Gedankengang ihres Gemahls errathen hatte, aber selbst an eine solche Möglichkeit nicht glauben konnte, und daher eine ebenso zweifelhafte und unschlüssige Miene machte wie die Gräfin Satorin.

— Yelva eine Zigeunerin? Woher wissen Sie das?

— Um Gotteswillen, erwiderte Kasimir hastig, war Yelva wirklich bei Zigeunern?

Das Erstaunen der Gräfin Satorin wuchs immer mehr bei diesen Fragen, deren Sinn sie sich durchaus nicht enträthseln konnte.

Was ging das andere Leute an, ob ihr Kammermädchen einmal ein Zigeunerkind war oder nicht?

— Wozu diese Fragen? entgegnete sie. Kennen Sie vielleicht das Mädchen von früher?

— Lesen Sie doch hier, Frau Gräfin, antwortete Kasimir, indem er ein Blatt jener Papiere vorlegte.

Die Gräfin las die Vernehmung und Aussagen der Zigeunerbande. Bald begriff sie die Aufregung und Hast, mit welcher Kasimir sie wegen Yelvas Vergangenheit befragt hatte. Kasimir und Elka betrachteten sie unterdessen mit ängstlicher Spannung.

— Diesen Aufzeichnungen zufolge, begann sie endlich mit zitternder Stimme, wäre Yelva —

— Ihre verlorne Tochter! rief Kasimir, ihr rasch das Wort aus dem Munde nehmend.

— Gerechter Gott! seufzte die Gräfin mit gefalteten Händen. Wenn das wahr wäre!

— Wie, Sie zweifeln noch daran? fragte Kasimir, der seiner Sache schon ganz sicher zu sein schien. Sehen Sie nur die Aussage des Juden Aaron Königsberger, der sich das Mädchen aneignete und an eine Familie Gerson verkaufte. Hier ist die Antwort der Polizeidirektion aus Kiew, welche bestätigt, daß Judith, so hat Yelva früher geheißen, bei diesem Gerson erzogen, aber gerade einige Tage vorher von Zigeunern entführt worden war. Können Sie jetzt noch gegründete Zweifel hegen?

Die Gräfin konnte ihren Augen und Ohren kaum trauen. Sie schwankte offenbar, wollte so gerne ihr Kind an das Herz drücken und konnte doch wieder nicht glauben, daß Yelva wirklich ihre Tochter sei. Sie antwortete daher nicht auf die Frage Kasimirs.

— Haben Sie Yelva, begann dieser wieder, nie gefragt, ob sie immer bei Zigeunern gewesen, oder hat sie Ihnen nie erzählt, daß sie eigentlich einer jüdischen Familie angehörte?

— Nein, darüber habe ich sie nie befragt. Ich nahm sie von einer alten Zigeunerin weg, die ich für ihre Mutter hielt, in meinen Dienst, und es kam mir nie in den Sinn, daß sie einmal ordentlichen Leuten angehört habe.

— Lassen Sie doch das Mädchen kommen, sagte Elka. Wir wollen es genau über Alles befragen. Kann es uns Auskünfte geben, die mit den Aufzeichnungen in diesen Papieren übereinstimmen,

dann unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß Ihre Tochter gefunden, daß Yelva Ihre eigene Tochter ist. Stammt sie aber wirklich von Zigeunern, so hat das Schicksal eine seltsame Laune gehabt, indem es diesem Mädchen ein fast gleiches Loos und gleichen Namen wie Ihrer Tochter zutheilte. Immerhin müssen wir darüber ins Klare kommen.

Es gibt Situationen im Leben, welche in psychologischer Hinsicht den Menschen in die Lage bringen, sich selbst zum Räthsel zu werden. Die Gräfin Satorin, welche lange Jahre hindurch ihr Kind jeden Augenblick beweint und herbeigewünscht, wollte jetzt nicht glauben, daß dieser Moment herbeigekommen sei. Das plötzliche Finden nach so langem ängstlichem Suchen kam ihr zu unerwartet, als daß ihre Freude jenen Höhepunkt hätte erreichen können, den sie unter gewöhnlichen Verhältnissen unfehlbar erstiegen hätte. Wenn man Jahre lang etwas sucht und findet es nicht, so ist das schmerzlich; wenn man das Suchen aufgegeben und dann plötzlich den Gegenstand gefunden hat, so ist die Ueberraschung größer als die Freude, diese selbst nur getheilt und unvollkommen. Zwei andere Gefühle drängten sich ihr noch auf: sie freute sich, aus Yelvas Munde selbst die Bestätigung der Thatsache zu hören und fürchtete sich doch wieder, sie zu rufen, weil jene am Ende die Illusionen, denen sie sich bereits hingab, wieder grausam zerstören könne, wenn sie das Gegentheil angab. Die neugierige Mutterfreude und die Furcht vor bitterer Enttäuschung kämpften in ihrer Seele einen harten Kampf. Sie konnte sich daher nicht entschließen, dem vernüftigen Vorschlage Elkas sogleich Folge zu geben, sondern wollte erst den inneren Sturm vorübergehen lassen und noch einige Augenblicke zur Sammlung gewinnen.

— Ich werde sie dann rufen, erwiderte sie. Allein Sie oder Ihr Herr Gemahl müssen es über sich nehmen, das Mädchen zu fragen. Ich habe nicht den Muth dazu; Alles an mir zittert vor Erregung.

— Wollen Sie sich für den Fall, daß Yelva Ihre Tochter wäre, ihr gleich zu erkennen geben? fragte Elka. Ich würde sie dann darauf vorbereiten.

— Nein, nein! Das Mädchen darf bis zum Tode seines Vaters nie erfahren, daß ich seine Mutter bin. Es soll in seiner bisherigen Stellung bleiben, es befindet sich dabei wohl und zufrieden. Ich

aber bin glücklich, wenn ich weiß, wo meine Tochter ist, und wenn ich sie persönlich überwachen kann. Ihr Recht soll ihr noch werden, jetzt aber bei Lebzeiten des Grafen ist daran nicht zu denken.

Auf die wiederholte Bitte Elkas, Yelva kommen zu lassen, klingelte endlich die Gräfin. Sie legte sich dann ängstlich zurück in den Lehnstuhl und erwartete wie ein Spieler die im nächsten Augenblicke fallende Entscheidung des Würfels. Kasimir und Elka waren nicht minder gespannt.

Die Zofe trat ein und schaute fragend nach ihrer Herrin, welche diesmal ihr Gesicht nicht nach ihr sondern nach dem Fenster gewandt hielt.

— Was wünschen Sie, gnädige Frau? fragte sie.

— Sie müssen mir ein Glas Zuckerwasser bringen, sagte Elka. Zuvor aber möchte ich Sie um etwas fragen. Haben Sie nie anders geheißen als Yelva?

— Doch, gnädige Frau! erwiderte die Zofe erröthend und Elka verwundert anblickend.

— Wie lautete Ihr anderer Name?

— Judith Gerson.

Diese Antwort trieb Kasimir das Blut in die Wangen. Er hatte jetzt volle Gewißheit, daß Yelva das von seinem Vater verlorne und von ihm wiedergefundene Mädchen sei. Diese Ansicht drückte er seiner Gattin durch ein geräuschvolles Räuspern aus.

— Judith ist ja ein jüdischer Name, bemerkte Elka weiter. Sie sind doch keine Jüdin?

— Ja, meine Eltern sind Juden und leben in Kiew in der Ukraine.

— Wirklich? Jüdinnen gehen doch selten in Dienst. Wie kamen Sie bis hieher nach Satorin?

— Ich wurde meinen Eltern von Zigeunern geraubt, und mußte mit einer Bande herumziehen, bis ich mit der alten Zigeunermutter Zarak in die Herrschaft Satorin kam. Zarak starb in einem Bauernhause und ich bat dann die gnädige Gräfin, sich meiner in dieser hilflosen Lage anzunehmen und mir Gelegenheit zu verschaffen, nach Hause zurückkehren zu dürfen.

Seither bin ich hier und habe an der gnädigen Gräfin eine zweite Mutter und auf Satorin eine neue Heimath gefunden. Die gütige Behandlung, die ich hier erfuhr, ließen mich alles Sehnen

nach den Eltern vergessen; ich verlangte nicht wieder zu ihnen zurück, weil es mir doch zu Hause nie so wohl ergangen wäre.

— Sie trugen also den Namen Yelva erst später?

— So nannten mich die Zigeuner und ich habe ihn bisher behalten.

— Ich danke Ihnen für Ihre Auskunft, Yelva. Gehen Sie jetzt und bringen Sie mir das Zuckerwasser.

Yelva ging.

— Ich wünsche Ihnen herzlich Glück, Frau Gräfin, zu der Auffindung Ihrer Tochter, begann Kasimir mit vor Freude gerötheten Wangen. Mein Vater hat sie als Säugling verloren, ich habe sie als blühende Jungfrau wieder gefunden.

— Auch ich segne diesen Augenblick, sagte Elka, der einer Mutter die Tochter und einem Kinde die Mutter zurückgegeben hat. Ihres Herzens heißester Wunsch ist jetzt erfüllt. Wie kam es nur, daß Sie Ihre Tochter schon so lange bei sich hatten, ohne sie wieder zu erkennen?

— Gelobt sei der Herr, sprach die Gräfin mit feierlicher Stimme, daß er mein Flehen erhört und mir das Kind wieder geschenkt hat! Er hat mich für seine Verstoßung gezüchtigt, indem er es mir zwar zurück führte, aber meine Augen mit Blindheit schlug, daß ich es nicht erkannte. Ich habe Yelva immerwährend für ein Zigeunerkind gehalten, und sie ist eine Gräfin, sie ist meine Tochter! Wenn der Himmel nicht Sie herbeigeführt hätte, ich würde sie noch nicht gefunden haben. Ihnen verdanke ich diesen Augenblick der Entdeckung, der mir der freudenreichste und heiligste meines Lebens bleiben wird.

Die Gräfin erzählte darauf Kasimir und Elka umständlich, wie sie Yelva zum erstenmale an der Seite ihrer vermeintlichen Zigeunermutter Zarak gesehen und ihre schöne Tänze bewundert, und wie sie dieselbe nach dem Tode des Zigeunerweibes aus Erbarmen über ihre verlassene Lage zu sich als Magd genommen habe. Ihre Aufführung sei eine so gute und ihre Geschicklichkeit eine so große gewesen, daß sie bald den niedern Dienst aufgeben und als Kammermädchen dienen durfte. Jetzt könne sie, die Gräfin, sich die unerklärliche Hinneigung enträthseln, die sie immer zu dem Mädchen gefühlt. Wenn der Polizeidirektor Ubryk ihr nur den Umstand mitgetheilt hätte, daß nach dem Ergebnisse seiner Forschungen ihre Tochter in die Hände von Zigeunern gefallen und diese Zigeuner sogar nach Warschau einge-

gebracht wurden, so würde das Erkennen weit eher stattgefunden haben; allein er habe ihr nur wissen lassen, daß das Mädchen sich in einer unbekannten Judenfamilie befinde, und da sei eine Entdeckung nicht wohl möglich gewesen.

Bald darauf fuhren Kasimir und Elka nach Hause, nachdem sich noch die Gräfin Satorin auf alle mögliche Weise bei ihnen bedankt und sie dieselbe eingeladen hatten, sie recht bald mit einem Gegenbesuche zu erfreuen. Auf der Heimfahrt sagte Kasimir zu seiner Gemahlin:

— Wir lassen die Gräfin als die glücklichste Frau zurück. Nicht nur ihr einziger und höchster Wunsch ist erfüllt, sondern auch die Aufgabe, die mir mein Vater als sein heiligstes Vermächtniß überlassen hatte. Wer hätte gedacht, daß diese Aufgabe so leicht gelöst, das Mädchen so leicht wiedergefunden werden könnte?

— In der That, wunderbar sind die Wege, auf welchen das Schicksal den Menschen führt! Wenn ich die Papiere Deines Vaters nicht entdeckt hätte, so würdest Du Dich um diese Sache weniger gekümmert und wenn mir nicht der Name Yelva aufgefallen wäre, so möchten Mutter und Tochter sich noch lange nicht wiederfinden!

Der Abend dieses freudigen Tages sah drei glückliche Herzen: die Gräfin Satorin, welche ihre Tochter wieder erhalten hatte, und die beiden Gatten Ubryk, welche in dem erhebenden Bewußtsein ihren Lohn fanden, eine alte Schuld gesühnt und eine Mutter glücklich gemacht zu haben.

Yelva selbst erfuhr nichts von dem, was sie so nahe berührte. Sie diente der Gräfin wie seither als Zofe und liebte in ihr wohl eine liebenswürdige Herrin, aber nicht im Entferntesten ihre Mutter. Es war ihr nicht entgangen, daß seit dem Ubrykschen Besuche ihre Herrin sie nicht nur weit feiner behandelte, sondern auch beständig sehr aufmerksam überwachte und manchmal vertraute Aeußerungen fallen ließ, die sonst eine Herrin ihren Dienerinnen gegenüber zu unterlassen pflegt; sie wußte jedoch nicht, welchem Umstande sie diese günstige Veränderung zu verdanken hatte. Die Gräfin ihrerseits konnte nicht klüger handeln, als indem sie ihre Tochter auf dem Glauben ließ, sie sei ein einfaches Judenmädchen und nicht mehr; die Verhältnisse hatten sich seit ihrer Geburt noch nicht geändert und die Wahrheit konnte ihr erst anvertraut werden, wenn der Graf, der bereits in hohem Alter stand, gestorben war.

Yelva hatte das achtzehnte Lebensjahr erreicht und war ein bildschönes Mädchen. Ihre zarten, feinen Züge und schwarzen feurigen Augen, ihr purpurner Mund, der äußerst vortheilhaft von dem etwas dunklen Teint abstach, der schwellende Busen, die schlanke Taille und der zierliche Fuß mußten jeden Mann bezaubern und zur Bewunderung hinreißen. Sie hatte auch wirklich längst ihre Anbeter gefunden, ohne daß sie es ahnte.

Der Erste, dessen Herz unter den schwarzen Augen Yelvas Feuer gefangen hatte, war Alexander, der vermeintliche Sohn des Grafen Satorin. Er stand in dem gleichen Alter, wie sie, war seit dem achten Jahre gemeinsam mit ihr aufgezogen worden und aus der Jugendfreundschaft des Jünglings war endlich eine glühende Liebe zur Jungfrau geworden. Yelva that nicht spröde gegen ihren Freund, und wenn sie ihm auch aus Rücksicht auf den zwischen ihnen bestehenden Unterschiede ihre eigene Liebe nicht gestand, wie er ihr es wohl thun konnte, so wies sie ihn doch nicht zurück.

Verliebte benehmen sich aber so auffallend, daß die Krankheit ihres Herzens andern Augen nicht lange verborgen bleiben kann, und so hatte denn auch die Gräfin gar bald das zärtliche Liebäugeln der beiden jungen Leute entdeckt. Sie fand es im Interesse des Mädchens, welches doch nur am meisten die Folgen der Liebe zu tragen hatte, gerathen, Alexander darauf aufmerksam zu machen, wie standeswidrig eine solche Neigung zu einem ehemaligen Zigeunermädchen sei. Als sich aber Alexander entdeckt sah, machte er auch kein Geheimniß mehr aus seiner Liebe zu Yelva und liebte sie noch feuriger wie zuvor.

Die Gräfin ermahnte nun Yelva, sich als Zofe, die jeden Augenblick aus dem Hause geschickt werden könne, keiner unberechtigten Liebe zu überlassen und dem jungen Grafen keinen Anlaß zum Ausbruche seiner Leidenschaft zu geben, sie wolle dann mit Rücksicht auf ihre Jugend gerne ein Auge zudrücken, wenn die bisherige Liebelei aufhöre. Yelva gelobte ihr das und mied von da an möglichst jedes Zusammentreffen mit Alexander, der sich darüber sehr unglücklich fühlte und sie nur um so eifriger mit seinen Liebesversicherungen verfolgte.

Im Grunde sah aber die Gräfin diese gegenseitige Zuneigung nicht einmal ungerne. Sie erblickte darin den einzigen und besten Ausweg aus der schwierigen Lage, in welche sie sich nach dem Tode

ihres Gemahls gegenüber dem eingeschmuggelten Sohne und der verstoßenen Tochter einst versetzt sehen mußte; wenn die beiden jungen Leute sich wirklich liebten, so konnten sie sich später heirathen, und auf diese Weise glaubte die Gräfin auf die einfachste und angenehmste Weise ihrer Tochter diejenige Stellung in der Welt zu verschaffen, die ihr von Rechtes wegen durch ihre Geburt zustand. Alexander brauchte dann nicht die schmerzliche Erfahrung zu machen, daß er nur ein erkauftes Kind des Grafen gewesen sei und demgemäß keine gesetzlichen Ansprüche auf das Vermögen des Hauses Satorin machen könnte. Bei einer Verehelichung floß aber das Vermögen in gleicher Weise beiden Theilen zu, und die Gräfin konnte hoffen, ihr Geheimniß mit in das Grab zu nehmen. Diese Anschauung war auch der Grund, warum sie weder Alexander noch Yelva das Liebesverhältniß in aller Strenge untersagte und nur zum Scheine auf Mäßigung und Zurückhaltung drang.

Nun war aber Alexander nicht der einzige, welcher Yelva gerne sah; sie hatte noch einen andern Liebhaber, und der war Niemand Anderer als — der Graf Satorin selbst. Der alte Mann war wohl längst über jene Jahre hinaus, wo das Herz bei dem Anblicke eines schönen Mädchens so leicht entzündet; seine grauen Haare standen in der That schlecht zu den zärtlichen Gefühlen, die er für die schöne Zofe empfand, und seine Füsse konnten ihn kaum mehr tragen, so schwach hatten ihn die Jahre gemacht. Allein das Alter schützt durchaus nicht vor Thorheiten, und im Punkte der Liebe ist keinem Manne zu trauen, ob er nun einen leichten Flaum über den Lippen oder weiße Haare auf dem Haupte trägt.

Der alte Graf war bald aus der Rolle des stillen Verehrers gefallen. Er hatte damit begonnen, das Mädchen scherzweise in die Wangen zu kneipen, ihm seine schönen schwarzen Augen und das prächtige Haar anzurühmen, seinen vollen Busen zu bewundern und ihm die schmeichelhaftesten Dinge zu sagen. Als er endlich von dem schalkhaften Kinde einen dankbaren Blick für seine beständigen Lobsprüche erhalten hatte, ging er einen Schritt weiter, sprach von merkwürdigen Gefühlen, die in ihm bei ihrem Anblicke jedesmal erwachten, bekannte endlich seine Liebe und verlangte Küsse.

Das Lächerlichste auf der Welt ist ein Greis, der schon mit einem Fuße im Grabe steht und einem jungen Mädchen noch eine Liebeserklärung macht. Und doch ereignet sich diese Lächerlichkeit so

oft. Diese alten Helden sind gewöhnlich noch weit kecker und närrischer als die jungen. Auch der alte Graf that es seinem Sohne in der Liebe zu Yelka zuvor. Er bedrängte sie um so heftiger, je mehr sie ihm scheu auswich.

Yelva befand sich in einer peinlichen Lage. Sie sah sich umworben von Vater und Sohn; sie liebte den Sohn, den Vater konnte sie wegen seines sonstigen griesgrämigen Wesens nicht wohl leiden. Verschmähte sie seine Liebe, so war sie die traurigste Sklavin seiner Launen und mußte seinen Haß empfindlich fühlen; er war ihr Herr, und wenn sie gleich weniger mit ihm zu thun hatte, als mit der Gräfin, so lebte sie doch unter demselben Dache und konnte ihm nicht ausweichen, wenn er sie aufsuchte. Ein Dienstmädchen ist fast immer verloren, wenn sie das Unglück hat, die Aufmerksamkeit des Herrn auf sich zu ziehen; weist sie seine Anträge zurück, so wird sie von ihm gehaßt und obendrein von der eifersüchtigen Frau gequält.

Yelva sah sich gezwungen, dem verliebten Alten bittere Wahrheiten zu sagen. Die Folge war, daß er eine Zeit lang grollte und alle ihre Handlungen bei der Gräfin verdächtigte, ihr Treulosigkeit und Nachlässigkeit zum Vorwurfe machte, dann aber plötzlich wieder seine überströmende Liebe hervorkehrte und sie von Neuem mit seinen Anträgen belästigte.

Vater und Sohn hatten sich bald auf dem gleichen Wege, den sie verfolgten, gefunden. Sie haßten sich gegenseitig als Rivalen, hüteten sich aber beide aus Furcht vor der Gräfin, in einen offenen Streit auszubrechen, und bekämpften sich nur im Stillen durch große Härte einer- und Ungehorsam anderseits.

So ging die Geschichte eine gute Weile fort. Sie verbitterte allen Theilen das Leben und brachte eine große Störung in das bisherige gute Einvernehmen. Die Gräfin fragte sich vergeblich um den Grund der immer offenkundiger werdenden Abneigung des Vaters gegen den Sohn und des Sohnes gegen den Vater, und der großen Traurigkeit Yelva's, welcher dieser Zustand zuletzt unerträglich wurde.

Sie dachte an Alles, nur nicht daran, daß ihr alter, verlebter Herr Gemahl noch in seinen alten Tagen so verliebt sein könne. Solche Gefühle traute sie ihm schlechterdings nicht mehr zu, und daher suchte sie die Wirkung der eingetretenen Disharmonie immerfort in anderen Ursachen.

Eines Tages erfuhr sie zu ihrem großen Erstaunen den wahren Grund. Der Graf war eben von der Spazierfahrt zurückgekommen und ließ sich von Yelva die Treppe hinaufführen. Am obern Ende derselben stand in einer Fensternische die Gräfin und hörte das Gespräch, das ihr Gemahl mit der Zofe führte.

— Bist Du noch immer so spröde, schönes Kind? fragte der Graf. Nun, antwortest Du nicht? Blicke mich doch nicht so böse an mit Deinen schwarzen Aeuglein! Oder kann Dein Herz die Schulden bezahlen, welche Deine Augen machen?

Die Gräfin oben war wie versteinert.

— So, sagte sie zu sich selbst. Deine Frau konntest Du nicht lieben, für sie weißt Du kein Wort der Zuneigung mehr, weil sie Dir zu alt ist; aber mit jungen Mädchen kannst Du noch schäckern.

Ein halbunterdrückter Aufschrei der Zofe unterbrach sie in ihren unangenehmen Betrachtungen. Sie hörte dann das Mädchen mit zorniger Stimme sagen:

— Schämen Sie sich nicht, gnädiger Herr? Wenn Sie mich nochmals anrühren, lasse ich Sie auf der Stiege stehen. Ich werde Ihre Unanständigkeiten der gnädigen Frau erzählen, damit ich Ruhe bekomme.

— Nur nicht so böse, mein Kind! Ein Kuß ist doch etwas ganz Unschuldiges. Alle Mädchen lassen gerne mit sich kosen und Du wolltest Dich darüber ärgern? Komm, gib mir noch einen recht süßen Kuß, Yelva!

Das wurde der Gräfin zu viel. Sie konnte ihren Zorn nicht mehr bemeistern, sprang über einige Stufen hinab und stand mit einem Male vor dem Grafen, der sich in diesem Augenblicke eben bemühte, das widerstrebende Mädchen an sich heranzuziehen. Bei dem unerwarteten Erscheinen seiner Frau ließ er Yelva sofort los.

— Ei, Herr Gemahl, begann die Gräfin in bissigem Tone, was muß ich sehen? Sie sind noch verliebt trotz ihrer grauen Haare! Bitte, unterhalten Sie sich nur recht gut mit meiner Zofe, sie ist jung und schön und ganz passend für einen so jungen Mann, wie Sie sind!

— Unterlasse dieses Geschwätze, Frau, erwiderte der Graf. Yelva, führe mich hinauf, ich werde oben ein Wort sprechen. Alle beide jage ich Euch zum Teufel, wenn Ihr Euch muckst! Glaubt

Ihr, weil mich meine Füße nicht mehr tragen, könntet Ihr über mich herfallen und mich bespötteln? Ich will Euch zeigen, wer der Herr im Hause ist, so wahr ich der Graf Satorin bin!

Recht toben und wüthen, wenn man bei einer unerlaubten Handlung ertappt wird, ist für Viele das einfachste Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Auch der Graf wandte es mit Erfolg an. Während ihn Yelva über die Stiege hinauf und in seine Zimmer führte, hatte die Gräfin längst sich in ihr Gemach zurückgezogen und darin eingeschlossen. Hier konnte sie sich ungestört ihrem Schmerze hingeben.

Sie liebte zwar ihren Mann nicht, und hatte ihn seit jener Zeit, wo er sie zu so grausamem Handeln an ihrer Tochter zwang, sogar gehaßt; dennoch fühlte sie sich über die Entdeckung, die sie jetzt gemacht, sehr unangenehm berührt. Welche Frau, und wenn sie ein Engel wäre, könnte auch die Untreue ihres Mannes gleichgiltig mitansehen? Dazu kam bei der Gräfin noch ein anderer, Kummer, der sie schwer beängstigte. Yelva war die leibliche Tochter des Grafen — und der Vater kam, sie mit seinen Liebesanträgen zu verfolgen! Wenn der Vater seine Tochter unglücklich machte, — die Männer sind ja Meister in der Ueberredungskunst und die Mädchen ungemein schwach, — so wäre das ihr Tod gewesen. Dieses Gedankens, so widerlich er ihr auch erschien, konnte sie sich nicht mehr entschlagen. Möglich ist ja Alles, sagte sie sich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Eben darum muß bei Zeiten vorgebaut werden, daß der Einfall des Hauses nicht stattfinden kann.

Die Gräfin war bald mit sich im Reinen. Sie hielt es für überflüssig, Yelva zu rufen und ihr Vorwürfe zu machen; denn daß das Mädchen sicher den alten Mann nicht ermuthigt und bisher nur aus Scham ihr gegenüber geschwiegen habe, begriff sie als Frau nur zu wohl. Sie mußte handeln, ohne erst Yelva oder ihren Mann zu fragen.

Noch an demselben Tage schickte sie einen Brief durch einen Boten an Elka ab und setzte ihrer Freundin darin ihre Lage auseinander. Sie bat sie, Yelva zu sich nehmen und ihr zwar den Namen einer Zofe, aber den Rang einer Gesellschafterin einräumen zu wollen; das Mädchen brauche das nicht zu erfahren, damit es sich keine unnöthigen Gedanken mache und sich wie bisher nur für eine Zofe halte.

Elka überlegte sich die Sache nicht lange. Konnte sie irgend Jemand eine Gefälligkeit erweisen, so zauderte sie keinen Augenblick, das zu thun: in diesem Falle kam ihr aber der Wunsch der Gräfin Satorin überdies sehr gelegen, weil sie ihre bisherige Kammerfrau Ludmilla eben beabschiedet hatte. Sie gab also dem Boten unverweilt ihre Antwort mit, in welcher sie sich gerne bereit erklärte Yelva zu sich zu nehmen; sie wolle das Mädchen allerdings auf dem Glauben lassen, daß es bloß eine gewöhnliche Zofe wäre, allein dasselbe wie ihre Gesellschafterin achten und behandeln.

Am andern Morgen fuhr die Gräfin Satorin mit Yelva nach Warschau, angeblich um den letzten Besuch der Familie Ubryk zu erwiedern. Der alte Graf fand es zwar für gänzlich überflüssig, zu diesem Besuche die Zofe mitzunehmen und hätte diese lieber allein zu Hause behalten; aber die Gräfin hatte heute ihren eigenen Kopf aufgesetzt und ihren Gemahl auf die Gesellschaft seines Jagdpersonals verwiesen. Yelva ahnte nicht, daß sie auf Satorin lange nicht mehr zurückkehren werde.

Sie stiegen mit einander im Palaste Zolkiewicz ab und wurden von Elka und ihrem Gemahle herzlich bewillkommt. Nachdem die üblichen Begrüßungen vorüber waren, wandte sich die Gräfin Satorin an Elka:

— Ich übergebe Ihnen nun, geehrte Freundin, meine Yelva zu Ihrer künftigen Zofe und hoffe, daß Sie mit ihr ebenso zufrieden sein werden wie ich. Und Du, Yelva, sei so fleißig und artig gegen die Frau Gräfin wie bisher gegen mich. Du wirst an Deiner neuen Herrin eine sehr liebenswürdige und gute Frau finden.

— Wie, Sie wollten mich verstoßen, gnädige Frau? erwiederte Yelva, die sich vor Ueberraschung kaum erholen konnte. Womit habe ich doch das verdient?

— Weine nicht, mein Kind, und beruhige Dich. Ich verstoße Dich ja nicht, vielmehr werde ich mich fleißig nach Deinem Befinden erkundigen und Dich später wieder in mein Haus nehmen. Jetzt ist aber Deine Entfernung aus den Verhältnissen, die ich Dir hier nicht erst auseinanderzusetzen brauche, dringend geboten. Du wirst mir das später, wenn Du einmal mehr Einsicht erlangt hast, nur danken.

— Auch an mir werden Sie eine zweite Mutter finden, Yelva, sagte Elka. In meinem Hause werden Sie sich gewiß recht bald wohl fühlen, und wenn einige Jahre verflossen sind, wird es mir mit

Ihnen gerade so ergehen wie mit meiner bisherigen Kammerfrau Ludmilla, welche mich nur verlassen hat, um sich mit einem hiesigen Beamten zu verehelichen. So werden auch Sie einst von mir Abschied nehmen, um Ihren eigenen Herd zu gründen, und dann werden Sie erst sehen, welchen lebhaften Antheil die Gräfin Satorin an Ihrem Schicksale nimmt!

Alle Trostgründe und Beschwichtigungsversuche führten indeß bei Yelva, die sich von der Gräfin Satorin nicht trennen wollte und sie beschwor, wieder mit sich nach Satorin zu nehmen, zu keinem Ziele. Um der peinlichen Scene daher ein Ende zu machen, empfahl sich die Gräfin insgeheim bei Elka und kehrte nach ihrem Schlosse zurück, Yelva im größten Schmerze in Warschau zurücklassend.

Der alte Graf Satorin vermißte sie sogleich bei Tische, und da er die Wahrheit ahnte, wollte ihm das Essen durchaus nicht schmecken. Er wagte es jedoch nicht, seinem inneren Unmuthe über die Entfernung Yelva's vor seiner Frau Luft zu machen, weil er in seiner Schwäche und Kränklichkeit doch auf deren liebende Sorgfalt angewiesen und auch kein Freund von Vorwürfen war. Alexander aber kam erst später auf die Abwesenheit seiner geliebten Yelva und machte der Gräfin die heftigsten Vorwürfe; er schwor ihr hoch und theuer, kein anderes Mädchen mehr zu lieben oder heirathen, Yelva aber bald wieder auffinden zu wollen.

Damit hatte es aber seine gute Weile, denn der Jüngling wußte nicht, daß Yelva sich in Warschau befand.

Das Mädchen fand sich leichter, als es ihm selbst geschienen hatte, in die neuen Verhältnisse im Palaste Zolkiewicz. Elka benahm sich in der That gegen Yelva, als ob diese nicht ihre Kammerfrau sondern ihre Schwester wäre, und da sich Frauen ohnehin weit schneller zusammenfinden und gegenseitig verstehen lernen als Männer, so genoß dieselbe bei Elka bald jenes vertraute Wohlwollen wie bei ihrer vorigen Herrin, der Gräfin Satorin. Diese ließ anfangs mehrmals nach ihrem Befinden und der Zufriedenheit Elka's anfragen, dann aber, als die Antworten immer günstiger lauteten, nur mehr selten.

Yelva hätte zufrieden sein können, wenn nicht das alte Leid von Neuem über sie hereingebrochen wäre.

Sie hatte, wie es sich nach einiger Zeit erwies, mit dem Wechsel des Hauses keinen Gewinn gemacht. Ihre bezaubernde Schönheit gefiel im Palaste Zolkiewicz ebenso wie auf Schloß Satorin, und es

dauerte nicht lange, so hatte sie wider Willen zwei neue Anbeter. Der junge Sohn Elkas, Ladislaus, war bald in heftiger Liebe zu der schönen Zofe entbrannt. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihr hoch und theuer zu beschwören, daß sein Herz lichterloh brenne. Wenn ihn dann Yelva mit ihren schwarzen Augen durchbohrte, so war er ganz verrückt vor Liebe, und wenn sie ihm lachend erwiederte, es flöße Wasser genug in der Weichsel, das Feuer seines Herzens zu löschen, so war er verrückt vor Wuth über den herzlosen Spott des Mädchens.

Elka hatte die Leidenschaft ihres Sohnes sogleich entdeckt. Obwohl sie ihm diese Liebe nicht verwehrt haben würde, wenn sie nicht die Pläne der Gräfin Satorin über ihre Tochter gekannt hätte, so war ihr jetzt die Entdeckung, daß sich in ihrem Hause das vorige Schauspiel mit Yelva wiederholen könne, äußerst unangenehm. Daran hatte sie gar nicht gedacht, daß sie selbst an Ladislaus einen ebenso verliebten Jüngling besitze, wie die Gräfin an Alexander. Noch weniger aber war ihr der Gedanke aufgestiegen, daß ihr Kasimir seine Augen auf das reizende Mädchen werfen könne. Und doch war es so. Kasimir fühlte, je länger er Yelva sah, desto stärkere Regungen in sich erwachen und schließlich hatte sie ihm den Kopf gerade so verdreht, wie ihrem eigenem Vater, dem alten Grafin Satorin.

Ladislaus und sein Vater Kasimir warben nach Kräften um die Gunst Yelva's. Beide gestanden ihr ihre unbegrenzte Liebe, beide schworen das Leben für sie zu lassen, wenn sie ihnen nur einen Beweis ihrer Zuneigung gebe, beide fühlten sich namenlos unglücklich, als Yelva schon einen Andern zu lieben erklärte, beide haßten sich endlich gegenseitig im Stillen als Nebenbuhler.

Die Arglosigkeit Elka's hatte sie lange von der Wahrnehmung der Untreue ihres Kasimir bewahrt. Da aber der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er zerbricht, so ließ sich Kasimir von seiner Gemahlin einstmals bei den Zudringlichkeiten ertappen, womit er schon lange Yelva zugesetzt hatte.

Von diesem Augenblicke an war Feuer im Dache. Elka wurde rasend vor Schmerz und Entrüstung. Sie erwog reiflich, ob sie das Mädchen, das durch seinen Liebreiz alle Männer verrückt und liebeswüthend machte, noch länger im Hause behalten könne. Jedes andere hätte sie längst aus dem Hause gejagt, bei Yelva verbot ihr dies aber die Rücksicht auf deren Mutter, die Gräfin Satorin. Entfernte

sie dieselbe wirklich, so gestand sie damit ihres Gemahls und ihre freilich nur zu sehr berechtigte Eifersucht ein. Sie begriff, daß es am besten wäre, ihr Unglück geheim zu halten und Yelva nicht fortzuschicken; hörten diese Liebeständeleien nicht auf, so konnte sie immer noch handeln.

Elka machte nun allen Dreien, ihrem Gatten, Sohne und Yelva Vorwürfe der stärksten Art. Am übelsten kam, wie es auch billig war, Kasimir weg; Ladislaus wurde mit der Wiederentfernung aus dem elterlichen Hause und Yelka mit schimpflichem Davonjagen bedroht. Um aber die Mutter der Sünde, die Gelegenheit, ein für allemal unmöglich zu machen, bestimmte die gekränkte Hausfrau die Zofe nur für ihren eigenen Dienst, hielt sie in strengem Gewahrsame und band sie durch Arbeiten aller Art an ihr Zimmer. Die Schritte und Tritte Yelvas wurden strenge beobachtet, ihr ganzes Thun und Lassen mit jener Eifersucht überwacht, deren eine Frau nur immer fähig ist.

Yelva selbst litt am Meisten. Was konnte sie dafür, wenn sie den Männern gefiel und sich diese in sie verliebten? Sie trug für keinen, außer ihren Alexander, Liebe im Herzen, und nur die Rücksicht auf die Herren selbst bestimmte sie, deren Umwerbungen im Stillen zurückzustoßen und ihnen eine öffentliche Zurechtweisung zu ersparen. Keinem hatte sie irgend welche Gunstbezeigung bewiesen, die ihn hätte ermuntern dürfen und doch ließen sie nicht nach, sie mit den Versicherungen ihrer Liebe zu quälen. Am schmerzlichsten fiel ihr aber die Strenge der bisher so guten Gräfin Elka, welche sie unverdient über sich ergehen lassen mußte.

Trotz der eifersüchtigen Aufsicht Elkas hörten Kasimir und Ladislaus nicht auf, sich Yelva zu nähern, wo sie nur konnten, und ihr zärtliche Worte in das Ohr zu flüstern. Die Männer sind, wenn sie einmal vom Taumel der Leidenschaft erfaßt dahinstürmen, weder durch die thränenden noch die eifersüchtig giftigen Blicke ihrer Frauen aufzuhalten. Kasimir hütete sich nur, sich je wieder auf frischer That betreten zu lassen, und wartete der schönen Zofe zu Liebe manche lange Stunde im Stiegenhause, um sie im Vorübergehen grüßen zu können.

Ladislaus aber vernachlässigte seine Studien in eben dem Grade, als er mit erhöhtem Fleiße in seinem Zimmer lauerte, um, wenn sich eine Thüre im Hause öffnete oder Tritte auf den Gängen hörbar

wurden, sogleich seinen Kopf hinauszustrecken und nachzusehen, ob es nicht Yelva sei, die da komme.

So war Yelva durch ihre Versetzung in die Familie Ubryk erst vom Regen in die Traufe gekommen.

XLII.

Eine Nacht im Kabinete des Jesuiten-Generals.

Tiefe Nacht umhüllt Rom. Die ewige Stadt liegt in den Armen des ersten Schlafes. In weithin dröhnenden Tönen schlägt die große Campanone eben halb zwölf Uhr vom Capitole.

Jetzt entstand Leben in al Gesù, dem großen Eulenneste am Fuße des Capitols. Um Mitternacht, wenn alle andere Welt schlief, wachten hier die Vögel der Nacht, deren Treiben das Licht des Tages zu scheuen hat. Um diese Zeit ertheilte der General der Jesuiten Audienzen, nahm die eingelaufenen Berichte entgegen und hielt Conferenzen. Zellenthüren öffneten sich und alle Gänge füllten sich mit Mönchen, die sich in die Aula, den Conferenzsaal des Generals, hinaufbegaben.

Hier warteten sie im Vorgemache, bis sie einzeln vorgerufen würden. Flüsternd standen sie beisammen und blätterten in den Schriftstücken, welche sie bei sich hatten. Der volle Mond war eben hinter dem Thurme des Capitols hervorgetreten und warf sein helles Schlaglicht in das Vorzimmer, schwarze Kutten und fahle Gesichter beleuchtend.

Mit dem zwölften Schlage öffnete sich die hohe Flügelthüre, welche in das Kabinet des Generals führte. Ein Lichtstrom fiel aus demselben in den Vorsaal, in welchem tiefes Schweigen eingetreten war. Ein Mönch, der Generalsekretär des Ordens, erschien unter der Thüre und rief den schwarzen Brüdern zu:

— Laudetur Jesus Christus!

— In aeternum Amen, [1]) murmelten sie ihm entgegen.

— Omnia ad majorem Dei gloriam! [2])

— Et beatae Mariae Virginis, [3]) antworteten sie wieder.

— Salutem dicit Vobis venerabilis Dominus Generalis! [4])

— Gratias, gratias! [5]) riefen die Jesuiten.

Der Generalsekretär kehrte wieder um und begab sich zum General, ihm die Eröffnung der Conferenz anzuzeigen und um seine weiteren Befehle zu bitten.

Das Kabinet war sehr hoch und geräumig. Von der Decke funkelten das päpstliche Schlüsselwappen und die vielverschlungenen goldenen Stukkaturarbeiten, wie man sie in Rom häufig finden kann. Die Wände waren mit feinen Tüchern behangen, in welche sich goldne Kreuze und Schlüssel eingewirkt befanden und der Boden war mit kostbaren Teppichen belegt. In der Mitte des Kabinetes stand eine thronartige Erhöhung mit einem runden Pulte, auf welchem Stöße von Papieren und Büchern lagen. Dies war das Arbeitspult des Generals. Ein kleiner, finsterer Mann mit verbissenen Gesichtszügen und unheimlich blitzenden Augen saß daran. Das goldene Kreuz, das ihm auf die Brust herabhing und der Purpurtalar, den er unter der geöffneten schwarzen Jesuitenkutte hervorblicken ließ, verriethen ihn als Pater Fortis, den General des Ordens.

Sieben Pulte standen noch im Kabinete; an jedem arbeitete emsig ein Mönch, ringsum von riesigen Codices umlagert. Dies waren die geheimen Consultores des Generals, seine Berather und Geheimräthe.

In einem anstoßenden Saale befanden sich die eigentlichen Kanzleien; durch die halbgeöffnete Thüre konnte man wohl dreißig Jesuiten wahrnehmen, welche an langen Pulten saßen oder standen und mit geräuschlosen Fleiße als Sekretäre die ihnen von dem Generale überwiesenen Arbeiten erledigten.

Vor dem erhobenen Pulte des Generals selbst stand mit from-

1) Gelobt sei Jesus Christus — in Ewigkeit Amen.

2) Alles zur größeren Ehre Gottes,

3) und der seligen Jungfrau Maria.

4) Gruß entbeut Euch unser ehrwürdiger Herr, der General.

5) Dank, Dank!

mer Miene und auf die Brust gesenkten Kopfe der Generalsekretär, der kommenden Befehle harrend.

Endlich beliebte es dem hohen Gebieter, das Papier bei Seite zu legen, auf dem er bisher geschrieben hatte.

— Lies mir den heutigen Einlauf vor, mein Sohn! befahl er dem Generalsekretär.

Dieser schlug ein großes Buch auf und las daraus:

1) Bericht des Collegiums zu Sigmaringen, Kreis Deutschland, über Gründung einer Marien-Congregation und glückliche Herbeiziehung des jungen Adels in dieselbe.

2) Schreiben des päpstlichen Legaten zu München, Kreis Deutschland, über Anfeindungen des Ordens durch die Illuminaten und Fortschrittsgeister.

3) Beschwerde des Rektors von Bordeaux, Kreis Gallien, über dem Orden nachtheilige Aussagen eines kaiserlichen Marinekapitains vor Gericht, betreffend die Erziehung seines Sohnes im Collegium.

4) Anzeige des Novizenmeisters von Cordova, Provinz Hispanien, über einen von seinen Novizen ausgeführten Todtschlag an dem alten Dominikanermönche Barbas wegen dessen zu großem Einfluße auf das Volk.

5) Erklärung des Professors Ohlich, alias Pater Josef, betreffend seine Unschuld an den ihm zur Last gelegten Verbrechen gegen die Sittlichkeit, verübt am Gymnasium zu Bonn, Kreis Deutschland.

6) Beschwerde des Direktors zu Warschau, Provinz Polonien, über Anmaßungen der Franziskaner in Vermögensstreitigkeiten.

7) Geständniß und Rechtfertigung des Paters Souza zu Rio de Janeiro, Provinz Brasilien, wegen heimlicher Ehe mit einer reichen Frau.

8) Entschuldigung des Provinzialen zu Paris, Kreis Gallien, wegen zweijährigen Liebesverhältnisses mit der Gräfin Rochefort.

9) Bericht des Polizeibeamten Cerini, alias Pater Deogratias, zu Neapel, Provinz Italien, über Organisation einer Freimaurerloge „zum Orient“ daselbst.

10) Anzeige des Rektors Steinhuber zu Rom über einen dem Orden drohenden großen Verlust durch wahrscheinlichen Todesfall eines Zöglings Zolkiewicz.

11) Missionsbericht des apostolischen Vikars, Pater Quijote, zu Bombay, Provinz Ostindien.

12) Anzeige des Ordensagenten und Polizeibeamten Brion, alias Pater Jesus Maria, zu Paris, Kreis Gallien, über Auffindung von dem Orden nachtheiliger Akten in den polizeilichen Archiven.

13) Meldung des Paters Ollivier am Bagno zu Toulon, Kreis Gallien, über die Beichte eines sterbenden Galeerensträflings, der den Pater Anselm Rebinsky in der Seine ertränkt haben will.

14) Bericht des Paters Ochsenstirn zu Regensburg, Kreis Deutschland, über Schenkung bedeutender Summen an den Orden durch zwei bejahrte ledige Schwestern.

15) Anzeige des Rektors zu Feldkirch, Kreis Deutschland, über gelungene Flucht zweier Novizen mit zwei Elisabethinerinnen und polizeiliche Verfolgung derselben.

16) Anruf der Gerechtigkeit des Ordens durch den Rektor zu Mailand, Provinz Italien, wegen einer von dem Pater Tamburini an dem Laienbruder Orsini im Streite verübten Tödtung durch Erstechen.

17) Beichte der Königin von Spanien, abgelegt dem Pater Mattos.

18) Beschwerde des hochwürdigen Generals der Kapuziner wegen religiösen Streitigkeiten der Jesuiten mit den Kapuzinern und Ausartung derselben in gegenseitige Beleidigungen auf öffentlicher Straße.

19) Bitte Sr. Eminenz des Kardinals d' Andrea zu Rom, die Patres Merkhuber und Bartolini wegen öffentlichen Aergernisses zur Verantwortung zu ziehen.

20) Gesuch des Rektors Frohschammer zu Innsbruck, Kreis Deutschland, um gnädige Anerkennung der Verdienste des Paters Pachtler, die sich derselbe durch Einfluß bei den Frauen in und außer dem Beichtstuhle und durch beharrliches Dringen in Wittwen und alte Weiber, ihr Vermögen dem Orden zu übermachen, um diesen erworben hat.

Dies ist der Einlauf des heutigen Tages, Eminenz General! schloß der Sekretär, indem er das Diarium zuklappte und weglegte.

— Hm! sagte der General. Es ist nichts besonders Wichtiges dabei; einen Tag wie den andern dieselben Klagen, dieselben Beschwerden und die nämlichen Anzeigen. Lege Uns später die Beichte der Königin von Spanien vor; da kann man sich doch erheitern, wenn man ihre Klagen über ihren Hofdamen liebenden Herrn Gemahl und ihre eigenen neunundneunzig Liebschaften liest, die sie des

Tages über mit Generälen und Hofschranzen anknüpft. Diplomatische Correspondenzen kamen heute gar nicht in Einlauf; ermahne sogleich Unsere Gesandten in dringenden Schreiben, alle Nachrichten zuerst Uns, und dann erst dem Papste zukommen zu lassen. Ueber der Tiber, im Vatikane, darf nichts geschehen, was Wir nicht vorher wissen und billigen. Laß in aller Frühe bei den Cardinälen Erkundigungen einziehen, ob etwa heute an den Papst Einläufe und welcher Art gelangt sind. Wo ist die Liste der zur Berichterstattung vorgerufenen oder um Audienz nachsuchenden Patres?

Der Sekretär reichte ihm das Verzeichniß. Der General las alle Namen durch; den einen oder den andern strich er aus, den er heute nicht vorlassen wollte. Dann gab er dem Sekretär die Liste zurück und sagte:

— Pater Rektor Steinhuber soll eintreten.

Der Sekretär ging an die Thüre und rief in das Vorzimmer hinaus:

— Pater Steinhuber!

Sogleich trat aus den Reihen der schwarzen Brüder eine hohe Gestalt hervor. Seine blonden Haare und die kräftig gebauten Backenknochen verriethen ihn außer seinem Namen sofort als Deutschen. Er trat in das Kabinet des Generals und verneigte sich ehrfurchtsvoll vor demselben.

Der General warf einen flüchtigen Blick auf ihn, sah dann wieder in die vor ihm liegenden Papiere und fragte:

— Was hast Du Uns zu melden?

— Ich bitte das monatlich Referendum über das Collegium Romanum ablegen zu dürfen, Eminenz. Sodann habe ich Ihre besondern Entschlüsse bezüglich eines dringenden Falles entgegenzunehmen.

— Gut. Fasse Dich kurz.

— Im Lehrpersonale des Collegiums habe ich im verflossenen Monate zwei Veränderungen vorgenommen. Pater Timotheus, den Professor der Geschichte, habe ich durch Pater Theodorus ersetzt, weil er durch seine fortwährende Betrunkenheit den Zöglingen Aergerniß gab; dann entsetzte ich den Lehrer des Griechischen, Pater Severino, weil er die verbotenen Stellen des Lucian und Aristophanes mit besonderer Liebe und Weitschweifigkeit den Schülern erklärte und ausmalte; an seinen Posten berief ich den zwar einfältigen, aber sehr frommen Pater Deodatus. Mit den übrigen Professoren bin ich zu-

frieden. Eure Eminenz wissen, daß unsere Professoren ihre Frömmigkeit verlieren, je länger sie am Katheder wirken; das Gift heidnischer Lektüre steckt sie an und die Wissenschaft bläht sie auf. Sie sind manchmal mehr Heiden, als Ovid und Homer; aber meine Autorität weiß sie wenigstens soweit in Schranken zu halten, daß sie doch vor der Welt fromm dastehen.

— Ganz recht, mein Sohn, unterbrach ihn der General, Du hast die richtigen Grundsätze. Wenn sie nur vor der Welt als fromm erscheinen und die Menschen im Glauben an den Himmel und die Hölle erhalten. Das ist ja das ganze Geheimniß des Klosterlebens: nur nach Außen fromm, bescheiden und demüthig, in das Innere aber keinem Menschen einen Blick zu gestatten. Würden uns einmal die Weltmenschen in unserer wahren Gestalt kennen lernen: das Ansehen unseres Ordens wäre unrettbar verloren. Berichte nun weiter.

— Die Zahl der Zöglinge beträgt jetzt 430. Im verwichenen Monate sind drei gestorben, ein Ungar und zwei Belgier, Söhne armer Eltern, an welchen der Orden daher nichts verliert. Dagegen hat der Fürst Caraccioli von Neapel seine zwei Söhne in das Collegium gebracht, und ein reicher Kaufherr aus Mailand seinen Knaben. Sohin ist der Abgang wieder ergänzt, und ich habe den Lehrern aufgetragen, diese drei neuen Zöglinge so milde und gut wie nur möglich zu behandeln, damit sie später in den Orden eintreten; sie sind reich und könnten uns ein großes Vermögen zubringen.

Mit den wissenschaftichen Leistungen der Alumnen bin ich sehr zufrieden. Der Fleiß ist groß und guter Wille vorhanden. Weniger befriedigte mich das sittliche Betragen der jungen Leute. Ich sehe ihnen im Interesse des Ordens, für den sie später gewonnen werden sollen, Manches durch die Finger; aber sie beschäftigen sich mit sehr wenigen Ausnahmen alle viel zu sehr mit den jungen Mädchen, welche sich in den Betzeiten in der Collegiumskirche einfinden, und suchen namentlich beim Kirchenreinigen und den Sakristandiensten mit ihnen in Berührung zu kommen. Deswegen muß ich sie beständig bestrafen, und gerade unsere besten Studenten haben die schlechtesten Censurlisten.

— Sie sind eben wie alle jungen Leute, fiel der General wieder ein. Gerade darin darfst Du ihnen aber nicht mit zu großer Härte nachgehen, mein Sohn. Laß ihnen lieber manchmal eine Ge-

legenheit zu heimlichen Zusammenkünften; aber so, daß Keiner von dem Andern weiß. Drücke da die Augen zu, und thue, als ob du nicht sähest. Zu große Strenge in diesem Punkte verleidet ihnen das Leben im Collegium und später den Eintritt in den Orden. Die Natur verlangt ihre Rechte in der Kutte ebenso wie im weltlichen Kleide; überlassen wir strengere Anschauungen andern Orden. Ein Einziger lebte bisher in unserem Orden, der nie gegen das sechste Gebot sündigte; und was war sein Lohn? Ein früher Tod. Aloysius von Gonzaga starb schon im 21. Jahre, weil er das sechste Gebot zu strenge nahm, und lieber hätte er gesündigt, als daß er durch seinen frühen Tod den Orden so empfindlich schädigte, dem dadurch die Erbschaft des ungeheuern Vermögens der Markgrafen von Gonzaga entging. Darum, est modus in rebus: weder die Ausgelassenheit, noch die Strenge zu weit treiben, und Lehrer und Schüler fahren am besten, wenn sie die Lust nur weise genießen. Was hast Du Uns noch vorzutragen?

— Ich erlaube mir eine Anzeige Ew. Eminenz zu unterbreiten die unter Nr. 10 in den Einlauf gelangt ist.

— Richtig, erwiderte der General, die betreffende Anzeige unter den ihm mittlerweile vom Sekretär vorgelegten Einläufen hervorziehend. Du sprichst darin von einem dem Orden drohenden Verluste. Hängt dieser mit dem Zögling Zolkiewicz zusammen? Berichte mir Alles mündlich, so werde ich die Angelegenheit gleich erledigen.

— Das ist es, warum ich Ew. Eminenz bitte, begann der Rektor. Ew. Eminenz Vorgänger im heiligen Amte, der ehrwürdige General Thaddäus Brzozowski, den Gott unter die Schaaren seiner heiligen Engel aufgenommen hat, hatte während seines Rektorats in Warschau persönlich die gräfliche Familie Zolkiewicz kennen gelernt. Da sie die reichste von ganz Polen war und noch ist, so war er in seiner väterlichen Fürsorge für das gedeihliche Wohl des Ordens darauf bedacht, wenn nicht den ganzen, so doch einen Theil dieses immensen Reichthumes unserm Orden zuzuwenden. Auf seine Veranlassung hin entsandte der ehrwürdige selige General Ricci den Pater Anselm Rebinsky —

— Rebinsky? fragte der General schnell inzwischen. Von diesem ist auch eine Nachricht eingelaufen. Lege Uns einstweilen jenes Schreiben zurecht, wandte er sich an seinen Sekretär, damit ich es nachher gleich durchsehen kann. Nun fahre weiter, mein Sohn!

— entsandte diesen Pater nach Polen, um die geeigneten Maßregeln zur Erwerbung jenes Vermögens zu treffen. Es lebte zu jener Zeit ein gewisser Graf Drahomirsky hier, welcher ein sehr sündhaftes Leben geführt hatte, aber vom Strahl der göttlichen Gnade gerührt, zuletzt sehr fromm wurde. Dieser Graf, der zum Scheine noch in den Orden aufgenommen wurde und bei seinem kurz vor Ew. Eminenz Amtsantritt erfolgten Tode dem Orden Alles vermachte, kannte den Grafen Zolkiewicz als seinen Jugendfreund sehr gut und führte Pater Rebinsky bei ihm als Sekretär ein. Die Berichte dieses Paters erzählen, daß er sich, um seine wahren Absichten zu verbergen, weltlich kleidete und über den kranken alten Grafen Zolkiewicz erst nach heftigen, aber siegreichen Kämpfen mit den ebenfalls nach diesem Vermögen hungernden Franziskanern unbeschränkte Macht ausüben konnte. Zur Befestigung seiner Stellung heuchelte er sogar Liebe zur Gräfin, die mit ihrem kranken Manne sehr unzufrieden war und diese vertraute ihm dann die Erziehung ihrer Tochter Elka an. Der Pater glaubte das Vermögen schon gewonnen und bedurfte nur mehr der Unterschrift des Grafen unter das von ihm verfaßte Testament. Da starb aber plötzlich der Graf, und die Gräfin fiel sonderbar genug aus Gram darüber in Wahnsinn, von dem sie bald durch den Tod befreit wurde.

Mit einem Male waren so alle bisherigen Bemühungen Pater Rebinskys vereitelt.

Durch die Beeinflußung der Gerichte in Warschau von Seite des ehrwürdigen Brzozowsky wurde aber Graf Drahomirsky zum Generalvormunde der zwei hinterlassenen Kinder des Grafen Zolkiewicz, der Tochter Elka und des jüngeren Sohnes Wratislaw, ernannt, und Drahomirsky betraute sogleich den Pater Rebinsky mit der Verwaltung des gesammten Vermögens der beiden Kinder und der Erziehung Wratislaws.

Rebinsky fiel nun die Aufgabe zu, diese beiden Erben in irgend einer Weise so zu versorgen, daß sie ihres großen Vermögens nicht mehr bedurften. Allein er scheint der jungen Gräfin Elka keine glückliche Erziehung gegeben zu haben; denn es gelang ihm zwar sie in ein Kloster zu schaffen, allein sie entfloh mit einem jungen Beamtenssohne, einem gewissen Ubryk, und ließ sich mit ihm trauen. Als sie endlich wieder nach Warschau zurückkehrte, war sie seiner Vor-

mundschaft bereits entwachsen und er hatte alle Befugniß und Macht darüber verloren.

Glücklicher war er mit ihrem Bruder, Wratislaw. Er wußte dessen Tante, ebenfalls eine polnische Gräfin, die seine Erziehung überwachte, so für sich zu gewinnen, daß er zuletzt den Knaben hieher in das Collegium Romanum brachte.

Damit komme ich nun zur Sache. Dieser junge Graf Wratislaw Zolkiewicz fand sich anfangs sehr schwer in unser Institutsleben, mit der Zeit jedoch gewann er es so lieb, daß ich nicht die geringste Besorgniß hegte, er könne uns je mehr Hindernisse in der Erreichung unseres Zieles bereiten. Der Knabe war ein sehr intelligenter Kopf, studirte mit Fleiß und Freude und errang sich jedes Jahr einen der ersten Plätze. Vor einem Jahre, als er in das Noviziat eintreten sollte, fuhr plötzlich der Teufel der Widerspenstigkeit und des Unmuthes in ihn. Schon seit dem Tode seiner Tante, den ich ihm nicht verheimlichen zu sollen glaubte, bemerkte ich eine Veränderung seiner bisherigen Denkungsweise an ihm. Ich schwieg aber und beobachtete ihn im Stillen. Endlich schrieb er einen Brief nach dem andern an seine Schwester in Warschau, ihn aus dem Collegium zu nehmen; er fühle keine Neigung zum geistlichen oder gar zum Ordensstande und wolle endlich in die Welt zurückkehren. Da ich wußte, worum es sich für den Orden handelte, behielt ich alle Briefe zurück und warnte ihn fleißig vor den Versuchungen, denen der Jüngling in seinem Alter ausgesetzt sei; er schien mich zu verstehen und ward wieder ruhiger. Allein damit täuschte er mich nur; inzwischen brütete er mit einem andern Zögling, der seine Gesinnung und Anschauungsweise theilte, über abenteuerlichen Plänen. Eines Abends, als die Zöglinge zu Bette gegangen waren, kamen die zwei Männer zu mir, welche uns die Kohlen in die Küche liefern. Sie erzählten mir, die beiden Zöglinge, Wratislaw und sein Freund, hätten ihnen große Summen Geldes versprochen, wenn sie ihnen zur Flucht behilflich wären und zu diesem Zwecke Abends um eilf Uhr eine Leiter an das Fenster ihres Dormitoriums lehnten, mittelst welcher sie auf die Straße herabsteigen könnten. Die Kohlenmänner versprachen ihnen ihre Beihilfe, verriethen mir aber aus Furcht, ihren Kohlenhandel zu verlieren, den Plan noch in der letzten Stunde.

Ich wollte anfangs den beiden Zöglingen diese Entschlossenheit

nicht zutrauen; um ihnen aber für den Fall, daß die Kohlenmänner die Wahrheit sprachen, ein für allemal den Geschmack an solchen Fluchtplänen zu verleiden, ließ ich von der nächsten Gendarmeriebrigade drei Mann herbeiholen und postirte sie unter den Thüren der gegenüberliegenden Häuser, mit dem Auftrage die Entfliehenden wie von ungefähr festzunehmen und mir einzuliefern. Auch die Kohlenmänner mußten die Leiter anlegen.

Zur verabredeten Stunde öffnete sich wirklich das Fenster ihres Schlafsaales und Wratislaw stieg auf die Leiter heraus. Er erreichte glücklich die Straße und sein Freund folgte ihm. Beide wollten nun gegen den Corso hin entfliehen. Da traten ihnen die drei Gendarmen in den Weg und packten sie. Trotz ihrer flehentlichsten Bitten wurden sie mehr auf mein Zimmer gebracht, als sie gingen. So sehr sträubten sie sich gegen die Rückkehr.

Ich spielte natürlich den Ueberraschten und dankte den Gendarmen für ihre Dienste. Die zwei Zöglinge waren untröstlich über das Mißlingen ihrer Flucht und standen auch nicht an, es mir unverhohlen zu sagen.

Ich machte ihnen sehr heftige Vorwürfe und sperrte sie drei Tage bei Wasser und Brod in die heilige Geistkammer, wie unser Carcer heißt.

Als sie nach Verlauf dieser Zeit in ihr Museum zurückgeholt wurden, waren beide krank. Bei dem Freunde Wratislaws war es nur Verstellung; denn er entwischte aus dem Krankensaale und kam nicht wieder zurück, wie ich Ew. Eminenz seinerzeit berichtet habe. Wratislaw selbst aber war durch die Aufregung der Ausführung der Flucht, durch den Ueberfall der Gendarmen und durch das Mißlingen seines Lieblingsplanes ernstlich in seiner Gesundheit erschüttert. Er kränkelte und konnte die Infermerie nicht mehr verlassen. Der Arzt hat mir kürzlich erklärt, wenn ihn nicht innerliche Leiden, Gram und Heimweh ohnedies aufreiben, so würde ihn auch eine Brustkrankheit, deren Keim er schon lange in sich trug, kaum mehr die nächste Woche erleben lassen.

Wratislaw wird erst in zwei Monaten 21 Jahre alt und majorenn. Stirbt er schon in den nächsten Tagen, und daran ist gar nicht mehr zu zweifeln, so entgeht uns mit seinem Tode die Anwart-

schaft auf den halben Theil des Vermögens, der ihm mit Erreichung des 21. Lebensjahres zugefallen wäre; die andere Hälfte ist dem Orden ohnedies schon so viel wie verloren, weil seiner Schwester Elka todtgeglaubter Mann neuerlichen Nachrichten zufolge aus der Verbannung zurückgekehrt sein soll und uns überall entgegentreten kann. Hätte Wratislaw nur noch diesen nahen Zeitpunkt erlebt, so würde ich ihn schon vermocht haben, den Orden oder irgend eine uns nahestehende Person als Erben seines Vermögens einzusetzen; stirbt er aber, so sind wir um unsere Hoffnungen betrogen und wir können immer wieder in dieser hochwichtigen Sache von Vorne anfangen.

Das ist der große Verlust, der unserm Orden droht. An dem jungen Manne liegt uns freilich nichts, aber an seinem Vermögen. Hätte er uns gezwungen oder freiwillig zum Erben ernannt, so könnte uns sein Tod nur sehr angenehm und erwünscht kommen. Ehe er stirbt, ist noch Zeit zum Handeln; die Umstände drängen und ich glaube Ew. Eminenz die Nothwendigkeit nahe legen zu dürfen, rasche Entschlüsse in dieser Sache zu fassen.

Der General trommelte mit den Fingern auf dem Pulte, wie wenn er das Heer von Gedanken, das an seinem Geiste vorübermarschirte, im Takte begleiten wollte. Nach längerem Besinnen antwortete er dem Rektor:

— Die Sache hat Eile, das ist wahr, und wichtig ist sie auch. Bereits zwei Generäle, meine beiden Vorgänger, haben ihr viele Aufmerksamkeit gewidmet und große Opfer gebracht, und ich darf nicht zurückbleiben, wo es sich um die Erwerbung von großen Reichthümern handelt. Nein, nein, dieses Vermögen darf uns nicht entkommen, wir brauchen ohnehin sehr viel Geld für Bestechungen. Erst heute ging eine Sendung von 15,000 Zechinen nach Neapel an unsere dortigen Hofagenten ab, um durch Geschenke die Hofleute für unsern neu ins Leben gerufenen Orden günstig zu stimmen und beim Könige die Zurückgabe unserer früheren Collegien und Besitzungen zu erwirken. Die geringste Begünstigung müssen wir mit theuerm Gelde erkaufen, und gerade an den katholischen Höfen; in den protestantischen Ländern kostet es wenig Aufwand, uns einzuschmuggeln, weil dort mehr Intelligenz herrscht und die Leute uns nicht so fürchten, da sie mehr Haare auf den Zähnen haben und uns weder unter die

Kanzel noch in den Beichtstuhl gehen. Zwar wir sind klug und weise, und uns betrügt man nicht, wie der deutsche Schmierhans Goethe sagt; wir werden auch mit den Protestanten fertig. Allein überall und zu Jedem ist Geld erforderlich; wenn sich irgendwo ein Geschäft machen läßt, so müssen wir mit vollen Händen zugreifen. Das liegt uns auch mit diesem Zolkiewicz ob.

Im Sterben können wir den Burschen nicht aufhalten und doch darf er uns nicht zu frühe hinscheiden. Die Sache bleibt also einfach diese: Wenn auch der Jüngling stirbt, so ist er für uns doch so lange nicht gestorben, bis er in zwei Monaten seine Majorennität erreicht hat, hörst Du?

— Entschuldigen Ew. Eminenz, ich verstehe Sie nicht recht, wie Sie das meinen.

— Du verstehst das nicht? O Pater Steinhuber, wo hast Du denn unsere Ordensgeheimnisse studirt? Bist Du in Hottentotien oder in Rom Jesuit, daß Du Dich so blöde stellen kannst?

Der ehrwürdige General schien darüber sehr unmuthig. Er verdrehte einigemale fromm die Augen, stieß einen tiefen Seufzer über die Schwachsinnigkeit seines Sohnes aus und wandte sich dann mit salbungsvoller Miene an den in größter Betrübniß vor ihm gebeugt stehenden Pater Rektor:

— Mein Sohn, Dir fehlt die evangelische Weisheit. Als unser Herr und Heiland dereinst sagte: Seid einfältig wie die Tauben und klug wie die Schlangen, so meinte er mit mit der Einfalt der Tauben die andern Orden und die Weltmenschen; bei den Worten aber: „klug wie die Schlangen“ dachte er ganz allein an uns Jesuiten, und nur für uns hat er diese schönen rührenden Worte gesprochen. Du aber scheinst das nicht zu wissen. Es ist daher nützlich und Wir verordnen Dir zur heilsamen Buße und Besserung, daß Du von heute an täglich einen Evangelisten liesest und die Früchte, die Du daraus gezogen, Deinem Beichtvater mittheilest; wenn Uns dieser eine wesentliche Besserung zu melden vermag, so werden Wir Dir diese Strafe in Gnaden wieder erlassen.

Dieser Zögling Zolkiewicz wird also sterben. Der Arm Gottes ruft ihn ab, und wir können diesen Arm zwar nicht verkürzen, aber seine Wirkungen für diese Welt unschädlich machen. Die Kirche ist ja stärker als der Himmel. Wir lassen den jungen Menschen sterben, aber heimlich; Niemand darf seinen Tod erfahren, vor den

Zöglingen und der Welt muß er leben. Wenn er todt ist, so lasse ihn heimlich begraben; und nach zwei Monaten erst läßt Du ihn nochmals sterben coram publico, und ein feierliches Begräbniß vornehmen, wenn auch der Sarg leer ist.

Was endlich das Testament anbelangt, so verfasse Du dasselbe. Soviel Macht wirst Du über einen kranken Zögling wohl besitzen, um ihn zur Unterzeichnung desselben zu vermögen. Im Nothfalle kannst Du ihn ja zwingen, und Zeugen werden aufzutreiben sein, welche seine eigenhändige Namensunterschrift bestätigen können. Das Testament wird man nicht mehr anzufechten wagen, wenn man beweisen kann, daß er bei Abfassung desselben bereits 21 Jahre alt, also majorenn war, und erst nach einigen Wochen darauf gestorben und feierlich beerdigt worden ist. Hast Du jetzt Dein Verhalten begriffen?

— Ja, Eminenz. Ich lege Ihnen meinen ehrfurchtsvollsten Dank zu Füssen. Ich werde meine Pflicht dem Orden gegenüber in diesem Falle zu wahren und durch größere Klugheit mein voriges Versehen gutzumachen wissen.

— Das hoffen Wir, mein Sohn. Merke Dir nur: klug wie die Schlangen. Nun trage Uns die Beichte des Galeerensträflings vor, welche Pater Ollivier eingesandt hat, Theophil.

Der Sekretär nahm und entfaltete ein Schriftstück und las:

Beichte

des am 27. November hujus anni im Bagno zu Toulon verstorbenen Galeerensträflings Pierre Latif, abgelegt dem unwürdigen Diener Gottes und noch unwürdigeren Priester der Gesellschaft Jesu, Pater Ollivier.

Ich armer sündiger Mensch beichte und bekenne vor Gott dem Allwissenden, vor der allerseligsten Jungfrau Maria und allen Heiligen und vor Ew. Hochwürden, als Stellvertreter Gottes, daß ich seit meiner letzten Beichte, welche ich vor 35 Jahren abgelegt, oft und viel gesündigt habe; insbesondere gebe ich mich schuldig:

Ich habe mein ganzes Leben nichts nach dem Herrgott und dem Teufel gefragt. Von den zehn Geboten habe ich nur das eilfte: „Du sollst Dich nicht erwischen lassen“ gehalten, bin aber einigemale dabei verunglückt, sonst wäre ich nicht wieder hier auf den Galeeren.

Eigentliche Sünden weiß ich keine, ich war nur ein gefährlicher Mensch und bin deshalb eingesperrt worden.

Oratio confessoris: Warum hast Du seit 35 Jahren nicht mehr gebeichtet?

Responsum confitentis: Weil ich arm war und kein Geld gehabt habe. Reiche Leute können sich leicht in den Beichtstuhl setzen, weil sie alle Mittel haben, gut und fromm zu leben; ein armer Teufel wie ich aber kann nicht allein vom Worte Gottes und den guten Ermahnungen leben, er muß statt des Rosenkranzes das Brecheisen in die Hand nehmen, und weil sich ihm keine mildthätigen Herzen erschließen, fremde Geldkisten öffnen.

O. Du hättest arbeiten können; ein Arbeiter kann so fromm sein wie ein Minister.

R. Wenn er mag, ja. Mit der Arbeit hat es aber seine Hacken; ich habe nie arbeiten gelernt und später fand ich die Zeit nicht mehr dazu. Als ich das erstemal von den Galeeren kam, wollte mir Niemand Arbeit geben.

O. Haben Dich Deine Eltern auch nicht beten gelernt?

R. Meinen Vater habe ich nie gekannt, und die Mutter sagte wohl: Pierre, falte die Hände zusammen und bete zum Schutzengel, damit er Dich nicht verläßt! Und Pierre betete und betete und wurde trotz alledem ein Lump. Die Noth lehrt nicht beten, sondern betteln.

O. Du lebtest dann nur von Diebstahl?

R. Diesen Ausdruck muß ich zurückweisen. Ich lebte von fremdem Eigenthume, das mir gerne oder ungerne in die Hände fiel.

O. Wie oft hast Du fremdes Eigenthum gefunden?

R. Das kann ich nicht aufzählen; so oft ich es eben brauchte.

R. Ist dadurch Jemand zu großem Schaden gekommen?

O. Nein, ich habe es immer nur auf reiche Leute abgesehen. Ich trieb mein Geschäft stets en gros.

O. Hast Du Kinder?

R. Nein, aber einen Pudel hatte ich früher.

O. Bist Du nie schlechten Dirnen nachgezogen?

R. Sie sind mir nachgezogen.

O. Du hast das sechste Gebot nie beobachtet?

R. Wie heißt denn das?

O. Du hast auch nie die fünf Gebote der Kirche gehalten?

R. Wie heißen denn die?

O. Du hast also nie Glaube, Liebe und Hoffnung gehabt?

R. Geglaubt habe ich, geliebt habe ich, gehofft habe ich — und doch bin ich zu Schanden geworden. Der einzige Glaube hat mir geholfen: Wenn Du Dir nicht selbst hilfst, so hilft Dir Niemand.

O. Hast Du auch Jemand getödtet?

R. Nur drei Personen: zuerst einen Kameraden, dem ich aus Spaß bei einem Einbruche die Leiter unter den Füßen wegzog, daß er herabfiel und das Genick brach; dann einen noblen Fremden, der mir nur einen Sou schenkte, worüber ich ihm aus Entrüstung den Kopf einschlug; dann einen Pfaffen, den ich in der Seine ertränkte.

O. Wer war dieser Geistliche?

R. O, es war ein Jesuit; da wird der Teufel eine Freude gehabt haben, als ich ihm diesen Braten lieferte!

O. Pfui, lache nicht in der Beichte; das zeigt von keiner Reue. Wie hieß dieser Jesuit?

R. Er nannte sich bald Frosch bald Fisch; das einemal war er ein Gutsbesitzer aus Polen, das anderemal ein gewisser Rebinsky, wie sein Bedienter sagte.

O. Und Du ertränktest ihn? Was that er Dir zu Leide?

R. Im Grunde genommen nichts; mir that nur das viele Geld leid, das ich bei ihm sah. Er hat mich auch zur Ermordung zweier Fremden gedungen; statt dessen brachte ich ihn um.

O. Wer waren diese Fremden?

R. Ein Herr und eine Frau; ihre Namen weiß ich nicht mehr, denn sie flohen aus Paris.

O. Wie hast Du diese unselige That angefangen?

R. Ich überfiel ihn mit zwei Kameraden in seiner Wohnung, verband ihm den Kopf mit einem feinen Shawle aus Pech und steckte ihn in einen Sack. Diesen Sack beschwerte ich mit Steinen und versenkte ihn sammt dem Jesuiten in die Seine.

O. Woher erfuhrst Du, daß er ein Jesuit gewesen sein soll?

R. Aus den Papieren, die ich in seiner Wohnung fand.

O. Hat man dieses Verbrechen nie entdeckt?

R. Bis jetzt nicht; sonst wäre ich längst um einen Kopf kürzer geworden.

O. Weißt Du auch, daß Du für dieses Verbrechen keine Verzeihung erhalten kannst? Wer einen Priester anrührt, ist schon excommunicirt und verdammt.

R. Das ist mir etwas Neues. Wollt Ihr mich also nicht absolviren?

O. Wenigstens nicht, bis Du dieses Verbrechen auch außer der Beichte eingestanden und einem Beamten zu Protokoll gegeben hast.

R. Dann scheert Euch zum Teufel; ich kann auch ohne Eure Absolution sterben. Nun thut es mir erst leid, daß ich nicht noch zwanzig Jesuiten in die Seine geworfen habe; das könnte meine beste Empfehlung ins Himmelreich sein.

Kaum hatte der Galeerensträfling diese Worte gesprochen, so überfielen ihn Zuckungen und er hauchte seine schwarze Seele aus. Ich konnte ihn daher weder um die Zeit, noch die näheren Umstände dieses Mordes fragen. Obschon mir ein Pater des Namens Rebinsky nicht bekannt ist, so unterbreite ich doch in der Ansicht, daß der Forçat *) die Wahrheit bekannt haben könne, dessen Beichte hiemit Sr. Eminenz unserm ehrwürdigen General.

Pater Felix Ollivier, S. J.

Der Sekretär legte das Schreiben wieder zusammen und auf das Pult des Generals. Dieser hatte mit großem Ernste zugehört und schüttelte am Schlusse bedenklich sein Haupt.

— Füge diese Beichte den Personalakten des Pater Rebinsky bei, Theophil, befahl er dann dem Sekretär. Nun haben Wir den Schlüssel zu dem unerklärlichen Verschwinden dieses Unglücklichen. Auf Unsere Anregung berichtete Uns seinerzeit der Pater Rektor von Paris, daß Rebinsky plötzlich unsichtbar geworden und nicht mehr zu finden gewesen sei; alle angestellten Nachforschungen erwiesen sich als erfolglos. Wir hielten immer dafür, daß der Pater heimlich mit einer Frauensperson durchgegangen sei; denn wie aus seinen Akten ersichtlich ist, genoß er schon hier einen üblen Ruf in dieser Hinsicht. Leider war sein Los ein traurigeres; wer hätte gedacht, daß er durch ein Verbrechen sein Leben enden, daß er in der Seine ertränkt werden würde! Aber die Wege Gottes sind dunkel; Uns bleibt nichts übrig, als sein Andenken zu ehren und seiner in frommem Gebete

*) Galeerensträfling.

zu gedenken. Wir werden eine Vigilie und Seelenmessen für ihn anordnen. Requiescat in pace!

Und Du, mein Sohn, gehe hin und thue, wie ich Dir gesagt habe!

Der Pater Rektor verbeugte sich tief vor dem Generale, küßte demüthig den Saum seines rothen Untertalares und begab sich aus dem Kabinete in den Vorsaal, in welchem noch alle andern Patres harrten, bis sie vorgerufen würden. Der Sekretär rief sie nach der vom Generale selbst bestimmten Reihenfolge auf, und sie trugen ihre Anliegen ihrem hohen Gebieter vor. Erst um fünf Uhr Morgens schloß dieser sein Kabinet, und begab sich dann gewöhnlich hinüber in die Klosterkirche, um dort über dem Grabe des Ordensstifters Ignatius von Loyola Messe zu lesen.

Verlassen wir mit dem Pater Rektor das Kabinet des Jesuiten-Generals, und folgen wir ihm hinüber in das Collegium Romanum.

In dieser Nacht suchte er die Ruhe nicht mehr auf. Er setzte sich vielmehr an seinen Schreibtisch und arbeitete an dem Testamente. Als es fertig und reingeschrieben vor ihm lag, läutete bereits die Morgenglocke die Zöglinge aus den Betten.

Der Tag brach an, die Alumnen wohnten laut vor- und nachbetend der Messe an, welche der Pater Rektor in der Collegiums-kirche las, und begaben sich dann in ihre Museen zum Studium.

Um acht Uhr besuchte der Rektor wie alle Tage die Krankensäle. Er traf sogleich die Verfügung, daß Wratislaw, der bisher unter andern kranken Mitzöglingen im sogenannten „Tartarus" lag, als schwerkrank in ein besonderes Zimmer verbracht wurde. Als dies geschehen war, fragte er ihn:

— Wie ist heute Dein Befinden, mein lieber Wratislaw?

— Es hat sich während der Nacht verschlimmert, Hochwürden, antwortete dieser mit matter Stimme. Ich fürchte, den Abend des heutigen Tages nicht mehr zu erleben. Die Krämpfe sind furchtbar, meine Kräfte schwinden mit jedem Augenblicke mehr. O Elka, könntest Du Deinen armen Wratislaw sehen! Ach, so ferne von Dir muß ich sterben, meine liebe Schwester!

— Sei gefaßt, mein Sohn, und vertraue auf Gott. Eben deshalb ließ ich Dich hieherbringen, damit Du durch die Anwesenheit Deiner kranken Mitschüler nicht noch mehr belästigt werdest. Es ist schön und gut von Dir, daß Du selbst an den Tod denkst. Füge

Dich in den Willen Gottes, ohne den kein Haar von unserm Haupte und kein Sperling vom Dache fällt; Gott selbst ist es, der Dich zu sich ruft und Dich abverlangt von diesem Jammerthale. Lobe und danke ihm dafür. Willst Du nochmals beichten und den Leib des Herrn empfangen?

— O, ich bitte darum, Hochwürden. Meine Augenblicke sind gezählt. Ich fühle die eisige Hand des Todes bereits auf mir lasten. Ach, meine liebe Elka! seufzte der arme Jüngling unter den schrecklichen Schmerzen, die seine Brust zerrissen.

— Dein Wunsch soll sogleich erfüllt werden. Du wirst die heiligen Sterbsakramte empfangen, und die letzte Oelung wird Dir den Todeskampf erleichtern und Deiner Seele die Ruhe und den Frieden wiedergeben. Vorher aber, mein lieber Sohn, wollen wir Deine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Ich habe bereits Dein Testament aufgesetzt und mitgebracht; ich will es Dir vorlesen und Du brauchst nur Deinen Namen darunter zu setzen. Höre mich also an.

Der Rektor las ihm das Testament vor, laut welchem sein gesammtes ihm angehörendes Vermögen seiner Schwester Elka und deren Kinder zufallen und das römische Collegium nur eine Summe von 5000 polnischen Gulden als seinen besondern Dankesausdruck für die vielen darin empfangenen leiblichen und geistlichen Wohlthaten erhalten solle.

— Bist Du das zufrieden? fragte der Rektor.

— Ja, Hochwürden, diese Summe sollen Sie erhalten. Gedenken Sie dafür meiner nach dem Tode.

— Ich danke Dir im Namen des Collegiums, mein Sohn. Richte Dich etwas auf schreibe Deinen Namen darunter.

Der Rektor holte inzwischen vom einem Tische eine Feder herbei, legte das Schriftstück auf das Bett und übergab Wratislaw die Feder zum Schreiben.

Der Kranke warf einige flüchtige Blicke in dasselbe; er glaubte mehrere Worte darin zu bemerken, die vorher der Rektor nicht abgelesen hatte.

— Was säumest Du so lange, mein Sohn? fragte dieser ungeduldig.

— Aber Hochwürden, stöhnte Wratislaw, das ist ja nicht dasselbe Testament, welches Sie mir eben vorlasen; hier steht ja nichts

von meiner Schwester Elka, hier steht ja: ich setze den Orden zu meinem Universalerben ein.

— Deine Augen fangen an dunkel zu werden und falsch zu sehen, erwiderte der Rektor mit finsterer Miene. Unterschreibe.

— Das kann ich nicht thun, jammerte Wratislaw wieder, das ist zu viel. Was würde meine Schwester Elka sagen!

Wüthend fuhr der Rektor auf und drückte ihm nochmals die bereits entsunkene Feder in die Hand.

— Ich befehle Dir, hier zu unterschreiben, rief er ihm mit strenger Stimme zu. In einigen Augenblicken stehst Du vor dem Richterstuhle Gottes und noch frägst Du, was wird die Welt sagen. Die Hölle wird auf eine Ewigkeit Dein Antheil sein, wenn Du nicht unterzeichnest, Verworfener. Denn wisse, falls Du nicht gehorchest, werde ich Dir die Gnade der heiligen Sakramente und der letzten Tröstungen versagen. Hinfahren wirst Du in den Rachen des Satans, der Teufel wird Dein Vater in Ewigkeit sein, Elender!

Die Kraft des unglücklichen Jünglings war gebrochen. Unter heftigem Schluchzen schrieb er in langsamen deutlichen Zügen seinen vollen Namen auf das Papier. Angesichts der drohenden Qualen der Hölle hatte er die verhängnißvollen Federstriche gethan.

— Gott und die heilige Jungfrau haben Dich erleuchtet, sagte der Rektor, der sich aus dem zähnefletschenden Wolfe plötzlich wieder in ein sanftes Lamm verwandelt hatte, mit mildem Tone zu Wratislaw. Ich wußte es, daß Dich die Gnade Gottes nicht verlassen werde. Alle heiligen Engel jubeln jetzt im Himmel über Dich und rein wirst Du eingehen zu dem Herrn, der Dir einen hohen Platz unter seinen Heerschaaren anweisen wird.

Der arme Wratislaw hörte diese salbungsvollen Sprüche nicht mehr. Heftige Krämpfe, in Folge der stattgehabten Aufregung hatten ihn wieder befallen und besinnungslos war er auf sein hartes Lager zurückgesunken.

Der Rektor aber ließ ihn liegen und eilte auf sein Zimmer, das kostbare Testament in Sicherheit zu bringen. Als er des Mittags nach Tisch zu ihm zurückkehrte, fand er Wratislaw — todt.

Das Leben mußte ihm schon vor einer Stunde entflohen sein; alle Wärme war bereits aus den starren Gliedern gewichen. Der Todeskampf schien ein harter gewesen zu sein: die Augen waren

starr nach der Decke gerichtet, das sonst so feine und schöne Antlitz schmerzlich verzerrt.

— Es war höchste Zeit, sagte der Rektor, an der Leiche Wratislaws stehend, daß ich dem jungen Manne das Testament vorlegte. Er hat jetzt ausgerungen. Die weitere Aufgabe ist mir erwachsen, seinen Tod geheim zu halten; das wird sich aber geben.

Der Pater entfernte sich aus dem Zimmer, sperrte es hinter sich ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Am Abende desselben Tages, als sich die Zöglinge längst in ihre Dormitorien begeben hatten, trat er wieder in dasselbe und zwei Männer folgten ihm. Ihren geschwärzten Gesichtern nach waren sie Kohlenträger.

— Hier ist der Leichnam, den Ihr fortzubringen habt, sagte der Pater Rektor leise zu ihnen, auf die Leiche Wratislaws deutend.

Corpo di Baccho! sagte der eine, das ist ja derselbe Herr, dem wir einmal zur Flucht behelfen sollten.

— Kümmert Euch nicht darum, erwiderte der Rektor. Was wollt Ihr aber mit der Leiche beginnen?

— Wir brennen die Nacht durch unsere Kohlen am Monte Testacio;*) es ist am besten, wir werfen die Leiche in den Kohlenofen, dann bleibt kein Stäubchen davon übrig.

— Gut, das thut. Euer Lohn ist groß. Wenn Ihr aber nicht reinen Mund zu halten wißt, so werdet ihr der Inquisition übergeben, das merkt Euch. Nehmet den Körper.

Die beiden Carbonari zogen die Leiche aus dem Bette und steckten sie in einen großen Kohlensack. Sie banden diesen oben zu, nahmen ihn auf die Schulter und trugen ihn leise auftretend hinab. Vor dem Thore des Collegiums stand ihr Kohlenkarren; sie warfen

---

*) In Rom geht die Sage, Kaiser Nero habe einst den Gebrauch alles irdenen Geschirrs verboten und dafür hölzernes oder silbernes eingeführt. Die Römer hätten daher ihre Töpfe auf einen Haufen zusammengeworfen und es sei ein ansehnlicher Hügel daraus entstanden. Heutzutage ist aber der Monte Testacio, bei der Porta San Paolo am linken Tiberemporium gelegen, von grünen Matten überzogen und ein Missionskreuz krönt seine Spitze. An seinem Fuße befinden sich auch zu dieser Stunde noch Kohlenbrennereien.

den Sack, wie wenn er mit Kohlen gefüllt wäre, darauf, und fuhren eilig davon.

Der Pater Rektor stand unter der Thüre und murmelte leise für sich hin: Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan — der Mohr kann gehen. Das ewige Licht leuchte ihm und er ruhe in Frieden, Amen.

Im Collegium Romanum erfuhr Niemand etwas von dem Tode Wratislaws. Seine Mitschüler wähnten ihn noch immer krank. Zwei Monate später verbreitete sich unter ihnen plötzlich die Nachricht: Unser lieber Bruder Wratislaw ist heute Morgens gestorben und morgen Abend wird er begraben werden!

In diesem Collegium wird jeder Todesfall eines Zöglings zum freudigen Ereignisse. Im Gegensatze zu allen andern Collegien, wie dem deutschen, belgischen und französischen, welche ihre Todten höchst einfach begraben, genießen die Alumnen des Collegium Romanum das Vorrecht, ihre verstorbenen Mitzöglinge mit Sang und Klang zu Grabe geleiten zu dürfen. Sie freuten sich daher auch diesmal auf das Leichenbegängniß und hofften, das Funerale werde sehr prunkvoll ausfallen, weil der verstorbene Bruder ein Graf und sehr reich gewesen sei.

Am Abende des nächsten Tages bewegte sich ein Trauerzug vom Collegium Romanum hinweg über den obern Corso gegen die Porta San Lorenzo. Voran schritten dicht vermummte Kapuzenmänner, die in der linken Hand einen Pilgerstab trugen und in der rechten düster brennende Fackeln hielten; ihnen folgten paarweise die Zöglinge mit brennenden Kerzen unter Absingung des de profundis. Sechs gespensterhafte Kapuzenmänner trugen den Sarg, und hinter demselben gingen die Professoren und der Pater Rektor. So trugen sie den Sarg hinaus auf San Lorenzo, den Kirchhof von Rom.

Im Sarge aber befand sich nichts, als — ein Strohwisch und ein Holzklotz.

XLIII.

Reicht Euch die Hand zum Bunde.

Auf Schloß Satorin war während des Ausfluges, welchen der freundliche Leser mit uns nach Rom gemacht hat, ein Trauerfall eingetreten. Der alte Graf hatte es nämlich an der Zeit gefunden, sich hinzulegen und zu sterben.

Die Trauer war übrigens in seiner Familie darüber nicht sehr groß. Die Gräfin war vielmehr aus mancherlei Gründen eher geneigt, seinen Tod als ein freudiges Ereigniß zu betrachten. Geliebt hatte sie ihren Mann ja nie; die Liebe, die sie ihm anfangs entgegengebracht, wurde durch seine unbillige Forderung, einen männlichen Erben zu bekommen, bald in Widerwillen und endlich in Haß verwandelt.

Auch Alexander tröstete sich schnell über das Ableben seines vermeintlichen Vaters; durch seinen Tod war er jetzt Herr von Satorin und ein reichbegüterter selbstständiger Mann geworden.

Die Gräfin Satorin ließ ihm jedoch nicht alle Zügel schießen. Sie wachte jetzt mehr denn je über ihn, und Alexander liebte sie als seine Mutter wirklich zu sehr, als daß er ihren guten Rathschlägen kein williges Ohr geliehen und fürderhin nicht ihr gehorsamer Sohn geblieben wäre.

Die wirkliche Tochter der Gräfin, Jelva, befand sich noch immer bei Elka als Zofe. Ihre Lage hatte sich seither eher verschlimmert als verbessert. Die beiden unberufenen Anbeter, Ladislaus und sein Vater Kasimir, bedrängten sie noch immer mit ihren Liebesanträgen und Elka quälte sie immer mehr mit ihrer Eifersucht. Dem Mädchen wurde daher das Leben im Palaste Zolkiewicz von Tag zu Tag unerträglicher und es dachte bereits ernstlich daran, zu entfliehen und anderwärts ihr Glück zu suchen.

Da ereignete sich ein Vorfall, der sie ihrer Lage und ihren Un-

annehmlichkeiten mit einem Male enthob. Wenn die Dinge auf der äußersten Spitze stehen, so greift oft plötzlich das Schicksal mit seiner mächtigen Hand ein und erspart dem Menschen das scheinbar unvermeidlich hereinbrechende Verhängniß.

Ladislaus, der sich durch die Wachsamkeit seiner Mutter bisher in der Annäherung an Yelva gehindert sah, kam nun auf den Gedanken, das Mädchen bei Nacht in seinem Zimmer aufzusuchen und ihm in einsamer Stunde seine Liebe nochmals zu gestehen und um Erhörung zu flehen. Er wußte, daß Yelva jeden Abend fleißig ihr Zimmer verriegelte und hatte sich daher einen Nachschlüssel zu demselben anfertigen lassen. Den Schlüssel zu dem Herzen Yelvas glaubte er in seiner Liebesgluth zu besitzen.

In der Nacht, die er zur Ausführung seines Planes bestimmt hatte, ging er des Abends wohl eher auf sein Zimmer, aber nicht zu Bette. Mit seltenem Fleiße setzte er sich heute zu seinen Büchern und verbrachte in ihrer Gesellschaft die Stunden, die sonst dem Schlafe gewidmet waren.

Mitternacht schlug's. Ladislaus erhob sich und bekleidete seine Füsse mit Filzschuhen. Dann horchte er zur Thüre hinaus, ob sich nichts mehr rege ihm Hause. Es herrschte Todenstille. Er trat auf den Gang und eilte über mehrere Treppen hinauf zu den Zimmern der Zofe.

Geräuschlos war er dort angekommen. Im ersten Zimmer schlief Yelva nicht, das wußte er; erst in dem zweiten daranstoßenden befand sich ihr Schlafgemach.

Er drückte daher leise an die Klinke. Die Thüre gab nach.

— Wie? fragte er sich. Die Thüre ist heute nicht verschlossen? Was hat das zu bedeuten? Sicher hat Yelva diesmal darauf vergessen; das ist mir angenehm.

Noch leiser öffnete er jetzt die Thüre, steckte zuerst seinen Kopf hinein, und folgte, als er im Zimmer Alles finster und ruhig fand, mit dem ganzen Körper.

In diesem Augenblicke glaubte er ein dunkles Geräusch in seiner Nähe zu hören. Unschlüssig stand er stille und horchte.

— Bah! sagte er, ich habe mich getäuscht. Der Boden krachte unter meinen Füßen und in der Nacht ist selbst der Athem hörbar.

Langsam trat er auf den Zehen vorwärts und der Thüre zu, welche in das Schlafgemach Yelvas führte. Vor ihr blieb er eine

geraume Weile stehen. Er besann sich nochmals, solle er es wagen, Yelva zu überraschen, oder wieder umkehren. Er kämpfte einen harten Kampf mit sich. Die Liebe bestürmte ihn und ließ seine Finger krampfhaft nach der Klinke zucken; die Vernunft aber drohte ihm und flüsterte ihm zu: Laß! laß! kehre um, noch ist es Zeit!

In dem Kampf zwischen Herz und Kopf mischt sich noch ein dritter Geselle und das ist der gute oder böse Wille. Auf wessen Seite er sich neigt, ist der Sieg. Bei Ladislaus entschied er für das Herz, und die Stimme der Vernunft mußte sich zurückziehen. Ladislaus war entschlossen, um jeden Preis das Wagniß zu vollführen.

Er tastete an der Thüre herum. Ein leiser Druck auf die Klinke zeigte ihm, daß die Thüre verschlossen sei.

— Was thun? sagte Ladislaus zu sich. Die Thüre ist verschlossen. Rufe ich Yelva, so öffnet sie mir nicht, und doch soll sie meine Anwesenheit erfahren. Doch ich hab's!

Wieder entstand im Zimmer ein kurzes, unbestimmtes Geräusch. Ladislaus wandte sich erschrocken um und starrte in die Finsterniß. Er sah nichts.

— Vielleicht ist eine Maus über den Boden gelaufen, beruhigte er sich, obwohl ihm das Herz hörbar in der Brust pochte. Was fürchte ich mich? Niemand kann hier sein, ich bin allein. Die letzten Worte sagte er halblaut vor sich hin, als ob ihn der Klang seiner eigenen Stimme ermuthigen könne.

Und doch war ein Mann im Zimmer. Er hatte, als Ladislaus die Thüre öffnete, sich hinter einem Vorhange versteckt. Dort stand er, ängstlich den Athem zurückhaltend. Er konnte nicht sehen, wer der Eintretende war und hörte ihn kaum auf dem Boden dahinschleichen. Bei einer Bewegung mit dem Arme war er aber an die Wand gestoßen und hatte das zweite Geräusch verursacht. Sein Herz klopfte so laut wie das Ladislaus', und er fürchtete sich nicht minder vor Entdeckung als dieser.

Ladislaus schlug Licht und zündete eine Kerze an, die er aus seiner Tasche hervorzog. Er leuchtete in das Zimmer und sah Niemand.

Der Mann aber sah ihn von seinem Verstecke aus.

Ladislaus klopfte jetzt vernehmlich an der Thüre zu Yelva's Schlafgemach, die Kerze in der linken Hand haltend. Nach einer Weile regte sich's im Zimmer und eine Stimme fragte:

— Wer ist es?

— Yelva, mache auf und komm zu mir! erwiderte Ladislaus, der die Stimme seiner Mutter so täuschend nachahmte, daß man sie wirklich von der Elkas nur schwer hätte unterscheiden können.

— Sie sind es, Frau Gräfin? Sogleich werde ich öffnen.

Ladislaus blies sein Licht wieder aus, um nicht im ersten Momente von Yelva erkannt zu werden. Einige Augenblicke darauf drehte sich der Schlüssel im Schlosse, die Thüre öffnete sich und Yelva erschien, nur in leichte Röcke gekleidet, mit einem Lichte, unter derselben.

Ihr Licht fiel gerade Ladislaus in das Antlitz. Verwirrt über dessen unerwartete Erscheinung prallte sie zurück und wollte schnell die Thüre wieder zumachen; aber es war zu spät. Ladislaus hatte bereits die Thüre erfaßt und drang unmittelbar hinter ihr in das Zimmer ein. Im Eifer vergaß er dieselbe zu schließen.

Der Mann hinter dem Vorhange eilte leise an die Thüre heran und blickte durch die enge Oeffnung in das Schlafgemach Yelvas.

— Um Gotteswillen, Herr, rief diese, was thun Sie mir an? Ich vergehe vor Scham. Entfernen Sie sich augenblicklich oder ich mache Lärm!

— Yelva! geliebte Yelva, höre mich an! erwiderte Ladislaus mit aller Gluth seiner Liebe, vor dem Mädchen auf die Kniee niedersinkend. O erhöre mich, Du Engel! Sage nur das Wort: Ich liebe Dich! und ich sterbe vor Wonne und Entzücken.

Der Mann an der Thüre fuhr sich in die Haare und seine Augen funkelten wie die eines Tigers.

— Herr, verlassen Sie mich oder ich rufe um Hilfe! Hier ist weder der Ort noch die Zeit zu solchen Dingen. Schämen Sie sich, ein Mädchen so in Verlegenheit zu setzen.

— O meine Liebe, mein Leben, habe Erbarmen mit mir, verstoße mich nicht! Ich werde mich tödten, heute noch, wenn Du mir nicht sagst, daß Du mich liebst.

— Jetzt gehen Sie, Sie Unverschämter, oder ich fliehe. Beflecken Sie meine Ehre nicht mit Ihren nächtlichen Besuchen. Gehen Sie nur, augenblicklich!

— Yelva! ist das möglich? Kannst Du so grausam gegen mich sein! Yelva, nur einen Kuß und ich gehe!

Damit erhob sich Ladislaus und faßte das Mädchen. Dieses ließ vor Entsetzen das Licht fallen und schrie Zeter und Mordio.

Da flog die Thüre auf und der Mann sprang mit einem Satze herein. Yelva schrie noch lauter und Ladislaus stand wie niedergedonnert vor ihm.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen. Yelva hob das Licht vom Boden auf, das noch nicht verlöscht war.

— Ladislaus! Elender! knirschte der Mann wüthend.

— Vater! rief Ladislaus. Du hier?

— Heiliger Gott, weinte Yelva dazwischen, helfen Sie mir, gnädiger Herr, — Ihr Ladislaus —

Was ist denn da los? fragte plötzlich eine Stimme, bei deren bekanntem Laute alle drei betroffen in ihren Reden innehielten und sich nach der Thüre wandten. Was muß ich da sehen? Du, Kasimir, Du, Ladislaus, hier im Schlafzimmer Yelva's? Zu dieser Stunde?

— Wo der Teufel nicht selbst hinkommen kann, da schickt er doch ein Weib hin! brummte Kasimir zornig vor sich hin.

— Ach, gnädige Frau, schützen Sie mich! jammerte Yelva, ich weiß nicht, was man mit mir vorhat!

— Schweig, Du Heuchlerin! gebot ihr Elka aufgebracht. Du hast die Männer eingelassen und frägst noch, was man will? Gott, muß ich auch das noch erleben! Kasimir, konntest Du Dich so vergessen und um die Gunst einer Andern buhlen?

Thränen entstürzten den Augen Elkas in reichlicher Menge und sie schluchzte vor Schmerz so heftig, daß sie auch den grausamsten Mann hätte rühren müssen.

Kasimir aber schritt, ohne ein Wort zu erwidern, eilig zur Thüre hinaus und begab sich auf sein Zimmer, innerlich froh, schnell genug den Vorwürfen seiner Frau entronnen zu sein.

Nur Ladislaus stand noch in größter Verlegenheit und mit niedergeschlagenen Augen vor seiner Mutter. Sein Liebestaumel war aber ganz und gar verflogen und das Bewußtsein seiner Schuld drückte ihn so zu Boden, daß er kein Wort zu sagen wagte. Yelva lehnte am Bette und weinte bitterlich.

— Was hattest Du hier zu thun, Ladislaus? fragte ihn Elka

strenge. Aber wir werden morgen das Weitere reden. Diese Vorkommnisse müssen ein Ende haben. Entferne Dich augenblicklich!

Ladislaus gehorchte seiner Mutter um so schleuniger, als ihm sehr viel daran lag, möglichst bald aus ihrer Nähe zu kommen. Weit schneller, als er in das Schlafzimmer Yelvas gekommen war, verschwand er jetzt aus demselben.

Elka wandte sich jetzt an die in Thränen gebadete Zofe.

— Was ist hier vorgefallen, Yelva? Gestehe mir die ganze Wahrheit.

Das Mädchen fing aber immer heftiger zu weinen an.

— Was hat Dein Hilferufen zu bedeuten gehabt? Ist Dir etwas geschehen?

— Nein.

— Wie kamen die Männer in Dein Schlafzimmer?

— Ladislaus ahmte Ihre Stimme nach und befahl mir zu öffnen. In der Meinung, daß es wirklich Sie seien, öffnete ich und Ladislaus drängte sich herein. Ich befahl ihm zwar zu gehen, allein er ging nicht und wurde zudringlich.

— Wie kam dann mein Gemahl hieher?

— Wie er kam, weiß ich nicht. Plötzlich stand er vor uns, und während er noch mit Ladislaus zankte, erschienen bereits Sie selbst.

— Schämst Du Dich dieser Scene nicht, die in tiefer Nacht das ganze Haus wachruft? Diese Skandale können nicht länger fortwähren. Bleibe morgen auf Deinem Zimmer, bis ich Dich selbst zu besuchen komme.

Elka entfernte sich und ließ Yelva in größter Betrübniß zurück. Beide konnten aber keine Ruhe bis zum Morgen mehr finden, und erwarteten diesen gleich sehnsüchtig, da jede eine Aenderung des bisherigen Verhältnisses hoffte.

Zum Mittagstische den nächsten Tages fand sich weder Kasimir noch Ladislaus ein. Beide hatten ihre guten Gründe, sich vor Elka zu schämen und auf ihrem Zimmer zu speisen. Auch Yelva erschien nicht, weil ihr Elka dies verboten hatte.

Nach Tische fuhr Elka nach Schloß Satorin. Sie kehrte spät Abends von dort zurück, und nachdem sie sich umgekleidet, begab sie sich sogleich zu Yelva, die sehr bleich und abgehärmt aussah.

— Du wirst begreifen, meine liebe Freundin, sagte sie sehr freundlich zu ihr, daß nach dem Vorgange in der verflossenen Nacht Dein Aufenthalt hier unmöglich geworden ist. Ich muß Dir bekennen, daß es mir sehr leid thut, Dich zu verlieren; ich habe Dich immer geliebt und, wenn ich in letzterer Zeit manchmal härter gegen Dich auftreten mußte, so machte mir das denselben Schmerz wie Dir. Ich habe Dich wie eine Tochter behandelt und Dich nicht wie eine gewöhnliche Kammerfrau gehalten.

Yelva weinte sehr heftig.

— Du wirst vielleicht glauben, meine Freundin, daß ich Dich in die Welt hinausstoße. Was sagst Du aber dazu, wenn ich Dir im Vertrauen mittheile, daß Du binnen Jahresfrist eine Gräfin sein werdest?

Yelva machte große Augen.

— Ich will Dir für heute nicht mehr sagen; morgen fahren wir zur Gräfin Satorin und dort wirst Du das Weitere hören. Beruhige Dich daher jetzt und sei versichert, daß Deine Thränen bald einer großen Freude weichen werden.

Yelva wußte sich diese Worte nicht zu deuten. Das liebevolle herzliche Wesen Elkas befremdete sie im höchsten Grade, und deren Anrede „liebe Freundin" und zärtlicher Kuß beim Abschiede setzte sie in großes Erstaunen. Kaum konnte sie den nächsten Tag erwarten, der ihre Thränen versiegen und ihr Weh in Freude umwandeln sollte.

Am andern Morgen mußte sie auf den Wunsch Elkas ihre schönsten Kleider anlegen. Sie war eine stattliche Dame und Elka konnte sich in geheimer Schadenfreude das Vergnügen nicht versagen, die Schönheit Yelvas nochmals ihrem Gemahle zur Qual vor Augen zu führen. Darauf fuhren sie gemeinsam nach Satorin.

Als sie an das Schloß heranfuhren, krachten Böllerschüsse und blickte ihnen freundliches Grün entgegen, womit das Hauptthor geziert war.

— Was wird hier für ein Fest gefeiert? fragte Yelva.

— Wir werden es gleich erfahren, meine Tochter, gedulde Dich nur einen Augenblick.

Der Wagen hielt im Schlosse und die Gräfin Satorin empfing

sie an der Treppe. Nach herzlichem Willkomm geleitete sie Elka und Yelva in den großen Empfangssaal, der mit Blumen und frischgewundenen Kränzen prächtig ausgestattet war.

Gleich darauf ließ sie Alexander herbeiholen, und sagte zu ihm:

— Nun, mein Sohn, liebst Du Yelva noch?

Alexander und Yelva errötheten bei dieser unerwarteten Ansprache.

— Ich habe Euch beiden für heute eine Ueberraschung aufbewahrt, fuhr die Gräfin fort. Ich weiß, daß Ihr Euch liebt, und will Euch ohne Umschweife sagen, daß ich Euer Glück wünsche und ihm nicht hindernd in den Weg treten will. Wenn es Dein Wille ist, Alexander, daß Yelva Deine Gemahlin werde, so wirb jetzt um ihre Hand.

— Mutter, ist das Dein Ernst? fragte der junge Mann mit ungläubigem Staunen, während Yelva abwechselnd blaß und roth wurde.

— In solchen Dingen gibt es keinen Scherz, Alexander, erwiderte die Gräfin.

— Du wolltest mir also erlauben, Yelva um ihre Hand zu bitten?

— Ich wünsche es sogar.

Alexander trat überglücklich auf Yelva zu, die an der Seite Elkas stand, und ihre Hand ergreifend, fragte er:

— Liebst Du mich noch, Yelva?

— Ja, stammelte das Mädchen leise, die Augen verschämt zu Boden senkend.

— Und Du willst meine Frau werden?

— Wenn Du mich liebst und die gnädige Gräfin ihre Einwilligung dazu ertheilt.

— So reicht Euch die Hand zum Bunde, meine Kinder! sagte die Gräfin Satorin mit einer vor innerer Rührung halberstickter Stimme. Der Segen Gottes und der Eltern kräftige Euern Bund für das Leben!

Alexander drückte seiner Braut einen innigen Kuß auf die rosigen Lippen.

— Ihr gehört jetzt einander, fuhr die Gräfin fort. Allein die Trauer, welche der Tod meines Gemahls noch auf ein Jahr hinaus erfordert, erlaubt uns nicht, Euere Verlobung festlich zu begehen.

Wir werden daher diesen Tag in aller Stille das glückliche Ereigniß feiern. Morgen aber müßt Ihr wieder voneinander Abschied nehmen; denn es ist mein und der Gräfin Elka Wille, daß Eure Trauung erst in einem Jahre stattfindet. Bis dahin werde ich Yelva in einem adeligen Fräuleininstitute in Dresden unterbringen, damit sie hier die feine Ausbildung für die höhere Gesellschaft erhalte. Bist Du damit einverstanden, meine Tochter?

Yelva küßte der Gräfin dankbar die Hand, während Alexander vor Herzeleid über die nochmalige Trennung stumm dastand und seine Mutter flehend betrachtete, als solle sie ein großes Unglück von ihm abwenden.

— Es mag Euch dies wehe thun, daß Ihr Euch schon wieder trennen sollt, nachdem Ihr kaum verlobt seid; aber es ist gebieterische Pflicht für mich, Yelva diejenige Ausbildung genießen zu lassen, welche man später von ihr verlangen wird. Ein Jahr geht schnell vorüber, und dann sollt Ihr für immer vereinigt werden. Morgen in aller Frühe werden wir abreisen, Yelva, Alexander darf uns bis Dresden begleiten, damit ich nicht allein nach Hause reisen muß.

Diese Begünstigung stimmte die Traurigkeit des jungen Mannes sogleich um, denn nun konnte er doch einige Tage noch bei seiner Braut verweilen. Er erklärte sogleich seiner Mutter, daß er sie zu Pferde begleiten wolle, weil er dann jeden Tag seine eigene oder des Pferdes Müdigkeit vorschützen und dadurch die Reise um einige Tage verlängern konnte.

Als jedoch die Reise wirklich angetreten war und Alexander schon an der ersten Station erklärte, sein Roß habe einen Huf verloren und es müsse daher für heute Halt gemacht werden, ließ die Gräfin, welche seine Absicht sogleich merkte, dasselbe in der Station bis zur Wiederkehr unterstellen und ihren Sohn in den Reisewagen einsteigen. Seine List hatte demnach nichts genützt, und er mußte schon nach wenigen Tagen in Dresden Abschied nehmen.

Nach der Rückkehr nach Satorin begann sich Alexander auf Wunsch und unter Ueberwachung der Gräfin Satorin eingehend mit der Führung eines geordneten Hauswesens und den tausend Kleinigkeiten, welche ein solches mit sich bringt, zu beschäftigen. Der junge Mann folgte seiner Mutter jetzt williger als je in allen Dingen, nur damit sie Yelva nicht noch länger als ein Jahr ihm vorenthalte.

Im Palaste Zolkiewicz zu Warschau wurde die schöne Zofe sehr

schwer vermißt. Kasimir, der Gemahl Elkas, ließ sich zwar nicht das Geringste merken, wie nahe ihm die Entfernung Yelvas ging. Ladislaus aber zeigte offene Trauer um sie. Elka hatte sich jetzt eine Kammerfrau angeschafft, welche zwar herzensgut und verständig, aber ein wahres Muster von Häßlichkeit war. Bei diesem Gegensatze zu Yelva hoffte sie ihren Gemahl wieder auf bessere Wege zu bringen; und es gelang ihr auch vollkommen. Die neue Kammerfrau wurde weder von Kasimir noch Ladislaus mit irgend einem Liebesantrage beehrt.

Nach Verfluß eines Jahres erhielten sie eine Einladung zur Hochzeit des jungen Grafen Satorin mit Yelva. Sie mußten dieselbe natürlich annehmen, allein während der achttägigen Festlichkeiten auf Schloß Satorin waren sie die zwei Einzigen, welchen der Anblick des glücklichen jungen Ehepaares Bitterkeit im Herzen verursachte. Yelva benahm sich mit fürstlichem Anstande und machte durch ihre blühende Schönheit und ihre feine Gestalt großes Aufsehen unter den zahlreich geladenen Gästen. Je liebenswürdiger sie aber erschien, desto unglücklicher fühlten sich Kasimir und Ladislaus im Geheimen. Alexander aber strahlte am Arme seiner lieblichen Gemahlin vor Glück und Freude.

— Wie danke ich Ihnen, geehrte Freundin, sagte die Gräfin Satorin während der Hochzeitsfeier zu Elka, daß Sie mir vor einem Jahre den Rath gaben, die beiden jungen Leute endlich zu verloben, da der Graf gestorben, und ihr Glück dauernd zu begründen!

— Danken wir vielmehr Gott, erwiderte Elka, daß er die Geschichte der verlornen Tochter und des unterschobenen Sohnes zu einem so glücklichen Abschlusse gebracht hat! Die Schuld an Ihrer Tochter ist gesühnt, und Yelva zur Gräfin Satorin geworden!

Wenige Jahre darauf schied auch die alte Gräfin Satorin von diesem Leben. Sie hatte noch die Freude erlebt, einige Enkel auf ihrem Schoße wiegen und sich überzeugen zu können, daß Alexander und Yelva in der glücklichsten und friedlichsten Ehe zusammen lebten. Das Geheimniß des Kindestausches aber hatte sie mit sich in das Grab genommen.

XLIV.

Moderner Cäsarenwahn und seine Strafe.

Wieder sind Jahre verflossen.

Die meisten der Personen, mit welchen wir uns bisher beschäftigten, haben wir bereits zu Grabe geleitet. Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte, wo eine jüngere Generation auftritt, deren Geschichte bis in unsere Tage hereinreicht. Der geneigte Leser hat bis jetzt die Familie der Heldin kennen gelernt und dabei tiefe Blicke in das Leben und Treiben vielgeprüfter Menschen und eines habgierigen Ordens werfen können; es ist nun die Zeit gekommen, wo er auch mit der Heldin unserer Erzählung und den mannigfachen Schauerlichkeiten, welche die Mauern der Klöster hinter sich bergen, bekannt werden wird.

Wir stehen im Jahre 1830.

Die Familie Ubryk finden wir noch in ihrem Palaste zu Warschau. Sie hätte sich bisher eines ruhigen und friedlichen Lebens erfreuen können, wenn nicht die frechen Ansprüche, mit welchen der Jesuitenorden einige Zeit nach dem Tode Wratislaws an der Hand dessen Testamentes an das große Vermögen der Grafen Zolkiewikz keck hervortrat, den beiden Gatten, Kasimir und Elka, vielen Kummer bereitet hätten. Weniger in ihrem Interesse, als in dem ihrer Kinder hielten sie Stand wider die maßlose Unverschämtheit nnd die zahllosen Anfeindungen dieses Ordens, welche ihre nähere Beleuchtung bei späterer Gelegenheit erfahren sollen.

Der Wunsch Kasimirs, daß ihm seine Gemahlin einen Sohn schenken möge, blieb unerfüllt. Elka gebar ihm noch zwei Töchter, nnd dann hatte die Vergrößerung seiner Familie ein Ende.

Die zwei jüngeren Mädchen hießen Anna und Theresia. Sie waren muntere frische Kinder, glichen aber ihrer Mutter weder an Schönheit noch an Geist. Nur die ältere Tochter Barbara hatte etwas von dem ungestümen Character ihrer Mutter an sich. Sie

zählte jetzt dreizehn Jahre und war zu einem recht lieblichen Mädchen herangewachsen. Die große Schönheit, welche ihre Mutter in diesen Jahren bereits entwickelt hatte, zeigte sie freilich nicht, aber diesen Mangel ersetzte sie hinlänglich durch ihre sehr angenehmen Gesichtszüge und ihr gewinnendes, einschmeichelndes Wesen. Dabei war sie ungemein beweglich und lebhaft; wo ihre Schwestern ruhig gingen, stürmte sie eilig einher, und wenn diese spielend an dem Puppenzimmer saßen und das Püppchen sanft einwiegten, tanzte Barbara mit großen Sprüngen im Zimmer herum. Deshalb war sie auch der Liebling Elkas, während Kasimir die kleine Therese am liebsten hatte, weil sie ja auch das jüngste Kind war.

Obwohl in Polen und insbesondere in dessen Hauptstadt Warschau damals bereits sehr gute öffentliche Schulen bestanden, so wollte Kasimir doch hievon keinen Gebrauch für seine Kinder machen. Auch in unsern Tagen gibt es noch Familienväter, welche sich scheuen, ihre Kinder in eine öffentliche Schule zu schicken. Sie thun aber daran sehr Unrecht; denn ein Privatlehrer wird sehr oft weder die specielle Begabung besitzen, noch das an Erziehung leisten können, was wenigstens in unsern heutigen Schulen dem Kinde geboten wird. Schon die bloße Gesellschaft von vielen Mitschülern wirkt anregend für den Fleiß, und das Gefühl des Ehrgeizes, welches zur Ausbildung des jugendlichen Gemüthes unbedingt nothwendig ist, kann nur in einer öffentlichen Schule wachgerufen und gepflegt werden. Die Kinder lernen allerdings viele Unarten von ihren aus mancherlei Ständen kommenden Mitschülern, allein abgesehen davon, daß ihnen diese sehr schnell wieder abgewöhnt werden können, lernen sie dafür bereits sehr frühe das richtige Verhalten gegen diese oder jene Eigenschaft ihres Nächsten und die ersten Regeln des Umganges mit Menschen.

Kasimir gab also seinen Mädchen eine eigene Hauslehrerin. Er hatte anfänglich einen gebildeten Schulmann in Aussicht genommen, allein Elka ließ das nicht zu. Sie wußte aus eigener schmerzlicher Erfahrung, daß die meisten Hofmeister die üble Gewohnheit haben, ihren Schülerinnen auch noch Gefühle einzupflanzen, die man nicht in Lehrbüchern behandelt findet; und so hatte sie es dahin gebracht, daß ihr Wille geschah und den drei Mädchen von einer Gouvernante Unterricht ertheilt wurde.

Ladislaus hatte inzwischen lange die Universität absolvirt und nach längeren Reisen im Auslande sich dem Gerichtswesen zugewen-

det. Er lebte auch jetzt als Beamter noch im Palaste seiner Eltern, und war fortwährend der Gegenstand eifriger Beobachtungen Seitens vieler Mütter von heirathsfähigen Töchtern; allein bis jetzt hatte sein Herz nach keiner Gefährtin verlangt und er wies alle Anerbietungen zurück. Ihm schwebte ein höheres Ideal vor Augen: die Befreiung seines Vaterlandes.*) Auf die oftmaligen Vorstellungen seiner Eltern, endlich dieser oder jener liebesschmachtenden Dame die Hand zu reichen, pflegte er lächelnd zu erwidern: Wenn Adam ein junger Pole gewesen wäre, so würde er zwar mit Eva im Paradiese gutes Haus gehalten, aber den Apfel der Verführung gewiß von ihr nicht angenommen haben; denn eines jungen Polen heiligste Pflicht wäre es, zuerst an das arme Vaterland und dann erst an ein Weib zu denken.

Kasimir müßte nicht selbst ein Pole gewesen und für sein Vaterland geblutet und gelitten haben, wenn er dann nicht jedesmal Ladislaus umarmt hätte. Er wußte diesen Patriotismus zu würdigen und drang nicht weiter in seinen Sohn. Nur einem solchen opferwilligen Patriotismus, den Tausende und aber Tausende polnischer Jünglinge und Männer an den Tag legten, konnten aber auch jene staunenswerthen Erhebungen der polnischen Nation entstammen, welche sich Jahre lang gegen den asiatischen Riesenkoloß in blutigem Kampfe zu halten wußten.

Eine solche Erhebung nahte sich wieder mit dem Ende des Jahres 1830. Sie war von so schweren Folgen für den ganzen Adel Polens, insbesondere auch für die Familie Ubryk, begleitet, daß wir dem geneigten Leser ihre Ursachen und ihren Verlauf nicht vorenthalten können.

Ein einziger Mann hat Polen zur Revolution von 1830 getrieben. Dieser Mann war der Großfürst Constantin Cesarewitsch, der Bruder des Kaisers von Rußland. In seinem Cäsarenwahne

*) Auf dem Congresse zu Wien 1815 war Polen wieder, und zwar zum vierten Male, getheilt worden. Oesterreich bekam das Land rechts der obern Weichsel bis zum Städtchen Zawichost und links des San, allerdings weniger, als es zuvor besessen hatte. Preußen erhielt außer Danzig das Gebiet der Festung Thorn, den michelauischen und kulm'schen Kreis, Kalisch und Posen, woraus es das Großherzogthum Posen bildete; wieder nicht der sechste Theil seines früheren Besitzes von Polen. Rußland dagegen nahm außer Krakau, das zu einem Freistaate gemacht wurde, das ganze übrige Polen unter dem Namen „Königreich Polen" mit der Hauptstadt Warschau.

trat er als der Nero Polens auf. Die politische und Privatthätigkeit dieses modernen Cäsaren rechtfertigt unsere schwere Beschuldigung und den Vergleich mit dem berüchtigten Kaiser Roms.

Belvedere hieß das anspruchslose Landhaus innerhalb der südlichen Barriere der Stadt Warschau, unweit der sogenannten Mokatowska Rogatka.*) Es war höchst einfach gebaut, mit Seitenflügeln, röthlich getüncht und mit einem hohen Eisengitter umgeben. Die oberen Zimmer und Gemächer gewährten eine ziemlich weite Aussicht über den dazu gehörigen Englischen Park, den botanischen Garten, Lazienka, die Garde-Cavallerie-Kasernen und einen Theil der Stadt. Invaliden hielten Wache am Gitterthore, welches kein Civilist ohne militärische Begleitung betreten durfte.

Von diesem Landhause führten verschiedene Alleen in die Stadt. In der Nähe von Belvedere aber herrschte tiefe, fast lautlose Stille. Kein Spaziergänger wagte sich dahin, und sogar die Karossen vermieden die Hauptalleeen oder kehrten um auf halbem Wege. Die Nachtigallen im Parke schlugen ängstlich leise und die Frösche quackten nur verstohlen unter einander, denn — der Großfürst Constantin wohnte auf Belvedere.

Es ist vier Uhr Morgens — im Sommer. Schon sammeln sich die Droschken der Generäle außen vor dem Gitter, und im Vorsaale begrüßen sich die Offiziere du jour der drei Garde-Cavallerie-Regimenter.

Ein schlanker Husarenadjutant tritt ein mit großen Schritten, steckt den Rapport in die Krempe seines invaliden Federhutes und verläßt dann rasch das Vorzimmer, da er die Ordonnanzen besichtigen muß, die im Nebengemach gleich Puppen in Wichs gesetzt werden. Schon seit zwei Stunden dreht und wendet und schnürt und putzt ein alter Soldat an dem Unteroffiziere und dem Rekruten, die sich dem Großfürsten in bestem Glanze zeigen sollen.

Dem Adjutanten fahren einige Flüche durch den blonden Schnurbart und er brummt endlich: Caroscho! (Gut!), als die Patrontasche um anderthalb drohbreit höher etwas weiter auf den Rücken geschoben worden.

Nun wichst der alte Soldat, ein bleiches Mittelding zwischen Mensch und Klepper, noch einmal die Bettesorten, in Todesangst, die

*) Spanische Reiter, hier Schlagbaum.

rothen Schackschirs nicht zu schwärzen; passirte ihm dies, so erwarteten ihn im Stabe des Regimentes die allerneuesten Ruthen.

Der Wachtmeister der Leibescadron der Garde-Lanciers tritt ruhigen Schrittes ein. Sein Gesicht scheint neues Unterfutter bekommen zu haben und er nimmt eine stolze Miene an. Zu ihm gesellen sich die Leibwachtmeister der Kuirassiere und der Husaren. Sie reichen einander gegenseitig Taschenspiegel und Haarbürsten, die sie in der Schapku führen und sehnen sich gewaltig im Trio nach Wodke, denn sie haben noch keinen getrunken, da der Großfürst den Wodkegeruch eines Soldaten im Dienste nicht ausstehen kann.

Der General Strandtmann betritt die Schwelle und richtet eine Regimentsfrage an den Adjutanten, die ganz überflüssig ist.

Alles hat sich Front gestellt, und der General besichtigt nun selbst seine Ordonnanzen.

— Na; was ist das? fährt er den Unteroffizier an. Was hast Du für'n Bart? Du siehst ja aus wie ein Bauer hinterm Pflug. Das muß weg, das da muß weg, brummt er zum Adjutanten, das Struppige da unten! Und nicht soviel Schuhwichs unter der Nase! Lassen Sie das noch wegscheeren. So kann der Kerl nicht vortreten. Der Großfürst würde wüthen, wenn — Geschwind, lassen Sie die paar Haare noch wegscheeren! und mit einem Kennerblicke auf die regungslosen, stockstillen Husarenpuppen eilt er zum Zimmer hinaus.

— . . . . mat! flucht der Adjutant. Geschwind ein Rasirmesser her! und der alte Soldat zittert, denn er führt nur Nähnadel und Zwirn in seiner Furaska mit sich, aber kein Rasirmesser.

Der Adjutant zieht, weil es Eile hat, hurtig den Heldensäbel und wetzt behende die Spitze am eisernen Gußofen. Schuhwichse vertritt die Stelle der Windsorseife.

— Steh nur still, Kerl, ich werde Dich schon rasiren! und dabei rottet er mit der Säbelspitze dem Unteroffizier das Gestrüppe aus, während dem armen Teufel unter der Rasur kugelgroße Thränen auf die Klinge herabrollen.

Unterdessen haben sich die Droschken und Chaisen vor dem Gitter vermehrt. Sämmtliche Generäle sind nach und nach angekommen, sowie der Stadtkommandant, der Polizeipräsident Lubowiczki und Vicepräsident Liwiczki.

Die Adjutanten du jour fliegen umher und stellen die angekommenen Fremden in Civil links in den Vorsaal auf den vorschrifts-

mäßigen Platz. Die Fremden in Civil starren mit Erstaunen all die bunten Uniformen an und fühlen sich höchst unheimlich hier im Antichambre des Belvedere.

Unter den anwesenden Generälen bemerken wir den General en chef Kuruta, einen Griechen, der schon als Knabe um den Großfürsten war und dessen ganzes Vertrauen genoß; den General von Dannenberg, einen Finnen, der allein für die Polen ein Herz in der männlichen Brust trug; den Uhlanengeneral Markow, einen polternden Cavalleristen, den Kuirassiergeneral von Knorring, der sterblich in seine Effimia, sein Leibroß, verliebt war und sie mit seinen Orden zierte, den General Gendre, den Chef der geheimen Landespolizei, den General Fenshawe, einen Engländer und Chef eines geheimen Bureaus, endlich den alten Obrist Saß, einen Kurländer, den Chef der geheimen Militärpolizei. Sie alle fanden sich täglich zu dem Lever des Großfürsten ein.

Es wird stiller und stiller. Jeder Athemzug ist hörbar — bis der Großfürst in den Saal tritt. Er grüßt sämmtliche Anwesende laut murmelnd, schreitet raschen Ganges an der Offiziersfronte vorüber, starrt die fremden Civilisten an und betrachtet die Ordonnanzgruppen, die das Carré der Versammlung schließen. Er kommandirt diese und sie müssen marschiren, soweit der Raum es erlaubt, und mit dem Säbel exercieren.

Der Divisionsgeneral Kurnatowski steht ängstlich neben Nasz Pan.*) Seine Seele zittert, denn das Heil des begonnenen Tages hängt an einem Haare. Verfehlt der Soldat Tempo und Anschlag um ein Haarbreites, oder streckt er den Fuß nicht gesetzmäßig vor, dann bricht der Donner von Belvedere los und des Allgewaltigen Zorn rast über das zitternde Warschau und Polen.

Wir erinnern uns einer Ordonanz der Lanciers, an welcher der Scharfblick des Großfürsten durchaus nichts zu tadeln fand. Entzückt rief er schon:

— Caroscho! Prekrasznie! (Gut! schön!) Da entdeckte er noch an dem Handschuhe des Gemeinen, daß die Fingernath inwendig statt auswendig gesäumt war — mithin „formwidrig“. Wüthend fuhr der Großfürst die Generäle an, drehte sich einigemale auf dem

*) „Unser Herr.“ So mußten die Polen den Großfürsten nennen.

Absatze herum, sandte den General des Regiments, den Obersten der Eskadron und den Rittmeister des Zuges in Arrest und befahl dem Gemeinen 500 Ruthenstreiche aufmessen zu lassen.

Die Ordonanzen treten ab und der Großfürst empfängt den Rapport aller Generäle. Dann unterhält er sich mit Gendre und Fenshawe über nahe und auswärtige Angelegenheiten, und zieht durch Kuruta und Saß umständliche Berichte über Alles ein, was das Militär betrifft.

Er erfährt, daß der General Richter gestern Abend in Mantel und Furaska durch die neue Welt gegangen, und raunt ihm beim Eintreten in den Saal in's Ohr: Er möge nächstens auf seinen stillen Gängen durch die neue Welt seinen Hut aufsetzen! Ebenso wird ihm gemeldet, daß mehrere Offiziere Unterricht in der englischen Sprache nehmen, und er befiehlt, ihnen das zu untersagen und anzudeuten; sie möchten sich statt dessen mit ihrem Dienstreglement beschäftigen. Ferner wird ihm berichtet, daß mehrere Offiziere unter sich ihr Diner halten, bei welchem Allerlei gesprochen wird, und er befiehlt sofort, diese Tischgesellschaft aufzulösen, da jeder einzelne ebensogut auf seinem Zimmer essen könne.

Die Fremden faßt er scharf ins Auge und examinirt sie über ihren früheren Aufenthalt, insbesondere ob sie deutsche Universitäten besucht haben und welche?

Nennt ein Unbefangener Jena oder Würzburg, so ziehen sich die buschigen Braunen düsterer zur Nase herab und er gibt heimlich Befehl, den Mann strengstens zu beaufsichtigen oder binnen vierundzwanzig Stunden aus der Stadt auszuweisen. Ist der Fremde ein junger Mann von guter Familie, so nöthigt er ihn Militärdienste anzunehmen, umstrickt ihn ohne Umstände mit schimmernden Tressen, und der Gefangene verlangt nie oder vielleicht erst nach Jahren seine Entlassung aus dem russischen Dienste.

Nach solcher Abfertigung der Audienz wendet sich der Großfürst zum Ausgange, und seine Droschke, mit vier Füchsen nach russischer Art bespannt, rollt vor. Er setzt sich und fährt von irgend einem Generale begleitet, zur Parade. Die Fahrt geht in russischer Eile durch die Hauptallee dem Findelhause vorüber, durch die Trompeterstraße und über den sächsischen Platz in's Lager, wo die Parade der Infanterie beginnt, wie gestern und vorgestern und wie vor einem

Jahre. Nach dieser rollt der Großfürst zurück auf Belvedere, nimmt das zweite Frühstück ein und schläft bis halb zehn Uhr.

Während Constantin schläft, machen wir einen kleinen Spaziergang nach Warschau auf den sächsischen Platz. Hier wird um zehn Uhr die tägliche große Parade abgehalten, wozu der Großfürst Alles niederreißen ließ, was im Wege stand, und so erst den Platz erweiterte. Es wogt ein reges Gefühl von Menschen auf ihm. Links vom Brühl'schen Palais befindet sich die Hauptwache und in deren Nähe suchen wir uns eine stille Ecke, von der wir aus das ganze Treiben und in einer halben Stunde die Parade besehen können.

Warschau erinnert vielfach an Rom. Rom und der Papst sind zwei fast unzertrennliche Begriffe, wie Warschau und der Großfürst Constantin. Die Unfehlbarkeit des Erstern steht der Unumschränktheit des Letztern parallel. Den ersten und vorherrschenden Stand bildet in Rom die Clerisei — in Warschau das Militär.

Was in Rom die Klöster, sind in Warschau die Kasernen. Dem Jesuitengeneral in Rom, der mit Ablaß und Aemtern handelt, steht ein Korpsgeneral in Warschau gegenüber, z. B. Roczniki, der Offizierspatente gegen Pferde eintauscht oder auch Kurnatowski, der trotz einem Jesuiten den Mantel nach dem Winde zu hängen weiß.

Wie der Jesuitengeneral zugleich Priester und Weltmann, ist der Divisionsgeneral zugleich Militär- und Hofmann; halb Pole, halb Russe.

Das Militär in Warschau hat ferner die Aehnlichkeit mit der Clerisei in Rom, daß der Offizier nicht Soldat zu sein braucht, wie der Priester in Rom nicht Geistlicher.

Wie der Papst nur Kirchendienst verlangt, so verlangt der Großfürst nur Fürstendienst, und erklärte einst öffentlich auf der Parade, als ein General um Gnade für einen „Offizier von Bravour" bat, der ein Vergehen wider die Form begangen:

— Was Bravour! Ich verlange keine Bravour, ich will keine Bravour; ich will Dienst! Und Sie haben Hausarrest.

— Wie man in Rom überall Priester sieht, sieht man in Warschau überall Offiziere. Das Volk weicht letzteren überall scheu aus, wie es in Rom an den Mönchen mit Ehrfurcht vorübergeht.

In Rom wird zum Dienste geläutet, in Warschau zum Dienste getrommelt und geblasen.

Die Clerisei in Rom bewegt sich in den Schranken der **Form** ohne Regung des Geistes; so auch das Militär in Warschau.

Der Priester fühlte sich frei durch Absolution, der Offizier fühlt sich beschränkt durch Absolutismus.

Wenn der Priester in Rom an einer Kirche vorübergeht, schlägt er ein Kreuz; wenn der Offizier in Warschau an einer Hauptwache vorübergeht, macht er ebenfalls im Geiste ein Kreuz.

Politisch verdächtige Menschen werden in Rom wie in Warschau in Klöstern verwahrt.

Der Papst wie der Großfürst gibt Absolution. Der Papst segnet, der Großfürst flucht.

Doch es schlägt eben zehn Uhr. Das Volk sammelt sich rings umher an den Mauern und Gebäuden. Die Parade beginnt.

Ein unabsehbares Carré der Infanterie ist formirt worden, und vor einem Stallgebäude der Hauptwache hält das Cavalleriepiquet, welches täglich unter den vier Garderegimentern wechselt.

Da stehen sie, die Tausende buntfärbiger Puppen, schnurgerade in einer Linie, leb- und gefühllos wie Statuen. Das sind sie, die Helden der Knute, die kein Bedürfniß für ihr Dasein fühlen, als sich en canaille im Wodky zu besaufen, Abends ins Loch zu wandern und früh Morgens die 500 Ledernen zu erhalten!

Horch — die Janitscharenmusik beginnt ihre ohrzerreißenden, steinerweichenden Klänge, der Wagen des Großfürsten kommt angefahren.

Constantin Cesarewitsch steigt aus und schreitet die Fronten hinab; und in dem Augenblicke, wo er an den alten bärtigen Grenadieren der Garde vorübergeht, durchzuckt sie wie ein elektro-magnetischer Funken ein geheimes Jucken, denn wenn der Gewaltige den Mund öffnet, so ist es nur um die Zahl „Fünfhundert" auszusprechen.

Hierauf defiliren die Regimenter vor ihm in breiten Kolonnen. Der Falkenblick des Großfürsten überschaut im Nu jeden einzelnen Mann der vorbeitanzenden Kolonnen und das Ohr vernimmt beim Marsche des ganzen Bataillons nur einen einzigen Tritt. Die Generäle zittern und den Offizieren wackelt vor Angst das Herz im Leibe. Wenn nur ein Mann den Schritt verliert oder das Knie beim Hinausstrecken des Beines abbiegt, so wandern alle Offiziere des Regimentes auf die Hauptwache. Ist aber die Kolonne ohne Tadel vorübermar-

schirt, so bedankt sich der Großfürst beim Generale, dieser Dank geht nach einer Stunde durch den Prekas an das Regiment und die Grenadiere prügeln sich vor Wonne über die großfürstliche Gunst in ihren Kasernen halbtodt.

Auf die Infanterie folgt der Vorbeimarsch der Cavallerie, welche sich nach dem Commando des Großfürsten in der höheren Kunstreiterei produzirt. Nicht nur der Reiter bekommt die Knute, wenn das Pferd nicht im wildesten Rennen plötzlich Halt stehen kann, auch dieses erhält seinen Antheil an der Ration seines Herrn.

General Strandtmanns Heldenherz ist schon tief in die Schackschirs hinabgerutscht; er trippelt in ängstlicher Ungeduld und gäbe gerne eine Equipage darum, wenn diese Stunde glücklich vorüber wäre.

Noch immer gehen die Schwenkungen und Bewegungen bestens von Statten, sogar das Halt nach rasendem Marsch-Marsch über den Platz, der die Reiter in Staubwolken hüllt, gelingt vortrefflich.

Ein Garde-Lancieroffizier reitet als Ordonanz vor und vollzieht die üblichen Kunststücke zur Zufriedenheit des Großfürsten, bis das Pferd im Galoppe auf Commando plötzlich wechseln soll, und unerachtet des Schenkeldruckes und des Sporns des meisterhaft geübten Reiters nicht gehorcht.

Die Wuth des Großfürsten steigt mit jedem Satze des Pferdes, und seine Flüche gegen den Offizier machen die umstehende Menge zittern. Er kommandirt Halt! und befiehlt eine breite Pyramide von zwölf Gewehren mit aufgepflanzten Bajonnette aufzurichten, was sofort geschieht.

In schnaubendem Grimme läßt er nun den Offizier, der sein schnaubendes Roß zu besänftigen sucht, zum Galopp anschlagen und in gerader Richtung auf die Bajonnette zureiten — und glücklich trägt das wilde Roß den Offizier über die Pyramide.

Ohne Halt läßt der Großfürst umkehren und den gefährlichen Satz wiederholen, der ebenso wohl gelingt. Das Volk wie die Kameraden des braven Offiziers stehen lautlos betroffen umher.

Der Großfürst, durch die Gewandtheit des Reiters erbittert, erneut zum dritten Male das Commando und auch der dritte Sprung wird vollführt.

Fast rasend, daß er seine Absicht noch immer nicht erreicht, kommandirt der Große:

— Links zurück! Marsch! und nach dem vierten Satze stürzt Roß und Mann jenseits der Pyramide in den Staub zusammen. Der Offizier windet sich unter dem Pferde hervor, das mit gebrochenem Fesselgelenk beider Vorderbeine und ohnehin „verfangen", liegen bleibt.

Unverletzt steht der Gardeoffizier da, sucht sich zu fassen und schreitet auf den Chef der Cavallerie zu, indem er seine Säbelkuppel ablöst.

Sein Antlitz ist todtenbleich, sein Auge starrt bewegungslos vor sich hin, seine Knie wanken.

Tiefe Stille ringsum begleitet seine Schritte.

Er legt dem Großfürsten seinen Säbel zu Füßen und dankt mit matter Stimme für die Ehre, die er seither in des Kaisers Diensten genoß.

Der Großfürst läßt ihn vorläufig auf die Hauptwache abführen und der Offizier ist bis auf diese Stunde nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Die Truppen sind vorbeiparadirt und ziehen theils auf die Wachen, theils in ihre Kasernen. An ihren Vorübermarsch reihen sich sofort andere Schauspiele.

Ein Junker der Gardeküirassiere wird vorgeführt — in Ketten. Der bleiche Jüngling ruft ein allgemeines Bedauern unter den Tausenden von Zuschauern wach. Er hat einen Kameraden im Duelle leicht verwundet. Der Großfürst empfängt ihn mit einer Fluth von Schimpfwörtern.

Der Junker wird dann auf die Mitte des Platzes geführt. Hier werden ihm die Tressen von der Uniform abgerissen und die Ketten abgenommen und er kehrt als Gemeiner in das Regiment zurück.

Ein angesehener Bürger von Warschau, Zawaczi, wird nun in Ketten herangebracht. Er hat bei dem Umbaue seiner Brauerei einen Mann beschäftigt, ohne zu wissen, daß dieser ein Deserteur war. Der Großfürst nimmt keine Entschuldigung an, denn der bloße Versuch einer Rechtfertigung gilt ihm schon als Empörung und Aufruhr. Im Voraus verurtheilt, muß Zawaczki mit Ketten belastet an einen mit Steinen und Eisen gefüllten Karren treten und diesen auf dem Paradeplatz eine Stunde lang herumschieben. Der Arme bietet dem Großfürsten, der sich an seiner Qual weidet, 2000 Dukaten freiwilliger Buße. Alle Bitten, alles Flehen ist aber ver=

geblich; der Großfürst läßt durch die Säbelhiebe eines Offiziers den hingesunkenen Zawaczki immer wieder auftreiben. Ein Gemurmel der Entrüstung läuft durch die Reihen der Zuschauer und durch ganz Warschau; aber Niemand wagt seinen Schmerz offen auszusprechen, denn der Zorn des Gewaltigen würde ihn unfehlbar zermalmen.

Das sind die Paraden des Constantin Cesarewitsch, des Gouverneurs von Polen.

Die Parade wird mit dem üblichen Ceremoniell geschlossen und der Großfürst fährt nach Hause. Er hat heute die Generäle zu Tische geladen und diese folgen ihm daher in ihren Wägen nach Belvedere.

Auf dem Wege begegnet ihm die einfache Kutsche eines Landedelmannes, der mit seiner Frau eben in die Stadt fährt. Der Bauer am Bocke, unbekannt mit der Vorschrift, daß alle begegnenden Wagen vor dem Großfürsten anhalten und dessen Insassen zum Gruße aussteigen sollen, weicht der großherrlichen Equipage nur seitwärts aus. Der Großfürst läßt anhalten, reißt den Bauer mit kräftiger Hand vom Bock herab und verordnet ihm 300 Knutenstreiche auf dem Platze. Das geängstigte Ehepaar läßt er aussteigen, und nachdem er es mit Beschimpfungen traktirt hatte, festnehmen und Monate lang bei einem öffentlichen Baue in Lazienka wie gemeine Sträflinge Karren schieben.

Darauf fährt er weiter, und das Unglück will, daß seine Wuth aufs Neue wachgerufen wird. Vor dem letzten Wirthshause in der großen Allee sieht er einen Soldaten stehen, der einem Kegelspiele zuschaut. Der Soldat ergreift aber bei Annährung des gefährlichen Wagens die Flucht und springt über Hecken und Zäune, um noch rechtzeitig zu entkommen. Der Großfürst steigt am Wirthshause aus und frägt die Gäste und den Wirth um den Namen des Soldaten; der Wirth behauptet aber, diesen noch nie gesehen zu haben, der Mann hätte für einen Offizier ein Essen holen sollen. Darüber wird Constantin wüthend, erklärt die Schenke für aufgehoben und befiehlt seinem Kutscher, sämmtliche Weinflaschen aus dem Keller heraufzuschaffen. Während der Kutscher diesem Befehle nachkommt, zerhaut Constantin Cesarewitsch höchsteigenhändig, unterstützt von dem Generale Kuruta, mit dem Säbel Gläser und Tassen, Geschirr und Fenster.

Die inzwischen aufgestappelten Weinflaschen läßt er dann auf der Straße zusammenlegen, damit sie von den Rädern des Wagens in Stücke gerasselt würden. Allein die Pferde sind weder durch Güte, noch durch Gewalt darüber hinwegzubringen.

In dieser Noth reift in dem Großfürsten ein verzweifelter Entschluß. Er zieht nochmals sein Heldenschwert, und mit einem Ingrimme, der die ganze Welt hätte vernichten können, schlägt er die Weinflaschen todt, daß ihr edles Blut in duftenden Strömen fließt. Dann trampelt er wie ein Rasender auf den Scherben herum. Wirth und Gäste werden verhaftet, und nach dieser Heldenthat fährt Constantin weiter zum Diner.*)

Mit Vergnügen betritt er sein Belvedere; er will sich heute eine besondere Freude machen mit den zu Tische geladenen Generälen.

Diese haben nach einiger Zeit an der Tafel Platz genommen. Ihre Gesichter sind nicht eben die freundlichsten; denn sie kennen die Tafel des Großfürsten als ein gar sonderbares Ding. Es ist sonst die Sitte desselben, seine Gäste eine Stunde lang an dem leeren Tische auf den Hunger warten und ihnen dann eine Tasse Thee vorsetzen zu lassen. Während darin das ganze Diner für die Gäste besteht, besitzt er Bosheit genug, in einem Nebenzimmer sich allein satt zu essen und dabei mit den silbernen Tellern großes Geräusch zu machen, damit sich die hungernden Generäle heimlich recht ärgern sollen. Diese mögen dann freilich einen ähnlichen Genuß empfinden, wie ein Kettenhund, der aus Hunger oder Neid über den saftigen Knochen eines Kameraden unwillkürlich zu schlucken anfängt.

Heute aber nimmt der Großfürst unter seinen Generälen Platz voll Verwunderung erwarten diese die fetten Bissen, die da kommen sollen. Endlich erscheinen die servirenden Ordonanzen und tragen eine große Schüssel mit — Talgkerzen auf. Großes Erstaunen bemächtigt sich aller Gäste.

Der Großfürst langt sogleich nach der nächsten Kerze, legt sie auf seinen Teller und reicht die übrigen den Generälen mit den Worten herum:

---

*) Der Befehl des Großmächtigen, die Wirthschaft aufzulösen, ward nicht mehr zurückgenommen. Der ruinirte Wirth supplicirte jahrelang um Entschädigung für den Verlust, erhielt sie aber nicht.

— Ein H . . . ., meine Herren, wer keine Unschlittkerzen verdauen kann!

Man sehe nur die langen Gesichter bei dieser Tafelrunde! Mit den sauersüßesten Mienen nehmen sich die Generäle ihre Kerze und würgen das Unschlitt hinab.

Constantin Cesarewitsch aber springt, nachdem er einen tiefen Biß in seine Kerze gethan und sie halb verschluckt hat, wüthend auf und zur Thüre hinaus. Armer Mundkoch, was ist geschehen? Der Großfürst hat anstatt der besonders für ihn zubereiteten Kerze aus Zucker eine wirkliche Unschlittkerze erwischt und schreibt seinen Fehlgriff der Ungeschicklichkeit seines Koches zu.

Der Koch wird von den Ordonanzen sofort über eine Bank gelegt und so lange geknutet, bis er seinen Geist aushaucht. Die Todesqual des sterbenden Opfers versüßt dem Großfürsten die halbgenossene Talgkerze.

Nach diesem Diner werden die Generäle in Gnaden entlassen, denn sie haben ihre Sache gut gemacht und das Unschlitt gegessen. Der Großfürst aber zieht sich in sein Schlafgemach zurück.

Hier erwartet ihn ein treuer Freund. Es ist Hassan, der Leibaffe des Großfürsten, ein Pavian der schönsten Sorte.

Hassan hat niemals eine Erziehung genossen und beträgt sich daher auch gegen seinen hohen Herrn sehr ungezogen. Er empfängt diesen mit den schauerlichsten Grimassen. Wenn er einen Schweif hätte, so würde er damit wedeln.

Constantin streichelt und schmeichelt seinem guten Pavian, der es allein treu und aufrichtig von allen Polen mit ihm meint. Nachdem er den braven Freund noch herzlich auf die zottige Stirne geküßt und Hassan vor Freude darüber sein Maul bis hinter die Ohren verzogen hat, wirft sich der Großfürst auf sein Lager, bewundert noch die Menge von Waffen, welche das Schlafzimmer zu einer Rüstkammer machen, und schläft dann sanft ein.

Wenn er nach einigen Stunden wieder erwacht, fährt er nochmals in das Lager und in das Militärspital Ujazdow, verordnet noch einige Tausend Ruthenstreiche, und legt sich nach einem ausgiebigen Souper wieder zur Ruhe.

Das ist ein Tag aus dem Leben des Großfürsten Constantin Cesarewitsch, und solcher Tage hatte er im Jahre dreihundert fünf und sechzig.

Dem Königreiche Polen war nach seiner Einverleibung in Rußland durch Kaiser Nikolaus eine Verfassung (Constitution) verliehen und von diesem eidlich gewährleistet worden.

Diese Staatsverfassung wich gänzlich von dem russischen Staatsgrundgesetze ab und gewährte den Polen große Freiheiten. Freiheit der Person, der Religion und der Presse, Unverletzlichkeit des Eigenthums und das Recht der Gesetzgebung (Legislative) waren die Grundzüge dieser Charte.

Allein in Wirklichkeit existirten diese Freiheiten für die Polen nicht. Der Großfürst Constantin schaltete und waltete mit Polen, wie es ihm beliebte und wie wir es eben gesehen haben.

Er war von seinem kaiserlichen Bruder, dem Czaaren, zum Generalissimus der russischen Cavallerie und Commandeur der polnischen und lithauischen Armee mit dem Sitze in Warschau ernannt worden. In dieser Stellung machte er sich gleich anfangs den königlichen Statthalter, Fürsten Sobolewski unterthänig und herrschte von dem Augenblicke an, wo ihm dies gelungen war, als der unumschränkte Gebieter über Polen. Gegen die polnische Nation trug er einen glühenden Haß in seinem Herzen; er hätte sie am liebsten vernichtet, wenn es nur gegangen wäre. Es brach unter seiner Militärherrschaft eine schreckliche Zeit über das unglückliche Polen herein.

Die Gewaltherrschaft pflegt gegen Freund und Feind in gleicher Weise zu wüthen und gegen Niemand außer sich selbst, Nachsicht zu üben.

Auch Constantin Cesarewitsch gefiel sich darin. Er übte auf das Militär, dem er doch allein seinen eigentlichen Halt zu verdanken hatte, denselben eisernen Druck wie auf das Volk; und sein Zopf umschlang nicht nur seine militärischen Puppen, sondern auch ganz Polen, das seine Soldatenlaunen für den Willen Gottes hinnehmen mußte.

Wie Constantin gegen sein Militär keine andere Sprache kannte als die Knute, so schwang er dieses furchtbare Instrument auch über dem polnischen Volke. Er führte eine eigene Kleiderordnung ein, aus welcher er die polnische Nationaltracht gänzlich verbannte. Wer sich noch mit der Carabella (dem Schwerte) und der Kurtka (dem Rocke mit Schnürenbesatz) betreffen ließ, wanderte unfehlbar in die Bleibergwerke Sibiriens, obwohl es nach der Constitution nicht gestattet war, einen Polen dorthin zu verbannen. Allein ebenso wie Kasimir Ubryk hingeschafft worden war, erging es auch Tausenden Andern.

In seinem Wahne führte Constantin Cesarewitsch einen fortwährenden Kampf gegen die Macht des Geistes. Instinctiv fühlt jeder Gewalthaber, daß nur von diesem alle Gefahr für ihn kömmt, und dieser zuletzt an seinem Throne rüttelt und ihn stürzt. Darum haßte der Großfürst jede Regung des Geistes als Empörung, darum wollte er, ein anderer Jesuit, das Volk in Unwissenheit erhalten, weil unwissende Völker sich am leichtesten regieren lassen. Sein Ideal war die militärische Puppe, die sich nur bewegte, wenn man es verlangte. Der Geist ist aber immer thätig, und deshalb war er ihm ein Gräuel.

Selten hat es ein Gewalthaber schlauer angefangen, alle Wissenschaften brach zu legen, als Constantin Cesarewitsch. Er verband sich mit der römischen Kirche, die das Wissen von jeher bekämpfte, und die nur stark ist im Bunde mit der Willkür. Während der Großfürst den protestantischen Pfarrer Tetzner in Warschau eigenhändig mit Ohrfeigen beehrte, ließ er die katholischen Geistlichen damals ganz ungeschoren.

Vor Allem entzog er die adelige Jugend Polens dem Verderben der Wissenschaften und steckte sie schon in frühen Jahren in die Militäracademie in Warschau. Dort mußten die Zöglinge, ehe sie zur Armee als Junker abgingen, oft bis in das dreißigste Jahr bleiben, ohne eine Feder oder ein Buch anrühren zu dürfen, nur beschäftigt mit dem Bartwichsen und geradem Vorstrecken des Beines. Dagegen gestattete er ihnen den Besuch öffentlicher Häuser, und solche, die am öftesten von den geheimen Spionen darin betroffen wurden, belohnte er am ersten mit Avancement. Die Musen lagen sich ja von jeher mit Venus in den Haaren, und wer jene vertreiben will, braucht nur diese zu rufen.

Dieselben Freiheiten, wenn es solche sind, gestattete er den Studenten der Universität und des Gymnasiums. Wenn er gleich alle Lehrbücher unter strengste Censur stellte und zuletzt in Warschau kein Buch mehr zum Drucke gelangen ließ, so sah er es doch lieber, wenn die Studenten schlechte Häuser statt ihre Collegien besuchten. In der vollen Freiheit der Befriedigung niederer Triebe fand er das wirksamste Bändigungsmittel für den Geist. Die Zeitungen mußten täglich seine Regierung in hochtönenden Worten loben, und Redacteure, welches dieses Lob einmal unterließen, steckte er auf Zeitlebens als gemeine Soldaten in ein lithauisches Regiment.

Mit der großartig organisirten Spionage, die Constantin selbst nach Deutschland und Frankreich ausdehnte, hing auch die öffentlich betriebene Verletzung des Brief- und Siegelgeheimnisses zusammen. Die Post mußte alle Briefe, die kamen und gingen, an das geheime Bureau des Obrist Saß abliefern, der eine Anzahl Leser besoldete, welche alle Briefe zu erbrechen und deren Inhalt zu registriren hatten. Saß rühmte sich oft gegen den Großfürsten, daß er die Siegel ohne alle äußerliche Verletzung ab- und aufmachen könne.

Das Privatleben des Constantin Cesarewitsch glich demjenigen aller Herrscher, welche ihr Haupt hinlegten zum langen Schlafe, wenn sie ihren Thorheiten und Grausamkeiten genügt hatten. Wie Nero die Schauspiele der Bühne liebte und in eigener Person als Schauspieler auftrat, so lebte der Großfürst nur für seine militärischen Schauspiele. Wie Nero der geistreichen Beschäftigung des Fliegentödtens oblag, so schenkte Constantin Cesarewitsch seine Liebe und Aufmerksamkeit seinem Leibpavian.

Lange hat dieser Mann Polen unglücklich gemacht und durch systematisch gesteigerten Druck zur Hoffnungslosigkeit getrieben. Hoffnungslosigkeit ist die Mutter der Verzweiflung. In seiner Verzweiflung griff Polen zum Schwert.

Es schmiedet kein Hammer das Eisen so fest, daß die Kette sich nicht zersprengen läßt. Das Eisen, auf das er so lange mit wuchtiger Faust los gehämmert, brach endlich.

Trotz der fünf geheimen Verbindungen der Spione des Großfürsten waren die Revolutionskomitès, mit welchen wir den Leser schon früher bekannt gemacht und die nach Rückkehr der russischen Herrschaft im Geheimen immer fortbestanden hatten, nicht unthätig geblieben. Es hatte sich ein ansehnlicher Bund von Studenten gebildet, der eine Menge polnischer Offiziere und Beamten als seine Mitglieder zählte und sich bald über ganz Polen verbreitet hatte. Auch Ladislaus gehörte zu den Verschwornen.

Bald erhielt auch der Großfürst Constantin Winke von dem Bunde der Zöglinge der Militäracademie, welche mit der Studentenverbindung in innigster Beziehung stand, und ließ mehrere derselben verhaften. Der Anstifter, Peter Wysocki, wurde zum Verhöre geführt, zufälligerweise aber vor einen Mann, der selbst dem geheimen Bunde angehörte, und der ihn daher freisprach. Der Militäracademie wurde darauf der Verkehr mit den Einwohnern der Stadt untersagt und

dem berüchtigsten Spione, Namens Makrot, die Beaufsichtigung derselben übertragen.

Während man früher den Aufstand von einer Zeit zur andern verschoben hatte, sah man sich jetzt gezwungen, ihn wo möglich früher zu bewerkstelligen. Alles war in Schrecken und Verwirrung gerathen, aber die unbegreifliche Sicherheit, in der sich der Großfürst bei seinen halben Maßregeln wiegte, sicherte das Gelingen des gefährlichen Unternehmens.

Um sich nochmals zu überzeugen, daß das Volk die Demonstration der Armee billige und sie unterstützen werde, begab sich Peter Wysocki mit Zalewski und Bronikowski zu dem Professor Lewelel auf die Bibliothek der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Bei dieser Zusammenkunft wurde der 28. und unwiderruflich der 29. November zum Aufstande bestimmt.

Jetzt arbeitete Alles unermüdet an den letzten Vorbereitungen Hunderte von Offizieren der polnischen Armee wurden noch in das wichtige Geheimniß eingeweiht, die Mitglieder des Bundes der Studenten versammelt und der Plan zu der militärischen Operation entworfen.

Am Montag dem 29. November Abends um 6 Uhr sollte durch Anzündung eines Bräuhauses unterhalb Warschau am Ufer der Weichsel das Signal zum Aufstande gegeben werden. Die Studenten sollten unter Anführung zweier Fähnriche den Großfürsten gefangen nehmen. Durch die übrigen Fähnriche und seinige mitverschworne Militärabtheilungen unter Wysockis Führung sollte die russische Besatzung entwaffnet, das Arsenal gestürmt und Waffen an das Volk vertheilt werden.

Am Sonntage, dem Tage vor dem Aufstande, waren bereits alle Offiziere der polnischen Besatzung von Warschau und selbst viele der Provinzen von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt und mit ihren Rollen bekleidet.

Der Montag, der 30. November 1830, brach an. Warschau zeigte eine ungewöhnliche Ruhe. Wie das Meer vor dem Sturme sich glättet, um sich dann mit größerer Entfesselung Wellenberge zuzuschleudern, so herrschte auch heute in der Stadt eine Ruhe, wie sie dem Sturme vorherzugehen pflegt.

Im Palaste Zolkiewicz war große Bestürzung. Ladislaus wurde schon seit zwei Tagen vermißt. Kasimir und Elka wußten, daß er

dem geheimen Revolutionskomité angehöre und in letzterer Zeit noch ernster und schweigsamer geworden war wie bisher; am heutigen Morgen hatten sie aber durch ein Mitglied des geheimen Bundes die Nachricht erhalten, daß Ladislaus sich unter den von dem Großfürsten verhafteten Verschwornen befand. Der Jammer Elkas über diese Hiobspost war grenzenlos; es unterlag keinem Zweifel, daß Ladislaus, einmal der Hand des Kriegsgerichtes verfallen, nie mehr die Freiheit genießen und sein Verbrechen mit dem Tode büßen mußte. Kasimir fühlte sich vor Entsetzen selbst nicht im Stande, seine Gemahlin zu trösten.

Des Abends saßen die beiden Gatten beisammen im Zimmer und erwogen die Umstände, die ihren Sohne Ladislaus vielleicht noch vom Tode erretten könnten. Barbara saß zu Füssen Elkas und weinte bittere Thränen um ihren Bruder.

Da fielen in der Stadt zahlreiche Schüsse, der Donner von Kanonen machte die Fenster erdröhnen, ein verworrnes Geräusch drang bis in das Zimmer.

Bediente stürzten bleich und athemlos herein und meldeten:

— Die Revolution ist ausgebrochen! Fliehen Sie, Fliehen Sie, die Russen ermorden Alles!

Kasimir fuhr wie der Blitz in die Höhe.

— Bewachet den Palast! rief er mit begeisterter Stimme den Bedienten zu. Und Du, Elka, lebe wohl! Dein Kasimir geht, Polen zu rächen!

Er drückte Elka einen hastigen Kuß auf die Stirne und stürmte zum Zimmer hinaus. —

Am Abende hatten sich, wie es beschlossen war, die verschwornen Academiker im Parke des Luftschlosses Lazienka versammelt. Auch Wysocki war hier.

Da gaben einige Rauchwolken, die aus dem bezeichneten Brauereigebäude hervordrangen, das Signal. Die Studenten verließen sogleich ihren Schlupfwinkel im Gebüsch, und Wysocki eilte in die Schule der Unterfähnriche, die eben zur Lektion versammelt waren.

Eine polnissche Fahne in der Hand, stürzte er in den vollen Saal.

— Polen! rief er. Die Stunde der Rache hat geschlagen. Folgt mir und mag Eure Brust gegen die Feinde unseres Rechtes ein Thermopylä sein!

Der Lehrer Niko rief:
— Zu den Waffen!
Alles wiederholte seine Worte, sprang auf und ergriff die Gewehre.

XLV.

Die Schreckensnacht des 29. Novembers.

Nach dem raschen Hinausstürzen Kasimirs bemächtigte sich der verlassenen Familie eine unglaubliche Aufregung.

— Großer Gott! rief Elka aus. Kasimir stürzt durch seine voreilige Theilnahme an diesen unbesonnenen Befreiungsversuchen sich und die ganze Familie in das größte Unglück. Betet, Kinder, daß wenigstens uns nichts geschehe. die wir vom Vater verlassen, allein und hilflos dastehen!

— Wird uns Jemand Böses thun, Mama? fragte Barbara, sich kindlich an die Mutter anschmiegend, während Therese sich ängstlich an die Falten des mütterlichen Kleides anklammerte und darin zu verbergen suchte.

— Horcht, Kinder, was ist das?

Heftiges Pferdegetrampel und Säbelgerassel machte das Haus erzittern. Dazwischen dröhnte ein dumpfer Kanonenschlag, dessen Wiederhall schauerlich durch die Zimmer und Gänge des Palastes ertönte. Einige Minuten darauf erschallte lautes Stimmengewirr von der Straße herauf.

Elka riß vor Angst mit allen Kräften am Glockenzuge, um einen Bedienten herbeizurufen. Es dauerte lange, bis der erste Kammerdiener erschien.

— Was geht vor, Otto? Wo ist mein Gatte?

— Der Herr ist fort und verschwand mit der gezogenen Carabella in den Straßen. Eben sprengten an unserm Palaste die rei-

tenden Jäger in wilder Flucht vorbei gegen den Alexanderplatz hinauf. Hören Sie das Geschrei unten auf der Straße? Das sind die Warschauer, welche die Russen in die Flucht jagten. Es lebe Polen!

Die große Ruhe und begeisterte Wärme, mit welcher der Kammerdiener diese Worte sprach, gaben auch Elka den in der ersten Verwirrung gesunkenen Muth wieder. In der Stunde der Gefahr genügt der ruhige Muth eines Einzigen, um vielen Andern die verlorne Geistesgegenwart und Besonnenheit wieder mitzutheilen.

Auch Elka ermannte sich schnell und fragte mit weniger Hast und gefaßter den Kammerdiener:

— Wo wüthet der Kampf gegenwärtig? Ich höre von Zeit zu Zeit Kanonendonner.

— Ich weiß es nicht genau, gnädige Frau. Man hört nur die Rufe: Auf! Nach dem sächsischen Platze! Nach dem Arsenale! Dorther scheint auch der Kanonendonner zu kommen.

— Aber diese Tollheit des Volks! Es stehen ja 30,000 Mann Russen im Lager bei der Stadt, und die vier Cavallerie-Regimenter reichen allein hin, den Aufstand zu bewältigen. Wie kann das Volk nur an einen Erfolg denken?

— Urtheilen Sie nicht zu schnell, gnädige Frau. Wenn das Volk aufsteht, gleicht es dem gereizten Löwen, und furchtbar ist ein Pole, wenn er wüthet. O dürfte ich nur in diesem Augenblicke meinen Brüdern beistehen!

— Nein, mein Otto, denken Sie nicht daran. Bleiben Sie, mich zu beschützen. Wo sind die andern Bedienten?

— Ich habe Sie an den zwei Thoren des Palastes postirt. Die Thore selbst sind geschlossen, so daß Niemand eindringen kann. Auch alle Gänge ließ ich beleuchten. Erlauben Sie mir nur die Thore zu überraschen, damit uns kein Ereigniß überrasche.

— Gehen Sie, Otto, ich verlasse mich ganz auf Ihre Vorsicht und Treue. Bringen Sie mir aber zuweilen Nachrichten über den Gang der Dinge.

Mit größter Eile begab sich der Kammerdiener wieder hinab zu den Thoren. Er hatte der Gräfin verschwiegen, daß er die andern Bedienten, so gut es eben ging, in der Eile mit Jagdgewehren und langen Küchenmessern bewaffnet und die Absicht hatte, mit ihnen am

Kampfe gegen die Russen theilzunehmen, wenn sich jener in die unmittelbare Nähe des Palastes ziehen sollte.

Als der Kammerdiener Elka verlassen hatte, begann diese sich wieder ihrer Angst hinzugeben.

— O unglückliche Nacht! jammerte sie. Mein Sohn schmachtet bereits in Gefangenschaft, mein Gatte kämpft gegen diese und überläßt Weib und Kinder ihrem Schicksale. Wenn er fällt oder auch er gefangen wird — Himmel, ich wage das gar nicht zu denken! Was wird noch über uns herein brechen!

— Mama, weine doch nicht! sagte Barbara zu der untröstlichen Mutter. Der Vater wird gewiß wiederkommen und Ladislaus mitbringen.

Elka küßte ihr muthiges Töchterlein vor schmerzlicher Rührung. Therese aber weinte nach Herzenskräften, wie es alle Kinder machen, wenn sie die Mutter traurig sehen.

— Mama, gehen wir nicht zum Vater? fragte Barbara wieder Könnten wir ihm nicht helfen? Bitte, laß mich ihn doch suchen!

— Kind, was fällt Dir ein? Hörst Du den furchtbaren Donner der Kanonen? Das Geschrei des Volkes? Komm, beten wir, daß der liebe Gott uns den Vater erhalte!

— O Mama, ich fürchte mich nicht! Ich weiß, daß die Polen jetzt niedergeschossen werden und ihr Blut die Straßen röthet. Aber bin ich nicht eine Polin, soll ich meinem Vater und dem Bruder nicht beistehen im heiligen Kampfe für das Recht?

Elka betrachtete mit großer Ueberraschung ihre Tochter. Mit einem Male sah sie Barbara nicht mehr als Mädchen, sondern als Jungfrau vor sich stehen. So konnte kein Kind sprechen, die Liebe zum Vaterlande, welche in diesem erhebenden Augenblicke das Antlitz Barbaras begeisternd verklärte, hatte sie zur Jungfrau gereift.

Barbara aber warf sich an den Hals ihrer Mutter und beschwor sie mit den flehentlichsten Bitten, ihr die Theilnahme an dem Kampfe zu erlauben.

— Du bist die würdige Tochter Deines Vaters, erwiderte ihr Elka. Aber was Du verlangst, ist Unmöglichkeit. Ein solches Unterfangen wäre nicht nur thöricht, sondern auch sträflich. Du gehorchst mir und bleibst da. Wolltest Du lieber unter den Hufen der Pferde zertreten werden, als bei der Mama bleiben? Pfui, Barbara, Du bist ein garstiges Mädchen und hast keine Liebe zu Deiner Mutter.

— Gewiß liebe ich Dich, Mama, aber ich liebe auch mein Vaterland. Wie ich Deine Tochter bin, so bin ich auch die Tochter Polens. Wenn Polen kämpft, bleibe auch ich nicht zurück.

Diese Worte machten Elka noch mehr erstaunen. Sie sah jetzt ein, daß es keine kindliche Aufregung war, welche aus Barbara sprach, sondern wirkliches Verständniß des Unglückes Polens, wirkliche Begeisterung für das Vaterland. Der kleine Trotzkopf dachte allen Ernstes daran, das Beispiel des Vaters nachzuahmen, und eben deßhalb mußte sie ihm die Gelegenheit abschneiden, etwa aus dem Palaste zu entfliehen.

Elka schloß daher die Thüre des Zimmers ab und verwies dann Barbara mit strengen Worten ihre kindlich unbesonnenen Absichten.

Inzwischen erklirrten die Fenster unter dem zeitweiligen Donner der Kanonen und auf den Straßen war lautes Rufen und geräuschvolles Hin- und Herrennen zu hören.

Nun erst vermißte Elka ihre Kammerfrau. Diese war seit dem ersten Schusse unsichtbar geworden und statt ihrer Herrin beizustehen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, hatte sie ihr Zimmer aufzusuchen wollen erklärt und war nicht wieder gekommen. Elka wollte sie daher selbst herbeiholen, damit sie doch irgend eine Gesellschaft habe.

Sie ermahnte die Mädchen, sich einstweilen ruhig zu verhalten, schloß das Zimmer hinter sich ab. Bis sie die Kammerfrau in ihrem Verstecke unter dem Bette gefunden und bewogen hatte, ihr herab in das Zimmer zu folgen, war eine geraume Weile verflossen.

Als sie mit ihr in das Zimmer trat, in welchem sie die drei Mädchen zurückgelassen hatte, weinten die zwei jüngeren, wie wenn sie unterdessen irgend ein großes Verbrechen begangen hätten und die Strafe fürchteten.

— Die Barbara! Die Barbara! antworteten sie fast gleichzeitig auf die Frage, was ihnen doch sei.

— Wo ist sie? fragte Elka rasch, sich im ganzen Zimmer umsehend.

— Da! Da! weinten die beiden Mädchen lauter, auf einen Schrank deutend.

Elka trat auf diesen zu und fragte überrascht:

— Wer hat den Schrank von dieser Thüre hinweggerückt?

— Barbara und wir, Mama. Die Barbara hat gesagt, sie

wolle sich verstecken, damit Du sie suchen müßtest und wir mußten ihr helfen, den Kasten von der Thüre wegzurücken.

— Wo ist sie aber jetzt? Wo hält sie sich verborgen?

— Da draußen in dem Zimmer. Sie machte die Thüre auf, welche nicht verschlossen war, und ging in das Zimmer hinaus. Uns befahl sie aber, da zu bleiben, und drohte uns zu schlagen. Wir haben uns darum recht gefürchtet, weil Du so lange nicht gekommen bist, Mama.

Eine dunkle Ahnung beschlich Elka. Sie nahm das Licht und suchte das ganze Zimmer aus. Ihre leise Vermuthung bestätigte sich. Barbara war nirgends verborgen, vielmehr deutete die offen gelassene Thüre, welche auf den Gang führte, auf ein Entweichen des Mädchens.

Voll Bestürzung eilte sie hinab in die Fluren und fragte die Bedienten, ob sie Barbara nirgends gesehen hätten. Jene, welche eben das vordere Thor wieder verschlossen, verneinten es. Es sei unmöglich gewesen, daß das Mädchen die Straße erreicht habe, weil sie selbst vor dem Thore gestanden wären und es unfehlbar hätten sehen müssen. Sie würden auch nicht dulden, daß Barbara den Palast verlasse.

Elka suchte nun nochmals alle Zimmer mit größter Genauigkeit durch, ohne aber Barbara zu finden. Ihre Angst und ihr Jammer wurden dadurch nur um so größer.

Barbara war wirklich entwichen. Sie hatte lange auf einen unbewachten Augenblick gelauert und die Zeit, während welcher Elka ihre Kammerfrau aufsuchte, vortrefflich für ihre Pläne benützt.

Wie aber war sie entkommen?

Als Elka sich entfernt hatte, brach das ungeduldige Mädchen in heftiges Weinen aus. Das Mißtrauen der Mutter, welche das Zimmer hinter sich absperrte, kränkte Barbara ebenso sehr, als die Unmöglichkeit, ihr lebhaftes Verlangen, dem Vater in den Kampf nachzustürzen, verwirklichen zu können.

Bei jedem Schusse, der aus der Stadt herüber dröhnte, stieg ihre Aufregung; bei jedem Rufe, der durch die Nacht gellte, eilte sie an das Fenster und starrte hinaus auf die finstern Häuser. Sie maß die Höhe des Fensters bis auf die Straße, allein sie erwies sich zu beträchtlich, als daß hier ein Entfliehen stattfinden konnte. Unmuthig kehrte sie jedesmal vom Fenster nach der Thüre zurück und versuchte ebenso vergeblich die Zunge des Schlosses zurückzustoßen.

Wer Barbara noch vor wenigen Stunden gesehen hatte, würde sie jetzt kaum wieder erkannt haben. Sie war wie umgewandelt. Die fieberhafte Gluth der begeisterten Aufwallung versiegte ihre Thränen; sie dachte nur daran, wie sie schnell ihre Flucht ermöglichen könne. Ihre Augen glänzten vor Begierde, an dem Befreiungskampfe Theil nehmen zu können; eine Alles besiegende Entschlossenheit lag ihrem Gesichte aufgeprägt.

Nachdenklich eilte sie einige Male das Zimmer auf und nieder, unbekümmert um ihre beiden Schwesterchen, welche sich furchtsam in eine Ecke des Divans gekauert hatten und nach Art aller Kinder aus Leibeskräften weinten, ohne sich zu fragen warum. Plötzlich hielt Barbara inne und blickte einen Gläserschrank an, der gegenüber dem Divan an der Wand stand.

Mochten ihre Blicke wohl an den goldenen und silbernen Gegenständen hangen, die in dem Schranke zum Prunke ausgestellt lagen? Sie trat auf ihn zu und untersuchte die Wand hinter ihm.

— Warum fiel mir das nicht gleich ein? rief sie freudig aus. Durch diese Thüre hier bin ich ja früher so oft aus und eingesprungen, als das Nebenzimmer noch zur Kindsstube gehörte. Nun kann ich vielleicht aus dem Zimmer entkommen!

Sogleich versuchte sie den Schrank von der Wand zu rücken. Es gelang ihr jedoch nur wenig und die darin enthaltenen Nippsachen klirrten bei der geringsten Bewegung. Das schreckte aber das schlaue Mädchen nicht ab.

— Kommt und helft mir doch den Schrank etwas zu heben, rief sie ihren beiden Schwesterchen zu; da ist eine Thüre und im Zimmer daneben befindet sich gewis die Mama.

Die Mädchen wollten ihr aber nicht gehorchen.

— Hat nicht Mama befohlen, sagte Barbara zu den Kleinen, daß Ihr mir folgen sollt, bis sie wiederkömmt? Wenn Ihr mir nicht helft, so werde ich Euch schlagen.

Dabei hob sie ihre ältere Schwester Therese ziemlich unsanft vom Divan und führte die widerstrebende Kleine an den Schrank. Anna folgte jetzt, weil sie die Schläge Barbaras fürchtete.

— So, nimm Du hier das Eck, Therese, und Du dieses, Anna; ich werde die andere Seite packen. Hebt nicht auf, sondern rückt nur die Füße, wohin ich sage, damit der Schrank nicht umfällt.

Den beiden Mädchen blieb nichts übrig, als dem Willen ihrer größeren Schwester zu gehorsamen. Im Vereine rückten die drei mit Aufgebot aller ihrer Kräfte den Schrank von der Wand ab, so daß alle Gegenstände in ihm zu tanzen anfingen.

— Jetzt genügt es, sagte Barbara, sich ihre Händchen am Schurze abreibend. Die Thüre geht schon auf.

Wirklich öffnete sie die jetzt erst sichtbar gewordene Thüre, welche nicht verschlossen war. Von der andern Seite stand kein weiteres Hinderniß entgegen, als eine Tapete und ein Stuhl, die von Barbara sogleich hinweggeräumt wurden.

— Setzt Euch wieder auf den Divan, ermahnte sie ihre Schwestern, bis die Mama kömmt. Ich werde mich unterdessen hier im Zimmer verbergen, damit mich die Mama nicht gleich findet.

Damit verschwand sie in dem finstern Nebenzimmer. Hochklopfenden Herzens trat die muthige Jungfrau auf die Thüre zu, welche aus diesem Zimmer, wie sie von früher wußte, auf den Gang führte. Auch diese war nicht verschlossen.

Rasch betrat sie den erleuchteten Gang, eilte ihn entlang und die Treppen hinab in den Hof. Ungesehen erreichte sie diesen. Vorsichtig schlich sie sich hinter den Säulen desselben in den anstoßenden Garten und verbarg sich hier hinter einer Gruppe dickstämmiger Fichten, von welchen sie aus das vordere Thor beobachten konnte, ohne Entdeckung befürchten zu müssen.

Sie brauchte nicht lange auf eine Gelegenheit zu lauern, um durch dasselbe auf die Straße entrinnen zu können. Die dort wachehaltenden Bedienten öffneten das Thor und traten vermuthlich aus Neugierde hinaus. Da sie ziemlich lange nicht zurückkehrten, so schlich sich Barbara an dasselbe vor und streckte muthigen Herzens ihr Köpfchen hinaus. Die Bedienten hatten sich in der Absicht, irgend welche Nachrichten zu erhaschen oder die Ursache eines immer näher kommenden Geräusches zu ermitteln, ziemlich weit von dem Thore entfernt und standen an der nächsten Straßenecke.

Dieser Moment war günstig. Schnell huschte Barbara hinaus zum unbewachten Thore und eilte, begünstigt von der Dunkelheit, in der entgegengesetzten Richtung die Straße hinauf.

Wenden wir uns nun zu den mittlerweile stattgehabten Ereignissen.

Während die Fähnriche der Militär-Academie, im Rausche des jugendlichen Patriotismus die noch ungeborne Freiheit begrüßend, unter Wysockis, Schlegels und Dobrowolskis Leitung ihre Kaserne verließen, um sich in die der russischen Uhlanen zu begeben, deren Entwaffnung ihnen oblag, waren die Studenten auf Belvedere angekommen. Eine Hilfsabtheilung von Fähnrichen besetzte die Rückseite des Landhauses, um dem Großfürsten die Flucht unmöglich zu machen.

Großfürst Constantin Cesarewitsch dehnte sich in diesem Augenblicke behaglich in seinem Bette. Seinem Sinne lag nichts ferner, als die Ahnung einer hereinbrechenden Revolution. Eher hätte er es für möglich gehalten, daß das Uralgebirge einen Spaziergang an den Bodensee machte und im Rheinfall bei Schaffhausen ein Douchebad nahm, als daß Warschau, dessen Bürger so verschüchtert und scheu herumschlichen, den Anstoß zu einer Volkserhebung geben könnte. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Das sollte er in den nächsten Augenblicken erfahren.

Die Wache von Belvedere, aus mitverschwornen Soldaten des berühmten vierten Regiments bestehend, verweigerte den Studenten den Einlaß nicht. Unter dem Rufe: Nieder mit Constantin! brachen die mit Säbeln bewaffneten Jünglinge durch die Fenster in das Landhaus.

Der Großfürst sprang aus dem Bette. In demselben Momente stürzte sein vertrauter Kammerdiener, Mechmed, ein türkischer Deserteur aus Varna, in das Schlafgemach und rief:

— Retten Sie sich, Herr, man will Sie ermorden! Eine Menge schwarzer Schnürröcke dringt mit scharfen Schwertern bereits in die Gemächer.

— Was soll ich thun? Wo kann ich hin? Wie kann ich mich retten?

Gerade so rief einst Nero, der Imperator Roms, als die Verschwornen in sein goldenes Haus*) eindrangen, und er im Nacht-

*) Der Kaiserpalast gegenüber dem Capitole, wegen seiner prachtvollen Ausstattung das goldene Haus genannt. Heutzutage stehen nur noch ansehnliche Ruinen desselben auf dem Palatinischen Hügel. Napoleon III. kaufte sie vor einigen Jahren dem Papste um 2 Millionen Franks ab, ließ sie mit hohen Mauern umgeben und mit lieblichen Anlagen ausschmücken, so daß die Palatinischen Gärten ein großer Anziehungspunkt für die Fremden in Rom geworden sind.

kleide, begleitet von einem Sclaven, die nächtliche Flucht antreten mußte.

— Kommen Sie oder Sie sind verloren! Mit diesen Worten packte der Türke den Großfürsten und schob den ihm willenlos Folgenden in ein geheimes Gemach, dessen Thüre nur ein in den Mechanismus Eingeweihter mit einem Drucke öffnen und wieder schließen konnte.

Unterdessen waren die Studenten, die unter den schwarzen Schnürröcken gemeint waren, schon die große Freitreppe heraufgekommen.

Zu Paaren und Dreien drangen die jungen Leute rasch in alle Zimmer. Sie durchsuchten dieselben so sorgfältig, als es die Dunkelheit überhaupt zuließ.

Der Vicepräsident Lubowicki und General Gendre traten ihnen zuerst in den Weg. Beide wurden sofort niedergestochen.

Den Großfürsten fanden sie aber nicht. Sein Bett war noch warm. Nur Hassan, sein Leibpavian, grinste den Eindringlingen mit den schrecklichsten Grimmassen entgegen und wurde von einem Junker entzwei gehauen.

In der Meinung, dem Großfürsten sei die Flucht gelungen, verließen die Studenten Belvedere.

Einige Minuten darauf erschienen die russischen Uhlanen und besetzten das Landhaus. Constantin wagte sich nicht aus seinem geheimen Verstecke, fuhr in seine Uniform und übernahm sofort das Commando.

Die aufrührerische Fähnrichabtheilung zog sich den waldigen Hügel nach der Sobieskibrücke hinab, wo sie sich mit dem Trupp der übrigen Fähnriche vereinigte, der bereits die russischen Uhlanen zurückgeworfen und gegen fünfzig derselben zu Boden gestreckt hatte. Bald aber wurde der Kampf für die jungen Patrioten gefährlich, denn die Kuirassiere und Husaren waren aufgesessen und bedrohten jene im Rücken.

Wysocki ließ die Fähnriche sich über die Brücke so langsam als möglich zurückziehen. Er erwartete in jedem Augenblicke sechs mitverschworne Compagnieen, nach denen er den Lieutenant Nyko abgesendet hatte. Als sie aber nicht kamen, beschleunigte er den Rückzug.

Auf der Hochebene, zwischen Belvedère und der Stadt, trafen die Fähnriche in der That auf eine schlachtmäßig stehende Linie von

russischen Cuirassieren und Husaren. Tapferkeit allein konnte entscheiden und diese fehlte den Jünglingen nicht.

Wysocki kommandirte zum Angriffe, und er und Schlegel stürzten sich mit ihrer kleinen Schaar auf die Feinde, durchbrachen deren Reihen und drängten sie zu beiden Seiten in die Gräben.

Dicht vor dem Eingange zur Stadt war ein neuer Kampf mit vier- bis fünfhundert Reitern zu bestehen. Auch durch diese hieben sich die jungen Leute, eine Menge von Feinden niederstreckend, mit bewunderungswürdiger Tapferkeit.

Darauf zogen sie, hochbegeistert durch diese Erfolge, jauchzend und zum Kampfe aufrufend in die Stadt ein. Ihren Weg zum Arsenale bezeichneten sie auf mehreren Stellen mit Blut. Die Generäle Tempicki und Hauke nebst ihren Adjutanten, welche auf die Jünglinge schossen, wurden in Stücke gehauen.

Als die Fähnriche am Arsenale anlangten, fanden sie daselbst bei Weitem noch nicht so viel Volk versammelt, als sie für den günstigen Fortgang ihres kühnen Werkes wünschen mußten. Aber bald wurden durch Dobrowolski die Zuschauer aus dem Theater und durch Xaver Bronikowski ein Volkshaufe nach dem andern herbeigeführt. Endlich war eine ungeheure Menschenmenge versammelt und bewaffnet, welche unter den fortwährenden Rufen: Es lebe Polen! Freiheit dem Vaterlande! die Stadt durchzog und die Bewegungen der polnischen Truppen, wo es nöthig war, unterstützte.

Das Getümmel am Arsenale wurde immer gewaltiger, das Volk erdrückte und zertrat sich fast, jauchzte aber doch freudevoll und freiheitstrunken in die finstere Nacht hinein.

Auch hier floß Blut. Die Generäle Potocki, Blumer und Bontemps erschienen und drohten den verschwornen Truppen und dem Volke mit Niederschießen. Potocki und Blumer verröchelten ihr Leben in ihrem Blute; Bontemps entkam.

Unter den Männern, welche zuerst das Arsenal gestürmt hatten und die darin vorgefundenen Waffen an das Volk vertheilten, befand sich auch Kasimir Ubryk, der Gemahl Elkas.

In ihm war plötzlich das lange geheimgehaltene Gefühl der Rache gegen die Feinde seines Vaterlandes mit doppelter Macht erwacht; all die ausgestandenen Leiden während seiner neunjährigen Verbannung nach Sibirien entfachten jetzt, wo die Stunde der Vergeltung gekommen, den fanatischen Haß des gekränkten Polen in ihm.

Seine glühende Begeisterung war Ursache, daß er von einem Volkshaufen als Führer verlangt und von dem Major Antonini, dem obersten Leiter des Aufstandes, mit der Ausführung mehrerer wichtiger Unternehmungen betraut wurde.

Kasimir forderte, mit einem mehr und mehr anwachsenden Haufen die Straßen auf und nieder ziehend, vor Allem von den Besitzern der Häuser die Beleuchtung der Straßen, und in Kurzem brannten an allen Fenstern Lichter. Einige Kaufleute stellten ihm Theertonnen zur Verfügung, welche an den Ecken der Straßen aufgepflanzt wurden und die Häuser und Plätze mit röthlichem Scheine übergossen.

Frauen und Kinder schleppten neue Brennstoffe herbei, und unterhielten die Feuer, welche die Nacht in Tag verwandelten. Wenn Kasimir auf das Treiben der mit dem Feuer beschäftigten Kinder Acht gegeben hätte, so würde er unter diesen auch seine Barbara bemerkt haben.

Von allen Kirchen heulten die Sturmglocken und verkündeten, daß der Kampf mit dem Militär auf's Neue beginne.

Der Großfürst, welcher seine russische Cavallerie und einige polnische Infanterie-Regimenter bei Belvedere versammelt hatte, forcirte jetzt um 11 Nachts sein Unternehmen. Er schickte das ganze Regiment der reitenden Jäger, welche schon mehreremale zurückgeworfen worden waren, auf den sächsischen Platz, mit dem Befehle, das Volk niederzuschießen und zuletzt einzuhauen.

Zu gleicher Zeit rückte aber eine gewaltige Masse bewaffneten Volkes und ein großer Theil der verschwornen Truppen, mit einigen Kanonen versehen, auf. Angesichts dieser Streitermasse wurden die aus Polen bestehenden reitenden Jäger schwankend und General Sierawski versuchte, sie zum Volke überzuführen. Allein er wurde von General Siemontkowski verhaftet und die unentschlossenenen Jäger dadurch von Uebertritte abgehalten. Diese zogen sich dann gegen den Befehl des Großfürsten, auf den Alexanderplatz zurück und blieben hier unthätig stehen.

Gegen Morgen in der Dämmerung rückten die reitenden Jäger auf Befehl des Großfürsten abermals auf den sächsischen Platz vor und begannen mit den verschwornen Sappeurs einen hartnäckigen Kampf. Die letzteren waren nahe daran zu unterliegen, als zu gleicher Zeit Antonini mit einer Kompagnie Soldaten und Kasimir mit einem Haufen bewaffneten Volkes aus zwei Straßen herausbrachen

sich im Sturme auf die Jäger warfen und sie binnen wenigen Minuten in die Flucht schlugen.

Durch diesen Erfolg kamen die Aufständischen in den Besitz des Wohnhauses des Generals Siemiontkowski. Antonini und Kasimir sprengten die Thore und befreiten die dahin verbrachten Verhafteten. Kasimir schoß mit einer Pistole den sich zur Wehre setzenden Siemiontkowski nieder. Unter den vielen Befreiten befanden sich der General Sierawski und — Ladislaus Ubryk.

— Vater! Sehen wir uns so wieder! rief Ladislaus, sich vor Rührung überwältigt an die Brust seines Vaters werfend. Und Du mußtest mich befreien!

— Komm, mein Sohn, antwortete Kasimir rasch, hier ist keine Zeit zu wehmüthigen Scenen. Das Vaterland ruft uns, und wir dürfen jetzt nur für dieses ein Herz haben: Folge mir, wenn Du Rache an den Feinden Polens nehmen willst!

Begeistert ergriff der bleiche junge Mann das Schwert des in seinem Blute schwimmenden Generals Siemiontkowski, und es in der Luft schwindend rief er:

— Wo sind die Unterdrücker Polens? Führe mich gegen sie, Vater, ich will sterben im heiligen Kampfe und die Schmach des Vaterlandes rächen mit diesem Schwerte!

— Die Russen kommen! Die Russen! erschallte es auf der Straße.

Major Antonini, Kasimir und Ladislaus stürzten aus dem Hause, um den Kampf von Neuem aufzunehmen.

Der Großfürst hatte verschiedene Cavallerie-Abtheilungen in die Stadt rücken lassen. Als sie im wilden Sturme auf die zügellosen Volkshaufen einherbrausten, stoben diese auseinander und Antonini wurde mit seinen wenigen Soldaten bis zum königlichen Schlosse zurückgedrängt.

Hier entspann sich ein blutiger Kampf.

Während Antonini, Kasimir und Ladislaus und einige Compagnien Soldaten wüthend mit den Russen fochten und wahre Wunder der Tapferkeit vollbrachten, eilten Hunderte von Bürgern herbei und erbauten eine Barrikade.

Im Nu erstand eine solche. Zahllose Hände arbeiteten an ihrer Errichtung. Einige Wägen wurden quer über die Straße umgeworfen, Fässer herbeigerollt, Schränke, Stühle, Balken darüber gelegt,

aus der nächsten Kirche die Beichtstühle und Kirchenbänke herbeigeschleppt und aus den umliegenden Häusern Bretter, Fensterläden und Meubelstücke genommen. Alles das wurde nun in wirrem Durcheinander zusammengeworfen, die Barrikade war fertig, die Straße versperrt.

In demselben Augenblicke kam ein neuer Volkshaufe herangezogen und besetzte sogleich die Barrikade. Weiber und Kinder, Knaben und Mädchen mischten sich unter die Männer.

Auch Barbara war mit diesem Haufen gekommen. Sie folgte dem Beispiele anderer Mädchen und befestigte die Barrikade durch geschicktes Aufeinanderbauen von Tonnen, Waarenkisten und ähnlichem Barrikaden-Baumaterial.

Als die russische Cavallerie einsah, daß sie dieses Hinderniß nicht mit dem Schwerte durchhauen könne, ließ General Kurnatowski zwei Geschütze auffahren. Schon die erste Kugel riß eine Menge Holzstücke mit sich und bei der zweiten stiebte die Barrikade auseinander und zeigte eine bedenkliche Lücke. Trotzdem hielten die Vertheidiger wacker Stand und beschossen ihrerseits sehr heftig die russische Artillerie.

Oft und oft stürzte einer der Tapfern, von einer feindlichen Kugel getroffen, von den Hölzern herab.

Barbara half die Verwrndeten nothdürftig verbinden und holte Wasser und Tücher für dieselben herbei.

Keine Barrikade, und mochte sie noch so fest und künstlich gebaut sein, konnte den furchtbaren Geschossen der Artillerie auf die Dauer widerstehen. Das haben die Barrikadenhelden zu Paris, Berlin und Dresden zur Genüge erfahren. Auch diese in aller Eile aufgestappelte Barrikade brach unter den Kanonenkugeln in tausend Trümmer zusammen.

Ehe die Aufständischen noch Zeit fanden, sie wieder herzustellen, ließ Kurnatowski eine Attaque der Kürassiere gegen sie vornehmen. Unter dem Schlachtenrufe Paschol! Paschol! sprengten die Kürassiere mit wildem Grimme heran, setzten, wenn ihrer auch viele stürzten, in gewaltigen Sprüngen über das Barrikadengerümpel und hieben auf den dahinterstehenden Volkshaufen ein.

Ueberrascht von der Wucht des Angriffes wich dieser schleunigst zurück. Alles wollte zuerst fliehen, und in der großen Verwirrung

hinderte Einer den Andern am Entkommen. Es entstand ein großes Gedränge, schmerzliche Ausrufe durchhallten die Straße.

Ein junger Mann mit der polnischen Fahne in der Hand war einer der Letzten, welche die Barrikade verließen. Ehe er sichs versah befand er sich unter den russischen Cuirassieren, und während er sich heldenmüthig gegen einen Reiter wehrte, sauste die blitzende Klinge eines Andern über sein Haupt, und schwergetroffen taumelte er röchelnd zu Boden.

Ein im Fliehen niedergestürztes Mädchen wollte sich in diesem Augenblicke in seiner Nähe erheben. Es sah den tapfern Fahnenträger hinsinken und erkannte zu ihrem Schrecken in ihm — seinen Bruder Ladislaus.

Bestürzt warf sich Barbara über ihn und nahm ihm die Fahne aus der krampfhaft geschlossenen Hand. Ein Cuirassier sah diese Scene und wollte dem Mädchen die Fahne entreißen. Im Ansprengen konnte er jedoch sein Roß nicht pariren, und als der Reiter umwendete, lag das Mädchen blutend am Boden hingestreckt.

Das Pferd hatte dasselbe auf den Nacken und die linke Schulter getreten. Den klaffenden Wunden entquoll ein Strom Blutes. Barbara lag besinnungslos, die Fahne noch in der Hand, da, und ihr Blut mischte sich mit dem ihres Bruders Ladislaus.

Der Cuirassier nahm sich nicht Zeit, aus dem Sattel zu steigen. und ließ Fahne und Mädchen liegen. Andere Reiterschwärme stürmten über die auf der Straße ausgestreckten Körper hinweg.

Während des Barrikadenkampfes hatten sich die allerseits zurückgescheuchten Volkshaufen auf dem sächsischen Platze vor dem Arsenale wieder gesammelt. Major Antonini ordnete sie dort in geschlossene Colonnen, und wurde noch durch andere verschworne Truppen, die eben erst aus ihren Kasernen herbeikamen, unterstützt.

Weil der Großfürst fortwährend neue Massen und zwar auf verschiedenen Wegen in die Stadt bringen ließ, so entstand Gefahr, daß die Aufständischen von den Russen auf dem sächsischen Platze eingeschlossen und dann vernichtet würden. Antonini suchte dem Eintritte einer solchen Eventualität zuvorzukommen und entwarf einen förmlichen Kampfplan, um die Russen aus ganz Warschau hinauszuwerfen.

Nach diesem sollte auf den drei südlichen Haupteingängen der Stadt zugleich angegriffen und bis Belvedere vorgedrungen, alle in

der Stadt befindlichen feindlichen Truppen aus derselben vertrieben oder vom Großfürsten abgeschnitten, die russischen gefangen genommen, die polnischen zum Uebertritte bewogen werden. Eine Sturm-Kolonne führte er selbst auf der „neuen Welt" gegen Belvedere vor, die zweite ließ er unter Wysockis Befehl auf der Bruderstraße und die dritte unter Ubryks Führung im Thale auf dem Weichselufer vorrücken.

Der beiderseitige Zusammenstoß war auf allen Punkten furchtbar. Es bedurfte in der That des ganzen Heldenmuthes der von den ersten Athemzügen der Freiheit berauschten Söhne Polens, um die dichtgeschlossen Cavalleriemassen zum Wanken zu bringen. Hunderte fielen unter den Pallaschen der Reiter oder wurden von den Pferden niedergestampft, bis es endlich gelang, die Russen in Verwirrung zu bringen und langsam zurückzudrängen.

Am schrecklichsten wüthete der Kampf auf dem linken Weichselufer dicht vor den Fabriken auf Solek. Hier standen die Studenten und der von Kasimir Ubryk befehligte Volkshaufe den russischen Cuirassieren und reitenden Jägern gegenüber. Mit Worten und Thaten feuerte Kasimir die heldenmüthigen Kämpfer zu immer neuen Anstrengungen an, während er selbst Allen durch seine Tapferkeit voranleuchtete. Der Feind war nicht nur doppelt überlegen, er war auch beritten und besser bewaffnet, und die in seinen Reihen entstandenen Lücken wurden immer wieder von neuen Truppen ersetzt.

Auf den beiden andern Angriffspunkten hatten Antonini und Wysocki die Russen bereits zur Stadt hinausgedrängt; nur auf Solek wichen die Feinde nicht, sondern fügten durch ihre Uebermacht den Polen sehr erhebliche Verluste zu. Nur der größten Anstrengung der tapfern Verschwornen gelang es, durch Steinwürfe die Pferde der Russen in Verwirrung zu bringen, worauf sie sich in die Zügel derselben warfen, und Mann gegen Mann mit der ganzen leidenschaftlichen Wuth, deren der Mensch in fanatischen Augenblicken fähig ist, einen Verzweiflungskampf fochten. Nicht lange dauerte es, so siegte die Begeisterung für die Ehre des Vaterlandes über die blinde Tapferkeit der Russen. Unter dem größten Geschrei wandten sich diese zur Flucht, das Volk stürmte mit schauerlichem Gejohle hinten ihnen her, und trieb die Russen zum Jerusalemerthor hinaus. Jetzt fand es auch der Großfürst für gerathen, das Weite zu suchen; er rückte mit

seinen noch übrigen Truppen von Belvedere ab und hinaus auf das flache Land.

Bis auf einige verirrt fliehende Abtheilungen reitender Jäger war die Stadt nunmehr gänzlich von den feindlichen Truppen befreit.

Ganz Warschau jubelte und jauchzle über diesen glänzenden Sieg. Nach dieser blutigen Schreckensnacht war die Morgenröthe der Freiheit für Warschau angebrochen.

Gegen Mittag, als alle Russen längst das Weichbild der Stadt verlassen hatten, konstituirte sich schnell ein revolutionärer Administrationsrath unter dem patriotischen Generale Chlopicki. Auch Kasimir Ubryk zählte zu demselben. Dieser Rath hielt sogleich einen Umzug durch die Stadt.

Die Freude der Warschauer steigerte sich dadurch zum höchsten Grade patriotischer Begeisterung. Der Administrationsrath wurde von den ersten Bürgern der Stadt begleitet. Im ersten Gliede derselben ging der durch ganz Polen hochgefeierte achtzigjährige Dichter Niemcewicz, der zur Zeit des ersten polnischen Freiheitskampfes des unsterblichen Kosciuszko Adjutant und später dessen untrennbarer Freund und Leidensgefährte gewesen war. Hier und dort warfen sich Leute vom Volke freudetrunken in zärtlicher Verehrung vor ihm nieder, und ein alter Bürger, der neben ihm schritt, fiel ihm ein Mal über das andere unter einem Strome von Freudenthränen, die auch andere Augen naß machten, mit dem Ausrufe um den Hals:

— Bruder, Du strittest ja auch mit Kosciuszko für unsere Freiheit, Du warst ja sein Adjutant!

Nach dieser ersten Thätigkeit des Administrationsrathes kehrte Kasimir Ubryk in seinen Palast zurück. Er war aber nicht allein sondern brachte noch in einem Gefährte seinen schwerverwundeten Sohn mit.

Freudig eilten ihm die Diener entgegen und küßten ihm, als einem Helden und Befreier Polens, in dankbarer Rührung die Hände. Er dankte ihnen bewegt und richtete an dem ihm zunächst stehenden Kammerdiener Otto die Frage:

— Wo befindet sich meine Gemahlin? Ist sie wohl?

— Die gnädige Frau hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und läßt Niemand vor.

— Holt inzwischen eine Tragbahre, damit wir meinen Sohn

hinausschaffen können. Der Arzt wird sogleich erscheinen und Euch die nöthigen Weisungen geben.

Während der Wagen mit dem Verwundeten in den Hof fuhr und von den Bedienten theilnahmsvoll umringt wurde, schritt Kasimir eilig die Treppen hinauf. Er klopfte an der Thüre von Elkas Gemache und bat dringend eingelassen zu werden.

Die Thüre öffnete sich zwar, allein kein freundlicher Gruß empfing ihn. Elka wandte sich schweigend von ihm ab und that, als ob sie ihn nicht sähe. Ruhig legte Kasimir das Schwert und die Pistolen ab und näherte sich seiner Gemahlin.

— Meine Elka, Du bist traurig? fragte er sie mit sanfter Stimme. Ist Dir in meiner Abwesenheit etwas Uebles widerfahren?

Keine Antwort.

— Warum antwortest Du mir nicht? Grollst Du mir?

— Ja, erwiderte Elka fest.

— Und warum das?

— Weil Du kein Mann bist. Frau und Kinder verließest Du in so gefährlichem Augenblicke, uns der Gunst oder Ungunst des Schicksales preisgebend. Ist es des Mannes Aufgabe, die Familie in das Unglück zu stürzen, um das Vaterland durch einen nutzlosen Aufstand auch noch der wenigen Freiheiten, die es bisher besaß, zu berauben?

Kasimir runzelte finster die Stirne.

— Ha! rief er bitter. Und neun Jahre Sibirien? Bist Du nicht die Frau eines Polen? Soll ich mich hinter das Bett verkriechen, wenn die edelsten Männer der Nation ihr Blut vergießen?

— Ihr Männer denkt immer nur an das Vaterland und vergeßt die Familie. Was liegt Euch daran, wenn tausende der besten Mütter und Kinder vor Gram und im Elende zu Grunde gehen müssen, nur damit Ihr Eure Pläne durchführt? Kasimir, Du wirst es sehen: Ihr habt umsonst gekämpft! Polen für sich ist nicht im Stande, sich die Freiheit und Selbstständigkeit zu wahren. Polen ist verrathen, und darum wird immer wieder der Russe zurückkehren und es für sich beanspruchen. Und wenn die Russen in Warschau mit verstärkter Macht einziehen werden, dann, Kasimir, sind wir geächtet und dem Tode oder der Verbannung verfallen. Du bist ein Anführer der heutigen Bewegung geworden und das wird Dir Rußland nie verzeihen!

Kasimir entgegnete kein Wort; seine finstern Mienen zeigten aber, daß er mit den Worten seiner Gemahlin durchaus nicht einverstanden war. Mit verschränkten Armen stand er vor Elka und unterdrückte gewaltsam die harte Erwiderung, die bereits auf seinen Lippen schwebte.

— Du sprichst jetzt als Mutter, aber nicht als Polin, Elka begann er nach einer Weile. Doch lassen wir das jetzt, noch klebt Blut an meinen Kleidern, und Du wolltest jetzt mit mir über Nutzen oder Schaden rechten? Unten in einem Wagen liegt ein Held Polens, ein schwerverwundeter Streiter für das Vaterland; ihm schenken wir unsere Sorge.

— Was sagst Du, Kasimir? Ein Schwerverwundeter?

— Ja, Ladislaus, unser Sohn.

— Um Gotteswillen! Mein Sohn schwerverwundet! Und das sagst Du mit solcher Kälte?

— Ladislaus fiel im heiligen Kampfe für das Vaterland. Soll ich darüber trauern? Ein Pole opfert sich, seine Frau, seine Kinder bis herab zum Säugling — und erfreut sich, für sein armes Vaterland ein Opfer haben bringen zu dürfen!

Diese Worte sprach Kasimir langsam und mit tiefem Ernste. Noch nie war er Elka so als Mann erschienen, wie in diesem feierlichen Momente. Wie ein Held stand er vor ihr. Ein bisher unbekanntes Gefühl bemächtigte sich ihrer: die Hochachtung, welche die Schwäche des Weibes dem eisenstarken Charakter des Mannes unwillkürlich zollen muß. Allen Groll schwand damit aus ihrem Herzen; die Achtung vor dem Heroismus zwang sie, den Helden zu bewundern und zu lieben. Die Polin erwachte jetzt in ihr: mit aller Leidenschaft warf sie sich an die Brust des tapfern Gemahls, stolz, einen solchen Mann zu besitzen.

Kasimir küßte sie gerührt auf die Stirne und sagte:

— Komm, meine Elka, laß uns zu unserm Sohne gehen.

Die beiden Gatten begaben sich hinab in den Hof. Ein Arzt war bereits anwesend und eben beschäftigt, auf den in der Eile als Tragbahre herbeigebrachten Divan den Schwerverwundeten heben zu lassen. Als dies mit aller Vorsicht geschehen war, wurde Ladislaus hinauf in sein Zimmer getragen.

Elka wollte sich vor Schmerz auf den leblos ausgestreckten Sohn werfen; allein sie wurde von Kasimir daran verhindert. Beim An-

blicke der furchtbaren Kopfwunde drohte sie in eine Ohnmacht zu fallen; ihr mütterliches Herz konnte diesen Schlag kaum ertragen. Weinend und jammernd folgte sie in das Zimmer.

Der Arzt ließ Ladislaus entkleiden und wusch dann die Wunde mit einem Schwamme aus. Bei der leisesten Berührung zuckten die Gesichtsmuskeln des Besinnungslosen, Verwundeten schmerzlich. Es zeigte sich, daß das Hinterhaupt tief gespalten war. Nach der Reinigung der Wunde legte der Arzt den nöthigen Verband an und verordnete Eisüberschläge.

— Ist die Wunde tödtlich? fragte Kasimir den Arzt.

Dieser zuckte die Achseln, als ob er nichts Gutes sagen könne und doch Anstand nehme Schlimmes zu prophezeien. Das Achselzucken eines Arztes bedeutet immer soviel wie ein Todesurtheil, und das begriff auch Kasimir.

— Sie geben also keine Hoffnung auf Wiedergenesung mehr?

— Nein, die Wunde ist absolut tödtlich. Die edelsten Theile sind verletzt. Wenn der Kranke aus seiner Besinnungslosigkeit erwachen wird, so ist es nur das letzte Aufflackern des Geistes, der dann für immer seine Thätigkeit einstellen wird.

Darauf verabschiedete sich der Arzt mit dem Versprechen, nach einigen Stunden wieder nachsehen zu wollen. Der Bitte Kasimirs im Palaste eine Wohnung zu beziehen, entsprach er deßhalb nicht, weil seine Hilfe auch noch für viele andere Verwundete beansprucht werde.

Als Elka sich von der ersten Bestürzung erholt und etwas gefaßt hatte, durchschnitt ein neues Weh ihr Herz. Ueber dem Empfange ihres Gemahls und dem Schmerze über den unglücklichen Ladislaus hatte sie die noch immer nicht zurückgekehrte Barbara aus den Augen verloren. Jetzt fiel ihr aber die Angst über das räthselhafte Verschwinden des Mädchens doppelt schwer auf die Seele. Sie konnte es kaum über sich bringen, ihren Gemahl davon in Kenntniß zu setzen.

— Noch hat unser Unglück kein Ende, Kasimir. Nicht genug, daß unser armer Ladislaus tödtlich darniederliegt, auch Barbara ist seit gestern Abends verschwunden und Niemand hat sie mehr gesehen.

— Meine Tochter Barbara? Ist das möglich? Was ist vorgefallen?

— Barbara wollte Dir durchaus folgen, als Du uns verließest.

Das Mädchen hat mich plötzlich belehrt, daß es Deine Erzählungen über das unglückliche Vaterland und Deine Leiden in Sibirien lebhaft ihrem Geiste eingeprägt und sich im Stillen zu einer begeisterten Patriotin herangebildet hat. Es brannte ihr ordentlich der Boden unter den Füssen, als sie die Schüsse und das Geschrei draußen in der Stadt toben hörte. Ich untersagte ihr alle Gedanken an einer Theilnahme an diesem Aufstande, dachte aber an nichts weniger als an eine Flucht. Während ich nun die Kammerfrau suchen ging und sie mit den beiden kleineren Mädchen in das Zimmer einschloß, zwang sie ihre Schwestern, ihr den Gläserschrank wegrücken zu helfen, der die Thüre in das frühere Kindszimmer verdeckte. Durch diese Thüre entfloh sie in meiner Abwesenheit, und als ich zurückkehrte, war sie nirgends mehr zu finden. Die zwei Thore waren verschlossen und von den Dienern bewacht, so daß Barbara durch diese nicht aus dem Palaste gelangen konnte; dennoch befinde sie sich nicht in demselben, da ich persönlich jeden Winkel durchsuchte. Ich fürchte nun sehr, sie sei in die Stadt entronnen und habe bei dem nächtlichen Kampfe irgend ein Unglück erlitten, weil sie noch nicht wieder zurückgekehrt ist. Wenn Barbara etwas zugestoßen, so ist das mein Tod. Der Kummer und die Besorgniß drücken mir fast das Herz ab.

— Meine Tochter eine kleine Heldin! rief Kasimir halb freudig halb schmerzlich aus. O ich bin stolz auf sie! Sie ist eine würdige Tochter Polens! Was aber ihr Schicksal anbelangt, so theile ich Deine Befürchtung, Elka. Es ist nur zu sehr möglich, daß das Mädchen inmitten des oft furchtbaren Gedränges der anschwellenden Volkshaufen halb erdrückt, wenn nicht bei den wechselnden Kämpfen von den Russen gar niedergeschossen wurde. Das wäre entsetzlich!

Elka brach in herzbrechenden Jammer aus. Sie machte sich die größten Vorwürfe, daß sie die Mädchen sich selbst, wenn auch nur auf kurze Zeit, überlassen habe. Ihre Verzweiflung kannte keine Grenzen.

Nur Mütter, welche ihre geliebten Kinder je einmal in ähnlichen Lagen wußten, können die Größe und Tiefe eines solchen die Seele zerreißenden Schmerzens ermessen. Für die verzweifelte Qual eines Mutterherzens kann keine Sprache die gehörigen Worte erfinden.

Alle Empfindungen lassen sich beschreiben, nur die eines zerrissenen Mutterherzens nicht.

XLVI.

Die Tochter des Regiments.

Wer kennt nicht das schöne französische Lied: La fille du regiment? Nicht nur drüben über dem grünen Rheine kann man es so oft mit Begeisterung von den Franzosen singen hören, auch bei uns, an der Ostsee und am Bodensee, hat es sich eingebürgert.

Eines Tages, nicht lange nach den vorerzählten Ereignissen, sprach man auch in ganz Warschau von der Tochter eines Regimentes. Suchen wir diese Tochter indes da auf, wo wir sie zuletzt verlassen haben, — hingestreckt an einer Barrikade, niedergestampft von Rossen und blutend aus tiefen Wunden.

Die einzige Barrikade, welche in der Schreckensnacht des 29. Novembers in einer Straße von Warschau nahe am königlichen Schlosse aufgetaucht, war unter den Stückkugeln der Russen in Trümmer zerstiebt. Mit der todesverachtenden Tapferkeit, welche die Russen in allen Kämpfen an den Tag gelegt haben, waren die Cuirassiere der Garde über die zerschossenen Trümmer hinweggesetzt und hatten, was ihr Pallasch nicht erreichte, mit ihren Rossen niedergetreten.

Auch die muthige Barbara hatte dieses Schicksal ereilt. Unter den Hufen eines Pferdes war sie in dem Augenblicke, als sie ihrem zum Tode verwundeten Bruder die polnische Fahne entwand, zu Boden gestampft worden und besinnungslos neben Ladislaus liegen geblieben.

Als mit Tagesanbruch die Russen auf drei Punkten aus der Stadt geworfen waren und mit dem Großfürsten abzogen, begannen die Bürger Warschaus die auf den Straßen liegenden Todten und Verwundeten aufzusammeln. Kasimir Ubryk, der heldenmüthige Vorkämpfer bei Solek, selbst regte bei dem Major Antonini zuerst dieses Werk der Nächstenliebe an. Er dachte wohl nicht daran, daß nicht allein sein Sohn Ladislaus, den er im Kampfe verloren hatte, sondern auch seine Tochter Barbara sich unter den hilflos Verwundeten befanden.

An der Barrikade lagen viele Leichen umher. Man kann sagen: Leichen, denn die meisten Verwundeten sind in ihrem bewußtlosen, todtähnlichen Zustände nur sehr schwer von wirklichen Todten zu unterscheiden, und wer schon auf einem Schlachtfelde gestanden, wird uns zugeben, daß nur die äußerste Vorsicht einen wirklich Entseelten von einem Schwerverwundeten zu unterscheiden vermag. Nichts ist daher ungerechtfertigter und herzloser, als die barbarische Hast, mit der man heutzutage die anscheinend leblosen Körper hingesunkener Soldaten in eine Grube zusammenwirft, und die Erde darüber scharrt. Wie viele Verwundete werden dadurch erst grausam getödtet! *)

In Warschau war dies glücklicherweise nicht der Fall. Die Verwundeten und Todten waren achtbare Bürger und zum großen Theile Familienväter, man hatte daher keine Eile, seine Lieben für immer in das Bereich der Todten zu zählen. Die Frauen, welche ihre Männer suchten und diese todt ausgestreckt liegen fanden, wollten vielmehr sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ihnen in der verflossenen Schreckensnacht ihr Theuerstes, ihr Liebstes geraubt worden war.

Die bei der Barrikade aufsammelnden Leute fanden auch Ladislaus und Barbara neben einander in einer großen Blutlache schwimmend. Ladislaus wurde sogleich von einigen erkannt und unter dem tiefsten Bedauern aufgehoben und in das nahe Haus eines Bürgers getragen, der ihn so lange bei sich aufnehmen und pflegen wollte, bis seine Eltern von der traurigen Lage ihres Sohnes benachrichtigt wären und ihre desfallsigen Wünsche kundgegeben hätten.

Barbara aber erkannte Niemand.

— Wem wird wohl dieses Mädchen gehören? fragte man sich.

— Es muß von armen Eltern stammen, meinten Einige. Die

---

*) Wir erinnern uns hier nicht nur des entsetzlichen Leichtsinnes preußischer Pioniere, welche während des Kampfes von Kissingen am 10. Juli 1866, unter dem heftigsten feindlichen Feuer ihre gefallenen Kameraden in einen Brunnen warfen und erst durch feindliche Schützen davon abgehalten werden mußten, sondern auch eines Vorfalles auf dem Schlachtfelde von Custozza, wo ein österreichischer Soldat in dem Augenblicke, als er in die Grube zu den Uebrigen geworfen werden sollte, ausrief: Ich lebe ja noch, Jesus Maria begrabt mich nicht! — der kommandirende Korporal aber befahl: Werft den Kerl nur hinein, er stellt sich nur so!!!

Kinder armer Leute wagen sich allein bei solchen Anlässen auf die Straße. Reiche Leute verwahren ihre Kinder, die ohnedies furchtsam erzogen werden, in solchen Zeiten sorgfältig.

— Das ist wahr riefen Andere. Das Mädchen ist jedenfalls die Tochter eines Arbeiters. Seht nur die Heldin, noch im Tode hält sie die Fahne Polens krampfhaft in der Hand! Ehret die Tochter Polens, welche tapferer war als alle Männer!

Die umstehenden Patrioten entblößten zum Zeichen ihrer Ehrerbietung und Hochachtung ihre Häupter. Es entstand eine feierliche Stille, während welcher alle Augen wehmüthig auf die kleine Fahnenträgerin gerichtet waren.

— Brüder, rief ein bärtiger Greis begeistert aus, so lange Polen solche Mädchen besitzt, ist es noch lange nicht verloren! Ehre der Nation, die solche Heldentöchter erzeugt!

Inmitten dieser ergreifenden Scene kam der patriotische Arzt Wengierski herbei, der bereits während des nächtlichen Kampfes allerorten seine menschenfreundliche Pflicht geübt hatte.

— Polen, sagte er zu den Umstehenden, als er das Mädchen mit der Fahne liegen sah, vergeßt vor Jubel über eine solche Heldin nicht die ihr gebührende Hilfe. Vor Allem thut Hilfe noth, wenn ihr das Leben noch nicht entflohen ist, und nicht begeisterte Worte.

— Das arme Mädchen ist bereits todt, erwiderte der silberhaarige Greis. Wir wollen es nebst der Fahne auf das Rathhaus bringen, wo die Gefallenen ausgestellt werden.

Der Arzt kniete zu der Jungfrau nieder und nahm ihr die Fahne aus der rechten Hand.

— Sie lebt noch! rief er aus. Seht wie die Finger zucken! Vielleicht kann sie noch gerettet werden. Wir müssen sie schnell in ein Haus bringen.

— Hieher zu mir, in dieses Haus! rief ein wild aussehender, berußter Arbeiter. Marie, wir nehmen das tapfere Mädchen zu uns. Helft mir es sachte in das Haus tragen.

Eine weinende Frau drängte sich heran zu ihrem Gatten, dem Arbeiter.

— Wir haben aber unsern Paul noch nicht gefunden, sagte sie zu ihm. Der arme Junge ist gewiß auch gefallen und liegt irgendwo hilflos. Heilige Jungfrau!

Unterdessen hatten schon einige Männer das Mädchen aufgehoben und trugen es dem vorangehenden Arbeiter nach in das gegenüberliegende Haus, das eine Menge Kugelspuren an seinem Aeußern trug und beim Barrikadenkampfe hart mitgenommen worden war. Der Arzt und die Frau des Arbeiters folgten in das Innere.

Das Mädchen wurde in ein Zimmer getragen und auf eines von den zwei Betten gelegt. Der Arzt nahm ihm sofort die Kleider ab, wusch das blutende Haupt und die Schultern und legte dann mit den ihm von der Arbeitersfrau herbeigebrachten Tüchern einen Verband an.

Das arme Mädchen ist bedenklich verwundet, sagte er. Die Stirne und der Nacken sind durch einen Hufschlag schwer verletzt, und wenn auch noch eine Rettung möglich ist, so dürfte doch das Gehirn zeitlebens unter der gewaltsamen Erschütterung leiden. Auch die linke Schulter ist eingedrückt, und es ist ein Wunder, daß das Schlüsselbein nicht zerschmettert wurde.

— Sterben muß dasselbe also nicht? fragte der rauhe biedere Arbeiter.

— Absolut tödtlich sind die Wunden nicht, aber immerhin lebensgefährlich. Das Leben hängt an einem Faden und bleibt es den nächsten Tagen anheimgestellt, die Entscheidung zu bringen.

— Kommt doch öfter und steht der Kranken mit Euerm ärztlichen Rathe bei, bat der Arbeiter. Ich werde es Euch schon bezahlen, wenn ich auch arm bin.

— Wer spricht vom Bezahlen? erwiderte der Arzt beleidigt. Ich werde meine Pflicht auch ohne Belohnung thun. Befolgt nur, was ich Euch sage, ich werde täglich zweimal nachsehen.

— Ich bitte Euch darum. Wahrscheinlich werdet Ihr noch meinen Sohn Paul behandeln müssen, denn ein Kamerad sagte mir, er habe Paul im Kampfe stürzen sehen. Wir wissen aber nicht, ist er todt oder verwundet, denn trotz allen Suchens konnten wir ihn bisher nicht finden.

— Heilige Maria, wende dieses Unglück von uns ab! stöhnte die Frau des Arbeiters.

— Tröstet Euch, liebe Leute, beruhigte der Arzt, Euer Sohn kann ja unversehrt geblieben und an der Rückkehr durch irgend einen Zufall verhindert sein. Man muß nicht immer gleich das Schlimmste glauben. Uebrigens könnt Ihr Euch auf dem Rathhause Gewißheit

verschaffen, wo seit Tagesanbruch alle Todten und Verwundeten zusammengebracht werden, damit ihre Familie sie dort suchen und abholen können.

Nach Ertheilung der nöthigen Verhaltungsmaßregeln bezüglich des Mädchens entfernte sich Doktor Wengierski, um seinen Beistand anderen Verwundeten zu leisten.

— Was fangen wir nur mit dem fremden Mädchen an? begann die Frau des Arbeiters. Du hast Dich wieder einmal von Deinem guten Herzen hinreißen lassen und nicht bedacht, daß wir selbst arme Arbeitersleute sind und von dem Erwerb Deiner Hände leben müssen. Wie oft sollte uns schon das Haus, das einzige, was wir besitzen, verkauft werden, und wenn in Folge der Revolution die Fabrikarbeit stockt, so sind wir ohne Brod, und das arme Mädchen muß mit uns darben.

Der Gatte schwieg. Wenn man sein Aeußeres betrachtete, den zerzausten Bart, der sein Gesicht umrahmte, die unter schwerer Arbeit hart gewordenen Züge seines Gesichtes, den Ruß, der dieses entstellte, die unsaubere Kleidung und die große Lederschürze, mit welcher von der Feuerarbeit weg zum Kampfe geeilt war, so hätte man freilich nicht das gute Herz hinter ihm gesucht, von welchem seine Frau gesprochen. Welchen argen Täuschungen sind aber oft diejenigen ausgesetzt, welche gewohnt sind, nur bei einem schön gescheitelten, sauber gekleideten und behandschuhten Herrn ein mitfühlendes erbarmendes Herz zu suchen, einem Arbeitersmanne aber mit seinem demokratischen Barte und rauhem Kittel kein edleres, höheres Gefühl zuzutrauen! Das Vorurtheil höherer Stände ist es, der „Canaille", die das ganze Jahr hindurch rüstig schaffen und produziren muß, das Herz und den Edelsinn abzusprechen; und wie wenig trifft man gerade in jenen stattlichen Palästen, die Gefühle, welche ein mildes theilnehmendes Herz beweisen. Ein besserer Mensch ist der Bauer bei all seiner dummen Brutalität und seinem Funken barmherzigen Sinnes, als der hoch zu Roß umhertummelnde Cavalier mit seinem feinen delikaten Anstande, seiner säuselnden Stimme und seinem — steinharten, für jedes Gefühl ertödteten Herzen.

— Marie, sagte der Arbeiter zu seiner Frau, Gott hat uns bisher immer dann geholfen, wenn die Noth am höchsten war, er wird uns auch jetzt nicht hungern und darben lassen. Wir haben zwar nicht viel, aber theilen wir unser Weniges mit dem armen

Mädchen. Vielleicht haben sich auch andere Leute unseres Pauls erbarmt und in ihr Haus einstweilen aufgenommen.

Wenn man uns aber Paul verwundet bringt, lieber Mann, so müssen wir den Arzt für zwei Kranke bezahlen. Ich würde ja gerne Alles was ich habe, dem Mädchen geben, allein ich weiß wie schwer Du Dir das Geld verdienen mußt, und fürchte nur, eine angestrengtere Arbeit könnte am Ende Deiner Gesundheit schaden. Auch haben wir nur zwei Betten; ward Paul wirklich verwundet, so müssen wir ihm das andere Bett einräumen, und Du mußt nach des Tages harten Mühen auf dem bloßen Boden ausruhen.

— Thut nichts, Marie. Das macht mir Alles keine grauen Haare. Laß Gott sorgen für uns. Bewache mir nur das Mädchen daß ihm nichts abgehe, wenn es etwas brauchen sollte; ich gehe jetzt meinen Paul suchen, bis ich ihn gefunden habe.

— Mein Gott, gib, daß er ihn wieder gesund und unversehrt zurückbringt! betete die Frau, während sich ihr Mann entfernte.

Das Zimmer, in welchem sie bei dem verwundeten Mädchen zurückblieb, war sehr geräumig. Zwei Fenster gaben dem Lichte Eingang und gewährten die Aussicht auf die Straße, welche im Verlaufe der letzten Nacht der Schauplatz so blutiger Ereignisse geworden war. Außer den zwei Betten, in deren einem das unbekannte Mädchen lag, bildeten noch ein großer Tisch, einige Bänke und ein Kleiderschrank das ganze Mobiliar. Der Heerd in der einen Ecke stellte mit den verschiedenen auf ihm herumstehenden Töpfen zugleich die Küche vor. Die Wandflächen schmückten ein geschnitztes Cruzifix, ein Bild des heiligen Josef und der heiligen Maria, und in der Mitte zwischen diesen hing das Brustbild des — Großfürsten Constantin Cesarewitsch.*)

Als die Frau sich allein bei dem Mädchen befand, untersuchte sie aus Neugierde die abgelegten Kleider desselben. Der Oberrock war vielfach beschmutzt und zerrissen; die andern Kleidungsstücke aber zeigten ihr sogleich, daß das Mädchen nicht von armen Eltern stammen könne. Sie fand überall die Buchstaben B. U. eingestickt.

---

*) Auf Befehl des Großfürsten mußte in jedem Hause Polens sein Bildniß neben dem der hl. Maria, der Schutzpatronin Polens, aufgehangen werden. Auch ein Cäsarenwahn!

Das verleitete sie, auch in den Rocktaschen nachzuforschen. Außer einem mit den gleichen Anfangsbuchstaben gezeichneten Taschentuche fand sie nur einen schräg abgerissenen Zettel, aus dessen wenigen Worten durchaus nichts zu enträthseln war.

Einige Zeit darauf kam der Mann wieder zurück. Auf seinem Gesichte lag ein schwermüthiger Ausdruck und unter den buschigen Wimpern glänzten ein Paar große Thränen. Sein innerer Schmerz ließ ihn nicht gleich zu Worte kommen. Der Schmerz eines Mannes ist um so tiefer und erschütternder als er sich nicht wie beim Weibe in Worten erleichtern kann, sondern gewaltsam in der Brust einschließen und langsam austoben muß.

— Hast Du Paul noch nicht gefunden? fragte nach einer Weile die Frau mit Zaudern.

— Ja, ich habe ihn gefunden.

— Wo ist er? Ist ihm etwas begegnet?

— Marika, erschrick nicht. Paul ist — ist —

— Todt? rief die Frau, entsetzt von der Bank neben dem Bette aufspringend.

— Ja, er ist todt. Gott hat es so gewollt.

— Heilige Jungfrau! Mein Paul ist todt!

— Gott hat ihn zu sich genommen, Paul ist gefallen für das Vaterland. Eine Kugel hat ihm die Stirne zerschmettert. Weine nicht so, Marika, sonst muß ich auch weinen. Ich meine, ich muß vor Weh und Herzeleid vergehen um den braven fleißigen Jungen.

— O Paul! Mein Paul! Warum hast Du mir nicht gefolgt, als ich Dich zurückhalten wollte!

Die Frau weinte bitterlich. Schweigend stand ihr Mann neben ihr und wischte sich eine Thräne nach der andern aus den Augen, als ob er mit Gewalt den Born der Erleichterung, wie ein Dichter so schön die Thränen nennt, zurückdrängen möchte.

— Warum hast Du den Unglücklichen nicht mitgebracht? Wo liegt er?

— Droben auf dem Rathhause. Ich habe zuerst dorthin meine Schritte gelenkt und ihn leider unter den vielen in einem Saale ausgestellten Leichen gefunden. Sie werden heute Abend alle begraben, die Todten, auch mein Paul. Das ganze Volk wird sie zu Grabe geleiten, denn sie sind Helden, die für die Freiheit und das Vaterland gestorben sind. Wenn Du Paul nochmals sehen willst, so gehe

hinauf auf das Rathhaus, ich halte unterdessen Wache bei dem Mädchen.

Weinend und händeringend enteilte die Mutter, ihren todten Sohn nochmals sehen und dem geliebten Kinde den letzten Kuß auf die blutige Stirne drücken zu können.

Der Vater saß unterdessen, das Haupt auf die Brust herabgesenkt und hingegeben dem Schmerze, lautlos neben dem Bette des Mädchens. Er mochte so eine Weile in dumpfer Betäubung vor sich auf den Boden hingestarrt haben, als die Thüre aufging und Doktor Wengierski eintrat.

— Warum seid Ihr so niedergeschlagen, mein Lieber? fragte dieser theilnahmsvoll, als er das bleiche Antlitz und die trüben Augen des Mannes sah. Ganz Warschau feiert heute das Jubelfest der Befreiung, nur in Euerm Hause scheint Trauer und Kummer zu herrschen.

— Mein Junge ist von den Russen erschossen worden. Er war so anständig und gut, der brave Paul, und lieferte, wenn er eine Woche gearbeitet hatte, seinen Lohn bis auf den letzten Pfennig seiner Mutter aus, um ihren Kummer zu lindern.

— Ich weiß Euern gerechten Vaterschmerz zu würdigen; aber da Euer Sohn im Kampfe für das heiligste Gut des Vaterlandes, für die Freiheit, einen ehrenvollen Tod fand, so sollt Ihr Euern Schmerz mäßigen. Das Vaterland wird stolz auf solche Väter sein, welche ihre Söhne für seine Freiheit hingaben.

— Ihr habt Recht, Doktor. Das Elternherz sträubt sich zwar nach dem Gebote der Natur, allein das Vaterland darf solche Opfer von ihm fordern.

— Was macht das Mädchen?

— Bis jetzt hat es noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Es liegt noch gerade so da, wie Ihr es in das Bett gelegt habt.

Der Arzt untersuchte den Verband und fühlte dann den Puls.

— Die Arme liegt in einem heftigen Wundfieber, sagte er dann. Wenn sie daraus erwacht, so wird eine Besserung eintreten. Wißt Ihr nicht, wessen Eltern Kind sie ist?

— Doch, sie ist die Tochter eines Fabrikarbeiters. Ein solcher suchte heute sein während des Aufstandes verloren gegangenes Mädchen, wie ich erfuhr. Ich ließ ihm sagen, daß ich es in verwunde-

tem und bewußtlosen Zustande bei mir untergebracht hätte, und er kommen möge sein Kind zu besuchen.

Der Arzt verabschiedete sich mit dem Versprechen am nächsten Tage wieder zu kommen.

Am Abende dieses denkwürdigen Tages fand unter ungeheuerem Volkszudrange die feierliche Beerdigung der in dem Freiheitskampfe gefallenen Kämpfer statt. Auch der brave Arbeiter begleitete seinen Sohn Paul zu dem großen gemeinsamen Grabe, das die tapfern Polensöhne aufnahm. Diese traurige Feier dämpfte in allen Herzen den Siegesjubel über die mit so vielem und edlem Blute errungenen Erfolge.

Doktor Wengierski begab sich, als er das armselige Zimmer des Arbeiters verließ, geradewegs in den Palast Zolkiewicz. Er hatte ja heute auch dorthin einen Schwerverwundeten geleitet, Ladislaus.

Er fand den Kranken nicht besser. Ladislaus war aus seiner starren Betäubung noch nicht erwacht, und bei wiederholter Untersuchung der Wunde überzeugte er sich, daß an eine Rettung nicht mehr zu denken sei. Seine Hilfe mußte sich darauf beschränken, das verlorne Bewußtsein zurückzurufen und die Schmerzen des Kranken möglichst zu lindern.

Elka befand sich in größter Verzweiflung. Ihr Gemahl hatte alle Mühe, die wilden leidenschaftlichen Ausbrüche ihres Schmerzes zu besänftigen. Sie rief den ganzen Tag nach ihrer Barbara und versank über das Verschwinden der Tochter und das Unglück des Sohnes in die größte Schwermuth.

— Haben Sie nirgends von einem aufgefundenen Mädchen gehört, lieber Doktor? fragte sie Wengierski. Meine Tochter Barbara verschwand in der verhängnißvollen Nacht, und ich bin untröstlich über ihr Ausbleiben.

— Merkwürdig! Dieser Fall ist nicht der einzige; ich verband heute ein Mädchen, die ihrem Vater in den Kampf folgte und mit erheblichen Verletzungen auf der Straße gefunden wurde.

— Großer Gott, wenn das meiner Barbara geschehen wäre! Ich weiß meines Jammers jetzt schon gar kein Ende. Wem gehörte das Mädchen?

— Einem Fabrikarbeiter, der sie schon den ganzen Tag suchen soll. Auch andere Eltern fragen und fahnden nach ihren Kindern.

Es läßt sich denken, daß Elka durch diese Mittheilung nur noch mehr beunruhigt wurde.

Sie quälte sich und Kasimir mit den schlimmsten Befürchtungen und hielt es für ausgemacht, daß Barbara getödtet und in die Weichsel geworfen worden sei. Sanguinische Naturen begnügen sich nicht blos damit, in ungewissen Verhältnissen sofort den schlimmsten Fall anzunehmen, sondern auch fest daran zu glauben und das Unglück womöglich noch zu vergrößern.

Der Tag ging vorüber und Barbara wurde nicht gefunden. Alle Bedienten waren mit dem Befehle nach ihr ausgeschickt worden, Haus für Haus abzufragen und nicht eher zurückzukehren, bis sie nicht wenigstens eine Spur von dem Mädchen gefunden hätten. Kasimir selbst hatte auf dem Rathhause bekannt geben lassen, daß er seine Tochter vermisse. Alle Bemühungen erwiesen sich jedoch als vergeblich.

Die Bedienten hatten sich, in der Meinung, ihre Sache recht geschickt zu machen, in die verschiedenen Viertel der Stadt vertheilt und jeder innerhalb des ihm zugewiesenen Rayons genaue Erhebungen gepflogen.

Wie aber dem Leben gar mancher Reiz verloren ginge, wenn nicht der böse Kobold Zufall seinen seltsamen Schabernack triebe, hatte Otto, welcher das Schloßviertel absuchte, gerade das anspruchslose Haus des Arbeiters übergegangen, in welches Barbara verbracht worden war. In allen andern Häusern fragte er getreulich nach, erhielt aber natürlich nirgends den gewünschten Bescheid. Die Leute waren alle an diesem Tage so mit sich selbst beschäftigt, daß sie nicht einmal auf ihren nächsten Nachbar Acht gaben.

— Wenn man etwas sucht, findet man es sicher nicht, sagten sie und kehrten spät Abends gemeinsam in den Pallast zurück. Elka aber jagte sie sofort wieder in die Stadt zu neuen Erhebungen.

In dem Bewußtsein, das Mögliche bereits geleistet zu haben, verschworen sich die treuen Bedienten, setzten sich unter Anführung Ottos in eine Schenke und feierten bei Wodky die Befreiung des Vaterlandes und die Wiederkehr der Freiheit.

Erst des andern Morgens kehrten sie in den Pallast zurück, und damit sie diesesmal günstiger aufgenommen würden, gab Otto an, man habe Barbara mehreremale während des Kampfes an verschiedenen Orten gesehen, dann aber sei man ihrer nicht mehr ansichtig

geworden. Diese Nothlüge bedeutete nun freilich nichts und brachte kein Licht in das ungewisse Dunkel, allein die Bedienten durften wenigstens einige Zeit bleiben und ausruhen.

Am nächsten Mittage starb Ladislaus an seiner im Kampfe erhaltenen Wunde. Er war nicht mehr zum Bewußtseine gelangt. Aus einer Erstarrung war er in die andere übergegangen.

Das Herzeleid Elkas grenzte an Verzweiflung. Sie hatte Ladislaus, wenn er auch die Frucht eines unerlaubten Umganges war, wie sich die Beichtspiegel in den Gebetbüchern zum Entzücken der alten Weiber so klassisch ausdrücken, dennoch herzlich geliebt. Sie hatte längst vergessen, in ihm den Sohn des Jesuiten zu sehen. Glich ja Ladislaus seinem Vater nur an seiner Gesichtsbildung, keineswegs aber an den Eigenschaften des Gemüthes. Er war ein offener gerader Mann gewesen, sein Charakter hatte einen wohlthuenden Gegensatz zu dem tückischen, katzenartig lauernden Wesen seines geweihten Vaters gebildet.

Zwei Tage darauf wurde Ladislaus in die kühle Gruft gesenkt. Eine Menge Volkes, insbesondere die Mitglieder der Studentenverbindung, gaben dem tapfern Kämpfer für die Freiheit des Vaterlandes und dem guten Kameraden das letzte ehrende Geleite. Mit ihm wurde die letzte lebendige Sünde des Jesuiten begraben!

Verlassen wir diese Stätte des Grauens, an welcher Niemand gerne verweilt, und kehren wir in die ärmliche Hütte des Arbeiters zu unserer Heldin zurück.

Der Mann war wieder zur Arbeit gegangen, weil sein tägliches Brod von der Arbeit seiner Hände abhing. Seine Frau Marika hatte er am Bette des kranken Mädchen zurückgelassen.

Doktor Wengierski nahm lebhaften Antheil an dem Befinden der verwundeten Jungfrau. Bei seinem vierten Besuche fand er zu seiner Freude, daß das Wundfieber im höchsten Stadium sich gebrochen hatte und die verlorne Besinnung theilweise zurückgekehrt war.

Seinen Bemühungen gelang es, eine rasche Besserung herbeizuführen. Nach acht Tagen begannen die Wunden sich bereits zu schließen, und Wengierski erklärte alle Gefahr für vorüber.

Dennoch hatte sich mit der Wiederkehr des Bewußtseins die Sprache noch nicht eingefunden. In Folge des heftigen Trittes auf den Nacken blieben die Zunge und durch die Verletzung der Schulter die linken Extremitäten gelähmt.

Vierzehn Tage waren bereits seit der Schreckensnacht des 29. Novembers verflossen. Immer noch lag Barbara in der Stube des Arbeiters, dessen Frau getreulich an ihrem Schmerzenslager wachte. Die Heilung ihrer Wunden machte rasche Fortschritte, nur die Zunge und der Arm verloren noch immer ihre Lähmung nicht. Barbara hörte zwar Alles, was gesprochen wurde, sah sich jedoch außer Stande, sich selbst verständlich zu machen.

Nach Verfluß dieser zwei Wochen kam Doktor Wengierski einmal in ungewöhnlicher Aufregung zur Visite. Nachdem er seine ärztlichen Untersuchungen beendet und weitere Vorschriften ertheilt hatte, wandte er sich an Marika:

Sagt mir doch, liebe Frau, wißt Ihr noch immer nicht, wer die Eltern des Mädchens sind?

— Nein.

— Es ist mir längst aufgefallen, daß die betreffenden Eltern ihr Kind so lange in fremden Händen lassen können. Euer Mann sagte mir, ein Fabrikarbeiter wäre der Vater des Mädchens.

Barbara schaute bei diesen Worten den Doktor mit großen Augen an. Sicher mußte es ihr sehr schwer fallen, jetzt ihrer Sprache nicht mächtig zu sein.

— Wir glaubten das anfangs, erwiderte die Frau. Als der Fabrikarbeiter, ein Kamerad meines Mannes, kam, sah er, daß es sein Mädchen nicht war. Wir beschlossen nun, dasselbe so lange zu behalten, bis nachgefragt würde und sich die Eltern selbst hervorthäten.

— Seit jener Nacht wird bereits jeden Tag die ganze Stadt von gewissen Eltern durchsucht. Ich komme gerade vom Rathhause, wo zwei große Belohnungen auf die Auffindung des Mädchens ausgeschrieben stehen. Der angegebenen Personalbeschreibung nach ist es sicher dieses. Die ganze Stadt spricht davon, Alles will sich die Belohnungen verdienen, die ganze Weichsel wird von den Fischern aufgewühlt, und Ihr solltet noch nichts erfahren haben?

— Keine Silbe. Mein Mann arbeitet den ganzen Tag über in der Fabrik auf Solek, und kommt erst spät Abends nach Hause. Ebensowenig verließ bisher ich das Haus, weil ich fortwährend bei dem Mädchen wachte. So war es allerdings möglich, daß wir bis jetzt nicht erfuhren, daß das Mädchen gesucht werde.

— Die Wäsche und die Kleider sollen mit den Buchstaben B. U. versehen sein, wie die Ausschreibung sagt.

— Hier sind sie, ich kann nicht lesen.

— Ja, ja, es sind gerade diese Buchstaben. Seht, dieses Mädchen ist das gesuchte. Ich kenne ihre Eltern sehr wohl und will gleich gehen, ihnen die freudige Nachricht zu bringen.

Der Doktor eilte davon. Allein nach wenigen Augenblicken kam er wieder zurück und trat an das Bett der Kranken.

— Ich muß volle Gewißheit haben, sagte er. Liebes Fräulein, wenn Sie hören, was ich sage, so öffnen Sie gefälligst den Mund ein wenig, als wollten Sie reden.

Barbara that dies, wobei ein freudiger Zug ihr bleiches Antlitz überflog.

— Ich danke Ihnen, Fräulein. Geben Sie mir noch gütigst dieselbe Antwort auf die Frage: Sie heißen Barbara?

Barbara öffnete ihre Lippen, wie wenn sie Ja sagen wollte.

— Meinen besten Dank. Hüten Sie sich nur vor jeder Aufregung, vermeiden Sie jede, auch die geringste Bewegung, mein bestes Fräulein. Ich werde sofort Ihre untröstlichen Eltern über Ihren Aufenthalt und Ihr Befinden in Kenntniß setzen.

Der gute Doktor lief bei den letzten Worten zur Thüre hinaus, denn offenbar lag ihm sehr viel daran, den Eltern zuerst die freudige Kunde zu hinterbringen und damit ihren zerrissenen Herzen den köstlichsten Balsam einzuträufeln. War er ja selbst mit großer Familie gesegnet, und wußte also, was für unsägliche Leiden Elternherzen oft erdulden müssen. Nach kurzer Zeit erreichte er den ihm wohlbekannten Palast Zolkiewicz.

— Spannt gleich die Pferde an den Wagen, rief er dem eben unter dem Thore stehenden Kammerdiener Otto zu. Das Fräulein ist gefunden.

— Das Fräulein ist gefunden, Herr Doktor? Gott, wo ist sie?

Der brave Wengierski stürmte aber schon die Treppen hinauf und nahm sich keine Zeit zur Antwort. Der Kammerdiener eilte sogleich in die Ställe und erzählte vor Freude zuerst den Pferden, dann erst den Kutschern die frohe Mähre.

Ohne anzuklopfen stürzte der Doktor in das Familienzimmer, so daß Elka erschrecken auffuhr und Kasimir voll Verwunderung den Eindringling betrachtete.

— Ihre Fräulein Tochter — keuchte Wengierski, wegen Mangels an Athem in seiner Rede innehaltend.

— Was gibt es, Herr Doktor? fragte ihn Elka vor Angst erbleichend. Sprechen Sie, reden Sie. Barbara ist doch nicht —

— Ja, ja, sie ist — der verdammte Athem, kann kaum zur Sprache kommen, bin zu stark gelaufen —

— Sprechen Sie doch, um Gotteswillen, was ist los?

— Sie ist gefunden!

— Barbara? rief Kasimir freudig aus.

— Ja, ja, Ihre Fräulein Tochter. Ach, bin ich gelaufen. Dabei rang der Doktor fortwährend nach Athem.

Elka war inzwischen an ihn herangetreten und hatte ihn vor Begierde beim rechten Arme gefaßt.

— Lebt meine Barbara noch? Wo ist sie?

— Sie lebt, ja, ja, aber —

— Um Gotteswillen, was aber? Sprechen Sie doch aus, Herr Doktor!

— Sie sollen Alles erfahren, sogleich, wie ich ordentlich athmen kann. Aber zuvor muß ich Sie noch um die Belohnung für die Auffindung bitten, und zwar —

— Gewiß, gewiß, Sie werden noch darüber belohnt werden, aber sagen Sie nur, wo Barbara ist.

— Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Nicht für mich will ich um die verheißene Belohnung bitten, sondern für die armen Leute, welche Ihre Fräulein Tochter bisher mit aller Sorgfalt gepflegt haben.

— Mein Gott, „gepflegt“ sagen Sie? fragte Elka vor Ungeduld fast vergehend. Was ist doch dem Mädchen zugestoßen?

— Die guten Leute sollen reichliche Entschädigung und Alles erhalten, was sie verlangen, sagte Kasimir. Auch Sie werde ich trotz Ihrer Bescheidenheit nicht vergessen, lieber Doktor.

— Danke, die Leute sind arm und können eine Unterstützung brauchen. Erlauben Sie mir, mich etwas niederzulassen, denn ich bin in Folge der Eile, mit der ich Ihnen diese Kunde bringe, todtmüde.

— Nehmen Sie nur Platz, Herr Doktor, aber theilen Sie uns endlich etwas von Barbara mit! sagte Elka ihn auf den Divan führend.

Doktor Wengierski lächelte selbstzufrieden, als er sich auf den Divan gesetzt hatte; denn er hatte bisher absichtlich so lange mit einer Erzählung gezögert, weil er die Eltern erst vorbereiten und so das Schädliche eines so plötzlichen Umschlages von Schmerz und Trauer in Freude und Jubel abwenden wollte. Auf die wiederholte Bitte Kasimirs ließ er sich endlich herbei, die näheren Umstände zu erzählen.

— Ihre Fräulein Tochter, begann er, lebt, aber sie ist sehr krank. Sie wurde von dem Fabrikarbeiter und seiner Frau, in deren Behausung sie noch darniederliegt, nach der furchtbaren Nacht des 29. Novembers für todt an der Barrikade aufgehoben, bei der sie sich, wie ich erst heute auf dem Rathhause erfuhr, so sehr ausgezeichnet haben soll. Zufällig kam ich gerade des Weges, nahm ihr die Fahne aus der Hand, und ließ sie zu den Leuten verbringen, welche aus Mitleid darum baten. Seither behandelte ich das arme Fräulein, welches durch Pferdehufe schwer am Haupte und der linken Schulter verwundet wurde, ohne daß es mir aber in den Sinn gekommen wäre, Ihre Tochter in ihr zu vermuthen. Der Fabrikarbeiter hielt sie für das Kind eines Kameraden und ich glaubte selbst daran, bis ich heute auf dem Rathhause die Ausschreibung und die angegebenen Kennzeichen las. Von da an hegte ich keinen Zweifel mehr daran, daß Ihre Tochter meine Patientin sei, überzeugte mich nochmals von der Wahrheit und eilte hieher, Ihnen das anzuzeigen.

— Mein Gott, rief Elka, so hat doch mich meine Ahnung nicht betrogen! Ich wußte es, daß ihr ein Unglück begegnet sei. Können wir die arme Barbara nicht sehen? Wir fahren sogleich hin zu den Leuten und nehmen sie mit uns nach Hause.

— Aber ich mache Sie aufmerksam, daß der Transport mit möglichster Vorsicht stattfinden muß, denn das Fräulein darf sich noch nicht bewegen und kann auch nicht sprechen, weil die Zunge noch gelähmt ist.

— Entsetzlich! Das arme Kind! Ich leide mehr als sie.

Kasimir und Elka warfen sich schnell in ihre Kleider und stiegen in den bereits ihrer harrenden Wagen. Die freudigen Gesichter der Bedienten verriethen ihnen, daß diese bereits um das freudige Ereigniß wußten. —

Während Doktor Wengiersky in den Palast Zolkiewicz geeilt war, hatte Marika nach ihrem Manne geschickt. Der Umstand, daß

der Doktor die Kranke plötzlich mit Fräulein angesprochen und die Namenszeichnungen mit so großer Befriedigung betrachtet hatte, bestätigte ihre länger gehegte Vermuthung, daß das Mädchen von bessern Eltern stammen müsse, als sie und ihr Mann anfangs geglaubt hatte. Gewohnt, nichts ohne ihren Mann zu thun, ließ sie ihn durch einen Gassenjungen von der Fabrik holen. Er war eben in das Zimmer getreten, als ein Wagen vor dem Hause vorrollte und anhielt.

Gleich darauf trat der Doktor in das Zimmer ein und eine Dame folgte ihm. Elka stürzte ohne Umstände gegen das Bett, in welchem Barbara lag, ohne daß es der Doktor hätte verhindern können.

Als der erste Sturm ihres leidenschaftlichen Schmerzes vorüber war, nahm Doktor Wengierski das Wort.

— Das sind die braven Leute, gnädige Frau, welche obwohl selbst arm und des Nothwendigen entbehrend, Ihre Fräulein Tochter zu sich aufnahmen. Ihren eigenen Sohn verloren sie in derselben Nacht durch eine feindliche Kugel und trotz des eigenen Schmerzes blieb ihr Herz doch dem fremden Mädchen geöffnet.

Jetzt erst erhob sich Elka von ihrer Tochter und betrachtete sich den Mann und seine Frau, welche bisher schweigend in einer Ecke gestanden waren. Fast erschrack sie bei dem vom Ruße geschwärzten Gesichte des robusten Arbeiters. Dennoch trat sie auf ihn zu und reichte ihm freundlich die Hand.

— Danke es Euch der Himmel, was Ihr meiner Tochter Gutes gethan, ich kann es Euch nimmer vergelten. Mein Herz ist zu bewegt, als daß ich Euch jetzt danken könnte.

Unter einem neuen Strome von Thränen wandte sie sich wieder zu ihrer Tochter.

— Barbara! Barbara! Was hast Du mir und Deinem Vater angethan! Muß ich Dich so wieder sehen! Armes, armes Kind.

— Mutter! lallte jetzt Barbara, welche in diesem Augenblicke, im Uebermaße der Freude und Aufregung ihre Sprache wieder erhielt.

— Genug des Schmerzes, gnädige Frau, mischte sich der Doktor ein. Bringen Sie mir meine Patientin nicht ganz aus der Fassung; das darf ich nicht dulden.

— Kasimir umarmte inzwischen in der Aufwallung seines väterlichen Herzens den wackern Arbeiter und drückte dessen Frau Marika

herzlich die Hände. Er fühlte sich vor Rührung kaum im Stande, ihnen für die Aufopferung zu danken. Der Arbeiter bat, das Mädchen noch so lange behalten und pflegen zu dürfen, bis es transportfähig wäre.

Obwohl Doktor Wengierski diesen Vorschlag befürwortete, so gab ihm Elka und Kasimir doch keine Folge. Beide bestanden auf der sofortigen Ueberbringung ihrer Tochter in das elterliche Haus.

Während aus den bereits mitgebrachten Kissen ein weiches Lager nach Anordnung des Arztes im Wagen zubereitet wurde, setzte Kasimir dem erstaunten Arbeiter auseinander, daß nicht nur er eine Belohnung von 3000 Gulden auf die Auffindung des Mädchens ausgesetzt und auf dem Rathhause hinterlegt, sondern auch der Magistrat Warschaus eine besondere Prämie von 1000 polnischen Gulden dem Finder versprochen habe, weil sich nach den übereinstimmenden Aussagen von Augenzeugen die Jungfrau als eine Heldin im Kampfe bewährt und mit der Fahne der Freiheit in der Hand ganz Polen ein leuchtendes Beispiel gegeben habe. Diese Doppelbelohnung würde jetzt ihm außer der Entschädigung, die er für die sorgsame Pflege beanspruche, zufallen.

Der biedere Arbeiter dankte dem Himmel und Kasimir mit den rührendsten Worten für dieses Glück, das er nicht verdient habe.

Als das Bett im Wagen zurecht gemacht worden war, trug man Barbara hinein. Zuvor noch reichte sie dem Manne und seiner Frau herzlich das rechte Händchen und stammelte ihnen ein schwaches: Dank! zum Abschiede. Weinend folgten die beiden braven Leute an den Wagen.

— Es ist mir, als ob mir mein eigenes Kind genommen würde! sagte Marika zu Elka. Hätte ich doch mehr für das Fräulein thun können.

Nach dem herzlichsten Danke und der Einladung Elkas, Marika und ihr Mann möchten sich bald bei ihr einfinden, trennte man sich. Elka und der Doktor stiegen zu Barbara in den Wagen und fuhren dann langsam nach Hause, Kasimir aber begab sich mit dem Arbeiter auf das Rathhaus, um ihm die ausgesetzten Belohnungen verabfolgen zu lassen.

In Warschau aber verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht von der Ausfindigmachung der so lange gesuchten jugendlichen Heldin.

Bei der Ankunft Barbaras im Palaste Zolkiewicz bezeigten alle Diener eine ungemeine Freude. Sie hatten auch alle Ursache hiezu; denn während der ganzen Zeit mußten sie fortwährend nach dem verlornen Fräulein suchen und waren nicht wieder zur Ruhe gekommen. Nach weiteren zwei Wochen hatte sich das Befinden Barbaras ziemlich gebessert. Die Wunden waren geschlossen, nur der Arm blieb noch gelähmt und der Nacken steif.

Benützen wir diese Spanne Zeit zu einem gedrängten Ueberblicke über die Ereignisse, welche bis zum Ende dieses Jahres noch eingetreten waren.

Chlopicki hatte auf Wunsch des Administrationsrathes den Oberbefehl über die revolutionären Polen, freilich nur zagend, angenommen. Durch diesen General, der sich durch seinen offenen Widerstand gegen die Befehle des Großfürsten eine ungemeine Beliebtheit erworben hatte, wurde den Truppen der Aufstand erst zu einem heiligen Werke. General Pac wurde zum Stellvertreter Chlopickis erwählt und beauftragt, schleunigst alle polnischen Regimenter aus den Provinzen herbeizuziehen.

Dies war um so nöthiger, als der Großfürst, nachdem er wieder zu einiger Besinnung gelangt war, die Truppen aus den Provinzen leicht hätte an sich ziehen können. Er hatte einen derartigen Versuch bereits mit der in Sochaczew stehenden Division des Generals Szembek gemacht. Allein Szembek, der schon Kunde von den Vorfällen in Warschau erlangt hatte, führte seine Truppen nicht dem Großfürsten zu, sondern direkt nach Warschau, wo er von dem Volke mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt wurde.

Indessen suchten die russischen Generäle Krasinski und Kurnatowski die noch beim Großfürsten befindlichen polnischen Truppen durch List bei diesem zu erhalten. Man sagte ihnen, die Insurgenten wollten sich ergeben und der Warschauer revolutionäre Administrationsrath sei deßhalb bereits in Unterhandlung mit dem Großfürsten getreten. Allein die polnischen Truppen erriethen nur zu schnell den wahren Sachverhalt. Sie überzeugten sich, daß man sie täusche und der Aufstand nicht eine Sache der Rachsucht Einzelner, sondern des gerechten Wunsches der ganzen Nation sei, und sie beklagten das Geschick, das sie in diesen Tagen gezwungen hatte, die Waffen gegen ihre Brüder zu wenden.

Nun waren diese polnischen Truppen nicht mehr beim Großfürsten festzuhalten. Die russischen Generäle machten zwar Anstalten, sie mit Gewalt zurückzuhalten, und ließen Kanonen hinter ihnen auffahren und laden; doch alle Offiziere des reitenden Jägerregimentes erklärten laut, sie wollten sich ihrer Nation anschließen. Da wurden die russischen Kanonen wirklich auf die Polen gerichtet und die brennenden Lunten bereit gehalten. Adjutant Kruszewski sprengte deshalb zu dem Befehlshaber der russischen Batterien zurück und fragte ihn:

— Wie gedenken Sie sich zu verhalten?

— Ich achte Euern Aufstand und werde nicht schießen lassen! erwiderte dieser.

So verließen den Großfürsten die letzten polnischen Truppen. Wüthend sah ihnen dieser nach, und als der letzte Mann seinen Blicken entschwunden war, sagte er:

— Das hätte ich nicht geglaubt!

Schon mancher Fürst hat geglaubt, daß er sein Volk tyrannisiren könne; aber noch keiner hat geglaubt, daß das Volk, großmüthiger wie er, endlich das Joch abschütteln und sich damit begnügen werde, ihn frei ziehen zu lassen!

Auch die beiden Generäle Krasinski und Kurnatowski zogen, der erstere gezwungen, der letztere freiwillig, mit den Truppen in Warschau ein. Als sie das Volk erblickte, schrie es: Verräther! Nieder mit ihnen! und umringte sie vor dem Bankgebäude. Krasinski flehte auf den Knieen um sein Leben. Beide wären aber in Stücke zerrissen worden, wenn nicht Chlopicki und Szembek sie mit ihrer eigenen Brust gedeckt und in günstigem Augenblicke ins Bankgebäude gezogen hätten, welches nun in Gefahr war, von dem tobenden Volke erstürmt und demolirt zu werden. Immer wüthender verlangte es die Verräther heraus. Plötzlich aber vergab es, vergaß es und brach in Freudengeschrei und Jubel aus, als beide Generäle auf den Balkon traten und durch den Schwur auf die Nationalfahne sich dem Volke wieder als Brüder hingaben.

Als den Großfürsten die polnischen Truppen verlassen hatten, sandte er an den Administrationsrath einen Brief, worin er, Constantin Cesarewitsch, die polnische Großmuth zu seinem Schutze anrief und unverzüglich das Königreich zu verlassen versprach. Noch an demselben Tage trat er seinen Rückzug an, auf welchem ihn denn

auch die polnische Großmuth getreulich, aber sehr zum großen Nachtheile des patriotischen Unternehmens begleitete.

Bald zogen die Regimenter aus der Provinzen ein, zuerst die der Obersten Skrzynecki und Rybinski. Sie wurden mit Jauchzen begrüßt. Ganz Warschau war eine Jubelstätte, denn selbst die Aengstlichsten, die hinter dem 29. November ein furchtbares Schreckensgericht erwartet hatten, waren jetzt zu Vertrauen gelangt und „begrüßten die Morgenröthe der Freiheit, der so augenscheinlich die Sonne der Erlösung folgte.“ *)

Wie in Warschau, so entwickelte sich auch in den Provinzen der Aufstand ungemein schnell. Alle Städte, Wojewodschaften und Obwodschaften sandten eiligst Deputationen nach Warschau. Ueber 40,000 equipirte Krieger erboten sie sich auf den Kampfplatz zu stellen, und die Summen Geldes, sowie die Massen anderen Materials, welche sie auf den Altar des Vaterlandes zu legen versprachen, überstiegen fast das Maß der Möglichkeit.

Wer in dieser Zeit Polen anblickte, hätte geschworen, daß Rußland, ja die halbe Welt es nicht zu unterwerfen vermöge. Und wohl würde der Schwur kein falscher gewesen sein, wenn nicht Lubecki und Chlopicki die reichen Früchte des Volkspatriotismus zum allergrößten Theile vernichtet hätten. Lubecki hinderte jeden kräftigen Schritt der von Chlopicki eingesetzten neuen Regierung durch seine jesuitischen Machinationen. Chlopicki aber wies stolz alle vom Volke dargebotenen Opfer zurück, in dem Glauben, daß er Alles, was Polen zu fordern habe, von Kaiser Nikolaus auf friedlichem Wege erlängen werde. Ja selbst den patriotischen Anstrengungen einzelner Personen, die er zu hemmen kein Recht hatte, bewies er seine Ungunst, wie dem Gutsbesitzer Jockowski, der die Errichtung eines Sensenträger-Regimentes unternahm.

Dieses in den nachmaligen Freiheitskämpfen durch seinen staunenswerthen Heldenmuth berühmt gewordene Regiment zog gegen Ende des Jahres zum Aerger Chlopickis in Warschau ein. Das Volk führte es freudejauchzend durch alle Straßen der Stadt.

*) Worte eines Verses von A. Mickiewicz, den am 1. December Jemand an das Rathhaus geschrieben hatte.

Wenige Tage darauf nahm das Sensenträger-Regiment die erhebende Feier der Einsegnung der Fahne vor, welche ihm die Frauen und Jungfrauen Warschaus geschenkt hatten. Allerorten war der Wunsch laut geworden, die tapfere Heldin, welche mit der polnischen Fahne an der zerschossenen Barrikade gestürzt war, zur Fahnenjungfrau zu wählen.

Demgemäß verfügte sich eine Deputation des Regimentes in den Palast Zolkiewicz und bat um die Ehre, daß Fräulein Barbara die Fahne der Sensenmänner zuerst schwingen und zur Weihe an den Altar tragen möge. So geschmeichelt sich aber diese auch durch diese zarte Aufmerksamkeit fühlte, mußte sie in Rücksicht auf die kaum begonnene Genesung und ihren schwachen Zustand dankbar auf diese Ehre verzichten.

— Das Regiment wird zwar durchaus nicht damit zufrieden sein, sagte der Oberst, welcher an der Spitze der Deputation stand, eine solche Heldin bei dieser wichtigen Feier vermißen zu müssen; allein es wird Sorge tragen, daß der Heldenmuth einer Jungfrau Polens demungeachtet die gebührende Auszeichnung und Anerkennung erfahre.

Die Deputation schied mit den schmeichelhaftesten Worten und dem innigsten Bedauern, zu einer andern Wahl schreiten zu müssen. Diese fiel nun auf Hortense, die schöne Tochter des Fürsten Radziwil, des polnischen Oberfeldherrn nach dem Falle Chlopickis.

Ganz Warschau strömte zu der Fahnenweihe des Sensenträger-Regimentes. Als die erhebende Feier auf dem sächsischen Platze stattgefunden hatte, setzte sich das Regiment, die neue zierlich gestickte Fahne in der Mitte, in Marsch und stellte sich vor dem Palaste Zolkiewicz auf.

Wie groß war die Ueberraschung der nichtsahnenden Familie Ubryk, als Tausende von starrenden Sensen gegenüber dem Palaste sich zeigten und ein Offizier mit der Bitte erschien, Fräulein Barbara möge auf den Balkon heraustreten und die ihrer unerschrockenen Tapferkeit dargebrachte Huldigung annehmen.

Dem billigen Wunsche mußte willfahrt werden, so sehr sich auch die Bescheidenheit der Jungfrau dagegen sträuben mochte. Barbara trat, das Haupt noch mit weißen Tüchern verbunden und den linken Arm in der Schlinge, hinaus auf die Gallerie, begleitet von ihrem Vater.

Ihr Erscheinen rief einen ungeheuern Jubel des versammelten Volkes und des Regimentes hervor. Ein rauschender Beifallssturm empfing sie. Mützen flogen in die Luft und Tücher wurden ihr entgegengeschwenkt.

Als nach einiger Zeit mit vieler Mühe der Freudenausbruch der Menge beruhigt worden war, ließ der Oberst das Regiment die funkelnden Sensen präsentiren und ritt vor die Mitte desselben gegenüber dem Balkone, auf welchem Barbara stand. Er salutirte seinen Säbel und sprach unter tiefer Stille der Volksmenge mit weithin vernehmbarer Stimme:

Edle Heldin! Tapfere Jungfrau!

Ganz Polen hat den Heldenmuth erfahren, mit dem die tapferste seiner Töchter an dem Befreiungskampfe jener blutigen, aber ruhmvollen Nacht Theil genommen.

Polen ist stolz auf solche Heldinnen, welche mitten in den Schrecken des Kampfes die Ehre seiner Fahne gerettet haben. Solange das Vaterland solche Jungfrauen besitzt, ist es unüberwindlich, kann es nie unterliegen.

Aber Polen weiß auch diese Heldin zu schätzen. Das tapfere Regiment der Sensenträger, das zu führen ich die Ehre habe, erklärt Sie hiemit zu seiner Tochter.

Wo immer wir uns in das Kampfgewühl stürzen werden, wird jeden Einzelnen von uns der erhebende Gedanke an unsere heldenmüthige Tochter, die uns ein so herrliches Beispiel gegeben, zur heroischen Tapferkeit entflammen.

Seht Eure Tochter, tapfere Soldaten, noch trägt sie die Binde um die furchtbaren Wunden, die ihr der Feind des Vaterlandes geschlagen. So werdet auch Ihr Euch im heiligen Kampfe für die Freiheit Eure Stirne zieren mit blutigen Malen, und das Vaterland wird stolz sein auf Euch, wie es stolz ist auf den Heroismus dieser Jungfrau!

Soldaten! Es lebe das Vaterland! Es lebe die Tochter des Regimentes!

Ein brausendes tausendstimmiges Hochrufen erfüllte die Lüfte. Soldaten und Volk mischten begeistert ihren unendlichen Jubel, während das Musikkorps die Hymne: La fille du regiment spielte.

Hierauf defilirte das Sensenträger-Regiment unter den Klängen des Nationalmarsches: „Noch ist Polen nicht verloren“ — vor der

jungfräulichen Heldin vorüber, deren sonst bleiches Antlitz eine purpurne Röthe übergossen hatte.

In ganz Warschau sprach man an diesem Tage von nichts anderem als der Heldentochter Polens, dem Fräulein von Ubryk.

Kasimir aber vereinigte die Offiziere des Sensenträger-Regimentes zu einem Festbankette in seinem Palaste, während er die Mannschaft in der freigebigsten Weise in ihrer Kaserne bewirthen ließ, damit sich jeder noch in spätern Zeiten dieses denkwürdigen Tages erinnern möge.

— Meine Tochter, sagte Elka am Abende zu ihrer lieben Barbara, schon so frühe werden Dir eiserne scharfgeschliffene Sicheln entgegengebracht, wenn das nur keine böse Vorbedeutung für das Leben ist!

XLVII.

Der Apfel des Tantalus.

Alles auf der Welt hat sein Maß und sein Ziel; nur die Unverschämtheit der Jesuiten kennt keine Grenzen. Was sie thun, ist von vorne herein von Gott gesegnet, von dem Papste approbirt, von der gläubigen Welt gebilligt; und wenn sie auch Millionen von Menschen jeden Alters schauerlich hinschlachteten, so hat Gott, der die Liebe ist, sein Wohlgefallen daran gefunden und haben die Engel im Himmel Jubellieder gesungen. Nicht gewöhnliche Menschen waren es ja, welche dem unersättlichen Rachen der † Inquisiton Millionen unschuldiger Menschen opferten, sondern geschorne, durch die Weihe geheiligte Kinder Gottes.

Die unglaubliche Unverschämtheit der Jesuiten trat bald genug nach dem Tode des jungen Grafen Wratislaw zu Tage. Inmitten des blutigen Kampfes, welchen die Polen gegen die Russen führten, müssen wir den freundlichen Leser einige Jahre zurückführen.

Der unglückliche Wratislaw war im Collegium Romanum gestorben. Der Sprößling eines alten Geschlechtes und Erbe von Millionen wurde in einem Kohlenlager verbrannt, der leere Sarg aber nach einigen Monaten unter frommen Gebeten und Psalmen feierlich zur Erde gesenkt.

Kaum war also Wratislaw **coram publico**, wie der Jesuitengeneral sich ausgedrückt hatte, gestorben, so begannen die Ansprüche des Ordens an das Vermögen des Grafen Zolkiewicz.

Eines Tages wurde seiner Schwester unter der Adresse: Gräfin Elka Zolkiewicz ein Brief zugestellt.

— Ein schwarzes Siegel an dem Briefe, sagte sie erbleichend zu ihrem Gemahle. Das Postzeichen trägt den Namen Rom. Es wird doch nicht mein Bruder, von dem wir schon so lange nichts mehr gehört haben, gestorben sein!

— Wenn der Brief von Rom kömmt, wird er nichts Gutes zu bedeuten haben, meinte Kasimir.

— Oeffne Du ihn, Kasimir, ich habe nicht den Muth dazu. O Gott, möchte sich meine Befürchtung nicht bestätigen!

Kasimir erbrach das Siegel und entfaltete das Schreiben.

— Der Name Wratislaw glänzt mir schon entgegen. Fasse Dich, Elka, und höre mich ruhig an.

L. J. Ch.*)

An Ihro Gnaden Fräulein Elka, Gräfin von Zolkiewicz.

Es wird mir zur schweren und traurigen Pflicht, Sie von einem großen Unglücke in Kenntniß zu setzen, das nicht minder Sie selbst als auch unsern ehrwürdigen Orden betroffen hat.

Graf Wratislaw, Ihr Bruder, ist in der vergangenen Nacht von Gott zu seinen heiligen Engeln abberufen worden. Versehen mit den Tröstungen unserer heiligen Religion und gestärkt mit den heiligen Sterbsakramenten schied der brave Jüngling eines sanften Todes von diesem Jammerthale. Gerecht und unschuldig wie sein Leben, war

*) Die Anfangsbuchstaben von Laudetur Jesus Christus, welche jeden Brief der Jesuiten einleiten müssen. Andere Mönche pflegen blos drei Kreuze zu setzen.

auch sein Sterben, zu unser Aller Erbauung und zur Freude der himmlischen Heerschaaren.

Der selige Graf Wratislaw kränkelte schon längere Zeit an einem Brustleiden. Ehe die Aerzte diesem noch Bedeutung zumaßen, hatte es sich bereits so verschlimmert, daß der Tod eintrat.

Seine letzten Grüße galten Ihnen. Indem ich Ihnen noch seinen ausdrücklichen Wunsch mittheile, es möge Ihrerseits der Ausführung seines letztkräftig niedergelegten Willens kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, bemerke ich noch, daß heute Abends die kirchliche Beerdigung auf San Lorenzo stattfinden, und die Großmuth unseres Ordens ebensowohl für die gebührende Feierlichkeit als ein entsprechendes Denkmal sorgen wird.

Die Vollstreckung des Testamentes wird dem Advokaten unsers Ordens, Monsignore Simeoni, übertragen werden.

In der Ueberzeugung, daß Ihr tief religiöser Sinn sich ganz in den heiligen Willen Gottes gefangen gibt, glaube ich füglich jedes weitere Wort des Trostes unterlassen zu dürfen.

Der Herr, unser Gott, und die heilige Jungfrau beschütze Sie und Ihren unwürdigen Diener

P. Steinhuber, Rektor S. J.

— Mein armer, armer Bruder! rief Elka schmerzlich aus. Ach, hätte ich Dich noch einmal sehen, nur ein Wort noch mit Dir sprechen können! Stets war es wider meinen Willen, daß Du so lange in Rom bliebest!

— Tröste Dich, Elka, sagte Kasimir. Auch mir geht sein Tod nahe. Allein wie Unrecht that Wratislaw, daß er nie unsere Briefe beantwortete und sich ganz von uns abschloß. Er wollte selbst das harte Loos, ferne von seinen Lieben, bei fremden Menschen zu bleiben und in fremder Erde begraben zu werden!

Daran dachten aber Beide nicht, daß ihre Briefe von dem Pater Rektor aufgefangen und dem armen Jüngling nicht gegeben wurden; ebenso wenig wußten sie, daß Wratislaw selbst oft genug um seine Heimberufung gebeten und bei dem Ausbleiben jeglicher Antwort sich zu Tode gegrämt hatte.

— In diesem Briefe, fuhr Kasimir fort, wird von einem Testamente gesprochen, das Wratislaw niedergelegt haben soll. Sehr

wahrscheinlich hat er einen Theil seines Vermögens dem Orden übermacht, sonst könnte dieser Rektor nicht von der Vollstreckung durch einen römischen Advokaten reden.

— Das Vermögen befindet ja doch in unsern Händen, erwiderte Elka. Daß die Jesuiten nach unsern Gelde lüstern sind, weiß ich schon längst. Wir werden uns wohl zu einem Uebereinkommen herbeilassen müssen, allein zu viel dürfen wir ihnen nicht einräumen; schließlich würden sie uns selbst noch beerben wollen.

— Vielleicht können wir sie mit einer Summe abfinden. Uebrigens werde ich unsern Advokaten rufen lassen und ihm den Stand der Dinge auseinandersetzen.

Am nächsten Tage erschien Doktor Laszy, der erste Advokat Warschaus. Kasimir überreichte ihm den Brief von Rom.

Laszy blickte sogleich nach der Gewohnheit aller Advokaten auf die Unterschrift und verzog einen Augenblick seinen Mund.

— So, ein Jesuit schreibt das? Und Steinhuber heißt der Engel. Sie wissen schon, meine Herrschaften, die Jesuiten sind mir so sehr ins Herz gewachsen, daß ich allemal einige Augenblicke ein Teufel sein möchte, wenn ich von einem höre oder ihn sehe, um sie beim Kragen durch die Lüfte zu führen und dorthin zu bringen, wohin sie eigentlich gehören. Nun, wir wollen sehen, was Meister Steinhuber schreibt.

An Ihro Gnaden Fräulein Elka — weiß der Mann noch nicht, daß Sie schon seit Jahren verheirathet sind?

— Gewis muß er das wissen, denn ich und mein Gemahl schrieben stets gemeinschaftlich an ihn, um uns über das Befinden meines Bruders bei ihm zu erkundigen und ihm die Jahrgelder zu überweisen. Ich unterzeichnete mich nie als Gräfin, sondern immer als Frau von Ubryk.

— So? Dann will der Schlingel nichts von der Heirath wissen. Wer weiß, was für ein Kniff das ist oder werden soll.

Der Doktor flog den Brief durch.

— So, und sonst nichts? Bedauere den Todesfall in Ihrer Familie, meine Herrschaften, aber daran ist nichts zu ändern. Soweit habe ich es noch nicht gebracht, daß ich Gott eine Seele abstreiten kann, die er von diesem Jammerthale, wie der Jesuit die Erde bejammert, zu sich abruft. Ad vocem: in diesem ganzen Briefe schaut unter der Kutte der Bockfuß hervor. Ein Proceß ist unausbleiblich

— Ein Proceß sagen Sie? fragten Kasimir und Elka zugleich. Doch nicht mit dem Jesuitenorden?

— So, das meine ich. Das punctum saliens des Briefes ist: Wratislaw hat testamentirt, der Orden ist Erbe, Simeoni verlangt das Geld, werft uns nur keine Prügel vor die Füße. Sie werden sich weigern, diesen schwarzen Gaunern das ganze Vermögen auszuliefern, und die Jesuiten werden folgegemäß die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen.

— Glauben Sie denn wirklich, daß Wratislaw den Orden zu seinem Erben eingesetzt hat?

— So, warum auch nicht? Ich kenne die Jesuiten wie meine Rocktasche. Von ihnen darf man sich immer nur des Schlechtesten versehen. Es wird ein interessanter Proceß werden.

— Können wir ihn nicht vermeiden? Mit diesem Orden ist nicht gut streiten. Besser ein magerer Vergleich, als ein fetter Proceß.

— So, meinen Sie? Mit den Jesuiten ist so wenig ein Vergleich zu schließen, wie mit einer Tigerkatze. Wenn sie auch nicht den leisesten Schein des Rechtes auf ihrer Seite haben, machen sie die maßlosesten Ansprüche geltend; umwieviel mehr in diesem Falle, wo sie einiges Recht haben dürften. Der Orden würde Ihnen die Haut über dem Kopfe abziehen, wenn sie ihm das geringste Zugeständniß machen. Gehen Sie mit dem Teufel, ja mit seiner Frau Großmutter einen Vergleich ein, aber mit keinem Jesuiten.

— Wir können den Proceß verlieren. Der Orden ist mächtig und besitzt aller Enden und Orten Helfershelfer.

— Wofür bin ich da? Bin ich nicht Ihr Anwalt? Bin ich nicht selbst ein Jesuitenzögling? Verlassen Sie sich ganz auf mich. Ich kenne die Praktiken und Schliche dieser schwarzen Füchse, ich werde ihnen die Zähne gehörig weisen. Abblitzen sollen sie mit ihrem Testamente, so jämmerlich, daß der Teufel ein Paternoster für sie betet. Vorerst aber müssen wir abwarten, bis mein Herr Collega Simeoni etwas von sich hören läßt; dann werde ich ihm den Kopf waschen, daß er keiner Pommade mehr bedarf.

Bald darauf empfahl sich Doktor Laszy. Ein Mann ohne Umschweife, machte er Niemand Complimente und sprach in allen Dingen so treffend, daß er trotz seiner mancherlei Unarten immer wieder von den ersten Familien des Landes zu Rathe gezogen wurde. Als lang=

jähriger Anwalt der Familie Zolkiewicz und Ubryk genoß er in der letzteren unbedingtes Zutrauen und die Gastfreundschaft des Hauses. Seine größte Unart war, daß er die Processe auf Jahre hinaus verschleppte, und seine kleinste, daß er jede Rede mit dem Wörtchen „so" anfing.

Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher sich die große Trauer Elkas um ihren Bruder Wratislaw bereits mehr und mehr gelegt hatte, langte wirklich ein Schriftstück aus Rom in Warschau an. Es war die Abschrift des Testamentes, welches Advokat Simeoni als Vertreter des Kollegium Romanum mit der bündigen Aufforderung an die Gräfin Elka Zolkiewicz überschickte, dasselbe anzuerkennen und diese Anerkennung schriftlich dem Pater Rektor Optatus zu Warschau zu behändigen.

Doktor Laszy nahm davon Einsicht und lachte.

— So, habe ich es Ihnen nicht gesagt, wie ungewöhnlich bescheiden diese Jesuiten sind? Der Orden oder vielmehr das Collegium Romanum wäre nach diesem Testamente der Universalerbe des verstorbenen Grafen. Blos das ganze Vermögen beanspruchen sie auf Grund dieses Testamentes? Dumm sind sie nicht, diese Herren; aber ich will Ihnen den Spaß verderben.

So, dann werden sie sich winden und über Ungerechtigkeit und Bosheit schreien; aber diese Klapperschlangen werden mich nicht bannen mit ihren Zaubermitteln. Meine Taktik wird diese sein: Erstens werde ich sie sehr lange auf Antwort warten lassen; zweitens werden meine Antworten alle gemachten Vorschläge zurückweisen und neue verlangen. Mit diesem Manövre gewinnen wir schon Jahre. Der Weg nach Rom ist weit; bis die Briefe hin und hergehen, verstreicht mindestens ein halbes Jahr: Inzwischen werde ich das angestrittene Vermögen auf Sie übergehen lassen, Sie haben davon die Nutznießung und die Jesuiten einstweilen den Aerger.

So, meine ich, halten wir den Orden eine Reihe von Jahren hin; und wird endlich die Sache bei Gericht anhängig, so verliere ich meine Akten durch Brand oder Diebstahl, und fange das Verfahren mit der nämlichen Langsamkeit von Vorne an. Und Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

So, ich will den Jesuiten die Zähne lang machen, aber in den Apfel sollen sie nicht beißen. Kennen Sie die Geschichte des Tantalus? Dieser Bursche hat, obwohl er schon in grauer Vorzeit lebte,

wo die Kühe noch am Himmel weideten und die Götter mit ihren Maitressen einsam in den Wäldern spazieren gingen, bereits etwas von einem Jesuiten in sich gehabt. Er liebte das Geld und sammelte es zu großen Haufen. Dann setzte er sich darauf, damit ihm kein Goldstück davonlaufe, und so saß er manches schöne Jahr. Nicht genug dieses Geizes, spielte er auch noch gegen den allmächtigen Zeus im Olymp den Flegel, erlaubte sich Impertinenzen gegen schöne Göttinnen, und wurde daher von dem zornigen Zeus in den Tartarus geworfen. Die Griechen haben sich bei manchen Ausschweifungen ihrer Phantasie doch nicht zu dem Blödsinne verstiegen, daß es einen Teufel mit schwarzen Zotten, Hörnern und anderm Firlefanz gäbe; das blieb nur römischen Geistern vorbehalten. Allein sie haben ihren Bösen nach diesem irdischen Leben mancherlei Strafen in der Unterwelt aufbewahrt. Während die unersättlichen Danaiden fortwährend ein bodenloses Faß mit Wasser auffüllen, Sysiphus einen Marmorstein auf den Gipfel eines Berges rollen sollte, der ihm immer wieder auf halbem Wege entrollte, wurde die Habgier des ungezogenen Tantalus dadurch bestraft, daß er mitten in einem Teiche stehend, den gräßlichsten Durst leiden mußte; so oft er trinken wollte, wich das Wasser zurück. Ueberdies ließ der erzürnte Zeus die Zweige eines mit lockenden Aepfeln beschwerten Baumes über ihn hereinhängen; so oft aber Tantalus, von Hunger gemartert, nach einen Apfel langte, wichen die Aeste zurück, und er mußte mit langen Zähnen und sauerm Gesichte den reizenden Aepfeln nachsehen.

So werde ich die Jesuiten nach dem Apfel des Tantalus, Ihrem Vermögen, haschen lassen; wenn sie aber, getrieben von Habgier, ihn erreicht zu haben wähnen, werde ich ihren Zähnen denselben wieder weit entrückt haben.

Doktor Laszy wartete wirklich mit der Antwort auf Simeonis Aufforderung drei Monate zu. Erst nach dieser Zeit ließ er folgende Erklärung nach Rom abgehen.

Monsignore Simeoni

Rom.

Bestätige anmit den seinerzeitigen Empfang Ihrer Zuschrift nebst Abschrift des Testamentes.

Bei ungeheuerm Respekte vor Ihrer Schlauheit ersuche ich Sie, mir als dem Vertreter der Interessen der Familie Zolkiewicz zukünftig allein Ihre Zumuthungen zugehen zu lassen.

Eine Gräfin Elka Zolkiewicz existirt dermalen nicht, sondern eine Elka Frau von Ubryk.

Ew. Monsignorität wohlgewogener

Dr. Laszy.

Einige Tage nach Abgang dieser Erklärung trat ein Geistlicher in die Kanzlei des wackern Laszy.

— So, Ihr Anliegen? fragte dieser.

— Ich bin der Rektor des hiesigen Collegiums, Pater Optatus Czrenk, und —

— So, ein Jesuit! unterbrach ihn Laszy. Ich liebe zwar Ihresgleichen nicht, aber ausnahmsweise höre ich Sie an.

— Ich wünsche zu erfahren, ob nicht vor einiger Zeit ein Schreiben aus Rom in Ihre Hände gelangte. Sie sollen der Anwalt der Familie Ubryk sein, und Sie entschuldigen daher, wenn ich mich direkt an Sie wende.

— So, ein Schreiben ist gekommen, aber was geht das Sie an?

— Ich wurde ersucht, Sie zu erinnern, mit der Beantwortung des fraglichen Schriftstückes nicht zu lange zögern zu wollen.

— So, und das unterstehen Sie sich mir zu sagen? Wenn Sie nicht ein Jesuit wären, würde ich Sie geradewegs über die Stiege hinaberpediren lassen; allein ich kann Niemand von meinem Personale zumuthen, sich die Hände mit solcher Berührung zu verunreinigen. Adieu.

Der Jesuit schaute den energischen Advokaten einige Augenblicke verblüfft an und verließ dann die Kanzlei, Feuer und Schwefel im Stillen über diesen Gottlosen herabrufend.

Laszy aber lachte herzlich über die Abfertigung des Jesuiten und sagte zu seinem Personale:

— Mein Zimmer wird mir nicht wieder von solchem schwarzen Gelichter verpestet werden. Wenn das so fortginge, müßte ich noch das Haus mit Dreikönigsrauch*) schwängern lassen.

Die umgehend auf die Erklärung Dr. Laszys erfolgende Antwort des römischen Advokaten lautete:

---

*) In katholischen Häusern wird am Vorabende des hl. Dreikönigsfestes das ganze Haus mit Weihrauch ausgeräuchert und über die Thüren die Buchstaben M. K. B. gezeichnet zur Erinnerung an die heil. drei Könige Melchior, Kaspar und Balthasar. In Süddeutschland lassen sich die Metzger auch ihr Fleisch und

Dr. Laszy

Warschau.

Ihre Empfangsbestätigung meiner ersten Zuschrift habe ich zur Kenntniß genommen.

Mit Bedauern habe ich hiebei ersehen, daß Ihr Rückschreiben nicht die leiseste Aeußerung darüber enthält, welches Ihre Stellung gegenüber dem abschriftlich mitgetheilten Testamente des sel. Grafen Wratislaw Zolkiewicz ist.

Indem ich Sie nochmals eindringlich ersuche, diesen Umstand in nächster Mittheilung erläutern, beziehungsweise die Anerkennung besagten Testamentes aussprechen zu wollen, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß nach den Begriffen des römischen Rechtes der Gang der eingeleiteten Verhandlungen ein weit präciserer ist, als Sie vielleicht ihn zu üben gewohnt sind. Mit Hinweis auf diese Uebung erwarte ich in Bälde Ihre weiteren Mittheilungen.

Simeoni, adv. Rom.

Genau nach einem Vierteljahre antwortete Laszy zurück.

Monsignore Simeoni

Rom.

Bestätige anmit den seinerzeitigen Empfang Ihrer letzten Zuschrift.

Bei ungeheurem Respekte vor Ihrer Schlauheit bezeichne ich meinen Standpunkt zu dem mir abschriftlich mitgetheilten Testamente als einen gänzlich widersprechenden.

Das Testament wird so lange nicht anerkannt, bis ich es mit eigenen Augen sehe. Eine Abschrift desselben bedeutet mir weniger als nichts.

Sie könnten ja das Testament gefälscht oder gar unterschoben haben; in Rom ist Alles möglich.

Ew. Monsignorität wohlgewogener

Dr. Laszy.

Wieder verstrich fast ein Vierteljahr, bis die Antwort des römi-

---

die Bauern ihre Ochsen und Kühe durch Geistliche anräuchern. In Italien wird an diesem Abende jedes Haus und jedes Zimmer von der Pfarrgeistlichkeit ausgeräuchert und mit Weihwasser besprengt, wofür dem betreffenden Geistlichen ein Geldgeschenk zu entrichten ist.

schen Rechtsgelehrten eintraf. Diesmal hielt sie einen schärferen Ton ein.

Dr. Laszy

Warschau.

Ihr Rückschreiben in der streitigen Angelegenheit hat mir den gerechten Zweifel aufgedrungen, ob Sie

1) bei gutem Troste und
2) wirklich ein Doktor juris seien.

Sowohl die kurz abfertigende Weise Ihrer Erwiderungen, deren beleidigender Inhalt und Außerachtlassung der üblichen Collegialität, als auch insbesondere Ihr zeitraubendes Zuwarten und absichtliches Stillschweigen über gerade die wichtigsten Punkte mußten mich zu obiger Anschauung bringen.

Diese Verhältnisse rechtfertigen meine Bitte, Sie möchten die obschwebende Angelegenheit einem anderen Rechtsgelehrten übergeben. Mit Ihnen in weiteren Verhandlungen zu stehen, bin ich gänzlich abgeneigt.

Dasselbe Ersuchen habe ich an die Gräfin Elka Zolkiewicz gestellt.

Simeoni, adv. Rom.

Laszy lachte über dieses Schreiben. Durch die mit andern Advokaten eingeleiteten Verhandlungen gewann er wieder viele Zeit; und das wollte er.

Mehre Jahre verstrichen so in nutzlosen Zänkereien. Die Gerichte in Warschau waren römischerseits mehrmals angegangen worden, den trägen Gang der Unterhandlungen beschleunigen und Dr. Laszy die Vertretung der gegnerischen Interessen abnehmen zu wollen; allein jene erklärten sich für inkompetent. Zudem war Ladislaus eben bei Gericht als Beamter thätig, und der Sohn des Jesuiten machte dem Orden jetzt die größten Schwierigkeiten.

Der Rektor des Collegiums in Warschau, Pater Optatus, nahm selbstverständlich den lebhaftesten Antheil an dem Prozesse. Er ließ alle Minen springen, den Doktor Laszy von der Führung desselben zu verdrängen. Elka wurde mit anonymen Briefen überschwemmt, welche ihr Laszy auf die gemeinste Weise verdächtigen sollten; deßgleichen erhielt dieser mehrere Drohbriefe zugestellt.

Als aber diese Ränke zu keinem Erfolge führten, griff Pater Optatus zu einem andern Mittel. Er bestellte sich ein Paar hand-

feste Gauner und verhieß ihnen reichliche Belohnung, wenn sie dem Advokaten Laszy auf seinem allabendlichen Heimwege von der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften auflauerten und tüchtig durchprügelten, daß er mindestens lange Zeit das Zimmer hüten müßte. Die christliche Nächstenliebe des Paters wäre zwar noch weiter gegangen und hätte am liebsten den Advokaten todtgeschlagen, allein er hoffte, wenn die Burschen ihm fest zu Leibe gingen, würde er vorläufig mit dieser Lektion genug haben.

Die zwei Kerle lauerten Laszy auf. Sie überfielen ihn an einer einsamen Straßenecke, warfen ihn zu Boden, schlugen und traten ihn mit den Füssen. Laszy schrie aus Leibeskräften um Hilfe, und diesem Umstande hatte er es zu verdanken, daß Leute herbeikamen, und die Bursche verscheuchten. Er hatte zwar eine tüchtige Tracht Schläge erhalten, kam aber doch mit einigen großen Beulen und blutigem Gesichte davon.

Zum großen Aerger des Rektors ging Laszy bereits am andern Tage, wie wenn nichts vorgefallen wäre, wieder in seine tägliche Gesellschaft. Nur nahm er von jenem denkwürdigen Abend an einen Bedienten zur Begleitung mit sich, und beide waren mit großen Knitteln bewaffnet. Laszy, der in ganz Warschau angesehen und beliebt war, konnte keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, von welcher Seite ihm jene empfindliche Bescheerung zugedacht worden war. Seine Zuneigung für die Jesuiten wurde dadurch nicht gerade gehoben.

Nach Verlauf einiger Jahre hing der Tantalusapfel des angestrebten Vermögens für die Jesuiten noch so hoch, daß keine Aussicht bestand, ihn bald pflücken zu können. Doktor Laszy hatte sich ihren Anforderungen gegenüber wie ein Aal zu entwinden gewußt und unter mancherlei Ausflüchten bisher noch immer die Aechtheit eines wirklichen Testamentes bekämpft.

Allgemach war aber die Zeit herangekommen, wo alle Ausreden nichts mehr nützten. Die Verhandlungen waren soweit gediehen, daß nur mehr die gerichtliche Anerkennung des von Wratislaw unterzeichneten Testamentes ausgesprochen werden mußte. Dann hatte der Orden den Prozeß gewonnen; denn wenn das Testament als ächt anerkannt wurde, mußte der darin ausgesprochene Wille ausgeführt und das dem Collegium Romanum übermachte Vermögen des seligen Grafen Wratislaw ausgesetzt werden.

So sehr sich Advokat Simeoni in Rom dagegen gesträubt hatte,

die wirkliche, von Wratislaw unterzeichnete Testamentsrolle herauszugeben, war ihm schließlich doch nichts anderes übrig geblieben. Das wichtige Schriftstück wurde dem Landesgerichte in Warschau übergeben und dort sahen es Laszy und seine Clienten ein.

Der Wortlaut stimmte ganz mit der anfangs überschickten Abschrift überein. Laszy sah aber auf den ersten Blick, daß das Testament von einer zweiten, mit den einschlägigen Rechtsverhältnissen vertrauten Person aufgesetzt und niedergeschrieben war; die Handschrift Wratislaws unterschied sich deutlich davon durch die schweren kräftigen Züge, wie sie im Todeskampfe auf das Papier gezeichnet wurden.

Elka selbst erklärte die Namensunterschrift für ächt. Sie kannte den Schriftzug ihres Bruders und seine Gewohnheit, statt des Punktes einen Klex hinzusetzen. Laszy ließ aber das nicht gelten, behauptete, die Unterschrift könne nachgeahmt, auf jeden Fall erpreßt sein und verlangte eine Menge Zeugen, welche den jungen Grafen sterben sahen. Simeoni hätte nämlich angegeben, daß das Testament kurz vor dem Eintritte des Todes verfaßt und in Anwesenheit mehrerer Zeugen von Wratislaw unterzeichnet worden sei. Auf diese Angabe steifte sich Laszy und glaubte, man könne nicht die erforderlichen Zeugen beibringen.

Diesmal ließ aber auch ihn die Weisheit im Stiche. Obwohl er die Jesuiten jeder Schlechtigkeit fähig hielt, unteschätzte er doch den Einfluß ihres Geldes. Die geforderten Zeugen wurden ihm sämmtlich vorgeführt. Die Sacra Consulta, das römische Criminalgericht, übersandte dem Landesgericht deren beeidigte Aussagen.

Perizoli, Hausarzt des Collegium Romanum, erklärte eidlich, daß er der persönlichen Unterzeichnung des Testamentes durch den Grafen Wratislaw beigewohnt und dieser sich im vollen Besitze seiner Vernunft und Geisteseigenschaften befunden habe.

Colombo, Schriftverständiger, gab an, daß nach seiner festen, durch einen Eid erhärteten Ueberzeugung die Namensunterschrift nach Vergleich mit den übrigen Schriften von dem Grafen Wratislaw herrühren und dieser im Augenblicke des Unterschreibens vollkommen klares Bewußtsein besessen haben müsse.

Pacifici, Hausnotar des Collegium Romanum, beeidigte, daß er kraft der ihm von Sr. Heiligkeit dem Papste verliehenen Rechte das Testament im Einvernehmen und Einverständnisse mit dem Gra-

sen Wratislaw entworfen, rechtskräftig verfaßt und gesehen habe, wie dasselbe von dem Grafen bei ungetrübtem Geistesblicke unterfertigt worden sei.

Ballotoni, Hausknecht des Collegium Romanum, bestätigte auf Grund seines Eides, daß er der Unterzeichnung des Testamentes durch den Grafen Wratislaw im Krankensaale Nr. 3 beigewohnt und gesehen, wie der Graf freudig dabei gelächelt habe.

Santi, Präfekt des Collegiums und Pater des Ordens, erzählte nach vorheriger Beeidigung, er habe selbst dem Grafen Wratislaw die Feder in die Tinte getaucht urd zur Unterzeichnung in die Hand gegeben.

Acerbi und Strozzo, zwei mit dem Sanctissimum gegenwärtig gewesene Alumnen bestätigen die Aussage des Präfekten Santi eidlich.

Cairoli und Fabrizi, zwei Kohlenmänner, gaben auf ihren Eid an, daß sie sich behufs Reinigung der Krankensäle gerade in dem Augenblicke in dem Krankenzimmer Nr. 3 befunden und gesehen hätten, wie der Kranke mit freudiger Miene ein Schreiben unterzeichnet und dann die heiligen Sakramente empfangen habe.

Endlich erklärte Pater Steinhuber, der Rektor des Collegiums, gleichfalls vereidigt, daß er den Grafen Wratislaw das Wichtige eines solchen Testamentes vorgestellt und ihm abgerathen habe, sein Vermögen dem Collegium zu übermachen, da seine Familie dagegen Einsprache erheben könne; Wratislaw habe aber sich nicht abhalten lassen und dahin ausgesprochen, daß er mit seinem Vermögen ganz nach eigenem Gutdünken schalten könne und seine Familie, die ohnehin mit Glücksgütern gesegnet sei, ausdrücklich nicht damit bedenken wolle. Darauf habe er, Pater Steinhuber, den Hausnotar Pacifici zur Abfassung des Testamentes und den Hausarzt Perizoli zur Untersuchung des geistigen Zustandes des Kranken rufen lassen. Wratislaw habe in vollem Bewußtsein der Wichtigkeit dieses Aktes sich mit dem Inhalte des Testamentes einverstanden erklärt, darauf die heiligen Sterbsakramente empfangen und seine Seele in die Hände Gottes übergeben.

Zehn Zeugenaussagen standen auf diese Weise dem Dr. Lasey gegenüber. Fast war er daran, einen Augenblick den Prozeß für verloren zu geben. Sein Talent half ihm aber auch aus diesem Engpasse, in welchen ihn die Jesuiten zwar langsam, aber sicher gedrängt hatten.

Vor allem suchte er Zeit zu gewinnen, und hiezu griff er sämmtliche Zeugenaussagen als verdächtig an. Die Jesuiten waren über diese Unverschämtheit ungemein erbost, welche selbst die in Rom abgeleisteten Eide verwarf.

Allein das kümmerte Laszy sehr wenig; während die Jesuiten neue Beweise aufbringen wollten, gewann er die nothwendige Zeit, sich zu neuen Schlägen gegen jene aufzuraffen.

Er stellte Kasimir und Elka vor, daß nur ein Ausweg mehr geboten sei, auf dem das Vermögen gerettet werden könne. Dieser Ausweg bestehe in der raschen Beibringung von Beweisen, daß sämmtliche oder auch nur einige Zeugenaussagen falsch seien. Wenn man das erreichen wolle, müsse schleunigst ein verläßiger Mann nach Rom abgeschickt werden, um an Ort und Stelle über die Richtigkeit der angegebenen Verhältnisse heimlich Erhebungen zu pflegen. Er lebe der festen Ueberzeugung, daß einige der aufgeführten Zeugen von den Jesuiten bestochen worden seien. Wenn man etwas Geld opfere, so könne man einigen Zeugen vielleicht die Wahrheit entlocken, denn um Geld verrathe in Italien das Hemd seinen Herrn. Bis die Berichte der Jesuiten hin und hergingen, könne auch der Mann nach Rom und zurück gelangen.

Ein solcher Mann war aber nicht so leicht ausfindig gemacht. Um einen Betrüger zu betrügen, muß man einen verschlagenen Geist besitzen. Kasimir und Elka sahen das sehr gut ein. Sie drangen daher in Doktor Laszy, selbst diese Mission übernehmen zu wollen.

Ehe dieser aber sich dazu entschloß, mußten viele Bitten verschwendet werden.

Um die Welt und insbesondere die Jesuiten über den Zweck seiner Abwesenheit zu täuschen, gab Laszy vor, nach St. Petersburg gehen zu wollen. Großfürst Constantin stellte ihm mit größter Bereitwilligkeit einen Paß aus.

Inzwischen reiste aber Laszy geradewegs nach Wien und von da nach Triest. Die damals lange Reise benützte er, die Kenntnisse der italienischen Sprache aufzufrischen, die er sich während seiner Universitätsjahre im Auslande angeeignet hatte.

Von Triest fuhr er auf einem Segelschiffe über die unruhige Adria und landete in Ankona. Schwerfällige Diligencen brachten ihn nach mehreren Tagen über die Abruzzen nach Rom.

Laszy stieg im Albergo della Minerva unter dem Namen Brighton ab und ließ sich auf dem Polizeipalaste Monte Citorio, wo alle Fremden sich persönlich anzumelden haben, als englischer Alterthumsforscher einzeichnen. So glaubte er sich gegen eine Entdeckung durch die Jesuiten gesichert.

Seine Aufgabe bestand nun darin, einige von den Zeugen aufzusuchen, deren Verzeichniß er bei sich trug. Bei näherem Nachforschen fand er bestätigt, daß der Notar Pacifici, der Arzt Perizoli und der Sachverständige Colombo wirklich existirten, sowie daß der Hausknecht des Collegium Romanum Ballotoni hieß. Obwohl er täglich einige Male bei den Spaziergängen über den Corso um das Collegium herumschlich, wagte er doch nicht in dasselbe einzutreten; ebenso wenig fand er es gerathen, Pacifici, Perizoli oder Colombo persönlich über die Gründe zu sprechen, die ihn nach Rom geführt hatten.

Von allen zehn Zeugen blieben ihm demnach zwei, bei welchen er am ersten einen Versuch ohne besondere Gefahr wagen konnte. Es waren das die beiden Carbonari, Cairoli und Fabrizi. Wie aber diese auffinden?

Vier Wochen hindurch machte Dr. Laszy alle verrufenen Spelunken oder wie sie in Rom heißen, Osterien, unsicher. Nirgends fand er aber Kohlenmänner. Er gab schon die Hoffnung auf, solchen Gesellen zu begegnen und brütete bereits über anderen Plänen, wie er den Arzt oder Schriftenentzifferer sich dienstbar machen könne. — Eines Abends, als die Hitze des Tages einer angenehmen Kühle gewichen war, ging er die Tiber entlang, spazieren. An der Via Marmorata stand er stille und betrachtete das Leben und Treiben gegenüber am Porto di Ripa Grande, dem kleinen Hafen Roms. Hunderte von Römern ergeben sich hier dem süßen Nichtsthun und lagern in malerischen Gruppen am Ufer, die Last der Arbeit den Fischern und Seeleuten überlassend, welche ihre Küstenboote von Ostia heraufgetrieben haben. Fast nakte Matrosen schaukeln sich in kleinen Tiberkähnen und zwei Mühlen tauchen ihre Schaufelräder in die schmutziggelben Fluthen, um unvorsichtige Fische in Netzen aufzufangen.

Als sich Laszy zum Weitergehen wandte, bemerkte er in der Nähe zwei halbnackte, über und über geschwärzte Gesellen an einer hölzernen Bude stehen, in welcher Eiswasser und Orangen zum Verkaufe ausgeboten wurden.

— So, sagte er zu sich, das sind am Ende solche Carbonari, wie ich sie suche. Sie sollen mir nicht entwischen, ohne mir den Grund ihrer schwarzen Hautfarbe angegeben zu haben.

Damit ging er auf die Bude los. Die beiden Schwarzen schlürften einige Orangen und warfen die gelben Schalen scherzend dem Mädchen zu, das hier Verkäuferin war.

— Was wünschen Sie, Signore? fragte die gelbliche Trastevererinerin den Doktor.

— Ein Glas Wasser.

Während das Mädchen von einem Brunnen Wasser holte und dann den Saft einer Citrone daran preßte, betrachtete sich Laszy die zwei Burschen, welche eine Orange nach der andern verschlangen.

— Seid Ihr Aethiopier? fragte er sie freundlich.

— Mezzo, si, signore, erwiderten sie lachend.

— So, halbe meint Ihr. Nein, Ihr seid schon ganze Mohren. Ihr seid Eueres Gewerbes wohl Köhler?

— Ja, Signore.

— Der Teufel wird sich an Euch nicht mehr schrecken, wenn Ihr je in die Hölle kommt. Ihr brennt wohl nicht so viel Kohlen, als Satanas arme Seelen?

— Nein, wir arbeiten nur, wenn uns das Geld ausgeht.

— Das lobe ich mir. Findet Ihr doch immer zur rechten Zeit Arbeit?

— Zu jeder Zeit. Wir besitzen gemeinschaftlich ein großes Lager und können der Nachfrage nie genügen, weil wir die zwei einzigen Köhler in diesem Viertel sind.

— In diesem Viertel? Habt Ihr Euern Ofen in der Nähe?

— Ja, gerade da unten, am Monte Testacio.

— So da unten! Dann werde ich mir Euer Lager etwas näher ansehen. Arbeitet Ihr heute noch?

— Ja, wir gehen gleich zur Arbeit. Dann könnt Ihr mitkommen, wenn es Euch Vergnügen macht.

Die Köhler gingen mit dem Fremden die Vigna Cesarini hinab.

— Ihr seid wohl ein Inglese, Signore?

— Ihr habt es errathen. Ich bin ein Engländer.

— Es kommen immer viele Inglesi, und besehen sich vom Monte Testacio aus die Stadt.

— Ja, sie bietet von hier aus einen schönen Anblick, den ich

selbst schon mehrmals aufgesucht habe. In den Fremdenführern ist ja dieser Punkt empfohlen. Auch ist von den Kohlenbrennern darin die Rede, einer soll Cairoli oder Fabrizi heißen.

Das war nun zwar eine gründliche Lüge. Selbst in Murray's Führer durch Rom ist die schöne Aussicht, die man vom Scherbenhügel aus auf das Fischerviertel Trastevere und auf die Rione de Riza mit der Ponte Rotto genießen kann, nicht erwähnt. Allein das genirte Laszy nicht, denn er kam damit auf sein Anliegen zu sprechen.

— Wie, Signore, ist das wahr? fragten die beiden Köhler erstaunt.

— Ganz wahr; aber warum stutzt Ihr so?

— Weil ich Cairoli heiße und der Fabrizi, sagte der eine.

— So? Nun, das freut mich, so berühmte Männer kennen zu lernen. Ich werde Euch eine Tonne Kohlen abkaufen und sie zum Andenken aufbewahren.

Unterdessen waren die Drei am Fuße des Hügels angelangt. Geschmeichelt durch die Berühmtheit ihres Namens führten die Köhler den vermeintlichen Engländer in jeden Winkel ihrer Kohlenbrennerei und fügten mit größter Freundlichkeit die nöthigen Erklärungen hiezu. Der Engländer horchte hoch auf und that, als ob er noch nie etwas Schöneres und Merkwürdigeres gesehen habe.

Innerlich aber pochte ihm das Herz vor Freude, daß er gerade die gesuchten Carbonari so glücklich gefunden habe.

Nachdem ihnen Laszy eine Tonne Kohlen abgekauft und mit dem zweifachen Preise bezahlt hatte, um sie in ihrer Täuschung zu erhalten, sagte er:

— Ihr dürft heute nicht mehr arbeiten, Freunde. Da ich nicht sobald wieder der Gesellschaft solcher berühmter Männer theilhaftig werde, lade ich Euch auf einige Foglietten Wein ein. Ist hier eine Osteria in der Nähe?

— Ja, Signore, da drüben an der Via San Paola gibt es guten Montefiaskoner.

— So kommt, ihn zu verkosten.

Mit ungemeiner Bereitwilligkeit warfen die Köhler einen Rock über und folgten dem Engländer an die bezeichnete Osteria.

Laszy ließ einen Pokal weißen Weines von Montefiaskone, des besten der ganzen Romagna, auffetzen, und wenn auch er nur spär-

lich davon genoß, ermunterte er doch seine Gäste zu fleißigem Zuspruche. Zum Ueberflußе ließ er ihnen noch eine tüchtige Schüssel Makkaroni mit geriebenem Käse bringen, und die beiden Köhler weinten fast vor Rührung.

Beim Anblicke von gehörig eingeölten Makkaroni wird das Herz des Italieners butterweich, und sein Dank kennt keine Grenzen gegen den Gönner, der ihm solche kauft. Mit unendlichem Wohlbehagen läßt er die Nudeln in den Mund fallen, zerdrückt sie mit wollüstigem Schnalzen und ist noch nicht gesättigt, wenn er bereits drei bis vier Pfund genossen hat.

Die zwei Köhler erhoben, als sie mit ihren Nudeln fertig waren, die größten Lobeserhebungen über die edlen Inglesi und speziell über den Signore, der ihnen eine solche Freude bereitet.

Als Laszy glaubte, daß sie durch den Wein in eine gehobene Stimmung versetzt worden seien, begann er diese für seine Absichten zu benützen.

— Euer Geschäft geht also gut. Wer möchte auch von solchen Männern nicht seinen Bedarf beziehen! Würde ich hier wohnen, so wäre ich Euer fleißigster Abnehmer. Am meisten braucht wohl das Collegium Romanum Kohlen?

— Ja, Herr, die Jesuiten sind unsere besten Kunden.

— Das glaube ich. In Ermangelung anderen Geistes lassen sie wenigstens die Gase der Kohlen zur Entwicklung gelangen. Ihr kennt wohl viele Zöglinge?

— Wenige nach ihrem Namen, aber alle vom Sehen. Wir bringen — ma segreto! — Vielen heimlich Orangen, Feigen oder Polenta gegen ein geringes Tabaksgeld. Dadurch haben wir alle Alumnen kennen gelernt.

— Vor einigen Jahren ist ein Zögling des Collegiums gestorben, den ich gut gekannt habe. Dieser junge Mann war seines Standes ein Graf und hieß Zolkiewicz. Habt Ihr auch diesen gekannt?

— Nein, nein, Signore.

— Erinnert Euch, er war ein Graf und Ihr waret, wenn ich nicht irre, bei seinem Tode zugegen. Das geschah vor sieben Jahren.

— Santa Madonna! rief der eine Köhler aus, mit scheuen Blicken das geheimnißvoll lächelnde Gesicht des Fremden musternd.

Der andere schlug ein Kreuz und rückte etwas von dem unheimlichen Inglese zurück.

— Warum habt Ihr jetzt ein Kreuz gemacht? fragte Laszy den Letzteren. Haltet Ihr mich für den Belzebub?

— Nein, Herr, aber Ihr seid Einer vom Santo officio und wollt unsere Verschwiegenheit auf die Probe stellen. Herr, wir beten zur Madonna und reden nichts aus!

Damit hatten sie aber bereits ihre Mitwissenschaft zugegeben. Laszy biß sich vor geheimer Freude auf die Lippen und unterdrückte mit Mühe das Lachen, als die beiden Köhler sich nochmals vor ihm bekreuzten.

— Also der Inquisition gehöre ich an, meint Ihr? Da täuscht Ihr Euch gewaltig, Freunde.

Bei dem Worte Inquisition schlugen seine Gäste abermals ein Kreuz.

— Diavolo! brummte sie Laszy an. Hört doch einmal auf, das Kreuz zu machen. Ich bin ein Engländer und habe mit dem Santo officio nichts zu thun. Warum bekreuzt Ihr Euch, wenn man diesen Namen nennt?

— Herr, sprecht leise, denn die Inquisition hat überall ihre Spione. Sie würde uns die Ohren abschneiden, wenn wir beim Gebrauche ihres Namens kein Kreuz schlügen. Jeder Römer hat seine Ohren lieb und läßt sich nicht gerne davon trennen.

— Ein christlicher Grund, das Kreuzzeichen zu machen! Wie kommt Ihr aber auf die Vermuthung, in mir einen Beamten oder Spion der Inquisition zu wittern?

— Woher wißtet Ihr sonst von dem Tode des Zöglings, von dem Ihr gesprochen habt?

— Das weiß ich von dem Rektor des Collegiums, dem Pater Steinhuber.

— Corpo di Christo! Der Pater ist falsch wie ein Maulesel, und nichtswürdig wie eine faule Orange. Er hat gedroht, uns bei lebendigem Leibe von der Inquisition braten zu lassen, wenn wir ein Wort von der Verbrennung des Zöglings ausredeten. Nun hat er selbst uns verrathen!

— Der Pater ist eben ein Jesuit, Freunde. Den Zögling natürlich habt Ihr verbrannt?

— Der Pater hat uns hundert Lire dafür gegeben. Die Mühe war gering und der Lohn groß.

— Trinkt, der Wein ist vortrefflich. Der arme Jüngling wird sich wohl gegen diesen Tod gesträubt haben?

— Wie das Holz, das man ins Feuer wirft, Herr. Er war ja schon todt und wir verbrannten nur seinen Leichnam.

— Der Pater erzählte mir, Ihr hättet ihn lebendig verbrannt. Warum sollte er mir eine Unwahrheit gesagt haben?

— Morte ed ammazzato! Der Pater stellt uns ja als Mörder hin! Das ist eine Lüge, Herr, so schwarz wie das Sonntagskleid des Teufels. Wir erhielten nur den Leichnam des Zöglings mit dem Auftrage, ihn so zu vernichten, daß keine Spur mehr davon übrig bleibe. Das Einfachste war es, daß wir den Körper in den Kohlenmeiler schoben. Bald war kein Stäubchen davon in der glühenden Esse mehr zu finden. Das ist unsere ganze Betheiligung an der Sache.

— Da wird dem Armen einst die Auferstehung schwer werden, Freunde, und Ihr habt es nebst dem Pater zu verantworten, wenn der Verbrannte am jüngsten Tage seine verkohlten und verdunsteten Glieder und Gebeine nicht mehr zusammenfindet.

— E vero, riefen die Köhler lachend, das ist wahr. Der Körper wurde zu Kohlen und Asche, die Asche zu Staub, den Staub warfen wir in den Tiber, wo ihn vielleicht ein hungriger Fisch aufschnappte, der längst wieder von einem andern gefressen worden und auch der Andere kann von den Fischern gefangen und von einem Cardinale verspeist worden sein. Bis sich nun dieser Körper wieder zusammenfände, müßte die Welt am jüngsten Tage noch gerade so bestehen wie jetzt. Weil aber nach den Worten Christi dem Tag der Rache der Untergang der Welt vorhergeht, so wird es unmöglich sein, daß dieser Leib je wieder aufersteht.

— So wenig wie alle andern, Freunde. Der verbrannte Zögling wird also zum jüngsten Tage wenigstens in Fleisch und Bein nicht erscheinen können. Aber sagt nur, warum ließ ihn denn der Pater nicht begraben wie andere Menschenkinder?

— Chi lo sa! Wer weiß es? Solche Fälle kommen öfter vor im Collegium Romanum. Uebrigens wurde nach zwei Monaten wohl ein feierliches Begräbniß veranstaltet, aber der auf San Lorenzo hinausgetragene Sarg war leer.

— Nach zwei Monaten? Sonderbar! Trinkt, Freunde, und laßt Euch den Wein munden!

In Laszy war ein Gedanke aufgestiegen. Der Umstand, daß der Leichnam sogleich beseitigt und erst nach zwei Monaten die öffentliche Beerdigung stattfand, brachte ihn auf allerlei Vermuthungen und zuletzt auf die Wahrheit. Er durchschaute das ganze Manövre und fand sogleich heraus, daß Wratislaw vor Erreichung des Zeitpunktes, an dem er gesetzlich testiren konnte, gestorben sein müsse. Das zu erfahren, war für ihn von höchster Wichtigkeit.

Der feurige und vielgenossene Wein hatte inzwischen einerseits längst die Köpfe der Köhler erhitzt, anderseits aber ihre geistige Thätigkeit bis auf den Gefrierpunkt herabsinken lassen. Laszy bemerkte das mit vielem Vergnügen und hoffte ihnen noch manches Geheimniß zu entlocken. Die Römer aber ahnten nicht im Entferntesten das hohe Interesse des angeblichen Engländers an dieser Sache, sondern glaubten, er wolle sich nach der wißbegierigen und ausforschenden Art aller Fremden mit ihnen darüber die Zeit vertreiben.

— Was diese Jesuiten für Gauner sind, begann Laszy wieder nach einer Weile. Nicht einmal den Todten vergönnen sie die Ruhe in geweihter Erde. Ihr habt wahrscheinlich öfter solche Zöglinge verbrennen müssen?

— O ja, Signore, nur sind wir nicht immer so gut bezahlt worden wie damals.

— Der Verstorbene war eben ein reicher Graf, nicht wahr?

— Das war er. Er besaß immer baares Geld und gab uns manchen Skudo zu verdienen. Einmal wollte er auch aus dem Collegium entfliehen, wozu wir ihm eine Leiter an das Fenster seines Schlafsaales lehnten. Allein Gendarmen fingen ihn auf und brachten ihn zurück.

— Das hat mir der Rektor erzählt.

— Der Verräther! Und wir haben bisher wie das Grab geschwiegen. Davon hat er aber nichts erzählt, warum er manchmal seine Zöglinge in den Kohlenofen werfen läßt?

— Trinkt, Freunde, trinkt! Den Beweggrund zu solchem Handeln kenne ich freilich nicht. Vielleicht wißt Ihr mehr.

— Wir wissen es, Signore. Das sind lauter reiche Zöglinge, welche zu früh sterben und also über ihr Besitzthum noch nicht ver-

fügen können. Man läßt sie dann noch scheinbar so lange leben, bis sie das Testament gemacht und den Orden darin bedacht haben.

— Zum Mindesten ist das pfiffig, wenn es auch nicht ehrlich ist. Allein, da es die Jesuiten thun, wird es kein Unrecht sein. Wißt Ihr noch den Tag, an dem Ihr den Leichnam des Grafen verbrannt habt? Trinkt, ich lasse noch einige Fogliettten kommen.

— Salute, Signore! sagte Fabrizi, mit geröthetem Gesichte auf das Wohl des Engländers anstoßend. Vor sieben Jahren war es.

— Am Christi Himmelfahrtstage, sagte der Andere. Ich erinnere mich ganz genau, weil am nämlichen Tage mein Bruder Antonio da vorne von Santa Sabina herabstürzte. Weißt Du noch Enriko, wie wir den sterbenden Jungen aufhoben und in der Tiber wuschen? Am Abende desselben Tages warfen wir die Leiche in den Ofen.

— Du hast Recht; jetzt erinnere ich mich. Der Papst gab draußen auf San Giovanni die große Benediction, und darnach theile ich meine Zeitrechnung ein.

— Was meint Ihr, Freunde, würdet Ihr soviel Muth besitzen, mir vor Gericht die Verbrennung des Grafen am Christihimmelfahrtsfeste zu bestätigen und nöthigenfalls zu beschwören?

Wie wenn sie plötzlich mit einem Dolche gekitzelt würden, starrten die beiden Köhler in ungläubigem Erstaunen den Engländer an.

Dieser aber lächelte wieder so geheimnißvoll, daß sie abermals einen Spürer der Inquisition vor sich zu haben glaubten und diesem Gedanken sogleich durch ein Kreuzzeichen Ausdruck gaben.

— Nun, sagte Laszy lachend, bis vor Gericht wagt Ihr mir nicht zu folgen?

— Wo denkt Ihr hin, Signore? erwiderte Cairoli. Kennt Ihr die Kerker des Santo Officio hier in Rom, genannt Carceri Nuovi? Enge, niedrig sind die unterirdischen Keuchen; kein Licht- oder Sonnenstrahl stiehlt sich hinab zu dem feuchten Modergeruche, zu dem Fiebergestanke. Die Wellen des Tiber fließen durch die Zellen, so daß der Gefangene bis zur Hälfte des Leibes im Wasser stehen muß und ertrinken müßte, wenn er sich zum Schlafe niederlegen wollte. Schwere Ketten an Händen und Füßen, welche den Gefangenen an die von Ungezieser strotzende Wand fesseln, verhindern ihn, sich gegen die

Wasserratten und Tiberaale zu erwehren, die an seinem Leibe nagen.*) In diese Keuchen würden wir unfehlbar geworfen, wenn wir gegen die Jesuiten eine Aussage machten. Kein Verbrechen wird in Rom strenger bestraft, als das: die Wahrheit zu sagen. Wir würden zeitlebens unglücklich werden, Signore, und auch Sie würden in einem Kerker verschwinden, ohne je wieder das rosige Licht des Tages zu schauen.

— Ihr kennt Eure heilige Vaterstadt besser wie ich und mögt Recht haben. Allein man kann die Wahrheit sprechen, ohne sich der Rache der Jesuiten auszusetzen; man sagt ihnen die Wahrheit nicht in das Gesicht.

Hört mich einmal an. Ich bin der Vater dieses Grafen, dessen Leiche Ihr verbrannt habt. Ihr seid unschuldig und habt nur das gethan, was Euch als Recht bezeichnet wurde; daher soll auch Euch nichts geschehen. Allein gegen den Pater Rektor des Collegiums bin ich in England mit schweren Klagen aufgetreten und benöthige dringend zweier Zeugen, welche mir bestätigen, daß mein Sohn an dem und dem Tage gestorben und verbrannt worden sei. Diese zwei Zeugen könnt Ihr machen, ja Ihr müßt sie machen.

Wir reisen nach Mailand, wo Ihr Eure Aussagen bei Gericht niederlegt. Niemand erfährt hier, wohin Ihr gezogen seid und es bleibt Euch frei, Kohlenhandel oder Aehnliches vorzuschützen. Ich bezahle nicht nur die Reise hin und zurück, sondern belohne jeden obendrein mit einer hohen Summe Geldes. Wollt Ihr damit Euer Glück machen, so sagt Ja; und wollt Ihr arme Teufel bleiben und Euch um das tägliche Brod plagen wie bisher, so bleibt da, es finden sich genug Leute, welche mir Zeugschaft leisten.

Dieses Ansinnen überraschte die zwei Köhler nicht wenig. Augen und Mund hatten sich während der Rede des Engländers immer weiter aufgesperrt. Zuletzt saßen sie sprachlos da und schienen zu warten, wer von beiden zuerst die Sprache bekäme.

Sie hatten also den Vater des von ihnen zu Asche gebrannten

*) Dieselben Keuchen existiren heute, noch im Jahre 1870 in Rom und sind mit Garibaldianern, Deserteuren und Staatsverbrechern überfüllt. Wer sie gesehen hat, dem ist aller Glaube an die Diener der Kirche, die sie da nennt die Apostel des Friedens und der Liebe, im menschlichen Herzen erstorben.

Grafen vor sich, sie sollten ihm als Zeugen gegen ihre besten Kunden beistehen, ihm nach Mailand folgen und dafür reichlich belohnt werden. Nach längerem Ueberlegen entschieden sie sich für die Reise nach Mailand und den dabei verheißenen Gewinn. Sie theilten das dem Engländer mit.

Laszy schien darüber sehr erfreut zu sein, wunderte sich aber im Stillen durchaus nicht über den erzielten Erfolg. Ein Kenner des italienischen Charakters, dessen Hauptzug der vollendetste Egoismus bildet, wußte er sehr wohl, daß bei einem Italiener und zumal Römer in letzter Instanz immer die Geldsucht entscheidet.

Der Engländer ließ nun bittere Mandeln bringen und gab sie den Carbonari zum Essen. Der Genuß dieser Früchte übt die höchst wohlthätige Wirkung, daß man sich, selbst wenn man wollte, nicht berauschen kann, und falls man schon berauscht ist, alle Trunkenheit weicht und der gewöhnlichen Nüchternheit Platz macht. Das wollte Laszy bei den durch den übermäßig genossenen Wein erhitzten Köhlern erreichen, um sich mit ihnen über die Ausführung seiner Pläne besprechen zu können.

Seine Hoffnung schlug nicht fehl; die Köhler wurden ruhiger und ernüchterten sich. Mit ihrer Einwilligung setzte er die Abreise auf den nächsten Mittag fest, aus geheimer Furcht, dieselben möchten sich bei längerer Frist wieder anders besinnen. Dann trennte er sich von ihnen, in finsterer Nacht in das Hotel Minerva hinaufeilend.

Den beiden Carbonari war es mit der Erfüllung ihres Versprechens Ernst. Sie fanden sich am nächsten Mittage bei dem Engländer am bestimmten Platze ein und bestiegen das Vetturino, das sie diesen Abend noch bis Monterotondo brachte. Nach vierzehntägiger unausgesetzter Reise erreichten sie das schöne Mailand, an dessen Thoren damals noch die österreichischen Adler prangten.

Laszy ließ die beiden Römer vor Gericht ausführlich Zeugschaft darüber ablegen, daß und wie sie den verstorbenen Grafen Wratislaw Zolkiewicz auf Geheiß des Rektors des Collegium Romanum verbrannt hätten und dafür glänzend belohnt worden seien. Diese durch Eide erhärtete Aussagen bat er unverzüglich an das Landesgericht in Warschau einzuschicken. Die Köhler entschädigte er durch eine große Summe und rieth ihnen an, nicht mehr nach Rom zurückzukehren, sondern in Mailand oder irgendwo in Italien sich niederzulassen.

Allein sie behaupteten, die größte Sehnsucht nach den sieben Hügeln Roms und dem Tiber zu fühlen und reisten wieder nach Hause.

Laszy ließ jetzt wieder seinen Pseudonamen Brighton und den Engländer fallen und eilte zurück nach Warschau, wo er nach acht Monaten zwar sehr ermüdet und angegriffen, aber im Ganzen wohlbehalten eintraf.

Die Jesuiten waren während seiner Abwesenheit nicht müssig gewesen. Sie hatten alle in dem Prozesse betheiligten Richter der Reihe nach zu bestechen versucht, waren aber durch die Aufmerksamkeit des Ladislaus mehrmals dabei entlarvt worden. Die in ihrem Solde stehenden Blätter, deren wir bereits erwähnt haben, spien daher Gift und Galle über die Richter und insbesondere über den Advokaten Laszy, dessen patriotische Gesinnung sie während seiner Abwesenheit beim Volke zu verdächtigen suchten.

Der durch mancherlei advokatische Kunstgriffe bis zur Rückkehr Doktor Laszys hinausgezögerte Abschluß des Prozesses wurde bei seinem Wiedererscheinen in Warschau, von den Jesuiten mit neuem Ungestüme gefordert. Laszy weigerte sich zum Scheine, sich zu einer gerichtlichen Entscheidung herbeizulassen, suchte aber dadurch nur die Jesuiten ihres Sieges gewisser zu machen, um sie im letzten Augenblicke auf das Haupt zu schlagen.

Trotz seiner Einsprüche wurde daher die letzte Tagsfahrt festgesetzt und beide Parteien zum Erscheinen eingeladen. Durch die Hetzereien und niederträchtigen Verläumdungen der jesuitischen Presse hatte dieser Proceß bereits eine Berühmtheit im Volke erlangt, und dieses strömte daher am bestimmten Tage in den Gerichtssaal, um das Endurtheil dieses merkwürdigen Vermögensstreites zu hören.

Kasimir und Elka erschienen als Zeugen, von den Jesuiten fand sich der Pater Rektor Optatus Czrenk, und als Bevollmächtigter des päpstlichen Nuntius in Wien ein gewisser Dr. Hirnbein ein.

Die Verhandlung wurde eröffnet. Nach Vorlesung der Akten führte der jesuitische Advokat Dr. Mösinger von Krakau des Weiteren aus, daß das Testament trotz aller bisherigen Anfechtungen zu Kraft und Recht bestehe, das hohe Gericht daher dessen gesetzliche Anerkennung aussprechen und die Familie von Ubryk zur Herausgabe des testirten Vermögens und Entrichtung der inzwischen erlaufenen Zinsen veranlaßt werden möge.

Die Vernehmung der Zeugen lieferte kein neues Beweismaterial

für oder gegen zu Tage, und nun trat Doktor Laszy auf, um durch seine Vertheidigung den gegnerischen Antrag umzustoßen.

Nach den bissigsten Ausfällen auf das schlich- und ränkevolle Wesen der Jesuiten, auf ihre Bestrebungen, sich auf alle mögliche Arten Vermögen anzueignen, und die niederträchtige Lügenhaftigkeit, mit welcher sie ihre Ziele zu erreichen suchen, präsentirte er dem Gerichtshofe zwei am k. k. österreichischen Untersuchungsgerichte zu Mailand aufgenommne beeidigte Zeugenaussagen, und bat um deren Verlesung.

Selten bemächtigte sich wohl der Richter und des zuhörenden Volkes eine größere Ueberraschung, als bei Bekanntgabe dieses Aktenstückes.

Gerade zwei von den Jesuiten als Zeugen aufgeführte Römer, die Carbonari Fabrizi und Cairoli, erklärten, sie hätten niemals in dieser Angelegenheit in Rom einen Eid ablegen müssen, und hätten den Leichnam des Grafen Wratislaw Zolkiewicz am Feste Christi Himmelfahrt vor genau sieben Jahren in ihrem Kohlenofen am Monte Testacio auf Befehl des Rektors Steinhubers verbrannt.

Darauf stützte Laszy sein Beweisverfahren, daß Graf Wratislaw zwei Monate früher gestorben sei, als das Testament unterzeichnet war, und daß jenes daher gefälscht und untergeschoben worden sei, mithin umgestoßen werden müsse.

Die Gründe, die er vorbrachte, waren so schlagend, die Beweise lagen so klar am Tage, daß das Gericht das Testament als falsch verwarf, seine Entrüstung über die maßlose Erbschleicherei des Jesuitenordens aussprach und das Collegium in Warschau zum Ersatze sämmtlicher Kosten verurtheilte.

Unter den Verwünschungen des Volkes verließ Pater Optatus Czrenk den Gerichtssaal. Aus Gram über die ungeheuere öffentliche Beschämung seiner schwarzen Brüder und die Vereitelung seiner jahrelangen rastlosen Bestrebungen verfiel er bald darauf in eine Krankheit und starb. Vielleicht haben ihn seine Brüder vergiftet, um nachher alle Schuld auf ihn hinüberwälzen zu können, was sie auch wirklich thaten.

Wer vermöchte aber die Freude des wackern Laszy, sowie der Familie Ubryk beschreiben, welche nun in den rechtlichen Besitz des Vermögens des unglücklichen Grafen Wratislaw trat.

Die Jesuiten waren geschlagen worden. Es war zwar nicht an-

zunehmen, daß sie das Feld gänzlich räumten, denn worauf dieser Orden einmal seine gierigen Blicke geworfen hat, daran hängt er mit schrecklicher Zähigkeit. Wie ein Polyp umklammert er sein auserlesenes Opfer, und wenn ihm hundert Fangarme abgeschnitten werden, hält er es mit tausend neuen fest. Aber Laszys Wille hatte den Sieg errungen: er halte den Apfel so hoch gehängt, daß der jesuitische Tantalus weniger Hoffnung denn je hegen konnte, ihn herabzuholen.

XLVIII.

Ein Stück Weltgeschichte.

Wenden wir uns nach dem Rückblicke auf die letzten Bestrebungen der Jesuiten, das Vermögen der Familie Ubryk zu erobern, wieder dem Heldenkampfe Polens zu.

Von der lithauischen Grenze, dem Kreise Tykoczin, kam wenige Wochen nach den Ereignissen, deren Augenzeugen wir in den vorhergehenden Capiteln gewesen, die Nachricht nach Warschau, daß die russische Armee über die Grenze in das Königreich Polen rücke. Warschau und die ganze polnische Armee, die sich nach dem Kampfe, da er einmal kommen mußte, sehnte, wurden in die freudigste Bewegung versetzt. Niemand machte das furchtbare Mißverhältniß der polnischen zur russischen Heeresmacht verzagt. Fürst Radziwil, der den Oberbefehl über die Armee übernommen hatte, sprach dies auch in der Proklamation, welche er am 6. Februar verließ, aus:

„Jeder Augenblick des Harrens“ sagte er darin, „war peinlich für die ritterlichen tapfern Herzen der Polen. Deren Wünsche sind nun erfüllt. Der Feind des Vaterlandes ist da und brüstet sich mit seiner überlegenen Herresmacht. Aber diese erschrickt Männer nicht, welche stets gegen vier Mal überlegene Macht haben kämpfen müssen.

Wir zählen nicht die Menge der Feinde, sondern die Menge der Gewaltthaten, welche Polen hat ertragen müssen."

Trotz der zweideutigen Haltung und den hindernden Maßregeln Chlopickis war durch die glühende Vaterlandsliebe doch Ansehnliches für die Vorbereitungen zum Kriege geleistet worden, freilich nicht ein Drittheil von dem, was gethan werden konnte, wenn Chlopiski so aufrichtig für die Rettung seines Vaterlandes gestrebt hätte, als Michael Jackowski und Andere, in deren Händen weniger Kraft lag.

Kasimir Ubryk war bereits mehrmals mit Chlopicki in Conflitt gerathen. Gehoben von Begeisterung für das aufgestandene Vaterland wollte auch er ein Regiment aus Warschauerbürgern errichten und dessen Führung übernehmen. Die Stämme desselben waren bereits gebildet und zahlreiche Beitrittserklärungen zu demselben erfolgt; allein Chlopicki ermahnte ihn in mehreren Schreiben, diesen Gedanken aufzugeben. Aus Groll darüber zog er sich aus dem Administrationsrathe zurück und machte Miene, an dem ganzen Befreiungswerke nicht mehr Theil zu nehmen.

Inzwischen hatte man zur Vertheidigung der Städte eine Nationalgarde geschaffen. Viele reiche Gutsbesitzer hatten auf eigene Kosten Regimenter gestiftet, die freilich zum größten Theile nur mit Picken und Sensen bewaffnet waren. Dasselbe Beispiel ahmten auch viele Städte nach.

Um so mehr verübelte man in Warschau die Unthätigkeit Kasimirs. Gab es doch genug Patrioten, welche mit dem Verhalten Chlopickis unzufrieden waren, trotzdem aber sich nicht abhalten ließen, den regsten Antheil an den Vorbereitungen zum Befreiungskampfe zu bekunden.

Elka machte ihrem Gemahle darüber die heftigsten Vorwürfe. Aus ihr sprach jetzt nicht nur die freiheitsliebende Polin, sondern auch das Gefühl der Rache für die ihrer Tochter Barbara und ihrem Mutterherzen zugefügten Beschädigungen. Während sie anfangs die Ereignisse mit Mißtrauen betrachtet hatte, drang sie nun selbst in Kasimir, seinen gekränkten Stolz zu vergessen und die Liebe zum Vaterlande durch irgend welche Opfer zu bethätigen.

Kasimir entschloß sich daher endlich, dem Revolutionsrathe die Summe von 500,000 Gulden zu übergeben, lehnte es aber vorläufig ab, selbst die Waffen zu ergreifen. Kaum war diese Unterstützung in Warschau bekannt geworden, so bot man ihm von allen Seiten

Regimenter zur Führung an, da man wußte, daß er Soldat der großen Armee gewesen und unter Napoleon bereits gegen die Russen gekämpft habe. Die Jesuiten machten aber böse Mienen zu der Hinausgabe dieser bedeutenden Summe, welche nun für immer für sie verloren war.

Kasimirs Beispiel blieb indes kein vereinzeltes. Der Staatsschatz, welcher 100 Millionen Gulden enthielt, war durch die freiwilligen Beiträge der Patrioten, deren Manche über die Hälfte ihres Vermögens einzahlten, jetzt mit einer fast dreimal so großen Summe angefüllt. Bei weiser Verwaltung bot er daher für einen mehre Jahre andauernden Krieg die nöthigen Gelder.

Bewunderungswürdig ist der Opfermuth eines Volkes, wenn es sich gegen seine Unterdrücker erhebt. Der geneigte Leser wird daher unsere Schilderung desselben keineswegs ohne Interesse lesen; zumal die Zeit nahe sein dürfte, wo auch wir denselben Opfermuth, denselben Heldenmuth zu beweisen haben werden. Lassen wir noch zehn Jahre verstreichen — Deutschland hat eine andere Gestalt wie heute. Einig und groß wird es dastehen. Viele, ja Viele unserer freundlichen Leser werden diesen nahen Zeitpunkt erleben; aber sie werden auch nach zehn Jahren sagen: Große Opfer hat uns Deutschlands Einigung und Größe gekostet!

Um Warschau und seine Vorstadt Praga her waren schon eine Menge Schanzwerke aufgeworfen worden. Alles, Vornehm und Gering, arbeitete daran mit, angeregt durch das Beispiel edler Frauen, wie einer Starostin Zaleska, welche selbst den Spaten führte. Ungeheure Massen von Getreide und Schlachtvieh wurden von den Landedelleuten für die Armee eingesendet, und von allen Seiten schickte man Haufen von Metallgeräthen zum Schmieden von Waffen und Gießen von Kanonen.

Bei all dem lag auf Rußlands Seite eine furchtbare Uebermacht. Die Russen standen bereits gerüstet, während Polen erst noch Vieles zum Kampfe vorbereiten mußte. Alles, was es jetzt dem Feinde entgegenstellen konnte, waren 44,000 Mann schon gedienter Truppen, darunter 16,000 Mann Cavallerie. Dazu kamen noch 20,000 uneinexercirte Freiwillige, und eine Artillerie mit 130 Kanonen.

Die russische Armee dagegen, welche soeben unter dem Befehle des Generalfeldmarschalls Dibicz ins Königreich rückte, enthielt

132,000 Mann, bei denen 30,000 Mann Cavallerie. Die Artillerie-Abtheilung dieses Heeres besaß nicht weniger als 396 Kanonen.

Die russische Armeelinie hatte eine Ausdehnung von mehr als vierzig Meilen. Unter den Generälen Szachowoiski, Manderstern, Rosen, Pahlen, Witt, Geißmar,*) dem Oberst Aurap und dem Großfürsten Constantin, der hinter der Mittelarmee die Reserve führte, trat sie in der großen Ausdehnung unter Dibicz Oberbefehl auf acht Punkten so über die Grenze, daß es schien, sie wolle Warschau sammt der polnischen Armee umringen. Die letztere hatte eine Ausdehnung von kaum acht Meilen und lehnte sich mit dem linken Flügel unter General Krukowiecki an Modlin, und mit dem Gros unter den Generälen Szembek, Lubienski und Tomicki an Warschau.

Als die Nachricht von dem Einrücken der Russen eingelaufen war, begaben sich, begleitet von den Freudenrufen und Gebeten des Volkes, der Fürst Radziwil, Clopicki und Prondzinski zur Armee.

Die russische Hauptarmee befand sich bereits auf dem bequemsten Wege zu dem nahen Praga, blieb aber nach ihrem klugen Plane stehen, damit der rechte Flügel bei Plock, der linke bei Pulawy und das polnische Lager auf allen Seiten eingeschlossen werde. Der linke Flügel unter dem General Kreutz war bei Pulawy in der That schon über die Weichsel gegangen und General Geißmar war im Begriffe ihm zu folgen. Schnell schien sich die wiedererrungene Freiheit der Polen enden zu sollen.

Da aber rückte der entfernt auf dem linken Weichselufer stehende General Dwernicki mit sechs Kanonen, die von einigen Akademikern und Gutsbesitzern bedient wurden, und 3500 neuangeworbenen, meist schlecht bewaffneten Soldaten in Eilmärschen herbei. Er sollte den General Kreuz am Uebergang über die Weichsel hindern, kam aber bereits zu spät. In der Absicht, Kreuz von der russischen Hauptarmee abzuschneiden, ließ Dwernicki diesen ruhig vorrücken, ging mit seiner kleinen Armee über die halb aufgethaute Weichsel und konnte mit Mühe die sechs Feldstücke über das zerklüftete Eis schleifen. Auf den ungangbarsten Wegen marschirte er ohne Versäumniß nach dem

---

*) Sämmtlich deutsche Namen. Die meisten russischen Generäle sind noch jetzt Deutsche, und zwar Preußen, welche bereits in der preußischen Armee als Subalternoffiziere gedient haben.

Städtchen Scroczyn, hinter dem er das Armeecorps Geißmars mit 14 Kanonen zum Kampfe aufgestellt fand.

Sofort ordnete Dwernicki seine begeisterte Mannschaft. Die russischen Kanonen begannen mit einem furchtbaren Feuer die Schlacht. Dwernicki schickte drei Kanonen vor und ließ erwidern. Kaum hatten die polnischen Kugeln ein wenig Unordnung in die russische Artillerie gebracht, so stürmten Dwernicki's Uhlanen und Krakusen (leichte Reiter in Art der Kosaken) mit einem wilden Schlachtgeschrei los, trieben ein ganzen Kosaken-Regiment in die wildeste Flucht, sprengten die Artillerie auseinander und eroberten vier Kanonen. Allein noch stand das russische Corps fest und begann ein neues viel heftigeres Feuer. Eine Erwiderung mit den wenigen Kanonen würde nicht gefruchtet haben. So warfen sich denn die polnischen Schwadronen, unterstützt von den Fußsoldaten, abermals auf die russischen Regimenter, theils von vorn, theils von der Seite angreifend, und nach einem halbstündigen furchtbaren Kampfe waren die Russen in die Flucht gejagt und wieder acht Kanonen, zusammen also zwölf erobert.

Einen hochbegeisterten Eindruck machte dieser herrliche Sieg auf das ganze polnische Volk. Er war eine Verheißung der Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen. Wie die Sieger hier gleich nach dem Siege zur Erde niederstürzten und ein Dankgebet zum Himmel jauchzten, so jauchzte man in Warschau und dankte in allen Kirchen dem Gotte des Vaterlandes.

Dieser Sieg Dwernickis war für die Polen von großem Nutzen; denn jetzt konnte Dibicz nicht vorrücken, da sein linker Cavallerieflügel beinahe vernichtet war. Die polnische Armee gewann Zeit sich gehörig zu einer Hauptschlacht vorzubereiten.

Nach einem weitern blutigen Kampfe am 17. Februar kam es zwei Tage darauf, am 19., zu einer großen Schlacht. Nur zwei Divisionen Infanterie, eine Division Cavallerie und vier Batterien waren vereinigt und standen, Warschau im Rücken, ungefähr 1½ Meile davon nordöstlich, und, da Chlopicki an diesem Tage keinen Angriff erwartete, nicht einmal in Schlachtordnung. Zum Glücke standen die angegriffenen zwei Divisionen soweit voran, daß der von der plötzlichen Kanonade in seinem Hauptquartiere aufgeschreckte Chlopicki wenigstens noch die allernöthigsten Anordnungen treffen konnte.

Kaum hatte sich General Szymirski, der am weitesten vorgestanden hatte und zuerst angegriffen worden war, auf das Gros zurück-

gezogen, als General Szembek sich auf die aus dem Walde vordringenden Russen mit nur einem Regimente stürzte, mehrere Bataillone zusammenhieb und die ganze vorgedrungene Masse zurückwarf. Unterdessen aber hatte ein großer Theil der russischen Artillerie sich seitwärts am Rande des Waldes aufgepflanzt und spie ein furchtbares Feuer, welches die beiden dagegen aufgestellten polnischen Batterien nicht in gleichem Umfange erwidern konnten. Bald entwickelte sich der Kampf auf der ganzen Linie. Die Russen stürmten ungestüm ein und ein Theil ihrer Artillerie beschoß die polnische Armee bereits in der Flanke.

Doch diese wich nicht und stürzte sich mit verzweifelter Tapferkeit auf den überlegenen Feind, sprengte neun Bataillone, eroberte drei Standarten, eine Fahne, vernagelte vier feindliche Geschütze und eroberte sechs. Ungeheure russische Cavalleriemassen brachen darauf aus dem Walde hervor, aber auch sie wurden zurückgeworfen. Eine Zeit lang wüthete der Kampf auf beiden Seiten mit gleicher Kraft. Da schienen die Russen, welche jetzt in furchtbaren Massen aus einem Erlenwäldchen hervordrangen, den Ausgang für sich entscheiden zu wollen, indem sie mit ihrer Artillerie einen Theil der polnischen Infanterie in Unordnung und die Division Szembeks zum Weichen brachten.

Allein diese Division faßte bald genug wieder Stand und machte unterstützt von dem bekannten Sensenträger-Regiment, einen verzweifelten Bajonnetangriff, der die Russen zurückdrängte und der polnischen Hauptarmee die Möglichkeit verschaffte, sich in Ordnung eine Viertelmeile Weges, bis hinter Wawr, zurückzuziehen und eine günstigere Stellung einzunehmen. Der einbrechende Abend verhinderte die Fortsetzung des Kampfes.

Mit einem entsetzlichen Feuer aus 209 Kanonen begann Dibicz am Morgen des folgenden Tages den Kampf. Ungeheure Infanteriemassen warf er aus dem Walde hervor auf die Polen, und seine Cavallerie war in steter Action gegen die polnische Artillerie. Allein diese wurde durch Skrymckis und Szembecks Cavallerie heldenmüthig vertheidigt.

Der Kampf war entsetzlich hartnäckig, aber er brach einen Lorbeerzweig nach dem andern für die Polen, welche fortwährend die Russen zurückwarfen und nicht eine Spanne Erde mehr gewinnen ließen, als sie schon im Besitze hatten. Das Corps des russischen

Generals Rosen hatte furchtbar gelitten, und von drei Regimentern waren kaum so viel Mann übrig geblieben, um zwei Bataillone daraus zu bilden.

Dibicz zog seine Armee in die Wälder zurück und wagte trotz seiner dreifachen Ueberlegenheit den Kampf nicht fortzusetzen. Er bat um einen kurzen Waffenstillstand, um nach Herbeiziehung anderer Corps mit der ganzen ungeheuren Armee und seinen 400 Kanonen den Kampf wieder aufzunehmen.

Man hat alle Ursache, die Polen in diesen beiden Schlachten vom 19. und 20. Februar anzustaunen. Diese kleine Schaar blieb gegen die ungeheure Armee immer siegreich! Man sieht, welch' ein mächtiger Alliirter das geistige Interesse ist!

Ganz Warschau, ganz Polen jauchzte in Freude und Inbrunst Dankgebete zum Himmel. Jetzt ging auch die Kunde ein, daß die übrigen russischen Corps, welche Dibicz an sich ziehen wollte, geschlagen oder wenigstens überwältigt und am Vordringen gehindert worden seien.

General Kreuz war durch die Schaar Dwernicki's wieder über die Weichsel zurückgeworfen, und Szachowskoi durch Malachowski trotz siebenfacher Ueberlegenheit am Vordringen auf Praga mit beispielloser Tapferkeit gehindert worden.

Wenige Tage darauf, am 25. Februar, lieferte eine Stunde vor Warschau Dibicz abermals eine blutige Schlacht. Jeder kennt die Schlacht von Grochow. Während auf polnischer Seite 31000 Mann mit 97 Kanonen kämpften, führte Dibicz 119000 Mann mit 323 Kanonen ins Feuer.

Bald nach dem Beginne derselben um halb zehn Uhr Morgens zerriß eine russische Kanonenkugel den General Symirski. Sechsmal wurden die Polen von der Uebermacht zurückgeworfen, und sechsmal warfen sie die Uebermacht wieder zurück. Chlopicki selbst stellte sich an die Spitze des Sensenträger-Regimentes, dessen Tochter Barbara geworden war, und drang mit ihm, während er auf beiden Seiten die Kanonen mit Kartätschen spielen ließ, mächtig vor.

Mit ihm in gleicher Linie avancirten die übrigen Truppen. Der Rettung des Vaterlandes galt es: der Angriff war furchtbar. Die Russen konnten nicht widerstehen, lösten sich in wilder Flucht auf, warfen sich auf zwei von Dibicz nachgeschickte Regimenter, zersprengten sie und eilten in den Wald zurück.

Ein glänzender Sieg hätte jetzt schon eintreten können, wenn nicht General Lubienski den Verräther gespielt und den Befehlen Chlopickis den Gehorsam verweigert hätte. Durch sein unthätiges Stehenbleiben erhielt Dibicz Zeit zur Besinnung und Herbeiziehung des Corps des Fürsten Szachowskoi. Augenblicklich wurden die Polen das schlimme Ereigniß gewahr. Es war für sie ein furchtbares Ereigniß, um so schrecklicher, als es von einem ihrer eigenen Generäle böswillig veranlaßt worden war. Aber ein schlimmeres Ereigniß folgte diesem. Es war vielleicht das Schlimmste, was dem polnischen Aufstande nur begegnen konnte — — Chlopicki nämlich stürzte.

Hatte Chlopicki viel vor Beginn des Krieges verschuldet, dem Aufstande durch Versäumnisse und Hinderungen ungeheure Nachtheile verursacht, so war er doch der Einzige in ganz Polen, der alle diese Nachtheile ausgleichen konnte.

Als Diplomat hätte er sein Vaterland in den Untergang geführt, wenn vom Feinde seine Charakterschwächen gekannt und benützt wurden; aber jetzt, wo es zum Kampfe gekommen war, jetzt war er, was er einzig war, — Soldat.

Jetzt mußte das Loos aus den tödtlichen Feuerschlünden geschüttelt werden, und er verstand es, die Freiheit des Vaterlandes daraus zu schütteln.

Eine Granate schlug in sein Pferd, zersprang im Leibe desselben und verwundete ihn schwer. Besinnungslos lag er eine Weile auf der Erde. Als er wiedererwachte, befand er sich auf einer Bahre, die vier Sensenträger aus ihren Sensenstangen gebildet hatten. Er richtete sich auf, ließ sich noch langsam an einigen Regimentern vorübertragen und ordnete ihre Stellung. Aber bald vom Blutverluste ermattet, konnte er sich nicht mehr aufrecht erhalten und mußte eiligst nach Warschau gebracht werden, wo er sogleich von Kasimir in seinen Palast und in liebende Pflege genommen wurde.

Vergessen war jetzt der Groll, den Kasimir gegen ihn gehegt: er bewunderte und ehrte in ihm jetzt einen Helden, der für des Vaterlandes heilige Rechte gefallen war.

Als Chlopicki vom Schlachtfelde getragen wurde, entstanden sogleich Confusionen, veranlaßt durch den Fürsten Radziwil, der nun das Commando selbst führte. Wie er selbst versichert, besaß er keine Fähigkeit zum Feldherrn, so äußerst verehrungswürdig er auch als Mensch und Vaterlandsfreund war. Ein Glück, daß diese Confusio-

nen im Oberbefehle nicht von Folge sein konnten, da Dibicz gleich nach Szachowskois Ankunft die furchtbarsten Angriffe unternahm, so daß die polnischee Armee mit aller Macht zu widerstehen gezwungen war.

Der Kampf wüthete schrecklich fort. Die Division Szembeks wurde von der ungeheuren Uebermacht, so verzweifelt sie sich auch wehrte, zurückgedrängt. Die ganze rechte Hälfte der polnischen Armeelinie wich gegen Praga zurück.

Auf diese errungenen Vortheile bauend, glaubte Dibicz jetzt den Augenblick gekommen, Alles zu gewinnen. Und so trieb er denn seine Küraßiere, unter denen das bekannte Regiment, an dessen Helmen die goldene Aufschrift: „Unüberwindlich" prangte, auf die polnischen Colonnen.

Jetzt fehlte Chlopicki; er hätte sich nun als Soldat bewiesen. Aber Radziwil war zu wenig Krieger, er erschrack mehr als irgend einer seiner Soldaten vor der furchtbar nahenden Wolke, floh und winkte sogar den Reserven ihm zu folgen. Einige Regimenter thaten es und warfen sich in das verschanzte Praga, aber die Meisten hielten Stand und fochten wie Löwen.

Die russischen Küraßiere kamen heran. Das Regiment der „Unüberwindlichen" stürmte voran, sprengte, mehrere polnische Bataillone zurückwerfend, durch die erste polnische Linie auf die zweite; da schloß sich plötzlich die erste Linie wieder, schnitt die nachfolgenden Küraßierregimenter von dem der „Unüberwindlichen" ab, feuerte Raketen gegen dieselben und trieb sie in die Flucht. Ein schreckliches Schicksal kam nun über das Regiment der „Unüberwindlichen". Sowie es auf die zweite Linie einhieb, stürzte ein polnisches Uhlanen-Regiment unter Führung des heldenmüthigen Obersten Kicki auf dasselbe, nahm 211 Küraßiere gefangen und hieb alle niedrigen bis auf 7 nieder, welche als Flüchtlinge mit der schlimmen Nachricht zur russischen Armee zurückkamen.

In Zeit von einer halben Stunde war das stolzeste Regiment, das „unüberwindliche" von den Polen überwunden und vernichtet, so daß es von der russischen Armeeliste gestrichen werden mußte und der Lächerlichkeit halber nicht wieder errichtet wurde.

Indem sich nun die russischen Cavalleriemassen in der tollsten Verwirrung blind flüchtend auf ihre Infanteriekolonnen stürzten, sie in Unordnung brachten und mit sich fortrissen, gerieth die ganze

russische Schlachtlinie in Schrecken und Schwanken, und Alles drängte sich in die Wälder zurück.

Statt diesen Sieg zu benützen und die Niederlage der Russen durch eine Offensivbewegung zu vollenden, befahl Radziwil noch in derselben Nacht den Rückzug nach Warschau, und er mußte trotz des Widerstrebens der Offiziere und des Murrens der heldenmüthigen Soldaten ausgeführt werden.*)

So hatte sich nun die polnische Armee auf Warschau zurückgezogen, und Dibicz, der mit Schrecken seinen Untergang vor Augen sah, erblickte am andern Morgen zu seinem freudigsten Erstaunen das Schlachtfeld geräumt. Er war nicht nur gerettet, sondern besaß auch noch die ganze östliche Hälfte des Königreiches. Daher schrieben sich die Russen einen glorreichen Sieg zu.

Rußland verlor aber durch die Schlacht von Grochow viel in der öffentlichen Meinung Europas. Es hatte nicht vermocht, mit einer Armee von 119000 Mann und fast 400 Kanonen die 31,000 Mann Polen mit 97 Kanonen zu besiegen. Aus dem moralischen Schimpfe hätte sich Rußland wenig gemacht, aber daß es jetzt auch hinsichtlich seiner physischen Macht so tief in der Meinung Europas sank, daß Europa nun durch die Polen dahinter gekommen war, wie wenig sein gefürchtetes Uebergewicht zu bedeuten habe, das versetzte ihm einen harten Streich, ja und das hätte leicht für die Polen von den günstigsten Folgen sein können.

In einem noch in der Nacht des Rückzuges abgehaltenen Kriegsrathe in Warschau gab Radziwil den Oberbefehl an den tapfern General Skrynecki ab.

---

*) Radziwil entschuldigte später diesen Schritt damit, daß er gefürchtet habe, von Warschau abgeschnitten zu werden, sobald das Eis auf der Weichsel aufgegangen wäre und die Schiffsbrücke hätte abgetragen werden müssen. Das Eis wäre aber dann auch für Dibicz aufgegangen und die Schiffbrücke war doch keineswegs ein Mittel zur Rettung Warschaus. Die großen Fehler fast aller polnischen Feldherren waren es aber, daß sie nie aus dem Gesichtskreise von Warschau zu treten wagten; dadurch stand immer das Herz Polens vor dem Schwerte des Feindes. Ferner darf gerade der Schwächere sich nicht auf die Defensive verlegen, da ein kräftiger Offensivstoß in der Regel seine einzige Rettung bleibt. Freilich haben das nicht nur die Polen, sondern auch andere Nationen versäumt aber stets zu ihrem großen Nachtheile. In dieser Beziehung dürfen alle Feldherrn zu den Preußen in die Schule gehen.

Das durch den Rückzug gesunkene Vertrauen der Polen hob sich wieder, als die Kunde von neuen Siegen des General Dwernicki eintraf. Er hatte den Herzog Adam von Würtemberg ungeachtet dessen vierfacher Ueberlegenheit geschlagen. Dieser deutsche Fürst rächte sich dafür, indem er mit drei Cavallerieregimentern in das Städtchen Pulawy einfiel und Häuser und Hausgeräthe zertrümmern ließ. Nicht genug dessen, ließ er alle Frauen auf den Marktplatz führen, vertheilte sie auf je einen Cuirassier und ließ sie von diesen mißbrauchen. Viele Frauen starben davon, viele kamen mit — jungen Russen davon.

Skrzynecki versäumte durch diplomatische Unterhandlungen mit Rußland viele kostbare Zeit. Endlich wurde er gegen Ende März durch das Murren des Volkes gezwungen, den Kampf wieder aufzunehmen. Nach mehreren glänzenden Siegen über die Corps der russischen Generäle Sacken, Geißmar und Rosen, deren verschanzte Lager er im Sturme nahm, zog er sich aber wieder auf Warschau zurück. Dieser thörichte Rückzug hatte eine weitere Schlacht — bei Iganie — zur Folge, in welchem das russische Corps Pahlen vernichtet wurde. Auch an andern Punkten wurden die Russen geschlagen und nach Siedlce zurückgedrängt, wo Dibicz sein ganzes Heer sammelte und die Garden, welche der Kaiser aus Rußland abgeschickt hatte, erwartete.

Je ruhiger sich Skrzynecki angesichts dieser gefährlichen Machtentwicklung Rußlands zur Pein aller weitersehenden Patrioten verhielt, desto geschäftiger war der Reichstag in Warschau. In diesen war auch Kasimir Ubryk gewählt worden, und hier leistete er durch seinen guten Rath und seine großen Geldunterstützungen wahrhaft Großes für sein Vaterland. Mit allen Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, unterstützte er unablässig den Aufstand, der nun auch in Lithauen ausgebrochen war und sich bald über Wolynien und Podolien ausbreiten zu wollen schien.

Skrzynecki aber verdarb alle bisherigen Erfolge des Aufstandes durch sein unsinniges Zaudern. Mehrmals hätte er die Russen, ja selbst die Garden vernichten können; obwohl ihn aber die tüchtigsten Offiziere, darunter der kriegslistige Prondzinski, in verzweiflungsvoller Begeisterung kniefällig um raschen Angriff gebeten hatten, wich er den Russen aus, folgte ihnen eine Meile nach und zog sich wieder auf Warschau zurück. Der Reichstag empfing ihn in der größten Be-

stürzung und Aufregung. Durch schöne Worte gelang es Skrzynecki jedoch, denselben — wohl zu schnellerem Untergange Polens — zu beruhigen und zu versöhnen.

Am 29. Mai traf die Armee in dem verschanzten Praga ein, um sich dort von ihren unsäglichen Strapazen zu erholen und wieder zu ergänzen. Soviel nun Skrzynecki auch den Verkehr der Warschauer Bürgerschaft mit den Truppen zu hintertreiben suchte, so fand er doch Statt, und nun traten seine unverzeihlichen Fehler in ein ganz anderes Licht, als er sie dargestellt hatte. Von allen Seiten forderte man seine Absetzung; allein die Regierung nahm ihn in Schutz und Skrzynecki entgalt ihr auf die undankbarste Weise.

Inzwischen hatte der Kaiser von Rußland, unzufrieden mit den Leistungen Dibicz's, den aus den Tscherkessenkriegen berühmt gewordenen General Paskiewicz aus dem Kaukasus abberufen und nach Polen geschickt.

Während dieser mit neuen 50000 Mann, meistens Garden, in Polen einrückte, starb Dibicz in seinem Hauptquartier zu Pultusk, vermuthlich aus Gram über seine Mißerfolge.

Skrzynecki konnte leicht die ganze Armee des im Anzuge befindlichen Paskiewicz schlagen und zerstreuen; er unterließ es aber. Ja, er setzte gänzlich talentlose Menschen an die Spitze seiner Truppen, welche jetzt natürlich von den Russen geschlagen wurden.

Am 19. Juli ging nun die ganze russische Armee bei Osiak über die Weichsel und gewann somit auch die zweite Hälfte des Königreiches. Skrzynecki wurde nun bei Strafe seiner Entsetzung von dem Reichstage gezwungen, den Russen eine Schlacht zu liefern; er versprach es, zog mit den Truppen aus und blieb unthätig vor den Russen stehen. Es war schändlich, wie er mit dem hingebenden Vertrauen seiner Nation spielte. Die Wahrheit des Sprichwortes bewährte sich, daß der schlechteste und gefährlichste Mensch der Frömmler ist.

Nun erst erfolgte die Absetzung Skrzyneckis. An seine Stelle wurde General Dembinski berufen, der sich mit der polnischen Armee auf Warschau zurückzog.

Das polnische Heer zählte jetzt noch 70,000 Mann mit 130 Kanonen, das russische dagegen 100,000 Mann mit 400 Kanonen. Ein Koszinsko hätte Polen sicherlich zur Freiheit geführt; freilich

eine Million der Tapfersten konnte es vor dem Sturze nicht bewahren, wenn ein Teufel wie Krukowiecki an der Spitze stand.

Die russische Armee hatte Warschau in einer Entfernung von einer Stunde rings eingeschlossen und ihm allen Zufluß von Lebensmitteln abgeschnitten, was um so empfindlicher zu werden drohte, da nur noch auf sieben Tage Proviant vorhanden war. Dies machte die Aussendung von 20,000 Mann unter Romarino nothwendig.

Noch mehr wurde die Armee durch den Präsidenten Krukowiecki kurz vor dem Sturme der Russen geschwächt. Er zog mehrere Regimenter aus der Stadt und zwar auf die unwichtigsten Posten. Die tüchtigsten Generäle entsetzte er ihrer Stellen, ersetzte sie durch offenkundige, mit den Russen in heimlicher Verbindung stehende Verräther, und übte durch seine schwindlerische Beredtsamkeit den schlimmsten Einfluß auf die tüchtigsten Offiziere aus.

Noch glaubte man in Warschau allgemein, es komme sobald nicht zum Kampfe, und wiegte sich in guter Hoffnung und Vergnügungen, als die furchtbare Stunde schon ganz nahe war. Noch mehr bestärkt in ihrer Täuschung wurden die Warschauer durch die Ankunft eines russischen Parlementairs, welcher Unterhandlungen anzuknüpfen gekommen war, und für die Uebergabe der Stadt und Anerkennung des Kaisers als Herrn von Polen vollständige Amnesie, den konstitutionellen Zustand des Reiches den Wiener Verträgen gemäß und eine Vergrößerung des Landes durch den Kreis Bialistok versprach. Allein die Polen waren zu oft und zu schmählich schon betrogen worden, als daß sie an die Erfüllung eines russischen Versprechens noch den geringsten Glauben hätten knüpfen können, und sie sandten am andern Morgen Prondzinski als Gegenparlementair mit der Erklärung ins russische Lager, daß die Regierung das Anerbieten nicht annehme. Hierauf bestimmte Paskiewicz sogleich den Sturm, auf den er seine Soldaten bereits wochenlang eingeübt hatte, für den nächsten Tag.

Je weniger man daran glaubte, desto unvorbereiteter war man in den Fortifikationslinien auf denselben, und eine desto größere Ueberraschung brachte der plötzliche Angriff am 6. September Morgens um 5 Uhr hervor.

Mit einem Male spieen über hundert russische Kanonen gegen die beiden Vorwerke von Wola, auf welche die Russen ihren Hauptangriff richteten. Alles auf polnischer Seite stürzte durcheinander,

Jeder eilte an seinen Posten, nur der Commandeur der ersten angegriffenen Linie, General Bem, nicht. Die Kanonade der Russen wurde immer stärker und anhaltender, und sieben russische Regimenter umringten bald die beiden kleinen Vertheidigungswerke, in denen sich nur drei polnische Compagnieen mit neun Kanonen befanden. Der Widerstand war bewunderungswürdig tapfer, aber gegen die unverhältnißmäßig große Uebermacht vergeblich, zumal Bem ausblieb und nicht unterstützte. Als nur noch vier Polen in dem einen Werke waren, konnten es erst die Russen nehmen, ebenso das andere erst dann, als der mit nur noch 11 Mann von der Besatzung übrig gebliebene Lieutenant Gordon das Pulvermagazin angezündet und sich mit nahe zu 1000 Russen in die Luft gesprengt hatte.

Jetzt drangen die Russen auf das befestigte Dorf Wola an, welches von 2000 Mann und 8 Kanonen vertheidigt wurde. Sie umschlossen es mit 150 Kanonen und eröffneten ein furchtbares Feuer. Sechs Regimenter drangen von der rechten, drei von der linken Seite an und endlich auch vier Regimenter von der Rückseite. In dem entsetzlichen Gemetzel fiel Peter Wysocki, der Erste, der die Fahne der Freiheit geschwungen, schwerverwundet in Gefangenschaft, und der alte General Sobienski wurde, da er sich unter keiner Bedingung ergeben wollte, niedergestochen. Haufen von Leichen, russische und polnische, schlichteten sich auf. Endlich, als die polnische Besatzung bis auf ein Bataillon zusammengeschmolzen war, ließ der Widerstand nach, und die Russen besetzten Wola.

Unterdessen hatte der rechte russische Flügel den linken polnischen angegriffen. Da aber der tapfere Uminski, der diesen befehligte, schon seit mehren Tagen den Angriff erwartet hatte, so waren hier die Erfolge ganz anderer Art als bei Wola. Die russischen Generäle Nostiz, Murawiew und Strandtmann drangen auf das von Uminski besetzte Dorf Rakowice mit ungeheuern Colonnen und zahlreichen Batterien los; allein sie gelangten nicht weit. Schon Uminskis Scharfschützen brachten den Feind zum Stehen, und zwei Regimenter mit zehn Kanonen warfen ihn bis hinter Szopy zurück. Darauf rückten zwei Regimenter russischer Cuirassiere, die Paskiewicz eiligst geschickt hatte, heran; doch auch diese wurden geworfen und von Uminskis Batterien zur Hälfte vernichtet.

Gleich nach der Einnahme von Wola rückten die Russen im Centrum auf das Hauptbefestigungswerk der Linie an. Da aber schlugen

mit einem Male unerwartet Tausende von Kartätschen in ihre Reihen, so daß sie augenblicklich eine große Strecke zurückwichen. General Bem, der nun herbeigeeilt war, kommandirte die Batterieen. Jetzt erstarkte der Muth der Polen und trotz Krukowieckis Widerstreben wurde die Wiedereinnahme Wolas beschlossen. Allein man konnte bei Krukowieckis Umtrieben nicht so viele Truppen zusammenbringen als dazu nöthig waren. Der Feind wurde zwar wüthend nach Wola zurückgeworfen, doch sahen sich die Polen nach grausenvollem Schlachten endlich gezwungen, sich zurückzuziehen, da Krukowiecki den General Rybinski hinderte, mit seiner Division zur Hilfe herbeizueilen.

An diesem ersten Tage hatten die Russen 7000 und die Polen 3400 Mann verloren. Weder die Einwohnerschaft von Warschau noch die Armee war unter solchen Umständen entmuthigt, ja man hoffte sogar, daß die Russen bald mit schwerem Verluste von Warschau abziehen würden, denn man hoffte auf die Ankunft von 20,000 Polen unter Romarino. Man wußte nicht, daß Krukowiecki dieses Corps, anstatt es schleunigst herbeikommen zu lassen, durch trügerische Nachrichten fern hielt. Jetzt schon bereitete Krukowiecki Alles zur Uebergabe Warschaus vor. Er entmuthigte die Regierung und den Reichstag durch erschreckende Schilderungen von der Furchtbarkeit der russischen und der Jämmerlichkeit der polnischen Armee und betheuerte, Warschau müsse in wenigen Stunden ohne Rettung fallen.

Am Morgen des 7. September ritt Krukowiecki mit Ermächtigung des Reichstages ins russische Lager und nahm Paskiewicz's Forderungen, unbedingte Unterwerfung gegen den Kaiser und Uebergabe Warschaus, an.

Allein der Reichstag war zu edel, als daß er zu einer so schimpflichen Unterwerfung seine Bestätigung hätte geben mögen. Es begann also um 2 Uhr Nachmittags von Neuem der Sturm. Czyste, der Hauptpunkt der zweiten Fortificationslinie, wurde von 200 Kanonen beschossen. Aber die 100 polnischen Kanonen erwiderten so gewaltig, daß sechs russische Batterien den Platz räumen mußten.

Uminski war noch glücklicher auf dem linken Flügel, obwohl ihm Krukowiecki abermals ein Regiment entzogen hatte. Drei Mal angegriffen trieb er dreimal die russischen Colonnen zurück, hieb zwei Infanterieregimenter bis auf die Hälfte zusammen, ein Cavallerie-Regiment bis auf 11 Mann und eine ganze Cavalleriebrigade bis auf 23 Mann.

Doch waren Krukowieckis verrätherische Anordnungen im Centrum von den schwersten Folgen. Sehr bald ging den Geschützen die Munition aus und Czyste wurde erstürmt und ging verloren. Krukowiecki schickte nun einen Brief ins russische Lager, der die Unterwerfung Polens zusicherte und den Reichstag aufs Tiefste empörte. Unterdessen dauerte der Kampf fort. Das furchtbarste Gemetzel entwickelte sich, Czyste konnte aber von den Polen nicht wieder genommen werden.

Schon war es Abend. In der Dunkelheit sollte Uminski den Russen in den Rücken fallen. Zwischen 10 und 11 Uhr sprengte der alte Malachowski fort, um die Division Rybinskis in Uminskis Position zu führen; allein — er fand sie nicht an ihrem Platze. Ebenso war die ganze Reserveartillerie fort. Ueberall fehlten Infanterie-Regimenter und auf allen leeren Plätzen erklärten die zurückgebliebenen Wachen, die Truppen seien auf Krukowieckis Befehl still nach Praga hinübergeführt worden.

Das war das letzte und teuflischeste Werk, durch welches Krukowiecki den Reichstag zwingen wollte, die Bestätigung zu seinen Unterhandlungen mit den Russen zu geben.

Es war überhaupt sein letzter Streich, — aber dieser entschied auch über Polen!

Entsetzt eilte Malachowski in die nächtliche Reichstagversammlung und meldete den neuen Zustand der Dinge. Sofort, aber nun freilich zu spät, wurde Krukowiecki abgesetzt. Um der Rache der Polen und Russen zu entgehen, begab sich der Judas, ergrimmt über das Scheitern seiner Pläne, auf die Flucht nach Modlin.

Jetzt war natürlich kein Gedanke mehr an eine Vertheidigung Warschaus, denn fast die Hälfte der Truppen befand sich in wilder Verwirrung in Praga, und sie bis zu Anbruch des Tages wieder auf jene Seite Warschaus zu bringen, war unmöglich. So mußte nun auch die andere Hälfte der Truppen nach Praga hinüberziehen. Viele ergrimmt, viele trauernd, aber Alle verzweiflungsvoll gehorchten dem Befehle. Ihr Muth war nicht gebrochen gewesen.

Am 9. September ging nun Warschau, das Herz des Reiches, wieder in russische Gewalt über. Die Armee zog tieftrauernd nach Modlin ab. Die Regierungsmitglieder, der Reichstag, der patriotische Verein und unzählige Privatpersonen, darunter viele Frauen, schlossen sich ihr an. Auch Krukowiecki, der wieder nach Warschau zurückge-

holt worden war, wollte unter ihrem Schutze abziehen, aber Uminski wies ihn mit dem Bedeuten zurück, daß er ihn niederschießen lasse wenn er folge.

So fiel dieser Mensch, der einen so teuflischen Charakter besaß, in die Gefangenschaft der Russen und wurde nach kurzer Zeit zur Strafe in das Innere Rußlands geführt.

Sicherlich würde die polnische Armee, trotz dem Verluste des romarino'schen Corps, das auf österreichischen Boden übergetreten war, noch wichtige und glückliche Thaten ausgeführt haben, wenn sich nicht die Polen, wie so oft schon, von den Russen durch betrügerische Unterhandlungen hätten um die kostbare Zeit bringen lassen. Rybinski, dieser ehrenwerthe Held, trug die Schuld, oder vielmehr sein polnischer Charakter, der mit der edlen stolzen Offenheit die gefährliche Leichtgläubigkeit verbindet.

Nachdem die günstige Zeit verflossen, die Russen ihre Stellung gesichert und somit eine unbedingt überwiegende Gewalt gewonnen hatten, sah die Armee, daß nun der Untergang ihres Vaterlandes nicht mehr abzuwenden sei. Noch einmal erhob sie ihr Vertrauen und ihren Muth, und wählte den General Uminski, diesen ausgezeichneten Helden, der während des ganzen Freiheitskrieges auch nicht ein einziges Mal geschlagen worden war, zum Oberbefehlshaber*). Aber eine Anzahl von Offizieren mochte ihn nicht anerkennen und so verglimmte auch der letzte Funke von Hoffnung.

Da erschien nun Paskiewicz's Forderung, das polnische Heer solle sich auf Gnade und Ungnade dem Kaiser ergeben und einen Schwur der Treue ablegen.

---

*) General Uminski war in Folge der Entdeckung des Nationalfreimaurerbundes mit Lukasinski verhaftet, an Preußen ausgeliefert und dort zu sechsjähriger Festungshaft verurtheilt worden. Vier Jahre hatte er bereits in der Festung Groß-Glogau gesessen, als er im Februar 1831 die Nachricht von dem Aufstande seines Vaterlandes erfuhr. Von Begeisterung ergriffen, entsprang der glühende Patriot in Nachtkleide der Festung und kam, gerade wo Polen seiner bravsten Söhne so sehr bedurfte, am Schlachtfelde an Sogleich wurde ihm eine Division übergeben. Wie mancher edle Pole schmachtete damals in preußischen und österreichischen Festungen, der nicht minder Heldenthaten vollbracht hätte, wie Uminski.

Aber einer solchen Demüthigung waren die polnischen Krieger nicht fähig, und so beschlossen sie, sich selbst von dem Boden ihres Vaterlandes zu verbannen.

Am 1. Oktober zog die Armee von Block sammt den Regierungs- und Reichsrathsmitgliedern über Skompe und Rypin nach der preussischen Grenze, die sie am 5. Oktober weinend überschritt.

Aus der jugendlichen Kraft und den herrlich wiedererwachten Tugenden des polnischen Volkes hatte sich das alte Reich aus dem Abgrunde seiner Knechtschaft emporgehoben, von einem Zauderer, Skrzynecki, war es an den Rand des Abgrundes zurückgeschleift, und von einem Teufel, Krukowiecki, hineingestürzt worden. Ein Genius hatte ihm zu seiner Rettung gefehlt, ein Koszciusko.

So schloß die große Tragödie, die so glorreich begann. Aber glorreich war auch ihr Ende, wenn auch traurig und herzzerreißend.

IXL.

Das bittere Brod der Verbannung.

Als die Russen in Warschau eingezogen waren, nahmen sie im Namen des Kaisers von allen Aemtern Besitz und Verwaltung. Mit schwerer Besorgniß blickten die Polen der nächsten Zukunft entgegen, denn die Freundlichkeit, welche die Russen zeigten, und die Versicherungen, welche Paskiewicz dem polnischen Heere gab, um es zur Unterwerfung zu bewegen, konnten ihnen nach so vielen bittern Erfahrungen kein tröstendes Vertrauen einflößen. Bald genug erkannten sie, was ihnen zugedacht wurde. Anfangs hatten die Russen geschmeichelt und sich gestellt, als ob sie alles Geschehen freudig vergessen wollten; sobald sie aber wirklich einen Theil des polnischen Heeres zur Rückkehr nach Warschau bethört, der andere aber, ihre heuchlerischen Lockungen verachtend, das Land verlassen hatte, zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt. Die polnischen Offiziere wurden gezwungen, dem Kaiser als unbeschränkten Herrscher von Polen einen Schwur zu leisten, und zum Theile unter strenge Aufsicht gestellt, zum Theil in Kerker geworfen. Die Generäle Roland, Miller, Milberg, Sierakowsky, Bogulawski, Andrichiewicz, Jagnim, Prondzinski, Ledochowski, Lewinski, Morawski, Sydlowski, Bontemps, Redel, die Fürsten Radziwil, Turno, Czarnowski und viele Andere, welchen auf das Gewisseste Amnestie versprochen war und die nur gegen dieses Versprechen im Lande verblieben waren, wurden nach Sibirien in die Verbannung geschickt.

So hielt Rußland sein Versprechen, so wenig verläugnete es seinen Charakter in einem Augenblicke, wo alle Augen Europas auf dasselbe blickten; so brach es unter dem Vorwande den Meineid zu strafen, selbst Versprechen und Eid. Der Besatzung der Festung Zamosk versprach der Feldmarschall Paskiewicz in des Kaisers Namen gegen Uebergabe der Festung Amnestie. Aber kaum war die Festung

übergeben, so nahm man die tapfern Männer fest, riß ihnen Orden und Uniformen ab, steckte sie in gemeine Soldatenkittel, rasirte ihnen die Haare vom Haupte, wie Verbrechern, und deportirte sie nach Sibirien.

Am 13. Oktober erschien der kaiserliche Ukas, welcher alle Offiziere, die flüchtend das Ausland betreten hatten, für immer vom Boden ihres Vaterlandes verbannte. Diesem Ukas folgten auch bald die Strafurtheile, über welche die civilisirten Völker Europa's erstaunten.

Den Besiegten zum Hohne wurde die bogenlange Liste der Strafurtheile gedruckt und unter dem Volke verbreitet. Unter den Namen der zum Tode Verurtheilten standen die der gefeiertsten Männer obenan, wie des Fürsten Adam Czartoryski, des Marschalls Ostrowski und anderer.

Ein Trost war es für die Polen, daß die meisten der Verurtheilten nicht mehr der Hand der russischen Häscher erreichbar waren, sondern hochgefeiert als herrliche Freiheitshelden in Deutschland, Frankreich und England Schutz gefunden hatten.

Als die Urtheile erschienen waren, schritt die russische Commission zur Confiskation der Güter der Verurtheilten. Nirgends wurde Rücksicht genommen auf die Erben. Selbst diese mußte die Rache treffen. Hunderte von Dörfern fielen der russischen Krone anheim, von welcher sie zum Theile wieder als Geschenke an russische Offiziere kamen.

Kasimir Ubryk hatte sich nicht nur als Mitglied des Revolutions-Administrationsrathes und später des Reichsrathes, sondern auch durch seine bedeutenden Geldspenden hervorragend an diesem Aufstande betheiligt. Die Russen erfuhren Dank der ihnen eigenen Spürgabe seine ganze Thätigkeit, wie auch den Verlust seines Sohnes Ladislaus und die Verwundung seiner Tochter Barbara in der Befreiungsnacht des 29. Novembers. Das galt ihnen Grund genug, die Proskription auch auf ihn auszudehnen, obgleich er nicht persönlich die Waffen geführt hatte. So prangte denn sein Name ebenfalls auf der Liste der zum Tode des Erhängens Verurtheilten.

Kasimir war aber nicht Willens gewesen, solchen Lohn für seine Vaterlandsliebe zu ernten. Den Eintritt eines ähnlichen Ereignisses voraussehend, hatte er mit den meisten Mitgliedern des Reichstages am 5. Oktober die Grenze Polens überschritten. Er wurde wie alle

andern in einem preußischen Städtchen internirt und wartete hier ab, was die nächsten Tage bringen würden.

Elka befand sich mit ihren Kindern beim Einmarsche der Russen in Warschau noch in ihrem Palaste.

Herzbrechend war der Abschied gewesen, den ihr Gemahl beim Abzuge der polnischen Armee nach Modlin von ihr und seinen Töchtern genommen hatte. Vergebens bat er sie, ihm zu folgen:

— Du siehst, Elka, sagte er zu ihr, daß mir die Pflicht befiehlt, meine Stelle im Reichsrathe so lange einzunehmen, als dieser überhaupt noch tagen wird. Nichts hindert Dich, mir in die sichere Festung Modlin zu folgen. Auch andere Frauen ziehen heute mit ihren Männern und der Armee dahin. Was wolltest Du hier in Warschau, allein, ohne Schutz und preisgegeben den Insulten der Barbaren, die bereits aller Orten die Frauen geschändet und selbst gemordet haben? Wer soll meine Kinder beschützen?

— Wohl bricht mir das Herz, Kasimir, daß ich Dich ziehen assen muß, allein Du kennst den Grund, der mich noch einige Tage hier festhält. Wenn das Ereigniß eintritt, das ich befürchte, die Niederlage unserer Armee, so würde Dich und vielleicht auch die ganze Familie wiederholte Verbannung nach Sibirien treffen. Ehe aber ein solches Loos uns beschieden würde, müssen wir in das Ausland flüchten und unser liegendes Vermögen flüssig machen. Wenn ich das besorgt habe, werde ich unverzüglich von Warschau abreisen und Dich aufsuchen.

— Das ist noch zu früh Elka, glaube mir. Der Krieg ist noch nicht beendet, wenn auch Warschau verloren ist. Noch zählt unser Heer über 50,000 tapfere Streiter, und an ein Aufgeben des Vaterlandes mag Niemand denken. Unsere Güter gehören solange den Russen nicht, bis wir die Waffen gestreckt haben. Folge mir also, Elka, komm, ich kann Dich und die Kinder nicht zurücklassen.

— Ich achte Deine Gründe, Kasimir, aber achte Du auch die meinigen. Wir trennen uns nur auf einige Tage, bis meine Aufgabe hier beendet sein wird. Wie Du im Reichsrathe für das Vaterland sorgen mußt, so liegt mir die Sorge für die Familie ob. Unsere ganze Zukunft hängt von diesen Tagen ab. Wovon sollen wir unsere Kinder erziehen, wenn unser unbewegliches Vermögen verloren geht?

— Du hast Dir das Schlimmste in den Kopf gesetzt und hältst jetzt daran fest. Ich sehe noch keine Nothwendigkeit zur Veräußerung der Güter ein. Immerhin können wir im Auslande eine anständige Existenz führen, wenn wirklich der äußerste Fall eintreten und uns Alles genommen werden sollte. Aber daran ist noch gar nicht zu denken. Hier, sieh hinab auf die Straße, die Regimenter ziehen bereits ab. Es drängt, ich muß fort. Folge mir um Gotteswillen, Elka!

— Es kann nicht sein. Zieh hin, Kasimir, Gott sei mit Dir.

— Wirklich, Elka, kannst Du mich allein gehen lassen? So leb wohl — leb wohl, meine Gemahlin, lebt wohl, meine Töchter, Gott behüte Euch.

Tiefe Rührung erstickte seine Stimme; er vermochte nicht mehr zu sprechen. Schweigend küßte er seine Gemahlin und seine drei Töchter, welche in lautes Weinen ausbrachen und sich an ihn anklammerten. Mit thränendem Blicke wandte er sich zur Thüre.

Nun brach auch Elkas Unbeugsamkeit; in einem Strome von Thränen machte sich die Bitterkeit ihres Schmerzes Luft. In dem Augenblicke, als ihr Gatte die Thüre öffnete, eilte sie ihm nach und warf sich an seine Brust.

— Kasimir! stöhnte sie schmerzlich.

— Elka, willst Du mir folgen?

— Zürnst Du mir, daß ich bleiben muß?

— Nein, in dieser Stunde zürne ich nicht. Thue, was Du für das Beste hältst. Ich überlasse Dir meine Kinder — behüte sie mir gut. Nochmals, lebt wohl.

Nach feierlichem Versprechen, jede Veränderung seines Aufenthaltes sogleich bekannt zu geben, schied Kasimir von seiner Familie, sie in größter Traurigkeit zurücklassend.

Die Standhaftigkeit Elkas hatte den Sieg davongetragen. So schwer ihr der Abschied von ihrem Gatten fiel, sagte sie sich doch, es sei ein Gebot der Nothwendigkeit. Die weinenden Mädchen tröstete sie damit, daß sie ihrem Vater bald nachfolgen dürften.

Die folgenden Ereignisse, die Uebergabe der Festung Modlin und der Uebertritt des polnischen Heeres auf preußisches und österreichisches Gebiet, bewiesen, daß Elkas Klugheit ganz am Platze gewesen war. Ohne ihre beharrliche Weigerung, den Gang der Dinge noch in Warschau abwarten zu wollen, würde ihr jetzt dasselbe Loos

geworden sein, wie Tausenden anderer adeligen Familien. Diese hatten Polen verlassen und verloren ihr ganzes liegendes Vermögen an die Russen.

Als ihr Gemahl mit dem Reichstage abgezogen war, ertheilte Elka sogleich den Beamten, welche ihre Güter verwalteten, den Befehl, diese à tout prix zu veräußern. Das wäre in solchen Zeiten eine schwierige Aufgabe gewesen, wenn sie nicht einerseits den Beamten entsprechenden Gewinn in Aussicht gestellt hätte, andererseits aber Polen nicht so von Juden überschwemmt gewesen wäre, wie kein anderes Land. An diese wandten sich nun die Verwaltungsbeamten. Mit großer Eile griffen die Juden zu, in der Meinung, daß die Familie Ubryk in Folge ihrer starken Compromittirung beim Aufstande flüchtig gehen und deshalb ihre Güter aufgeben müsse. Sie fanden diese alle im besten Zustande, sehr ertragsfähig und mit großen Dörfern arrondirt. So konnte es nicht ausbleiben, daß sie sich im Ankaufspreise überboten und die Herrschaften um sehr hohen Preis ablösten. Zuletzt veräußerte Elka auch den Palast Zolkiewicz in Warschau, sowie den ihrer Tante, der Gräfin Czernewska, an das Bankhaus Salomon. Die Beamten entließ sie nach reichlicher Entschädigung, ebenso den größten Theil ihrer Dienerschaft, von welcher sie nur ihren Kammerdiener Otto und den Kutscher zurückbehielt.

Eben waren diese Verkäufe zum Abschlusse gediehen, als die Russen in Warschau einrückten. Einige Tage darauf belehrte Elka der kaiserliche Ukas, daß ihr Gemahl zum Tode und Confiskation seiner Güter verurtheilt sei. Auf diese Nachricht verließ sie sofort mit ihrem Baarvermögen Warschau, ehe noch nach ihr gefahndet werden konnte. Außerhalb Warschau nahm sie einen fremden Namen an und erreichte ziemlich ungehindert die Grenze.

Ohne Aufenthalt reiste Elka mit ihren Kindern weiter nach Dresden, das sie nach einigen Wochen erreichte. Hier miethete sie sich ein Haus und begann sich zu längerem Aufenthalte einzurichten.

Kasimir befand sich unterdessen eben auf der Flucht nach Sachsen. Er war, nachdem der Reichstag an der Grenze sich aufgelöst hatte, mit den meisten Mitgliedern desselben, wie bereits erwähnt, in einem preußischen Grenzstädtchen internirt gewesen.

Von seiner Gemahlin hatte er schon längere Zeit keine Nachricht mehr erhalten, und er gab sich der Befürchtung hin, sie möchte von den Russen an seiner Statt zurückgehalten oder gar nach Sibirien

gebracht worden sein. Während er ängstlich auf jede Nachricht aus Polen wartete, erreichte ihn und die ehemaligen Reichstagsmitglieder durch neuankommenden Flüchtlinge die Kunde, daß der kaiserliche Ukas vom 13. Oktober die Verbannung des Reichstages und Todesstrafe über einige Mitglieder desselben verhängte.

Von diesem Augenblicke an fühlte er sich in so unmittelbarer Nähe der polnischen Grenze nicht mehr sicher. Grenzüberschreitungen und bewaffnete Einfälle von Kosakenschwärmen auf preußisches Gebiet waren ja oft genug vorgekommen, viele Flüchtlinge waren bereits widerrechtlich aufgegriffen und fortgeführt worden. Endlich stand von Preußen, das Polen immer sehr unbarmherzig behandelt hatte, zu erwarten, daß es die auf sein Gebiet übergetretenen Häupter des Aufstandes an das befreundete Rußland ausliefere.

Diese Gründe bestimmten einen großen Theil der internirten Polen zur Flucht. Eine Schaar von nahezu 200 Flüchtlingen, worunter auch Kasimir, verließen unter dem Schutze der Nacht das Städtchen und wandte sich in eiligem Marsche gegen Schlesien. Da sie sich bei Tag in Wäldern verborgen hielten und nur bei Nacht ihren Marsch weitersetzten, so erreichten sie glücklich das österreichische Städtchen Friedland. Hier trennten sie sich, um sich nach Deutschland zu zerstreuen.

Kasimir begab sich nun nach Dresden. Nicht so fast die Nähe dieser Stadt bestimmte ihn hiezu, als vielmehr die Vermuthung, daß er dort am ersten seine Familie wiederfinden könne. Elka hatte früher bereits Dresden für den Fall im Auge gehabt, daß eine Flucht nothwendig würde. So eilte er denn dorthin.

Wenige Wochen vorher war Elka dort angekommen. Der Umstand, daß sie auch in Dresden ihren fremden Namen beibehielt und das von ihr gemiethete Haus außer der Stadt in ruhiger Umgebung lag, erschwerte ihrem Gemahle nach dessen Ankunft ihre Auffindung. Acht Tage hindurch forschte Kasimir vergeblich nach ihr.

In tiefer Bekümmerniß ging er eines Abends auf der prächtigen, 716 Ellen langen Brücke über die Elbe spazieren. Seine Blicke folgten sinnend den Wellen des Stromes, welche im hastigen Drängen hinabwogten und zahlreiche Schiffe und Flöße trugen. Mit einem Male nannte ihn Jemand rückwärts beim Namen. Verwundert wandte er sich um und sah zu seinem freudigen Erstaunen den Kammerdiener Otto vor sich stehen.

— Du hier, Otto?

— Ja, gnädiger Herr. Ich freue mich ungemein Sie wieder zu sehen.

— Befindet sich meine Familie auch hier?

— Ja, seit drei Wochen. Die gnädige Frau lebt in größter Angst um Sie und fürchtete schon, es möchte Ihnen ein Unfall begegnet sein.

— Gott sei Dank, daß ich meine Familie endlich finde. Schon acht Tage suche ich vergebens nach ihr.

— Kommen Sie, die gnädige Frau wird nicht minder freudig überrascht sein, Sie zu sehen.

Kasimir folgte sogleich freudig bewegt dem Diener. Otto erzählte ihm, daß die Familie sich der besten Gesundheit erfreue, die gnädige Frau aber ein sehr zurückgezogenes Leben führe und bisher noch niemals die Stadt besucht habe. Er sei eben auf dem Wege nach den verschiedenen Hotels gewesen, um sich in ihrem Auftrage nach der Ankunft ihres Gemahls zu erkundigen. Unter diesen und ähnlichen Mittheilungen des geschwätzigen Dieners erreichten sie endlich das Haus, das von einem freundlichen Garten umgeben lag.

Barbara mit ihren zwei Schwestern befand sich eben in demselben. Als sich die Gartenthüre öffnete und Otto mit einem Manne eintrat, erkannten sie in diesem augenblicklich ihren Vater. Mit lärmendem Jubel eilten sie ihm entgegen und herzten und küßten ihn. Jede wollte ihm am meisten ihre Liebe und Anhänglichkeit beweisen, und Kasimir hatte Mühe, sich ihrer übergroßen Zärtlichkeiten zu erwehren.

Beim Eintritte in das Haus kam ihm, angelockt durch das Jubelgeschrei der Töchter, Elka entgegen. Kaum hatte sie Kasimir erblickt, als sie sich in höchster Freude an seine Brust warf.

— Kasimir! Lieber Kasimir! rief sie schluchzend aus.

— Weil ich nur Dich und meine Kinder wiedergefunden habe, liebe Elka! Dem Himmel sei es gedankt!

— Wo warst Du doch bisher? Aber komm, lege zuerst ab, ehe Du uns Deine Schicksale mittheilest.

Lassen wir die erste Freude des gegenseitigen Wiedersehens vorübergehen. Ausrufe, Fragen und Antworten häufen sich gewöhnlich in rascher Folge, bis eine größere Ruhe den ersten Empfindungen gefolgt ist.

Dann ging es an's Erzählen. Leiden und Freuden seit dem Augenblicke der Trennung wurden sich einander mitgetheilt und das beiderseitige glückliche Gelingen der Flucht gepriesen.

— Auf eine Rückkehr in das Vaterland müssen wir auf immer verzichten, sagte Kasimir. Ich bin von Rußland geächtet, sogar zum Tode verurtheilt, und diese Acht würde auch Euch treffen.

— Ich weiß es, Kasimir, erwiderte Elka. Wir haben kein Vaterland, die Kinder keine Heimath mehr. Allein wir müssen Gott danken, daß wir noch das Leben gerettet und uns in fremdem Lande wiedergefunden haben.

— Das Brod der Verbannung ist freilich bitter für den, der es essen muß. Das Haus, in dem er geboren wurde und das Wort Vater oder Mutter stammeln lernte, die Stadt, in der er als Bürger thätig war, die Erde, welche die Hülle seiner Eltern und Kinder umschließt, das Vaterland, für das er gekämpft und gelitten, sie bleiben dem Verbannten verschlossen und unzugänglich sein Leben lang. Draußen in der Welt muß er umherirren mit Weib und Kindern, verspottet von den Freunden der Tyrannei, bemitleidet von den Freunden der Gerechtigkeit. Seine Blicke richten sich fortwährend auf seine Heimath, ein innerer Gram nagt an seinem Herzen. Mag auch das Land, dem er angehört, rauh und unwirthbar sein: die Reize der Erinnerung an selige Zeiten verschönern es und lassen es dem Verbannten unersetzlich erscheinen. Mögen andere Völker ihn mit edler Gastfreundschaft aufnehmen: das verlorne Vaterland findet der Verbannte nirgends wieder. Richtig hat daher ein alter Dichter gesungen: es ist bitter zu essen, das Brod der Verbannung.

— Doppelt bitter wäre es für uns dann, Kasimir, wenn ich Deinem Willen Folge gegeben und mit Dir nach Modlin und an die Grenze gezogen wäre. Unsere Güter wären alle confiscirt und der größte Theil unseres Vermögens verloren. Da ich sie aber verkauft und das Geld mitgenommen habe, brauchen wir doch wegen der Zukunft uns nicht zu grämen. Das Erbtheil unserer Kinder ist freilich bedeutend geschmälert worden.

— Wir danken Deiner Vorsicht jetzt die Möglichkeit, ein ruhiges stilles Leben zu führen. Dem Verbannten ziemt es nicht, auf dem großen Fuße zu leben, wie in der Heimath. Niemand stellt an uns Ansprüche. Wir können daher manchen Luxus vermeiden und unsere

Ausgaben beschränken. Nur auf diese Weise können wir unsern Töchtern später eine anständige Mitgift geben.

— Von einigen Flüchtlingen, die hier nach Paris durchgereist sind, habe ich erfahren, daß die russische Regierung alle während des Aufstandes abgeschlossenen Verträge und Verkäufe nicht anerkannt hat. Die betreffenden Juden, welche Dir unsere Güter abgelöst haben, sind daher eigentlich um ihr Geld geprellt worden.

— Wie, geprellt? Ich habe die Ablösungen eingegangen, ohne Jemand Schaden zufügen zu wollen und begreife daher —

— Ereifere Dich nur nicht, Elka, sie sind von den Russen geprellt worden. Unsere Besitzungen wurden konfiszirt, der Palast in Warschau dem General Dehn geschenkt, von den übrigen Gütern konnte ich nichts Näheres erfahren. Das ist russische Manier.

In der Lebensweise der Familie Ubryk trat nun große Stille ein. Sie lebte ruhig und zurückgezogen und man verkehrte wenig oder gar nicht mit andern Flüchtlingen.

Dresden war damals von diesen überfüllt. In Schaaren zogen sie heran, ließen sich theils dort nieder, theils zogen sie weiter nach Frankreich und der Schweiz und noch lange, lange nachher, als schon Grabesstille über Polen lag, kamen immer noch einzelne Nachzügler an, die theils versprengt worden waren, theils sich versteckt halten mußten, bis sie endlich die Gränze überschreiten konnten.

Eines Abends, die Sonne nahte sich bereits ihrem Untergange, schritten drei lustige Gesellen auf der Straße von Bautzen Dresden zu. Nach ihrem schofflen zerlumpten Aussehen hätte man sie entweder für fechtende Handwerksburschen oder für schiffbrüchige Schauspieler oder für vagabundirende Seiltänzer halten können. Allein bei näherer Betrachtung zeigte es sich, daß drei unserer alten guten Bekannten im Begriffe standen, Dresden mit ihrer Anwesenheit zu beglücken und wahrscheinlich den guten deutschen Styl dort unsicher zu machen.

Die drei Wanderer waren Siglowsky und Zandrowitsch père et fils. Aber beim Blitz, wie sahen die Kerle aus! Ausgehungert, abgemagert und so zerrissen, daß es der hellste Jammer war. Die Sonne hätte nicht viel Mühe gehabt durch sie durchzuscheinen, ebensowenig als die Zehen aus ihren ehemaligen Stiefeln ins Freie zu kriechen. Sie schlichen so langsam dahin, daß man ihnen ansah, wie schwer es ihnen wurde, vom Platze zu kommen.

Endlich erreichten sie einen kleinen Hügel, von welchem aus sie

die schöne Hauptstadt Sachsens überblicken konnten und machten Halt. Am Rande des Straßengrabens warfen sie sich ins Gras und ruhten aus. Sie starrten eine Weile in tiefen Gedanken, oder besser in tiefster Gedankenlosigkeit nach Dresden hinüber und ließen den kühlen Abendwind mit ihren langen ungekämten Haaren und den von ihren Kleidern herabhängenden Lümpleins spielen.

Plötzlich ermannte sich der Eine, mit Säbelbeinen und Spitzbart, eine wahre Schneiderfigur, und sang mit dünnem Stimmchen:

Was fang ich armer Teufel an,
Der Beutel ist geleeret.
Mein, Hab und Gut ist all verthan,
Die Gelder aufgezehret.

Der so sang, war Siglowski, oder wie er jetzt hieß, Siglow. Seitdem er Polen verlassen hatte, hieß er nicht mehr Siglowski. An der Gränze hatte er das ski weggeworfen und führte nun wieder seinen deutschen Namen, sowie Zandrowitsch sich jetzt wieder Zandrow nannte.

— Geh sei mir still mit Deinem Hab und Gut, hast ja nie einen Pfennig gehabt — sagte der eine Zandrow.

— Kennst Du denn das alte Burschenlied nicht?

— Freilich kenn' ich es, aber es paßt nicht auf unsere Lage.

— Was? paßt nicht auf unsere Lage? Was fang ich armer Teufel an, oder vielmehr, wir armen Teufel — haben wir nicht alles verloren? — Ist nicht selbst das arme Vaterland flöten gegangen? O mein armes Vaterland! heulte er, wie schön warst du, hätt' ich Dich wieder! und die hellen Zähren liefen ihm über die hohlen Wänglein.

— Na, meinte der andere spöttisch, um das ist kein Schade, an dem Vaterland war doch nichts. Hinten nichts, vornen nichts, und in der Mitte ein Wisch lumpiges Papier. Das eine ging zum Teufel, man gründet sich ein neues. Merke Dir: gescheidte Menschen und Butterbrode fallen immer auf die fette Seite.

Siglow betrachtete sich mit wehmüthigem Blicke, dann erwiderte er:

— Ich bin zwar ein sehr gescheidter Mensch, aber Dein Sprichwort scheint nicht wahr zu sein, denn Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß ich auf die fette Seite gefallen bin?

— Für den Augenblick hat es zwar nicht den Anschein, aber was nicht ist, kann noch werden. Wir singen: ubi bene ibi patria Ju Dresden scheint es sehr gemüthlich zu sein. Dort gründen wir uns ein neues Vaterland.

Siglow horchte hoch auf.

— Das wäre eine Idee, rief er vergnügt aus. Ja, wir wollen ein Journal hier gründen. Ein Prachtblatt soll es werden.

Vergnügt über diesen reizenden Gedanken, sah er hinaus in die Abendlandschaft und baute Luftschlösser. Plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht — er wurde ernst und sagte gedehnt zu seinen Gefährten:

— Das ist wohl alles sehr schön, allein womit wollen wir dann das Blättel gründen?

— Womit? Mit Nichts! Mit viel Unverschämtheit und wenig Geld, das ist der Witz. Wir finden einen Drucker, der Satz und Druck pumpt, eine Papierfabrik wird sich auch finden, die das Papier pumpt, und gib Acht, es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn drei Bursche von unserer Suada, ehe drei Wochen herum sind, nicht einen reichen Kerl so angebohrt haben, daß er Geld schwitzt.

— Ja, aber wie sollen wir ihm denn das Geld wieder zurückzahlen?

— Herrgott, rief der Andere, was Du für Einfälle hast! Kann denn von so etwas nur die Rede sein? Hast Du es etwa je sehr genau mit dem Punkte genommen? Wir seifen ihn mit schönen Redensarten so ein, daß er noch froh sein muß, sein Geld für die gute Sache haben opfern zu dürfen. Und für den Fall, daß er sich nicht barbieren ließe, dann machst Du es so, wie Du es mit dem gemacht hast, der Dich in Deinen Studien unterstützte, der Dir die Mittel verschaffte Deinen Doktorgrad zu erlangen, und den Du dann so prächtig herunter gerissen durch zweiunddreißig Kothlachen und so elendiglich verschimpfirt hast. Ueberhaupt, Brüderchen, merke Dir, Schimpfen ist die Hauptsache. Je ärger, desto besser. Unser neues Blatt muß blos auf Skandal gegründet sein. Gesinnung brauchen wir gar keine dabei, die ist etwas ordinäres, die kann jeder Lump haben. Um aber Skandal zu machen, dazu gehört Talent und Witz. Ich sage Dir, unser neues Blatt muß mit Dreschflegel und Mistgabel geschrieben sein. Gib Acht, das wirkt. Was es Hohes und Edles gibt, herunter damit in den Koth. Hervorragende Per-

sönlichkeiten heruntergerissen, — Männer von Talent, Frauen von Charakter, angegriffen, — neue Erzeugnisse der Literatur, mit Kanalräumerstiefeln darauf herumgetrampelt! Gott und der Welt müssen wir einen Esel bohren. Gib Acht, das wirkt. Mit Heißhunger muß alle Welt über jede neue Nummer herfallen, um zu sehen, wem es heute wieder an den Kragen geht. Der Teufel soll mich mit Haut und Haaren fressen und nota bene auch verdauen, wenn wir so nicht Carièrre machen.

— Ja, sagte Siglow, das ist eine sehr gute Idee, ich glaube, sie wird einschlagen.

Nach einigem Nachdenken, während welchem sich seine Wangen hoffnungsvoll rötheten, fügte er hinzu:

— Und im gröbsten Bauerndeutsch wollen wir schreiben.

— Warum das?

— Warum, erwiderte Siglow lächelnd — und das solltest Du nicht wissen? Um unsere zahlreichen Böcke gegen Grammatik und Orthographie und jeden Stil zu bemänteln. Denn Du wirst mir eben so gut zugeben, daß Du von Grammatik und Rechtschreibung eben so unklare Anschauungen hast, als mir selbst der Begriff Stil niemals aus einem gewissen Dämmer hat hervortreten wollen.

Zandrow antwortete nicht, allein er war durch diesen Ausfall etwas beleidigt. Eine Spannung und Pause trat ein.

Währenddem trabte auf einem Nebenwege eine Bande Eselein, von einem Jungen getrieben, lustig einher. Als sie an dem Punkte, wo der Nebenweg in die Hauptstraße einmündete, die Anderen erblickten, welche noch immer ruhig, aber verstimmt im Grase lagen, machten sie Halt. Sie stutzten und fingen, nämlich die Esel, aus Leibeskräften an zu Y-anen.

Diese, nämlich die drei Redakteure, überrascht von diesen wohlbekannten Klängen sahen sich um und — der freundliche Leser wird gleich erfahren, was geschah.

Siglow sprang auf und rief:

— Brüder! (er redete nicht zu den Eseln, sondern zu seinen zwei Gefährten.) Die Vorsehung selbst schickt uns diese Langohren. Wozu sind sie auf der Welt? Ich habe einen prächtigen Einfall.

— Und der wäre?

— Wir versprechen dem Eselsjungen ein gutes Trinkgeld und halten per Esel unsern Einzug in Dresden.

— Das ist in der That eine gute Idee. Aber mit dem Trinkgeld bin ich nicht einverstanden. Wir haben alle drei keine zwei Pfennige mehr im Sack.

— Pah, sagte Siglow, damit hat's keine Noth. Wir steigen auf: und wenn wir in der Stadt sind, und der Bengel nach dem Trinkgeld fragt, dann wünschen wir ihm: Wohl zu schlafen, Herr Fischer.

Gesagt, gethan. Es geschah wie beschlossen, und die Esel trabten lustig weiter. Eine Stunde darauf hielten sie, nämlich Siglow und die Zandrows, ihren Einzug in Dresden.

Wir wollen den freundlichen Leser mit den Heldenthaten, welche diese ganz unbedeutenden Persönlichkeiten dort geübt, nicht langweilen. Wir wollen nur kurz ihr Schicksal erzählen. Sie fanden richtig einen Drucker, welcher pumpte, einen Papierfabrikanten, welcher pumpte, sie bohrten Kasimir Ubryk an, welcher ihnen Geld vorschoß, zahlbar 14 Tage nach dem jüngsten Gerichte. Das Blatt kam zu Stande und machte einige Zeit gewaltiges Aufsehen. Dank dem Hetzpeitschenstile, in welchem es geschrieben war, kam es aber bald wieder in Verschieß, wie die Studenten sagen. Die abgebrauchten Gemeinheiten wollten nicht mehr ziehen, anständige Menschen kriegten einen Eckel daran, und trotz einiger Verurtheilungen, welchen sie sich absichtlich aussetzten, um Reklame zu machen — wurde es nicht mehr gelesen.

Das Ende vom Liede war: die drei kamen wieder dorthin, wo sie schon gewesen waren, auf den Hund. Siglow verfiel in Tobsucht und mußte ins Narrenhaus gebracht werden. Dort wurde er in die Zwangsjacke gesteckt. Er hatte die abenteuerlichsten Gelüste. Gewöhnliche Kost verschmähte er und warf die Schüsseln dem Wärter an den Kopf. Er wollte nur gebratene Juden verzehren: einen zum Frühstück, einen zu Mittag und einen zu Abend.

Eines Morgens hatte er ausgetobt. Nach der Klinik gebracht, öffneten die Aerzte seinen Schädel und fanden zu ihrem größten Erstaunen statt des Gehirns — einen schrecklichen leeren Raum. Sie erklärten, er sei an chronischer Gehirnverminderung gestorben.

Zandrow jun. kam ebenfalls ins Spital. Wie sein College verfiel er auch in eine Geisteskrankheit — er starb an unheilbarem Blödsinn.

Nur Zandrow père überlebte alle. Angeeckelt von den Zuständen Deutschlands — unzufrieden mit seiner Stellung sehnte er sich wieder nach einem Religionswechsel.

— Jude war ich, Protestant wurde ich, Katholik bin ich, freut mich aber nicht mehr. Was bleibt mir übrig? Ich werd' ein Türk.

Nicht allein die Einfachheit der muhamedanischen Religion zog ihn an, nicht blos der geheime Zug seines Stammes wies ihn nach dem Orient, es war auch besonders die türkische Justiz, die ihm wie ein Ideal vorschwebte.

Und so zog er denn hin gegen Aufgang, ließ sich aus dem Deutschen ins Türkische, aus dem Katholischen ins Moslemitische übersetzen, und niemals hat man wieder von ihm gehört.

Die Erde sei ihm leicht, wie er ihr es war.

L.

Engel und Bengel.

Warschau ist ruhig!

Diese Meldung Paskiewiczs an seinen Herren, den Czaaren, hat eine historische Berühmtheit erlangt. Warschau und Polen waren in der That wieder ruhig, oder wie man in modernem Deutsch sagt, pacificirt. Die hochgehenden Wogen der Revolution hatten sich gebrochen und verlaufen. Außer zahllosen Leichenhügeln und den Tausenden im Auslande lebenden Flüchtlingen deutete kein Zeichen mehr auf die blutige Revolution von 1830 und 1831.

Die nächstfolgenden Jahre benützte Rußland dazu, das Polenthum zu vernichten.*) Die Maßregeln, welche es dazu anwendete, waren eine Schmach für das ruhig zusehende Europa. Ohne nach den Eltern oder Verhältnissen zu fragen, ließ Rußland durch seine Kosaken alle polnischen Knaben zusammenfangen. Heerdenweis wurden die Kinder durch Podlachien nach Kiew und von da in das tiefere Rußland getrieben, wo sie in Soldatenschulen eine russische Erziehung erhalten, sodann in das russische Heer gesteckt und nach einer 25jährigen Dienstzeit,**) nachdem sie die polnische Sprache verlernt und die polnischen Sitten verloren, wieder nach Polen zurückversetzt werden sollten. Noch heute müssen sämmtliche uneheliche polnische Knaben, besonders die der Findel- und Waisenhäuser, zu demselben Zwecke nach Rußland in die Militärschulen geliefert werden. Selbst acht- bis zwölfjährige legitime Knaben werden ihren Eltern um Geld

*) Nachdem ihm das gelungen zu sein scheint, vernichtet es in unsern Tagen die Volksthümlichkeiten der deutschen Provinzen, des alten Ingermanland, Esthland, Livland und Kurland.

**) Vor wenigen Jahren wurde die Dienstzeit auf 7 Jahre reducirt, während welcher jedoch keine Beurlaubnng eintritt.

abgehandelt. Auf solche Art wurden alljährlich Hunderte polnischer Knaben gewonnen und nach Rußland geführt. Zu Russen umgewandelt, kehren sie in ihr Vaterland zurück, damit sie ihre Nation demoralisiren.

Es gibt nur zwei Staaten in Europa, in welchen der Civilisation und Humanität fortwährend Hohn gesprochen wird: Rußland und Rom.

Nach diesem Seitenblicke auf die Geschichte wenden wir uns zurück nach Dresden.

Das Leben, welches die Familie Ubryk hier führte, war der größten Zurückgezogenheit gewidmet. Einige Jahre verstrichen ruhig und geräuschlos im engen Familienkreise.

Kasimir hatte bereits die Jahre überschritten, in welchen der Mann, in der Vollkraft seiner Jahre stehend, noch thätig in das Treiben des Lebens eingreifen kann. Die Spuren neunjähriger Verbannung und Leiden in Sibirien zeigten sich jetzt mit aller Wucht an ihm, und es hätte der nochmaligen Verbannung aus dem Vaterlande nicht bedurft, um ihn rasch zu einem Greise zu altern. Das Silberweiß seines Haares hob nur noch mehr den stillen Gram, der sich auf seinem Antlitze ausprägte und seinem ganzen Wesen mitgetheilt hatte. Fortwährend beschäftigte sich sein Geist mit dem Unglücke seines Vaterlandes, und sein Herz hing mehr als je an dem Boden, auf dem er geboren, und von liebenden Eltern erzogen wurde, der mit dem Blute seiner Kinder getränkt war und den er nicht wieder betreten sollte.

Auch an seiner lieben Gemahlin Elka hatten die Jahre ihre boshafte Wirkung geübt. Der Liebreiz der Jugend war mit der Schönheit gewichen, in das einst so rabenschwarze Haar hatten sich zahlreiche weiße eingestohlen, und die mancherlei Sorgen und Kümmernisse der letzten Jahre sprachen aus den härter gewordenen Zügen des Gesichtes. Die traurigste Zeit war demnach über sie hereingebrochen, jene Zeit, der die Frauen mit geheimen Grauen entgegenblicken: das Alter!

Desto frischer blühte Barbara. Sie war jetzt neunzehn Jahre alt und eine stattliche Dame geworden. Die ausnehmende Schönheit ihrer Mutter, welche in diesen Jahren alle Männer bezaubert hatte, besaß sie zwar nicht, immerhin lag aber ein großer Liebreiz über ihr Gesichtchen ausgegossen. Mächtige schwarze Zöpfe umrahmten das

liebliche Profil; über die Stirne ragte eine breite Narbe kurz herein, ohne sie aber zu entstellen. Unter den feinen schwarzen Brauen blickten zwei schwärmerische Augen hervor, und wollüstige Lippen umschlossen den kleinen, von zarten Grübchen umgebenen Mund. Den hochwogenden Busen hatte sie von der Mutter, die schlanke Gestalt von dem Vater geerbt. Die bleiche Farbe und der stille, duldende Ausdruck ihres Gesichtchens rührten wohl von jener Schreckensnacht her, seit welcher sie immer kränkelte; allein sie erhöhten nur den Reiz ihrer Erscheinung.

Ihre beiden Schwestern befanden sich noch immer in dem Fräuleininstitute in Dresden, in welches sie Elka bald nach ihrer Ankunft zur weiteren Ausbildung verbracht hatte; sie kamen nur zeitweilig, Eltern und Schwester zu besuchen, und zeigten kein Verlangen, das Institut zu verlassen. Im Gegensatze zu Barbara schmückte ihre Wangen das herrlichste Roth, Munterkeit und Lebenslust sprach aus allen ihren Geberden und Handlungen.

Barbara war demnach allein bei den Eltern zurückgeblieben. Theils ließ ihr vorgeschrittenes Alter, theils ihre schwächliche Gesundheit die Unterbringung in ein Pensionat nicht mehr statthaft erscheinen. Nichtsdestoweniger besaß sie im elterlichen Hause geringe Freiheit und noch weniger Vergnügen. Wenn auch Kasimir seiner Tochter alle Güte bezeigte, so wachte Elka mit merkwürdiger Sorgfalt über sie.

Ein alter Erfahrungssatz ist es, daß Eltern, je üppiger sie selbst in ihrer Jugend gelebt haben, desto strenger ihre Kinder erziehen. Wie kommt das?

Im Seelenleben des Menschen berühren sich fast fortwährend Extreme; junge Sünderinnen werden alte Heilige. Die größten Heiligen führten zuvor das ausschweifendste, zügelloseste Leben. Als sie sich an der Wollust übersättigt hatten, wurden sie brav und fromm. Aehnlich erging es Elka. Mit der Jugend waren die tollen Gelüste derselben fortgezogen, und es war ein wahrhaftes Wunder, daß sie nicht das Schicksal der Tante theilte, welche in ihren alten Tagen zur Betschwester ward. Das Loos aller Damen, welche in jüngeren Tagen die abschüssige Bahn der Sünde wandelten, ist es, moderne Heilige, oder wie der Mann aus dem Volke sich ausdrückt, Betschwestern zu werden.

Wenn nun auch die schlimmen Erfahrungen, welche Elka mit den

frommen Jesuiten gemacht, sie vor einem derartigen Verhängnisse bewahrten, so blieb sie doch vor jener Mißgunst nicht verschont, die der Tochter diejenigen Freuden nicht gönnen will, welche die Mutter einst genossen. Genug, von jenem Tage an, an dem Barbara sich unter kämpfende Volkshaufen gemengt hatte, glaubte Elka ihre Tochter äußerst sorgfältig hüten zu müssen.

Niemals ließ sie dieselbe in männliche Gesellschaft kommen. Dies ging um so leichter, als sie in Dresden ein sehr idyllisches Leben führten, keine Gesellschaft aufsuchten und daher nicht wieder aufgesucht wurden. Wenn zufällig die Sprache auf diesen Gegenstand kam, so wußte die sorgsame Mutter geschickt allen Anspielungen auszuweichen.

Mutter und Tochter befanden sich eines Nachmittags allein zu Hause. Barbara saß am Klaviere und entlockte den Tasten mancherlei Phantasieen. Sie begann jene immer heftiger zu schlagen, so daß Elka verwundert von ihrer Lektüre aufschaute. Eben wollte sie fragen, ob Barbara ein indianisches Kriegslied spiele, als diese plötzlich innehielt, den Deckel des Klavieres zuwarf und aufsprang.

Finstere Blicke auf ihre Mutter werfend, eilte sie mit den Mienen des höchsten Unwillens auf dieselbe zu.

— Mutter! rief sie zornig. Dann brach sie in heftiges krampfhaftes Weinen aus.

Viele Damen in dem Alter Barbaras lieben es, oft Stunden lange zu weinen. Sie wissen selbst nicht, warum. Nur das unbestimmte Gefühl drängt sich ihnen auf, daß ihnen etwas fehle. Was ihnen fehlt? Diese Frage wagen sie sich nicht zu beantworten.

— Was ist Dir, Barbara? Warum weinst Du? fragte Elka überrascht.

— Du behandelst mich zu grausam, als daß ich noch Deine Tochter sein möchte!

— Wie? Barbara, wie kommst Du plötzlich auf solche Gedanken?

— Deine Härte und Strenge müssen mir solche Gedanken beibringen.

— War ich gegen Dich je hart und strenge?

— Immer bist Du es, Mutter. Du glaubst, weil Du alt bist und keine Lust am Leben mehr fühlst, soll auch ich griesgrämig sein.

— Elka fühlte sich tief beleidigt durch diese Worte. Noch nie

war ihr so geradeweg gesagt worden, daß sie alt sei. Daß sie nicht mehr jung sei, wußte sie wohl am besten, und daher brauchte es ihr Niemand zu sagen. Welche Frau, und wäre sie alt wie Methusalems Weib, ließe sich auch gerne an die grauen Haare erinnern? Viele sprechen sogar beständig von ihrem hohen Alter und ihrer Gebrechlichkeit, damit man ihnen schmeichle und sie versichere, sie hätten noch ein so jugendliches und rüstiges Aussehen, daß von Alter und dergleichen lange noch keine Rede sein könne.

— Dieser Vorwurf von einem Kinde! erwiderte Elka gereizt. Warum laufst Du mit der Miene eines Scharfrichters im Zimmer auf und nieder, statt mir Dein Anliegen ruhig mitzutheilen?

Barbara schritt mit heftigen Tritten die Diagonale des Zimmers ab und weinte immer lauter.

— Du beträgst Dich wie ein Kind, fuhr Elka fort. Ich sehe keinen Grund, weßhalb Du weinest. Jedesmal, wenn Du Klavier spieltest, bist Du so aufgeregt und wunderlich, daß ich Dich kaum wieder erkenne.

In der That übt das Klavierspiel auf die meisten Damen eine große Aufregung. Die Nerven werden gereizt, es folgt zuerst physische Abspannung und dann moralische, und die Sentimentalität ist fertig.

— Mutter, warum sperrst Du mich immer in das Haus? Soll ich meine Jugend in diesen vier Wänden vertrauern, soll ich nie das Leben genießen? Du führst mich in keine Gesellschaft, Du erlaubst mir keine Freundinnen, Du gestattest mir nicht einmal allein spazieren zu gehen. Soll ich da noch fröhlich sein?

— Mein Kind, das geschieht nur aus Liebe zu Dir, um Dir viele Täuschungen und manches Weh zu ersparen. Sehne Dich nicht nach der Gesellschaft der Menschen, noch nach Freundinnen; die Menschen sind falsch. Das Leben kannst Du noch lange genug genießen, Barbara. Es ist besser, wenn man zu spät als zu früh zu leben anfängt.

— Ich bin aber unglücklich bei dieser Lebensweise; ich kann es nicht mehr aushalten. Mit neunzehn Jahren heirathen schon viele Mädchen, und ich darf noch immer keinem Manne danken, wenn er mich grüßt.

— Du kennst die Männer nicht wie ich. Auch der beste unter

ihnen meint es nicht gut mit den Frauen. Mit der Erreichung seines Zweckes hört auch die Liebe des Mannes auf.

— Welchen Zweck will denn der Mann erreichen?

— Die Männer sind garstig. Sprechen wir nicht von ihnen.

— Der Vater ist doch so gut, er ist gar nicht garstig. Wie mochtest Du ihn denn heirathen, wenn er so schlimm wie alle andern Männer war?

— Du weintest also nur, weil Du heirathen möchtest? Du bist nur aufgeregt, weil Dir plötzlich der Gedanke an einen Mann durch den Kopf schoß?

— Nein, nicht darum, sondern weil ich alt werde, ohne je von einem Manne geliebt worden zu sein.

— Wie fällst Du nur auf solche Dinge, Barbara? Was kann Dir an der Liebe eines Mannes liegen?

— O, wie glücklich wäre ich, wenn mich ein Mann liebte, Mutter!

— Schrecklich, schrecklich! Barbara, entschlage Dich solcher Gedanken; sie führen zu nichts Gutem. Deine Mutter sagt es Dir: ein Mann ist ein wildes Thier!

— O gerne würde ich mich von einem solchen Thiere zerreißen lasse, wenn es mich nur liebte; aber Niemand hegt Liebe zu mir. Bin ich denn nicht schön? Bin ich ohne Reize? Alles das nicht: Du sperrst mich wie eine Klosterfrau ein, Mutter!

Elka wurde abwechselnd roth und blaß. War das die Barbara, welche sie bisher so strenge überwacht hatte, die jetzt solche Worte sprach? Dieselbe Barbara, die bisher mit keinem Worte eines Mannes gedacht, niemals von Liebe oder Heirathen gesprochen hatte? Elka war sehr bestürzt über diesen Auftritt, der ihr Barbara in einem ganz neuen Lichte zeigte. Wie, auch ihre Tochter hatte Lust, die Begierlichkeit Evas nachzuahmen?

— Genug, Barbara, ich will nichts weiter hören. Du sprichst da Worte, welche Du nicht verstehst. Rede mir nichts mehr von Liebe oder vom Heirathen; das sind Dinge, die sich für ein anständiges Mädchen nicht schicken. Wenn die Zeit da ist, werden wir Dich verheirathen. Das Klavier meidest Du aber von heute an; das Spielen regt Dich zu sehr auf und bringt Dich ganz außer Fassung.

Mit diesen Worten verließ Elka das Zimmer und begab sich

hinab in den Garten, um ihre glühende Stirne an der frischen Luft zu kühlen, und sich von dem Erstaunen zu erholen, das sich ihrer in Folge des eben stattgehabten Auftrittes bemächtigt hatte.

Barbara aber überließ sich wieder dem krampfhaften Weinen. Die Stimme der Natur hatte sich in ihr geregt, und sie besaß nicht Kraft genug, sie zum Schweigen zu bringen. Sie wollte geliebt sein und wurde nicht geliebt, — das war ihr ganzes Herzeleid.

Wer nach der zarten Blässe und dem Dulden, dem hingebenden Ausdrucke ihres Gesichtes geschlossen hätte, daß sie sehr sanft sein müsse, der würde sich einer großen Täuschung hingegeben haben. Sie besaß vielmehr einen sehr heftigen ungestümen Charakter, das Erbtheil ihrer Mutter; und wenn sie von einem Verlangen befallen wurde, so brach nicht selten die ganze Heftigkeit desselben los. Stille Wasser gründen tief, sagt man. Aus der stillen bescheidenen und züchtigen Jungfrau wird oft plötzlich das liebesdürstende, ausgelassene und nach Hingebung ungestüm verlangende Weib. Wer kennt den Abgrund eines weiblichen Herzens? Alle Tugenden finden in ihm Platz, aber auch alle Leidenschaften.

Am nächsten Morgen theilte Elka ihrem Gemahl den ganzen Vorfall mit.

— Was sollen wir mit dem Mädchen beginnen? sagte sie. Das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, hat sich bei ihr plötzlich geltend gemacht.

— Es wird ein vorübergehender Anfall gewesen sein. Jedenfalls dürfte er sich nicht wiederholen. Hast Du früher je solche Aeußerungen von Barbara gehört?

— Niemals. Heute wünschte sie mir guten Morgen und bat mich, ihr den gestrigen Vorfall zu verzeihen, dessen sie sich heute selbst sehr schäme. Sie sagte mir, sie habe sich in einer ihr selbst unbegreiflichen Aufregung befunden.

— So war es ein krankhafter Anfall. Barbara steht in dem Alter, wo sie längst einen Mann glücklich machen könnte. Wir haben sie bisher in der That zu strenge gehalten. Kinder, welche strenge erzogen und mit aller Sorgfalt vor Berührung mit andern Menschen behütet werden, lohnen in der Regel diese Erziehung schlecht. Sie werden, wenn sie sich im Besitze der Freiheit befinden, einen nur um so ausgiebigeren und für sie nachtheiligeren Gebrauch davon machen.

Das Füllen wird nur ausgelassener und unbändiger, wenn es zu lange im Stalle gehalten wird.

— Allerdings; aber wir können unsere Tochter nicht selbst zu einem unanständigen Leben veranlassen.

— Nein, ehrenhafte Eltern werden dies nicht thun. Es geht uns da wie Gott Vater in dem Mährchen.

— Wie erging es diesem?

— Die Engel gingen einst zu Gott Vater und sprachen:

Herr, wir haben Dir schon unzählige Tausende Jahre Halleluja gesungen und sind es jetzt müde.

Nun? fragte Gott die Engel: Was wollt Ihr dann beginnen?

Wir möchten heirathen!

Da erschrack Gott Vater über diese Forderung. Er setzte sich auf seinen goldenen Thron und sah, daß die Engel lauter Weiber waren.

Wen wolltet Ihr aber heirathen? fragte er.

Die Engel zauderten mit der Antwort, als ob sie sich schämten zu sagen, was sie wußten. Da faßte Augusta, die Glänzende, Muth und sagte:

Herr, die auf der rechten Seite!

Gott sah hinüber auf die Schaaren, die zur Rechten seines Thrones Jubellieder sangen und Harfen dazu spielten. Da erkannte er, daß es lauter Männer waren, die im Himmel Bengel hießen.

Gott besann sich und sagte zu den Engeln:

Was soll ich thun? Wenn Ihr Euch heirathet, dann kommt der Teufel und fragt: Allmächtiger, kannst Du zugeben, daß die Engel sich mit den Bengeln vermischen? Das würde eine saubere Geschichte werden.

Herr, erwiderte Augusta, ich will gehen und den Lucifer holen. Wir wollen hören, was er sagt.

Die Glänzende entschwebte nieder zur Hölle und forderte Lucifer auf, mit ihr zu Gott Vater zu kommen.

Der Teufel war froh, daß er das glänzende Licht im Himmel sehen konnte und ging sogleich mit Augusta.

Sie führte ihn vor Gott Vater, und Lucifer verneigte sich ehrfurchtsvoll vor ihm, entfaltete seine schwarzen Flügel und wedelte mit dem Schweife.

Sage mir, Fürst der Hölle, dürfen sich meine Engel und Bengel heirathen?

Da schlug der Teufel seine schwarzen Flügel zusammen, zog den Schweif ein und erwiderte:

Allmächtiger, kannst Du zugeben, daß die Engel sich mit den Bengeln vermischen? Das würde eine saubere Geschichte werden.

Hört Ihr's? wandte sich Gott an die Engel. Dem Teufel ist es nicht recht.

Allmächtiger, erwiderte dieser, wenn Du mir die Glänzende zur Frau gibst, so werde ich schweigen und Dir noch 99 Legionen Teufel zur Hochzeitsmusik schicken.

Da lachte Gott nnd sagte:

Augusta, willst Du des Lucifer Frau werden?

Herr, ich will lieber nicht heirathen!

Also fragte Gott alle Engel der Reihe nach, und sie wollten alle lieber nicht heirathen, als des Teufels Frau werden?

Da ergrimmte der Teufel, bohrte mit den Hörnern dreimal in eine Wolke und fuhr, einen großen Gestank im Himmel zurücklassend, hinab durch die Lüfte in sein Reich.

Die Engel aber kehrten nun zufrieden auf ihre linke Seite zurück, dachten nicht wieder an die Bengel und priesen Gott in Psalmen und Hymnen wie zuvor.

Ebenso, meine Elka, müssen wir unserer Barbara Gelegenheit geben, die Männerwelt kennen zu lernen. Wenn sie die Selbstsucht derselben erfahren hat und zahlreiche Bewerber um ihre Hand freien, so wird es ihr ergehen wie den Engeln, welche lieber den Gedanken an eine Heirath aufgaben, als sich mit einer ihnen widerwärtigen Persönlichkeit verbanden. Findet sich aber ein Mann, den sie wirklich liebt, so wollen wir ihrem Glücke auch nicht hinderlich sein.

— Ich fürchte nur, Barbara verliebt sich in jeden Mann, dem sie zuerst begegnet.

— Das wäre ein Fluch der strengen Erziehung. Oeftere Berührung mit Männern würde sie überzeugt haben, daß diese am Ende sie nicht glücklich machen könnten. Das Verlangen nach einem Gegenstande mindert sich mit der fortschreitenden Erkenntniß seines Werthes.

— Meiner Tochter zu Liebe müßte ich jetzt die höhere Gesellschaft aufsuchen. Das Ceremoniell und den steifen Ton in deutschen

Häusern hasse ich aber ebenso als die daraus entspringende Störung unserer bisherigen Ruhe.

— Nur sachte! Das wird sich Alles mit der Zeit finden. Beginnen wir mit kleinen Anfängen. Ich habe gestern auf meinem Spaziergange einen sehr anständigen Herrn kennen gelernt und ihn eingeladen, uns zu besuchen.

— Wer ist dieser Herr?

— Er nennt sich von Schweitzer und erzählte mir, er habe von Kurland bei Nacht und Nebel flüchtig gehen müssen, weil er einige lithauische Insurgentenhaufen während des letzten Aufstandes mit Lebensmitteln unterstützte. Sein bei Mittau gelegenes Edelgut sei von den Russen konfiszirt worden und er lebe hier in der Verbannung. Er gewann mein Vertrauen durch die Warnung, mich vor russischen Spionen in Acht zu nehmen, welche sich hier aufhalten sollen. Da er mir gefiel und ein sehr ruhiger und verständiger Mann ist, so lud ich ihn zu näherer Bekanntschaft ein.

— Er ist also ein Deutscher, bemerkte Elka. Mein Schwiegersohn kann nur ein Pole werden!

— Niemand sprach davon, daß er Barbara heirathen solle, erwiderte Kasimir sichtlich verstimmt. Lassen wir einmal diese Angelegenheit.

Elka hatte jene Bemerkung deshalb gemacht, weil sie eines Tages geschworen hatte, weder selbst noch einen Deutschen zu lieben, noch einem solchen eine ihrer Töchter zur Frau zu geben. Wie sich der freundliche Leser erinnern wird, hatte sie ihr Herz einmal an einen Deutschen verloren und manche Abenteuer an der Seite des Herrn von Rassow erlebt. Als sie sich aber nach ihrer Abreise aus Frankreich in Berlin von demselben trennte, gaben sie sich gegenseitig das Versprechen fleißig zu schreiben und gelegentlich sich wieder zu treffen. Elka kam diesem Versprechen fleißig nach, Rassow ließ jedoch nichts wieder von sich hören. Alle Briefe blieben seinerseits unerwidert.

Bei Hugo galt das Wort: Aus den Augen, aus dem Sinne, und ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen. Die angebetete Elka hatte er bald vergessen und sich mit einem Freifräulein von Scharffenstein entschädigt, dem er seine Hand reichte. Nach einigen Jahren glücklicher Ehe begann er seine vorigen Liebesabenteuer, schickte Frau und Kinder zu ihrem Vater zurück und lebte abwechselnd in den größeren Städten des Continents. Alles das hatte Elka später

in Erfahrung gebracht und aus Erbitterung über die Untreue dieses deutschen Edelmannes sich das heilige Versprechen abgenommen, nie wieder zu einem solchen in nähere Beziehungen zu treten.

An einem der nächstfolgenden Tage führte sich Herr von Schweitzer wirklich in die Familie Ubryk ein. Ein stattlicher schöner Mann mit einer sorgfältig gewählten Toilette, artig und aufmerksam gegen die Damen und begabt mit dem Talente, über Nichts eine Stunde lang den phrasenreichsten Vortrag zu halten, konnte er nicht verfehlen, das Vertrauen der beiden Damen zu erobern und sich ihre Gunst zuzuwenden. Sein erster Besuch war jedoch nur ein kurzer und der Baron verabschiedete sich mit der Bitte, denselben bald wiederholen zu dürfen, was ihm sehr gerne gewährt wurde.

Die Visiten des Herrn von Schweitzer nahmen bald eine gewisse Regelmäßigkeit an und schließlich brachte er jeden Abend im Hause Ubryks zu. Den Vater hatte er durch seine Schwärmereien für Polen und seinen glühenden Haß gegen Rußland bestochen, den beiden Damen aber in einer Weise geschmeichelt, daß man nicht wußte, stelle er sich verliebt oder war er es wirklich, und galt seine Liebe mehr der Mutter oder der Tochter. Dadurch war er der Liebling der Familie geworden.

Nach einiger Zeit begnügte sich aber der Baron nicht mehr, die Rolle des Hausfreundes allein zu spielen. Sein Herz hatte an den schwarzen Augen Barbaras Feuer gefangen und es war ihm gar nicht darum zu thun, seine Liebe zu der schönen Polin vor ihren Eltern geheim zu halten. Er strebte sichtlich darnach, ihre Gegenliebe zu erringen, und erging sich in den zärtlichsten Aufmerksamkeiten gegen sie.

Elka hatte das schnell entdeckt. Sie wußte, daß die Herren nur gegen solche Damen galant zu sein pflegen, von welchen sie irgend eine Gunst zu erlangen hoffen. Die Artigkeit der Männer läuft immer auf Selbstsucht hinaus. Deßhalb hegte sie von dem ersten Augenblicke an keinen Zweifel, daß Herr von Schweitzer bald mit seinen wahren Absichten hervortreten würde.

Dieser Fall trat ein. Mutterpflicht und Neugierde veranlaßten Elka, ihre Tochter Barbara darauf aufmerksam zu machen und zugleich zu erfahren, welche Gesinnungen dieselbe den verliebten Galanterien des Barons gegenüber hege. Sie hatte sich im Stillen längst darüber gewundert, daß Barbara gegen den männlichen Gesellschafter

ihre gewöhnliche Ruhe zeigte und weder mit einem Worte noch einer Geberde jemals an eine Affektion erinnerte, wie sie in jenem Anfalle zum Ausbruche gekommen war. Bei einem Spaziergange im Garten nahm sie Barbara bei Seite und fragte sie:

— Nun, wie gefällt Dir der Baron?

— Er mißfällt mir nicht, Mutter. Herr von Schweitzer ist ein sehr höflicher und gebildeter Mann.

— Noch mehr als das: mir scheint er etwas verliebter Natur zu sein. Was meinst Du?

— Verliebt? Das habe ich noch nicht bemerkt.

— Aber ich. Seine Augen haften fortwährend an Dir, seine Miene wird verlegen, wenn sich Euere Blicke begegnen, er sucht ängstlich nach Augenblicken, wo er mit Dir allein sein kann. Mit einem Worte: er liebt Dich.

— Mich? Um Gotteswillen! Ich will nichts von seiner Liebe wissen.

Elka erstaunte.

— Wie? fragte sie. Ich glaubte bisher, Du erwidertest seine Liebe? Sage mir die Wahrheit, Barbara. Ich würde ja nichts einzuwenden haben, wenn er käme, um Deine Hand zu bitten und der Vater wünscht es sogar.

— Ich liebe den Baron nicht, Mutter. Ich möchte nie seine Frau werden. Quäle mich nicht mit der Zumuthung, einen Mann zu heirathen, den ich nicht liebe.

— Das geschieht nicht. Du sollst immer freie Wahl des Herzens haben, Barbara. Was hindert Dich aber, den Baron zu lieben?

— Eben der Mangel an Liebe. Ich fühle eine so sonderbare Abneigung gegen ihn, daß ich mich vergeblich frage, was er mir zu Leide gethan. Die Süßigkeit seines Wesens ist mir widerwärtig, seine Schmeicheleien hasse ich. Herr von Schweitzer ist mir zu redselig, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er mir nicht wohlwill. Die Ursache meines Widerwillens gegen ihn kann ich mir nicht erklären, allein mit jedem Tage fühle ich mich mehr von ihm abgestoßen. Mutter, meinst Du nicht, daß hinter dem Schmeichler sich der Heuchler birgt?

— Du beurtheilst den Baron sehr strenge. Die Liebe macht ihn eben zum Schmeichler. Wenn Du aber seine Liebe nicht erwidern kannst, so thust Du gut daran, ihn davon bei Zeiten in Kennt-

niß zu setzen. Er gibt sich sonst Illusionen hin und der Vater mit ihm. Weißt Du, daß der Vater ihn zum Schwiegersohne wünscht?

— Nein. Der Vater wird mich nicht zwingen wollen, ihn zu heirathen. Ich will Herrn von Schweitzer nicht, ja ich hasse ihn sogar!

— Stille! Herr von Schweitzer kömmt eben durch den Garten, und früher wie sonst zum Besuche.

Die Damen empfingen ihn auf das Freundlichste. Barbara beglückte ihn mit einigen Worten, dann wandten sich die drei dem Hause zu und verschwanden in demselben.

Herr von Schweitzer entfernte sich diesen Abend auch etwas früher als gewöhnlich und entschuldigte sich mit leichtem Unwohlsein, welches ihn zwinge, eher zu Bette zu gehen. Begleiten wir ihn auf die Gefahr ihn, ihn Lügen strafen zu müssen.

Statt seine an der Kreuzkirche gelegene Wohnung aufzusuchen, wendet er sich durch die Neustadt in die Antonstadt und verschwindet dort in einem ansehnlichen Palais. Die Wappen über dem Portale desselben kennzeichnen es als das Hotel der russischen Gesandtschaft.

In einem freundlich erleuchteten Zimmer des Hotels finden wir Herrn von Schweitzer im eifrigen Gespräche mit einem andern Herrn, vermuthlich dem russischen Gesandten selbst.

— Sie glauben also mit Bestimmtheit, mein lieber Schweitzer, daß der polnische Flüchtling Ubryk noch Correspondenzen nach Warschau unterhält?

— Ich habe sogar Beweise dafür, Durchlaucht. Ubryk hat mir selbst diesen Abend einen Brief gezeigt, worin ihm von Warschau, aber ohne Unterschrift eines Namens, gemeldet wird, daß sich wieder ein Revolutionskomité im Geheimen gebildet habe.

— Könnten Sie diesen Brief nicht in meine Hände bringen?

— Vielleicht gelingt es mir, ihn heimlich einzustecken. Ich genieße ja das ganze Vertrauen Ubryks.

Eignen Sie sich diesen Brief an, wir können daraus vielleicht Anhaltspunkte schöpfen, dieses Komité zu entdecken und unser Ansehen dadurch mächtig bei Sr. Majestät zu heben.

— In einigen Tagen wird er Ihnen zur Verfügung stehen, Exzellenz. Die Ansichten Ubryks sind noch derselben revolutionären

Art, wie ehedem. Er weiß, daß er in Rußland zum Tode verurtheilt ist, und weigert sich, wieder nach Polen zurückzukehren.

— Wenden Sie allen Einfluß auf, mein lieber Schweitzer, diesen Mann zur heimlichen Rückkehr nach Warschau zu vermögen. Eher können wir ihm nicht beikommen. Hat er aber Deutschlands gastlichen Boden hinter sich, so lassen wir ihn aufgreifen und er soll seiner verdienten Strafe nicht entgehen.

— Ich sagte ihm zwar öfters, er sei unterdessen begnadigt worden und könne sich unter fremden Namen in Polen einschmuggeln; allein sein Starrkopf läßt ihn daran zweifeln, und erst heute Abend erklärte er mir wiederholt, daß er nie mehr nach Polen heimkehren würde.

— So suchen Sie Beweise von revolutionären Umtrieben gegen ihn aufzubringen. Auf Grund solcher kann uns die sächsische Regierung seine Auslieferung an Rußland nicht verweigern.

— Ich bewache ihn Tag und Nacht, Durchlaucht. Jeden seiner Schritte kenne ich, jedes seiner Worte erfahre ich. Die Zeit wird mir noch Beweismittel wider ihn an die Hand geben.

— Haben Sie andere Dinge in Erfahrung gebracht?

— Unbedeutendes, Durchlaucht. Ein polnischer Geistlicher, Namens Wiesniow, las heute Morgens Messe in der Hofkirche; dann reiste er nach der Schweiz weiter. Der hier lebende Flüchtling Fürst Repnin ritt Nachmittags nach Pillnitz spazieren, seine Frau gibt heute Abend Theegesellschaft für polnische Emigranten. Die Theilnehmer hieran werde ich Ew. Durchlaucht Morgen Abends mittheilen.

— Bringen Sie mir die Namen schriftlich. Solche Theegesellschaften sind gefährlich, ich werde die sächsische Regierung auf das Unstatthafte solcher Versammlungen von Emigranten zum Zwecke der Conspiration gegen Rußland aufmerksam machen. Dieser Repnin muß noch aus Sachsen ausgewiesen werden, seine Theegesellschaften erscheinen mir zu bedenklich. Erkundigen Sie sich genau nach jedem Worte, das bei dieser Soiree gesprochen wurde. Bedürfen Sie vielleicht einer außerordentlichen Unterstützung hiezu, mein lieber Schweitzer?

— Nein, Durchlaucht, danke. Jedoch um einen guten Rath erlaube ich mir Sie zu bitten.

— Sprechen Sie, mein Lieber!

— Ich habe große Chancen zur Verlöbniß mit Fräulein Bar-

bara, der ältesten Tochter des Emigranten Ubryk. Wird es die Regierung Sr. Majestät mit ungnädigen Augen betrachten, wenn ich die Tochter eines Polen, eines Revolutionärs heirathete?

— Ha, was liegt der Regierung an einem Mädchen? Allein es liegt die Vermuthung nahe, daß Sie diese Familie unserer Aufsicht entziehen werden.

— Durchaus nicht, Durchlaucht! Ich heirathe nur die Tochter, die Familie aber berührt mich nicht, sie wird nach wie vor meiner Beobachtung unterstellt sein.

— Als Diplomat müssen Sie nach bestem Gutdünken handeln. Wenn Sie ein weites Gewissen haben, das vor der Preisgebung der Familie nicht zurückscheut, so können Sie jede Polin heirathen. In Herzensangelegenheiten muß man vor Allem diplomatisch sein.

— Meinen Dank, Exzellenz. Morgen Abend werde ich die Ehre haben, meinen nächsten Vortrag zu erstatten.

Unter den tiefsten Bücklingen entfernte sich Herr von Schweitzer. Mit dem befriedigenden Bewußtsein, seine Pflicht heute gethan zu haben, trat er seine Spionage von Neuem an.

Fürst Orloff hatte ihn heute Diplomat genannt! Welches erhebende Gefühl für eine jener elenden Creaturen, welche Rußland zu Tausenden aller Orten in der Welt unterhält, welche ehrende Umschreibung für das häßliche, gemeine Wort Spion! *)

Herr von Schweitzer setzte seine Besuche bei Ubryk fleißig fort. Niemand in der Familie ahnte, welche niederträchtigen Eigenschaften er hinter der Maske der Schmeichelei und ausgesuchten Höflichkeit barg. Kaum glaubte sie den auf ihr lastenden Alp der Jesuiten in der Kutte abgeschüttelt zu haben, so verfolgten sie andere Jesuiten — Jesuiten ohne Kutte.

Seit jener Erklärung Barbaras, sie wolle nicht an eine Verbindung mit Herrn von Schweitzer denken, verlor dieser auch in den

---

*) Herr von Schweitzer war früher im Dienste des Großfürsten Constantin gestanden, von dem er für seine Spionage in Süddeutschland jährlich mit 1500 Dukaten besoldet wurde. Er überwarf sich kurz vor der Decemberrevolution von 1830 mit seinem hohen Gönner und diente von da an der russischen Regierung als Spion im Auslande. In den Städten, welche die polnische Emigration besetzt hat, wimmelt es jetzt noch von solchen traurigen Wichten, die um schnöden Judaslohn ihre Landsleute verrathen.

Augen Elkas. Die Mutter mußte sich gestehen, daß ihre Tochter einem sehr richtigen Gefühle der Seele folge, wenn sie sich von der übergroßen Zuvorkommenheit und der glatten süßlichen Artigkeit des Barons angewidert fühle. Derselben Empfindung hatte sie sich niemals verwehren können, wenn sie den Gast vor sich hatte. Naturgemäß ergriff sie also die Ansicht und Partei ihrer Tochter und überzeugte sich mit jedem Tage mehr, daß diese an der Hand des Barons nicht immer glücklich durch das Leben gehen würde.

Je mehr aber derselbe an Terrain bei den Damen verlor, desto höher stieg er in der Gunst des Vaters. Kasimir hatte sich bereits so fest an den Gedanken gewöhnt, daß Barbara die Gemahlin des kurländischen Barons werden müsse, daß er eines Tages in heftigen Zorn gerieth, als ihm Elka dagegen Bedenken äußerte. Es fand ein heftiger Auftritt zwischen beiden Gatten Statt, der damit endigte, daß Kasimir erklärte, ein anderer Mann werde niemals die Hand seiner Tochter erhalten als der Herr von Schweitzer.

In Folge dessen trat eine gewisse Spannung in der Familie ein. Elka und ihre Tochter sahen sich gekränkt durch den Vorzug, der dem Barone gegeben wurde. Sie begannen diesen als Eindringling zu betrachten und ihm allmählig ihre Gesinnung merken zu lassen. Er beklagte sich darüber bei Kasimir und dieser machte Elka die heftigsten Vorwürfe.

— Nun muß ich Dich an das Mährchen von den Engeln und Bengeln erinnern, erwiderte sie ihm. Als die Engel sich weigerten, den Lucifer zu heirathen, so zwang sie Gott Vater nicht, diese widerliche Persönlichkeit dennoch zu ehelichen; vielmehr lachte er und gewährte den Engeln volle Freiheit. Mit welchem Rechte wolltest Du nun unsern Engel zwingen, diesen Bengel zu heirathen?

Alle Vorstellungen halfen nichts. Kasimir war in seinen alten Tagen eigensinnig geworden, er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß Barbara und Herr von Schweitzer ein glückliches und schönes Paar ausmachten, und daran hielt er mit aller Zähigkeit fest. Allein die Aussichten des Barons wurden darum nicht rosiger. Die beiden Damen bildeten ein abgeschiedenes, ja feindliches Heerlager und standen den zwei Männern muthig gegenüber.

Bei solchen Zwisten bleibt der Sieg nicht lange zweifelhaft. Der Freier unterliegt jedesmal, wenn er die zukünftige Frau Schwieger-

mutter gegen sich hat. Von dieser allein hängt die Entscheidung ab, Männer mögen sich da sträuben wie sie wollen.

Herr von Schweitzer führte trotzdem den Kampf fort, wenn ihm auch diese mächtige Schutzgenossin fehlte. Er überbot sich in zärtlichen Aufmerksamkeiten und feinen Liebenswürdigkeiten, sein Mund säuselte nur die elegantesten Wörter. Wenn er seine glühende Liebe zum Ausdrucke bringen wollte, trug er eine rothe Halsbinde, wenn er seine Hoffnung auf Erhörung zeigen wollte, eine grüne, und wenn er abwechselnd an dem Erfolge verzweifelte, eine schwarze. Seine ganze Toilette liebte, hoffte und verzweifelte mit seinem Herzen, dessen verschiedene Stimmungen er in der Farbe derselben kennzeichnete.

Das ging nun eine Weile seinen Gang. Der einmal gestörte Friede der Familie kehrte nicht wieder zurück. Das bisherige herzliche Einvernehmen war durch den Herrn von Schweitzer aufgehoben worden und stellte sich nicht ein, so lange dieser seine Bewerbungen fortsetzte.

Diese unerquickliche Lage fand durch ein trauriges Ereigniß seinen raschen Abschluß. Verhältnisse, zu deren Lösung oft den Menschen der Muth mangelt, zerreißt die starke Hand des Schicksals mit einem Rucke.

Es war ein schwüler Sommernachmittag gewesen. Kasimir war zum Baden in ein Elbebassin gegangen, und klagte, als er des Abends heimgekehrt war, über Schwindel und Ueblichkeiten. Demungeachtet setzte er sich zum Abendtische. Während desselben befiel ihn wiederholter Schwindel. Er wollte sich vom Tische erheben, um ans Fenster zu treten, brach aber, von einem Schlagflusse gerührt, bewußtlos zusammen.

Als sich Elka und Barbara von ihrer Betäubung einigermaßen erholten, welche dieses Ereigniß auf sie hervorgebracht hatte, sandten sie sogleich nach einem Arzte. Bald genug erschien dieser, um den Zustand Kasimirs für hoffnungslos zu erklären, und zu spät, um ihn noch retten zu können. Das Blut, sagte er, sei durch das Baden in dem kalten Flußwasser gegen das Herz getreten und habe dadurch einen Nervenschlag herbeigeführt.

In der darauffolgenden Nacht verschied Kasimir, ohne noch zum Bewußtsein gelangt zu sein.

Ueberlassen wir Elka und ihre Töchter dem gerechten Schmerze um den Verlust des unersetzlichen Gatten und des geliebten Vaters.

LI.

Zwei Orden im Kampfe um ein Erbe.

Große Trauer herrschte in der Familie Ubryk. Der Vater war hinübergegangen in jenes Reich, aus dem es keine Verbannung mehr gibt, und seine Hülle ruhte draußen auf dem Friedhofe in fremder Erde.

Je mehr sich die Trauer um Kasimir milderte, desto höher steigerte sich in Elka und ihren Töchtern ein Gefühl, das sie bei Lebzeiten nicht gekannt hatten. Eine mächtige innere Empfindung bemächtigte sich ihrer: die Sehnsucht nach der Heimath, das Heimweh nach Polen. Besonders waren es die drei Töchter, welche sehnsüchtig nach Warschau verlangten und in die Mutter drangen, mit ihnen wieder dahin zu ziehen. Auch Elka fühlte sich jetzt, da ihr Mann gestorben, so unendlich verlassen in dem fremden Lande, und das Leid der Wittwenschaft drückte doppelt auf sie, da Niemand kam, es durch tröstenden Zuspruch zu lindern.

Einem einzigen Manne in Dresden kam der Tod Kasimirs Ubryks sehr gelegen, dem Herrn von Schweitzer. In der Meinung, die mit ihren Töchtern alleinstehende Mutter werde seinen Wünschen nicht auf die Dauer widerstehen können, glaubte er seinem Ziele jetzt bedeutend näher gerückt zu sein. Er heuchelte daher große Trauer und kam täglich, Mutter und Töchter zu trösten.

Allein Elka und Barbara waren bald darüber einig, den lästigen Mann für immer zu verabschieden. Sie sprachen ihm ihre Absicht aus, wieder nach Warschau zurückkehren zu wollen. Statt diesen Wink zu beachten, erbot sich vielmehr Herr von Schweitzer, ihnen einen Paß von der russischen Gesandtschaft zu verschaffen, und er brachte ihnen nicht nur diesen, sondern auch die Versicherung des Fürsten Orloff, der Familie würde nach ihrer Rückkehr in die Heimath kein Leid geschehen. Der Urheber ihres Unglückes wäre todt und für

Rußland existire demnach kein Grund mehr, Frau und Kinder zu bestrafen.

Diese Versicherung nahm die Wittwe mit vieler Freude entgegen. Sie traf alle Anstalten zur Abreise. Der Tag wurde festgesetzt, die Koffer lagen gepackt und der Reisepaß bereit.

Da stellte sich Herr von Schweitzer nochmals ein. Diesmal kam er in einem Wagen vorgefahren, sein Haupt krönte eine deutsche Angströhre, sein Rock endigte in einen Schwalbenschwanz, das ganze Costüm, es war schwarz.

— Sie kommen, sich zu beabschieden, empfing ihn Elka.

— Nein, gnädige Frau, möge mir ein Abschied von Ihnen noch lange erspart bleiben!

— Wir reisen morgen ab.

— Ich weiß es. Eben deshalb erlaube ich mir, Ihnen eine dringende Bitte vorzutragen, gnädige Frau.

— So führt Sie noch ein Anliegen zu uns, Herr Baron?

— Eine Herzensangelegenheit. Gnädige Frau, wären Sie geneigt, mich als Ihren Schwiegersohn anzunehmen?

Elka hatte das erwartet und Barbara verließ bei diesen Worten eilig das Zimmer.

— Die Antwort hängt von der Frage ab, ob eine meiner Töchter geneigt wäre, Sie als Mann anzunehmen.

— Fräulein Barbara wird mich nicht verschmähen. Um ihre Hand, gnädige Frau, bitte ich Sie.

— Ich habe die Hand meiner Tochter nicht zu vergeben. Wünscht Sie Barbara zum Manne, so seien Sie mir willkommen als Schwiegersohn; wenn nicht, dann kann ich Sie beim besten Willen nicht in meine Familie aufnehmen.

— Wollen Sie gütigst erlauben, daß ich Fräulein Barbara selbst bitte? Wollen Sie dieselbe gefälligst rufen?

Trotz ihrer Flucht mußte Barbara zurückkehren. Herr von Schweizer trat auf die erröthende Jungfrau zu, verneigte sich ceremoniell vor ihr, und sprach mit gehobener Stimme:

— Fräulein, ich wage es, Sie um Ihr Herz und Ihre Hand zu bitten, soferne es Ihnen genehm wäre, Baronin Schweitzer zu werden.

Dabei griff der galante Baron nach dem Händchen Barbaras.

— Lassen Sie, lassen Sie! Ich heirathe nicht, und verzichte gerne auf die Ehre, Ihren Namen zu tragen. Leben Sie wohl!

Bei den letzten Worten verschwand Barbara wieder unter der Thüre und ließ den Baron sprachlos stehen.

Herr von Schweitzer wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte. Einen Augenblick stand er ohne alle Besinnung, die Augen nach der Thüre gerichtet, den Mund weit geöffnet vor Erstaunen. In seinem ganzen Leben hatte er keinen Korb erhalten, der so derb und kränkend für ihn war.

Im nächsten Momente erfaßte ihn Wuth und Scham. Das Blut schoß ihm in das Gesicht, die Adern seiner Stirne schwollen ihm und er biß sich in die Lippen. So stand er vor Elka, die ihn fragend anblickte.

Das Beste, was ihm unter solchen Verhältnissen zu thun übrig blieb, schleuniger Rückzug, fiel ihm ein. Mit einiger Fassung verbeugte er sich vor Elka, stammelte ein verlegenes: Ich empfehle mich gnädige Frau! und verließ mit festen Schritten das Zimmer.

Seine Flüche verhallten ungehört in Gottes freier Natur und schwebten himmelan zu den Millionen anderen Flüchen, welche die Menschheit schon in die Wolken hineingeschnaubt hat.

Die Familie Ubryk sah ihn nie wieder und erfuhr auch niemals von der geheimen und schändlichen Wirksamkeit, welche er als russischer Spion in manchen Städten Deutschlands entfaltete.

Am andern Tage befand sich Elka mit ihren drei Töchtern auf der Reise nach Warschau. Waren die Gefühle, mit welchen sie bei ihrer Flucht den heimischen Boden verließen, damals sehr schmerzlich, so konnte man dies jetzt, da sie ihn wieder betraten, nur um so mehr erwarten. Ohne Gatten, ohne Vater kehrten sie als Wittwe, als Waisen zurück.

In Warschau miethete sich Elka ein Landhaus an den Barrieren, dessen einsame und ruhige Lage ganz mit der Einsamkeit ihres nun endlich zur Ruhe gekommenen Herzens zu harmoniren schien.

Manches hatte sich inzwischen in Warschau geändert. Die einst ihr gehörigen Paläste Zolkiewicz und Czernewska waren von russischen Generälen und deren Familien bewohnt. Die russische Regierung hatte sie dem Bankier Salomon abgenommen und sie für Staatseigenthum erklärt, alle Entschädigungsklagen Salomons aber mit dem Hinweise auf Sibirien zum Schweigen gebracht.

Auf Polen lastete der grausame Druck Rußlands furchtbarer als jemals. Alle militärpflichtigen Männer wurden in die im Innern Rußlands stehenden Regimenter vertheilt, so daß das Land seine nationale Kraft verlöre. Aber es genügte Rußland nicht, die Polen aus dem Lande geführt und dafür eine russische Armee von 60,000 Mann hineingelegt zu haben; es baute auch noch gewaltige Festungen auf, um sich seine Herrschaft zu sichern. Im Rücken von Warschau erhob sich eine Citadelle; zu gleicher Zeit wurden die Festungen Modlin und Zamosk durch wahre Riesenbauten verstärkt und eine zweite neue Festung, Demblin, aufgeführt.

Während drückende entsetzliche Steuern auferlegt wurden, welche vorzugsweise die Mittelstände hart betrafen, mußte nur russisches Geld ferner in Umlauf gelangen und nach russischem Münzfuß gerechnet werden.

So kam es, daß die Polen in großen Schaaren, zum Theil unter schweren Gefahren, das Königreich verließen. Auch jenseits der Grenze lag noch ein Stück ihres Vaterlandes, und zwar eines, welches nicht unter dem Drucke von Barbaren seufzte. Nicht bloß Militärpflichtige flohen nach Preußen, sondern auch solche, welche dem Militärwesen nicht verpflichtet und sogar Besitzthümer zurückzulassen gezwungen waren. Sie flohen, um den Jammer ihrer Nation, die Barbarei der Russen nicht mehr mit ansehen zu müssen. Alles, was die Polen Preußen vorzuwerfen hatten, vergaßen sie jetzt freudig. Preußen wurde ihnen ein liebes Land und Friedrich Wilhelm IV. gab seinen polnischen Unterthanen manche Beweise von Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte. In kaum anderthalb Jahren waren 17,000 Polen nach Preußen übergetreten und lieber Unterthanen eines deutschen Königs als eines russischen Barbaren geworden.

Das war die Lage Polens, als Elka mit ihren Töchtern wieder dahin zurückgekehrt war.

Elka fand sich in ihre Wittwenschaft sehr gut. Sie war bereits hoch in Jahren und liebte die Ruhe. Die Stürme des Lebens hatten sie nicht verschont und aus dem ungestümen lebenslustigen Weibe eine ernste würdige Matrone gemacht.

Ihre ganze Thätigkeit galt jetzt der Erziehung, oder wenn man will, Ueberwachung ihrer Töchter. Alle drei waren zu schönen Mädchen herangewachsen und auf dem Standpunkte, jede Stunde heirathen zu können.

Wie kam es, daß die drei Mädchen noch nicht verheirathet waren, wo doch ihre Mutter in diesem Alter so viel begehrt wurde?

Elka hütete ihre Töchter viel zu sehr. Sobald sich ihnen ein Mann mit freundlichem Gruße nahte, schreckte ihn Elka durch ihre bösen Blicke zurück. Bekanntlich fürchten die Männer nichts so sehr, als die strengen ausforschenden Blicke der Mütter schöner Töchter, und vergleichen sie mit den Drachen, welche das goldene Bließ bewachen. Mancher hätte ein Mädchen geheirathet, wenn er nicht deren Mutter gefürchtet. Solche und ähnliche Erwägungen Seitens der jungen Männer standen dem bisherigen Glücke der drei Jungfrauen im Wege.

Im Laufe der Zeit gewöhnten sich aber die jungen Männer an die Inquisition, welcher sie von den Augen der Wittwe unterworfen worden, und ließen sich von ihren Blicken starken Muthes durchbohren. Wir wiederholen es, es gehört in der That Muth dazu, die Augen der zukünftigen Frau Schwiegermutter auf sich ruhen zu lassen; weiß man doch, daß man nie wieder ein strengeres Gericht erfährt.

Therese und Anna hatten bei ihrem lebensheitern, frischem Wesen bald ihre Anbeter gefunden; und nachdem sie dieselben bei mancherlei Affairen auf die Probe gestellt und sich von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe überzeugt hatten, standen sie auch nicht an, sich die mütterliche Genehmigung einzuholen und die Auserkornen wieder zu lieben.

Es war im dritten Jahre nach der Rückkehr aus der Verbannung, als Therese den Kaufmann Paul Niemojowski in Warschau, und Anna, die jüngste Tochter Elkas, den privatisirenden, aber sehr geschätzten Philologen Ludwig Gorzkowski in Krakau heirathete, wo er als Ehrenmann und Patriot in hoher Achtung stand.

Und Barbara?

Sie wollte nichts von einem Manne wissen. Das Wort heirathen allein däuchte ihr schon ein Gräuel.

Seit dem Tode ihres Vaters, des Pan Kasimir Ubryk, war eine merkwürdige Veränderung in ihr vorgegangen. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie sich mit aller Macht ihrer Seele nach dem Augenblicke sehnte, in welchem sie die Arme eines Mannes umschlossen, ihr Mund auf seinem Munde, ihr Herz an seinem Herzen ruhte, in welchem sie sich dem Geliebten hingeben konnte, wie der Epheu, der den Stamm des Baumes umrankt. Das Blut wallte in heftigem

Sude auf und nieder, ein süßes Gefühl durchzuckte ihren Körper, ein namenloses unbestimmtes Sehnen ergriff sie, wenn sie an jenen wonnevollen Augenblick dachte. Und er wollte nicht kommen! Kein solches Wesen, das sie beglücken konnte, wagte sich in ihre Nähe, ihre Mutter hielt mit ihren Gorgonenblicken alle Männer entfernt. Stille, hingebend und duldend war darum der Ausdruck ihres Gesichtes geworden, die Augen füllten sich mit unerklärlichen Thränenperlen, die Brust hob und senkte sich bei dem unbekannten Reize, der ein immer stärkeres Sehnen in ihr hervorrief. Endlich war ihr innerer Gram zu mächtig geworden, die Natur regte sich zu gewaltig in ihr, unbekannte innere Mächte kamen zum Ausbruche, — und es trat jener Anfall ein, der ihre Mutter so tief erschütterte.

Von diesem Augenblicke an trat eine Wendung ein. War es Scham über ihre Schwäche, war es die natürliche Abspannung nach den zu höchster Aufregung gesteigerten Gefühlen: mit einem Male befiel sie ein Ueberdruß, ein innerer Eckel, ein ungemeiner Widerwille, der nun denselben Grad erreichte, wie vorher das unbestimmte Sehnen. Wie von diesem, konnte oder mochte sie sich auch von jenem keine Rechenschaft geben, sie fragte sich nicht, wie dieser Umschwung kam, sie unterwarf sich nur den Gefühlen, die mit solcher Macht und so großer Bestimmtheit in ihr auftraten. Dadurch, daß sie keinen Augenblick von ihrer Mutter unbewacht blieb, fand sie sich von dem mütterlichen Herzen abgestoßen, verlor ihre Mittheilsamkeit, wurde verschlossen und gab sich ganz dem inneren Gefühlsleben hin. Sie gerieth nun auf den gefährlichsten Abweg desselben, sie schwärmte und entwickelte das tollste Leben in ihrem Innern, während sie nach Außen herzlos, hart und todt für die Freude schien.

In diese Zeit fiel die Einführung des Herrn von Schweitzer in das Haus, und Barbara, die bisher so liebesbedürftig erschien, empfing den immerhin schönen Mann mit dem ganzen Widerwillen, den sie gegen die Männerwelt hegte. Sie hatte keinen Grund, seine Bewerbung zurückzuschlagen, sondern folgte nur dem ausgesprochenen Gefühle des Eckels vor einem Manne.

Mancher würde sich diese sonderbare Abneigung durch den Erfahrungssatz erklären, daß der Mensch dem Gegenstande, nach dem er mit aller Liebe und Sehnsucht gestrebt, seinen ganzen Haß zuzuwenden pflegt, wenn er nicht zu seinem Besitze gelangen kann. Bei Barbara würde er sich aber täuschen. Das Weib besitzt zwar gerade

die Eigenschaft, den Mann tödtlich zu hassen, den es zuvor unendlich geliebt, wenn die Umstände das veranlassen. Allein Barbara hatte noch nicht geliebt, sondern wollte erst lieben. Ihr Verlangen blieb unbefriedigt, und sie fiel von dem einen Extrem in das andere, aber nur, um wieder zu dem vorigen zurückzukehren. Ein Weib, das mit so tiefem Gefühle begabt war, wie sie, mußte nothwendig der Macht unterliegen. Als ihr die Liebe versagt blieb, empfand sie Eckel vor derselben; als sie sich an dem Eckel übersättigt hatte, brach das Liebessehnen mit neuem Ungestüme aus, und es bedurfte nur der Umstände wie sie in der Folge wirklich eintraten, um sie auf die verderbliche Bahn zu leiten, auf der die Frömmigkeit Hand in Hand mit der Ausschweifung geht.

Elka erinnerte sich bei der Erziehung ihrer Töchter fortwährend an ihre eigene Jugend und gestand sich, daß diese, was Liebe anbelangt, sehr stürmisch gewesen war. Sie hatte schon eines Knaben entbunden, ehe sie eigentlich wußte, ob die Geschichte mit dem Storchen, der die Kinder auf die Welt bringt, wahr sei oder nicht. Die Beschämung, der sie sich bei der Entdeckung dieses interessanten Umstandes ausgesetzt sah, war ihr unvergeßlich geblieben und bewog sie, ihren Töchtern ein gleiches Schicksal zu ersparen. Außerdem kannte sie die Liebhaberei der Männer, welche, obschon sie selbst nichts weniger als jungfräulich in den Ehestand eintreten, dennoch von ihrer Braut verlangen, daß sie als Jungfrau in das Ehebett komme, hinterher aber, wenn sie sich zufällig getäuscht sehen, alle Schuld der Mutter beimessen. Der Ehrgeiz veranlaßte daher Elka schon, ihre Töchter zu hüten, wie der Hirte die Lämmchen auf der Weide. Damit glaubte sie jedoch ihrer mütterlichen Pflicht noch nicht genügt zu haben, sondern hielt auch ihre Töchter zu fleißigem Kirchenbesuche an.

Wir lassen unentschieden, ob ein frommer Sinn der beste Wächter der Jungfräulichkeit ist. Viele Mütter glauben es wenigstens, und sie mögen diese Illusion behalten, bis sie sich im Laufe unserer Erzählung eines Bessern überzeugt haben. Nur muß erwähnt werden, daß die jungen Damen nicht so sehr des Betens wegen den Kirchenbesuch lieben, als vielmehr wegen der angenehmen Gesellschaft junger Männer. Wissen sie doch, daß manches Mannesherz entzückt wird bei dem Anblicke einer andächtig betenden Donna, die ihre Aeuglein so gar lieblich auf die netten kleinen Händchen niedersenkt,

die so bescheiden im Betschemel kniet und in dieser einnehmenden Stellung nebenbei alle Grazie entfalten kann!

So hatte Barbara bereits in Dresden gelernt, die Kirche lieb zu gewinnen. Weil aber Vorsicht zu Allem nutze ist, und Elka sich selbst in der Klosterkirche der Elisabethinerinnen zu Warschau in Kasimir verliebt hatte, so begleitete sie Barbara jeden Morgen in die Hofkirche hin und zurück.

Diese immerwährende Ueberwachung Seitens der Mutter fiel Barbara endlich sehr lästig. Es fanden zwischen beiden einigemale heftige Auftritte Statt, in Folge deren eine gewisse Spannung zwischen Mutter und Tochter eintrat. Mit dem Vater stand Barbara ebenfalls seit längerer Zeit auf gespanntem Fuße, weil sie seinen Plänen in Bezug auf Herrn von Schweitzer keine Aussicht auf Erfüllung gewährte.

Dieses unangenehme Verhältniß wurde zwar durch den Tod des Vaters gehoben, allein die mit der Mutter eingetretene Spannung bestand auch noch in Warschau fort. Ja sie vergrößerte sich noch zu offenbarem Unfrieden, als Elka ihre Tochter darauf aufmerksam machte, sie wäre nun 23 Jahre alt und möge sich entschließen, einem Manne ihre Hand zu reichen, da es sonst zu spät würde. Wenn eine Dame das 24. Jahr überschritten habe, so wäre es höchste Zeit, sich nach einem Manne umzusehen, wenn sich nicht die Männer selbst nach ihr umsehen. Solchen Ermahnungen setzte aber Barbara beharrliches Schweigen entgegen, so daß die Mutter im Zweifel über ihre wahren Gesinnungen blieb.

Nach der Verheirathung ihrer beiden Schwestern schwand vollends alles gute Einvernehmen mit ihrer Mutter. Elka drang nun ernstlich in Barbara, sich zu erklären, ob sie in den Ehestand treten wolle oder nicht.

— Ich will nicht heirathen, entgegnete diese gereizt. Mir graut vor einem Manne.

— So willst Du ewig Jungfrau bleiben?

— Ja, das ist mein fester Wille.

— Ewig eine Jungfrau! Entsetzlich! Was ist die Ursache dieser barroken Schwärmerei? Weßhalb graut Dir vor einem Manne?

— Ich würde den Mann hassen, Mutter, der mir meine Jungfräulichkeit nahm. Nie könnte ich ihn lieben! Ich bin zu stolz, als daß ich einem Manne den Ruhm lassen könnte, mich überwunden zu

haben. Nach der ersten Nacht schon würde ich mich tödten, aus Scham und Zorn. O nie soll ein Mann das Vergnügen genießen, mich sein zu nennen!

— Ach Gott! seufzte Elka. Solche Anschauungen! Wer hat Dir solche Dinge gesagt? Du taugst nicht für die Welt, Barbara!

— Findest Du das, Mutter? fragte Barbara schnell und freudig bewegt. Ihre Mutter war aber zu bestürzt, als daß sie die freudige Erregung Barbaras bemerkt hätte.

— Aber um Gotteswillen, Barbara, wer hat Dir solche Dinge in den Kopf gesetzt? fuhr Elka fort. Die ganze Welt lächelt mitleidig über alte Jungfrauen, und sagt ihnen nach, sie hätten keinen Mann finden können, sie seien unnütze Geschöpfe und der Verachtung werth. Eine solche alte Jungfer wolltest Du werden?

— Was kümmert mich das Gerede der Welt? Niemand kann mich zur Ehe zwingen, wenn ich nicht will.

— Unsinn! Weißt Du auch, welches die Bestimmung des Weibes ist? Das Weib muß das Menschengeschlecht fortpflanzen, muß dem Staate Bürger liefern, muß dem Manne unterthan sein. Eine Jungfrau versündigt sich an der menschlichen Gesellschaft und am Staate, wenn sie sich zu heirathen weigert. Sie verkennt ihre hohe Bestimmung, und macht sich zum unnützen Gliede der menschlichen Gesellschaft. Darum haben Senatoren und Bürger in Rom, wenn eine schwangere Frau vorüberging, sich von ihren Sitzen erhoben und achtungsvoll ihr Haupt entblößt, weil sie dem Staate einen Bürger schenkte; darum verbindet man heutzutage mit dem Worte Jungfer den Begriff der Verachtung und Lächerlichkeit, weil eine freiwillige Jungfer sich selbst von der Menschheit ausgeschlossen hat. Das gebe ich Dir zu erwägen.

— Ach, wozu diese unnützen Worte? Ich will nicht, und frage weder nach dem Staate noch dem Menschengeschlechte. Ich bleibe Jungfrau.

— So bitte ich Dich, mir zu sagen, was Du als Jungfrau noch auf der Welt zu thun hast?

— Gar nichts, Mutter. Ich habe mich Christus verlobt, der von diesem Stande sagt: „Nicht alle Menschen vermögen ihn zu fassen, sondern nur Jene, denen es von Oben gegeben ist.“ Ich erkenne nie einen andern Bräutigam an, als Christus, und ihm allein will ich angehören.

— Du bist ja reif zur Klosterfrau, Barbara?

— Ich will auch in ein Kloster gehen, Mutter. Wolltest Du mir das erlauben?

Ebenso überrascht als bestürzt über diese unvermutheten Erklärungen Barbaras verließ die Mutter ohne ein Wort der Erwiderung das Zimmer. Das schallende Zuwerfen der Thüre hinter sich bewies, daß sie im höchsten Grade aufgebracht war und die Einsamkeit ihres Gemaches aufsuchte, um sich von ihrem Erstaunen und ihrer Aufregung zu erholen. Daran hatte sie nie im Entferntesten gedacht, daß Barbara sich mit dem Gedanken trage, in ein Kloster zu gehen. Nun hatte sie auf einmal den Schlüssel zu ihrer unerklärlichen Abneigung gegen die Ehe erhalten. Nun fiel ihr auch ein, daß Barbara fast jeden Vormittag in der Kirche zubringe, daß sie jeden dritten Tag zur Beichte und alle acht Tage zur Communion ging. Alles war ihr jetzt klar, Barbara wollte Klosterfrau werden, darum wies sie das Ansinnen zu heirathen so beharrlich zurück!

Am andern Morgen finden wir Barbara in einem Beichtstuhle des Karmeliterklosters St. Joseph knieen. Eben schreitet ein großer hagerer Mönch aus der Sakristei und, die Stola über der Kutte, dem Beichtstuhle zu. Ein zufriedenes Lächeln umschwebt seinen Mund, als er eine Dame in demselben warten sieht.

Die Messe ist vorüber, die Andächtigen entfernen sich bis auf einige alte Weiber, welche noch genug Zeit vor sich haben, um waschlappen und keifen zu können, und der Beichtstuhl, in den sich Pater Gratian gesetzt hat, ist in seinem halbdunklen Winkel noch durch einen mächtigen Strebepfeiler verdeckt. Nachdem sich der Beichtvater zum Ueberfluße durch einen grünen Vorhang vor unberufenen Augen geschützt hat, schiebt er den Scholder des Beichtstuhles zurück und erkennt zu seiner freudigen Ueberraschung sein treues Beichtkind Barbara.

Für diejenigen unserer freundlichen Leser, welche schon lange nicht mehr den Beichtstuhl aufgesucht haben, — wir wollen aber hoffen, daß sie nicht 35 Jahre lang zugewartet haben wie Pierre Latif, — bemerken wir, daß alle zur Beichte vorgeschriebenen Kreuz- und Gebetsformeln wegfallen können, wenn Beichtvater und Beichtkind sich durch längeren und trauteren Umgang näher kennen gelernt haben. Es muß dann auch nicht immer gerade von den eigenen

Sünden die Rede sein, sondern dürfen auch die Sünden anderer Leute erzählt werden.

Pater Gratian begnügte sich also damit, seinem Beichtkinde den Segen zu geben und begann sogleich:

— Brav, meine liebe Tochter, daß Du mich wieder mit Deiner Anwesenheit erfreust. Wie geht es Dir?

— Sehr wohl, Hochwürden, ich danke.

— Nenne mich nur Gratian, meine liebe Barbara, ich habe es Dir ja schon oft gesagt. Diese besondere Gunst gewähre ich nur Dir. Hast Du vielleicht seit vorgestern irgendwie gesündigt?

— Eine Todsünde habe ich mit der Gnade Gottes nicht begangen, mein Gratian, aber dreier läßlichen Sünden gebe ich mich schuldig: ich habe einmal während des ganzen Abendgebetes an Dich gedacht und war daher ohne die nöthige Sammlung; dann habe ich den Wunsch gehegt, daß meine Mutter sterben möge, damit ich in das Kloster gehen könne; und endlich habe ich heimlich über die sündhaften Worte nachgedacht, die gestern Abend die Mutter über das Heirathen zu mir gesprochen hat.

— Diese Sünden sind Dir verziehen, meine Barbara; sie wurden ja nicht in der Absicht begangen, Gott dadurch zu beleidigen. Warum hast Du denn an mich gedacht, böses Kind?

— Ich denke immer an Deine Worte, und plötzlich sehe ich Dich so lebhaft im Geiste, und habe ein so brennendes Verlangen nach Dir, daß ich kaum schlafen und erwarten kann, bis der Morgen anbricht, wo ich Dich wieder sehen und hören kann. Deine Worte klingen so tröstend, sie erscheinen mir so lieblich, daß ich immer bei Dir im Beichtstuhle sein möchte, Gratian.

— Sieh, meine Tochter, das ist die Süßigkeit des Kreuzes! Mein Joch ist süß und meine Bürde leicht, sagt der Herr. Die dem Herrn dienen, empfinden hier schon eine große Seligkeit. Was waren das für sündhafte Worte, die Deine Mutter über das Heirathen gesprochen hat?

— O, lieber Gratian, ich möchte sie nicht wiederholen. Frage mich lieber um etwas Anderes.

— Nun, mein Kind, es frägt sich erst, ob sie wirklich sündhaft waren. Du kannst das nicht unterscheiden. Nicht Alles, was über das Heirathen gesagt wird, muß eine Sünde sein. Hat die Mutter gesagt, Du solltest heirathen?

— Ja.

— Das ist nichts Unrechtes. Was hat sie noch gesprochen? Schäme Dich nur nicht vor mir, Barbara, Du weißt, mir darfst Du Alles sagen. Du mußt Dir vorstellen, es sitze Gott hier, der schon Alles weiß und der nur sehen will, ob Du auch aufrichtig sein kannst. Nun?

— Die Mutter sagte, daß ich heirathen müsse, weil die alten Jungfern verlacht würden, weil das Weib da sei, um dem Staate Bürger zu schenken und dem Manne unterthan zu sein, weil ich ohne das die Bestimmung des Weibes mißkennen und mich der Verachtung der Welt aussetzen würde. Auch von Schwangerschaft und dergleichen schrecklichen Dingen hat die Mutter gesprochen.

— Hm! Mein armes Täubchen! Wie schwer hat da die Mutter Deine reine Seele befleckt mit solchen Worten! Hast Du vielleicht innerliches Wohlgefallen dabei empfunden?

— Ein wenig, lieber Gratian. Habe ich dadurch schwer gesündigt?

— Schwer nicht; aber hüte Dich, Barbara, hüte Dich! Außer dem Beichtstuhle darfst Du an diese Dinge gar nicht denken. Hast Du einen Augenblick geschwankt, ob Du aufhören wolltest Jungfrau zu sein und zu heirathen?

— Leider habe ich geschwankt, aber nicht lange. Die Mutter schien mir eben die Wahrheit gesprochen zu haben.

— O diese verblendeten Mütter! Wie wenig verstehen sie das Wohl ihrer Kinder! Die tiefe Verachtung der argen Welt gegen diesen heiligen und erhabenen Stand der Jungfräulichkeit, ihre große Abneigung gegen religiöse Gesellschaften, in denen Jünglinge und Jungfrauen sich Gott in beständiger Keuschheit widmen, die Menge jener Schriften, in denen theils die Glückseligkeit des ehelichen Lebens, theils die sinnlichen Gelüste der Unlauterkeit mit den lebhaftesten Farben geschildert und das Feuer thierischer Liebe entzündet wird; dieses sind die Hauptursachen, warum der jungfräuliche Stand seit mehr als sechszig Jahren weniger gekannt, geliebt, hochgeachtet und verbreitet ward.

Unsere Mutter, die heilige Kirche, welche zärtlich besorgt ist, Allen zur ewigen Seligkeit zu verhelfen, hegt und pflegt den erhabenen Stand der Jungfräulichkeit, bei dessen Antritt der Jüngling oder die Jungfrau sich durch ein Gelübde verpflichtet, aus Liebe zu Gott dem

erlaubten Vergnügen des Ehestandes zu entsagen, seinen Leib und Geist vor jeder Sünde der Unlauterkeit zu bewahren, Gott allein zum Besitzer des Herzens zu wählen und im sterblichen Fleische das Leben der Engel zu führen.

Der jungfräuliche Stand ist jener Stand, welcher vom Sohne Gottes so sehr geliebt wurde, daß er nur im Schoße der heiligsten Jungfrau die menschliche Natur annehmen wollte, nur den durch die jungfräuliche Reinigkeit ausgezeichneten Apostel Johannes zu seinem Liebesjünger erwählte, ihn allein bei dem heiligsten Liebesmahl an seiner Brust ruhen ließ. Die Reinigkeit ist also die geliebteste Tugend unsern Herrn und Heilandes. Darum heißt es im Buche der Weisheit: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze, unsterblich ist sein Andenken, denn es ist bei Gott und den Menschen beliebt."

Es muß zwar diese Tugend, wie Du selbst erfahren hast, meine Barbara, anhaltende und schwere Prüfungen bestehen, viele Verfolgungen und Hindernisse besiegen, und Worte können den schrecklichen Kampf nicht beschreiben, den diese Perle unter den christlichen Tugenden anzukämpfen hat, aber welche Krone der Vergeltung, welche unvergleichliche Wonne ist einer keuschen Seele verheißen?

Sie werden, sagt der heil. Johannes, der Lieblingsjünger, welcher aus dem Herzen Jesu alle Kenntniß seiner Geheimnisse geschöpft, sie werden ein neues Lied singen. Ein neues Lied, nicht jenes, welches die ganze Erde, die Schaar der Auserwählten ihm anstimmen wird, sondern ein anderes Lied, wie es kein Chor der Seligen zu singen vormag. Ueberdies werden sie am nächsten beim göttlichen Lamme sein und ihm folgen, wo es immer hingehen wird. Andere werden zwar auch dem Lamme folgen, aber nur soweit es ihnen vergönnt sein wird, die keuschen Seelen hingegen werden ihm nachfolgen, wohin es gehen wird, weil dasselbe auch in der Reinheit der Jungfrauschaft gewandelt, und sie ihm ähnlich geworden sind.

Der Stand der jungfräulichen Reinigkeit ist jener Stand, der den Menschen über seine Natur erhebt, ihn den Engeln im Himmel ähnlich macht, ihm die Freundschaft Jesu Christi in außerordentlichem Maße erwirbt und ihn auch zu besonderer Vertraulichkeit mit den Engeln befähigt. Schon der heil. Ambrosius verfaßte über den jungfräulichen Stand drei Bücher, welche durch ihre Tiefe und Schönheit die zwei Kirchenlehrer, den heil. Hieronymus und Augustin, in die

höchste Verwunderung setzten. Der heil. Cyprian sagt: „Die Jungfrauen sind die schönsten und lieblichsten Blumen der Kirche, die auserlesensten Schäflein der Heerde Christi, der vollkommenste Umriß, das schönste Ebenbild seiner Heiligkeit, die höchste Schönheit seiner göttlichen Gnade und das vollendeste Meisterstück derselben.“ Der heil. Ambrosius lehrt: „Die Schönheit und der Glanz der Jungfräulichkeit sind so herrlich, daß der menschliche Verstand dieselbe nicht fassen und begreifen kann.“ Der heil. Hieronymus erhebt folgendes Lob: „Die Jungfrauschaft hat den Sohn Gottes so entzückt, daß er nur von einer Jungfrau wollte geboren werden. Er selbst ist Jungfrau, seine ganze Familie ist Jungfrau.“ *)

Der jungfräuliche Stand ist jener Stand, welcher von der heil. Kirche als ihre besondere Zierde, als die schönste Perle ihres geistigen Tempels und als die lieblichste Blüthe ihres vom Sohne Gottes gepflanzten und vom heil. Geiste begossenen paradiesischen Gartens angesehen, sorgfältig gepflegt und gegen die Feinde jungfräulicher Reinheit mit heiligem Ernste vertheidigt wird. Von der bösen Welt wird er geschmäht, verdächtigt und verachtet; denn sittenlose, von Liebe zum irdischen Vergnügen ganz erfüllte, im Schlamme wüster Sinnlichkeit versunkene Menschen vermögen nicht die Würde dieses Standes zu erkennen. Das geistige Auge dieser Menschen ist krank, wie das körperliche Auge der heulenden Nachtvögel in Bezug auf das Licht des Tages krank ist. So wenig die Nachteulen den Glanz der Sonne zu ertragen vermögen und sich in ihre finstere Höhlen davor zurückziehen müssen, so wenig vermögen sinnliche, thierische, den Lüsten des Fleisches ergebene Menschen den himmlischen Glanz, welchen die jungfräuliche Reinigkeit überallhin verbreitet, zu ertragen, sondern wenden das Auge davon ab.

Darum, meine vielgeliebte Tochter, laß diese höhere Gabe der Jungfräulichkeit nicht verkommen, nähre und pflege sie mit Sorgfalt, es wartet ja Deiner Seele ein Bräutigam, den auch die zärtlichste irdische Liebe nicht ersetzen kann. Irdische Liebe ist nur ein mattes, bald erlöschendes Flämmchen gegen jene Himmelsglut, die Christus in reinen Seelen entzündet. Die irdischen Freuden müssen mit

---

*) Diese Stelle des heil. Hieronymus ist zum mindesten zweideutig, oder wie die Theologen zu sagen belieben: dunkel.

Schmerz erkauft werden und werden nur zu oft durch Jammer und Trübsale aller Art vergällt. Unter Schmerzen müßtest Du gebären, wenn Du Dich einer irdischen Liebe hingäbest. Aber die Freuden einer jungfräulichen Seele, die Tröstungen, die sie empfindet, die Aufopferung, mit der sie sich hingibt, die Ungetheiltheit, mit der sie sich dem Himmel weihen kann, alle diese Gnaden und Vorzüge des jungfräulichen Lebens entströmen der reinsten, von keinem irdischen Zusatze getrübten Quelle. Die Liebe zu dem himmlischen Bräutigam ist der Gegenstand aller Wünsche, die Quelle aller Freuden, das Ende alles Strebens, der Trost in allen Leiden.

Nicht allen Jungfrauen redet der Geist Gottes auf gleiche Weise zum Herzen, nicht allen sagt er ausdrücklich, daß sie ihre Jungfräulichkeit geloben sollen.

Der Ehestand scheint zwar anfänglich glückselig zu sein; aber gar bald wird diese Glückseligkeit in Kreuz und Drangsale verändert.[1]) Einer kurzen und armseligen Lust folgen Unpäßlichkeiten und Schwachheiten des schwangeren Leibes, die todesgefährlichen Schmerzen der Geburt, die immerwährenden Sorgen und Kümmernisse, die eine Mutter mit ihren Kindern in ihrer Unmündigkeit, in ihrer Tugend und in ihrem erwachsenen Alter tragen muß, Kreuz und Betrübniß, das diese Kinder verursachen, die unaufhörliche Mühe und Arbeit der Hausgeschäfte, die furchtbare Erwartung der betrübten und trostlosen Wittwenschaft, die Furcht des Todes, die Alles zertrennt.

Wenn die Heirath übel ausschlägt, wenn die erste Liebe erlöscht, die Eifersucht einreißt, die Armuth überhand nimmt, Zank und Hader beginnen, wenn man den Kindern nicht helfen, ihre Fehler nicht verbessern, ihr Glück nicht befördern kann, wenn ein herrischer, eigensinniger und grober Mann einer furchtsamen Ehefrau gegenüber steht, durch seine Verschwendung sie und die Kinder in die äußerste Armuth stürzt, wenn sie nach seinen Launen sich richten und gleich einer Magd ihm dienen muß — kann wohl ein unglückseligerer Stand erdacht werden? Es ist das schwere Joch des Gehorsams und der ewigen Unterthänigkeit, so Gott dem Weibe hat aufgebürdet.[2])

Diejenige aber, die eine Jungfrau bleibt, ist von allen diesen

---

1) 1. Cor. 7, 28.
2) 1. Mos. 3, 16.

Drangsalen des Ehestandes befreit. Keine Armuth drückt sie, kein Todesfall betrübt sie, kein Kummer ängstigt sie, kein Mann beherrscht sie. Christus allein ist ihr Bräutigam, ihr Herr und ihr Haupt. In seiner Gesellschaft ist kein Verdruß, in seinem Gespräch keine Bitterkeit, in seinem Versprechen keine Untreue, in seiner Liebe keine Eifersucht, in seinem Besitze keine Furcht, sondern lauter Süßigkeit, eine wunderbare Freundseligkeit und Vertraulichkeit, daher ist der jungfräuliche Stand glückseliger.[1]) Möchtest Du nun nicht lieber Deiner Mutter ungehorsam sein, dem göttlichen Seelenbräutigam aber gehorsamen wollen?

— O Gratian, bringe mich nur bald in das Kloster, damit ich meinen jungfräulichen Stand bewahren kann!

— Du weinst vor lauter Rührung, mein Schäfchen? O Du hast eine weiche Seele, ich weiß es. Daß Du nicht heirathen wolltest, das wußte ich wohl, wie thöricht wäre das, wo Dich so große Belohnungen im Himmel erwarten! Eine gottselige Ehefrau ist die Dienerin, eine Jungfrau aber die Braut Christi, welchem sie allein ihren Leib und ihre Liebe aufgeopfert hat; der Braut gebührt aber eine herrlichere Belohnung als der Magd. Diese besonders herrliche Belohnung wird Dir zu Theil werden, wenn Du nach dem rauhen Winter der Versuchung und des Streites zu Deinem Geliebten heimgehst. Dann wirst Du jene liebliche Stimme des Bräutigams hören: „Komm, meine Braut, komm, Du sollst gekrönt werden."[2]) „Die jungfräuliche Mutter des Herrn, von vielen Jungfrauen begleitet, wird Dir entgegenkommen, Dich zum Throne ihres Sohnes zu führen und sprechen: Mein Sohn! Sieh hier die Tochter, die Dir zu Liebe ihre Jungfrauschaft unverletzt bewahrt hat."[3]) Versprich mir es, meine Barbara, daß Du immer Deinen jungfräulichen Stand bewahren und rein bleiben willst, wie bisher.

— O, ich verspreche es und werde es mit der Gnade Gottes auch halten.

— Gott und die heilige Jungfrau haben es gehört, meine Tochter. Selig ist diejenige, die unfruchtbar und unbefleckt bleibt

---

1) Worte des hl. Cyprian und 1. Cor. 7, 8, 40.
2) Hohel. 4, 8.
3) Hl. Ambrosius de virg.

und nichts weiß von dem Ehebette; denn sie wird mit den heiligen Seelen belohnt, und ein besonderes Erbtheil wird ihr gegeben werden, spricht der Herr.[4]) Wenn Deine Mutter nochmals in ihrer sündhaften Unwissenheit so lästerliche Worte über die Jungfräulichkeit spricht, so verschließe Deine Ohren und bete innerlich zum heiligen Schutzengel, daß er Dir beistehe und den Sieg davontragen hilft. Kannst Du Deine Mutter noch lieb haben, Barbara?

— Darf ich sie nicht mehr lieben, Gratian?

— Nein. Verachte dieses sündhafte Weib, so gefällst Du Gott. Du hast an mir einen liebenden Vater gefunden, der zärtlich für Dich besorgt ist, und bedarfst keines anderen Schutzes. Bereite sie aber auf Deinen Eintritt in das Kloster vor, damit sie Dir, wenn der Augenblick gekommen ist, die nöthige Aussteuer nicht verweigert.

— Ich habe ihr gestern bereits davon gesprochen. Sie gab aber keine Antwort und entfernte sich.

— Sage es ihr von jetzt an oft und oft, was Dein Wille ist. Folge ihren Geboten nicht mehr, sei unartig gegen sie, betrübe sie und zanke mit ihr, bis sie froh ist, wenn sie Dich losbringt. Das ist eine heilige List und verhilft zum Siege. Bist Du noch immer so sparsam mit Deinem Erbtheile, hast Du noch keine neuen Kleider oder andern weltlichen Tand davon gekauft?

— Nein, ich spare Alles auf das Kloster; wie Du es mir befohlen hast!

— Hast Du mir noch Besonderes mitzutheilen?

— Nein, ich möchte Dich aber noch fragen, Gratian, wann ich einmal in das Kloster eintreten darf?

— Jetzt ist die Zeit noch nicht da, Barbara. Suche zuvor Deine Mutter zu gewinnen, damit sie Dir Dein Vermögen verabfolgt, dann kannst Du jeden Augenblick eintreten. Komm mein Schäfchen, laß Dir den Kuß des Friedens geben!

Bereits während der Beichte hatte der Hirte das eiserne Sprechgitter zurückgeschlagen, damit er eindringlicher zu seinem Schäfchen sprechen und sie von Zeit zu Zeit in die Wangen kneipen konnte. Er drückte der entzückten Jungfrau daher jetzt den Kuß des Friedens auf, — ob aber auf die Stirne oder den Mund, das muß bei der

---

4) Weish. Salom. 3, 13.

Dunkelheit im Beichtstuhle dahingestellt bleiben. Am jüngsten Tage, wenn alle geheimen Worte, Werke und Gedanken rücksichtslos aufgedeckt werden, werden wir es schon erfahren.

— Leb wohl, mein Kind, und komm morgen wieder. Empfange nun die Absolution.

Während dieser Abschiedsworte hatte der Pater das Gitter zugeklappt, und schob jetzt den grünen Vorhang zurück. Mit einer vermuthlich über die Schwere und Größe der gebeichteten Sünden entsetzten, frommen, zum Himmel aufblickenden Miene murmelte er einige Worte vor sich hin und ertheilte der vor ihm knieenden Sünderin Segen und Absolution. Unter leichter Verneigung des geschornen Hauptes entließ er sie, schob den Scholder vor das Sprechgitter und den auf der entgegengesetzten Seite auf, hinter dem ihm — entsetzlich — die Hyänenblicke eines alten Weibes entgegenfunkelten. Was er mit dieser sprach, ist nicht ausgemacht; nur entließ er sie wieder nach fünf Minuten mit schwerer Buße und strengen Worten.

Barbara hatte sich in aller Zerknirschung erhoben und wanderte einem Betschemel zu, in dem sie sich voll Reue und Bußgeist niederwarf. um Verzeihung ihrer Sünden betete und Gott für die hohe Gnade dankte, ihr durch den Mund des frommen Gratian den Kuß der Versöhnung und des Friedens aufgedrückt zu haben. O süß ist das Joch des Herrn — nur muß man es verstehen zu tragen!

Hätte Elka die Süßigkeit desselben nur einmal geschmeckt, so würde sie sich nicht mehr gewundert haben über die Frömmigkeit und den Beruf ihrer Barbara zum jungfräulichen Leben im Kloster. Alles würde ihr erklärlich geworden sein, wenn sie gewußt hätte, daß in Barbaras Herz ein reineres, heiligeres Feuer entfacht worden war als das gemeine unreine der irdischen Liebe, wenn sie gewußt hätte, daß die Liebe Barbaras zu Pater Gratian eine über die gewöhnlichen Begriffe erhabene, durchgeistigte und durch den Widerschein der göttlichen Gnade verklärte war. Allein so etwas wissen die Kinder dieser Welt nicht, sie ahnen die Erhabenheit einer solchen Liebe nicht, sondern sind verkommen und boshaft genug, dahinter eine ganz gewöhnliche irdische Liebe zu erblicken!

Nach der Erklärung Barbaras gegenüber ihrer Mutter, sie wolle in ein Kloster gehen, und dem frommen Rathe des Beichtvaters, gegen die Mutter unartig und ungehorsam aufzutreten, ward das Verhältniß der Tochter zur Mutter ein immer noch unleidlicheres.

Elka wollte absolut von dem Kloster nichts wissen und setzte ihrer Tochter in den schönsten Worten das Leben und Treiben in einem solchen auseinander; allein sie redete in den Wind. Barbara erholte sich jeden Morgen bei dem geliebten Gratian Trost und Stärke für den kommenden Tag, betrachtete die Einsprüche ihrer Mutter als Anfechtungen und Blendwerk des Teufels und blieb allen vernünftigen Vorstellungen unzugänglich. Ein besonderes Merkmal aller im Gebete erhärteten Seelen ist es ja, daß sie in jedem Menschen, der keine Kutte trägt, mag er ihnen durch die Bande des Blutes oder den Geist der Freundschaft nahestehen, ein Kind des Teufels zu sehen gewohnt sind, aus seinem Munde nur die Einflüsterungen der Hölle zu hören glauben und sich demnach zu keinem Gehorsam verbunden wähnen. Geht hin in die Klöster und überzeugt Euch, ob man in Euch nicht sofort einen Abgesandten des Teufels erblickt!

Unsere liebenswürdigen Freunde, die Jesuiten, waren inzwischen nicht müssig gestanden und hatten die Hände in den Schooß gelegt. Auf die durch Dr. Laszy erlittene Niederlage hin schien es zwar, als ob sie sich von allen Ansprüchen auf das Vermögen der Zolkiewicz zurückzögen. Allein die Ereignisse des Jahres 1831 bewiesen das Gegentheil. Die großen Opfer, welche Kasimir Ub:yk auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, waren durchaus nicht nach ihrem Geschmacke. Wenn er sie auf den Altar der Kirche niedergelegt hätte, so würden sie ihm das zu lohnen gewußt haben, und die Nachwelt hätte jetzt einen heiligen Kasimir mehr im Kalender stehen.

Das Collegium zu Warschau bestand zwar damals nicht mehr; denn der Czaar hatte einige Jahre vorher den Jesuitenorden aus dem ganzen Umfange seines Reiches verwiesen — was der beste Staatsact Rußlands seit vielen Jahren gewesen. Den Worten der Schrift zufolge: Wenn man Euch verfolgt, so schüttelt den Staub von Eueren Schuhen und ziehet in eine andere Stadt, schüttelten die frommen Brüder den Staub ihres Zornes von den Schuhen, griffen zum Wanderstabe und zogen hinüber nach Preußen. Eine Ordre des Generals Pater Fortis befahl jedoch, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, und eine Anzahl bisher in preußischen Collegien umtreibender Jesuiten nach Polen zurückkehren solle, um wo möglich das verlorne Terrain wieder zu gewinnen. Diese Jesuiten ließen sich unter dem Namen „Freunde Jesu" in Polen nieder, verriethen aber durch kein äußeres Abzeichen, daß sie wirkliche Jesuiten waren. So

war ein Teufel ausgetrieben worden und mit sieben andern Geistern war er zurückgekehrt.

Treu den Traditionen ihres Ordens, begannen die neuen Brüder da, wo die andern aufgehört hatten. Mit den nöthigen Instruktionen versehen, schlichen sie sich in Warschau ein, und nur ihre Umtriebe ließen ahnen, welch' Ordens Söhne sie waren. Die Erlangung des Vermögens Ubryks war ihnen als eine Hauptaufgabe bezeichnet worden und so steuerten sie im Geheimen auf dieses Ziel los. Die Revolution störte sie aber in ihrer Maulwurfsarbeit, und wenn sie schon über die von Kasimir derselben gebrachten Opfer in Bestürzung geriethen, so fielen sie mit dessen Flucht vollends in Verzweiflung. Alles schien verloren, die Güter wurden konfiszirt, das baare Geld ihren Augen entzogen. Alle Collegien Deutschlands und Frankreichs wurden angewiesen, den Aufenthalt Ubryks auszuspähen. Obwohl nun in Dresden niemals ein Jesuit festen Fuß fassen konnte, so erfuhren sie, freilich erst nach Jahren, doch das stille Asyl des Verbannten. Da sie ihm hier in keiner Weise beikommen konnten, so kam ihnen sein Tod und die darauffolgende Rückkehr der Mutter mit den drei Töchtern sehr gelegen.

Elka war kaum in Warschau angelangt, als auch schon ihr Thun und Lassen von den im Beichtstuhle hiezu kommandirten dienstbaren Geistern, meistens alten Betrosen, überwacht wurde. Ihre Einfachheit und Zurückgezogenheit gefiel den Jesuiten, weil dadurch der Aufwand kein großer war. Die feinen Künste, mit welchen sie überall und zu jeder Zeit verwittibte Frauen in ihre Netze fingen, zeigten jedoch bei Elka nicht den erwarteten Erfolg. Die Bekanntschaft mit den Ränken schwarzer Gesellschaften hatte sie vorsichtig gemacht, und so blieb sie nicht nur gegen die Männerwelt, sondern auch gegen die Abgesandten der loyolitischen Jünger in ihrem ruhigen Landhause hermetisch abgeschlossen.

Zu gleicher Zeit hatten aber die Karmeliterinnen in Warschau ihre Augen auf das noch immer sehr bedeutende Vermögen der drei Fräuleins Ubryk geworfen. Das Kloster war arm, ohne Einkünfte und konnte sehr gut ein verfügbares Kapital verwerthen.

Die Oberin wandte sich in dieser Angelegenheit an den bewährten Rathgeber und Beichtvater des Klosters, den Pater Gratian, der ebenfalls dem Karmeliterorden angehörte. Sie benützte hiezu einen der häufigen Besuche, den ihr der Pater in ihrer Zelle abstattete.

— Wie könnte sich das Kloster heben, wenn eines dieser Mädchen in dasselbe einträte, Pater Gratian, sagte sie zu diesem. Ich lauere schon lange auf ein Mädchen, das Vermögen besitzt.

— Du hast Recht, Lidwina. Macht Euch Freunde mit den vergänglichen Reichthümern, sagt die Schrift, denn sie können Euch nützen. Allein es steht bei den Mädchen, ob sie sich überhaupt zum Eintritte in das Kloster entschließen können. Unser Orden ist noch dazu einer der strengsten und eben deshalb von reichen Personen nicht aufgesucht.

— Darauf käme wenig an, Pater. Wenn ein Mädchen einmal in das Kloster geht, so kann es ihr ziemlich gleichgiltig bleiben, in welches. In jedem Orden hat sie dieselben Gelübde abzulegen. Uebrigens gehen nur solche Frauenzimmer in das Kloster, welche entweder von ihren Eltern dazu gezwungen werden, oder mit der Welt zerfallen sind. In beiden Fällen werden sie aus Wehleid zum Extremen greifen und gerade einen strengeren Orden wählen, weil dabei auch mehr Ruhm ist. Wie ist es mir ergangen? Als mein theurer Lothar gestorben war, wäre ich aus Verzweiflung in einen noch strengeren Orden getreten, wenn es nur einen solchen gegeben hätte.

— Nun, nun, Lidwina, weil Du nur wieder von Deinem Lothar sprechen kannst! Er muß doch ein schöner Jüngling gewesen sein, dieser Lothar!

— Ach sei nicht so garstig, Gratian! Deine Eifersucht auf einen Verstorbenen ist höchst überflüssig. Gehöre ich jetzt nicht ganz Dir?

— Ganz, meine Lidwina.

Mönch und Nonne küßten sich zärtlich. Nach diesem Intermezzo fuhr die Oberin fort:

— Wie könnten wir denn diese Mädchen für uns gewinnen? Gib mir einen Rath, Gratian.

— Das geht nicht so schnell. Wir müssen uns erkundigen, ob sie zur Frömmigkeit geneigt und nicht am Ende bereits für einen Mann bestimmt sind.

— Noch nicht. Die beiden jüngeren sollen zwar nicht so fleißig zu Kirche gehen, wie ich erfahren habe, aber die ältere, mit Namen Barbara, soll jeden Vormittag in Eurer Klosterkirche zubringen.

— Das wäre? Ich werde fleißig auf sie Acht geben.

— Nur nicht zu fleißig, Gratian!

— Ich werde auf sie Acht geben lassen. Als Euerin Beichtvater bliebe mir ja doch keine Zeit, mich um andere Frauen zu bekümmern. Uebrigens fällt mir Etwas ein. Sind das die Töchter desselben Ubryks, um dessen Vermögen die Jesuiten einst einen Prozeß führten?

— Dieselben sind es.

— Das ist schlimm. Was die Jesuiten einmal berührt haben, ist und bleibt vergiftet. Die Familie wird sich hüten, nochmals mit Ordensleuten sich zu befassen. Wenn wir eines der Mädchen dazu brächten, in unsern Orden zu treten, würden uns die Jesuiten bis auf das Blut verfolgen.

— Wir müssen eben die Sache schlau und so geheim treiben, daß auch die Jesuiten nichts merken. Wenn einmal ein Mädchen in unserm Kloster ist, so können es uns die Jesuiten nicht wieder entreißen.

— Ich will sehen, was zu thun ist. Je geheimer wir arbeiten, desto langsamer geht es. Vielleicht können wir doch die Jesuiten übertölpeln.

Der Pater begann in der That am andern Morgen bereits seine Nachforschungen. Er setzte den Provinzial seines Klosters davon in Kenntniß, daß er zum Heile bedrängter Seelen von jetzt an täglich eine Stunde in der Klosterkirche Beicht hören und so seinen Brüdern ihr schweres Amt erleichtern wollte. Der Provinzial lobte ihn wegen seines frommen Eifers und gestattete es gerne. Einige Tage saß jener nun in seinem Beichtstuhle und wartete, bis das Fräulein käme. Es kam aber nicht, vielmehr entdeckte er, daß es regelmäßig zu einem Pater, der zur selben Morgenstunde „saß", zur Beichte ging.

Dieser Umstand erfreute ihn nicht besonders. Es blieb ihm nichts übrig, als das Mädchen seinem Mitbruder abzujagen. Wie aber das anstellen?

Ein Mönch weiß sich überall zu helfen. Pater Gratian zumal war mit besonderer Dreistigkeit und mönchischer Schlauheit ausgerüstet. Das helfende Mittel hatte er also bald gefunden. Er ging zu Pater Fulgentius, dem Besitzer des interressanten Beichtstuhles, und erklärte ihm, er müsse seinen Beichtstuhl umtauschen, weil er in demselben zu vielem Windzuge ausgesetzt und ohnedies von Halsleiden und Zahnübeln stark geplagt wäre; jener möge ihm daher den seinigen überlassen. Fulgentius hörte ausnahmsweise auf beiden Ohren schlecht, obschon dies einem Beichtvater nicht passiren soll, und wollte

von einem Umtausche nichts wissen. Auch er, meinte er, könnte den Luftzug nicht ertragen, und es solle also beim Alten bleiben. Wenn es sich um einige alte Weiber gehandelt hätte, welche aus ihrem zahnlosen Munde kaum mehr ihre himmelschreienden Sünden hervorstottern konnten, so würde Pater Fulgentius christlich gehandelt und dem Bruder, der den Rock verlangte, auch noch das Hemd gegeben haben, wenngleich er kein solches trug; aber die Dinge lagen anders und er verweigerte den Austausch der Beichtstühle mit Grund. Der Streit, der sich hierüber entspann, führte beide Patres vor den Provinzial, und dieser schlichtete ihn durch den Ausspruch, daß Pater Fulgentius zur Strafe für seine Hartnäckigkeit einen dritten Beichtstuhl beziehen und dem Pater Gratian den seinigen auf die Dauer von zwei Morgenstunden überlassen müsse.

Während nun Pater Fulgentius am andern Morgen mit großem Ingrimme von seinem neuen Beichtstuhle Besitz nahm und einige Tage lang jede Absolution verweigerte, setzte sich Gratianus mit der Behaglichkeit eines Triumphators in den eroberten Richterstuhl. Wie groß war erst seine Freude, als sich unter den Beichtkindern auch das Fräulein befand! Er bot alle Zärtlichkeit auf, deren er fähig war, sie an sich zu fesseln; und da er als Beichtvater der Karmeliternonnen wußte, wie ein weibliches Herz zu gewinnen ist, so gelang ihm dies vollkommen. Bald hatte er es dahin gebracht, daß Barbara jeden Morgen zur Beichte kam; es trat ein zärtlicheres Verhältniß ein, Barbara liebte ihn, ohne daß sie es selbst wußte, und der Pater war so freundlich, sich mit Du und Gratian anreden zu lassen, was er freilich als große Gunst hinzustellen wußte.

Dann ging er einen Schritt weiter und bearbeitete sein Täubchen für das Kloster. Seiner glühenden Suada und Bibelkenntniß, die ihm für jedes Ding in der Welt, ob es gut oder schlecht war, einen Bibelspruch anzuführen erlaubte, fiel diese Aufgabe nicht schwer. Sobald er das Mädchen für die Jungfräulichkeit zu entzücken gewußt hatte, war sie für das Kloster schon soviel wie gewonnen.

Inzwischen war aber die Verlobung der Schwestern Barbaras eingetreten, der die Heirath auf dem Fuße folgte. Das war ein unerwarteter Schlag für die Jesuiten und Karmeliter. Beide Orden sahen sich in ihren gehegten Hoffnungen betrogen. Insbesondere waren die Jesuiten über den Verlust wüthend, der sie dadurch an dem Vermögen traf.

Das Gesammtvermögen, ohnehin durch die Ereignisse von 1831 beträchtlich geschmälert, war nun bis auf einen Dritttheil dem Orden für immer verloren. Jetzt galt es, das Wenige noch zu retten. Beide, Jesuiten und Karmeliter, konzentrirten nun ihre Thätigkeit auf dieses Dritttheil, der Barbara zugehörte, und beide sahen ihren Sieg nur darin, daß Barbara in ein Kloster geschafft würde.

Die Karmeliter hatten hierin einen großen Vorsprung vor den Jesuiten. Sie hatten Barbara bereits in ihren Händen und Pater Gratian behandelte sie als willenloses Werkzeug. Die Jesuiten dagegen mußten erst das Mädchen in einen befreundeten und unterthänigen weiblichen Orden verbringen und sich das Vermögen durch diesen verausfolgen lassen. In Warschau waren ihnen aber nur die Elisabethinerinnen befreundet, das heißt, diese hatten Jesuiten zu Beichtvätern.

Wenn zwei Menschen nach einem Ziele streben und zu diesem Ziele nur ein Weg führt, so müssen sie sich nothwendig bald auf dem gemeinsamen Wege treffen. Die Jesuiten und Karmeliter geriethen daher hintereinander.

Die Entdeckung, daß noch ein anderer Orden nach dem Vermögen Barbaras strebe, machte die Jesuiten wüthend. Ihr Aerger wurde noch größer, als sie erkannten, welche Vortheile die Karmeliter bereits gewonnen hatten.

Obwohl ein Orden den andern haßt, die Mitglieder des einen auf die des andern eifersüchtig sind und sich aufs heftigste untereinander befehden, so erfährt die Außenwelt doch wenig davon. Die Kämpfe spinnen sich im Innern der Klöster ab und gelangen zuletzt vor das Tribunal in Rom, das ihnen durch seinen Machtspruch ein Ende setzt. Nur in früheren Zeiten fochten die Orden ihre Streitigkeiten mit Waffen aus, wie in Spanien, wo die Dominikaner keinen andern Orden aufkommen lassen wollten und fremde Klöster stürmten, bis sie selbst dem Geiste der Zeit unterlagen.

Der Kampf der Jesuiten und Karmeliter um das Erbe Barbaras beschränkte sich daher auf gegenseitige Anfeindungen und Verdächtigungen. Die Jesuiten streuten im Volke die abenteuerlichsten Gerüchte über die Karmeliter aus, kamen aber damit zu keinem wesentlichen Erfolge, da dieser Orden in Polen ein tief eingewurzelter und längst eingebürgerter ist. Sie schadeten damit nur der Sache für die religiösen Orden überhaupt. Sie machten dann die Mutter Barbaras

auf die Absichten der Karmeliter aufmerksam. Elka erfuhr aber dadurch nichts Neues und erkannte sogleich den Neid der Jesuiten. Wenn ihre Tochter positiv auf dem Eintritte in ein Kloster bestand, so sah sie es doch lieber, wenn sie in einen den Jesuiten feindseligen Orden trat.

Endlich machten die Jesuiten einen entscheidenden Schritt. Sie wandten sich nach Rom, benachrichteten den General von der Einmischung der Karmeliter und drangen in ihn, bei der Congregation für Ordensangelegenheiten einen Ausspruch zu veranlassen, der den Karmelitern die Aufnahme der Barbara von Ubryk strengstens untersage.

Jeder Orden hat seinen General in Rom. Diese ehrwürdige Generalität bezahlt mit hohen Preisen Spione, welche die inneren Angelegenheiten anderer Orden auszuspähen und zu hinterbringen haben. Da in Rom alle Fäden zusammenlaufen, so ist diese Spionage von höchster Wichtigkeit. Außerdem besitzt jeder Ordensgeneral unter den Cardinälen, welche die Schiedsrichter in allen Congregationen (Tribunalen) bilden, einen oder mehre intime Freunde, durch welche er eine seinem Orden gefährliche Neuerung oder Maßregel zu hintertreiben vermag. Aber auch diese Freundschaft kostet jedem Orden hohe Summen Geldes. Denn in Rom ist Geld die größte Macht.

Dank dieser ausgezeichnet organisirten Spionage erhielt der Karmelitergeneral in Rom von den Absichten der Jesuiten Wind, ehe die Karmeliter in Warschau noch eine Ahnung davon hatten. Unverzüglich erließ er daher an das Frauenkloster in Warschau die Aufforderung, die fragliche Person sogleich in den Orden aufzunehmen, ehe noch die Entscheidung der hohen Congregation erfolge. Werde diese gefällt und die Person befinde sich bereits im Kloster, so habe sie ihre Wirkung verloren und er werde angesichts des „fait accompli“ die Aufhebung des Spruches betreiben.

Zu ihrem nicht geringen Erstaunen erhielt die Priorin Lidwina eines Tages diesen Erlaß des Generals. Die Nonnen thun nichts, ohne zuvor den Beichtvater um Rath gefragt zu haben. Die Priorin ließ daher sogleich den Pater Gratian rufen und theilte ihm das Schreiben des Generals mit.

— Sieh nur, Gratian, was der hochwürdige General befiehlt. Woher diese Eile?

— Ei, sind wir schon so weit? Die Jesuiten sind doch Teufelskerle. Die Heimtücker agitiren jetzt in Rom, darum verhielten sie sich in letzter Zeit so ruhig. Der hochwürdige General befiehlt, Barbara sogleich in das Kloster aufzunehmen.

— Jede Stunde kann es geschehen. Wenn aber Du Dich nicht in das Mittel legst, Gratian, so weiß ich nicht, wie das gemacht werden kann.

— Ich werde Barbara morgen in der Beichte nochmals in das Examen nehmen. Nachmittags schicke ich sie Dir in das Kloster, damit sie Dich selbst um Aufnahme bitten kann. Sei ja recht freundlich und zuvorkommend mit ihr, vom ersten Eindrucke hängt bei solchen Wesen Alles ab. Halte auch die Bedingungen bereit, unter welchen der Eintritt erfolgen kann.

— Ich werde gewis freundlich mit ihr sein, aber Du thust ja so zärtlich, Gratian, als ob Du in sie — ich mag es gar nicht aussprechen.

— Schon wieder diese Eifersucht, Lidwina! Wenn ich bisher mit ihr gut war, so geschah es nur, um sie für das Kloster zu gewinnen. Das ändert sich, sobald sie wirklich in diesen Mauern eingeschlossen ist. Sei vernünftig, schöne Lidwina!

Der Pater strich dabei der Priorin zärtlich über die Wangen, so daß sie sogleich ihr Schmollen aufgab und freundlich wurde.

— Wenn Dich Barbara wieder verläßt, so begleite sie sogleich zu ihrer Mutter und bitte sie im Verein mit der Tochter um ihre Erlaubniß zu dem Eintritte Barbaras. Wenn Du selbst erscheinst und ihr das Klosterleben in gefälligen Farben schilderst, so werden sich viele ihrer Bedenken legen.

Seinem Versprechen gemäß drang der Mönch am andern Morgen mit der ausgesuchtesten Zärtlichkeit in Barbara, ihre kostbare Seele zu retten und lieber heute noch als morgen in das Kloster zu gehen. Er sehe jetzt die Versuchungen des Teufels herannahen und ihre Reinheit und Unschuld bedrohen. Noch sei es Zeit, ihr Heil zu wirken; versäume sie aber diesen Tag der Gnade, so gehe sie an Leib und Seele zu Grunde, auf ewig und immer zu Grunde. Ein schrecklicher Traum habe ihn die verwichene Nacht beängstigt: Barbara sei ihm händeringend erschienen, kleine Teufel hockten in unzähliger Menge auf ihr, und auf den Schultern sassen zwei große Teufel, die ihr mit höhnischen Grinsen ins Ohr flüsterten: Du hast gesündigt,

Du bist gefallen, Deine Jungfräulichkeit ist geraubt, Verworfene, Du bist verloren, Du bist unser! Schauerlich sei ihm bei diesem Anblicke zu Muthe gewesen, er habe ihr helfen wollen und nicht können. In der äußersten Noth habe er zum Weihwasser gegriffen und sie damit übergoßen. Da seien die Teufel verschwunden und ein leuchtender Engel herabgeschwebt, der ihn tröstete und sagte: „Rette die jungfräuliche Seele Barbaras, bringe sie ungesäumt in ein Kloster, und die Erscheinung, die Du gesehen hast, wird nicht in Erfüllung gehen, wenn sie wandelt auf den Auen des Friedens in den geweihten Räumen des Klosters."

Unter reichlichen Thränen, zitternd und zagend über das drohende Unglück, bat Barbara den geliebten Gratian, bei der Priorin der Karmeliterinnen um ihre Aufnahme zu bitten. Der Pater versprach es und befahl ihr, sie solle selbst in den Mittagsstunden bei jener erscheinen und sogleich ihre Mutter um die Erlaubniß bitten.

Ganz verstört verließ Barbara den Beichtstuhl und eilte nach Hause. Mit Schluchzen warf sie sich an den Hals ihrer Mutter, die gar nicht begreifen konnte, was ihr zugestoßen sei.

— Was gibt es, Barbara, sprich! Hat Dir Jemand ein Leid zugefügt? fragte sie besorgt ihre Tochter.

— O Mutter! Ich bin namenlos unglücklich. Die Sehnsucht verzehrt mich, ich kann nicht mehr widerstehen.

— Um Gotteswillen, Barbara, hast Du wieder jenen schrecklichen Anfall, wie in Dresden?

Beleidigt durch diese Frage zog sich Barbara von der Mutter zurück und sagte in vorwurfsvollem Tone;

— Wie, hältst Du mich solcher Verworfenheit fähig, Mutter? Damals war ich vom bösen Geiste besessen und trug keine Schuld.

— Was fehlt Dir dann? erwiderte die Mutter erleichtert.

— Mutter, ich bitte Dich, laß mich in das Kloster gehen!

— In das Kloster? Wieder dieser Einfall!

— Gib mir Deine Erlaubniß, Mutter, halte mich nicht länger zurück in dieser sündhaften Welt, die ich verabscheue, die ich hasse.

— Nie, Barbara. Gib diesen Gedanken auf, ich will davon nichts hören.

— Du willst nicht? Du mußt! Ich gehe ins Kloster.

— Ist das die Sprache der Tochter gegen die Mutter?

— Du bist mir keine Mutter. Du bist ein sündhaftes Weib,

Du verstehst nichts von dem Berufe, den ich in mir fühle, Du hast keinen Sinn für das, was Gottes ist, sondern für das, was des Menschen ist.[1])

Einen Augenblick zitterte Elka vor Wuth und Empörung. Sie bezwang sich aber und brach dann in Weinen aus. Ihr Mutterherz war empfindlich verwundet worden. Noch einmal regte sich ihr Stolz, und von Bitterkeit überquellend sprach sie mit langsamen Worten zu ihrer Tochter:

— Barbara, gehe hin! Gehe hin ins Kloster und frage mich nicht mehr. An einer solchen Tochter verliere ich nichts. Gehe ins Kloster, heute noch, ich hindere Dich nicht. Aber der Mutter Segen begleitet Dich nicht dahin!

Voll Freude stürzte Barbara auf ihre Mutter zu, um ihr für die endliche Einwilligung zu danken. Kalt stieß sie diese aber zurück und verließ das Zimmer.

Jede andere Tochter würde dieses Benehmen der Mutter aufs Tiefste gekränkt haben. Barbara fühlte jedoch die Tragweite der Worte nicht, mit welchen sie die Mutter verlassen hatte. Nicht Mangel an Herz war es, nein: jenes höhere Gefühl, das die Theologen Gottesfurcht nennen! Gottesfurcht nennen sie es, wenn das Herz des Kindes sich dem Herzen der Mutter entfremdet, Gottesfurcht, wenn die Tochter in religiösem Wahne die wehrende Mutter schmäht und beschimpft, Gottesfurcht, wenn sie sich in wahnsinnigem Fanatismus über den schneidenden Schmerz des Mutterherzens freut, dem sie eine Einwilligung endlich abgetrotzt hat!!

Der Herr sagt ja: „Nicht Ihr seid es, die da reden, sondern der heilige Geist."[2]) Ich bin gekommen den Sohn mit seinem Vater, die Tochter mit der Mutter zu entzweien. Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth." Damit kann sich jedes fromme Gemüth über alle Skrupel hinwegsetzen, und es zeigt gerade von dem weiblichen Herzen Barbaras, daß sie auf Grund dieser von dem Beichtvater ihr immer wiederholten Stellen nicht noch ärger gegen ihre Mutter auftrat.

Solche Scenen waren übrigens in letzterer Zeit häufig zwischen

---

1) Mark. 8, 33.
2) Ebend. 13, 11.

Mutter und Tochter vorgefallen, wenn auch Barbara dabei einen maßvolleren Ton einhielt als diesesmal. Die Mutter war es daher schon herzlich müde geworden, die ewigen Bitten um ihre Erlaubniß zu Barbaras Eintritte in das Kloster bei jeder Gelegenheit wiederholt zu sehen. Es hatte nur einen solchen Anstoßes bedurft, wie heute, und sie gab nach.

Barbara stand jetzt im 25. Lebensjahre. Dieses Jahr raubt, wie man gewöhnlich annimmt, den Damen den letzten Schmelz der Jugend. Der Frühling des Lebens schließt ab, wenn er überhaupt so lange gedauert hat. An die Stelle der jugendlichen Blüthe tritt die Vollkraft der Züge, die Reife, welche beim Weibe schon so frühe beginnt, verwandelt sich in Vollsäftigkeit, die Jungfräulichkeit hat ein Ende und die Jungferschaft beginnt. Wer sich noch zu verheirathen gedenkt, muß sich beeilen unter die Haube zu kommen.

Mit steigendem Grauen betrachten die Mütter die Zunahme der Tage, Monate und Jahre, und wie der Lootse, der von seinem Maste hinausblickt, ob noch keine Küste in Sicht kömmt, blicken sie hinaus in die Zukunft mit bangendem Herzen, ob noch kein Mann sich einfindet, der längst heirathsfähigen Tochter Arm und Geleite durch das Leben anzutragen. Braut- und Nachthemden, Wäsche und Kleider warten längst in den Schränken der Verwendung, und der Ersehnte zeigt sich nicht. Schlimm ist es für eine Dame, wenn sie auf einem Balle von der ungalanten Männerwelt übersehen wird und verlassen in einem Winkel zusehen muß, wie alle anderen lustig im Kreise herumspringen; aber noch weit schlimmer ist es, wenn sie auch in Bezug auf die Ehe übersehen wird und ihre Freundinnen der Reihe nach des Glückes derselben genießen sieht. Groll und Verzweiflung erfaßt sie im Herzen, sie zürnt den abscheulichen Männern und entschließt sich, aus Rache ewig Jungfrau zu bleiben. Statt des Gemahles nimmt sie ein tröstendes Gebetbuch in den Arm und wandelt mit ihm zur Kirche, wo über die arge böse Welt geschimpft wird, worin sie aus vollem Herzen beistimmt. Ja böse und elend ist die Welt, die das Veilchen im Verborgenen abblühen, verduften und verdorren läßt, aber theilnehmend und tröstend die Kirche, die sich des blüthelosen Stengels annimmt und ihn mit den Salben schöner Reden und der Milch frommer Denkungsart noch vegetiren läßt!

Aehnliche Erwägungen mochte wohl auch Elka bei dem zunehmenden Alter ihrer Barbara gepflogen haben. Ach, sie wußte nicht, die

gute Frau, daß ihre Tochter bereits liebte mit der ganzen Hingebung ihres schwärmerischen Gefühles und keinen andern Wunsch kannte, als ihr Herz immer und immer wieder vor dem auszuschütten, dem es gehörte und in dem sie den Stellvertreter Gottes ehrte! Elka begann sich vielmehr der Anschauung zuzuneigen, daß Barbara wirklich einen besonderen Beruf zum Klosterleben in sich verspüren müsse, und sie hätte den Bitten derselben sicher auf die Dauer nicht widerstehen können; allein Barbara bat nie inständig, sondern forderte nur ungestüm und wollte die mütterliche Erlaubniß ertrotzen. Das kränkte die Mutter und deshalb hatte sie bisher ihre Einwilligung verweigert.

Des Nachmittags, als Barbara von ihrem Spaziergange zurückkehrte, war sie von einer Nonne begleitet. Sie führte dieselbe in das Empfangszimmer und bat die Mutter, den Besuch zu begrüßen. Elka kam und fand zu ihrem Erstaunen eine Carmeliterin zu Besuch.

— Ich stelle Dir hier die ehrwürdige Frau Priorin des Karmeliterinnenklosters vor, liebe Mutter, sagte Barbara mit schmeichelnder Stimme, wie sie sonst Elka selten gehört hatte.

Auf beiden Seiten folgten die üblichen Knixe, dann nahmen alle drei Platz.

— Ihr gütiger Besuch verschafft mir eine seltene Ehre, begann die Mutter. Ich bin erfreut, Sie bei mir zu sehen, Frau Priorin.

— Sie setzen mich in Verlegenheit, gnädige Frau. Möchten Sie nur der Angelegenheit, die mich hieher geführt hat, dieselbe Güte zu Theil werden lassen.

— Welcher Art ist Ihr Anliegen, wenn ich bitten darf?

— Ich erspare mir jede Umschweife, gnädige Frau. Ich bitte Sie im Namen Ihrer Fräulein Tochter, ihr die mütterliche Erlaubniß zum Eintritte in das Kloster geben zu wollen. Fräulein Barbara, bitten Sie ebenfalls darum.

— Mutter! Liebe Mutter! Ich bitte Dich herzlichst, sprich nur diesesmal Ja! O erlaube mir ins Kloster zu gehen!

So herzlich und innig hatte Barbara noch nie eine Bitte vorgebracht. Die Mutter, welche ihre Tochter trotz aller Widerspenstigkeit liebte, war dadurch sichtlich gerührt.

— Ins Kloster! erwiderte sie bedenklich.

— Sie hegen wohl große Bedenken gegen diesen Schritt, gnädige Frau?

— Ich verhehle ihnen das nicht, Frau Priorin. Dieser Schritt

ist von bedeutungsvoller Schwere. Mit einem Rucke trennt er die Jungfrau von der Welt und dem Leben und schließt sie hinter kahle Mauern. Viele Nonnen haben es schon bereut, ins Kloster gegangen zu sein.

— Darum ist es Sache des Berufes, und der Beruf fehlt Fräulein Barbara nicht. Das Kloster ist kein Gefängniß, wie die Welt im Allgemeinen glaubt; es ist ein Ort des Heiles, eine geheiligte Zufluchtsstätte, wo die Seelen, losgetrennt von den Nichtigkeiten des gesellschaftlichen Lebens und befreit von trügerischen Täuschungen, einen gesicherten Schutz gegen die Leidenschaften und Gefahren der Außenwelt finden. Ueberdies bieten diese Orte der Abgeschiedenheit nicht nur alle geistlichen Trostmittel, sondern auch jegliches Behagen des aristokratischen Lebens in Fülle und in der gesuchten Auswahl der eleganten Welt dar.

Wenn das nicht wäre, glauben Sie, gnädige Frau, es würden soviele und glänzende junge Damen, die den erlauchtesten Familien Polens angehören, sich dahin geflüchtet haben?

— Wohl möglich; allein der ascetische Wust, mit dem man in Klöstern überladen wird, taugt zu nichts, er erstickt und verkrüppelt nur die schön heranblühende Pflanze. Sie bleibt unempfindlich für die schöne Natur, gleichgiltig gegen die Pracht der emporsteigenden, und die Herrlichkeit der untergehenden Sonne, kalt beim frohen Morgengesang der ihren Schöpfer lobenden Lerche und nichts fühlend an der sprudelnden Quelle. Auch im Kloster findet man eine verkehrte Welt und große Schwachheiten.

— Lauter Engel findet man nicht in einem Kloster, das ist wahr, gnädige Frau. Selbst die heiligsten Klöster sind von den weiblichen Schwachheiten und Gebrechen nicht frei. Allein das beweist nur, daß der Ruf der Klöster schlechter ist als sie selbst. Nirgends lebt man freier, ungebundener als im Kloster. Ich sehne mich nicht mehr nach der Welt zurück.

— Das Herz des Menschen ist von Natur leichtsinnig und veränderlich; wenn ein vorübergehender Eifer, in welcher man das Gelübde der ewigen Keuschheit gethan hat, verschwindet, dann kommen zuweilen ganz andere Gedanken und man kann das Versprechen nicht mehr zurückrufen. Die sinnlichen Antriebe sind manchmal so heftig, daß eine in diesem Streite nicht stark gestählte Nonne ihr Gelübde als eine unmögliche Sache erachtet, und entweder sich heimlichen Sün-

den hingibt oder aus dem Kloster flieht. Solche Nonnen sind die unglücklichsten Geschöpfe, unglücklich oft bis zum Wahnsinne. Bedenke das wohl, Barbara!

— O ich habe mich bisher geübt in Enthaltsamkeit, liebe Mutter, und bin bereit, aus Liebe für meinen göttlichen Bräutigam Alles zu leiden. Eine innere Stimme ermahnt mich unaufhörlich, meine Jungfräulichkeit Christo zu geloben.

— Wo die Stimme Gottes so laut spricht, dürfen Sie sich nicht widersetzen, gnädige Frau. Sie würden sich schwer gegen den heiligen Geist versündigen, der die Bräute Gottes auserwählt. Das Werk, das er in Ihrer Fräulein Tochter in Gnaden erbaut hat, dürfen Sie nicht zerstören. Sagen Sie Ja, und nicht nur Christus ist glücklich, daß ihm eine neue Braut vermählt wird, sondern auch Ihre Tochter, die gute Barbara.

— Mein Wille ist es nicht, daß Barbara in das Kloster geht. Ich erkläre das ausdrücklich, Frau Priorin. Aber ich hindere sie nicht. Wenn Du glaubst, meine Tochter, daß Du im Kloster glücklich bist, so bist Du an Deinem Glücke nicht gehindert. Ich lege Dir nichts in den Weg, ich verbiete Dir nichts, ich lasse Dich gehen; aber, wie ich Dir schon heute Morgen sagte, mein Segen begleitet Dich nicht in das Kloster!

— Sie haben also nichts wider den Eintritt Fräulein Barbaras in das Kloster, gnädige Frau?

— Ich erlaube es, wie ich vorhin sagte, aber ich billige es nicht.

— Ihren mütterlichen Segen werden Sie der Tochter noch gewiß mitgeben, gnädige Frau. Wenn Sie nach einigen Wochen sich überzeugen, wie zufrieden und glücklich Fräulein Barbara sein wird, so werden Sie sich glücklich preisen, eine solche Tochter zu besitzen, die dem Herrn mit aller Freude und Reinheit dient.

— Nach einigen Wochen, sagen Sie, Frau Priorin? Soll Barbara schon so bald in das Kloster treten?

— Wenn Sie sich einmal entschlossen und Sie es erlaubt haben, so geschieht es je eher, desto besser, gnädige Frau.

— Am nächsten Samstag, liebe Mutter, möchte ich eintreten. Ich kann diesen Tag nicht mehr erwarten, so glücklich bin ich.

— O Barbara, möchte die Zeit nicht kommen, wo Du es bereuest, so schnell Deine Mutter verlassen zu haben! Der Wahn ist

kurz, die Reue lang. Sie werden uns jedenfalls noch über die näheren Bedingungen des Eintrittes unterrichten, Frau Priorin?

— Sie werden sie morgen erhalten, gnädige Frau. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Zustimmung. Gott wird es Ihnen tausendfach lohnen, daß Sie das Glück Ihrer Tochter heute begründet haben. Fräulein Barbara soll mir keine Freundin, sondern eine liebende Schwester sein, wenn sie in unser Kloster eingetreten sein wird. Wenn ich mein Priorat niederlege, soll Barbara meine Nachfolgerin werden.

Damit erhob sich die Priorin, trat auf Barbara zu und drückte ihr einen zärtlichen Kuß auf die Stirne. Unter tiefen Verbeugungen verabschiedete sie sich von der Mutter und trat, begleitet von Barbara, den Rückweg in das Kloster an.

In ihrer Zelle harrte bereits Pater Gratian ihrer Rückkunft. Er saß auf dem Bette, als die Priorin eintrat.

— Deine lächelnde Miene verkündet mir schon den Sieg, begann er. Ich habe es mir ja gedacht, daß Deinen Bitten kein lebendes Wesen widerstehen kann.

— Glaubst Du, Gratian? erwiderte die Priorin, neben dem Pater auf dem Bette Platz nehmend. Diesmal verdiene ich aber Deine Schmeichelei. Barbara ist uns gewonnen.

— Der Herr sei dafür gelobt! Wieder ein Schäfchen mehr in den Stall! Die Alte wollte gewiß nicht anbeißen?

— Sie erlaubt es, daß ihre Tochter in das Kloster geht, nur billigt sie es nicht, wie sie sagt. Sie will den mütterlichen Segen verweigern.

— Den mag sie für sich behalten. Wenn sie nur in der Hauptsache zugestimmt hat, so bleibt alles Andere Nebensache. Habt Ihr sonst Vereinbarungen getroffen?

— Die Stimmung der Mutter fand ich nicht günstig genug. Mir genügte es, ihre Erlaubniß erwirkt zu haben. Barbara will noch diese Woche, am Sonnabend, eintreten. Die Eintrittsbedingungen werde ich Morgen überschicken.

— Nur kein Säumniß mehr, sonst könnte sich die Alte anders besinnen. Mir ist erst wohl, wenn ich Barbara im Habit sehe.

— Wenn es Dir nur nicht zu wohl wird, Gratian.

— Diese ewige Eifersucht, Libwina! Was berechtigt Dich dazu?

— Deine auffallende Zärtlichkeit für dieses Mädchen, wenn es erlaubt ist zu sagen.

— Dieses allerliebste Mäulchen, das Du mir machen kannst! Sei unbesorgt, außer Gott liebe ich nur Dich. Meine Zärtlichkeit galt nur dem Gelde, nicht dem Mädchen. Im Dienste für unsern Orden war ich zärtlich, irdische Gefühle kamen nicht zur Geltung. Diese gehören alle Dir. Komm, sei freundlich, schöne Himmelsbraut!

In heiliger Inbrunst umschlang der Pater die eifersüchtige Lidwina und zog sie an sich. Lassen wir den Hirten das Schäfchen weiden, und begehren wir nimmer und nimmer zu schauen, was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Des andern Tages erhielt Barbara folgendes Schreiben zugestellt:

J. M. J.*)

Fräulein Barbara von Ubryk!

Ihr Ansuchen um Aufnahme in unser ehrwürdiges Kloster St. Theresia wurde gestern von dem versammelten Convente der Schwestern geprüft und berathen. Mit allen gegen zwei Stimmen wurde Ihre Bitte genehmigt,**) und beschlossen, Sie in unsere heilige Gemeinschaft aufzunehmen.

Eilen Sie demnach in die offenen Arme Ihrer Schwestern, welche sich freuen, Sie begrüßen zu können, an das Herz Ihrer geistlichen Mutter, die sich sehnt, Sie als Tochter aufzunehmen.

Als Braut, die sich dem himmlischen Seelenbräutigam vermählt, werden Sie von der gnädigen Frau Mutter Ihr Heirathsgut erbitten und dasselbe im Kloster hinterlegen.

Ebenso wenig kann das Kloster von der vorgeschriebenen Einrichtung Umgang nehmen. Sie besteht:

An Ausfertigung:

Ein gekleideter Jesus, mit oder ohne Glassturz.
Ein Brautring.
Eine weiße Kerze von Wachs, zwei Pfund schwer.

---

*) Jesus, Maria, Josef.

**) Gewohnheit aller Klöster ist es, den Eintretenden Schwierigkeiten zu machen, natürlich nur formelle. Sie greifen vielmehr mit vollen Händen nach solchen Personen, welche ein Vermögen mitbringen.

Ein großes Kruzifix ober den Betschemel.
Ein kleines Kruzifix ober das Bett.
Das Brevier in vier Theilen.
Ein großes Diurnale.
Ein lateinisches Offizium B. V. M.
Der Psalter Davids.
Ein Buch für die Charwoche.

An Leinwand:

Sechs Dutzend Kronen.
Vier Dutzend einfache Aufleger.
Zwei Dutzend doppelte Aufleger.
Zwei Stücke feiner Leinwand.
Sechs Dutzend große Servietten mit Schnüren.
Sechs Dutzend kleine Servietten mit Schnüren.
Sechs Paar Fußtücher.
Drei Paar Haupttücher.
Drei Badetücher.
Achtzehn Hemden.
Zwölf Paar Armtücher.
Sechs Schrepftücher.
Acht Fecheln.
Zwanzig Stürzeln.
Vierundzwanzig schöne Vortücher (Schürze).
Drei Dutzend grobe Vortücher.
Vier größere, vier mittlere und vier kleinere Kopf-Ziechen.
Sechzig Ellen halbwollenen Zeug zu Hemden.
Sechs Ellen Barchet zu Kissen.
Zwei Paar leinene Leibtücher zu zwei Breiten.
Sechs Ellen Zwillich zum Strohsack.
Ein Stück weißwollenes Tuch zu Leibtüchern.
Eine weiße wollene Decke.
Zwei Stück braunes Tuch zu Habiten.
Eine baumwollene Decke, wozu achtzehn Ellen Leinwand und neun Pfund Baumwolle gehören.
Zwölf Ellen grünes Zeug zu Vorhängen.
Ein grüner Teppich.

Vier Ellen grüne Wachsleinwand.
Vier Ellen schwarze Wachsleinwand.

An Pelzkleidern:

Zwei Stürz-Pelze.
Ein Leibchen von Pelz.
Ein Brustfleck von Pelz.
Ein Paar Handschuhe von Pelz.

An Holzwerk:

Ein Betschemel.
Eine Kiste.
Ein kleines Kästchen.
Ein Tischchen mit Schreibpult.
Drei Paar Schuhe.
Ein Paar Pantoffel.
Eine weltliche Kleidung gemäß dem Stande.

Diese geringe Einrichtung ist den Statuten gemäß vor dem Eintritte ins Kloster abzugeben.

Sie in christlicher Schwesterlichkeit umarmend, bittet Sie, recht bald zu unserer heiligen Ordensmutter Theresia zu kommen,

Ihre

Lidwina,
Priorin O. C.

Barbara überreichte dieses Schreiben ihrer Mutter. Langsam las es Elka durch und sagte dann:

— Der Weg zum Himmel ist verteufelt theuer. Ich glaubte bisher, die Karmeliter seien ein Bettelorden und führten ein so strenges und abgehärtetes Leben, wie kein anderer Orden; diese Einrichtung bestätigt es aber nicht. Ich warne Dich nochmals, Barbara, in das Kloster zu gehen. Eine gute Mutter, eine biedere Gattin, eine arbeitsame thätige Wirthschafterin ist mehr werth, als hundert Nonnen, die in einer Sprache zu Gott beten, die sie nicht verstehen, die nur mechanisch den Mund im Chore öffnen und ihre Lungen in Bewegung setzen, das Herz aber kalt und leer lassen, die sich gegenseitig verhöhnen, verkleinern, verfolgen, und ohne die Stimme der Vernunft zu hören oder aus eigener Kraft recht zu handeln, sich als Maschinen

leiten und beherrschen lassen. Ich kenne das Klosterleben aus eigener Erfahrung.

— Du wirst mir aber doch mein Heirathsgut nicht verweigern, liebe Mutter?

— Du sollst die verlangte Ausstattung erhalten, Barbara. Von Deinem Erbtheile jedoch gebe ich Dir nur die Hälfte mit, 400,000 Gulden bekommst Du bei Deinem Eintritte, die andere Hälfte fällt Dir erst nach meinem Tode zu. Wenn Dich Dein Entschluß plötzlich reuen und Du wieder das Kloster verlassen würdest, so soll noch immer für Dich gesorgt sein.

Barbara wußte nicht, daß der Orden sich nur um ihr Erbe bewarb, und so bestand sie auch nicht auf der gänzlichen Herausgabe desselben. Sie gab sich zufrieden, die Hälfte desselben zu erhalten.

Die Woche verstrich mit der Beischaffung der geforderten Aussteuer. Barbara entwickelte plötzlich eine Lebhaftigkeit und Freundlichkeit, wie sie die Mutter an ihr nicht gewohnt war. Ihre Freude stieg mit jeder Stunde. Die Mutter glaubte jetzt wirklich, daß es keine Schwärmerei, sondern wahrhafter Beruf sei, den Barbara in sich fühle.

Die Stunde der Trennung kam. Nochmals wandte Elka all ihre Beredtsamkeit auf, ihre Tochter von dem verhängnißvollen Schritte zurückzuhalten; eine innere Ahnung sagte ihr, Barbara würde im Kloster nicht glücklich sein. Umsonst. Man muß Gott mehr gehorchen als Vater und Mutter. Der Gnadenthau des Himmels hatte das Herz seiner Braut bereits so gehärtet, daß keine weltlichen Anfechtungen sie mehr beirren konnten. Sie siegte über den Geist des Widerspruches, die ihr beistehenden Engel schlugen Satan und Mutter aus dem Felde.

Am Samstag Abends hielt ein verschlossener Wagen vor dem Kloster der Karmeliterinnen. Zwei tiefverschleierte Damen stiegen aus demselben und zogen die Glocke.

Das Thor des Klosters öffnete sich. In demselben Augenblicke rannte ein tief in den Mantel verhüllter Mann vorüber. Er stand einen Augenblick stille, ballte die rechte Faust gegen das Thor und rief:

— Rache Dir vom Berge Carmel!

Die beiden Damen waren aber bereits eingetreten und das Thor des Klosters fiel knarrend in das Schloß.

LII.

Mater Carmel,

Der Orden der Karmeliter.

In einem zu Rom 1738 erschienenen Werke erzählt uns der Jesuit P. Philipp Bonani über den Carmeliterorden zwei Bruchstücke, die wir zur angenehmen Abwechslung in dem damaligen Deutsch hier voranstellen.

I. Eine alte Klösterjungfrau vom Berge Carmelo.
(Carmelitana antiqua.)

Als umb daß Jahr 326 die Heil. Kayserin Helena nach Jerusalem gereiset, so wird dafür gehalten, daß sie das Grab Christi, welches zuvor nicht mochte angetroffen werden, durch Offenbarung zweyer Nonnen gefunden habe, als welche in einer Höhle aus Furcht für denen Barbarn, verborgen lagen, wie solches Johann Baptista Lezana in Annal. Carmel. ab Anno 328, Arnoldus Bostius, Johann Palaeonidorus und andere erzehlen, welche inßgesammt behaupten, wie daß dieselbige Nonnen aus dem Karmeliter Orden gewesen, und solcher vom Heil. Elia hergenommen worden seye.*) Ueber daß sagen sie auch, daß zur selbigen Zeit kein anderer Orden, als eben dieser ward. Aber, was für Nonnen dieselbe gewesen, ist ungewiß, doch aber ist im Gegentheil wahr, daß die Heil. Helena ein Closter an jenem Ort aufgerichtet, allwo sie daß Heil. Grab gefunden, wie besagter Bostius in Hist. lib. 23 angemercket, in welches sie viel andächtigte Jungfrauen gesetzet, und dahin vermöget hat, daß sie nach der Regul der Mönche des Berges Carmeli gelebet. Diesem Closter hat St. Helena die zwey vorgedachte Nonnen, als durch deren Hülfe sie daß Heil. Grab gefunden, vorgesetzet, deren die eine mit Nahmen:

---

*) Soll heißen: gestiftet worden sei.

Maria der andern Nonnen ihre würdige Mutter worden. Nach ihrem Tod sagt Bostius, ist gefolget die Heil. Syncletica, hernach die Heil. Sara, nach dieser aber die Bonnana oder Nonna benamset, wovon sich der Nahme Nonne schreiben soll. Ein dasmaliges Kupferbild*) stellt ein altes Gemähl vor, so da, (was für einen Habit sie getragen, ist unbekannt,) nach der Karmeliter Weise gekleidet sein, nemlich mit einem Rock von dunkel-brauner Farbe, und kurtzen weissen Mantel.

II. Carmelitana sanctimonialis et discalceata, beschuhte und unbeschuhte Carmeliterin.

Die Heil. Theresia, aus Begierde GOTT dem HErrn zu dienen, hat sich Anno 1533 in daß Closter der Menschwerdung genannt, welches zu Albula der allerseeligsten Jungfrauen Mariae, vom Berge Carmelo, gewiedmet war, begeben, und daselbst der Karmeliterinnen ihren Orden angenommen. Hernach hat sie durch sonderbare Einsprechung GOTTes, nach der Strenge der Regul, welche der Heil. Albertus gegeben, und vom Pabst Honorio III. für genehm gehalten worden, zu leben sich vorgenommen, und etliche arme Jungfrauen ihr hierinnen nachzufolgen erwählet, nemlich Antoniam a Spiritu Sancto, Mariam a Cruce, Ursulam a Sanctis und Mariam a Sancto Josepho, welche gleichsam vier Eckſteine des von ihr erbauten und St. Joseph geheiligten Closters waren, wodurch dann die erste Regul der Karmeliter wiederum erneuert, und vom Papst Pio IX. Anno 1563 ist bestättiget worden. Eben selbige Regul ist von der Heil. Theresia zweyen Patribus Karmeliter-Ordens vorgetragen worden, welche sich auch freiwillig dazu verstanden, und mit Beyhülff der Heil. Theresia andere dergleichen Clöster fortgepflanzet. Es sind aber obbemeldte Patres diese gewesen, als P. Antonius a Jesu, welcher mit vielen Tugenden hervorgeleuchtet, und P. Johannes a Cruce, der von Heiligkeit und Wundern sehr berühmt war, weßwegen er auch unter die Heiligen gezehlet worden. Und diese haben nachmals solches strenges Leben, so wol bei Manns- als Frauenspersonen fortgepflanzet, wie denn noch jetzo, nicht nur durch Hispanien, sondern

*) Unser jesuitischer Freund begeht hier einen Anachronismus. Der Kupferdruck wurde erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst (1400) in Anwendung gebracht.

auch durch gantz Europam mit grosser Strenge darob gehalten wird. Sie tragen einen ziemlich langen Mantel von Tuch, mit einem schwartzen Weihel ob dem Haupt, dem ein anderer weit ausgebreiteter beygefüget ist, sonderlich wenn sie die Heil. Communion verrichten. Sie gehen mit zugedeckten Füßen, auch auf Sandalien aus Hanff gemacht, einher, wie ihnen die Heil. Mutter Theresia in cap. oct. constit. fürgeschrieben hat. Sie schlaffen auf Spreuer-Säcken, und essen kein Fleisch, sie seyen denn krank.

Der langen Rede kurzer Sinn ist, daß der Ursprung des Karmeliterordens bis in graue Vorzeiten hinaufreiche. Er sei der älteste Orden der christlichen Kirche, und wäre, wenn die Behauptungen der Karmeliter selbst wahr sein würden, sogar noch weit älter als das Christenthum.

Die Sage, daß der Prophet Elias die Karmeliter gestiftet habe, lebt noch heute in diesem Orden fort. Sie stützt sich auf den Umstand, daß der Prophet, als ihm der Herr befahl, sich vor dem Nachstellungen des Königs Achab am Bache Karith, der in den Jordan fließt, zu verbergen und dann nach Sarepta im Lande der Sidonier zu gehen, zuletzt seine Residenz auf dem Berge Carmel*) aufschlug. Nach verschiedenen Wundern und Werken, die er daselbst verrichtete, setzte er sich eines schönen Tages ist einen feurigen Wagen und fuhr gemüthlich in den Himmel. Seinen Jüngern, deren sehnsüchtige Blicke ihn in die unendlichen Räume begleiteten, warf er zum frommen Andenken noch seinen Mantel herab, da in dieser Höhe Niemand mehr seine Nacktheit sehen konnte. Die Jünger gingen hin und kleideten sich nach der Form und Farbe dieses Mantels und wurden die ersten Karmeliter.

Wer es glaubt, wird selig.

Die Theologen raufen sich heute noch mit den Karmelitern über das Schicksal des Elias ab. Die Letzteren behaupten, ihr Stifter sei direkt in den Himmel kutschirt, darum habe er seinen Mantel herab-

*) Im Süden des Libanons liegt das eigentliche Palästina, ein Plateau, dessen Normalhöhe 3000' nicht übersteigt. In seinem Berglande treten der kegelförmige Tabor, bekannt durch die Verklärung Christi und Petri „Hier ist gut sein", der Hermon und der Carmel hervor, die eine Höhe von 6000 bis 7000' erreichen.

geworfen, weil man im Himmel nackt gehe. Die Erstern aber glauben, daß Elias nicht in den Himmel fuhr, sondern auf einer Poststation zwischen Himmel und Erde anhielt, wo er noch jetzt sitze und das Ende der Welt abwarte. Elias sei nicht gestorben, sondern lebe noch, denn ein sterblicher Leib könne nicht in den Himmel eingehen. Seinen Mantel habe er nur herabgeworfen, weil der feurige Wagen trotz der großen Kälte der höheren Luftregionen ihm große Hitzen verursacht habe. Elias würde, wenn das Ende der Welt herannahe, wieder herabkommen und dann erst den Martertod für Christus erleiden.*)

Wer es glaubt, wird nochmals selig.

Von den Jüngern des Elias, der in der „Periode der Könige und Propheten, 1060 — 722 vor Christus" lebte, schweigt die Geschichte beharrlich während eines Zeitraumes von 1000 Jahren. Plötzlich tauchen im Jahre 326 nach Christi Geburt zwei Nonnen auf, welche dem Karmeliterorden, der Gemeinschaft der Jünger Elias auf dem Berge Carmel, angehören und der Kaiserin Helena das heilige Grab entdecken. Aus Dank errichtet Helena auf der Stelle des heiligen Grabes ein Frauenkloster und übergibt es der Leitung jener zwei Nonnen. So entsteht das erste Karmeliterkloster.

Abermals tritt eine Pause von 1000 Jahren ein, während welcher Niemand etwas von Karmelitern weiß. Elias saß noch immer auf seiner Poststation, seine Jünger waren aber längst in die Tiefen der Erde versunken, der Berg Carmel stand leer und unbewohnt, nur die Raben umkreisten noch seine Spitze, wie zu Elias Zeiten, und die Quellen sprangen murmelnd noch herab in den Jordan, in denen Elias die von den diebischen Raben gestohlenen Brode erweicht und seinen Durst gelöscht hatte.

Da wird in allen Gauen Europas das Kreuz wider die Türken gepredigt. Tausende und aber tausende der tapfern Recken, welche

---

*) In der Mythologie lenkte bekanntlich Apollo ebenfalls einen feurigen Wagen, den Sonnenwagen. Wer sieht hier nicht auf den ersten Blick die Vermischung des jüdischen Monotheismus mit der griechischen Götterlehre? Die Fabelwelt ist nicht minder reich im Christenthume vertreten! Nicht genug, daß Elias zum Wolkenschieben verurtheilt ist, auch der Prophet Elisäus wurde beim Schopfe genommen und in die Lüfte geführt, ohne daß er wieder zur Erde kam.

damals die Welt unsicher machten, verlassen ihre Raubnester und ziehen gegen Sonnenaufgang, den Ungläubigen das Land zu entreißen, in dem der Heiland gelebt hat und gestorben ist.

Berthold, Sohn des Grafen von Limoges, ward einer der wackern Kreuzritter. Die Stadt Antiochien war ihm zur Vertheidigung anvertraut. Ataber Zenghi, der rauhe Sarazene, belagerte mit großer Uebermacht die Stadt. Fieber und Pfeile rafften das kleine Häuflein der französischen Ritter dahin und Berthold war dem Untergange nahe. In der höchsten Noth gelobte er nun Gott, sich dem klösterlichen Leben zu widmen, wenn er siegreich aus dem Kampfe hervorgehe. Gott verlieh ihm den Sieg, und Ataber Zenghi zog geschlagen ab. Berthold entsagte nun der Welt, wallfahrtete auf den Berg Carmel, baute für sich und einige Genossen Zellen und starb als deren Vorsteher.

So nahm der Karmeliterorden seinen Ursprung. Der gelehrte Papebroch bestreitet aber, selbst diese Erzählung, und will ihn erst ein Jahrhundert später entstehen lassen.

Bertholds Nachfolger war Brocard, welcher den Patriarchen Albert von Jerusalem um eine Ordensregel bat. Dieser gab ihm i. J. 1209 eine solche in 16 Artikeln und nannte den Orden „Mater Carmel". Papst Honorius III. bestätigte sie i. J. 1224 als „Orden unserer lieben Frauen."

Die Alma Mater konnte jedoch wegen den blutigen Verfolgungen durch die Sarazenen nicht lange auf dem Carmel hausen. Die Ordensmänner verließen Palästina und begaben sich 1238 zuerst nach Cypern, dann nach Sicilien, und ließen sich endlich in England und Frankreich nieder. Ihre Uebersiedlung aus dem Orient hatte sie gezwungen, in ihrer Ordnung und Lebensweise Veränderungen zu machen.

Bei dem zu Aylesford in England abgehaltenen ersten Generalkapitel wurde Simon Stock zum General des Ordens gewählt. Dieser erlangte zwei Jahre später, 1247, vom Papste Inocenz IV. eine mildere Regel und die Privilegien der Bettelorden.

Vorher sollten sie in abgesonderten Zellen wohnen, nun durften sie gemeinschaftlich in Klöstern leben, und sie waren nicht mehr verbunden, dieselben in Einöden zu bauen. Zu dem Gelübde des Gehorsams war auch noch das der Keuschheit gefügt, welches sie bisher nicht ausdrücklich abgelegt hatten. Die gänzliche Entsagung alles

Eigenthums, Beobachtung des Fastens (mit Ausnahme des Sonntags) von Kreuzerhöhung bis Ostern, Enthaltung von Fleischspeisen zu allen Zeiten, strenges Stillschweigen von der Vesper bis zur Terz des nächsten Tages wurde nur dahin modifizirt, daß sie außer dem Kloster auf Reisen Fleisch essen durften. Das strenge Stillschweigen wurde von der Complet bis zur Prim*) festgesetzt; auch sollten sie von jetzt an nicht mehr allein in der Zelle, sondern gemeinschaftlich im Refektorium essen und dabei die Lesung der heiligen Schrift anhören.

Diese erläuterte Regel wurde stets für die erste und strenge angesehen, obwohl sie die zweite war. Ebenso betrachten Viele den General Stock als den Stifter des Ordens, zumal sich um seine Person ein mystischer Sagenkreis webte. Stock wollte das von ihm eingeführte Brusttuch, Skapulier genannt, von der Muttergottes selbst erhalten haben und wurde dafür auch später heilig gesprochen.**)

Die Ausbreitung der Karmeliter gedieh nun besonders im We-

---

*) Die kirchlichen Tageszeiten, welche von jedem lateinischen Geistlichen täglich aus dem „Officium divinum", Diurnale oder Brevier genannt, gebetet werden müssen, theilen sich in:

1) Die Mette, Officium matutinum oder nocturnum, welches aus einer größeren Sammlung Psalmen und verschiedenen Lektionen aus der hl. Schrift, den Werken der Kirchenväter und dem Leben der Heiligen besteht.

2) Die Laudes, wie sie an Sonntagen gebetet werden, Ps. 92, 99, 62, 66, Daniel 3, Ps. 148, 149, 150 u. Luk. 1.

3) Die Prim, Ps. 53, 117, 118, Athanas. Credo, Kapiteln und Bitten.

4) Die Terz, Ps. 118, 33—81, Kapitel und Gebet des Tages.

5) Die Sext, Ps. 118, 81—129.

6) Die Non, Ps. 118, 129—176.

7) Die Vesper, Ps. 109—113, Magnifikat, Commemorationen, Ps. 115, 116, 121. 125—127, 131, 138, 147.

8) Die Komplet, Ps. 4, 30, 90, 133, Jerem. 14, Luk. 2, Bitten und Lektionen. Dazu zahlreiche Antiphonen.

**) Merkwürdiger Weise haben alle Orden sich erst wohl befunden, nachdem sie die Heiligsprechung ihres ersten Generals, der gewöhnlich auch der Stifter war, in Rom durchgesetzt hatten. Die Stifter gaben vor, ihre Regeln von Gott oder der heiligen Jungfrau selbst erhalten zu haben, ganz wie der zweite König Roms, der die Gesetze von der Göttin Egeria erhielt.

sten und Süden von Europa, konnte jedoch mit den Fortschritten der Franziskaner und Dominikaner nicht Schritt halten. Im Laufe der Zeit behagte den Ordensmitgliedern die ursprüngliche Strenge nicht mehr und mit der Disziplin lockerte sich auch der Geist der Abhärtung und Enthaltung. Auf ihr Ansuchen trat daher unter Papst Eugen IV. i. J. 1431 eine Milderung der zweiten Regel ein. Es wurde erlaubt, wöchentlich drei Mal Fleisch zu genießen, nicht mehr ein so vollständiges Stillschweigen zu beobachten, und an den Orten ihres Klosterbezirkes zu schicklichen Stunden spazieren zu gehen.

Einige Jahre darauf versuchte Johann Soreth, der 26. General des Ordens (gest. 1471), den Orden wieder auf die erste Strenge zurückzuführen, stieß jedoch auf so heftigen Widerstand bei den Mönchen, daß er von seinem Beginnen abstehen mußte. Dagegen gründete er mit Genehmigung des Papstes Nikolaus V. einen Frauenorden vom Berge Carmel. Seither gab es Carmeliterinnen. Auch Soreth wurde ehrwürdig gesprochen, zum Heiligen konnte er es aber nicht bringen. Nach seinem Tode riß noch größere Verweichlichung und Entsittlichung im Orden ein.

Immer fanden sich aber wieder Geister, welche die ursprüngliche Strenge hergestellt wissen wollten. Unter Pius II. traten daher Spaltungen im Orden ein. Wie sich die Kapuziner von den Franziskanern lostrennten und zur Unterscheidung von diesen Kapuzen und Bärte trugen, so schieden sich die beschuhten Karmeliter oder Conventualen von den Barfüßern oder Observanten. Erstere, die Carmelitani sanctioniales, tragen Schuhe zum Zeichen, daß sie die milderen Satzungen beobachten, die Letzteren, C. disalceatae, gehen barfuß auf Sandalen und halten an der ersten Strenge fest. Außerdem bildeten sich viele besondere, von einander unabhängige Congregationen mit eigenen Regeln, z. B. die Congregation von Mantua, der Tertiarorden oder die Skapulierbrüderschaft, die Congregation von Monte Santo in Sicilien u. s. w. — alles Auswüchse des gespaltenen Stammes.

Mit der Errichtung eines weiblichen Carmeliterordens trat eine neue Phase für den Gesammtorden ein. Man kann sagen, daß die Karmeliter erst durch eine Reformation zum besseren Gedeihen gebracht wurden. Diese Reformation, die Verbesserung des Ordens, nahm

eine weibliche Ordensperson vor, eine der größten Heiligen und die einzige Kirchenschriftstellerin, Theresia Sanchez de Cepeda.

Sie ist das treueste Gegenstück zu Ignatius von Loyola, und übertraf diesen noch an exaltirter Schwärmerei, was viel heißen will.

Während in dem an Wirren und Umwälzungen reichen XVI. Jahrhundert in dem kalt verständigen Norden Europas die Glaubensspaltung das Feuer des Hasses und der Verfolgung lichterloh schürte und nährte, schlugen in dem gefühlswarmen Süden die Flammen der Liebe desto höher und heller auf. Viele gottbegeisterte Männer und Frauen lebten und wirkten zu derselben Zeit, unter ihnen in erster Linie die hochgefeierte seraphische Jungfrau, deren Leben aber Wenigen verständlich ist.

Theresia, am 28. März 1515 zu Avila in Altkastilien geboren, stammte aus dem edlen Geschlechte Sanchez de Cepeda, nannte sich aber nach spanischer Sitte nach dem Familiennamen der Mutter Teresa de Ahumada. Sie erhielt, wie es in Spanien nicht anders möglich ist, eine strengreligiöse Erziehung. Schon in ihrer Kindheit las sie mit ihrem älteren Bruder Rodrigo, dem sie unter ihren eilf Geschwistern mit besonderer Liebe zugethan war, die Legenden der Heiligen. Beiden erging es wie vielen Kindern, in welchen die Lektüre des Robinson Crusoë abenteuerliche Neigungen erweckte: so faßten sie in heftiger Sehnsucht nach dem Himmel den Entschluß, in das ungläubige Mauretanien zu ziehen, um daselbst durch das Bekenntniß Christi die Martyrerkrone zu gewinnen. Sie verließen wirklich die Stadt und wanderten, unbewußt wohin, zum Thore hinaus, wurden aber von einem Oheim getroffen, ins väterliche Haus zurückgeführt und mit einem scharfen Verweise empfangen.

Die schwärmerischen Kinder nahmen sich nun vor, Eremiten zu werden und bauten sich kleine Zellen im Garten. Theresia schloß sich stundenlang darin ein und spielte die Nonne — und unter solchen andächtigen Tändeleien erreichte sie das zwölfte Lebensjahr.

In diesem gefährlichen Alter, in dem die südliche Sonne bereits die Mädchen zu Jungfrauen herangereift hat, verlor Theresia ihre Mutter. Sie warf sich nun auf andere Bücher als Heiligenlegenden und las viele Stunden lang heimlich bei Tag und Nacht Ritterromane, welche abenteuerliche Helden- und Liebesthaten nach dem herrschenden Geschmacke gar zierlich und ergreifend beschrieben, ganz wie manche unserer schönen Leserinnen, welche die Barbara Ubryk unter

tausend Aengsten und Sorgen, von der Mutter darüber ertappt zu werden, lesen. In diese gefährlichen Romane versenkte Theresia sich mit ganzer Seele, und statt des Betens und Martyrertodes fühlte sie jetzt Neigungen und Bedürfnisse erwachen, die bisher tief in ihrem Herzen geschlummert hatten. Sie fand, daß sie sehr schön und wohlgestaltet war, betrachtete mit vielem Vergnügen wohl tausendmal des Tages über im Spiegel ihre liebe Persönlichkeit, schmückte sich mit Vorliebe, verwendete große Sorgfalt auf ihren Anzug, auf weiße Händchen und schöngeflochtene Haare. Dann übergoß sie sich mit duftenden Oelen — das eau de Cologne existirte damals leider noch nicht — und roch nach allerliebsten Salben. Endlich suchte sie fleißig die Gesellschaft schöner Jünglinge auf und machte einige davon durch den Reiz ihrer Koketerie und das Spielen ihrer feurigen Augen liebeswüthend. Zuletzt schrieb sie selbst einen Roman, der von phantastischen Wechselreden und schwülstigen Liebesphrasen strotzte und mehr wegen der Schönheit als der Jugend der Verfasserin viele Bewunderung fand.

Darum, liebe Kinder, lies't keine Romane; sonst gehen Euch die Augen auf, sonst werdet Ihr eitel und putzsüchtig, und das kostet den Eltern Geld, und am Ende schreibt Ihr auch einen Liebesroman wie die heilige Theresia! Um Theresia dem nachtheiligen Einflusse eines Liebesverhältnisses, das sie mit einem jungen Manne angesponnen hatte, zu entziehen, that sie ihr Vater plötzlich in ein Frauenkloster der Stadt. Die schönen Tage von Aranjuez waren nun vorüber und Theresia fiel aus Gram nach anderthalb Jahren in eine schwere Krankheit, so daß sie ins väterliche Haus zurückgenommen werden mußte.

Sie erfuhr unterdessen, daß der geliebte Pedro sich längst mit einer andern Dame verheirathet habe, und schwor Rache allen Männern. Wenn sich eine Dame an den Männern rächen will, so geht sie ins Kloster und denkt sich, die Männer wären darüber namenlos unglücklich. Eitle Rache! Auch im Kloster spuken männliche Geister in gespenstischen Kutten!

Bei Ausführung ihres Vorhabens stieß Theresia jedoch auf mancherlei Hindernisse. Sie besann sich hin und her, solle sie die Männerwelt bestrafen, oder solle sie wieder einen Andern lieben. „In diesem Kampfe", schreibt sie selbst, „war ich drei Monate, und nöthigte mich selbst in die Ueberzeugung hinein, daß die Mühsale und Peinen

des Nonnenlebens nicht größer sein könnten, als die des Fegefeuers, daß ich aber die Hölle verdient hätte und es daher nicht viel auf sich habe, wenn ich wie im Fegefeuer lebte." Der Gedanke an den ungetreuen Pedro trieb sie aber endlich zu dem Entschlusse, trotz all' ihrer Begierlichkeit Nonne zu werden.

Nun verweigerte ihr der Vater seine Erlaubniß. Dieser Mann war so fromm, daß er nur unter Gebet das eheliche Lager aufsuchte, was aber nicht hinderte, daß er eilf Kinder erzeugte. Trotz dieser ungewöhnlichen Frömmigkeit fühlte aber auch er jene Bedenken gegen das klösterliche Leben, wie sie damals und heute in gleicher Weise sich geltend machen.

Zur Heiligkeit gehört insbesondere der Ungehorsam gegen die Eltern. Dieses die Heiligkeit wesentlich fördernden Umstandes bediente sich auch Theresia. Sie entfloh im Alter von 18 Jahren eines Morgens, nachdem sie sich vom Bette erhoben hatte, und begab sich in das große außer der Stadt gelegene Karmeliterkloster „Von der Menschwerdung", wo sich ihre Freundin Johanna Suarez aufhielt. Theresia nennt diese abermalige Flucht aus dem elterlichen Hause selbst einen Gewaltstreich; die Theologen aber heißen das ein heldenmüthiges Herz, und berufen sich auf Math. 10, 37.

Theresia wurde mit größter Freude von den Karmeliterinnen aufgenommen und damit sie nicht wieder entlaufe, sogleich eingekleidet. Während des Noviziates gab sie sich mit Eifer allen geistlichen Uebungen hin, und erhielt als „erste Morgengabe von ihrem himmlischen Bräutigam" die Gabe der Thränen. Einige ihrer Mitschwestern, welche sie an einsamen Orten weinend fanden, waren so unzart, diese Thränen der ersten verlornen Liebe zuzuschreiben; andere legten es ihr als eine ungeeignete Geschäftigkeit und Sonderbarkeit aus.

Nachdem das Probejahr vorübergegangen, legte sie, nicht ohne nochmals mit ihrer Sinnlichkeit in harten Kampf gerathen zu sein, die Ordensgelübde ab. Von jetzt an stellten sich jene Erscheinungen bei ihr ein, welche die Frauenzimmer in gereizte Stimmung und Ueberspanntheiten versetzen, und welche in Klöstern sehr häufig zum Ausbruche kommen. Theresia litt an häufigen Ohnmachten und an großem Herzweh, so daß Alle, die sie in diesen Zuständen sahen, darüber bestürzt wurden. Entsetzliche Brustkrämpfe und Blutwallungen stellten sich ein. Ein einigermaßen unbefangener Blick erkennt die wahren

Ursachen solcher Erscheinungen; in theologischer Sprache sind sie nichts weiters als Prüfungen Gottes.

Zu einer Wunderbäuerin auf das Land verbracht, genas sie zwar nicht, dafür gewann sie aber die verlorne Seele ihres Beichtvaters, von dem sie uns folgendes Histörchen erzählt:

„An jenem Orte befand sich ein Priester von edler Herkunft und von einem guten Verstande. Er war gelehrt, wenn auch nicht in hohem Grade. Diesen wählte ich, weil ich gelehrte Leute lieb habe, zum Beichtvater.

Da mir nichts lieber und angenehmer war, als von göttlichen Dingen zu sprechen, so erfüllte ihn große Hochachtung gegen mich, und er entdeckte mir endlich, daß er schon seit sieben Jahren in einem höchst erbärmlichen und gefährlichen Seelenzustande dahin lebe und in diesem sogar die hl. Messe lese. Er war nämlich mit einer Weibsperson (so lautet nämlich der theologische Ausdruck für Frauenzimmer) desselben Ortes in ein unerlaubtes Verhältniß getreten, und von derselben gewissermaßen wie bezaubert. Es war schon ruchbar, und dennoch getraute sich Niemand ihn zu warnen. Ich trug mit ihm großes Mitleid, erkundigte mich genau nach allen Verhältnissen und erfuhr, daß weniger er selbst als vielmehr die Weibsperson an dieser Verblendung und Uebelthat schuld sei. Ich will blos sagen, was ich gesehen habe, den Männern zur Warnung, daß sie sich vor Weibspersonen, die solchen Verkehr unterhalten wollen, hüten. Sie mögen sich überzeugt halten, daß, wenn jene die Scham vor Gott abgelegt haben, sie sich in nichts auf dieselben verlassen dürfen, und daß sie, um nur ihren Willen und die Neigung, die ihnen der Teufel eingegeben, durchzusetzen, auf Nichts Anderes achten" u. s. f.

Theresia that nun Alles, den unglücklichen Mann aus diesen Banden zu befreien. Endlich brachte sie es dahin, daß er sich des Kindes, das ihm die Verführerin (!) geschenkt, entledigte. Als dieses weg war, begann er wie Jemand, der aus einem tiefen Schlafe erwacht, sich alles dessen, was er jene Jahre hindurch begangen, zu erinnern. Er entsetzte sich selbst darüber, bereute sein Verderben und schöpfte gegen jene Person einen herzlichen Abscheu. „Unsere liebe Frau", sagt Theresia, „mag ihm hierin viel beigestanden haben, denn er trug zu ihrer unbefleckten Empfängniß eine besondere Andacht und war gewohnt, an dem Gedächtnißtage derselben ein großes Freudenfest anzustellen. Endlich unterließ er es ganz, diese Weibsperson zu sehen,

und er konnte dem Herrn für diese Erleuchtung nicht genug danken.“ Die Geschichte spielt natürlich im fernen Spanien.

Die Wunderdoktorin richtete Theresia durch ihre Arzneien beinahe ganz zu Grunde. Ihr Vater brachte diese daher wieder nach Avila zurück, wo sich ihre Leiden entsetzlich verschlimmerten. Endlich befiel sie ein heftiger Paroxismus, und sie lag beinahe vier Tage im Starrkrampfe, so daß man sie bereits für todt hielt. In ihrem Kloster hatte man schon das Grab für sie bereitet, in einem andern Kloster wurde bereits der Leichengottesdienst abgehalten und die Nonnen kamen, sie zu Grabe zu begleiten. Zum Glücke konnte sich der Vater nicht von ihr trennen, und so erwachte sie am vierten Tage wieder mit den Worten: „Warum habt Ihr mich zurückberufen? Ich war im Himmel, habe auch die Pein der Hölle gesehen. Mein Vater und Johanna Suarez werden selig werden. Ich habe gesehen die Klöster, welche ich stiften muß, und viele Seelen, die durch meine Hülfe müssen selig werden. Ich werde als eine Heilige sterben und ehe mein Leib begraben wird, soll er mit einem goldenen Brocat bedeckt werden.“

Theresia gestand später ihren Beichtvätern, daß sie sich damals in einer Verzückung befunden habe. Die modernen Heiligen, welche sich in ähnlichen Verzückungen befinden, werden von unserer glaubenslosen Zeit in den Narrenhäusern einquartiert.

Diese jammervollen Zustände dauerten Jahre hindurch. Aus der lebensfrischen jugendstrahlenden Jungfrau war ein klösterliches Skelet geworden. Wie schwebend war ihre Bewegung, wie leuchtend ihr Auge, wie entzückend ihr Liebreiz, wie bezaubernd ihre geistreiche Rede, ihr seelenvoller Gesang zur Guitarre; und jetzt diese bleiche, abgezehrte Nonne mit den hohlen Augen und farblosen Lippen, die gesenkten Hauptes und keuchenden Athems auf zwei Stöcken mühsam ihren verfallenen Leib einherschleppt!

Als die Künste aller irdischen Aerzte, welche auch heute noch in Spanien sich über die gewöhnliche Thierarzneikunde nicht erheben, an ihr erfolglos blieben, wandte sie sich an einen himmlischen Arzt. Und siehe da, der hl. Joseph, welcher in seinem Leben nur Holzblöcke zugeschnitten, hatte im Himmel Medicin studirt und half Theresia fast ganz von ihren Leiden. In ihren Schriften wird er denn auch eindringlichst allen Kranken empfohlen.

Nach ihrer Genesung verlor sie ihre Frömmigkeit, machte gerne Besuche und suchte alte und junge Stadtfraubasen auf. Die Eitelkeit des weltlichen Umganges mißfiel aber dem Herrn so, daß er sie selbst warnen zu müssen glaubte. „Als ich einst", erzählt sie, „bei einer Person war, welche ich erst kennen zu lernen anfing, wollte der Herr mir zu erkennen geben, daß dergleichen Freundschaften mir nicht zuträglich wären. Mit strengem Antlitze erschien mir Christus und gab mir zu verstehen, was ihm hieran mißfällig sei. Ich erblickte ihn an die Säule gebunden, schrecklich verwundet, besonders an einem Arme, indem er sich beklagte, er sei meinetwegen in diesen Stand gekommen, und mich fragte, ob eine solche Lebensweise der Dank für alles Dieses wäre?"

Bereits achtzehn Jahre hatte sie im Kloster zugebracht, und während dieser Zeit an großer Trockenheit und Unfruchtbarkeit des Gebetes gelitten. Mit dem vierzigsten Jahre, in welchem einer alten Sage zufolge, gewisse Leute gescheidt zu werden anfangen, erlitt auch sie öfters „Flüge des Geistes." Sie begann in die „höheren Zustände" einer außerordentlich begnadigten Seele einzutreten. Plötzlich fürchtete sie, die Erscheinungen des Herrn könnten nur vom Teufel veranstaltet und eitles Blendwerk sein. „Weil zu diesen Zeiten", schreibt sie, „mit Frauenspersonen, die vom bösen Geiste arg verführt wurden, mancherlei Täuschungen vorgefallen waren,*) so fing ich an, mich zu fürchten, denn die Ergötzung und Wonne, die ich empfand, war sehr groß und ich konnte sie oft gar nicht zurückweisen. (!!!) Ich fing an zu zagen und zu denken, ob nicht vielleicht der böse Feind unter dem Scheine des Guten meinen Verstand einhalten und berücken wollte."

Die anderen Klosterfrauen fielen über sie her, warfen ihr Gleißnerei vor und sagten, sie wolle sich heilig stellen und neue Dinge aufbringen, während sie nicht einmal die Regel vollkommen halte und vielen anderen Ordensfrauen, die neben ihr lebten, an Frömmigkeit

---

*) Damals wurde in Spanien gerade ruchbar, wie eine gewisse Magdalena vom Kreuze, die man für heilig hielt, in dieser Hinsicht vom Lügengeiste betrogen ward. Wäre sie aber nur die einzige vom Teufel Betrogene gewesen!

nicht gleich komme. Auch ihr treuer Freund Franz von Salzeda**) forderte sie auf, ihre Zustände zu erklären, worüber sie in große Angst gerieth und viele Thränen vergoß; allein sie bestritt es, daß ihre Zustände vom bösen Geist herkämen. Salzeda überlegte mit dem Doktor Caspar Daza, einem Jesuitenpater, reiflich die Sache und sagte dann Theresia, nach ihrer beiderseitigen Ansicht kämen ihre Zustände doch vom bösen Feinde her; sie hielten es für rathsam, daß sie sich mit einem Pater aus der Gesellschaft Jesu unterreden, demselben ihr ganzes Leben durch eine Generalbeichte enthüllen und alle Einzelnheiten so klar als möglich andeuten solle. Jene Väter wären in Sachen des Geistes sehr erfahren und sie solle sich gänzlich seiner Führung hingeben.

Es braucht nur ein Jesuit über eine Frau zu kommen, dann wird sie sicher bald verrückt. Der schlaue Pater Padranos hatte nach der Generalbeichte auch glücklich herausgefunden, daß der Zustand Theresias kein natürlicher sei, sondern augenscheinlich vom Geiste Gottes herrühre. Er verordnete ihr nun die schwersten Bußwerke, und Theresia gehorchte ihm blind, weil sie Gott in ihm zu sehen glaubte. Sie trug von jetzt an auf dem bloßen Leibe ein Bußkleid von durchlöchertem Blech, das einem Reibeisen glich und sie vielfältig verwundete. Sie geißelte sich oft und streng, bald mit einer Hand voll Brennesseln, bald mit Dörnern, bald mit Stricken, bald mit einem Bund Schlüssel, und das so lange, bis Blut von ihrem Leibe floß. Anstatt die Wunden zu heilen, zog sie jenes Bußkleid darüber, wodurch sie noch mehr aufgerissen wurden. Einst trug sie eine Menge Dörner an einem verborgenen Orte zusammen, und wälzte sich in denselben mit nacktem Leibe solange herum, bis sie ganz zerrissen und mit Blut bedeckt war. Diese interessante Uebung nahm sie in der Folge öfters vor.

**) Franziskus von Salzeda studirte neben den Vorzügen seiner Frau zwanzig Jahre hindurch Theologie bei den Dominikanern zu Avila. Nach dem Tode seiner Frau wurde er zum Priester geweiht und dann Beichtvater des Klosters zum hl. Josef zu Avila. Die innigsten Bande der Freundschaft knüpften ihn stets an Theresia, die er auf den meisten ihrer Reisen begleitete. Er starb im Geruche der Heiligkeit i. J. 1580. — Einige Jahre vorher war zu Avila ein Jesuitenkollegium gegründet worden.

Bei einer Visitation des Collegiums zu Avila untersuchte auch Franz Borgia, vorher Herzog von Gandia und nunmehr zweiter Jesuitengeneral, den Zustand Theresias und fand, daß er wunderbar sei. Zur größeren Vorsicht versetzte er jedoch, damit dieser Zustand nicht noch wunderbarer werde, den Pater Padranos in ein anderes Collegium. Theresia wurde darüber so trostlos, daß sie sich die Erlaubniß auswirkte, einige Tage bei einer reichen Wittwe, Guyomar de Ulloa, bleiben zu dürfen, welche gegenüber dem Jesuitenkollegium wohnte. Mit Hilfe dieses Umstandes eroberte sie sich wieder einen andern Jesuiten zum Beichtvater, den P. Balthasar Alvarez.

Bald darauf wurde sie wieder verrückt. „Während ich betete", erzählt sie, „überfiel mich plötzlich eine Verzückung, die mich gleichsam ganz außer mich selbst brachte. Ich konnte keinen Zweifel haben, da es gar zu kennbar war, daß Gott mir die Gnade der Verzückung verlieh. In derselben vernahm ich die Worte: Ich will nicht, daß Du mit Menschen Deine Gemeinschaft habest, sondern mit den Engeln! Dies verursachte mir einen großen Schrecken, und diese Worte wurden mir sehr tief in den Geist hineingesprochen."

P. Alvarez gerieth nun selbst in arge Zweifeln. Fünf oder sechs, sämmtlich eifrige Diener Gottes, wie sie selbst erzählt, versammelten sich und beriethen sich oft, wie Theresia zu helfen wäre, weil sie das befürchteten, was weniger eifrige Diener Gottes glaubten. Als Resultat der Berathung kündigte ihr der Beichtvater an, die Sache käme vom bösen Geiste, sie solle nicht mehr so oft kommuniciren, sich durch anderwärtige Geschäfte zerstreuen und nicht viel in der Einsamkeit aufhalten. Dazu kam der Spott der andern Nonnen, welche sie eine Närrin schalten und den Beichtvater warnten, sich nicht von ihr betrügen zu lassen.

Eine Weile stellten sich auf diese Entscheidungen wieder Ohnmachten und Herzweh bei Theresia ein. Dann kehrten aber die süßen Zustände zurück. Der Herr erschien ihr oftmals und sprach: Fürchte Dich nicht Tochter, denn ich bin es. Ich werde Dich nicht verlassen! Hierauf erhielt sie Gewalt über die Teufel. „Ich hätte mich nicht gefürchtet," sagte sie, „mit ihnen handgemein zu werden, denn es schien mir leicht, sie mit dem Kreuze zu überwinden. Deßwegen sagte ich: Kommet nur alle herbei! Ich will sehen, was Ihr mir, der Magd des Herrn, anhaben könnt! Fürwahr, sie schienen sich zu fürchten, weil ich in solcher Ruhe und vor ihnen allen so ganz ohne

Furcht blieb. Wenn ich sie auch manchmal sah, so hatte ich doch keine Furcht vor ihnen; ja es schien mir, sie fürchteten mich. Durch die Gnade dessen, der über Alles gebietet, blieb in mir eine solche Herrschaft, daß ich sie nicht mehr achtete wie Fliegen."

Glücklich der Mensch, der es soweit gebracht hat, daß ihn selbst die Teufel fürchten!

Die Anreden des Herrn an Theresia waren jetzt soviele, daß sie die Zahl derselben nicht mehr angeben konnte. Oefters waren es Strafworte, manchmal wurde sie an Gefahren erinnert, in denen sie oder andere Personen schwebten, zuweilen auch an Dinge, die erst nach drei oder vier Jahren geschehen sollten. Einmal begleitete sie Christus mehrere Tage lang unausgesetzt zu ihrer rechten Seite, ohne sich aber sehen zu lassen; ein anderes Mal zeigte er ihr bloß seinen Kopf und einmal seinen ganzen menschlichen Leib, wie man ihn gewöhnlich nach der Auferstehung malt.

Den übrigen Klosterfrauen wurden diese Erscheinungen endlich zu bunt. Sie drangen in den Beichtvater, Beschwörungen an Theresia vorzunehmen und die Teufel, die in ihr wohnten, auszutreiben. Da nun Theresia selbst bekannte, daß der böse Geist sie drei oder viermal durch eine falsche Erscheinung habe betrügen wollen, indem er eine leibliche Gestalt annahm, so befahl ihr der Beichtvater, den Erscheinungen mit aller Gewalt zu widerstehen; wenn sie wieder eine hätte, so solle sie das Kreuz machen und dem Teufel die Feige zeigen,*) dann käme er gewis nicht mehr. Trotzdem nahmen die Erscheinungen immer zu. Selbst die Apostel Petrus und Paulus nahmen sie in ihre Mitte und begleiteten sie auf das Chor. Christus nahm ihr das hölzerne Kreuz aus der Hand und gab es ihr mit vier großen Edelsteinen zurück, in welche die fünf Wunden sehr kunstreich eingegraben waren; jedoch konnte sie Niemand außer sie selbst an dem Kreuze sehen.

Endlich wurde sie noch einer besonderen Gnade gewürdigt. „Der Herr wollte, daß ich zuweilen Visionen von Engeln hatte. In einer

---

*) Der spanische Ausdruck dar higas läßt sich nicht gut wiedergeben, weil er etwas unästhetisch lautete. Theresia sagt übrigens in ihren Schriften, sie habe dieses Zeichen nicht oft gemacht, weil sie sich schämte, und habe dann Gott gebeten, es zu verzeihen.

Vision sollte ich nach des Herrn Willen den Engel sehen. Er war nicht groß, sondern klein, sehr schön, sein Angesicht so feurig, daß es schien, als gehörte er zu den erhabensten Engeln, welche, wie es scheint, ganz glühen; es müssen wohl die sein, welche man Seraphin nennt. In seiner Hand erblickte ich einen langen Pfeil von Gold und an der Spitze desselben ward mir eine kleine Flamme sichtbar. Er stieß mir den Pfeil mehrmals durch das Herz, derselbe drang bis ins Innerste und ließ mich alsdann in großer Liebe Gottes ganz entzündet. Der Schmerz war so heftig, daß ich Seufzer ausstoßen mußte. Die Süßigkeit, welche dieser Schmerz bereitet, ist so überschwenglich, daß man nicht wünschen kann, denselben los zu sein. Die kosende Begegnung zwischen Gott und der Seele ist so süß, daß ich zu seiner Güte flehe, er möge sie denjenigen kosten lassen, der da glaubt, ich lüge." Die ganze Befangenheit eines umnachteten Hirnes gehört dazu, an dieser Erscheinung die handgreifliche Wahrheit zu übersehen. Das Stechen mit einem glühenden Pfeile und die Süßigkeit des Schmerzes muß jeden Denkenden auf gewisse Ansichten bringen. Die Spanier feiern übrigens noch heute dies Fest der Bepfeilung am 27. August.

Nicht nur, daß die wirklichen Teufel Theresia einmal erwürgen wollten und Gott ihr den Ort der Hölle zeigte, den die Teufel schon für sie hergerichtet hatten, wurde sie auch von ihren Mitschwestern sehr verfolgt. Im Kloster von der Menschwerdung befanden sich über 180 Nonnen, welche keine Clausur hielten und fortwährend in die Stadt aus und eingingen. Diesen letztern Umstand benützte Theresia, Störung vorzuschützen und an die Errichtung eines eigenen, weit strengeren Klosters zu gehen. Durch Hilfe ihrer Geschwister erwarb sie ein kleines halbverfallenes Haus in Avila, und baute es nach erhaltener päpstlicher Erlaubniß in aller Heimlichkeit um.

Als es vollendet war, stellte sie das neue Kloster unter den Schutz des hl. Josef und kleidete sofort vier arme verwaiste Töchter ein. Aber es erhob sich von allen Seiten, in der Stadt und den Klöstern, heftiger Widerstand und Widerspruch; wenn sie ein strengeres Leben führen wolle, so sei es ihr auch im alten Kloster unverwehrt, sie sei doch nur ein phantastisches Weib und unruhigen Geistes, das nur herrschen und sich einen Namen vor der Welt machen wolle. Die Ordensobern mißbilligten das Unternehmen als ein vermessenes, befahlen das neue Kloster niederzureißen und der Stadt-

pöbel wollte es sogar stürmen: umsonst, mit der päpstlichen Erlaubniß in der Hand siedelte Theresia in das neue Kloster über.

Beim Einzuge in dasselbe mit ihren wenigen Gefährtinnen zogen sie alle ihre Schuhe aus, die sie von jetzt an nicht mehr tragen durften, und richteten ihren Habit nach der Form und Armuth der ersten Regel.

Von diesem Kloster St. Josef ging nun die Regeneration des Carmeliterordens aus. In demselben entsagte Theresia aller Milderung und nahm die erste und strengste Regel an. Wir werden diese bald in einem polnischen Kloster kennen lernen.

Der Habit sollte der Armuth gemäß von grobem naturbraunem Tuche, so eng als möglich sein und bis auf die Füße hinbreichen; das Skapulier ist von demselben Tuche, der Mantel hingegen von weißem und wird mit einem hölzernen Knopfe zusammengehalten. Hemd und Schnupftuch muß von Wolle sein, und der Gürtel von Leder, drei Finger breit. Die Sandalen sollen aus Ginster oder Hanfschnüren geflochten sein.

Als später mehrere Klöster von der Reform entstanden, wurden die Satzungen wieder etwas von Theresia abgeändert, z. B. daß die Zahl der Nonnen in einem Kloster nicht mehr 13 sondern 21 betragen durften. Die Karmeliter sind nämlich ein Bettelorden und müssen von Almosen leben, daher ein Kloster nicht zu stark mit Nichtsthuerinnen überfüllt sein durfte, um nicht den Unwillen der Bevölkerung zu erregen.

Im ersten Kloster der Reform herrschte selbstverständlich ein großer Eifer. Die Nonnen erfuhren zur selben Zeit, daß Papst Pius V. sehr dicke Hemden vom gröbsten wollenen Loden, woraus man gewöhnlich Pferdedecken macht, trug. Sogleich mußten die Nonnen auch solche Hemden haben, und Theresia erlaubte ihnen Unterkleider von diesem Stoffe. In der Folge wurden aber die Nonnen durch den starken Kitzel krank, und die Beichtväter ruhten nicht eher, als bis sie wieder ihr Wollenzeug angelegt hatten.

Die Wolle trägt bekanntlich nicht zur Reinlichkeit des Leibes bei. Theresia erbat sich jedoch die Gnade, daß weder in den Hemden noch in den übrigen Kleidern sich Unreinlichkeiten ansetzten. Dieses Privilegium wurde nicht bloß den älteren Nonnen verliehen, sondern auch den Novizinnen; nur an den Kleidern derer setzte sich Unflath an,

welche später wieder aus dem Orden traten, offenbar ein Wunder. Ribera, ein Beichtvater der Theresia, sagt darüber, und er kann es auch wissen: Diese Reinlichkeit der Unterkleider findet in allen Klöstern der Discalceatinnen Statt; und ich habe dies selbst in einigen Klöstern genau erfahren, wie in Avila, Salamanca u. s. f. Ebenso hörte er auch: Wenn öfters Nonnen aus andern armen Klöstern bei den Discalceatinnen einige Tage verweilten, so hört für dieselben auf die Zeit ihres Aufenthaltes jene besondere Reinlichkeit in den Betten auf, — mit andern Worten, so lange Gäste im Kloster waren, verunreinigten alle Nonnen ihre Kleider. Sobald die Gäste aber weggegangen waren, kehrte an demselben Tage die frühere Reinlichkeit wieder zurück. Dieses Vorrecht genießen aber nur die Töchter Theresias, die weiblichen Ordensglieder. Der männliche Theil des Ordens wird stark von Unreinlichkeit und Ungeziefer geplagt.

Der Orden verhielt sich damals feindlich gegen die Reform Theresias. Weder weibliche noch männliche Klöster wollten die strengen Regeln annehmen. Nach fünfjährigem Bestande des neuen Klosters kam jedoch der General Rossi nach Spanien, die Häuser seines Ordens zu visitiren, und er erlaubte Theresia, neue Klöster nach ihrer Regel zu gründen.

Von nun an begann Theresia ganz Spanien zu durchschwärmen und erbaute nach und nach 32 Carmeliterklöster, darunter 12 männliche. Ein Kloster war damals leicht gebaut, Grund und Boden wurde geschenkt, ein Stiftungskapital war überflüssig, weil sich die Mönche ohnedies vom Bettel nährten. Die männlichen Klöster nahm Theresia besonders auf das Korn. Sie war eine Todfeindin der Hosen, und alle Carmeliter ihrer Reform durften keine solche tragen; sie gab ihnen dafür einen kleinen Bauchschurz. Dagegen mußten ihre Nonnen Hosen tragen; ob sie selbst eine getragen hat, erzählt vorsichtigerweise kein Beichtvater.

Obwohl sie anfangs nur zwei Männer fand, welche sich herbeiließen, ihre Hosen abzulegen, so gedieh nach und nach doch ihr Werk. Der Carmeliterorden verbreitete sich über ganz Spanien und wurde mit einem Male bekannter.

Der General hatte Theresia geschrieben, sie möge soviele Klöster ihrer Reform stiften, als er Haare auf dem Kopfe habe. Der andere Theil des Ordens jedoch, welcher die neue Reform nicht anerkannte, hielt sich darüber auf. Die „Gemilderten“ hielten daher im

Jahre 1575 zu Pacenza in Italien ein Generalkapitel ihres Ordens ab, zu welchem aus allen Provinzen, also auch aus Spanien, Abgeordnete geschickt wurden. Hier brachten nun die Gemilderten ihre Klagen gegen die ihnen mißliebigen Discalceaten vor und suchten ein Dekret gegen dieselben zu erwirken. Theresia wurde als eine ungehorsame, unruhige, eigensinnige und halsstärrige Nonne dargestellt, und ihr viele Dinge vorgeworfen, die wir nicht wiederholen möchten. Der neue General Rubeo befahl daher:

Zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Orden müsse die ganze Reform ausgetilgt und vernichtet werden. Die Discalceaten müssen von dem benannten Orden binnen drei Tagen ausscheiden, sonst verfallen sie in die kirchlichen Strafen. Theresia darf keine neuen Klöster mehr stiften, und das Kloster, in dem sie wohnt, gar nicht mehr verlassen u. s. w.

Die Discalceaten kehrten nun wieder zu den Gemilderten zurück und Theresia verschloß sich aus Gram in ein Kloster zu Toledo. Ihrem guten Freunde und Visitator des Ordens, P. Gratianus, wurde vom päpstlichen Nuntius das Visitiren untersagt, und Gratian zog sich aus Zorn in wilde Höhlen zurück. Zwei Beichtväter ihres Klosters, P. Johannes und P. Germanus, wurden wie Verbrecher abgeführt, an dem Tage ihrer Gefangennehmung zweimal mit Prügel geschlagen und aufs Aergste mißhandelt. Germanus starb am Blutspeien, Johannes aber blieb trotz der königlichen Fürsprache neun Monate unter schmählicher und grausamer Behandlung eingekerkert, entfloh und wurde heilig gesprochen. So rächten sich die siegreichen Gemilderten an den Discalceaten.

Die grausame Benützung des erlangten Sieges durch die Gemilderten veranlaßte die Discalceaten, abermals ihr Haupt zu erheben. Sie versammelten sich zu Almodovar und beschlossen eine völlige Trennung von den Gemilderten. Ehe jedoch die von ihnen gewählten zwei Abgeordneten nach Rom abgehen konnten, um beim Papste selbst ihre Sache zu betreiben, erfuhr der apostolische Nuntius in Madrid von der Abhaltung des Capitels. Wüthend erklärte er alle Beschlüsse desselben für ungiltig, ließ die Betheiligten in verschiedene Klöster sperren und Theresia abermals nach Toledo in neue Gefangenschaft bringen. Zugleich erließ er ein Dekret, worin er in aller Strenge das Reformwerk Theresias zu vernichten befahl und dieselbe eine gefährliche Landstreicherin nannte.

Selbst die Teufel unterstützten die siegreichen Carmeliter und den päpstlichen Nuntius im Kampfe gegen das Haupt der aufständischen Carmeliter. In ihrer Gefangenschaft wurde Theresia von einem Teufel gepackt und so auf den Boden geworfen, daß sie den linken Arm brach. Gott erzählte ihr später, der Teufel habe sie tödten wollen, allein er habe ihn daran verhindert.

Endlich errangen die revolutionären Discalceaten den Sieg. König Philipp II. von Spanien war persönlich für Theresia sehr eingenommen und setzte auf ihre Bitten eine Commission nieder, deren Räthe den ganzen Streit prüften.

Da diese selbst Freunde Theresias waren, so fiel das Urtheil natürlich zu deren Gunsten aus. Der König bestätigte folgenden Urtheilsspruch:

1) Die Reform der Carmeliter sei auf alle Weise zu erhalten und zu fördern.
2) Die Discalceaten sollten nicht unter den Mitigirten (Gemilderten) gemischt leben.
3) Die Prioren der Discalceaten dürften nur aus ihnen selbst gewählt werden.

Nun wurden abermals zwei Patres nach Rom zum Papste abgeordnet. Damit sie aber von den Gemilderten nicht gefangen genommen und eingesperrt wurden, schickte sie Theresia in weltlichen Kleidern dorthin. Erst nach einem Jahre wurden sie mit ihrer Bitte vorgelassen, und das Cardinalscollegium entschied sich für ihre Trennung. Der Papst mußte jedoch erst durch Geld zu seiner Zustimmung gewonnen werden, und erließ am 22. Juni 1580 eine Bulle, in welcher die Selbstständigkeit der Discalceaten und ihre Trennung von den Mitigirten ausgesprochen und anerkannt wird. Als dieselbe in Spanien anlangte, sonderten sich am 3. Mai 1581 die Discalceaten, Theresias Anhänger, von den Gemilderten unter großen Feierlichkeiten im Namen Sr. päpstlichen Heiligkeit ab und wählten am nächsten Tage in Complut den P. Gratianus zum Provincialen, der mittlerweile aus seinen Höhlen zurückgekehrt war.

Nicht lange überlebte Theresia diesen Sieg. Auf einer ihrer ununterbrochenen Reisen erkrankte sie in Alba und starb im dortigen Karmeliterkloster am 4. Oktober 1582. Die dankbaren Discalceaten sorgten für ihre Heiligsprechung, welche Gregor XV. im Jahre 1662 vornahm. Nach ihrem Tode erschien sie einer vertrauten Nonne und

gestand ihr, daß sie mehr aus Inbrunst der Liebe, als an Krankheit gestorben sei. Von der Liebe scheint sie überhaupt viel verstanden zu haben. Sie schreibt unter Anderm: Der Teufel ist ein Unglücklicher, der nichts liebt, und die Hölle ein Ort, wo man auch nicht liebt, — ein Gedanke, der eines großen Dichters würdig wäre.

Seit der bullenmäßig anerkannten Reform Theresias ist der Karmeliter-Orden in zwei Lager geschieden: die beschuhten Karmeliter, Gemilderte oder Mitigirte genannt, und die unbeschuhten, von der Reform oder Discalceaten genannt. Gleichwohl stehen beide Heerhaufen unter einem gemeinsamen General und rechnen sich zu Mater Carmel.

Ohne die Reform Theresias würde der Karmeliterorden längst ausgestorben sein; erst durch diese kam wieder Bewegung und neues Leben in ihn. Dies beweist das Verkommen der Mitigirten, welche nur noch in Frankreich und Spanien existiren; während die strengen Discalceaten sich überallhin verbreiteten und noch jetzt in Deutschland blühen.

Das Verbot, Novizen aufzunehmen, und die Säcularisation traf gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch die Carmeliter, außer den Barfüßern in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika. Seit 1817 hat auch Frankreich wieder Karmeliterinnen, von denen viele Unterricht ertheilen und lebensmüde Frauen und Mädchen als Kostgängerinnen aufnehmen. In Polen fanden sie einen besonders ergiebigen Boden, wurden aber durch Rußland aufgehoben und existiren noch in österreichisch und preußisch Polen.

Die Thätigkeit für die Welt ist den Karmeliterrinnen untersagt. Nur durch Leitung von Brüderschaften (Erzbrüderschaft unserer lieben Frau vom Berge Carmel), Verbreitung ihres wunderthätigen Scapuliers und Mission in Persien wirkten sie nach Außen.

Außerdem haben sie sich Verdienste durch ihre Obstbaumzucht (Karmeliterreinette, Magdalenen- oder Karmeliterbirne), durch ihre Riechwasser für Ohnmachten (aus den Blättern der gemeinen Citronenmelisse) und durch Erfindung des Karmeliterweißes, des besten Kalkes, erworben, und erfreuen noch heute das Herz manches Süddeutschen durch das ausgezeichnete Bier, das sie brauen.

Dem Orden oblag das Amt, die casa santa, Marias Haus zu Nazareth, dessen Ueberbringung durch Engel nach Italien bereits früher erwähnt wurde, in Loretto zu bewachen.

In seiner höchsten Blüthe umfaßte er 587 Klöster in 38 Provinzen, jetzt aber nicht mehr den zehnten Theil.

LIII.

Wenn man Kutten ausklopft, fliegen Nachteulen heraus.*)

Viele sind gewohnt, die Klöster als die eigentlichen Herde der Heiligkeit anzusehen. Zum besseren Verständniß der nachfolgenden Klostergeschichten ist es daher nöthig, daß zuvor die Kutten ausgeklopft und die daraus hervorfliegenden Nachteulen beim Lichte des Tages betrachtet werden.

Das Klosterwesen entstand in den ersten Jahrhunderten des Christenthums allmählig aus der Vereinigung der Tausende von Einsiedlern, welche sich in den Wüsten Syriens niederließen. Die griechische Kirche will das erste Kloster erbaut haben.

Im Mittelalter schossen aber die Klöster wie Pilze aus der Erde. Vor der Reformation gab es allein 14,993 Bettelmönchklöster. Durch die Reformation und den dreißigjährigen Krieg gingen in Deutschland 800 Klöster, darunter in Sachsen allein 130 zu Grunde. Dennoch zählte Oesterreich beim Regierungsantritte des Kaisers Joseph II. noch 1565 Mönchs- und 604 Nonnenklöster. Zur Zeit Luthers war die Zahl der Mönche auf 2,465,000 gestiegen, worunter allein eine Million Bettelmönche. Die weltlichen Geistlichen hier nicht mitgerechnet.

---

*) Die Kutten werden unter Beachtung aller bestehenden Preßgesetze ausgeklopft. Kommt hiebei manchmal ein unsauberer Geist zum Vorscheine, so bitten wir den geehrten Leser damit um Entschuldigung, daß wir nur geschichtliche Thatsachen bringen, die Geschichte aber nach Göthes Ausspruch nichts als eine fortlaufende Kette von Unanständigkeiten ist.

Digitized by Google

Italien, der Levitenstaat par excellence, zählte bei 24 Millionen Einwohnern noch im Jahre 1864 200,900 Geistliche, 82 geistliche Orden mit 2282 Klöstern, mit einer amtlich geschätzten Einnahme von 75,266, 216 Lire. Rom, Neapel und Palermo schließen allein 30,000 Individuen beiderlei Geschlechtes in sich, die der Vergangenheit fremd, der Gegenwart feind und der Zukunft ihres Vaterlandes unnütz sind.

Solche Zahlen sind Autoritäten. Welche Epidemie oder zerstörende Landplage hat je das Menschengeschlecht mit einer solchen dauernden Wirkung decimirt?

Nach der summarischen Zusammenstellung amtlicher Tabellen gingen durch die Künste dieser ungeheuren bekutteten Armee innerhalb sechs Jahrhunderten aus der römischen Christenheit nur 1,019,690,000 Gulden nach Rom.

Man weiß nicht, gab es mehr Sekten oder Orden in der Kirche. Alle Abarten der Mönche und Nonnen aufzuzählen, wäre unmöglich. Marni de St. Adelgonde sagt darüber in seinem Werke: Bienenkorb des hl. Röm. Immenschwarms 2c.

„Wie etliche in Schneeweis, etliche in Kohlschwarz, die andern in Eselgraw, in Grasgrün, in Feuerrodt, in Himmelblaw, in bunt oder geschecket gekleyd gehn, die eynen eyn helle, die andern eyn trübe Kapp antragen, die eyn Rauchfarb vom Fegfeuer geräuchert, die ander von Requiem Todtenpleych. Den einen Mönch graw wie ein Spatz, den andern hellgraw wie eyn Klosterklatz. Etliche vermengt mit schwartz und weis, wie Atzeln, Raupen und Läus, die andern Schwefelfarb und Wolfsfarb, die dritten Eschenfarb und Holzfarb, etliche in vil Röcken über einander, die andern in eyner blosen Kutt: Etliche mit dem Hembd überm Rock, die andern ohn ein Hemd, oder mit eym pantzerhemd, oder Sankt Johannes Cameelshaut auf bloser Haut: Etliche halb, etliche ganz beschoren, etliche bärtig, die andern unbärtig und ungeberdig: Etliche gehn barhaupt, vil barfüßig, aber all miteinander müßig: Etliche sind ganz Willin (wollene), etlich Leinin, etlich Schäfin, etlich Schweinin: Etlich führen Juden-Ringlein auff der Brust, die andern zwey Schwerter kreutzweis darauff geschrenckt, die dritten ein Crucefix, die Vierten zween schlüssel. Die fünften Sternen, die sechsten Kränzlein: die siebenten Spiegel auß dem Eulenspiegel, die achten Bischofshut, die Neunten Fligel, die Zehenden Tuchschären, die eylften Kelch, die zwölften

Muscheln und Jakobsstäb, die Dreizehenden Geysseln, die Viertzehenden schilt (Schilde), und andere sonst auf der Brust seltsam Grillen. Sehet da, die Feldzeychen sind schon ausgetheylt, es fälen nur die Federpusch, so ziehn sie hin im Krieg gerüst." Man braucht nur eines Sonntags Abends auf dem Monte Pincio in Rom zu lustwandeln, um diese Beschreibung in voller Wahrheit bestätigt zu sehen.

Welche Reichthümer repräsentirten diese Orden! Hatte eine Kirche oder ein Kloster Lust nach einem schönen Landstriche, so fand sich bald im Klosterarchive eine vergilbte Pergament-Urkunde, von diesem oder jenem Fürsten der Vorzeit ausgestellt, welcher den ersehnten Landstrich dem Kloster schenkte. Im Kloster St. Medardi zu Soissons bestand eine förmliche Fabrik von falschen Documenten. Da war es denn freilich kein Wunder, daß zur Zeit der Revolution das Vermögen der Geistlichkeit in Frankreich auf 3,000 Millionen Franken angeschlagen werden konnte.

Die hl. Messe, lehrten die Mönche, ist die einzige Erfrischung für die armen Seelen im Fegfeuer, die mächtigste Vogelscheuche für den Teufel, und kostete 36 Kreuzer; die Bettelmönche lasen sie jedoch um die Hälfte und standen sich ganz gut dabei. Einzelne Klöster wurden außerordentlich reich durch einen Ablaß, zu welchem ihnen der Papst ein Privilegium verliehen hatte. Der Portiuncula-Ablaß brachte den Franziskanern Millionen. Ein Hieronymitenkloster bei Valladolid genoß das ausschließliche Privilegium, die Kreuzbulle zu verkaufen, was ihm jährlich 12,000 Dukaten eintrug.

Die Vertheidiger der Möncherei machen geltend, daß unsere Zeit Alles, was sie hat, nur den Mönchen verdanke. Sie erhielten und pflegten Kunst und Wissenschaften. Dieses Verdienst wollen wir ihnen, besonders den Benediktinern, nicht schmälern, weil es ihnen in Wahrheit gebührt. Für die Hinterwälder Amerikas und das Innere Afrikas könnten die Klöster sich noch jetzt ungeheuere Verdienste erringen, wenn sie es nicht vorzögen, statt dessen gutes Bier zu brauen. Für unsere Tage aber sind sie nutzlos geworden. In der Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst leisteten die Mönche noch das Meiste. Welche Geschmacklosigkeit aber auch hierin sie leitete, beweist unter Andern eine bildliche Darstellung von dem Opfer Abrahams in dem Refektorium eines Klosters zu M . . .

Isaak kniet kläglich auf dem Holzstoß, und sein Vater setzt ihm

eine Pistole auf die Brust. Der Hahn ist gespannt und man sieht, der Erzjude will eben abdrücken. Man zittert, aber oben in den Wolken schwebt schon der Erretter, ein Engel, der so geschickt ein sehr irdisches Bedürfniß befriedigt, daß dadurch das Pulver auf der Pfanne naß und Isaak so errettet wird.

Den Mönchen verdanken wir auch die Schauspiele. Unsere heutigen Schauspiele gingen allmählig aus den sogenannten Mysterien hervor, welche in den Klöstern aufgeführt wurden. In diesen Klosterschauspielen erreicht die Bornirtheit den Grad des höheren Blödsinnes.

Die Schöpfung der Welt wurde in der Weise aufgeführt: Gott Vater erscheint im Schlafrock, mit Brille und Perrücke, und Adam bittet ihn knieend — erschaffen zu werden.

In einem dreiaktigen Passionsspiel, welches 1782 unter dem Titel: „Die Sündfluth" in Ingolstadt aufgeführt wurde, klagt Gott Vater über das sündhafte Leben der Menschen:

Ist das, o Mensch, das Leben Dein!
Der Henker soll Gott Vater sein,
Es thut mich bis in Tod verdrießen,
Daß ich Euch Schweng'l hab' machen müssen.

Neptun und Aeolus bieten nun Gott ihre Dienste an, und dieser sagt höchst ärgerlich:

Thut länger Ihr so barmherzig sein,
So schlagents uns noch in d' Fesseln 'nein,
Ein Exempel müßt Ihr statuiren,
Sonst thun's einem noch ins Haus hofiren.

Endlich ist die Arche fertig und zum Abfahren bereit. Der Engel trinkt mit Noah eine Flasche Wein; dieser geht dann in die Arche, der Engel schiebt den Riegel vor, und nun geht das Donnerwetter, das Regnen und der Sturm los, daß die Menschen in der Luft herumfliegen.

Die Sündfluth ist zu Ende; Noah opfert und Gott spricht:

Potz Element, was riecht so süß?
Das ist zu meiner Ehr gewiß.
Zum Zeichen, wie ich Dir gewogen,
Nimm um den Hals den Regenbogen.

Fama posaunt dies nach allen vier Winden aus:

Das bleibt der Welt nun immer kund,
Geschlossen ist der Gnadenbund.
Pum, Pum, Pumpedipum, Pum!

Außer solchen Schauspielen genießen die Mönche noch das hohe Verdienst der Originellität ihrer Predigten. Da sie die seltsamsten Vergleiche und Wendungen gebrauchten, so übten sie jederzeit große Wirkung auf das Volk. Berühmt sind die Predigten des Paters Abraham a Santa Clara, der eine seiner Wienervorträge damit schloß: „Ja, ja! Es gibt so verdorbene Männer, daß sie diesem Laster nachrennen und wenn sie zu Hause die schönsten Frauen haben. Wie gern würden wir, was uns betrifft, die Stelle dieser Männer vertreten!"

Noch derber und unanständiger predigte um 1550 Pater Cornelius Adriansen zu Brügge in Flandern, der unter Anderm des Himmels Süßigkeit mit Hammelfleisch und weißen Rüben verglich.

Bekannter als diese zwei ist der Straßenprediger Rocco zu Neapel.

— Ich will sehen, sprach er einst zu seinen Zuhörern, ob Euch Euere Sünden leid thun. Wem es mit der Buße Ernst ist, der hebe die Hand in die Höhe.

Alle Hände reckten sich in die Höhe.

— Nun, heiliger Michael, der Du mit Deinem Flammenschwerte am Throne des Ewigen stehst, haue alle die Hände ab, die sich in Heuchelei erheben!

Alle Hände sanken wie mit einem Schlage herunter. Nun begann aber Rocco eine furchtbare Strafpredigt und schloß sie mit der Erzählung einer Vision, in welcher er durch eine Abtrittöffnung tief, tief hinuntergesehen habe auf eine ungeheuere Schaar von Lazzaroni, die der Teufel sich alle hinein gesteckt habe in eine Oeffnung, die so groß gewesen sei wie der See Agnano.

Bei Einkleidung einer Nonne hielt der Franziskaner Pater Martin i. J. 1782 zu Gmünd eine Predigt, die in ganz Deutschland berühmt wurde. Der Schluß lautet wörtlich:

„Nun, geistliche Braut, seien Sie ein junger Affe, der seiner Mutter, der würdigen Frau Oberin, Alles nachäfft. Aeffen Sie nach dem alten Affen in Tugenden, Kasteiungen und Bußwerken, äffe nach, Du junger Affe, ihre Keuschheit, Demuth, Geduld und Auferbaulichkeit! Und Sie, würdige Frau Oberin, gleichen Sie dem alten Bären, der ein ungelecktes Stück Fleisch so lange leckt, bis es die Gestalt eines

jungen Bären hat. Lecke, Du alter Bär, gegenwärtiges geistliches Stück Fleisch so lange, bis es Dir vollkommen ähnlich ist. Lecke, Du alter Bär, die sämmtliche Familie der geistigen Braut und alle hier in dem Herrn Versammelten, — zuletzt auch mich, damit wir Alle wohlgeleckt und gereinigt den Gipfel der Vollkommenheit erreichen mögen, Amen."

Luther übertraf übrigens alle vorangeführten Mönchsprediger noch weit an urdeutscher Derbheit und Urwüchsigkeit der Kraftstellen.

Im Innern der Klöster sah es nicht gebildeter aus. Die Erziehung der Novizen belegt dies mit zahlreichen Beweisen. Das erste Gesetz in einem Kloster ist unbedingter Gehorsam. Ein Novize darf keinen Willen haben; er muß auf den Wink des Novizenmeisters aufpassen wie ein Pudel in der Dressur. Er muß auf Befehl krank und gesund sein und sich in Wasser oder Feuer stürzen. „Es ist besser, gegen Gott sündigen, als gegen seinen Prior", sagt der hl. Climacus.

Die Novizen sind die Hofnarren der Patres und müssen sich alle Ausbrüche ihrer guten und üblen Laune gefallen lassen. Das heißt man „sich an Gehorsam und Demuth gewöhnen."

So mußten sie, um vorgekommene Beispiele aufzuführen, mit schweren Reitstiefeln auf einem Bein um den Tisch hüpfen oder ein Dutzend Purzelbäume schlagen. Dann wurde ihnen befohlen, Fischeier oder Salz in die Erde zu säen oder man spannte sie an einen Wagen und ließ sie einen Strohhalm oder eine Feder spazieren führen. Kapuziner haben ihren Novizen Heu und Stroh vorgesetzt und sie aus Schweinetrögen essen lassen. Ein beliebtes Vergnügen war, daß sie auf dem Fußboden einen Strich mit Kreide zogen und den Novizen befahlen, diesen aufzulecken. Ueberdies zogen sie den Strich absichtlich über den Speichel, womit sie die Dielen zu verzieren pflegten. Auch exercieren mußten die Novizen. Es wurde ihnen ein alter Sessel über den Kopf gestülpt, ein Bratspieß oder Flederwisch an die Seite gesteckt und eine Bratpfanne als Gewehr über die Schulter gelegt.

Das ist die Uebung der Demuth. Wehe dem Armen, der eine Miene hiebei zu verziehen wagte; strenge Strafen warteten seiner. Wenn ein Novize beim Gesange zu früh einfiel, die Thüre zu heftig zuwarf, etwas fallen ließ oder dergleichen, so war dies eine culpa levis, läßliche Sünde, und wurde damit bestraft, daß er auf den

Knieen liegend mit ausgestreckten Armen ein langes Gebet sprechen oder den Finger in die Erde stecken mußte, — was in der klösterlichen Sprache „Bohnen pflanzen" heißt.

Unterließ es der Novize, dem Obern die Hand oder den Gürtel zu küssen, oder ging er ohne Erlaubniß aus, so war das eine culpa media, mittelmäßige Sünde. Für solche Vergehen mußte er fasten oder mit seinem Gürtel um den Hals an der bloßen Erde essen.

Culpa gravissima, Todsünde, aber war es, wenn er einen andern geschlagen, verwundet oder getödtet, wenn er auf wiederholter Uebertretung des sechsten Gebotes ertappt wurde oder entfliehen wollte. Diese Verbrechen wurden nach Laune der Obern mit einjähriger Einsperrung bei Wasser und Brod oder mit tödtlicher Geißelung oder ewigem Gefängniß bestraft.

Verging sich ein Novize gegen das Schweigen, so erhielt er ein Pferdegebiß, und ließ er seine Augen zu frei herumschweifen, eine Brille oder Scheuklappen. Als Hausknechte des Klosters mußten sie Treppen, Gänge, Abtritte fegen, Holz, Licht und Wasser herbeischleppen, Glocken läuten und außerdem im Chore bis zur Erschöpfung singen.

Was waren aber solche Strafen für Lappalien im Vergleich zu den grausamen Geißelungen der Mönche selbst! Die Selbstgeißelung ist schon sehr alt und wurde bereits von den „Vätern der Wüste" betrieben. Im Laufe der Zeit wurde sie als Bußmittel immer beliebter. Es bildeten sich besondere Gebräuche dabei und entstanden eigene Geißelbücher. Die Kirche wehrte sich lange gegen diesen Wahnsinn, unterlag aber den Jesuiten, welche besondere Zwecke mit der Geißelung verfolgten.

Unter den Frommen entspann sich darüber Streit, ob man sich beim Geißeln entkleiden solle oder nicht und ferner, ob Schläge auf Rücken und Schultern, oder auf das Gefäß, der Gesundheit weniger nachtheilig oder dem Himmel angenehmer seien. Die ganze geißelnde Welt theilte sich in zwei Parteien: die eine zog die anständigere obere Disciplin vor (disciplina supra), die andere die untere Disciplin (disciplina deorsum).*)

---

*) Ursprünglich bedeutet Disciplin alle Strafen und Züchtigungen. Später verstand man nur mehr das Geißeln darunter und nannte selbst das Instrument, welches zum Schlagen gebraucht wurde, Disciplin.

Die Gegner der letzteren behaupteten, sie verstoße gegen die Schamhaftigkeit und Abbé Boileau schreibt in seinem berühmten Werke darüber:

„Der hl. Gregorius von Nyssa lobt in seiner kanonischen Epistel den Gebrauch die todten Körper zu vergraben, welches man seiner Meinung nach thut, damit die Schande der menschlichen Natur nicht dem Sonnenlichte ausgesetzt werde. Aber ist es bei der verdorbenen Natur nicht weit schamloser und niederträchtiger, beim Lichte der Sonne die Lenden junger Mädchen und ihre, obwohl der Religion geweihten, nichtsdestoweniger wunderschönen Schenkel zu zeigen, als einen bloßen entstellten Leichnam?"

Trotzdem fand die untere Disciplin bei den Frauen den meisten Beifall und die medizinischen Gründe des gelehrten Theologen machten keinen Eindruck. Der heilige Antonius von Padua kann diese Geißelmode nicht genug loben, weßwegen ihn der heilige Xaverius, der Apostel Indiens, ein „Rindvieh" nennt.**)

Wie die Frauen überhaupt zur Excentrität mehr als geneigt sind, so fand das Geißeln unter ihnen zahlreiche Anhänger und wurde besonders in den Nonnenklöstern mit Leidenschaft betrieben. Ob hier der Bußgeist oder ein anderer Geist vorwaltete, wollen wir nicht untersuchen.

Die Karmeliter besaßen eine ziemlich vernünftige Regel, bis sie unter die Herrschaft Theresia's kamen, welche den Mönchen buchstäblich die Hosen aus- und ihren Nonnen anzog. In den Regeln, die sie gab, spielte die Selbstgeißelung eine Hauptrolle.

Das von ihr gestiftete Kloster zu Pastrana war eine freiwillige Marteranstalt. In diesem Geißelzeughaus lagen alle nur möglichen Geißelinstrumente angehäuft und jedem Novizen stand das Recht zu, sich dasjenige Folterwerkzeug auszuwählen, welches ihm für seine Buße am passendsten schien. Die Klosterregel der hl. Theresia ist so reichlich mit Geißelverordnungen gespickt, daß manches Kloster ihrer Reform ein eigenes Magazin für Ruthen haben mußte.

Auch die beschuhten Karmeliter erhielten bei den kleinsten Vergehen Prügel. Am allerhärtesten wurden die Vergehungen mit hübschen Klosterfrauen bestraft. Schon auf den bloßen Verdacht hin, ein solches Verbrechen begangen zu haben, wurde der schuldige Kar-

---

*) Thiers, l'histoire des Flagelants.

meliter, ohne Hoffnung auf Milderung oder Barmherzigkeit zu haben, mit ewigem Gefängniß bestraft, und zwar: um dort erbärmlich gequält zu werden, wie der Beisatz in den Statuten lautet.

Ein kurioser Orden war der Orden von Fontevrauld (Eberardsbrunnen.)

In dem Kloster lebten Mönche und Nonnen zusammen, die oft beieinander schlafen mußten, um Versuchungen gewaltsamer Weise und einzig zu dem Zweck herbeizuführen, sie desto glorreicher zu überwinden. Die Regel dieses Ordens fand soviele Liebhaberinnen, daß nicht selten 2—3000 Nonnen im Kloster waren. Das weibliche Geschlecht führte hier das Regiment im Hause, zumal viele fürstliche und vornehme Frauen darunter waren. Das Geißeln an einem jungen Frater oder Novizen war für die Damen ein Hauptvergnügen und wurde unter Bevorzugung der „untern Disciplin" höchsteigenhändig vollzogen. Da sich aber die Kindsleichen im Klosterfriedhofe zu sehr anhäuften, so mußte die Zucht später etwas strenger eingerichtet werden.

Der Cisterzienserorden bedachte in seinen verbesserten Regeln besonders das weibliche Geschlecht mit dem Geißeln sehr freigebig. Nach dem Tode einer Schwester mußten sich die Nonnen noch viele Wochen lang für das Seelenheil derselben einen gewissen Theil des Körpers zerhauen.

„Die Geißel ist" nach der Beschreibung des Kapuziner-Expriors Amman „ein Instrument, aus Eisendrath geflochten, ungefähr vier Schuh lang; ein Theil davon, den man beim Schlagen um die Hand windet, ist einfach, derjenige aber, mit dem man auf den Leib schlägt, fünffach geflochten und an den fünf Enden mit eisernen Zacken versehen. Die Geißelung geschieht bei den Kapuzinern Nachts im Chore. Bei der Mette heben sie die Kutten auf und klopfen sich auf den bloßen Steiß, bis der Obere ein Zeichen zum Aufhören gibt. Da sie keine Hosen tragen, so geht die Scene schnell auf Commando vor sich."

Die Folgen des Cölibats zeigen sich bei den Mönchen auf eine noch widerlichere Weise als bei den Weltgeistlichen, die durch ihren Verkehr mit den Menschen dasselbe eher umgehen können. Das ascetische Leben, die schwächende Diät und der häufige Genuß der Fische wie auch das Geißeln trugen sehr viel dazu bei, den „Fleischesteufel" mehr gegen die Mönche als gegen andere Menschenkinder aufzureizen. Die in den Klöstern herrschende Sittenlosigkeit übertrifft die kühnste

Phantasie. Um die Folgen derselben zu verbergen, wurden sehr häufig die Mittelchen der Klosterapotheke in Anspruch genommen, und manches gefallene Mädchen blieb durch ihre Hilfe in den Augen der Welt eine reine Jungfrau; aber auch mancher Ehemann verschwand durch sie.

Kinder waren die Schattenseite des Nonnenlebens, aber die frommen Vestalinnen wußten sich zu helfen. Das Mittel war sehr einfach, sie brachten die Kinder um. Bei Abbrechung des Klosters Mariakron fand man in den heimlichen Gemächern und sonst — Kinderköpfe, auch ganze Körperlein versteckt und vergraben. Bischof Ulrich von Augsburg erzählt, daß Papst Gregor I., der auch für das Cölibat sehr eingenommen gewesen, davon zurückgekommen sei, als einst aus einem Klosterteiche 6,000 Kinderköpfe herausgefischt wurden.

Als Kaiser Josef II. die Klöster aufhob, fragte er einen Prior:

— Wie stark sind sie?

— Zweihundert Mönche, Ew. Majestät.

— Wie?

— Ja, Ew. Majestät, wir haben auch vier Nonnenklöster zu versehen.

Der Kaiser drehte dem offenherzigen Prior den Rücken zu, um ihm sein Lachen zu verbergen.

Schon die Synode zu Rouen (um 650) sah sich genöthigt, das Gesetz zu erlassen: daß Nonnen, die mit Geistlichen oder Laien Unzucht getrieben, durchgeprügelt und ins Gefängniß geworfen werden sollten.

Robert von Abrissel, der Stifter des erwähnten Klosters Fontevraul, ein sehr heiliger Mann, brachte die Nächte bei Nonnen zu, um seine Stärke in der Tugend der Enthaltsamkeit zu prüfen. Sehr vernünftig war es von ihm, daß er sich zu dieser Probe nur die allerschönsten Nonnen aussuchte. Siegte er, dann war sein Sieg um so verdienstlicher, und unterlag er, nun, dann lohnte es doch auch der Mühe.

Schwärmerei und Träume sind die bedauerlichen Folgen des Cölibates. Einige Nonnen schwärmten solange für den „Seelenbräutigam", bis sie sich einbildeten, ihn wirklich zu sehen und Besuche von ihm zu empfangen.

So die Nonne Armelle, welche in der Seitenwunde Christi zu wohnen glaubte, und Maria a la Coque, welche von Christus die

Erlaubniß erhielt, ihr Herz in das seinige zu legen. Dann bekam sie es wieder, aber Christus rieth ihr, wenn sie von der Operation Seitenstechen empfinde, sich zur Ader zu lassen.

Von Abraham a Santa Clara wird erzählt, daß, als er einst in einem Nonnenkloster Beichte gehört habe, ihm fast alle Nonnen gestanden, daß sie von Hosen geträumt hätten. Der fromme aber derbe Pater war nicht wenig ergrimmt.

— Was? Ihr wollt Bräute Christi sein? fuhr er sie an. Christus hatte keine Hosen, ist Euer Bräutigam ohne Hosen und ihr denkt und träumt von Hosen? Gehet hin in das ewige Feuer, da werdet ihr Hosen sehen, glühende, feurige Hosen" u. s. w.

Im 17. Jahrhundert bekam eine deutsche Nonne den Einfall, eine andere zu beißen. Dieser gefiel der Spaß und sie biß wieder eine andere, bis das Beißen förmlich epidemisch wurde und sich mit rasender Schnelligkeit von einem Nonnenkloster zum andern verbreitete. Bald bissen sich alle Nonnen von der Ostsee bis nach Rom.

In einem französischen Kloster wurde es unter den Nonnen Mode, wie die Katzen zu miauen, und das Miauen nahm so überhand, daß es viel Skandal gab. Alle Verbote fruchteten nichts und das Miauen wurde immer ärger. Endlich erhielt eine Compagnie Soldaten den Befehl, diesen Katzenteufel zu bannen, in das Kloster zu rücken, die Nonnen über das Knie zu legen und solange mit Ruthen zu bearbeiten, bis ihnen das Miauen verginge. Die Exekution wurde aber überflüssig, denn jetzt war der Miauteufel für immer verschwunden.

Diese Nonnen, besonders wenn sie alt und garstig wurden, konnten aber wahre Teufel sein, und ihr ganzer Haß traf die jungen und hübschen Schwestern. Diese wurden mit Argusaugen bewacht und wehe ihnen, wenn sie im Umgange mit einem Manne ertappt wurden. Dann vergaßen jene ihre eigene Jugend und begingen die empörendsten Grausamkeiten. Zwei solche Beispiele sollen unsern Kuttenreigen beschließen.

Im Kloster Wattun verliebte sich eine Nonne in einen Mönch. Diese Liebe mußte nicht platonisch gewesen sein, denn die Nonne fühlte sich Mutter. Als ihre Lage nicht mehr zu verbergen war, entdeckte sie sich ihren Mitschwestern. Diese stürzten über sie her und schlugen sie. Einige riethen, die Verbrecherin zu schinden oder zu verbrennen; andere wollten sie auf glühende Kohlen gelegt haben. Die Priorin

ließ sie aber ins Gefängniß werfen und fesseln, wo sie bei Brod und Wasser fortwährend mißhandelt wurde. Dem Mönche war es gelungen zu entfliehen.

Als die Stunde der Niederkunft heranrückte, bat das arme Geschöpf flehentlich, man möge sie aus dem Kloster entlassen, denn ihr Geliebter habe ihr versprochen, sie mitzunehmen. Die Nonnen lockten ihr nun nach und nach heraus, daß der Mönch sie auf erhaltene Nachricht an einer bestimmten Stelle in der Nacht und in weltlichen Kleidern erwarten würde.

Diese Entdeckung war den Megären willkommen. Ein handfester Pater, begleitet von einigen andern, begab sich, gehörig vermummt und mit einem Knittel versehen, an den bezeichneten Ort. Der Mönch wurde ergriffen und im Triumph ins Kloster geschleppt. Seine Geliebte wurde aus dem Gefängnisse herbeigebracht und von den Nonnen gezwungen, ihren Mönch zu — entmannen! Die Nonne wurde hierauf wieder ins Gefängniß zurückgebracht. In einer Nacht kam sie nieder, das Kind war aber nirgends zu finden. Die Nonnen untersuchten ihren ganzen Leib, fanden ihn aber weder irgendwo verletzt, noch eine Spur von Ermordung des Kindes. Hatte die unglückliche Mutter ihr Kind gefressen? Man weiß es nicht. Sie gab an, sie habe im Traume einen Bischof und zwei Frauen erscheinen und mit ihrem in glänzende Windeln gehüllten Kinde davongehen sehen. Die Geschichte wurde nun für ein Wunder erklärt, und als solches im Kloster bis auf späte Zeiten den Neugierigen erzählt. Dies trug sich in England im Jahre 1150 zu.

Das andere Beispiel gehört der neueren Zeit an.

Der Wundarzt Ferdinand Baumann, der in dem bayerischen Dörfchen Hornstein in der Nähe einer Prämonstratenserabtei wohnte, beschloß mit seiner Frau, seine jüngste Tochter dem Himmel zu weihen. Der Hausfreund Baumanns war Abt der benachbarten Abtei, bestärkte die Eltern in ihrem Entschlusse, verwendete sich bei den Klarissinen in München für die künftige Aufnahme des Mädchens und bewirkte, daß man von ihr nur eine mäßige Aussteuer verlangte.

Nach vollendetem sechzehnten Jahre meldete sich Magdalena zur Aufnahme. Sie war ein wunderschönes Mädchen geworden und bezauberte alle Herzen durch ihr anmuthiges Wesen. Trotz eines günstigen Heirathsantrages von Seite eines Münchener Kaufmannssohnes entschloß sie sich für den Eintritt ins Kloster.

Magdalena wurde eingekleidet und vor allen Dingen in die Mysterien des Geißelns eingeweiht, für welches das arme Mädchen bald zu schwärmen anfing. Nach Ablegung der Profeß sah sie aber bald allerlei Dinge, die ihr nicht gefielen; allein sie mußte schweigen. Endlich kam das Fest der Himmelfahrt Mariä und mit ihm die große Disziplin, die sie im Allgemeinen noch nicht kennen gelernt hatte.

Das Zimmer, in welchem die Geißelung vorgenommen wurde, war zwar verdunkelt; allein durch die Ritzen der Fensterläden fiel Licht genug herein, um Alles genau erkennen zu lassen, was vorging. Nur mit großem Widerwillen löste die schamhafte Jungfrau den Gürtel und entblößte den untadelhaften schönen Körper, an welchem sich die lüsternen Blicke der alten Klosterkatzen weideten. Magdalena geißelte sich mit allem Eifer, bemerkte aber, daß es die andern Nonnen mehr wie eine Spielerei betrieben.

Auf Veranlassung des Pater Beichtvater wurde sie von der Apothekerin zur Oberkrankenpflegerin des Klosters ernannt, welcher Posten sie mit dem lüsternen P. Olympius in häufigere Berührung brachte. Von einer wohlmeinenden Schwester wurde sie indeß vor ihm gewarnt. Dieser scheinheilige Mönch machte ihr allerlei geistliche Geschenke und erwies ihr überhaupt soviele Aufmerksamkeiten, daß die andern Nonnen neidisch wurden. Magdalena suchte sich nun von ihrem Amte loszumachen, worüber ihr aber P. Olympius im Beichtstuhle die heftigsten Vorwürfe machte.

Nach drei Jahren ihres Widerstandes gegen die Absichten des Beichtvaters nahm man ihr ihre bisherige Stelle und fing an, sie mit Geringschätzung zu behandeln. Nun überfiel Magdalena die heftigste Reue, daß sie ins Kloster gegangen war. Da sie auf die ungerechten Vorwürfe der Priorin, welche sie eine Bauerndirne nannte, nicht schwieg und heftig erwiderte, so wurde sie bei der Aebtissin verklagt, und diese ließ Magdalena zu sich bescheiden.

Sie erschien und sah, daß bereits zwei stämmige Laienschwestern bei der Aebtissin waren; eine der Mägde hatte eine große Kinderruthe in der Hand. Die Aebtissin las Magdalena den Text und kündigte ihr an, daß sie bestraft werden solle. Die Arme weinte und bat um Vergebung. Die Aebtissin gebot Magdalena den Boden zu küssen. Diese war sehr bereit, dem Befehle Folge zu leisten. Kaum lag sie aber auf der Erde, als sogleich eine der Laienschwestern über sie herfiel und sich auf ihren Rücken setzte, während die andere ihr das Ge-

wand aufhob und die Ruthe tüchtig gebrauchte. Als dies vorüber war, mußte Magdalena der Aebtissin die Hand küssen und sich für die gnädige Strafe bedanken.

Von nun wurde sie von allen Seiten, am meisten vom Beichtvater, verfolgt. Oft und oft wurde sie zur großen Disciplin geschleppt. Sie beging die Unvorsichtigkeit, einen Brief an ihre Eltern zu schreiben, in welchem sie ihre grauenvolle Lage schilderte. Der Brief wurde aufgefangen und sie gezwungen, einen andern lügenhaften abzuschicken, den ihr P. Olympius in die Feder diktirt hatte. Für das Verrathen von Klostergeheimnissen an Laien erhielt sie abermals eine derbe Geißlung und wurde vier Wochen lange in den Thurm bei Wasser und Brod gesperrt.

Die Verzweiflung trieb sie zur Flucht. Allein sie wurde ertappt und unbarmherzig geschlagen, daß sie von Blut überronnen war. P. Olympius reizte die Aebtissin zu stets neuer Verfolgung an, und Magdalena wurde endlich zum Gefängnisse auf unbestimmte Zeit verurtheilt.

Als einst Magdalenas Gefängniß ausgebessert werden mußte, wurde sie in ein benachbartes gebracht, in welchem die Schwester Christina nun schon dreizehn Jahre saß. Sie war zum Gerippe abgezehrt, vom Geißeln lahm und dem Wahnsinn nahe.

Selbst im Gefängnisse verfolgte sie der Beichtvater. Er drang mit unanständigen Anträgen in sie, allein sie schrie um Hülfe, und der Pater stellte sich, als habe er ihr nur die Disciplin geben wollen. Um wenigstens in Etwas seinen Sinnen zu genügen, befahl ihr der heilige Mann, sich zu entblößen; unglücklicherweise ertappten ihn hiebei einige Schwestern.

Unter fortwährenden Ruthenstreichen hatte nun die Einkerkerung des unglücklichen Mädchens 3 Jahre und 8 Monate gedauert, als ein Schornsteinfeger ihr Gewimmer hörte und die Sache der Obrigkeit anzeigte. Das Justiz-Ministerium ernannte sogleich eine Kommission, welche Magdalena befreite. Durch die lange Einsperrung ohne alle Bewegung und die heftigen Schläge auf die muskulösen und tendinösen Theile der Schenkel und Füße, lautete der ärztliche Bericht, seien diese entzündet und dermaßen verhärtet und zusammengezogen, daß sie gänzlich erstorpirt und schwerlich Hoffnung vorhanden sei, sie wieder soweit zu heilen, daß sie ihre geraden Glieder würde gebrauchen können.

Während ihrer ärztlichen Behandlung wurde Magdalena viermal verhört. Die in dem zuständigen Archive in München heute noch einzusehenden Akten enthalten alle im Kloster verübten Schändlichkeiten. Auch einer Nonne Paschalia wird darin erwähnt, die ebenso gequält und daher wahnsinnig geworden war, und nach der Aussage von fünf Nonnen sich aus Verzweiflung im Gefängnisse an ihrem Busenschleier erhängt hatte.

Erst nach fünf bis sechs Jahren konnte Magdalena wieder gehen und ihr geknickter Körper erholte sich allmählig. Auf der Rückreise von einer Wallfahrt nach Loretto starb sie jedoch im August 1778 in einem Krankenspital zu Narni in Italien.

Obgleich alle Umstände gegen die Aebtissin und den Beichtvater sprachen, wußten sich die Schuldigen doch so durchzulügen, daß sie ohne Strafe davonkamen. Damals genossen ja die Klöster noch ungeheuerliche Privilegien.

Damals? sagen wir? Die Folge wird uns zeigen, ob es etwa heute anders geworden ist. Dieser Vorfall war nur ein schwaches Vorspiel gegen die schreckliche Barbarei, deren Opfer unsere Heldin geworden.

Trotz solcher Erfahrungen gibt es doch noch heute Klöster!

LIV.

Die drei Weihen und das anatomische Kabinet.

Rache!

Dieser Ausruf und die zornig geballte Rechte eines Jesuiten begleiteten Barbara in das Kloster. Der Mutter Segen — dieser folgte ihr nicht.

Die Pforte des Klosters war überschritten. Vier Thüren versperrten der Welt den Eingang in die Stätte heiligen Friedens. Die erste von Fichtenholz war mit brauner Oelfarbe angestrichen und hiezu hatte der Beichtvater den Schlüssel. Die zweite war von Eichenholz, und auf ihr stand mit Oelfarbe Jesus, Maria et Theresia angeschrieben. Die dritte Thür war von Eisen und hatte nach Außen sehr viele eiserne Spitzen. Die vierte Thür endlich war wieder von Eichenholz und mit einem großen, in der Mitte horizontal liegenden starken Riegel versehen. Diese drei Thüren konnten nur von Innen geöffnet werden.

Auf das Zeichen der Glocke hatte die Pförtnerin geöffnet.

— Gelobt sei Jesus Christus! Was wollen Sie?

— Ich bringe meine Tochter in das Kloster, erwiderte Elka.

— Ah, gnädige Frau, willkommen! Wollen Sie nicht Ihre Schleier zurückschlagen? Ich hätte Sie kaum erkannt. Sogleich werde ich die Frau Priorin rufen.

Raschen Schrittes eilte die Pförtnerin, nachdem sie die Pforte wohl verriegelt hatte, einen Gang entlang und verschwand hinter der Clausur. Den Augenblick, in welchem sie allein an der Pforte standen, benützte die Mutter nochmals.

— Barbara, noch ist es Zeit zur Umkehr. Bedenke was Du thust. Mein Wille ist es nicht, daß Du ins Kloster gehst.

— O ich habe es wohl überlegt, Mutter. Mein einziger Wunsch geht jetzt in Erfüllung. Ich werde glücklich sein, wenn ich nur ein=

mal diesen weltlichen Tand abgeworfen habe. Dabei deutete sie auf ihr einfaches schwarzes Kleid.

Inzwischen kam die Priorin mit der Pförtnerin herbei. Nach freundlichem Gruße umarmte sie Barbara und küßte sie auf die Stirne.

— Hier übergebe ich Ihnen meine Tochter Barbara, Frau Priorin. Ich habe Ihnen weiter nichts mehr zu sagen. Erlauben Sie mir daher, mich zu beabschieden.

— Weinen Sie nicht, gnädige Frau! Diese Thränen können Gott, der das Glück Ihrer Fräulein Tochter will, nicht wohlgefällig sein. Ich begreife, daß das Herz Ihnen weh thut.

Unter heftigem Weinen, ganz überwältigt von ihren Gefühlen, hatte sich die Mutter bereits abgewendet und die erste von der Pförtnerin erschlossene Thüre durchschritten. Kalt und herzlos starrte ihr Barbara nach. Die Mutter gehörte zur Welt, und diese existirte jetzt nicht mehr für sie.

Während die Pförtnerin behende die andern Thüren öffnete, begleitete die Priorin die Mutter bis zur Treppe. Hier ergriff sie nochmals das Wort.

— Sie wissen, gnädige Frau, daß unser Orden sehr strenge ist. Weltliche Besuche sind verboten, und ich möchte Sie daher höflichst ersuchen, wenigstens das erste Jahr während des Noviziates keinen Besuch zu machen. Dagegen steht Ihnen briefliche Correspondenz jederzeit offen.

— Diese Worte klingen fast, als ob Sie mich zum Kloster hinauswerfen wollten. Lebe wohl, Barbara!

Weiter entgegnete sie nichts. Aber tiefgekränkt im Herzen durch das Benehmen der Priorin und noch mehr durch die Kälte ihrer Tochter stieg sie in den ihrer harrenden Wagen und fuhr davon.

Die Priorin kehrte zu Barbara zurück und drückte sie vor Freude nochmals an sich.

— Mein liebes Kind, weil Du nur da bist! Jetzt ist Alles gut. Bedanke Dich bei den Schwestern für die Gunst, daß sie Dich in unsere heilige Gemeinschaft aufgenommen haben.

Die Nonnen liefen unterdessen in Menge herzu, um die neue Novize zu sehen. Die einen streckten die Köpfe über die andern hinaus und die hinteren stiegen sogar auf Bänke. Sie machten sogleich ihre Bemerkungen über Barbara.

— Sie ist schön, sagten Einige. Nein, sie ist häßlich, erwiderte

eine Andere. „Ihr Wuchs ist schlank und zierlich — Aber die bleichen Wangen," sie muß schon gelebt haben! — Ihr Gesicht ist anziehend — O wie abstoßend ihr Aeußeres! Die starken Wimpern und die herrlichen schwarzen Augen — Ach, sie war gewis schon verliebt — Wie widerspenstig ist ihr Ausdruck — Die langen Locken deuten auf eine Kokette! — Das häßliche Maal an der Stirne! —

Barbara wurde nun an beiden Händen ergriffen, an den Achseln gestoßen und rasch vorwärts gedrängt. Man riß ihr das Band weg das an dem Hute befestigt war, nahm ihr den Shawl und führte die verwunderte Jungfrau auf das Chor. Hier mußte sie vor einem großen durchbrochenen und vergoldeten Holzgeländer niederknieen.

— Danke Gott, daß er Dich an diesen Ort des Heiles geführt hat! befahl die Priorin.

Barbara betete, was ihr befohlen war. Das Chor mußte auf die andern Nonnen keine Anziehungskraft ausüben, denn sie waren zurückgeblieben und hatten sich wieder in die Gänge und Zellen verlaufen. Die Novize brachte nach ihrer Ansicht einen ungeheuern Fehler mit — sie war schön, ja leider die schönste von allen Frauen im Kloster. Das stand auf den ersten Anblick fest.

Nach einer Weile hieß die Priorin Barbara aufstehen und sagte:

— Komm, mein liebes Kind, der Tag ist zu bald zu Ende, wir müssen Deine Zelle einrichten. Ich werde Dich jetzt der Novizenmeisterin übergeben, der Du fortan allein zu gehorchen hast. Kümmere Dich nicht um die andern Schwestern, so lange Du Novize bist. Wenn das Noviziat beendet ist, so kommst Du erst unter meine Jurisdiktion und in die Gesellschaft der Schwestern. Morgen wirst Du die erste heilige Weihe erhalten und von da ab beginnt das Noviziat.

Barbara folgte der Priorin in jenen Theil des Klosters, der das Noviziat genannt wird. Die Gänge und Zellen desselben sind allen wirklichen Nonnen abgesperrt, wie auch die Novizen sie nicht verlassen dürfen. Hier gebietet allein und unumschränkt die Novizenmeisterin und bereitet die „Neulinge" auf die Ablegung der Gelübde vor.

Diese Prüfungszeit dauert bei männlichen Orden drei bis vier Jahre, bei weiblichen aber ein bis höchstens zwei Jahre. Sie kann jedoch durch die Obern abgekürzt, wie überhaupt jede Regel der vorgeschriebenen Satzungen umgangen werden. Denn wenn das Himmel-

reich Gewalt leidet, so wehrt es sich nicht und drückt gerne ein oder alle zwei Augen zu, wenn dabei ein Profit herausschaut.

In diesem Noviziate erhielt Barbara ihre Zelle angewiesen. Die zur Aussteuer verlangten Gegenstände fanden sich bereits in derselben angebracht. Die hochwürdige Frau Novizenmeisterin Schwester Ediltrudis von den sieben Schmerzen Mariä empfing ihre neue Schülerin sehr freundlich und mit dem Bemerken, sie wolle ihr eine zweite Mutter sein. Die gute Mutter sperrte jedoch Barbara sogleich in ihre Zelle ein nnd befahl ihr, sich unter Gebet und Thränen auf die morgen vorzunehmende erste Weihe vorzubereiten.

Als sich die Thüre ihrer Zelle schloß, sank Barbara auf ihre Kniee und betete. Niemals aber war ihr noch das Beten so schwer vorgekommen wie jetzt. Das Gefühl unendlicher Verlassenheit beschlich sie zum ersten Male in ihrem Leben. Getrennt auf immer von jener Gesellschaft, in deren Mitte sie 25 Jahre zugebracht, war sie nach der ersten Stunde ihres Aufenthaltes im Kloster bereits eingesperrt und zum vertrauten Umgang und täglicher Berührung mit Nonnen und Mönchen angewiesen. Das einzige Herz, das mit aller Wärme für sie schlug, hatte sie verlassen, ja kalt zurückgestoßen und dafür die hämischen Bemerkungen der Nonnen erfahren müssen. Fast fühlte sie sich versucht, zu weinen. Die Ungewohntheit eines neuen Lebens und die ersten Eindrücke einer Ortsveränderung stimmen ohnedies das Gemüth so gerne traurig. Dachte sie aber an Ihn — den frommen, gelehrten Gratian, so verschwand alle Angst und Beklommenheit, ein feuriges Sehnen durchzuckte sie und ließ sie das Ungewisse der Zukunft und das Entmuthigende der Gegenwart vergessen.

Nach der Vesper des nächsten Tages versammelten sich die Schwestern und Novizen in der Klosterkirche, die von jedem Mittag an für die Andächtigen geschlossen blieb und nur bei feierlichen Gelegenheiten auch des Abends geöffnet wurde. Die Priorin bestieg die Stufen des Altars und murmelte einige Gebete, die ihr die Schwestern nachbrummten. Die Novize nahm inzwischen auf der untersten Stufe knieend Platz.

Nach einer Weile wandte sich die Priorin um, schritt auf die vor ihr knieende Novize und legte ihr die Hände auf das Haupt. Die übrigen Schwestern riefen den heiligen Geist auf sie herab und die erste Weihe war vollbracht. Eine Nonne, die Subpriorin Schwester Gorgonia von den Füßen Jesu, brachte nun auf einem silbernen

Teller eine eiserne Scheere herbei. Mutter Lidwina ergriff diese und rückte damit über den Kopf der Novize ein. Während Gorgonia Locke für Locke ergriff, schnitt Lidwina dieselben mit großer Geschicklichkeit ab. So scheerte sie das Haupt der Novizin gründlich ab bis auf eine mächtige Locke in der Mitte, welche erst bei der feierlichen Einkleidung und Ablegung der Gelübde fallen sollte. Mit den schönen schwarzen Haaren Barbaras fiel auch der Neid mancher Schwester.

Hierauf machte Mutter Lidwina mit der Scheere einen mächtigen Schnitt in das schwarze Kleid der Novize und riß eine große Schramme in dasselbe. Die Subpriorin that ihr Möglichstes, den Riß bis zum Saum des Kleides zu vergrößern, so daß das weiße Unterkleid zum Vorschein kam.

Nach dieser geistreichen Zeremonie begaben sich die Schwestern durch die Sakristei in das Kloster, Lidwina, Ediltrudis und Barbara folgten. Die Novizenmeisterin führte die Novizin in ihre Zelle und erklärte ihr, die erste Weihe sei vorüber.

— Von jetzt an kann ich Dich erst als Novizin betrachten. Entkleide Dich nun und ziehe die geweihten Kleider des Ordens an.

Nach der Anweisung der Novizenmeisterin legte sich Barbara das wollene Hemd, das Skapulier, die wollenen Hosen, darüber den rauhen braunen Habit und den weißen Mantelkragen über. Gorgonia befestigte ihr den schwarz-weißen Weihel am Haupte, der knapp unter dem Kinne schloß. Die zarten Füsse wurden der Strümpfe beraubt, und hänfene Sandalen an die Füsse gebunden, im Uebrigen aber die Novize zur größten Reinlichkeit ermahnt und auf das besondere, dem Orden von Gott verliehene Privilegium aufmerksam gemacht, wornach sich an die wollenen Kleider der Karmeliterinnen weder Unreinlichkeit noch Ungeziefer ansetzt.

Barbara stack nun in der Uniform, wie sie der Himmel bei seinen Amazonen liebt. Ihre körperlichen Reize waren glücklich durch die Kutte verdeckt, nur das feine Gesichtchen und die zarten Hände gaben Zeugniß von der Schönheit ihres Körpers.

Von der Novizenmeisterin wurden ihr außer den allgemeinen Satzungen des Karmeliterordens noch folgende interessante Regeln zur strengsten Beobachtung übergeben:

1) Die Novize darf, so lange sie die Profeß nicht abgelegt hat

niemals ohne Mantel, außer im Bette, sein, und muß daher denselben beständig tragen.

2) Während dieser Zeit darf sie mit keiner Nonne etwas sprechen, und wenn sie von einer um etwas gefragt wird, so soll sie ihr nur durch Geberden und unartikulirte Töne antworten.

3) Ist es nicht erlaubt, im Bette auf dem Rücken zu liegen, sondern man liegt entweder auf der rechten oder linken Seite.

3) Dürfen nie die Kniee übereinandergelegt werden.

5) Wenn es der Novize erlaubt ist, sich in ihrer Zelle aufzuhalten, so soll sie für sich allein bleiben, und wenn je die eine zur andern gehen müßte, so darf ihr Aufenthalt nicht länger als drei Minuten dauern. Noch der Abendglocke und zu Nacht ist jeder Besuch verboten.

6) Der Gebrauch des Papieres auf dem Abtritte ist nicht erlaubt.

7) Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Novizenmeisterin darf keine Novize in das Kloster oder sonst wohin gehen, sondern hat im Noviziate zu verbleiben.

8) Alle Anfechtungen des Teufels und Uebertretungen sind jeden Morgen der Novizenmeisterin genau und ausführlich zu berichten.

9) Jeden Samstag wird gebeichtet und am Sonntag Morgens die hl. Communion empfangen.

10) Die Novize darf sich ihren Beichtvater nicht selbst auswählen, sondern muß den von der Novizenmeisterin ihr bezeichneten annehmen.

Bezüglich des letztern Punktes hatte Pater Gratian bereits der Novizenmeisterin die Nothwendigkeit klar zu machen gewußt, daß er das Seelenheil Barbaras leiten müsse. Kurz, „das Püppchen wurde geknetet und zugericht, wie's lehren thut manch welsche Geschicht."

Während des Noviziates wurde der größte Theil des Tages im Gebete und Uebungen der Demuth und des Gehorsams zugebracht. Die Novizenmeisterin ist in der Regel eine der ältesten Nonnen und besitzt daher alle jene Untugenden, die man den alten Weibern nachredet, in verstärktem Maße. Die Novizen sind unter dem unbeschränkten Commando derselben nichts weniger als zu beneiden. Auch Ediltrudis war ein liebenswürdiger Drache. Sie besaß eine eiserne Constitution, war übermäßig wohlbeleibt, hatte ein von den Blattern gezeichnetes Gesicht, einen Mund von übermäßiger Länge und schwarze Zähne. Zu diesem widerwärtigen Ganzen gesellte sich bald ein bit-

teres und unanständiges Lachen, bald eine düstere Unbeweglichkeit neben einem unaufhörlichen Rollen der Augen, die aus ihren Höhlen herauszuspringen drohten. Dabei war sie ungeschliffen und sehr unverschämt, wenn ihr endloses Geschwätz mit der leisesten Erwiderung unterbrochen wurde.

Sicher würde sie ihren Novizen, — außer Barbara waren noch drei Mädchen im Noviziate, — die Lust zum Klosterleben gründlich verleidet haben, wenn diese nicht im Beichtstuhle wieder Trost und Beruhigung gesucht und gefunden hätten.

Nach Verfluß eines halben Jahres erhielt Barbara die zweite Weihe. Beinahe unter denselben Ceremonien wie bei der ersten legte ihr die Frau Priorin abermals ihre Hände auf und verlieh ihr eine Ehrenstelle im Chor. Diese bestand darin, daß sie jetzt nicht mehr wie bisher das heilige Amt des Orgeltretens ausüben, sondern auf einem eigens für sie bestimmten Platze mit den übrigen Nonnen das Brevier abbeten durfte. Sobald es eine Novize so weit gebracht hat, darf sie ihr Haupt schon kühner erheben und sie ist der Profeß bedeutend näher gerückt. Zugleich wird ihr dadurch ein Vertrauensvotum gegeben, da solche Novizen, welche in die Welt zurückzukehren verdächtig sind, die zweite Weihe nicht mehr erhalten.

Die Novizenmeisterin behandelt von der zweiten Weihe an ihre Novizen noch härter und strenger. Nebenbei führt sie aber dieselben in die Geheimnisse des Klosters ein.

In jedem Kloster gibt es ein sogenanntes Sanktuarium, heiliges Gemach. Man bewahrt darin in kostbaren Schränken die Reliquien von Heiligen und Martyrern, insbesondere des eigenen Ordens. In dieses heilige anatomische Kabinet nahm Mutter Ediltrudis eines Tages ihre vier Novizen mit.

Es befand sich im eigentlichen Kloster in dessen oberen Stockwerke. Ediltrudis schloß mit heiligem Zittern und erst nach reichlicher Ermahnung, ihre Schülerinnen sollten sie ja mit größter Ehrfurcht bewundern und verehren, die heilige Kammer auf.

Schweigend traten die Nonnen in dieselbe ein. Ediltrudis führte sie zuerst an einen kleinen Altar, vor dem eine Ampel mit ewigem Lichte herabhing. Nach beendigter Andacht zog sie die Vorhänge zurück, welche dem Lichte den Einlaß durch das einzige Fenster verwehrten.

Wie erstaunten die Novizen, als beim Schwinden des geheimnißvollen Dunkels prachtvolle Tapeten an den Wänden und ringsum mit Gold und Silber verzierte Schreine sichtbar wurden.

Ediltrudis ließ sich auf eine Betbank nieder und fing an, die Novizen, welche mit auf die Brust gefalteten Händen andächtig dastanden und nur die Augen aufschlugen, wenn sie glaubten, die gestrenge Novizenmeisterin sehe es nicht, über die Geschichte der Reliquien zu belehren.

— Im Innern der Klöster, meine Schülerinnen, gibt es manche Dinge, von welchen die Welt nichts wissen darf. Die Welt ist arg dumm. Die wahren Weisen sind wir. Was wir haben, verdanken wir Alles unserer Klugheit. Das sage ich natürlich nur Euch, die Ihr selbst bald Klosterfrauen sein werdet, und es muß Euch großes Vergnügen machen, die Welt, welche in ihrer aufgeblasenen Gelehrtheit fortwährend über die Unwissenheit und Nutzlosigkeit der Mönche und Nonnen loszieht, dennoch von uns anderer Meinung zu sehen.

Unser Besitzthum und unsere Macht verdanken wir lediglich der genauen Kenntniß menschlicher Schwächen und Neigungen. Unsern heiligen Vorfahren entging es nicht, daß alle Menschen mehr oder weniger Reliquienschwärmer sind, und sie machten diese Narrheit zu einer Goldgrube, die heute noch nicht erschöpft ist.

Jeder Mensch hält irgend eine Reliquie werth, sei es die Locke einer Geliebten, eine gestickte Brieftasche, eine trockene Blume oder ein Band, woran sich angenehme und liebe Erinnerungen knüpfen. Ebenso kann man sich eines gewissen Interesses nicht erwehren, wenn man Gegenstände sieht, welche von bedeutenden historischen Personen einst gebraucht wurden.

Sowohl die Griechen als die alten Römer hatten ihre werth gehaltenen Reliquien, und einige davon waren fast christlich, wie das Ei der Leda. Das Palladium war ja auch eine Reliquie und noch dazu eine wunderthätige, wie auch der vom Himmel gefallene heilige Schild und viele andere. Die Indier führten um einen übermenschlich großen Zahn von Buddah blutige Kriege, und die Muhamedaner bewahren Fahne, Waffen, Kleider, den Bart und zwei Zähne ihres Propheten, und so finden wir Reliquien bei jedem Cultus und bei jedem Volke.

In der christlichen Kirche gab es lange keine Reliquien, wie denn die ersten Christen überhaupt ganz andere Anschauungen von der Lehre Christi hatten. Hoffentlich werden sie als Ketzer auch nicht selig geworden sein, denn sie glaubten oft das reine Gegentheil von dem, was heute geglaubt werden muß.

So warf der berühmte Kirchenvater Tertullian der Jungfrau Maria vor, daß sie nicht an Christum geglaubt habe, Origines und der hl. Basilius beschuldigen sie unheiliger Zweifel bei den Leiden ihres Sohnes, und der große heil. Chrysostomus hält sie des Selbstmordes für fähig, indem er erzählt, daß der Engel ihr die Empfängniß früher verkündet, als sie ihre Schwangerschaft bemerkte, weil sie sonst bei der plötzlichen Entdeckung leicht aus Scham ihrem Leben ein Ende hätte machen können.

Die erste Reliquie war das Kreuz, welches die ersten Christen so wenig verehrten, daß man sein Zeichen nirgends in den Katakomben von Rom hat finden können. Sie stellten sich Christus nur als guten Hirten vor, der seine Schafe kennt und dessen Schafe ihn kennen, und bildeten ihn mit einem Schafe über der Achsel gerne an den Epitaphien ab. Die heilige Kaiserin Helena aber fand das Kreuz auf, an dem Christus gehangen hat, nebst dem der zwei Schächer; allein es scheint diese Kreuzauffindung nur eine spätere Erfindung zu sein; kein damaliger Schriftsteller weiß von einer solchen Entdeckung, nicht einmal der hl. Eusebius, der die Reise der Kaiserin Helena nach Palästina beschreibt. Die Jesuiten haben aber zur Freude der Ketzer vergessen, eine darauf bezügliche Stelle zu fälschen und zu unterschieben, und so gibt es viele Ketzer, welche behaupten, das wahre Kreuz Christi wäre nie gefunden, sondern nach der Abnahme des Leichnams dem herrschenden Gebrauche gemäß verbrannt worden, sonst hätten es sich die Jünger gewiß angeeignet und aufbewahrt.

Dem sei nun wie ihm wolle, von diesem Augenblicke an begann die Verehrung der Reliquien in der Kirche. Man fand nun auch bald die Gräber der Apostel. Wußte man nicht, wo sie gestorben oder begraben waren, so wurde es durch **göttliche Offenbarung** kund Auf diese Weise gelangte man zu den Ueberresten von allen mögliche Martyrern und Heiligen, die natürlich sämmtlich Wunder thaten. Solcher Offenbarungen wurden, wie sich von selbst versteht, nur Mönche und Geistliche gewürdigt.

Ohne Wunder hätte man allerdings diese Reliquien nicht auffinden können. Wie lange mußten die Deutschen suchen, bis sie die Ueberreste Schillers und Webers auffanden! Beide starben doch als hochgeachtete und geehrte Männer, in ruhiger Zeit und in Staaten, wo jeder Neugeborne und Verstorbene in ein besonders darüber geführtes Register eingetragen wird. Wie hätte man nun in jenen Zeiten noch nach Jahrhunderten nicht allein die Gebeine, sondern auch die Kleidungsstücke von Heiligen vorfinden können, die als Verbrecher hingerichtet, häufig verbrannt und im günstigsten Falle irgendwo eingescharrt wurden? Ja, was noch wunderbarer ist, man fand, nachdem man einmal ins Suchen gegangen war, von manchem Heiligen so viele Körpertheile, daß man daraus, wenn man sie zusammensetzte, sechs und mehr vollständige Skelette hätte machen können. Der heil. Dionysius existirt zum Beispiel in zwei vollständigen Exemplaren zu St. Denis und zu St. Emmeran, und außerdem werden noch in Prag und in Bamberg Köpfe von ihm gezeigt und in München eine Hand. St. Dionysius hatte also zwei vollständige Leiber, fünf Hände und vier Köpfe.

Zur Zeit der Kreuzzüge wurde Europa erst recht mit Reliquien überschwemmt. Man brachte aus dem heiligen Lande Heiligthümer aller Art mit. Eroberte man eine Stadt, so suchte man vor allen Dingen nach Reliquien, denn sie galten weit kostbarer als Gold und Edelsteine.

Ludwig der Heilige, König von Frankreich, machte zwei unglückliche Kreuzzüge; allein er tröstete sich über sein Unglück, denn es war ihm gelungen, um eine ungeheuere Summe einige Splitter vom Kreuze, einige Nägel, den Schwamm, den Purpurrock Christi und die Dornenkrone zu erkaufen. Heinrich der Löwe brachte eine große Menge Reliquien mit nach Braunschweig. Die Krone derselben aber war ein Daumen des heil. Markus, für welchen die Venetianer vergebens 100,000 Gulden boten.

Der Glaube an diese Reliquien stieg ebenso wie der Preis, der dafür bezahlt wurde. Unsere heiligen Vorfahren hätten Engel sein müssen, wenn sie die Leichtgläubigkeit der Menschen nicht benützt hätten.

Die ganze Garderobe Christi, der Jungfrau Maria, des heiligen Josef und vieler anderer Heiligen kam zum Vorschein. Man fand die heilige Lanze, mit welcher der römische Soldat Longinus Christus

in die Seite stach; die Schüssel von Smaragd, welche Salomon der Königin von Saba schenkte, und aus der Christus sein Osterlamm aß. Die Weinkrüge von der Hochzeit zu Kanaan entdeckte man auch noch, und in ihnen war noch Wein enthalten, der nie abnahm. Ursprünglich waren es nur sechs, aber sie vermehrten sich, und man zeigte sie zu Köln und Magdeburg. Splitter vom Kreuze gibt es soviele, daß man daraus eine Kriegsschiff bauen könnte, und die Nägel vom Kreuze wiegen nach Centnern. Dornen aus der Dornenkrone fanden sich an jeder Hecke.

Der Kelch vom Abendmahle fand sich auch vor, nebst Brod, welches von dieser Mahlzeit übrig geblieben war. Ebenso die Würfel, mit welchen die Soldaten um Christi Rock würfelten. Solcher ungenähten Röcke zeigt man eine ganze Menge, unter anderm zu Trier, Argenteuil, St. Jago de Compostella, Rom, Friaul u. s. w. Alle diese heiligen Röcke haben haben eine wohlbezahlte päpstliche Bulle für sich, in denen ihre Echtheit bezeugt ist.

Man fand Hemden der Maria, die so groß sind, daß sie einem dicken Mann als Paletot dienen könnten; ihren sehr kostbaren Trauring, der zu Perusa gezeigt wurde; sehr niedliche Pantöffelchen und ein Paar ungeheuer großer rother, in welchen sie der heil. Elisabeth ihren Besuch machte. Windeln Christi fanden sich in Menge, auch die jammervoll kleinen Höschen des heil. Josef neben seinem Zimmermannswerkzeug. Einer der dreißig Silberlinge wurde entdeckt, nebst dem ungeheuer dicken, zwölf Schuh langen Strick, an welchem sich Judas erhängte; ebenfalls sein kleiner, aber leerer Geldbeutel und die Laterne, mit welcher er leuchtete, als er Jesu verrieth. Auch die Stange tauchte auf, auf welcher der Hahn saß, als er Petri Gewissen wach krähte, nebst einigen Federn dieses Vogels. Als Reliquie aus dem alten Testamente wurde in Erfurt der Stimmhammer Davids gezeigt.

Soweit hätte die Welt noch Alles geglaubt und es stünde heute weit besser mit der Verehrung, wenn nicht einige Mönche in unseligem Eifer zu weit gegangen wären. Da zog aber ein Mönch Eiselin 1500 zu Aldingen in Württemberg mit einer Schwungfeder aus dem Flügel des Erzengels Gabriel umher, und als sie ihm gestohlen wurde, füllte er sein leeres Kästlein mit frischem Heu von der Wiese und gab es für Heu aus der Krippe aus, in welcher Jesus

in Bethlehem gelegen hatte; wer es küßte, sollte pestfrei sein. Andere zeigten nun den Dolch und den Schild des Erzengels Michael, deren er sich im Kampfe mit dem Teufel bediente.

Die Ketzer lachten nun darüber und machten die Gläubigen auf das Unwahrscheinliche solcher Dinge aufmerksam. So nahm der Glaube an die Reliquien und ihre Verehrung immer mehr ab. Danken wir Gott, meine Schülerinnen, daß man sie uns wenigstens nicht wegnahm, denn wie viele Klöster und Kirchen wären dadurch arm geworden! Es gibt doch noch immer Gläubige genug, welche die Reliquien für ächt halten und uns für die Zulassung zum Kusse ein Geldgeschenk entrichten. Kranke, die an der Heilung schmerzhafter Wunden verzweifeln, lassen sie von uns holen und auflegen, wofür dem Kloster eine Vergütung zu entrichten ist. Wir Ordensfrauen vom Berge Carmel dürfen sonst nicht für die Welt arbeiten und sind daher auf diesen Verdienst angewiesen.

Das ganze Geheimniß des Reliquiencultus besteht darin, daß die Gläubigen ihr Geld nicht nach Palästina tragen und den Türken zu verdienen geben, sondern im Lande bleiben und uns zukommen lassen. Daher ist es ganz recht, daß Palästina in den Händen verfolgungssüchtiger Muselmänner ist, wir bieten dafür den Gläubigen zahlreiche andere Reliquien, ja diese sind gewissermaßen angewiesen, nach Rom zu wallfahren, wenn sie noch Reliquien von Christus selbst finden wollen. Dort befindet sich die scala santa, auf der Christus mit Barnabas dem Volke vorgestellt wurde, die Geißelsäule in Maria Trasede, das Waschbecken, in dem Pilatus seine Hände wusch, das Kreuz, die Lanze u. s. f. Dadurch fließt viel Geld nach Rom. Damit aber auch die einzelnen Kirchen nicht leer ausgingen, schaffte sich jede Reliquien an, ließ vom Papste auf das Küssen derselben einen Ablaß setzen und stellte sie der Verehrung der Gläubigen aus, die natürlich einsahen, daß man das nicht umsonst thun konnte. Denn für die Anerkennung einer Reliquie muß in Rom jedesmal auch eine hohe Summe erlegt werden.

Nun will ich Euch die kostbaren Schätze unseres Sanktuariums enthüllen und erklären. Wir bewahren hier nur vier Reliquien, welche aber um so heiliger und verehrungswürdiger sind. Hier in diesem mit Gold ausgelegtem Glaskasten befindet sich eine Knorpel von dem Herzen der hl. Theresia. Sie ist zwar unscheinbar und

klein, aber die werthvollste Reliquie, die es gibt. Schon mehreren Kranken wurde durch Berührung derselben geholfen, wenn auch nicht augenblicklich. Wie kam sie aber hieher in unser Kloster? Ich werde es Euch erzählen, damit Ihr die Güte und Weisheit Gottes bewundern und anbeten könnt.

Nach dem Tode der heiligen Theresia wurde ihr Leib geöffnet. Man fand ihr Herz wahrhaft und wirklich durchbohrt und zerspalten, wie es heute noch betrachtet werden kann. Es ist nicht ganz gewiß, um welche Zeit und bei welcher Gelegenheit das Herz vom Leibe getrennt wurde. Einige sagen 1591, Andere 1594, und wieder Andere erzählen von einer Klosterfrau, die es schon 1585 herausgenommen habe. Soviel ist jedoch gewiß, daß es 1614 schon getrennt war. Das durchbohrte Herz der Heiligen ward in ein Christallglas eingeschlossen, damit es von außen gesehen werden kann. Man fand aber das Gefäß mehrmals, obgleich man es mit einem neuen austauschte, zersprungen. Man sah sich daher gezwungen, den Deckel desselben geöffnet zu lassen, damit sich die aus dem Herzen aufsteigende Wärme verflüchtige. Ein ferneres Wunder ist, daß aus dem Herzen noch ein stärkerer und lieblicherer Wohlgeruch aufsteigt, als aus den übrigen Reliquien und zwar vorzüglich an höheren Festen. Riecht nur einmal an diesem Theile desselben.

Die drei Nasen der Novizen überzeugten sich von dem Wohlgeruche, der aus dem Glaskasten drang, in welchem eine ausgedorrte Faser von der Dünne eines Fadens lag.

— Aber ehrwürdige Mutter Novizenmeisterin, sagte die eine, das riecht ja wie gewöhnliches Rosenöl.

— Du vorlautes Ding, Du! Wie, Du unterstehst Dich in diesem heiligen Kabinete zu kritisiren? Ist das die Andacht, die ich Euch empfohlen habe? Augenblicklich kniee Dich nieder, Martha, und bitte die heilige Theresia um Verzeihung, daß Du Dich an ihrem wunderbaren Herzensknorpel so schwer versündigt hast. Und so lange bleibst Du knieen, bis ich Dir erlaube aufzustehen, Du gottloses Geschöpf!

Während nun Martha zu Boden sank, reumüthig an ihre Brust schlug und zu beten anfing, setzte Mutter Ediltrudis ihre Belehrung fort.

— Mehrere bezeugen auch, daß das Herz sich zuweilen bedeutend vergrößere. Als es im Jahre 1650 der Ordensgeneral mit aller Ehrfurcht in den Händen hielt, wurde es plötzlich um das zweifache größer, und überdies erschienen in demselben ganz deutliche Bilder Christi und der allerseligsten Jungfrau. Diese großen und häufigen Wunder, welche Gott am Herzen Theresias wirkte, und die inständigen Bitten unseres Ordens bewogen den Papst Benedikt XIII., den Discalceaten beiderlei Geschlechtes zu erlauben, ein eigenes Offizium zu beten und ein Meßformular von der Durchbohrung dieses heiligen Herzens zu gebrauchen. Papst Benedikt XIV. gewährte durch ein Breve vom 8. August 1744 allen Gläubigen einen vollkommenen Ablaß, welche am Feste der Bepfeilung Theresias eine Kirche der unbeschuhten Carmeliterinnen besuchen.

Andere Reliquien der heiligen Theresia sind an verschiedenen Orten zerstreut. Nach und nach wurde der ganze Leib auseinander genommen. Die ganze linke Hand befindet sich in Lissabon, der linke Arm in Alba; von der rechten Hand sind die Finger abgenommen und werden vereinzelt in Brüssel, Paris, Rom, Avila und Sevilla aufbewahrt. Der rechte Fuß ist in Rom bei den Discalceaten; ein Stück Fleisch der Heiligen wurde vom General der Congregation Papst Paul V. übersendet. In Brüssel befindet sich das eine Schlüsselbein bei den Carmeliterinnen, und die Klöster in Madrid, Malagon und Complut theilen sich in verschiedene in Herzensform zerschnittene Stücke Fleisch. Im Missionsseminar der Carmeliter zu Rom ist ein großer Theil des rechten Kinnbackens mit einigen Zähnen, in der „Einsiedelei der Lombardei" eine Rippe, zu Venedig ein Zahn und ein Stück Fleisch, zu Piacenza ein Leintuch, mit ihrem Blute befeuchtet, zu Mailand befindet sich ein Backenzahn und ein Theilchen vom Herzen, zu Neapel das Skapulier, ein Stück Fleisch und ein Zahn, zu Paris ein Finger, ein kleines Bein und etwas Fleisch. In Krakau erhielten die Karmeliterinnen 1609 zwei Partikeln von ihrem Fleische, und wir bekamen in demselben Jahre von Papst Paul V. die Herzensknorpel.

In dieser silbernen Kapsel hier befindet sich ein kleines Stückchen Tuch, kaum mehr als fadendick. Wem glaubt Ihr, daß es angehört? Dem Schweißtuche der Veronika. Als Christus zur Hinrichtung geführt wurde, begegnete ihm an einer Straßenecke die heilige Veronika. Da sie heftig weinte, so wurde ihr ganzes Taschentuch von den Thrä-

nen gefeuchtet, und als Christus den Schweiß und das Blut seines Antlitzes damit abtrocknete, von dem heiligen Blute des Erlösers geröthet. Wie dieses Schweißtuch später nach Europa kam, weiß Niemand; es existiren aber so viele Stücke davon, daß sie zusammen wohl 50 Ellen lang sein mögen. In der Chronik des Klosters ist auch nichts enthalten, wie dieses Stückchen hieher kam. Es wurden daher Zweifel über die Aechtheit desselben laut, und ein nach Rom reisender Karmeliter nahm es dorthin und ließ es untersuchen. Darauf wurde es für ächt befunden und uns gegen 100 Gulden Entschädigung wieder zugeschickt. Seither handelt unser Kloster mit solchen Stückchen Tuch vom Schweißtuche der Veronika, die aber natürlich nicht ächt sind, sondern nur mit dem ächten hier in Berührung gebracht werden.

Die dritte Reliquie hier in dem Glasschranke ist ein großes braunes Stück Tuch vom Gewande des heiligen Martin. Dieses Gewand wurde in den Feldzügen als Fahne vorgetragen und hieß capa oder capella. Die Geistlichen, welche dieses Heiligthum trugen, hießen daher Capellani (Capläne) und die Kirche, in welcher es verwahrt wurde, Capella (Kapelle). Der König Ladislaus Jagello schenkte dieses Tuch den Carmeliterinnen zu Krakau; als aber das dortige Kloster im Schwedenkriege zerstört wurde, ward es hieher in unser Kloster geflüchtet und nicht mehr ausgeliefert. In der letzten Revolution von 1831 haben wir unzählige kleine Stückchen Tuch an die Soldaten verkauft, welche sich darum rauften. Damals, ja, waren gute Zeiten für das Kloster; unsere Reliquien waren ein wahrer Schatz für uns. Seit aber die ungläubigen Russen hier herrschen, haben wir in zehn Jahren nicht mehr soviel verdient wie früher in einem Jahre.

Dieser kostbare Schrein hier enthält endlich eine merkwürdige Reliquie. Martha, steh jetzt auf und komm hieher, damit Du sie ebenfalls bewundern kannst. Wofür haltet ihr wohl das gelbliche Ding da?

Die naseweise Martha erhob sich von ihrem Gebete und trat an den Schrein. Sie hütete sich aber, diesmal ein Urtheil abzugeben. Die drei andern Novizen quälten sich mit Vermuthungen und meinten endlich, die Reliquie müsse ein steifes Tuch oder Pergamentpapier sein.

— Fehlgeschossen! sagte Ediltrudis. Das ist die Haut des heiligen Dorotheus, der um des Glaubens willen gemartert wurde. Der heilige Gerber Simon hat sie gegerbt, und nach mancherlei Schicksalen kam sie in den Besitz der Nonnen zu Macon in Frankreich. Diese stopften die Haut mit Baumwolle aus und stellten den Heiligen her, als ob er lebe. Sie geriethen aber dabei auf allerlei Spielereien, so daß die Aebtissin, welche das Tändeln ungerne sah, den Jesuiten die Reliquie schenkte, deren Werth sie nicht kannte.

Diese entdeckten bald die Kostbarkeit und stifteten eine Bruderschaft zum heiligen Leder, wodurch sie sehr viel Geld verdienten. Nun ging den Nonnen plötzlich ein Licht auf. Sie klagten beim Papst, reklamirten von den Jesuiten ihr Heiligthum und es wurde ihnen auch zugesprochen. Unter großem Jubel führten sie die heilige Haut ins Kloster zurück.

Nach einigen Jahren wollte eine der Schwestern in unsern Orden übertreten, dessen Strenge ihr mehr gefiel. Sie konnte jedoch die Erlaubniß hiezu erst gegen das Versprechen erhalten, eine Reliquie dem Orden zuzustellen. Es wird nämlich das für sehr schwierig gehalten, und man wollte durch diese Bedingung die Nonne vom Uebertritte abhalten, weil ein solcher von keiner Seite gerne gesehen wird. Was geschah aber? Die Schwester entwendete die Haut des heil. Dorotheus und sprengte in ihrem Kloster aus, ein Jesuit habe sie gestohlen.

Während die Schwestern in einen neuen Streit mit den Jesuiten ausbrachen, lieferte die betreffende Nonne die versprochene Reliquie ab und wurde in den Orden aufgenommen. Damit aber Niemand entdecke, wohin die Haut des Heiligen gekommen, verordnete der General, sie müsse in das äußerste Kloster des Ordens in Europa kommen. Sogleich meldete sich unser Kloster, welches von Frankreich am entferntesten liegt, und erhielt die unschätzbare Reliquie, deren Ertrag es jedoch die ersten drei Jahre dem Generale nach Rom abliefern mußte. Solche Schicksale haben die Heiligen noch nach dem Tode; ihre Leiber, die sie das Leben hindurch grausam abgetödtet haben, finden selbst im Tode die Ruhe nicht.

Beten wir, meine Schülerinnen, daß die Heiligen, deren Reliquien wir hier in Ehren aufbewahren, uns ihre gütige Fürsprache im Himmel zuwenden wollen!

Die Novizen verrichteten die gebotene Andacht, und Mutter Ediltrudis zog unterdessen die schweren Vorhänge des Fensters zu. Mit ihren Schülerinnen verließ sie hierauf das Sanktuarium, das sonst nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet wurde, und plagte ihre Novizen wieder in erneutem Eifer mit den Uebungen der Demuth und des Gehorsams.

Das Jahr des Novizlates ging für Barbara zu Ende. Es war ein Jahr der Ruhe oder vielmehr der geistigen Erschlaffung gewesen. Die Vergangenheit war todt, die Zukunft ausgelöscht, die Erinnerung ein alter Traum, die Hoffnung ein Verbrechen.

Der verhängnißvolle Tag der dritten Weihe, mit der die Einkleidung und die Ablegung der Gelübde verbunden ist, rückte heran.

Elka hatte ihre Tochter das ganze Jahr hindurch nicht wieder gesehen. Den desbezüglichen Wunsch der Priorin beobachtete sie gewissenhaft. Sie begnügte sich mit den schriftlichen Antworten Barbaras auf ihre von Zeit zu Zeit erfolgenden Anfragen um das Befinden derselben. Diese Antworten lauteten natürlich immer äußerst günstig.

Die Einladung zu der geistlichen Hochzeit, wie man in der Klostersprache die Einkleidung und Profeß nennt, betrübte die gute Mutter. Sie sah, daß der letzte Schritt gethan werden sollte, der Barbara unwiderruflich aus dem Leben und der menschlichen Gesellschaft ausstieß. Müde der vergeblichen Ermahnungen fügte sie sich in den Willen der Tochter und empfing diese am Vorabende der Einkleidung mit der Liebe und Freundlichkeit, wie die Mutter sie einer verlornen Tochter nur immer entgegenbringen kann.

Solche Einkleidungen pflegen mit großer Feier vorgenommen zu werden. Nicht nur für das Kloster, auch für die Stadt, in der ein solches Fest stattfand, waren sie damals ein Ereigniß und sind das auch heute noch in den Ländern, wo die Sonne so prächtig scheint, die Menschen aber so schlecht sind. An alle Verwandten und Bekannten der geistlichen Braut werden Einladungen zu deren feierlichen Ablegung der Gelübde erlassen.

Auch die beiden Schwestern Barbaras hatten diese erhalten und angenommen. Anna kam mit ihrem Gemahl von Krakau nach Warschau, um dem solennen Akte beizuwohnen.

Eine Menge von Freunden und Freundinnen bestürmte schon

am frühen Morgen des Einkleidungstages das Haus. Die Männer führten heitere Gespräche, die Frauen plauderten. Junge Damen schäckerten, und Mutter Elka allein war traurig und von bösen Ahnungen gepeinigt.

Bereits um acht Uhr Morgens singen die Vorbereitungen an. Man bedeckte Barbara wie eine Braut mit Blumenguirlanden. Sie mußte ein prachtvolles Kleid von weißem Atlas anziehen, und am Kopfe befestigte man ihr einen Schleier von gleicher Farbe, der bis zu den Füssen herunterreichte. Vier Damen halfen ihr bei der Toilette; und zwei andere sollten sie begleiten, die schöne Hortense Fürstin von Radziwil, deren Vater vor Kurzem aus der Verbannung zurückgekehrt war, und Daria Gräfin Krzynawski.

Dem Gebrauch gemäß führten diese Damen Barbara zuerst in die verschiedenen Frauenklöster Warschaus, um sie den andern Nonnen zu zeigen. Barbara hatte sich zuvor bei ihrer Mutter beabschiedet.

— Das ist mein letzter Kuß. Leb wohl, meine Tochter, im Himmel werden wir uns wiedersehen.

Dies waren Elkas letzte Worte gewesen, und Barbara folgte dann ihren beiden Begleiterinnen.

Sie saßen eben im Sprechzimmer der Elisabetherinnen an der Seite der Aebtissin, als zwei Kirchendiener eiligst mit den Worten eintraten:

— Kommen Sie schnell, meine Damen, nach St. Theresia! Alles ist bereit, man wartet nur auf die Nonne.

Die Damen stiegen sogleich in den Wagen. Je mehr sie sich dem Carmeliterinnenkloster näherten, um so deutlicher hörten sie das Läuten der Glocken. Sie sangen das Todtenlied für die Lebende.

An den Ecken der Klosterstraße brach das wirre Geschrei der von allen Seiten herbeigeeilten Menge, das Krachen der Pöller, die Zurufe der Mädchen aus den Fenstern los, als der Wagen angefahren kam.

Die geistliche Braut wurde am Portale der Kirche von einer Procession von Priestern, mit dem Kreuze voran, empfangen. Zwei neue Damen, die Baronin Wielhorski und Gräfin Raszyn, stellten sich Barbara zur Seite. Der Priester mit dem Kreuze ging voraus, die andern bildeten zwei Reihen.

Die Kirche war geschmackvoll verziert, vollständig beleuchtet und durch ein weiß und rothes Geländer getheilt. Rechts hatten die Damen, die von der Mutter der geistlichen Braut eingeladen und empfangen worden waren, links die eingeladenen Cavaliere ihre Sitze. Die übrigen Räume füllte eine ungeheuere Menge Neugieriger.

Als die Procession in der Mitte der Kirche anlangte, mußte sich Barbara auf die Kniee niederlassen, und man reichte ihr ein kleines silbernes Kreuz und eine brennende Kerze. Das Kreuz mußte sie mit der linken Hand an die Brust drücken und die Kerze mit der rechten Hand tragen. Dann bewegte sich der Zug gegen den Altar weiter.

Im Vorbeigehen bei den Damen, welche die rechte Seite des Schiffes besetzt hielten, streckte ein kleines Mädchen die Hände nach Barbara aus und schrie laut genug, um von Jedermann gehört zu werden:

— Ich will nicht, nein, ich will nicht, daß die Tante ins Kloster gehe!

Diese Kinderstimme zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es war die Stimme der Unschuld, die sich gegen die Unnatürlichkeit des Klosters auflehnte.

Barbara wandte die Augen nach dieser Seite. Ihre Schwester Therese war im Begriffe, den Mund ihres Töchterleins mit einem Taschentuche zu verstopfen. Ihre Augen, die bis zu diesem Augenblicke trocken geblieben waren, füllten sich mit Thränen.

Der Zug kam vor dem Hochaltare an. Der Generalvikar, der an der Stelle des kranken Erzbischofs das Hochamt zelebrirte, saß auf der rechten Seite des Altars. Barbara und die begleitenden Damen verweilten hier einige Minuten auf den Knieen. Dann erhoben sie sich und führten Barbara zum Generalvikar, vor dem sie niederkniete.

Ein Priester in einem reichgestickten Chorhemd bot dem Generalvikar ein silbernes Becken und eine versilberte Scheere dar. Dieser ergriff das Instrument, schob den weißen Schleier vom Haupte zurück und trennte mit einem leisen Schnitte einige Haare von der Locke. Während die eine der begleitenden Damen den Schleier wieder aufmachte, hob eine Carmeliternonne die wenigen Haare vom Boden auf und trug sie in die Sakristei.

Nach dieser Zeremonie erhob sich Barbara wieder und ging, von dem nämlichen Gefolge begleitet, unter dem Vorantritte einer Musikbande aus der Kirche. Von da bis zu dem, nur durch einen Theil der Straße getrennten Kloster gingen alle Festtheilnehmer zu Fuße mitten durch die Menge der Neugierigen.

Kaum hatte Barbara den Fuß an die Schwelle des Klosters gesetzt, als sie in Thränen zerfloß. Was sie zum Weinen bewogen haben mochte, hat sie niemals gestanden. Die Nonnen beeilten sich das Thor hinter ihr zu schließen und sie ins Innere zu schleppen, wobei sie ihr um die Wette zuriefen:

— Weinen Sie doch nicht, um Gotteswillen! Man könnte ja sonst in der Welt sagen, daß wir nicht aus innerer Neigung, sondern aus Zwang Nonnen werden. Stille, um Gotteswillen!

Unterdessen hielt der Generalvikar das Hochamt. Die Nonnen stimmten auf dem Chore den Cantus Veni creator Spiritus an, von dessen Inhalt sie natürlich selbst nichts verstanden. Während sie den Psalm 133: „Siehe wie gut und süß ist es, mit seinen Schwestern in Eintracht zu wohnen", sangen, weihte der Generalvikar den auf einem besondern mit einem rothen Tuche überdeckten Tische liegenden Habit und das Skapulier.

Barbara war inzwischen in das Chor der Nonnen getreten. Die Domherren, die Priester und die Eingeladenen hielten sich alle in der Nähe des Geländers auf. Man führte Barbara in eine Ecke bei Seite, und die Schwestern entkleideten sie in der Eile ihres Galaanzuges, des Schleiers, der Blumenkrone, der Handschuhe und selbst der Stiefelchen.

Wenige Minuten darauf trat sie in dem Habit der Carmeliterinnen vor. Die einzige Locke, welche noch an ihrem geschornen Haupte hing, fiel lose auf den Nacken herab.

Der Generalvikar segnete nun das Skapulier und übergab es der Braut, die sich damit selbst bekleidete. Alsdann warf sie sich vor der Priorin nieder. Man hatte ihr die weltlichen Kleider für immer genommen, jetzt sollte sie auch des letzten Zeichens weltlicher Eitelkeit, des Haares, beraubt werden. Eine Schwester faßte die Locke kurz zusammen, die Priorin nahm eine große Scheere und schnitt das letzte Haar unter der tiefsten Stille der Versammlung ab.

Die Nonnen kreischten unmittelbar darnach aus Leibeskräften die vorgeschriebenen Psalmen vom Chore herab: „Wie der Hirsch nach der Wasserquelle dürstet, so verlangt meine Seele zu Dir, o Gott“ (42), „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke“ (46), und „Wenn der Herr das Haus nicht gebaut hätte, so arbeiteten jene fruchtlos, die es erbauten“ (127).

Die Kutte war gesegnet, die Einkleidung vorüber, das Hochamt bereits bis zur Communion vorgeschritten und jetzt folgte die Profeß, die Ablegung der Gelübde.

Die Zulassung zur Ablegung der Profeß erfordert ein vorgängiges Examen. Barbara hatte dieses bereits vor 14 Tagen einem Canonicus des Domcapitels Warschau abgelegt.

Ursprünglich wurde dieses Examen eingeführt, um sich zu versichern, ob die Novize mit voller Willensfreiheit handle. Aber wie Alles in dieser Welt, und zumal die geistlichen Dinge, ausarten, so ist dieses Examen nicht mehr als eine leere Formalität. Solche Fragen sind:

1) Wenn Ihnen aus dem Palaste des Königs eine Einladung zu einem Balle zukäme und die Superiorin Ihnen die Erlaubniß zum Ausgehen ertheilen würde, wären Sie versucht, demselben beizuwohnen?

Die Novize weiß, daß ein König genug Hofdamen hat, die das ganze Jahr hindurch sehnlichst auf einen Hofball warten, und ist daher so klug, mit Nein zu antworten.

2) Wenn sich in diesem Augenblicke eine mit vier prachtvollen Pferden bespannte Equipage zeigte und man sie zu einer Spazierfahrt einladete, würden Sie ausfahren?

Da ein Augenblick eigentlich nur so lange währt, als man die Augen von einem Punkte auf den andern richtet, und man zwanzig Millionen Augenblicke warten dürfte, bis einmal ein vernünftiger Mann eine Klosterfrau vierspännig spazieren führe, so kann auch diese Frage getrost verneint werden.

3) Wenn man beim Tode einer Königin Ihnen zufälligerweise den Thron anböte, würden Sie wegen eines vorübergehenden und gefährlichen Ruhmes auf die ausgezeichnete Ehre, Braut des Sohnes Gottes genannt zu werden, verzichten?

Diese Gefahr droht erst gar nicht oder nur dann, wenn die Menschen einmal anfangen, auf dem Kopf zu sitzen. Abermals Nein.

Wie man sieht, sind diese Fragen sehr müssige. Was würde aber manche Nonne antworten, wenn an sie die Frage gestellt würde.

— Warum sind Sie ins Kloster gegangen? Freiwillig oder gezwungen?

Ist Ihr Herz für die Liebe abgestorben?

Wenn Ihr Geliebter sich Ihnen zu Füssen würfe mit dem Schwure, Sie heute noch zum Altare zu führen, würden Sie zögern fortzugehen?

Solche Fragen vermeidet aber wohlweislich das Verhör als Klippen, und begnügt sich, friedlich über Albernheiten dahin zu rollen. Der Examinator weiß recht wohl, welche Beweggründe die Klöster bevölkern: Zwang, Gram über verschmähte Liebe, Unfähigkeit, Unselbstständigkeit und Arbeitsscheue.

Um dem Falle zu begegnen, daß ein junges Mädchen seine Abneigung gegen einen Stand ausdrücken könne, zu dem sie durch die Gewalt ihrer Eltern und die Verführungen des Beichtvaters, oder durch Liebesverzweiflung gebracht wurde, befiehlt die geistliche Diplomatie, der jungen Novize, die bei dieser Probe geschwankt hätte, augenblicklich das Skapulier zu entreißen und sie während vierundzwanzig Stunden aus dem Kloster zu jagen, unter dem Zurufe:

— Gehen Sie zu den Verlornen, Sie sind unwürdig, mit den Bräuten Christi zu leben!

Diese bittere Beschimpfung, der kein Weib zu trotzen den Muth hat, macht die Probe des Noviziates ganz überflüssig und bewirkt, daß sich das Mädchen von dem Augenblicke an, wo sie den Schleier genommen hat, für moralisch gebunden hält. —

Die Communion war bereits vorüber. Alle Eingeladenen hatten sich zu dem Communionstische herbeigedrängt und die geistliche Braut, begleitet von vier Nonnen, näherte sich jetzt mit einer brennenden Kerze in der Hand, demselben.

Zwei Nonnen reichten Barbara nun ein aufgeschlagenes Pergamentblatt dar, auf welchem in lateinischer Sprache die Eidesformel geschrieben stand und das mit Miniaturbildern von Heiligen und mit vergoldeten Arabesken eingefaßt war.

Barbara sollte diese Formel jetzt mit lauter Stimme lesen, aber die Kraft versagte ihr. In diesem Augenblicke rührte sich der Mensch nochmals mit aller Stärke in ihr. Kalter Schauer überlief sie. Mit diesen wenigen Worten sollte sie sich jetzt selbst hinrichten. Denn

was anderes ist die Ablegung von Gelübden, die der Natur so geradewegs zuwiderlaufen, als eine Selbsttödtung?

Hier konnte der innere Streit nicht mehr ausgefochten werden; es war zu spät. Barbara fing an ganz leise zu lesen. Man konnte hören, wie die ihr zur Seite stehenden Nonnen sagten:

— Lauter! Lauter!

Sie that ihr Möglichstes, ihre Stimme zu erheben. Sie sprach die vier Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams, der Armuth und der ewigen Einsamkeit aus.

Es war geschehen — um sie!

Nach der Ansicht der Theologen ist die Ablegung dieser Gelübde eine zweite Taufe, die alle früheren Sünden abwäscht; eine Frau, die während des Aussprechens der klösterlichen Gelübde stürbe, würde schnurstracks ins Paradies eingehen, wie die Seele des Kindes, das unmittelbar nach der Taufe stirbt.

Der Leser kann sich selbst die Folgen einer solchen Lehre abstrahiren.

Die Theologen behaupten ferner, daß bei dieser Veranlassung Gott jede Gnade, um die man ihn bitte, bewilligen müsse. Barbara bat um zwei Gnaden: um Verleihung der Zufriedenheit mit dem klösterlichen Leben und um ein glückseliges Ende im Kloster.

Als Barbara die Gelübde aussprach, stockte sie aus Beklommenheit ein wenig. Im nämlichen Augenblicke entglitt einer der Nonnen die brennende Kerze, die sie in ihren Händen hielt, fiel auf den Boden und erlöschte.

Seltsames Vorzeichen!

Die Profeß war gesprochen. Die Braut setzte ihre Unterschrift auf das Pergament, und es unterzeichneten dann ihrerseits auch die Priorin und der Generalvikar.

Jetzt breitete man einen schwarzen Teppich vor der Mitte des Communiontisches aus. Die Braut mußte sich auf denselben, das Gesicht gegen die Erde gekehrt, niederlegen, und man bedeckte sie hierauf mit einem schwarzen Leichentuch, auf dessen Mitte ein Todtenkopf eingestickt war.

Vier Leuchter mit brennenden Kerzen waren an den vier Ecken aufgestellt; die Glocken läuteten zum Todtenamt und in ihre Trauerklänge mischten sich die Seufzer Elkas, der Mutter der geistlichen Braut.

Gleich nachher rief der Generalvikar, sich am Altare umwendend, dreimal aus:

— **Surge, quae dormis, et exsurge a mortuis, et illuminabit te Christus!***)

Beim erstmaligen Aufruf zogen die Nonnen das Leichentuch hinweg und die Braut Christi lag regungslos am Boden hingestreckt. Beim zweiten richtete sie sich auf und blieb am Teppich knieen. Beim dritten Commando stand sie auf und näherte sich der Thüre des Communiontisches.

Eine andere lateinische Phrase, nicht minder mystisch als die vorhergehende, schloß die Zeremonie.

— **Ut vivant mortui, et moriantur viventes!**

„Die Todten leben und die Lebenden sind todt!" Jawohl! Die in den Klöstern hausenden Menschen sind todt für die Welt, und leben doch; möchten sie nur so todt sein, daß man sie nicht sähe. Und die in der Welt lebenden Menschen sollen auch todt sein: **moriantur viventes!** Möchten sie in der That gegen das Unwesen der Klöster todt bleiben!

Jetzt ertheilte der Generalvikar der neuen Nonne nochmals seinen Segen, reichte ihr das Abendmahl und nannte sie Jovita von den Engeln.

Wie das Abscheeren der Haare die gänzliche Lossagung von der Welt, die bekanntlich viel auf schöne Haare hält, zu bedeuten hat, so soll auch die Annahme eines neuen Namens das letzte Band noch zerreißen, welches den Menschen an die Welt kettet — das Familienband. Durch den geschornen Kopf sagt sich der Mönch und die Nonne von der Welt im Allgemeinen, und durch seinen Klosternamen auch von seinen Verwandten, von seinen Eltern los. „Ueberwinde erst die Ehrfurcht gegen Deine Eltern! Wenn Du Dein Haus, Deine Familie überwindest, so überwindest Du auch die Welt", sagt der hl. Ambrosius.

Der freundliche Leser muß sich daher, wenn er sich mit uns in das Innere der Klöster wagen will, bequemen den Namen Barbara zu vergessen, und sich dafür mit Jovita von den Engeln bekannt machen.

---

*) Wache auf, die Du schläfst, und erhebe Dich von den Todten, Christus wird Dich illuminiren.

Nach dem Abendmahle kamen die Priorin und alle Nonnen nach ihrer Rangordnung, küßten eine nach der andern ihre neue Schwester Jovita, und nach einer kurzen Predigt über den Text: die himmlischen Freuden, deren Vorgeschmack das klösterliche Leben sei, schloß die ganze Ceremonie.

In langsam feierlichem Zuge bewegte sich die Schaar der Nonnen, vom Beichtvater in kirchlichem Ornate begleitet, jede ein Cruzifix in der Hand, durch die Kirche zur Klosterpforte, und sang dabei den Psalm 222: „Ich freue mich dessen, was mir gesagt worden; wir werden eingehen in das Haus des Herrn.“

Im Kloster angekommen, warf sich Jovita dem klösterlichen Gebrauche gemäß der Priorin zu Füßen, küßte den Saum ihres Kleides und bat sie „um Gotteswillen“ um ihren heiligen Segen und um ihre mütterliche Liebe, Leitung und Sorge. Die Priorin versprach dieses, segnete sie, hieß sie aufstehen und begleitete sie ins Sprechzimmer.

Hierher hatten sich die Eingeladenen bereits verfügt, wo man ihnen Backwerk und sonstige Erfrischungen reichte. Es fanden die üblichen Complimente statt; alle beglückwünschten die neue Nonne und deren Mutter.

Die Nonnen haben den Gebrauch, ein Bouquet künstlicher Rosen dem Bischofe und jedem der Geistlichen anzubieten, die dem Hochamte beigewohnt haben. Jovita überreichte solche Bouquete dem Generalvikar, als dem Stellvertreter des Erzbischofs, dem Beichtvater des Klosters, Pater Hilarius, und ihrem eigenen, dem Pater Gratian, der die Rosen sogleich in sein Brevier einlegte, endlich ihrer Mutter Elta.

Ein langes Zeichen mit der Glocke rief zum Mittagstische. Bei solchen feierlichen Anlässen wird in den Frauenklöstern große Tafel gehalten. Die eingekleidete Schwester gilt als Gast, obwohl die Tafel auf ihre Kosten bestritten wird und sich nach ihrem Vermögen richtet.

In der Welt läuft eigentlich Alles auf das Essen und Trinken hinaus; zur Freude gehört unbedingt ein gesättigter Magen. Selbst die heiligsten Dinge können nicht ohne Speise und Trank abgehen, und mancher Ungläubige hielt schon die Kirche für eine Weinstube, in welcher bei der Messe Wein und Brod gegessen wird, freilich unter

einer erdrückenden Menge von Zeremonien. Wie hätte also heute ein großes Zweckessen fehlen dürfen?

In dieser Tugend waren die Geistlichen schon von jeher besonders stark. Schon im ersten Jahrhundert des Christenthums stoßen wir auf Bischöfe, die vollendete Trunkenbolde waren. Einer derselben, Droctigisilus, verfiel in Säuferwahnsinn. Die Geistlichen sagten von sich selbst: „Wir sind das Salz der Erde, aber man muß es anfeuchten, denn kein guter Geist wohnt im Trocknen."

Zu einem guten Trunk gehört natürlich auch eine gute Tafel. Ein aus dem anatomischen Kabinet zu unsern Handen gekommenes Recept beweist nicht nur, daß die bei Jovitas geistlicher Hochzeit versammelten Gäste sehr zahlreich geladen, sondern auch am Schlusse derselben nicht mehr nüchtern gewesen sein müssen.

LV.

Die schöne Gärtnerin.

Jovita fand im Kloster zu St. Josef 34 Nonnen vor, fast alle noch jung und mitunter den höchsten, allein durch die Revolution von 1831 verarmten Familien des Landes angehörig.

Jedoch konnte sie vom ersten Tage an ihres Umganges mit denselben wahrnehmen, daß die geistlichen und sittlichen Eigenschaften dieser Schwestern entfernt nicht dem Adel ihrer Geburt, noch gar des geistlichen Standes entsprachen.

Egoistische und grausame Eltern und Brüder bestimmen diese Mädchen von der Wiege an dafür, daß ihr Geist, ihr Herz und ihre Schönheit in der Einsamkeit begraben werden; daß sie nicht sowohl der Religion als der Habsucht der Ihrigen jede Art von Zuneigung, ja selbst die kindliche Liebe opfern; daß sie auf feierliche und unwiderrufliche Weise den Pflichten und Rechten entsagen, welche das Individuum an die Familie, die Nation, die Menschheit knüpfen, ohne daß dabei Rücksicht auf den angebornen Sinn für Geselligkeit, das feurige Temperament und die Veränderlichkeit ihres Charakters genommen wird.

Man hütet sich daher wohl bei ihrer Erziehung vor jeder Lehre, die geeignet wäre, den Kreis ihrer Ideen zu erweitern, ihre Gefühle zu regeln und zu befruchten und ihre Sitten zu veredeln. Sie lernen nichts in der Welt außer Legenden, Wundergeschichten, Visionen, Scheingebilde und sind zum Lesen einiger heiligen Bücher angehalten, welche ihnen der Index der Familie gestattet hat. Weder im Innern ihres Hauses, noch außerhalb kommen sie je mit einer Person in Berührung, es müßte denn ein naher Verwandter oder ihr Beichtvater sein. So haben die Nonnen keine der Eigenschaften, welche eine Frau von guter Herkunft auszeichnen, ja nicht einmal jene, welche die Nonne überhaupt achtungswürdig machen sollten.

Nicht alle Nonnen müssen Jungfrauen sein; auch eine verheirathete Frau oder eine Wittwe kann noch Klosterfrau werden

ja und würden alle Nonnen einmal verheirathet gewesen sein, so würde mit mancher Versuchung auch mancher Tadel über die Klöster hinwegfallen.

Bis zur großen französischen Revolution wurden indeß die Frauenklöster nur als Zuchthäuser betrachtet. Hundertmale stieß ein unmenschlicher, launenhafter, geiziger Vater unter Beihilfe des Nuntius oder Bischofs eine Tochter, um deren Lebensstellung er verlegen war, oder die Gattin, die er im Verdachte hatte, daß sie einen Andern liebe, in ein Kloster. Wenn die Ehre eines adeligen Mädchens in der Oeffentlichkeit blosgestellt war, so wurden, ohne daß nur ihr Mitschuldiger von ihren Eltern angegeben worden wäre, die Schuldige und der Mann, auf den der Verdacht fiel, umgebracht oder heimlich eingekerkert, oder, wenn man einen Beweis von Milde und Mäßigung geben wollte, verschwand das junge Mädchen aus der Welt, während der Mann, nachdem er verstümmelt worden, das Gelübde in einem Kloster ablegen mußte.

Und heute — ist es um kein Haar anders. So lange die Frauen nicht emancipirt sind, wird das Klosterwesen kein Ende nehmen. Das Christenthum, sagt man, habe das Weib erst in diejenige Stellung gehoben, die ihm gebührt. Das ist nicht ganz wahr. Wo der Katholizismus am üppigsten in die Halme geschossen ist, dort steht das Weib auf derselben niedrigen Stufe wie im Heidenthume. Wie der Türke seine Frauen in den Harem, so sperrt der Spanier und Italiener seine Frauen in die Klöster. Und weder darin können wir eine Höherstellung des Weibes erkennen, noch in der südlichen Anschauung, daß das Weib nur zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes bestimmt sei. Das haben die Heiden auch gethan, auch sie hatten ihre Manns- und Frauenklöster.

Jovita trug ihren Namen „von den Engeln“ nicht umsonst. Sie lebte nach ihrer Einkleidung wirklich wie ein Engel im Fleische. Eine ungeheuchelte Bescheidenheit und große natürliche Gaben zeichneten sie aus. Mit allem Eifer lag sie den Uebungen des Ordens ob. Sie betete und tödtete sich ab, so viel es der Gehorsam und die Gesundheit erlaubten. Sie war sehr emsig in Haltung aller vorgeschriebenen Regeln und der Ordensdisciplin, besonders in Beobachtung der Ceremonien im Chor und beim kirchlichen Stundengebete, und wenn sie hierin einen Fehler machte, übte sie sogleich ein kleines Bußwerk dafür.

Darin besteht die Vollkommenheit einer Klosterfrau, daß sie alle vorgeschriebenen Ceremonien genau beobachtet. Das Gebet ist eigentlich Nebensache und muß zudem im Chore lateinisch gesprochen werden, das die Nonnen alle miteinander nicht verstehen. Sie wissen höchstens, daß pater Vater und mater Mutter, vielleicht auch noch, daß diabolus Teufel, oder wie die alten Klosterfrauen sagten, Tengiserlin, heißt. Alle Satzungen ahnden auch sehr strenge den Verstoß gegen eine Ceremonie. Je mehr der Mensch äußere Formeln zu beobachten hat, desto weniger kann er sich mit seinem Innern beschäftigen, und das will ja mit dem flunkrigen Zeremoniell erreicht werden, weil es den wenigsten Nonnen Ernst ist mit dem Gebete im Geiste und in der Wahrheit.

Die ersteren Wochen, die Flitterwochen, erhielt Jovita keine andere Beschäftigung, als das Kloster auszukehren. Die Kunst der Besenführung muß erlernt sein wie jede andere, das bewies Jovita. Die Tasten des Klaviers hätte sie in einer Minute wohl hundertmal abgegriffen, allein die Strohhalme ließen sich nur einige Schritte weit zu tanzen bewegen und blieben oft unter dem Besen zurück, so daß die Subpriorin bei der Inspektion der Gänge immer wieder auf Ausreißer stieß. Diese würdige Beschäftigung nahm daher Jovita fast den ganzen Tag in Anspruch.

Sie hatte sich eine eigene Zeit ausersehen, in welcher sie sich an einen einsamen Ort des Klosters begab', um dem Gebete obzuliegen; dort betete sie den Rosenkranz und betrachtete mitunter die Geheimnisse desselben. Auf Empfehlung des Beichtvaters verlegte sie sich auch auf geistliche Lesung und las besonders das Leben der Heiligen. Für Frauen, welche rasch und sicher eine Pension im Irrenhause erhalten wollen, ist das der geeignetste Weg. Der Beichtvater verfolgte übrigens damit einen andern Zweck.

Der Teufel ist ein sonderbarer Kauz. Was ihn am meisten genirt, sind die Klöster, und von diesen wieder in erster Linie die Frauenklöster. Obwohl er nach der Meinung eines Kirchenvaters seine Hölle mit schlechten Priestern gepflastert hat, so findet er auch noch einen besondern Reiz darin, den zarten Nonnen nachzustellen. Seine Freude muß unbändig sein, wenn er eine Nonne seiner Höllenpforte zuwandern sieht. Er ist daher verkommen genug, gerade auf diese Unterabtheilung von Menschen Jagd zu machen, ja so unchristlich ist er, daß er sich immer hinter irgend einen Mönch steckt. Er

muß es wissen, daß die Kutte das Gewand ist, unter welchem er alle seine Bosheiten ausüben kann.

Auf Jovita von den Engeln hatte er schon längere Zeit sein schwarzes Auge und den Widerschein seiner Hörner geworfen; als sie bei der Profeß den Zunamen „von den Engeln" erhielt, schwur er, sie müsse bald „von den Teufeln" heißen. Im Grunde hätte er diesen Schwur unterlassen dürfen, denn auch die Teufel sind Engel, wenn auch gefallene. Allein im ersten Zorn schwur er, und wenn der Teufel einmal einen Schwur thut, so hält er ihn auch. Die Art und Weise, mit welcher er zu dessen Ausführung schritt, kennzeichnet wieder seine unüberstehliche Verführungskunst und die schauderhaften Gefahren, welchen die Unschuld von seiner Seite ausgesetzt ist, und wovor männiglich nicht genug gewarnt werden kann.

Satanas ging also und nistete sich im Herzen des Pater Gratian ein. Er verhielt sich dort ziemlich ruhig und gab seine Anwesenheit nur zu erkennen, wenn Jovita zur Beichte ging. So oft daher Pater Gratian in die Nähe Jovitas kam, wußte er nicht, wer in seinem Herzen sich so laut und ungeberdig benahm. Bald erhielt er jedoch darüber Gewißheit, daß er nicht mehr der Herr desselben war, und es dauerte nicht lange, so erkannte er den Versucher. Satanas machte sich nichts daraus, daß er entpuppt wurde; wenn er sich in ein Herz eingenistet hat, so hält er sich mit aller Zähigkeit darin fest, und vertheidigt sich wie der Spatze, der das Schwalbennest in der Fabel in Besitz genommen hatte, gegen die Schwalbe der Beschwörung. Pater Gratian unternahm seinerseits keine ernstlichen Angriffe auf seine „Seelenburg"; es gibt ja gewisse Versuchungen, von denen man sich sehr gerne überwinden läßt.

Pater Gratian fand einen großen Gefallen an der glänzenden Tugendhaftigkeit seiner Beichttochter. Er liebte die Tugend, und wie hätte es da anders sein können, als daß er auch das „Gefäß der Tugend" liebte? Die heilige Theresia wirft zwar dem Teufel vor, daß er ein Unglücklicher sei, der nicht lieben könne; so unglücklich Belzebub auch ist, daß er nicht selbst lieben kann, so glücklich ist er, wenn er einen andern zur Liebe zu entfachen vermag, und er nahm, als er dieses zarte Flämmchen in Pater Gratian erregt, eine Prise Tabak. Denn der Teufel schnupft nur, wenn er mit sich zufrieden

ist, sagte er einst durch den Mund des besessenen Klosterschülers Basilius.*)

Durch das fortwährende Wedeln fachte der Teufel das zarte Flämmchen im Herzen Gratians zur Flamme an, in die er mit so vollen Backen blies, daß das ganze Herz in Feuer und Flammen aufging. Nun fühlte sich Satanas erst wohl, saß mitten in den glühenden Flammen und schürte sie fortwährend mit dem Stroh begierlicher Gedanken und dem Blasbalge der Lüsternheit.

Dieses Feuer loderte in Pater Gratian oft hoch auf und wäre unfehlbar längst zum Ausbruche gekommen, wenn nicht in seinem Kopfe der Engel der Vernunft mit aller Macht die Milch frommer Denkungsart darauf gepumpt hätte.

Der Kampf des Geistes mit dem Fleische hatte ausgetobt, die Versuchung war stärker als der Wille, und der Teufel triumphirte als Sieger. Er herrscht allein in dem Menschen, der seinen Einflüsterungen willig gehorcht.

Soweit war es mit Pater Gratian gekommen, als Jovita von den Engeln noch den Besen handhabte. Seitdem sein Herz über die Vernunft einen vollständigen Sieg davongetragen, ging sein Sehnen und Sinnen nur mehr dahin, sich Jovita so unterthan zu machen, wie es die Schrift dem Weibe befiehlt. Er hatte schon verschiedene Andeutungen darüber zu seinem Beichtkinde fallen lassen und Anspielungen auf einen innigeren Tugendbund mit gegenseitiger Wechselwirkung gemacht. Allein Jovita wollte das nicht recht verstehen und brachte allerlei Bedenken vor, die gar nicht unbegründet waren. Pater Gratian gerieth in eine gelinde Verzweiflung und würde in Hypochondrie verfallen sein, wenn nicht der Teufel sich seiner erbarmt hätte.

Eines Tages setzte sich Mephistopheles in Gestalt einer Mücke in sein Ohr und raunte ihm zu:

— Gratian, gehe hin zu Lidwina, die Dir am Herzen liegt, und die Priorin ist des Klosters. Wenn sie Dich nach Deinem Begehr fragen wird, so antworte ihr, sie solle Jovita zur Klostergärtnerin machen. Die Blumenmädchen sind liebenswürdig.

Der Mönch verstand sogleich den Sinn dieser Worte und fand

*) Vita s. Auxentii 14. Febr.

den Einfall nicht übel. Am nächsten Tage ging er bereits mit der Priorin in dem großen an das Kloster anstoßenden Garten auf und nieder spazieren.

Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen in denselben, und die Blätter zitterten wie vergoldete Streifen an den Bäumen. Die Vögel zwitscherten munter ihr Abendlied, die Blumen in einigen Beeten erschlossen ihre Kelche und strömten duftende Wohlgerüche aus. Auf den Grasflächen weideten einige Lämmer und zwischen den Gemüsebeeten wackelten wohlbeleibte Gänse und Enten umher.

— Warum hast Du Dich die letzten sieben Tage nicht mehr bei mir sehen lassen, Gratian? begann die Priorin. Du machst Dich immer seltener.

— Ich komme doch alle Tage in das Kloster, Lidwina, und ich bin zufrieden, Dir einen liebenden Blick zuwerfen zu können.

— O diese Genügsamkeit! Früher warst Du mit keinem einfachen Blicke zufrieden. Seit aber diese Nonne da ist, hast Du nur mehr für diese Augen.

— Welche Nonne, Lidwina?

— Du frägst noch, unschuldiger Wolf? Jovita meine ich.

— Jovita! Mein Beichtkind! Dieses dumme Ding da? Wie Du nur so etwas von mir denken magst!

— Man muß wohl auf allerlei Gedanken kommen, Gratian. Du liebst mich nicht mehr, dafür aber besuchest Du nur mehr diese Jovita. Ich werde ihr noch einen andern Beichtvater anbefehlen müssen. Hörst Du?

— Deine Eifersucht quält mich noch zu Tode, Lidwina. Ich will ihr nichts, gar nichts. Meine Liebe zu Dir kann ich doch nicht so auffällig zeigen, daß alle Schwestern davon wissen. Es ist ganz gut, Lidwina, daß ich Jovita zum Beichtkinde habe; man denkt, ich liebe diese, während in Wirklichkeit mein Herz nur für Dich schlägt. Findest Du diese Zurückhaltung nicht weise?

— Gewis, nur mußt Du Dich gegen mich weniger zurückhaltend zeigen. Dann mag Jovita Dein Beichtkind bleiben.

— Ich werde Dir die Disciplin geben, mein Schäfchen, damit der Teufel der Eifersucht von Dir weiche. Ich liebe nur Dich, aber nur will ich es nicht tausendmal wiederholen, daß ich nach Gott Niemand anbete als Dich.

Während dieses Gespräches waren die Beiden um eine Ecke gekommen, welche den dahinter liegenden Theil des Gartens der Ansicht von den Fenstern des Klosters entzog. Gratian umschlang daher seine Geliebte und drückte ihr einen langen Kuß zum Zeichen der Versöhnung auf. Lidwina ließ es ruhig geschehen und zeigte sich wieder besänftigt.

— Unsere heilige Ordensmutter Theresia hatte doch gute Einfälle, sagte der Pater, das Gespräch wieder aufnehmend. Die hohen Umfassungsmauern der Klöster verdanken wir erst ihrer Vorsicht. Ich begreife gar nicht, daß man früher nicht auf den Gedanken kam, die Klostergärten mit hohen Mauern zu umgeben, welche keine Einsicht von Außen gestatten.

— Früher muß überhaupt Manches anders gewesen sein. Die Nonnen haben ja auch die Gelübde nicht abgelegt, wenn sie nicht wollten. Wie gut und schön wäre es, wenn diese Einrichtung auch jetzt noch erlaubt wäre!

— Die Gelübde sind ja doch eigentlich nur eine Formel. Sie sind weniger unserthalben da, als vielmehr wegen der Ketzer, die sonst in ihren Verläumdungen der Klostergemeinden nicht mehr nachließen. In das Innere der Klöster sehen sie ja doch nicht, und wir sind fromm genug, sie zu täuschen. Der gute Name ist oft das Schild einer schlimmen Sache. Wenn auch das Haus gut ist, so muß daraus noch nicht folgen, daß seine Bewohner ebenfalls gut sind. Was macht denn Schwester Bibiana? Ihr Gartenhäuschen steht ja leer, wie ich sehe.

— Die Schwester Gärtnerin ist krank. Sie hat sich vor drei Tagen einen Nagel in den Fuß getreten und liegt im Krankensaale.

— Die Arme! Ich wunderte mich schon, daß ich sie nicht im Garten beschäftigt sah, wie sonst. Du wirst doch den Garten nicht ohne Aufsicht lassen?

— Was will ich machen? Die andern Schwestern wollen die Arbeit nicht übernehmen, weil sie ihnen zu schmutzig ist. Die eine schützte Kreuzweh vor, die andere Halsweh. Ich muß warten, bis Bibiana gesund wird.

— Das kann noch lange dauern. Die Arbeit ist so groß nicht: die Gemüse und Blumen dürfen nur begossen und wenig gepflegt werden. Nimm Jovita zur Gärtnerin.

— Ach, die ist so zärtlich und dürfte selbst gehegt und gepflegt werden wie eine Blume. Sie ist an keine Arbeit gewöhnt.

— Arme Lidwina! Du hast ein Kloster voll Nonnen, und keine, die arbeiten will? Befiehl, und die Nonnen müssen gehorchen.

— Natürlich! Du glaubst, weil ich Priorin bin, darf ich nur befehlen. Die meisten Schwestern würden nicht gehorchen und mich, wenn ich Strenge anwendete, nicht wieder wählen, wenn die Zeit meines Priorates abgelaufen ist.

— So übertrage Jovita die Aufsicht über den Garten, diese Schwester nimmt es mit dem Gehorsame ziemlich Ernst; neue Besen kehren ja gut. Ich werde ihr Morgen im Beichtstuhle den strengsten Gehorsam einschärfen, und sie wird sich nicht weigern, dieses leichte und schöne Amt anzunehmen.

— Thue das, Gratian, und ich werde sie nach der Beichte sogleich beauftragen, den Garten zu beaufsichtigen. Mich dauern diese armen Blümchen, die in der Sonne versengt würden. Jedoch knüpfe ich eine Bedingung daran.

— Und die wäre?

— Du darfst die Beichte Jovitas nicht im Gartenhäuschen abnehmen, sondern in der Zelle, wie zuvor.

Der Pater brach in lautes Lachen aus.

— Sei ohne Sorge, Lidwina. Ich höre die Sünden im Garten nicht lieber, als in der Zelle. Im Gartenhäuschen wären wir außerdem in Gefahr, von den lustwandelnden Schwestern gestört zu werden.

— Gestört, Gratian?

— Ja, in der Beichte. Uebrigens werde ich mich jetzt empfehlen, wenn Du erlaubst.

— Schon? Was hast Du noch vor, Gratian?

— In unsern Bräuhause wird heute das erste Märzen-Bier angestochen. Ich bin begierig auf die erste Maß, da der Pater Bräumeister versicherte, daß Bier wäre heuer außerordentlich gut gerathen.

Im Vorgeschmacke des guten Trunkes, der ihn erwartete, schnalzte der Pater mit der Zunge.

— O ihr garstigen Männer! sagte die Priorin, den Beichtvater durch den Garten zurückgeleitend. Das Bier kömmt Euch das ganze

Jahr nicht aus dem Sinne. Ich glaube, wenn es in der Hölle Bier gäbe, würdet Ihr Euch selbst dort eine Klosterbräuerei einrichten!

— Dann brächten wir gerne eine Ewigkeit in der Hölle zu, ja.

Am andern Morgen hörte der Pater die gewohnte Beichte, und schilderte dann der Priorin in den lebhaftesten Worten die rühmenswerthen Vorzüge des neuen Klosterbieres. Erst als er sich entfernte, erinnerte er Lidwina daran, daß er Jovita heute durch einen langen Vortrag über den klösterlichen Gehorsam ganz gefügig für ihre Anordnungen gemacht habe.

Die Priorin suchte hierauf Jovita sogleich auf und fand sie eben beschäftigt, den Gang vor ihrer Zelle zu fegen. Sie befahl ihr, mit in den Garten zu kommen, und Jovita begleitete sie dahin.

— Worüber spricht denn Dein Beichtvater, der hochwürdige Pater Gratian, gewöhnlich in der Beichte mit Dir, liebe Schwester? leitete die Priorin das Gespräch ein.

Jovita erröthete und zauderte mit der Antwort.

— Du schweigst? fuhr die Priorin fort. Wenn Dich die geistliche Oberin frägt, so darfst Du nichts verheimlichen. Ich kann Dir zu reden befehlen und Du mußt gehorchen.

— Um Alles in der Welt möchte ich nicht gegen den Gehorsam verstoßen, Frau Priorin! erwiderte Jovita. Seine Hochwürden der Pater spricht meistens über die Tugend der Enthaltsamkeit und des Gehorsams.

— Ueber Enthaltsamkeit? Nun, er wird wissen, warum er über diese zu sprechen hat. Aeußerte er sich in der heutigen Beichte auch darüber?

— Nein. Heute empfahl er mir besonders den klösterlichen Gehorsam. Er hob hervor, daß der Gehorsam die erste unter allen Tugenden sei, und jede Klosterfrau nach Vollkommenheit in dieser Beziehung streben müsse.

— Sehr wahr, liebe Schwester. Allein leichter ist es, über den Gehorsam eine Stunde lang zu sprechen, als ihn selbst zu üben. Man kann eine Tugend bewundern und sie doch nicht ausüben.

— Wollen Sie damit sagen, Frau Priorin, daß ich bisher diese Tugendübung vernachlässigt habe?

— Bis jetzt kann ich Dir keine Vorwürfe nach dieser Hinsicht machen. Ich muß erst die Stärke Deiner Tugendhaftigkeit prüfen.

Du hast willig gehorsamt, als ich Dir den niedrigen Dienst des Klosterfegens übertrug, und ich muß sehen, ob Dein Gehorsam noch derselbe ist, wenn ich Dich zur Gärtnerin des Klosters erhebe.

— Zur Gärtnerin? Ach, Frau Priorin, wie könnte ich, unerfahren mit der Gartenarbeit, wie ich bin, diesen Dienst versehen?

— Sagte ich es doch, liebe Schwester, daß der Gehorsam eine schwere Sache sei. Eine Widerrede ist schon Ungehorsam. Ich will Dich liebend warnen, nie Einwendungen gegen einen Befehl oder Auftrag zu erheben, selbst wenn sie noch so begründet wären. Wird Dir eine Unmöglichkeit befohlen, so mache sie durch den heiligen Gehorsam möglich, sagt der heilige Climakus.

— Ich werde gerne den Garten pflegen, Frau Priorin.

— Du mußt das. Du darfst weder einen Unwillen noch eine Freude empfinden, wenn ich Dir etwas befehle, sondern einfach denken: Gott will es, und es muß geschehen. Das ist der Gehorsam. Du übernimmst also die Aufsicht und Pflege des Gartens, bis Schwester Bibiana wieder genesen ist. Diese Blumenbeeten begießest Du fleißig mit Wasser, und von den Gemüseanlagen dort hast Du das Geflügel ferne zu halten. Bei besondern Zweifeln wende Dich an die Schwester Bibiana, welche Dich in Allem unterrichten wird. Hier ist der Brunnen, da schöpfest Du das Wasser: in jener Ecke werden die Spaten und Hacken zusammengestellt. Das Gartenhäuschen dient zu Deinem Aufenthalte während des Tages, bei Nacht wirst Du Deine Zelle aufsuchen. Auch wird die Beichte nicht hier im Garten, sondern in der Zelle abgenommen.

Unter ähnlichen Verhaltungsmaßregeln wies die Priorin die neue Gärtnerin in die Obliegenheiten ihres Amtes ein. Jovita übernahm die Pflege und Aufsicht des Gartens in der Hoffnung, dieselbe bald wieder der Schwester Bibiana abtreten zu können. Im Grunde konnte sie mit dieser Stellung zufrieden sein, denn sie bewies immerhin das Vertrauen der Priorin in ihre Verläßigkeit und Geschicklichkeit.

Niemand im Kloster freute sich mehr, diese Bürde auf Jovita abgewälzt zu sehen, als Pater Gratian. Seinem geheimen Ziele war er nun um Vieles näher gekommen. Er konnte sich auch nicht enthalten, Jovita seine Freude darüber zu bezeigen und sie fortan die schöne Gärtnerin zu nennen. Jedesmal begleitete er sie in den Garten, wenn die Beichte vorüber war, und überhäufte sie dort, wo

er unbelauscht blieb, mit den zärtlichsten Schmeicheleien. Die zunehmende Häufigkeit seiner Küsse brachte Jovita auf keine schlimmen Gedanken, denn sie sah in Pater Gratian nur den Stellvertreter Gottes und von einem solchen kann man sich wohl einen Kuß gefallen lassen. Sie trug die Kutte noch zu kurz um wissen zu können, daß hinter dieser rauhen Hülle sich alle Leidenschaften verbergen und selten ein guter Geist darin steckt.

Daher ahnte sie auch nichts von der Lüsternheit, mit welcher der Mönch ihrer Unschuld und Reinheit nachstellte. Selig sind darum wahrhaftig die Armen am Geiste, denn ihren befangenen Blicken entgeht Vieles, woran sich andere stoßen, und sie ärgern sich nicht an den Dingen, welche Anderen zum Unheile gereichen.

Die schöne Gärtnerin schwebte dem guten Pater den ganzen Tag vor Augen. Sein Herz war ja auch ein Garten, den sie bebauen, pflegen und hegen konnte. Und wenn am Ende das Unkraut darin wucherte, so konnte sie ihm und der himmlischen Garteninspektion große Dienste erweisen, wenn sie es ausjätete.

Bei seinen täglichen Besuchen rückte Pater Gratian immer näher auf sein Ziel los. Seinen verführerischen Bibelsprüchen war es bereits gelungen, sich Jovita ganz unterthänig zu machen; jedoch wollte sie noch immer von gewissen Dingen, die den Gegenstand der Wünsche Gratians bildeten, nichts hören. Seine Zumuthungen erschienen ihr doch manchmal zu menschlich, und sie sah in ihrer Taubeneinfalt darin lediglich eine Prüfung ihrer Tugendstärke.

Diese hatte nun Pater Gratian freilich längst und hinlänglich geprüft. Er kam dadurch auch zu der Ansicht, daß er bei einem so reinen, arglosen und unschuldigen Wesen wie Jovita nicht auf dem geraden, sondern nur auf Umwegen zum Ziele gelangen könne. Verschiedene Pläne tauchten in ihm auf: er verwarf sie jedoch alle, da sie theils zu plump, theils zu arglistig und gefährlich erschienen. Der Teufel, der in seinem Herzen saß, verhalf ihm endlich zu einem Einfalle, der, wenn seine Ausführung glückte, nicht schlimm und wenn sie mißglückte, höchstens ein geistlicher Scherz zu nennen war.

Eines Abends arbeitete Jovita an den Rabatten eines Gemüsebettes. Als sie damit fertig war, sammelte sie die Werkzeuge und trug sie in die für ihre Aufbewahrung bestimmte Ecke des Gartens. In der Nähe derselben standen in einigen Zwischenräumen in den

Nischen der Gartenmauer die lebensgroßen Figuren von Heiligen. Sie waren aus Holz geschnitzt und mit einem gewöhnlichen Habit von Tuch bekleidet, so daß es von der Ferne schien, als ständen wirkliche Mönche oder Nonnen in den Nischen.

Da standen nun in einer Reihe die heilige Theresia mit einem vergoldeten Pfeile in der Hand; die heilige Passidea aus Siena, einen Schornstein zu ihren Füßen, weil sie sich zur Abtödtung lange Zeit mit dem Kopfe nach unten in einen rauchenden Schornstein gehängt hatte; die heilige Paula, einen garstigen langen Bart in den Händen, der ihr auf ihr Gebet zur Abschreckung eines zudringlichen Liebhabers gewachsen war; die heilige Katharina von Cordone auf einem grasreichen Rasen stehend, weil sie drei Jahre lang Gras wie ein Thier fraß, ohne sich der Hände zu bedienen; der heilige Franz von Assissi mit den fünf Wundmalen Christi; St. Adalbert mit sieben Wurfspießen im Leib, die er bei Verkündigung des Evangeliums von den Preußen erhalten hatte; St. Benedikt mit einer Amsel am Arme, in deren Gestalt ihn der Teufel verfolgte, und der heilige Columbanus mit einer Peitsche in der Hand, da er seinen Mönchen für das Sprechen mit Frauenzimmern 200 Hiebe aufzählen ließ.

Jovita war eben im Begriffe nach Unterbringung der Gartengeräthschaften von der Ecke nach ihrem Gartenhäuschen zurückzukehren. Als sie an die Nische des heiligen Franz von Assissi herankam, donnerte ihr plötzlich ein kräftiges, Halt! entgegen.

Zum Tode erschrocken blieb Jovita wie festgebannt stehen. Sie zitterte am ganzen Körper und erbleichte. Ehe sie sich wieder fassen konnte, sprach die Stimme abermals:

— Stehe stille, Du schöne Gärtnerin! Fürchte Dich nicht, ich bin Franziskus von Assissi, genannt der seraphische Vater.

Jovita schauderte zusammen. Die Stimme klang ihr bekannt; sie entsann sich aber nicht, wem sie gehören mochte. Sprachlos starrte sie den Heiligen an, der unbeweglich in seiner Nische stand und seine Augen auf sie herabsenkte. Seine Lippen waren zum Sprechen geöffnet; dennoch wollte sie nicht glauben, daß er gesprochen habe. Bei dem Gedanken, daß sich hier ein Wunder zutrage; überlief sie ein kaltes Gruseln.

Der Heilige sah ihre Verlegenheit und fuhr fort:

— Ich bin es, wie ich Dir gesagt habe, Franziskus von Assissi.

Jovita sah jetzt, daß der Heilige wirklich sprach. Mit heiligem

Schauer und tiefem Grauen sank sie auf ihre Kniee, faltete die Hände und senkte die Augen demüthig zu Boden.

Ein leises Lächeln umzuckte kurz den Mund des Heiligen bei dieser Wahrnehmung.

— Gelobt ist der Herr in seinen Heiligen! hob Franziskus wieder an. Rühmlich und heilsam ist es, daß Du die Ehre erweisest, die ihm gebührt. Der Herr sieht mit Wohlgefallen herab auf seine Magd und hat mir aufgetragen, zweierlei mit Dir zu sprechen. So höre:

Der Herr findet den größten Gefallen am Gehorsame. Dieser Gehorsam muß sich insbesondere gegen seinen Stellvertreter kundgeben. Der Stellvertreter Gottes aber ist der Priester, der im Beichtstuhle über die Seele richtet und sie zurückführen soll auf den schmalen Weg, den Wenige wandeln.

Einen solchen Priester hat der Herr für Dich auserwählt und Dir den frommen Mann, der da heißt Gratian, das ist „Mann von der Gnade", zum Beichtvater geschickt. Du gehorchst ihm nur theilweise und überlässest Dich nicht so unbedingt seiner Seelenleitung, wie es der Herr von den begnadeten Seelen wünscht. Darum hat er mir gegeben eine Stimme, zu sprechen, und ich erhebe sie, Dir vom heiligen Gehorsam zu predigen.

Dem Gehorsam gebührt unter allen sittlichen Tugenden der Vorrang; durch ihn wird der eigene Wille, welcher das höchste Gut des Menschen ist, um Gottes willen verläugnet und hintangesetzt. Deshalb sagt der hl. Gregorius: „Der Gehorsam allein ist die Tugend, welche die übrigen Tugenden dem Menschen einpflanzt und die eingepflanzten bewahrt. Mit Recht wird er den Schlachtopfern vorgezogen, denn durch diese wird ein fremdes Fleisch, durch den Gehorsam der eigene Wille geschlachtet.*)

Erinnere Dich an den Gehorsam der Mutter Deines ehrwürdigen Ordens, der heiligen Theresia. Sie pflegte ihren Beichtvätern wie Gott selbst zu gehorchen und zwar so vollkommen, daß sie nicht allein ihren Willen, sondern auch ihren Verstand denselben demüthig unterwarf; daher widersprach sie nie, und zeigte niemals Beschwerniß zu gehorsamen. In ihrem Heiligsprechungsprozesse haben dies acht-

*) Lib. ult. Moral. c. 10.

und dreißig Zeugen und darunter zehn ihrer ehemaligen Beichtväter bestätigt. Als ihr Christus in einem Gesichte erschienen war, befahl ihr ein Beichtvater, denselben zu verspotten. Sie befolgte dies und Christus lobte sie deshalb. Wenn ihr die Beichtväter das gerade Gegentheil von dem befahlen, was ihr durch höhere Offenbarungen kund wurde, so gehorchte sie ihnen hurtig, als wäre ihr nichts geoffenbart worden; denn, sagte sie, bei göttlichen Offenbarungen kann man betrogen werden, wenn man aber den Obern gehorcht, kann kein Betrug mitunterlaufen.*)

Als Theresia von dem Herrn durch besondere Offenbarung die Weisung erhielt, nach Veas zu gehen, befahl ihr der Beichtvater entgegen, sie solle nach Sevilla sich begeben. Sie gehorchte sogleich dem Befehle des Beichtvaters, jenem Gottes aber nicht. Sie verehrte an ihnen die Person Christi und betrachtete sie im Glauben, ohne auf menschliche Dinge Rücksicht zu nehmen. Jesus Christus drang bei ihr besonders darauf, daß sie dem Beichtvater alle Seelenangelegenheiten mittheilte und demselben in Allem genau Gehorsam leistete. Er erklärte ihr, daß man vom Pfade des Gehorsams aus keiner Ursache abweichen dürfte, wenn auch die allerschwersten Ungelegenheiten mitunterlaufen. „Wer den Gehorsam nicht hat, ist nicht wahrhaft eine Klosterfrau" schreibt die heil. Theresia!

„Ich hatte", schrieb sie, „einst einen Beichtvater, der mich sehr scharf behandelte, zuweilen betrübte und quälte. Derselbe setzte mich vielfach in Unruhe, und das war mir, wie mich däucht, vortheilhaft. Obwohl ich ihn liebte, so ward ich doch manchmal angefochten, ihn aufzugeben. So oft ich mich aber dazu entschließen wollte, hörte ich innerlich, ich sollte es nicht thun, und hörte es mit so scharfen Strafworten, die mich mehr vernichteten als Alles, was mir der Beichtvater anthat. Zuweilen plagte mich einerseits der Zweifpalt, anderseits die Strafworte Christi."

Du siehst, schöne Gärtnerin, daß man dem Beichtvater mehr als Gott gehorchen muß.

Das Leben und die Schriften der heil. Theresia lehren dies oft und oft. Ergib Dich daher ganz und gar Deinem Beichtvater und

---

**) Ribera, Vita S. Th. Nr. 206.

Du wirst den vollkommensten Gehorsam üben.. „Mag er Dir anbefehlen", schreibt dieselbe Heilige, „was es nur immer sei, so verrichte es so schnell und genau als möglich, wie wenn Jesus Christus durch die Person Deines Vorgesetzten selbst es Dir aufgegeben hätte. Versprich mir daher, Jovita von den Engeln, laut und feierlich, daß Du Deinem frommen Beichtvater von jetzt an in allen Dingen eifrig und vollkommen gehorsamen wirst.

Jovita legte die Hand auf das Herz und sprach:

— Ich gelobe es, heiliger Vater!

— Ich habe es gehört und werde Gott Dein Versprechen hinterbringen. Wage nicht, ihm je untreu zu werden. Ich würde Dich immerwährend bei Gott anklagen und seinen Zorn auf Dich herabrufen, wenn Du das Gelübde zu brechen Dich unterfangen würdest.

— Oh, heiliger Vater! wimmerte Jovita voll Entsetzen und Furcht.

— Höre mich weiter an, Jovita von den Engeln. Du hast dem Herrn auch Keuschheit gelobt, die ihm nach dem Gehorsame am wohlgefälligsten ist. Allein Gott verleiht kein Gut, ohne daß es mit Schweiß verdient ist. Diese Tugend setzt er nach seinem unerforschlichen Rathschlusse den größten und härtesten Prüfungen aus. Darüber habe ich Dir manches Wichtige zu sagen.

Zeno, Bischof von Verona, erklärte, „daß es der höchste Ruhm der christlichen Tugend sei, die Natur mit Füßen zu treten". Allein dieser Ruhm wird nur von Wenigen errungen. Der heilige Augustin Bischof von Hippo, war daher klug genug, wie er in seinen Bekenntnissen erzählt, Gott zu bitten: „er möchte ihm die Gabe der Keuschheit verleihen, aber nicht sogleich, indem er wolle, daß seine wollüstigen Triebe erst gesättigt werden möchten."

Schwer ist es, diese Tugend zu bewahren. „Ich", schrieb der hl. Hieronymus an Eustachius, „der ich mich aus Furcht vor der Hölle zu solchem Gefängniß verdammte, der ich mich nur in der Gesellschaft von Skorpionen und wilden Thieren aufhielt, befand mich doch oft in Chören von Mädchen. Das Gesicht war blaß vom Fasten, und doch glühte der Geist von Begierden im kalten Körper, und in dem vor dem Menschen schon erstorbenen Fleische loderte das Feuer der Wollust. Von aller Hülfe entblößt, warf ich mich zu den

Füßen Jesu, benetzte sie mit meinen Thränen, trocknete sie mit meinen Haaren und das widerspänstige Fleisch unterjochte ich durch wochenlanges Hungern."

Auch Du, Jovita, wirst von dem „Pfahl im Fleische", von dem der heil. Paulus spricht, nicht verschont bleiben. Manche Anfechtungen werden an Dich herantreten und Dich ängstigen. Wende Dich dann sogleich an Deinen Beichtvater, der Dir beistehen und helfen wird.

„Es ist der menschlichen Seele schwer", schreibt derselbe hl. Hieronymus an Eustachius, „gar nichts zu lieben; etwas muß geliebt werden." Er gibt dann auch den geeigneten Weg an, den Du einzuschlagen hast. „Die fleischliche Liebe, sagt er, wird durch die geistliche überwunden. Seufze daher und sprich in Deinem Bette: des Nachts suche ich denjenigen, den meine Seele liebt! Dein Bräutigam muß in Deinem Schlafgemache nur mit Dir scherzen. Bitte, sprich zu Deinem Bräutigam, und er wird mit Dir sprechen. Und hat Dich der Schlaf überfallen, so wird er durch die Wand kommen, seine Hand nach Dir ausstrecken und Deinen Leib berühren."*)

Etwas muß also geliebt werden. Zweifelsohne darfst Du als Nonne nur Christus lieben. Wie mir der Herr geoffenbaret hat, wird er Dir in Bälde erscheinen und Dich zu seiner Braut erwählen. Aber auch der Teufel wird Dir erscheinen als ein Engel des Lichtes; frage daher immer Deinen Beichtvater, ob die Erscheinung Christus oder der Teufel gewesen sei, damit Du keiner Täuschung unterliegest. Verschweige niemals die Erscheinungen des Herrn dem Beichtvater, denn der Herr will, daß seine Gnade offenkundig werde.

Wirst Du solcher Gnaden gewürdigt werden, so suche der heiligen Rosa von Lima ähnlich zu werden. Diese Heilige gehörte dem Orden meines heiligen Nachbars Dominikus an. Sie schlief auf knotigem Holz und Glasscherben. Als Nachttrunk nahm sie einen Schoppen Galle zu sich. Christus war von ihrer Heiligkeit so sehr entzückt, daß er an einem Palmsonntag als Steinmetzgeselle verkleidet zu ihr kam und sich mit ihr verlobte, indem er sprach: „Rosa, Schatz

---

*) Durch solche höchst üppige und unzarte Schilderungen suchte der heilige Hieronymus die Jungfrauen zur Ehelosigkeit zu verführen. Seine Schriften lassen sich nur schwer in eine anständige Sprache übersetzen.

meines Lebens, Du sollst meine Braut sein!" Maria war mit dabei und gratulirte ihr, indem sie sagte: „Siehe, was für eine große Ehre Dir mein Sohn anthut."

Las die Heilige, so erschien Jesus auf dem Blatte und lächelte sie an; nähte sie, so setzte er sich auf ihr Nähkissen und scherzte mit ihr. Besuchte Jesus eine andere Nonne — denn er hatte auch in Europa viele Bräute, — so war Rosa vor Eifersucht fast außer sich, bis er wieder kam.

Ihre heilige Schwiegermutter, die Jungfrau Maria, diente ihr einundzwanzig Jahre lang, als Kammerjungfer, und wenn die Frühmette kam, rief sie: „Steh auf, liebe Tochter es ist Zeit!" Das Kloster wimmelte von Flöhen, aber keine von diesen freigeisterischen Springern hatten die Dreistigkeit, die Braut Christi zu stechen.*)

So wird auch kein böser Feind Dich zu verletzen wagen, wenn Christus Dich mit seiner Gnade und Liebe beschenkt hat. Du wirst Deine Reinheit bewahren, wenn auch Versuchungen Dich in Menge bestürmen werden. Liebe Christus — durch die geistliche Liebe wird die fleischliche überwunden.

Das hat der Herr mir befohlen, Dir zu sagen, und nun Jovita, von den Engeln erbitte Dir eine Gnade von mir!

Jovita wagte weder ihre Augen aufzuschlagen noch ein Wort zu sprechen. Sie kniete ganz in sich versunken da und fühlte sich wie verzückt. Auf die nochmalige Aufforderung des Heiligen sagte sie endlich halblaut:

— Es ist zu viel der Gnade, heiliger Vater! Ich weiß nicht, um was ich bitten darf!

— Bitte um irgend eine Gnade. Jede Bitte kann gewährt werden. Einige Heilige, die mit der Leitung von Nationen und besonderen Ständen nicht zu sehr beschäftigt sind, haben ihre Muße im Himmel benützt, einige Uebel der armen Erdenwürmer gründlich zu studiren.

St. Aja hat die Rechtswissenschaften studirt und hilft in Prozessen, St. Cyprian beim Zipperlein, St. Florian bei Feuersgefahr,

*) So steht es in der päpstlichen Bulle, welche ihre Heiligsprechung enthält.

St. Nepomuk gegen Wasserfluth und in Verläumdung. St. Benedikt hilft gegen Gift, St. Hubertus gegen Hundswuth, St. Petronella im Fieber, St. Rochus gegen die Pest, St. Ulrich gegen die Ratten und Mäuse, St. Apollonia gegen Zahnweh, St. Margareth gegen die Schwangerschaft, St. Blasius gegen Halsweh, St. Valentin gegen die fallende Sucht, St. Lucia gegen Augenübel und Veterinärarzt im Himmel ist St. Leonhard.

Wähle also!

— Heiliger Vater, ich bitte Dich um Deine Fürsprache zur Bewahrung der Reinigkeit!

— Sie ist Dir gewährt. Ich werde sie Dir nie entziehen, da Du unter vielen heiligen Nothhelfern meine Fürbitte angerufen hast. Sieh, meine Tochter, im Leben achtete ich die Reinlichkeit sehr wenig, liebte aber nur um so mehr die Reinigkeit. Eine Laus, die sich auf meine Kutte verirrt hatte, nahm ich einst sorgfältig zwischen die Finger, küßte sie und sagte: „Liebe Schwester Laus, lobe mit mir den Herrn!“ Dann setzte ich sie auf den Kopf, woher sie gekommen war. Dagegen wälzte ich mich in Dornen, um meine Reinigkeit zu bewahren, und ich ging in die Freuden des Himmels ein.

Erhebe Dich jetzt, Jovita von den Engeln, und begib Dich zu Deinen Schwestern, die sich eben am Chore versammeln. Der Herr sei mit Dir!

Sprachs und schwieg. Jovita blieb noch einige Augenblicke knieen und betete. Dann erhob sie sich rasch, schritt auf die Statue des heiligen Franziskus zu und küßte andächtig den Saum der Kutte. Hierauf eilte sie dem Kloster zu, dessen Glöckchen bereits zur Complet läutete.

Einige Minuten darauf kam in die Statue des heiligen Franziskus neues Leben; sie rührte und regte sich, und nach einer Weile kroch unter der Kutte — Pater Gratian hervor!

Sein Gesicht war der Farbe des Holzes gemäß geschminkt; nur der reichliche Schweiß hatte sich Laufgräben durch die dicke Farbe gebohrt und hätte einem aufmerksamen Beobachter verrathen können, daß dieser Kopf nicht von Holz sei, sondern lebe. Der Pater holte aus einem Winkel in der Mauer den hölzernen Kopf des heil. Franziskus hervor und setzte ihn der Statue wieder auf. Hierauf wusch er sich am Brunnen Gesicht und Hände und verschwand im Nonnenkloster.

LVI.

Recept zur Erleichterung der Enthaltsamkeit.

Das Wunder des seraphischen Vaters verfehlte seine beabsichtigte Wirkung auf Jovita nicht. Zum ersten Male war sie im Chore zerstreut und betete nur äußerlich mit den Lippen die Complet ab. Ruhelos wälzte sie sich Nachts auf dem Strohlager und konnte sich von dem furchtbaren Eindrucke, den die Rede des heiligen Franziskus auf sie hervorgebracht, nicht erholen. Immer und immer klangen ihr seine Worte im Ohre nach: Gehorsam und Keuschheit!

Die Glocke rief nach Mitternacht zur Mette, und sie wachte noch. Kein Schlaf kam über ihre Augen, eine heftige Unruhe trübte den sonst so klaren Spiegel ihrer Seele. Sie hatte Worte vernommen, deren Sinn sie sich nicht ganz deuten konnte; sie war aufgefordert worden dem Beichtvater zu gehorchen, und wenn er selbst Dinge von ihr verlangen würde, die gegen die Keuschheit verstießen; denn der Gehorsam steht noch über der Keuschheit. Arme Nonne! Du sollst die erhabensten Tugenden üben und weißt vor Profit nicht, welche am meisten gewahrt werden soll!

In Folge ihrer moralischen Abspannung sah Jovita am Anbruche des folgenden Tages ganz verstört aus. Sie fühlte sich vor Schwäche kaum im Stande, an ihre Arbeit im Garten zu gehen. Zur gewöhnlichen Morgenstunde, in der Pater Gratian die Beichte abzunehmen pflegte, wartete sie sehnlichst auf sein Erscheinen. Vieles hatte sie ihm heute zu sagen, seines Trostes bedurfte sie diesmal mehr als je. Gerade heute erschien der Pater nicht, ließ sich auch nicht entschuldigen. Was ihn wohl abhalten mochte, seiner täglichen Gepflogenheit und Pflicht heute untreu zu werden? Jovita bemühte sich vergebens, diese Frage zu beantworten. Ihre Einfalt hätte es

sie auch niemals ahnen lassen, daß der Pater gestern Abends zu tief in den Bierkrug geguckt hatte, vermuthlich zur Erholung von der im Nonnenkloster verübten Heldenthat, daß er im Klosterkeller hinter einem Faße liegen geblieben war und als er des Morgens erwachte, die Kellerthüre von dem vergeßlichen Pater Bräumeister verschlossen fand. Auch seine Seele schmachtete in der Gefangenschaft und lechzte nach Freiheit, wie die Jovitas nach geistlicher Tröstung und Erlösung aus ihrer Unruhe.

Nach dem Mittagstische suchte Jovita sogleich wieder die Einsamkeit ihres Gartens auf, fand sie aber nicht. Der Tag war schön, und die Nonnen gingen daher im Garten spazieren, sonnten ihre Kutten und kritisirten nebenbei die Arbeiten Jovitas. Sie fanden, daß der Garten zwar sauber gehalten, aber von einer ungeschickten Hand gepflegt werde.

Jovita stand am Brunnen und schöpfte Wasser in die Spritzkrüge. Inmitten des großen Bassins stieg eines Sprungquells flüssige Säule und erhoben sich zwei Bildsäulen, Christus und die Samariterin in Stein gehauen. Die Geschicklichkeit des Künstlers stellt das Weib, das dem Herrn gleich ansah, daß er ein Jude war, in dem Augenblicke dar, wo sie im Eifer des Gespräches den Krug umgoß, und demselben entquillt nun unaufhörlich der Born des ewigen Wassers. Dieses reizende, eines großen Künstlers würdige Motiv bewunderte eben Jovita wieder, als zwei Nonnen auf sie zutraten.

— Du meidest ja immer unsere Gesellschaft, Jovita, sprach sie die eine an. Warum gehst Du heute nicht mit uns spazieren?

— O verzeihe, Paula, ich wollte nur die Gemüse begießen.

— Thue das später, und komm jetzt mit uns. Wir wollen ein Viertelstündchen plaudern.

Jovita folgte den beiden Schwestern und ging mit ihnen spazieren, wie sie es wünschten.

— Eine junge Nonne, Schwester Zitta, begann Paula wieder, kam zu mir und bat mich, Dir zu sagen, daß sie Deine Freundin und unzertrennliche Vertraute zu werden wünscht.

— Wer ist Schwester Zitta? fragte Jovita. Sie ist die einzige Nonne, die ich nicht kenne.

— Weil sie Dich bisher gemieden hat, liebe Schwester.

— Weshalb sucht sie jetzt meine Bekanntschaft?

— Zitta ist ein veränderliches Wesen. Sie hat sich mit ihren Freundinnen überworfen und will sie dadurch ärgern, daß sie Dich zur Freundin nimmt.

— So mag ich mich vor ihrer Freundschaft hüten, glaubt Ihr nicht?

— Das wollten wir Dir auch sagen und Dich vor ihr warnen. Zitta ist eine intriguante Person. Im nächsten Augenblicke söhnt sie sich mit ihren Freundinnen wieder aus und verspricht ihnen, sich nie an Dich anzuschließen. Sie hat es uns ebenso gemacht. Ihre Eifersucht kennt keine Grenzen.

— Eifersucht! rief Jovita mit überraschter Miene aus. Existiren denn Eifersüchteleien in einem Kloster?

— Ach ja, Jovita, wollte Gott, es wäre anders!

— Aber dann herrscht auch Zwietracht, die von der Eifersucht unzertrennlich ist?

— Leider mag keine Schwester die andere, Jovita. Jede besitzt eine Freundin und haßt alle andern. Daher siehst Du auch immer nur dieselben Schwestern miteinander gehen. Du wirst noch viel von den Mitschwestern zu leiden haben, glaube es.

— Das ist auffallend in einem Hause, das gegen die Erbärmlichkeiten der menschlichen Natur hermetisch verschlossen sein sollte.

— Du wirst noch Manches im Kloster finden, was Dir nicht gefällt, Jovita. Das Kloster ist nur nach Außen heilig, im Innern herrscht oft die größte Verdorbenheit. Wenn das Kloster nur den Schein der Heiligkeit nach Außen bewahrt, so bekümmert sich die Frau Priorin wenig um das Innere und überläßt Alles dem Beichtvater. Die Frauenklöster werden nur scheinbar von Aebtissinnen und Priorinnen geleitet, in Wirklichkeit regieren die Beichtväter. Die Priorin darf nichts vornehmen ohne den Willen des Beichtvaters.

— Deine Schilderungen sind traurig, liebe Paula. Diese Klosterfrauen sind wohl meistens edel von Geburt, besitzen aber sehr wenig erhabene Gesinnungen. Schwester Zitta, sagtet Ihr, sei so eifersüchtig. Wem gilt diese Eifersucht?

— Dir, Jovita.

— Mir? Wie kann das sein?

— Dein Beichtvater hörte früher auch Zitta zur Beichte. Seit

Du aber im Kloster bist, hat er sie verlassen, und daher haßt sie Dich und wird Dir schaden, wo sie es vermag. Hüte Dich vor ihr!

— Darum haßt sie mich? Lieber Gott, was soll ich da thun?

— Wechsle Deinen Beichtvater, wenn Du Dich entschließen kannst, Jovita. Ich rathe Dir hiezu nicht aus Furcht vor Schwester Zittas Rache; aber Pater Gratian ist nicht mehr jung und lächerlich in seinen Manieren. Ein jüngerer wird tauglicher sein, Deinen Geist zu leiten, und Du wirst mit einem solchen manche köstliche Stunde im Beichtstuhle verleben.

— Ich bin aber mit dem Pater zufrieden und müßte mich erst an einen andern gewöhnen, was mir schwer fiele.

— Du bist mit Pater Gratian zufrieden? Dieser Herr hört Dich ja nur eine Stunde Beichte und läßt Dich knieen; darum haben ihn die andern Schwestern abgedankt.

— Dürft Ihr bei der Beichte sitzen?

— Es wäre nicht möglich, drei oder vier Stunden auf den Knieen zu bleiben.

— Wie? Bedarf es dreier oder vier Stunden, um dem Beichtvater zu sagen, daß ich während eines Tages klösterlichen Lebens weder sündigen wollte noch konnte? Was sollte da aus den armen Weltkindern werden, die weit mehr als wir der Versuchung unterworfen sind?

— Wir wissen wohl, daß es Gebrauch in der Welt ist, nur eine Beichte von wenigen Minuten abzulegen. Was uns betrifft, so beichten wir nicht nur unsere läßlichen Sünden, — denn Todsünden gibt es in einem Kloster nicht, — sondern wir wollen überdies, daß der Beichtvater, ein vertrauenswürdiger und von uns gewählter Mann, uns bei allen Handlungen des Lebens leite. Wir sagen ihm unsere Gedanken, unsere Angelegenheiten, unsere Pläne; denn er ist der einzige Freund, die einzige Stütze, der einzige Vermittler zwischen dem Himmel, der Welt und dem Kloster, den zu besitzen einer Nonne gestattet ist. Mit einem Worte, nächst Gott ist der Beichtvater Alles für uns.

Jovita freute sich über diese Aufschlüsse; denn sie entsprachen ihrem Geschmacke und sie wunderte sich, daß der Pater Gratian sie im Vergleiche zu den übrigen Nonnen so stiefmütterlich behandelte. Ehe sie sich aber darüber aussprechen konnte, wurden die Schwestern zur Vesper gerufen, und Paula sagte noch schnell:

— Ich hoffe, liebe Jovita, daß Du von dem, was wir Dir eben gesagt haben und in der Folge noch sagen werden, weder der Priorin noch dem Pater Gratian ein Wort hinterbringen wirst. Wir bleiben Freundinnen.

Der Gesichtskreis Jovitas sollte sich bald noch mehr erweitern. Die Leidenschaften, denen sie in der Welt nicht entrinnen zu können glaubte, sollten ihr erst im Kloster mit um so größerer Macht entgegentreten. Sie sollte erfahren, daß man in das Kloster nicht gehen darf, wenn man der Bosheit und Niederträchtigkeit der Menschen ausweichen will.

Noch an demselben Abende begegneten sich Jovita und Zitta. Als die letztere die Schwester Gärtnerin sah, wurde ihr Gesicht leichenblaß. Jovita lächelte ihr freundlich zu, Zitta aber wandte ihr auf grobe Weise den Rücken und setzte ihren Weg fort, indem sie einige unverständliche Worte murmelte.

— Wahrhaftig, diese Zitta ist seltsam! sagte eine andere Schwester, die eben vorüberging, zu Jovita. Sie hat ihren früheren Beichtvater verloren, und jetzt weint sie und vergeht vor Eifersucht.

— Vor Eifersucht?

— Auf Dich, ja! Du wirst noch böse Geschichten erleben, wenn Du den Pater Gratian nicht fahren lässest. Schreibe ihm ab, Schwester Gärtnerin, damit die arme Zitta ihre Ruhe wieder findet.

Jovita war bestürzt. Sie eilte in ihre Zelle und überließ sich einem heftigen Weinen. Jetzt, wo sie daran dachte, Pater Gratian zu beabschieden, entdeckte sie erst, daß er ihr theuer war. Ihre Liebe und der Stolz rangen einen heftigen Kampf in ihr. Dennoch entschloß sie sich, ihm abzuschreiben, und führte es sogleich aus. Sie schrieb dem Pater, daß sie sich keine Feinde im Kloster schaffen wolle und sich daher um einen andern Beichtvater umsehen würde.

Nach Verfluß einer Stunde ertönten sechs Schläge an der Glocke der Pförtnerin. Jede Nonne hat ihre bestimmte Anzahl von Glockenschlägen und begibt sich, wenn sie ihre Zahl hört, in das Sprachzimmer. Durch die sechs Schläge wurde Jovita gerufen, und sie verfügte sich daher in das Sprachzimmer. Hier wartete ihrer, so spät es an der Zeit war, Pater Gratian.

— Du hast mir einen Abschiedsbrief geschickt, Schwester Gärtnerin? sagte er mit Lachen, als Jovita eintrat.

— Ja, erwiderte diese erröthend. Ich will keinen Anlaß zur

Uneinigkeit im Kloster geben, und da ich gegen Niemand unhöflich bin, so will ich auch Andern kein Recht einräumen, gegen mich ungezogen zu sein.

— Was mich betrifft, fuhr der Pater beständig lachend fort, so werde ich keine Rücksicht auf Deinen Brief nehmen und sogar, um Dir jede Widerwärtigkeit zu ersparen, heute noch Zitta anzeigen, daß ich sie nie mehr Beichte hören werde. Auf diese Weise wird sie keine Ursache mehr haben, sich darüber Sorge zu machen, ob ich Zuneigung zu Dir habe oder nicht. Mir liegt die heilige Pflicht ob, das verirrte Schaf, das mir Gott anvertraut, in den Stall zurückzuführen, und es ist mir nicht gestattet, von Dir abzulassen.

— Ich weiß nicht, was die Eifersucht mit der Beichte zu thun hat, und es ist nicht meine Sache, den Grund eines so sonderbaren Umstandes zu erforschen; aber ich muß Ihnen sagen, Hochwürdiger Pater, daß, wenn Sie Zitta verlassen, Sie mir eine viel heftigere Verfolgung zuziehen würden. Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, jene Schwester wieder anzunehmen; ich bitte Sie darum, denn von diesem Augenblicke an, dies erkläre ich Ihnen, würden Sie mich nicht mehr im Beichtstuhle sehen.

— Alsdann, sagte er, indem er zu lachen aufhörte und eine ernste Miene annahm, werde ich zu einem andern Mittel greifen.

Mit diesen Worten ging er und ließ Jovita im Zweifel darüber, was er zu thun vorhatte. Fest entschlossen, in diesem Punkte nicht nachzugeben, begab sich dieselbe zur Priorin und bat sie ihr einen andern Beichtvater zu bezeichnen, insbesondere einen alten, der noch keine Beichtkinder im Kloster habe. Die Priorin war um so williger damit einverstanden, als sie es aus mancherlei Gründen selbst lieber sah, wenn Pater Gratian von andern Nonnen abgedankt wurde.

Nach dem Abendgebete entstand ein großer Lärm im Gange. Jovita stürzte ebenfalls aus der Zelle und erblickte Zitta mitten in einem Haufen Nonnen, denen sie ein in Form eines Briefes zusammengelegtes Papier zeigte.

Sie sprachen oder schrieen vielmehr alle zumal unter den tollsten Geberden, die an die Scene der Hexen aus Macbeth erinnerten.

Ein den Beichtvater betreffender Streithandel ist für die Nonnen eine Staatsangelegenheit, ein casus belli.

Als Jovita klar wurde, daß dies nur ein Briefchen von dem Pater Gratian sein könne, verwünschte sie in einer Aufwallung von

Abscheu zum ersten Male den Augenblick, in welchem sie in diesen heiligen Zufluchtsort getreten war.

Der Tumult wuchs zusehends; das ganze Kloster war auf den Beinen. Aus dem wirren Geschrei konnte man nur einen hundertfach wiederholten Namen deutlich heraushören, den des Paters Gratian.

Inzwischen war die Priorin herbeigekommen. Mit Unwillen sah sie diese Störung des Hausfriedens und suchte Zitta zu beruhigen, indem sie versprach, daß Jovita nie mehr bei dem Pater Gratian zur Beichte gehen würde und sie ihr einen andern Beichtiger besorgen wolle.

— Geben Sie mir Ihr Wort darauf? schrie Zitta außer sich, und die Nonnen schwiegen alsbald, indem sie mit Spannung die Antwort auf diese Frage erwarteten.

— Ich verpflichte mich dazu! antwortete die Priorin.

— Ganz gut! So ist's recht! schrieen einstimmig die Nonnen. Es war ein unerträgliches und gar zu schmerzhaftes Aergerniß, ihn mit einer Andern in einem Beichtstuhle eingeschlossen zu sehen.

Und indem sie Zitta wegen der Wiedererlangung ihres Gutes beglückwünschten, sagten sie zu ihr:

— Dein Recht ist Dir geworden, Schwester. Du kannst ruhig sein.

Nach dieser seltsamen Scene mußte auch Jovita die Ueberzeugung gewinnen, daß die Zuneigung der Beichtkinder zu ihrem Beichtvater und der Beichtväter zu ihren Beichtkindern den Entstehungsgrund in einem Gefühle habe, das mit dem Gebote des Evangeliums: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" so ziemlich übereinstimmt. Die Enthaltsamkeit ist freilich ein erträgliches Leiden, wenn man ein solches Rezept dafür hat.

Am andern Morgen wurde Jovita abermals in das Sprechzimmer gerufen.

Es war Se. Gnaden der Herr Generalvikar, der sie hier empfing. Er setzte ihr in Kürze auseinander, daß der Pater Gratian ihn besucht und ihm den Vorfall zwischen Zitta und ihr erzählt habe, und daß er hierauf selbst in seiner Eigenschaft als Chef der Kirche in Warschau entschieden habe, daß der Pater Gratian ihr und nicht Zitta's Beichtvater sein solle. Um die Comödie zu vervollständigen,

hätte nur noch gefehlt, daß auch die Autorität des Papstes dazwischen getreten wäre.

Alle Widerreden und Bedenken Jovitas waren umsonst. Die Priorin zankte sie aus und erklärte ihr, dem Vikar müsse man ohne Widerrede gehorchen.

Jovita kehrte weinend in den Garten zurück, wo bald der tröstende Geist in Gestalt des Paters Gratian sie überschattete.

Die Verfolgung durch die wüthende Zitta endigte für Jovita nicht eher, als bis jene einen andern jungen Beichtvater gefunden und Gratian vergessen hatte.

Die Leidenschaft der Nonnen für die Priester und Mönche ist unglaublich. Was sie hauptsächlich ihr Gefängniß lieben läßt, ist ihre unbegrenzte Freiheit, diejenigen, zu denen sie Neigung gefaßt, sehen und Ihnen schreiben zu dürfen. Diese Freiheit fesselt sie dergestalt an das Kloster, daß sie unglücklich sind, wenn sie wegen schwerer Erkrankung einige Zeit in ihrer Familie, bei ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Geschwistern zubringen müssen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Eltern einer jungen Person gestatten werden, mehrere Stunden des Tages in geheimnißvollen Unterredungen mit einem Priester oder Mönche zuzubringen, oder sich mit denselben in einen fortgesetzten Briefwechsel einzulassen.

Die Heloisen, welche halbe Tage im Beichtstuhle zubringen, sind zahlreich; unglücklicher Weise verstehen sie kein Latein, und die Wissenschaft ist es auch nicht, womit sie sich beschäftigen.

Es gibt Nonnen, die nicht einmal ihren Waschzettel ohne Vermittlung ihres Beichtvaters zu schreiben wagen. Eine von ihnen, Schwester Sabina, sah den ihrigen dreimal des Tages: Morgens brachte sie ihm Vorräthe zu seinem Mittagessen; später, wenn es zum Messelesen kam, stellte sie ihm Biscuit und Kafe vor, und nach dem Mittagsessen blieb sie bei ihm oder er bei ihr bis zu einer vorgerückten Stunde, um, wie sie sagte, Rechnung über das zu stellen, was sie am Morgen ausgegeben hatte. Mit diesen oftmaligen Zusammenkünften nicht zufrieden, schrieben sie sich auch noch überdies ein paar Mal in der dazwischen liegenden Zeit.

Jovita äußerte über solche Dinge eines Tages zu ihrer Freundin Paula ihre Verwunderung.

— Ich habe früher das Klosterleben mit ganz anderen Augen betrachtet, liebe Paula. Das hätte ich nie geglaubt, daß die ordinär-

sten Gesinnungen im Kloster möglich wären. Und diese Schwester Sabina, was soll man sich von ihr denken?

— Du mußt Dich noch an ganz andere Dinge gewöhnen, Jovita. Wenn Du einmal so lange im Kloster bist, wie ich, so stumpfen Dich die täglichen Erfahrungen ab. Was ist mir Alles vorgekommen!

— Erzähle mir doch Einiges, Paula. Je mehr ich die Genossenschaft kennen lerne, der ich angehöre, desto eher werde ich mich in die Umstände zu finden wissen.

Paula ließ sich nicht lange nöthigen und erzählte:

— Der Fürst Branicki ließ vor zwei Jahren eines Morgens die Priorin unsers Klosters rufen und händigte ihr einen Brief ein, den er selbst auf der Straße gefunden hatte. Dieses, von einer Schwester an ihren Beichtiger gesandte Billet war durch die Dienerin verloren worden. Der Fürst war über das, was er gelesen, auf's Höchste empört und sagte der Priorin: Eine Buhlerin hätte nicht so zu schreiben gewagt. Die Priorin stellte das Billet der Schwester zurück, und ermahnte sie, künftighin vorsichtiger zu sein.

An einem Gründonnerstag, wo ich mich in einer späten Stunde der Nacht im Chore befand, sah ich ein Papier in der Luft flattern, das am Fuße des heiligen Grabes niederfiel; es war ein Billet, welches eine junge Novize an ihren unten knieenden Beichtvater gerichtet hatte.

Diese Novize, welche die Kosten der Profeß nicht aufbringen konnte, kam auf den Gedanken, sich an die Mildthätigkeit eines alten aber außerordentlich reichen Beichtvaters in der Absicht zu wenden, ihm schön zu thun, bis er ihr das nöthige Geld angeschafft, aber unter dem festen Vorsatze, ihn alsdann durch einen jungen Priester, mit dem sie schon in einem Verhältnisse stand, zu ersetzen.

Der Alte hatte ein weiches Herz, aber er war aus Erfahrung klug; er bot ihr verschiedene kleine Geschenke an, hütete sich aber wohl, ihr die verlangte Summe zu geben, nachdem er wahrgenommen, daß sie sich im Sprechzimmer mit einem viel jüngeren Rivalen unterhielt. Die erzürnte Novize verabschiedete den alten Geizhals und nahm ihren Geliebten zum Beichtvater. Wüthend und von Eifersucht entbrannt, postirte sich der abgewiesene Priester am ersten Tage, an dem sein Rival die Beichte seines Beichtkindes hören sollte, an der Kirchthüre.

— Prosit! sagte er zu ihm, als er ihn erblickte, mit schäumendem Munde.

— Vobis? antwortete ihm der Andere mit höhnischen Lachen.

Kurz nachher starb der Alte aus Wuth, und der junge Geistliche wurde wegen seiner Armuth durch einen andern Beichtiger, der zwar in einem weniger zarten Alter stand, aber Bruder eines reichen Beamten war, verdrängt. Die Novize wurde Nonne. Du kennst sie sehr wohl, sie ist — Schwester Zitta.

— Wäre es möglich, Paula?

— Ja, und der letzte Beichtiger, der ihr die Summe beschaffte, war Niemand anderer als Pater Gratian.

— Hat denn der Pater einen reichen Bruder?

— Sein Bruder wurde erst reich durch die Dienste, die er als Verräther während der letzten Revolution den Russen geleistet hatte. Er wurde dafür mit dem Posten des Polizeidirektors von Warschau belohnt.

Jevita erinnerte sich, daß ihr Großvater ebenfalls diesen Posten einstmals innehatte, schwieg aber darüber.

— Kann ich mich denn gar nicht von Pater Gratian losmachen?

— Nein, liebe Schwester, da kann Dir Niemand helfen. Du mußt Dich überwinden und den Mann, den Du hassest, sogar zu lieben suchen, denn es ist immer besser, sich mit dem Unangenehmen zu befreunden, wenn das Angenehme versagt ist. Die Obern ernennen auf eine Periode von drei Jahren die Priester, welche beauftragt sind, die Beichte der Nonnen zu hören.

Einen Rath will ich Dir geben. Verweigere dem Beichtvater nichts; denn wenn er auch Unrechtes fordern würde, so wird immer ihn, aber niemals die Nonne die Verantwortung treffen. So wurde vor einiger Zeit die Schwester Monika krank und ihr Beichtvater besuchte sie lange und häufig in ihrer Zelle. Einige Zeit nachher nahm Monika trotz ihrer Krankheit an äußerem Umfange zu und wurde in aller Stille wegen W a s s e r s u c h t aus dem Kloster entfernt. —

Eine Andere, Schwester Agathe, war vom Nervenfieber befallen; während des Deliriums warf sie beständig, ihrem Beichtvater der an ihrem Bette saß, Küsse zu. Roth vor Verlegenheit in Anwesenheit

fremder Personen, hielt er der Kranken ein Kruzifix vor die Augen, indem er mit weinerlicher Stimme ausrief:

— Armes Kind, küsse Deinen himmlischen Bräutigam!

Du siehst, Jovita, ein Beichtvater ist nie verloren und geräth schwerlich in Verlegenheit; aber die Nonne muß es schwer büßen, wenn sie ihm nicht gehorcht. Suche daher vor Allem den Pater Gratian wieder zu besänftigen, der Dir wegen seiner voreiligen Abdankung grollen wird. O unglückliches Leben im Kloster, wenn man die Zuneigung des Beichtvaters verloren hat!

— Ich muß Dir offen gestehen, liebe Schwester Paula, daß ich die Enthaltsamkeit weit ernster aufgefaßt habe. Wenn aber alle Schwestern mildere Anschauungen hievon hegen, so werde ich bald ihre Verfolgungen zu dulden haben.

— Allerdings, Jovita, wenn Du die heiligste unter den Heiligen spielen wolltest. Ausnahmsstellungen einzunehmen, rächt sich im Kloster bitter. Allein Du wirst Dich noch an Alles gewöhnen. Weise nur meine Lehren nicht zurück.

Welches, glaubst Du, ist das eigenthümliche Kennzeichen, der characteristische Zug, der die Frauenklöster von den Mannsklöstern unterscheidet?

Die Beichte!

„Mensch bleibt Mensch und ein Pfaffe vorzüglich", sagte ein deutscher Dichter. So vorzüglich auch die Priester sein mögen, so sind sie doch vor Allem Menschen, und der Mensch haftet dem Stellvertreter Gottes am meisten im Beichtstuhle an.

Schon im Jahre 428 hatte Papst Cölestin es für nöthig gehalten, Strafe darauf zu setzen, wenn Geistliche ihre Beichtkinder verführten. Später, im Jahre 1571, schärfte eine Verordnung des Erzbischofs Caraffa von Neapel allen seiner Gerichtsbarkeit unterworfenen Frauenklöstern ein, den Beichtstuhl den Mönchen zu verschließen und fürder nur Weltpriester als Beichtväter zuzulassen. Diese Verordnung wurde dann auch von vielen andern Kirchenfürsten nachgeahmt.

Diese Reform erzeugte aber Mißvergnügen bei allen Nonnen, weil diese Patres soviel Frömmigkeit zeigten und wir uns nicht vorstellen konnten, daß die Weltpriester gleich vertraut mit der klösterlichen Disciplin sein würden.

Die Wirkung dieser Maßregel war, daß in Betreff der Beichte keine Uebereinstimmung mehr weder in den Ansichten, noch in den

Gefühlen zwischen den Ordensleuten beiderlei Geschlechtes vorhanden war. Sie verlief auch mit der Zeit im Sande, da die Weltpriester hinter den Mönchen an Zärtlichkeiten nicht zurückblieben. Darum schrieb der heilige Karl Borromäus den Beichträtern vor, alle Thüren zu öffnen, wenn sie die Beichte irgend einer Weibsperson anzuhören hätten; er empfiehlt ihnen, irgend einen Vers aus den Psalmen, zum Beispiel cor mundum crea in me Domine, an einem freien Orte anzuschreiben, wo sie ihn bei vorkommenden Versuchungen gleichsam als Zauberformel oder als Retro Satanas! gebrauchen könnten. Wir nahmen daher wieder Mönche zu Beichtväter, weil sie die Wichtigkeit der Beichte mehr zu schätzen wußten.

Wenn die Ausübung dieses Sakramentes für die Mönche einfach und leicht ist, so ist sie es nicht ebenso für die Nonnen. Das Geschäft der Beichte nimmt uns Tag und Nacht in Anspruch, bemächtigt sich all' unsrer Gedanken, geht uns beständig im Kopfe herum und verschafft unsern Freistunden eine unerschöpfliche Nahrung. Die Beichte wird für eine Nonne nach und nach die Bedingung sine qua non ihrer Existenz, eine geheime Wissenschaft, die in der Stille des Klosters gelernt wird, theils durch persönliche Erfahrung, theils durch gegenseitigen Unterricht. Sie wird eine Art Camorra, die ihre Eingeweihten, ihre stillschweigenden Verordnungen, ihre Oberhäupter und ihren Strafkoder hat.

Denke Dir ein Concilium, liebe Schwester, das in den Frauenklöstern die höchste Glückseligkeit des Beichtstuhles unterdrücken würde! Der Staat hätte nicht nöthig, Gesetze gegen die Fortdauer des Mönchswesens ergehen zu lassen, die Frauenklöster wenigstens würden sich von selbst binnen drei Wochen leeren!

— Wenn die Welt diese Klostergeheimnisse wüßte, glaubst Du nicht, daß sie mit Abscheu sich von uns abwenden würde?

— Mit allem Rechte, liebe Jovita, würde sie uns verachten. Um so mehr aber müssen wir unser Bestreben auf die Verheimlichung alles dessen, was im Kloster vorgeht, richten. Außer dem Kloster schlägt man die Augen zu Boden, zeigt sich unendlich bescheiden und selbst einfältig; im Kloster aber kann man den Schafspelz abwerfen, arglistig, anmaßend und boshaft sein. Die Welt begnügt sich mit dem Scheine und läßt sich durch die Rauhheit unserer Kutten, durch

die Zahmheit unseres Auftretens täuschen; warum sollten wir sie nicht täuschen und uns nicht für Engel im Fleische halten lassen?

— Diese Theorie ist klug, aber unmoralisch, liebe Schwester.

— Die Klugheit ist immer moralisch, Jovita. Hast Du nicht im Katechismus gelernt, daß die vier sittlichen Grund- oder Haupttugenden die Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Starkmuth, von diesen vieren aber die Klugheit wieder die erste sei? Alle Mönche und Nonnen erringen große Vollkommenheit in der Tugend der Klugheit, wenn sie auch dafür um so mehr in der Gerechtigkeit und Mäßigkeit zurückbleiben; strebe daher auch Du nach der evangelischen Weisheit!

Jovita erlangte durch solche Belehrungen ihrer Freundin Paula bald die richtige Erkenntniß von dem eigentlichen Werthe der Klöster. Selbst eine Nonne, mußte sie jedoch das Joch tragen, das sie sich freiwillig aufgebürdet, mußte sich den Sitten der Genossenschaft anbequemen, der sie angehörte, und mußte denselben Weg einschlagen, den alle andere betreten hatten. Ob er nun wirklich zum ewigen Heile führte, darüber brauchte sie ihr Gewissen nicht zu fragen, denn für das Thun und Lassen einer Nonne ist im Himmel und auf Erden immer der Beichtvater verantwortlich. Pater Gratian trug übrigens Sorge, daß sie sich leichter fügte, als sie selbst es ihr vorstellen mochte.

Durch den Befehl des bischöflichen Generalvikars war der schlaue Pater zum Beichtvater Jovitas förmlich ernannt worden. Jetzt konnte er mindestens innerhalb dreier Jahre nicht wieder abgedankt werden und hatte für alle Fälle eine oberhirtliche Instanz hinter sich. Mit geheimem Jubel sagte er sich daher, daß jetzt seinen lüsternen Absichten nur mehr geringe Hindernisse im Wege stünden, und es lediglich von seiner beichtväterlichen Klugheit abhinge, sich bald am Ziele seiner Wünsche zu sehen.

Einige Tage nach dem Wunder, mit welchem der heilige Franziskus die unschuldige Jovita beglückt hatte, fand sich erst Pater Gratian wieder zur Beichte ein. Den ersten Morgen war er durch die unfreiwillige Kellerhaft zu erscheinen verhindert gewesen, und dann hatte er aus Groll über Jovitas Abschreiben sie dadurch bestrafen zu müssen geglaubt, daß er ihr einige Zeit die Liebesgabe — in der Mönchssprache bedeutet Liebesgabe reichen so viel als Beichte hören — vorenthielt.

Damit war eigentlich der Pater selbst am härtesten gestraft, wenngleich auch Jovita wegen des Ausbleibens ihres Gewissensrathes von den Nonnen mit scheelen Augen betrachtet und mit hämischen Bemerkungen begeifert wurde. Der beiderseitigen Qual setzte der Pater eines Morgens endlich ein Ende, indem er zur Beichte erschien.

Er hatte sich zwar vorgenommen, ein möglichst ernstes, ja trotziges Aussehen beizubehalten; sobald er aber Jovita erblickte, wurde seine Miene unwillkührlich freundlich, er lächelte ihr so holdselig zu, als es ein verliebter Mönch nur immer vermag, und begann nach zärtlicher Begrüßung die Beichte.

— Acht lange Tage hast Du des Trostes der heiligen Beichte entbehren müssen, armes Kind! Gewis hast Du mir heute recht viele Sünden zu bekennen. Beginne im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

— Vieler Sünden habe ich mich heute schuldig zu bekennen, Gratian. Höre mich in Güte an.

Ich habe im Chore das Gebet nicht mitgehalten und drei Tage überhaupt nicht gesammelt sein können. Ueber die Schwester Zitta habe ich mich innerlich geärgert und ihr unehrenhafte Beweggründe zu ihrem Auftreten gegen mich zugeschrieben. Dann habe ich mich meiner Arbeit im Garten nicht mit der Freude hingegeben, wie es Gott angenehm gewesen wäre. Zweimal schlief ich während des Abendgebetes ein, und mit der Schwester Wäscherin habe ich mich, aber ohne Aufregung oder Haß, gezankt, weil sie einen Hemdknopf abgerissen hatte.

Außerdem habe ich leider, Gott und die heilige Jungfrau mögen es mir gnädig verzeihen, zwei schwere Sünden begangen. Erstens habe ich in meinem Herzen eine irdische Liebe entdeckt und dann einem lebhaften Zorne über Dich, lieber Gratian, mich hingegeben.

Als der Pater von einer irdischen Liebe hörte, schoß ihm das Blut in die Wangen, und er rückte unruhig hin und her, wie wenn seine Kutte plötzlich Feuer gefangen hätte.

— Armes, armes Schäfchen! Wie konntest Du Dich so unter die Dörner verirren? Die läßlichen Sünden sind Dir verziehen, aber zwei Todsünden — und solche Todsünden, irdische Liebe und Zorn, die wiegen schwer in der Wagschaale Gottes! Wem gilt denn diese verdammte irdische Liebe?

— Ich wage es nicht zu sagen, Gratian.

— Nicht? Ha, Unglückliche, Du willst Christus zum Bräutigam haben und liebst einen menschlichen Affen? Wer ist dieser geliebte Erdenwurm?

— Bitte, Gratian, sei nicht so strenge. Ich fand, als Du mir Deinen Trost versagtest, daß ich ohne Dich nicht lebe könne und daß ich — Dich liebe.

— Mich liebst Du? Ja, Gott sei gelobt, jetzt athme ich auf. Die Majestät Gottes ist glücklicherweise nicht beleidigt worden. Mich zu lieben, ist keine Sünde, mein Täubchen, denn in mir ehrst und liebst Du den leibhaftigen Stellvertreter Gottes und diese Ehre und Liebe fällt wieder auf ihn zurück. Die Gefahr einer solchen Todsünde ist nicht vorhanden, wofür ich allen Heiligen danke.

Aber der Zorn — und noch dazu über mich! Der Zorn ist die sechste der sieben Hauptsünden, eine furchtbare Sünde! Wie kannst Du es nur wagen, Dich über einen Gesalbten des Herrn in Zorn zu versetzen? Wie kannst Du, eine Klosterfrau, Dich über einen Priester ärgern? Die ganze Unschuld Deiner Seele ist durch diese häßliche Sünde getrübt, entstellt, ja vernichtet. Warum verfielst Du in diesen Zorn?

— Weil ich glaubte, Du würdest mir die Schwester Zitta vorziehen.

— Deshalb zürntest Du? Nun, abermals Lob und Preis dem Herrn! Dieser Zorn ist keine Sünde, mein Schäfchen, es gibt auch einen heiligen Zorn. Wie oft verfällt Gott im alten Testamente in Zorn, und spricht von einem „gerechten Zorne“! Und der Herr zürnte und sprach: Ich habe es dick mit diesen Moabitern, gehet hin und schlaget sie! Ein solcher Zorn war auch der Deinige, meine Jovita.

Zur größeren Ehre Gottes, damit gar keine Mackel an Dir haftet, verrichte jedoch eine kleine Buße. Dreimal des Tages, wenn die Glocke zum Ave läutet, sprichst Du: Gib o Herr, daß meine Liebe zu Dir und Deinem Stellvertreter, dem Pater Gratian, immer reiner und inbrünstiger werde! Ferner küssest Du drei Tage lang in unbestimmter Anzahl den ersten Wurm, den Du heute im Garten findest. Willst Du diese Buße erfüllen?

— Gerne; ich danke Dir für Deine Milde.

— Was hältst Du von der Liebe, meine Tochter?

— Die Liebe ist eine der drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe.

— Ganz richtig, die Liebe ist eine göttliche, von Gott verliehene Tugend. „Der Endzweck des Gebotes ist Liebe", sagt die Schrift. Aber warum bist Du ins Kloster, in die Einsamkeit gegangen, wenn man lieben will und soll?

— Findet man denn in der Einsamkeit nicht auch die Liebe?

— Strenge genommen nicht, mein Täubchen. Die Einsamkeit und das klösterliche Leben schließen die Liebe aus. Es ist unrichtig, daß man sagt, die Familie Christi bestehe aus der beschränkten Familie der Ordensgeistlichen; warum hätte sich dann der Sohn Gottes für das Wohl des ganzen Menschengeschlechtes ans Kreuz schlagen lassen, wenn er nur die Ordensgeistlichen zur Familie hätte? Aber so wenig man das vor der Welt sagen dürfte, darf man auch sagen, daß die Liebe im Kloster erlaubt sei. Die Welt braucht das nicht zu wissen. Die heilige Schrift sagt, um Vergnügen an der Einsamkeit zu finden, muß man entweder Gott oder ein Thier sein: quis solitudine delectatur, aut Deus aut fera est! Damit erlaubt sie, daß wir uns im Kloster lieben dürfen: denn ohne Liebe ist das Leben Einsamkeit, und wir wären also entweder Götter oder wilde Thiere. Als Götter erkennt uns die Welt nicht an, und wilde Thiere wollen wir nicht sein: ergo ist es erlaubt, daß der Mönch die Nonne, und die Nonne den Mönch liebe. Siehst Du das ein?

— Warum lebten aber die Einsiedler in den thebaischen Wüsten?

— Weil sie mit aller Gewalt wie wilde Thiere sein wollten, meine Ungläubige. Der heilige Johannes Colybita lebte siebzehn Jahre in einer Hundshütte. Salamius aus Kapersana sperrte sich in ein Haus, das weder Fenster noch Thüren hatte, und öffnete nur einmal im Jahre, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen. St. Makarius setzte sich mit entblößtem Körper in Ameisenhaufen, aber seine Lieblinge bissen ihn nicht. Dem heiligen Antonius halfen zwei Löwen das Grab für den heiligen Paulus machen, und zu Makarius kam eine Hyäne und ließ die Blindheit ihres Jungen heilen, wofür sie ein Lammfell als Honorar mitbrachte. St. Pachomius bewohnte mit Hyänen gemeinschaftlich eine Höhle, und die Bestien thaten ihm nichts zu Leide.

Das waren aber Heilige, Jovita, und wir sind es nicht. Genug, wir fühlen andere Bedürfnisse und empfinden, daß der Mensch ein

animal sociale, ein geselliges Thier, sei. Man darf einen Abscheu vor dem ganzen Menschengeschlechte haben, aber man muß seinen Nächsten doch lieben. Und wer ist mein Nächster? Doch zuvor beantworte mir die Frage:

Weißt Du, was Gott in Wirklichkeit ist?

— Gott ist der Schöpfer des Himmels und der Erde.

— Nein, nein, nein! Das ist nicht Alles. Gott ist die Liebe, aber die abstrakte Liebe, die ihre Verkörperung durch die gegenseitige Neigung zweier Herzen, die sich anbeten, erhält. Du kannst und darfst daher Gott nicht im abstrakten Sinne lieben; Du mußt ihn im Gegentheile in seiner Verkörperung lieben, das heißt in der ausschließlichen Liebe eines Mannes, der Dich vergöttert, quod Deus est amor . . . nec colitur nisi amando.

— Wenn also ein junges Mädchen ihren Liebhaber anbetet, so betet sie gleichsam die Gottheit selbst an?

— Ganz gewiß, ganz gewiß! fiel der Pater ermuthigt und glücklich über den Erfolg ein, den er erreicht zu haben glaubte.

— Sollte man in diesem Falle nicht lieber einen Weltmann als einen Priester zum Geliebten wählen?

— Jovita! rief der Pater mit Schrecken. Gott bewahre Dich vor dieser Pest, meine Tochter! Einen Weltmann lieben, einen Ungeweihten, einen Gottlosen, einen Ungläubigen, einen Abgefallenen! Du würdest unmittelbar in die Hölle kommen! Die Liebe des Ungeweihten ist ein Verbrechen, eine Sünde, die nie vergeben werden kann. Die Treue des Priesters beruht auf der Treue, die er der heiligen Kirche zugeschworen, die Treue des Ungeweihten aber ist falsch und trügerisch, wie die Eitelkeit der Welt. Der Priester reinigt jeden Tag seine Neigung, der Weltmann aber, wenn er überhaupt zu lieben versteht, kehrt Tag und Nacht mit seiner Liebe alle schmutzigen Gassen der Stadt.

— Aber mein Gewissen sträubt sich vor einem Priester.

— In solchen Dingen ein Gewissen zu haben, ist geradezu gottlos. Das Gewissen dient Dir nur als Ausflucht, Jovita. Wenn man etwas nicht gerne thut, so kann man sich immer auf das Gewissen hinausreden, und am Ende erlaubte das Gewissen nicht mehr zu athmen, weil man leicht die Luft von Ketzern einathmen könnte. Ich werde aber das Mittel finden, Deine Skrupel zu heben.

Der Name Christi soll bei unsern Liebesergießungen stets die

erste Stelle einnehmen. Auf diese Weise wird unsere Liebe ein dem Herrn angenehmes Opfer werden, und mit Wohlgerüchen geschwängert zum Himmel steigen, wie der Weihrauch im Heiligthum. Sage zum Beispiel: Ich liebe Dich in Christo! Diese Nacht habe ich von Dir in Christo geträumt! Und so wirst Du ein ruhiges Gewissen haben, denn auf diese Weise werden alle Deine Entzückungen geheiligt sein.

Willst Du mich also in Christo lieben, mein süßer Engel?

— Ja! hauchte Jovita dem Pater entgegen.

Es folgte eine Scene, an der die Engel im Himmel ihre Freude gehabt haben mögen. Profanen Augen aber ziemt es sich zu schließen, wenn die Seligkeit des Himmels in zwei liebende Seelen einzieht. Der Seelenarzt übergab Jovita nur ein unschuldiges Recept zur Erleichterung der Schmerzen, welche die Enthaltsamkeit verursacht.

Als sich Pater Gratian nach geraumer Zeit aus dem Kloster wegbegab, fiel ihm ein, daß er heute die Ertheilung der Absolution vergessen habe.

— Ich werde Dich schon noch absolviren! murmelte er vor sich hin. Sine restitutione — amoris — nulla absolutio!

LVII.

Alles zur größeren Ehre Gottes.

Das Vaterland der Krokodile ist das Vaterland der Mönche. Beide sind Aegyptens Ausgeburten. Der Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß die Krokodile in ihren Sümpfen blieben, die Mönche aber sich über Gottes lieben weiten Erdboden ausbreiteten.

Als eines der ungeheuerlichsten Krokodile hauste Pater Gratian in der Stellung eines Beichtvaters im Karmeliterinnenkloster St. Theresia. Das fromme tugendhafte Gemüth Jovitas hatte er mit wollüstigen Bildern erfüllt, und ihr die Liebe zu ihm als eine naturgemäße, ja heilige Sache plausibel zu machen gewußt. Jovita liebte ihn mit aller Gluth ihrer Seele: er aber trug eine unreine, und daher vorübergehende Liebe zu der schönen Nonne. Der Bund gegenseitiger Liebe war bereits zwischen beiden geschlossen worden, und zwar im Beichtstuhle.

Noch immer aber stießen seine Wünsche auf energischen Widerstand bei Jovita. Wenn sie auch in Pater Gratian den wirklichen und leibhaftigen Stellvertreter Christi, des himmlischen Bräutigams, zu sehen sich gewöhnt hatte, so stiegen ihr doch manchmal große Bedenken auf, ob nicht der Vicebräutigam zu unheilige Dinge begehrte, und ob seine Zumuthungen nicht allzustark mit irgend einem Gelübde in Widerspruch standen. Küsse, ja die thun keinem Mädchen wehe, und gegen diese sträubte sie sich nicht; sagt ja doch der weise Salomon, daß der Kuß eines Freundes süß sei. Auch etwas Kneipen ging noch an; denn der selige Abt Rabanus Maurus gibt das zu, indem er schreibt: „Wenn man einen Geistlichen sähe, die Hand auf dem Busen eines Weibes, so muß man annehmen, daß er sie segne!" Aber Gratians Wünsche strebten nach Anderem, und Jovita hatte alle Mühe, sich seiner geistlichen Tröstungen zu erwehren.

Mehrmals fand es der Pater angezeigt, sein Beichtkind eindring-

lichst an das Gelöbniß des Gehorsams zu erinnern, das sie dem heiligen Franziskus im Garten gemacht hatte. Selbst das fruchtete nichts; Jovita antwortete nur mit Thränen. Daraufhin zürnte er und blieb regelmäßig einige Tage vom Beichtstuhle, so daß die Schwestern zu Jovita kamen und ihr vorwarfen, sie müsse sehr ungehorsam gegen ihren Beichtvater sein, und werde große Züchtigungen von Gott erfahren.

In der Folge sah Gratian, daß er niemals zu seinem Ziele gelangen werde, wenn er sein Beichtkind nicht auf geringere Anschauungen von dem Klosterwesen bringe. Er hatte ihr bereits ihren unschuldigen Sinn geraubt, jetzt kam es auch darauf nicht mehr an, wenn er ihren Wahn von der Heiligkeit der Klöster, der Sittsamkeit der Mönche und Nonnen, und der Nothwendigkeit, ein reines Leben zu führen, zerstörte. Sein Plan ging also dahin Jovita zu entsittlichen. Indem er ihr die nackte Wahrheit, wie sie hinter der Kutte steckt, zeigen wollte, mußte er sie auf den Glauben bringen, die Gelübde seien nur zum Scheine da, nur zur Täuschung der Welt vorhanden; und glaubte sie einmal nicht mehr an die Heiligkeit der Gelübde, so konnte sie den Ordensstand nicht ferner achten. Sie mußte vielmehr eine Verachtung desselben schöpfen und sich denken: Wenn alle andern Schwestern das und jenes thun können, warum soll es mir versagt sein?

Ein seltsames Mittel war es, nach dem der Pater hier griff. Seine Spitzfindigkeiten brachten ihm bisher den gewünschten Erfolg nicht; er hatte durch sie zwar Vieles erreicht, aber nicht Alles, wornach sein Herz verlangte. Die Liebe ließ ihn daher auf die teuflische Idee verfallen, Jovita über das wahre Wesen der Ordensgesellschaften zu täuschen, damit sie, entsetzt von dem schauerlichen Bilde desselben, entmuthigt und moralisch gezwungen werde, ebenfalls herabzusteigen in den „Pfuhl der Sünde.“ Er mußte sie erst ganz verderben, dann sah er sich am Ziele seiner Wünsche. Wenn der moralische Halt verloren war, wie sollte sie ihm noch Widerstand leisten können?

Längere Zeit trug sich Pater Gratian bereits mit diesem Plane. Er lauerte nur auf eine passende Gelegenheit, ihn zur Ausführung zu bringen. Im Beichtstuhle wollte er diese Defloration des Gemüthes nicht vornehmen, weil er einsah, daß er als Stellvertreter Gottes doch nicht den Krieg gegen die Moral predigen dürfe; außer dem Beichtstuhle konnte er aber freier und ungebundener sprechen.

Seit einigen Tagen besuchte er daher auch Nachmittags die schöne Gärtnerin regelmäßig. Er sprach da über die Blumen, die trotz ihrer Schönheit verblühen und geknickt werden müßten, über die Heiligen in den Nischen, deren zahllose Wunder noch weit die Wunder Christi übertreffen würden, wenn sie überhaupt nur geschehen wären, und über dies und das. Jovita hörte ihm gerne zu, weil der Pater in Ordens- und andern Geschichten sehr erfahren war, ahnte jedoch nicht den Wolf, der im Schafspelze gleißte. Sie lachte über die Ausfälle, die er gegen andere Orden machte, und über seine Gewandtheit, die Dinge in das rechte Licht zu stellen. Daran dachte sie aber nicht, daß der Pater in dem Bewußtsein: semper aliquid haeret sich nur den Weg für seine Pläne ebnete.

Eines Nachmittags kam er wieder in den Klostergarten. Wie immer schritt er auch heute langsam in demselben auf und nieder, aus dem Breviere die Tagszeiten betend, und stieß dann wie von ungefähr auf die Schwester Gärtnerin.

— Ave, schönes Kind! grüßte er Jovita.

Diese empfing ihn mit freundlichem Lächeln und trat aus einem Beetpfade heraus auf den Kieselweg. Sie trug ein Gartenmesser in der Hand und eine blaue Arbeitsschürze über dem Habit.

— Bist Du mit Deiner Arbeit zu Ende, Jovita?

— Noch nicht, Gratian. Der Epheu, der sich an meinem Gartenhäuschen hinaufrankt, muß auf Befehl der ehrwürdigen Frau Priorin zugeschnitten und so auseinander genommen werden, daß er den Einblick in dasselbe nicht ferner verwehrt.

Eine dunkle Röthe überflog bei diesen Worten das Gesicht des Paters. War es Scham oder Zorn, das ihn ergriff? Alte Mönche, sagt man, besitzen kein Schamgefühl.

— Die Frau Priorin bezieht alle Tage eine Portion Witz aus dem Klosterkeller, brummte der Pater. Wenn Du erlaubst, will ich Dich in das Gartenhäuschen begleiten.

Ohne übrigens diese Erlaubniß abzuwarten, folgte er Jovita und ließ sich auf der Bank im Gartenhäuschen nieder, während sein Schützling sich daran machte, mit der Scheere den dichtverschlungenen Epheu zu lichten.

— Schade um das schöne Gewächs! begann Gratian. Ich liebe besonders die Schlingpflanzen.

— Sie streben himmelwärts, Gratian.

— Ohne aber aufzuhören, meine Tochter, ihre Säfte von der Erde zu beziehen.

Jovita schwieg, weil sie merkte, daß der Pater wieder einem Gespräche zusteuerte, das ihr im weiteren Verlaufe oft unangenehm wurde.

— Meine liebe Schwester Paula, fing sie nach einer Pause wieder an, ist gefährlich erkrankt. Besuche sie doch zuweilen, Gratian.

— Niemals, mein Engel. Ihr Beichtvater würde mich vergiften, wenn ich sie besuchen würde. Pater Amadeus ist eifersüchtig und rachsüchtig bis zum Excesse.

— Und er besucht sie nicht? Die Schwester Krankenwärterin behandelt die arme Paula sehr übel. Erst heute gerieth ich mit ihr in Streit, weil mich ihre Gefühllosigkeit aufs Tiefste empörte.

— Ich beklage die Paula. Aber Schwester Cordula wurde gezwungen, die Stelle der Krankenwärterin zu übernehmen, und da ist es kein Wunder, wenn zu ihrer natürlichen Rohheit noch der Verdruß kömmt.

— Gezwungen? Versehen denn die Schwestern nicht gerne jeden Dienst?

— Du bist lange genug im Kloster, Jovita, um Deine Schwestern zu kennen. Der größte Theil der Nonnen will gar nichts thun. Es gibt einige unter ihnen, die nur auf das Chor zum Beten und ins Refektorium zum Essen gehen wollen, und die jedes Amt ablehnen. Krankenwärterin zu werden, dagegen sträubt sich jede, so lange es geht. Wie viele Nonnen liegen, mit chronischen Leiden behaftet, Jahre lang da, ohne eine ihrer Schwestern zu sehen!

— Das ist schrecklich. Wie stimmt das zu des Herrn Gebot: „Kommt Ihr Alle, die Ihr die Gesegneten meines Vaters seid: ich habe Hunger gehabt und Ihr habt mir zu essen gegeben. Ich habe Durst gehabt, und Ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich war ohne Obdach und Ihr habt mich aufgenommen. Ich war nackt und Ihr habt mich gekleidet. Ich war krank und Ihr habt mich gepflegt."

— Das stimmt eben nicht, Jovita. Die Lehre Christi ist allerdings das fortwährende Gebot der christlichen Nächstenliebe; aber in vielen Gemeinden lebt man nicht nach der Lehre Christi, sondern nach der Lehre des Papstes, die bekanntlich anders lautet.

Bei den Alten wurde das Weib nur als eine zur Fortpflanzung bestimmte Maschine betrachtet; die Philosophen selbst erklärten sie

für ein unvollkommenes Geschöpf. Das Christenthum erst offenbarte dem Weibe seine in barmherziger Liebe und Aufopferung bestehende Aufgabe.

In England, in Deutschland und in den Ländern, wo der Katholicismus von dem Protestantismus zur werkthätigen Liebe herausgefordert wird, steht die barmherzige Schwester den Kranken bei, tröstet die Leidenden und läßt diesen in den abschreckendsten Krankheiten alle sorgsame Pflege angedeihen. Die Tochter des heiligen Vincenz von Paula besucht bei Tag und Nacht den kranken Greis, verbindet seine eckelhaften Wunden, steht dem Sterbenden bei oder erwärmt das verlassene Kind an ihrem Busen, indem sie so Mutterpflichten erfüllt.

Selbst den Fremden und Ungläubigen werden die Wohlthaten der christlichen Barmherzigkeit zu Theil: „Es gibt vielleicht nichts so Erhabenes und Rührendes auf der Erde", spricht ein hervorragender Philosoph, „als das Opfer der Jugend, Schönheit und öfters einer hohen Geburt, das ein zartes Geschlecht darbringt, um in den Spitälern jene Masse menschlichen Elends zu erleichtern, dessen Anblick ebenso den Stolz beugt, als unsere Sinne anwidert."

Solche Orden sind wahrhaft christlich, Jovita, und verdienen auch die Anerkennung und den Dank der Welt. Aber andere Orden — wozu sind sie nütze? Im Grunde sind wir nur zur Pflege der Faulheit und Müssigganges da. Wir erweisen der Welt nichts Gutes, wir geben ihr kaum ein gutes Beispiel, wir leben in egoistischer Weise nur für uns, und essen unser Brod, ohne es verdient zu haben. Das Beten ist doch keine Arbeit, und beten könnten wir in der Welt ebenfalls. Auch ist der Mensch ebensowenig zum Beten allein da, als zur Arbeit.

— Somit wäre auch der Orden, dem wir anzugehören das Glück haben, ein unnützer?

— Doppelt unnütz ist er, Jovita, weil nicht einmal die Regeln gehalten werden und so viel Böses in ihm geschieht. Wir vereinigen uns, ohne einander zu kennen, leben zusammen, ohne einander zu lieben, und sterben, ohne einander zu beweinen. Die Welt führt ein Sprichwort im Munde, welches sehr wahr ist: „Diese Tartüffe bedienen sich der Religion nur wie des Weißzeuges; sie ziehen es nach Belieben an und aus, und wenn es schmutzig ist, schicken sie es zur Wäsche."

Wie ganz anders hatte der Pater vor einigen Jahren gesprochen,

als er Jovita für das Kloster zu gewinnen suchte. Allein — Alles zur größeren Ehre Gottes!

— Nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, erwiderte Jovita, muß ich leider Deine Anschauungen bestätigen. Während der Krankheit und nach dem Tode einer Schwester macht man ihr den Prozeß; ein großer Theil des Tages wird mit hämischen Bemerkungen und üblen Glossen zugebracht. Man streitet sich um die Ursache, weßhalb ihr Gott dieses oder jenes Leiden zugetheilt habe und dann sendet man sie zur Hölle oder ins Fegefeuer, je nach den Ansichten im einzelnen Falle.

— Das wäre noch zu verzeihen, Jovita. Die Frauen sind von Natur so geschwätzig, daß sie auch in der Kutte nicht schweigen können, und so neidisch, daß sie keiner den Himmel vergönnen, die schöner ist, als sie. Allein welche Dinge sind mir während meines Beichtvateramtes in Euerem Kloster schon vorgekommen!

Damit kam der schlaue Mönch auf die Dinge zu sprechen, welche er in das Gespräch zu ziehen beabsichtigt hatte. Mit unbefangener Miene saß er auf der hölzernen Bank und verfolgte mit seinen gierigen Blicken jede Bewegung Jovitas. Diese schien mit der Zustutzung des Epheu keine besondere Eile zu haben und schnitt wie zum Scherze an einzelnen Ranken herum; offenbar lag ihr die Belehrung durch Gratian mehr am Herzen als die Vernichtung des schlingelhaften Gewächses.

— Eine der früheren Priorinnen, die Mutter Scholastika, fuhr der Pater fort, hatte während ihrer Verwaltung viele Widersetzlichkeiten auszustehen. Ich erinnere mich noch wohl an ihren Tod. Ihre Krankheit war entsetzlich, ihr Todeskampf lang und schrecklich. Die Nonnen, die das Sterbelager der armen Frau umstanden, sagten mit lauter Stimme zu einander: „Wenn sie so leidet, so geschieht es wegen der erbärmlichen Art, mit der sie das Kloster geleitet hat. Gott straft sie.“

Es ist Gebrauch in den Klöstern, wie Du weißt, die Todten in ihre Tracht gekleidet zu begraben. Diese Sitte ist ein Rest der basilianischen Ueberlieferungen. Vier Laienschwestern haben dieses Geschäft zu besorgen. Die eine von ihnen, ein wahrer Dämon in Nonnengestalt, weigerte sich in einer Sommernacht aufzustehen, um die Toilette ihrer verstorbenen Mitschwester zu machen. Ich, der ich Todtenwache hielt, tadelte sie lebhaft und sie stand auf; aber, indem

sie den Leichnam an einem Beine ergriff und ihn im Zorne in die Mitte des Zimmers zog, sagte sie mit übereinander gekreuzten Armen:

— Bei der heiligen Jungfrau, hätten Sie das nicht selbst thun können?

Ich schaudere noch, wenn ich an den Stoß zurückdenke, den das Haupt der Entschlafenen erlitt, als es auf den Steinplatten auffiel. Ein Todtengräber hätte mehr Mitleid mit einem an der Pest Gestorbenen gehabt. Ich beklagte mich bei der Priorin über diese unmenschliche Handlung.

— Diese Sache, antwortete sie mir, berührt mehr das Gewissen der Laienschwester als meine Verwaltung, sie machen es übrigens Alle so.

Dieselbe Schwester schlug einer Kranken ins Gesicht, weil diese öfters auf die Seite gelegt zu werden wünschte. Ich bat daher die Priorin, dieses Ungeheuer zu jedem andern Dienste, als dem der Krankenpflege zu verwenden. Man hörte nicht auf mich.

Bei unsern Begräbnissen, wie Du noch erfahren wirst, Jovita, zeigt sich eben so wenig Mitleid und Bedauern. Eine aufrichtige Trauer, ein wahrer Schmerz, der Tribut einiger Thränen auf das Grab eines Mitbruders oder einer Mitschwester sind in einem Kloster seltenere Erscheinungen als bei den Weltleuten die Rührung im Theater. Die Gefühllosigkeit, die bei den Stoikern eine Tugend war, ist in den Klöstern die Wirkung der Berechnung und des Egoismus.

Die Begräbnisse geschehen des Morgens. Kaum ist der Leichnam ins Grab gelegt, so läutet man zum Frühstück, und wehe den Laienschwestern, wenn wegen der Leichenfeier die Milch geronnen oder übergelaufen ist.

— Solche Zustände sind traurig, Gratian.

— Aber wahr. Wie steht es nun mit der Armuth und Demuth? Nicht besser als mit der christlichen Liebe.

Das Gelübde der Armuth ablegen, was heißt das in unseren Tagen? Es heißt entweder Handel treiben unter der Kutte, in der Absicht zu gewinnen, oder wohl in aller Ruhe sein und anderer Leute Gut genießen, geschützt gegen Neid und die Lasten des Staates.

Und auf welche Weise beobachtet ihr dieses feierliche Gelübde, Jovita? Ihr bekleidet Euch äußerlich mit einem Rocke von grobem Tuch, aber Ihr gebraucht die feinste Wäsche und benützt Taschentücher

von holländischer Leinwand, ja selbst von Battist; an Festtagen tragt Ihr an der Seite hängende silberne oder vergoldete Rosenkränze. Hier ist es am Platze zu sagen: Das Kleid macht nicht den Pfaffen.

Das Gelübde der Demuth verbietet Euch das Bett mit eisernem Kopfbrett, aber das der Armuth gestattet Euch drei Matratzen von zarter Wolle, ein mit Federn gefülltes und mit werthvollen Spitzen besetztes Kopfkissen. Die oft prächtigen Vorhänge sind an einem eisernen am Plafond befestigten Ringe aufgehängt.

Ihr dürft keine Luxusgegenstände auf dem Nachttische haben; aber auf dem Thürgesims steht kostbares Geschirr und chinesisches Porzellan.

Es ist Euch verboten, viel Geld in den Zellen zu behalten, aber im Kloster befindet sich ein Ort, genannt das Depot, wo alle Nonnen, jede für sich, so viel aufbewahren können, als ihnen gefällt.

Was die Nahrung betrifft, so gibt Euere Enthaltsamkeit der des Johannes des Fasters nichts nach. Ihr speist des Morgens vier Gerichte, deren eines in Backwerk besteht, und des Abends ein Gericht. Das Brod ist von vorzüglicher Qualität. Aus Frömmigkeit eßt Ihr des Freitags kein frisches Obst, aber Zuckerwerk, so viel Euch beliebt.

Eine jede der Nonnen hat einen besondern Heiligen zum Patron, dessen Namenstag sie durch ein großes Fest feiert. Diese Feierlichkeit erfordert wochenlange Mühen und Vorbereitungen. Alle sinnen auf Mittel, sie aufs Glänzendste zu begehen, sei es, indem sie Schulden machen, wenn es ihnen an Geld fehlt, sei es, indem sie das, was sie besitzen, zu Geschenken an die Priester, die Mönche oder Kleriker verwenden, die an der Kirche angestellt sind oder die Messe bedienen.

Jovita unterbrach hier den Pater durch lautes Lachen. Sie erinnerte sich, daß auch sie bereits dem guten Gratian bedeutende Geschenke gemacht hatte, und fand es komisch, daß er jetzt im Tone einer Moralpredigt über diese Klostersitte sich ausließ. Wie würde er erst entrüstet gewesen sein, wenn er bei diesen Geschenken übersehen worden wäre!

Pater Gratian ließ sich aber in seinen Reflexionen nicht irre machen. Für ihn handelte es sich darum, den Augenblick, in dem ihm Jovita über solche Dinge Gehör schenkte, auszunützen. Der Weg, auf dem er die Selbstachtung Jovitas vernichten und ihre hohen Begriffe von dem Klosterwesen herabschrauben wollte, war bereits ein=

geschlagen und er konnte um so mehr auf ihm fortschreiten, als der Epheu sich unter der Scheere Jovitas nur sehr langsam lichten wollte.

— Als ich noch in der Welt lebte, meine Tochter, dachte ich ganz anders über die Orden als jetzt. Wenn ich früher eine Kutte sah, ergriff mich ein heiliger Schauer, und es klapperten mir die Zähne vor Ehrfurcht. Das hat sich aber geändert. Jetzt klappern mir die Zähne, wenn ich mich in der Kutte betrachte.

Und doch ist unser Orden einer von denen, welche noch am angesehensten sind. Betrachte Dir nur einige andere, Jovita.

Die Mönche schieden sich anfangs in zwei Hauptklassen: die Sarabaiten, die in Höhlen und Einöden wohnten und die Gyrovagen, die durch das ganze Land strichen und auf Kosten anderer Leute lebten. Der heilige Benedikt hat uns von beiden Arten eine Schilderung hinterlassen. Von den Sarabaiten sagt er, „daß sie die scheußlichste Gattung von Mönchen seien, die in ihrem Wandel der Welt nachleben und mit ihrem geschornen Kopfe Gott zum Narren haben. Sie wohnen nicht in dem Schafstall des Herrn, sondern sind zu Zweien, Dreien oder auch einzeln in ihre eigenen Bockställe eingeschlossen, wo sie sich die schändlichsten Dinge zum einzigen höchsten Gesetze machen, was ihnen behagt, heilig nennen, und was ihnen zu beschwerlich ist, als unerlaubt verschreien.“

Die Gyrovagen oder Landstreicher werden von dem Heiligen noch unsanfter beurtheilt. Er nennt sie die letzte Gattung von Mönchen, die ohne festgesetzte Wohnung durch die Provinzen streifen, Sklaven ihrer bösen Lüste und ihres Wanstes und noch abscheulicher als die Sarabaiten sind.

Uebrigens war der heilige Benedikt selbst der Schüler eines solchen Sarabaiten, des Bruders Roman, trug wie dieser einen geschornen Kopf und stiftete endlich zu Anfang des 6. Jahrhundert aus diesen Sarabaiten und Gyrovagen den Benediktinerorden.

Dieser Orden ist der älteste der christlichen Kirche und hat sich mehr Verdienste um die Kultur der Länder und der Geister erworben, als alle andern zusammen. Man hat dies auch zu allen Zeiten anerkannt, und seine Aebte und Prälaten zu Landesständen und sogar zu Fürsten des heiligen römischen Reiches erhoben. Trotz des strengen Befehles ihres heiligen Ordenstifters, kein Eigenthum zu besitzen, haben sie jedoch ganze Ländereien und die herrlichsten Klöster. Sie

hängen aber viel weniger als die Bettelmönche an Rom, und wissen sich dem Geiste der Zeit mehr anzuschmiegen.

Die Kamaldulenser, von dem Benediktinerabte Romuald gestiftet, sehen als ihre Hauptbeschäftigung das Meditiren (Beschauen) und Chorsingen an. Bei der Aufnahme ihrer Novizen sehen sie vorzüglich auf eine gute Baßstimme. Sie treiben auch verschiedene Handarbeiten, aber nicht um ihr Brod damit zu verdienen, sondern sich die Zeit zu verkürzen.

Dieser Orden bringt dem Staate wenigstens den negativen Vortheil, daß er sich nicht mit der Seelsorge befaßt. Seine Mitglieder gehen sehr selten aus ihren Zellen. Weil sie aber in anmuthigen Gegenden wohnen und zugleich guten Wein schenken, so erhalten sie häufige Besuche von den Weltleuten.

Die Franziskaner berühren weder Gold noch Silber, besitzen aber in ihrem Deo gratias einen Talismann, durch den sie überall den Tisch gedeckt finden. Sie stehen als geschickte Bräumeister in hohem Ansehen, hassen aber die Wissenschaften, weil sie den Menschen nur stolz machen. Ihr Orden hat vom heiligen Franziskus die Versicherung, daß er ewig dauern werde.

Den Dominikanern ist sogleich nach ihrer Entstehung die † Inquisition anvertraut worden. Sie vertilgten die Ketzer mit Feuer und Schwert und lieben heiße Gegenden, daher sie sich im nördlichen Europa niemals einbürgern konnten. Ein Dominikanerpater Jost wollte auch in Deutschland das Menschenbraten einführen; weil man aber Holzmangel besorgte, wurde es ihm abgeschlagen.

Für den Eifer, womit sie dem Himmel Menschenopfer darbrachten, segnete sie dieser mit erklecklichen Schmeerbäuchen, auf die vorzüglich bei ihren Klosterpromotionen gesehen wird. Sie sind ein Predigerorden und bekehren die Häretiker mit feurigen Reden und empfindlichen Flammenworten.

Die Trinitarier genossen bei den Türken ein höheres Ansehen als bei den Christen. Sie sammelten große Summen aus der Christenheit und schleppten sie den Türken zu, die ihnen dafür einen Rudel Gefangener freigaben. Der Sturmwind der Kuttenreformation hat sie aber aus dem Boden Europas entwurzelt und in die Länder getragen, in denen der Pfeffer wächst.

Den Serviten hat die Menschheit eine neuntägige Andacht zum heiligen Peregrinus zu verdanken, der alle offene Schäden heilt

und doch von vielen Staaten nicht angerufen wird. Die Serviten wohnen, wie die Wechsler, nur in großen Städten

Die Augustiner haben den Gürtel der heiligen Monika, das Lorettohäubchen und das Tolentinbrod erfunden. Sie besitzen zwar große Kapitalien, übertreten aber doch die polizeilichen Vorschriften über unbefugten Bettel. Fast alle ihre Klöster besitzen wunderthätige Marienbilder.

Die Paulaner sind die Erfinder des Schutzengelfestes und fanden trotzdem in Deutschland keinen Schutz. Sie betreiben auch Seelsorge und Predigen, sind aber in Verfertigung der bestrenomirten Paulanerwürste glücklicher als im Predigen.

Die Kapuziner berühren weder Gold noch Silber, kommen aber wie die Franziskaner mit ihrem Deo gratias, Bart und Schnupftaback durch die ganze Welt. Sie essen Fleisch und was ihnen sonst vorkömmt. Ihre gewöhnliche Leibspeise ist der Stockfisch, durch dessen geschickte Zubereitung sich der Orden einen großen Ruhm erworben hat. Der Stockfische wegen geht freilich viel Geld aus dem Lande; aber es ist besser Geld aus dem Lande zu schicken, als keine Kapuziner zu haben.

Die Kapuziner versehen sehr fleißig die Seelsorge. Viele Pfarrer bedienen sich ihrer zum Predigen und zum Spaßmachen. Sie sind geschworne Feinde der Freigeister, zu denen auch die Flöhe gehören. Ihrer Kapuze wegen haben sie blutige Kriege geführt. Gegen die Franziskaner sind sie unversöhnlich, aber gegen das Ungeziefer beweisen sie sich als Christen; sie bringen keines um, wenn es sie auch noch so sehr plagt. Sie sind sehr glücklich in Bekehrung verstockter Delinquenten und in Austreibung der Teufel. Sie rühmen sich, daß der Teufel ihren Bart fürchte. Vor ihren Klöstern haben sie ein großes Kreuz aufgestellt, zum Zeichen, daß sie Christen sind.

Und die Jesuiten — de mortuis nil nisi bene!

Was glaubst Du, Jovita, könnte die Welt nicht ohne diese Orden bestehen? Ich bin selbst ein Mönch, aber ich glaube, daß die Welt ganz wohl ohne uns existiren könnte. Der Vergangenheit sind wir fremd, der Gegenwart feind und der Zukunft unseres Vaterlandes unnütz.

Schon während des Noviziates bereute ich ins Kloster gegangen zu sein; und ich wäre auch sicher in die Welt zurückgekehrt, wenn mich nicht ganz bestimmte Gründe davon abgehalten hätten. Die

Mißbräuche, die ich während des Noviziates wahrnahm, benahmen mir allen Geschmack für die Zukunft.

Jeder vernünftige Mann hält das Noviziat für eine Pflanzschule künftiger Beichtväter, Prediger und Seelsorger. Dem jungen Novizen, nimmt er an, stellt man die Wichtigkeit des angetretenen Standes in seinem ganzen Umfange vor und prüft ihn sorgfältig, ob er genug Menschenliebe und Geduld zu dem Ordensstande habe. In der Person des Novizenmeisters sieht er einen Priester von aufgeklärtem Verstand und dem besten Herzen, der seine Untergebenen mit Sanftmuth behandelt, die Fallenden liebreich aufrichtet und mehr durch eigenes Beispiel als Worte den jungen Zöglingen ein treuer Leiter auf ihrer unbekannten Laufbahn wird; der seine Hauptsorge darin sieht, gute Menschen und Bürger aus ihnen zu bilden, denn wer kein guter Mensch und Bürger ist, kann unmöglich ein guter Priester und Seelsorger sein. So denkt ungefähr die Welt vom Noviziate.

Wer aber ein Noviziat durchgemacht hat, denkt anders. Wir Mönche haben freilich wider die ausdrückliche Bestimmung unserer Stifter die Seelsorge an uns gerissen; aber die Art, wie wir für die Seelen sorgen, ist bald gelernt. Ebensowenig wird im Noviziate ein guter Bürger herangebildet. Niemand kann zwei Herren dienen, der Mönch hat aber nur den Papst als Herrn anzuerkennen, dem er seine Existenz verdankt. Wir müssen für die Interessen Roms die wärmste Liebe tragen und können darum niemals gute Bürger des Staates sein, der uns duldet und der uns ernährt.

Mönch heißt nach dem griechischen Stammworte: einsamer Sonderling. Ein Sonderling ist aber kein gewöhnlicher Mensch und also kann auch seine Erziehung keine gewöhnliche sein. Sobald der Kandidat in das Kloster tritt, wird er zum Sonderling gemacht. Man schneidet ihm die Haare ab und steckt seinen Kopf in eine Kapuze. Man räumt ihm eine Zelle ein, die er nicht verlassen darf, außer wenn er auf das Chor, zum Essen oder in das Museum geht oder in einen geheimen Ort, wozu er aber den Novizenmeister um Erlaubniß bitten muß. An der Thüre der Zelle ist ein Glasfenster, damit der Novizenmeister sehen kann, was der Novize treibt.

In der religiösen Praxis werden dem Novizen drei Sätze eingepaukt:

1) Bonus novitius debet esse, ut infans — Erstens muß ein guter Novize sein wie ein Kind.

2) Bonus novitius debet esse ut stultus — Zweitens muß ein guter Novize sein wie ein Narr, und

3) Bonus novitius debet esse ut baculum — Drittens muß ein guter Novize sein wie ein Stock im Winkel.*)

Die Quintessenz klösterlicher Erziehung sind also: ein Kind, ein Narr und ein Stock!

Zu den Hausknechtsdiensten der Novizen kommen noch in vielen Klöstern die eckelhaftesten Dienste; so hat der heilige Franziskus von Assisi in seiner Ordensregel das Auflecken von Speichel seinen Brüdern unter einer Todsünde geboten. Wer aus dem Noviziate tritt, ohne Heuchler oder Schwärmer geworden zu sein, kann sich ebenso Glück wünschen wie ein Reisender, der unversehrt aus einem Lande zurückgekehrt ist, in welchem die Pest wüthete.

Froh, diesem Probejahr entronnen zu sein, legen daher auch die meisten Novizen mit heiterer Stirne die ewigen Gelübde ab, ohne nur im Geringsten über ihre Wichtigkeit nachzudenken. Wer aber einen Schwur leichtsinnig macht, der beobachtet ihn auch leichtsinnig.

Die frommen Ordensstifter waren der Ansicht, daß, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll. Daher befahlen sie ihren Mönchen ausdrücklich die Handarbeit, und zwar eine solche, welche ihren Mann ernährt. Die Mönche aber schnitzen höchstens Kapuzinerköpfe und Tabaksdosen in Gestalt eines Beichtstuhles, die körperliche Arbeit hassen sie und die geistige müssen sie hassen. Sie schwören Armuth, unterscheiden aber drei Grade in der Armuth:

1) paupertas possessionis, die Armuth im Besitze, d. i. die Lostrennung vom Besitze weltlicher Güter.

2) paupertas usus rerum temporalium, die Armuth im Gebrauche zeitlicher Güter, und

3) paupertas affectionis, die Armuth im Geiste.

Diese subtilen Distinctionen und die feine Symetrie des klösterlichen Armuthsgebäudes existiren nur in den Satzungen, aber nicht in Wirklichkeit. Die Armuth im Geiste wird am gewissenhaftesten beobachtet und das hat seinen guten Grund.

Viele Bettelmönche oder Mönchsbettler haben zwar die Grille, kein Geld zu berühren; allein sie lassen es sich in die Tasche werfen

*) Prax. relig. praelud. I.

und von dem Prior wieder herausnehmen, ähnlich den Hohepriestern, welche am Schabbes zwar nicht den Palast des Pilatus betreten durften, dafür aber ihn zu sich herausholen ließen.

Ebenso verschieden betrachteten viele Ordensstifter das Gelübde der Keuschheit. Ein angehängter Hund ist nur desto bissiger, je kürzer seine Bande sind, und jedes Verbot führt einen mächtigen geheimen Reitz in sich. Darum hat der heilige Benedikt in seiner Regel ausdrücklich vorgeschrieben: Si non potes servare, liber discede — Wenn Du es nicht halten kannst, so gehe in Freiheit. Statt aber einen solchen Mönch in Frieden ziehen zu lassen, sperrt man ihn lebenslänglich ein.

Die Vormauer, hinter die wir uns bei den fortwährenden Vorwürfen der Welt zurückziehen müssen, ist das Gebet. Durch unser Gebet, müssen wir der Welt immer wiederholen, halten wir die strafende Hand des Herrn von dem Lande ab. Allein wenn die Welt wüßte, daß nirgends weniger andächtig und wahrhaft gebetet wird als im Kloster! Das Psalmiren oder Chorgebet ist für die meisten von uns ein Werk der Gewohnheit, und wie schläfrig, zerstreut und unwillig wird es verrichtet! Wer mit guter Art vom Chore wegbleiben kann, thut es gewis. Die einen lassen sich zur Ader, die andern schützen eine Unpäßlichkeit vor, und viele verlegen sich nur deshalb auf das Predigeramt, um des ewigen „Chorbrummens“, wie der technische Ausdruck lautet, überhoben zu sein. Die Seniores oder Emeriti genießen ohnedies das Privilegium, nicht singen und beten zu dürfen, wenn es ihnen nicht beliebt, und die Aebte und Prioren finden es unter ihrer Würde, ihre Stimmen mit denen der Brüder zu vermischen.

Wie bei den Habiten das wunderbarste Farbenspiel stattfindet, so thun sich die einzelnen Orden auch auf ihr Ton- oder Gurgelspiel viel zu Gute. Die Benediktiner beten in tiefer, die Dominikaner in unangenehm heiserer, die Kamaldulenser in tiefer und langsamer Baßstimme. Die Franziskaner suchen die Orgel zu übertönen, die Kapuziner „brummen“, die Serviten kichern, und wir beten gänzlich monoton. Der Gesang wird nach einem geometrischen Grad bestimmt, ebenso der Winkel, unter dem sich der Mund öffnen, und der Bogen, unter dem sich das Haupt beim Gloria beugen darf. So wird die Andacht und das Gebet in ein System gebracht, und weiß das Herz von einem Systeme?

Obwohl wir im Schooße des Ueberflußes leben, müssen wir Bettelmönche doch auf das „Terminiren", den Bettel, ausgehen. Die Kutte hat für den gemeinen Mann soviel Blendendes, daß er nicht die vollen runden Backen, sondern nur einen armen dürftigen Bettler in der Person des Terminanten vor sich sieht. Es fällt ihm nicht bei, daß Leute, die ihn um Gotteswillen um ein Almosen ansprechen, zu Hause volle Speisekammern und Keller haben, große Kapitalien besitzen und sie in Wechselbänken anlegen. Außer dem geheimen Zauber der Kutte besitzt der Terminant fromme Sprüche nnd Bilder, Agnusdei, Amulette, Skapuliere und Lukaszettel, durch welche er dem Bauern Eier, Schmalz, Butter, Holz, Kerzen, Wein, Getreide, Fische, Obst u. dgl. wegzukapern und seinen „Schnappsack", wie die klösterliche Sprache den Bettelsack nennt, zu füllen versteht.

Ich kenne unter meinen Brüdern einige Genies, die schon nach kurzer Zeit reichlich beladen zurückkehren. Sie wählen mit Vorsicht den Zeitpunkt, wann der Bauer nicht zu Hause ist, weil die Bäuerin weit zugänglicher und freigebiger sie bewirthet. Sie verehren der Bäuerin mit der größten Uneigennützigkeit geweihten Hexenrauch, Teufelspeitschen und Weihwasser, räuchern den Stall aus, benediciren die kranke Kuh, und das Alles zur größeren Ehre Gottes. Das Betteln muß doch seinen Reitz haben; denn warum würden sich sonst die jungen Patres so sehr um das Terminiren beneiden, und sich sogar öfters das Bettelprivilegium mit Geld abkaufen?

In den Klosterkellern allein hat sich der Geist der guten Ordnung in aller Reinigkeit erhalten. Der Wein oder das Bier ist uns, was dem Soldaten der Sold ist. Fehlt es daran, so entsteht Murren im Heere, und die Subordination hinkt. Daher bestreben sich Aebte und Prioren, diesen Grundpfeiler der klösterlichen Ruhe im besten Zustande zu erhalten.

Jedes Faß hat seinen Namen und ist Johannesfaß, Theresiafaß, Xaverifaß, Eliasfaß getauft, wie die Keller Gottvater-, Gottsohn-, Gottheiligergeistkeller, Muttergotteskeller, Christkindkeller u. s. f. heißen. Diese Sitte ist aber insofern wohlberechtigt, als dadurch die Welt gewarnt und abgehalten wird, sich an einem Wein- oder Bierkeller zu vergreifen, der Gott Vater gehört.

Wo Du hinblicken magst, Jovita, überall siehst Du ein unerfreuliches Gemälde, dessen Devise: „Alles zur größeren Ehre Gottes" keineswegs einen üblen Eindruck verhindern kann.

— Und Du, Gratian, selbst ein Mönch, sprichst solche Dinge von den Orden und den Klöstern?

— Wundert Dich das, Jovita? Ich könnte Dir noch ganz andere Dinge erzählen, wenn ich es rathsam fände; allein es ist oft besser, bei Zeiten abzubrechen, als die unverblümte Wahrheit zu sagen. Wir befinden uns in dem Garten eines Klosters, wo die Blätter an den Bäumen Ohren haben und wo gewisse Geister uns belauern.

— Warum hast Du mich aber vor meinem Eintritte in das Kloster nicht derart belehrt? Ich würde in der Welt geblieben sein, wenn ich das gewußt hätte, was mir jetzt bekannt ist.

— Ich auch, und noch viele Tausende von Mönche und Nonnen ebenfalls. Wenn ich Dich aber früher nicht belehrte, so geschah es in der Erwägung, daß Du in der Welt Dich ebenfalls nicht glücklich gefühlt hättest, und Du im Kloster wenigstens den Schein der Zufriedenheit wahren könntest. Bis hieher wirst Du es kaum zu bereuen gehabt haben, daß Du ins Kloster getreten bist.

— Das nicht, Gratian. Allein mit der Achtung vor dem Kloster habe ich doch meine Zufriedenheit eingebüßt.

— Sei zufrieden, mein Kind, daß Du einen so treuen Freund an mir gefunden hast. Ich liebe und verehre Dich, und möchte Dich daher nicht so tief sinken lassen, daß Du wie viele anderen Nonnen ohne jede Stütze und ohne Tröster in der Noth dastehst. Die traurigen Zustände der Klöster habe ich Dir nur vorgeführt, damit Du in der Folge weniger Bedenken tragest, meinen anscheinend unerlaubten, aber gerechtfertigten Rathschlägen Folge zu leisten. Was Du mir verweigerst, würde mir jede andere Schwester mit Freuden gestatten, Jovita.

— Ich verweigere Dir nichts, mein Gratian. Ich bin unendlich glücklich, Dich lieben zu dürfen, und was willst Du noch mehr?

— Mein Liebchen, was will' ich noch mehr? Unsere Verehelichung!

— Eine Ehe im Kloster! Das kann unmöglich geschehen.

— So lange wirst Du eben nie zufrieden sein, Jovita, als Du den Weg zum Glücke nicht einschlägst, den ich Dir bezeichne.

— Du führtest mich nur den Weg des Unglückes, mein Gratian.

— O über Deinen Starsinn! Wie viele Patres kenne ich, die nach allen Vorschriften der Kirche heimlich mit Schwestern getraut sind und das heiligste Leben miteinander führen.

Nur Du hast so alberne Bedenken. Merke Dir, eine Dame, die in der Welt nicht zufrieden sein konnte, ist es im Kloster um so weniger, und Du wirst Dich nie glücklich fühlen, so lange Du mir nicht folgst.

In diesem Augenblicke kam die Priorin heran. Sie hatte sich dem Gartenhäuschen bis auf wenige Schritte genähert, ohne von den beiden Liebenden bemerkt worden zu sein. Jovita tändelte mit ihrer Scheere noch immer an dem Epheu herum und wandte der Priorin den Rücken zu; der Pater aber zeichnete mit einem Stabe, während er sprach, in dem Kieselsande Figuren, und bemerkte die Priorin erst, als er am Schlusse seiner Rede zufällig aufblickte.

In der ersten Ueberraschung entfiel der Stab seiner Hand. Der Besuch kam ihm eben so ungelegen als unerwartet. Seine Fassung kehrte aber im nächsten Momente wieder zurück. Er ergriff das auf der Bank neben ihm liegende Brevier, erhob sich und begrüßte die Priorin.

Als Jovita diese gewahrte, zuckte auch sie zusammen. Eine helle Röthe übergoß ihr Gesicht, wie wenn sie auf einer bösen That ertappt worden wäre. In der Meinung, die Priorin habe einen Theil ihres Gespräches mit dem Pater Gratian gehört, wurde sie noch immer verlegener.

Der Priorin entging die Verlegenheit Jovitas nicht; dagegen hatte sie den Ausdruck der Ueberraschung an dem Pater ganz übersehen. Vielleicht fixirte sie Jovita nur darum so beharrlich, weil sie aus deren Mienen bestätigt haben wollte, was sie sich insgeheim dachte.

— Ave, Frau Priorin! nahm der Pater das Wort. Ich freue mich, Sie einmal im Garten zu sehen.

— Aber ich freue mich nicht, Sie darin zu finden, Hochwürden! erwiderte sie schnippisch. Sie scheinen unsern Garten sehr zu lieben.

— Der Hirte befindet sich am liebsten bei seinen Schäfchen, Mutter Lidwina. Eben zanke ich mit Schwester Jovita, weil sie nur ungerne Ihren Befehl ausführen will, den schönen Epheu zu zerstören.

— Ah, Sie sprachen gerade von dem Glücke des Gehorsams, entgegnete die Priorin besänftigt. Sie hatte nämlich nur mehr die letzten Worte des Paters gehört, und war befriedigt, daß derselbe mit Jovita wirklich in einem zankenden Tone gesprochen hatte. Die Fluth von Vorwürfen, die sie für beide bereit gehalten, drängte sie daher zurück und fuhr in mehr gemäßigter Stimme fort:

— Weßhalb willst Du nicht folgen, Jovita?

— Gewiß folge ich, ehrwürdige Frau Priorin. Sehen Sie nur das Gesträuch, es ist bereits ganz verschnitten.

— Aber es ist nicht gänzlich weggeräumt, fiel der Pater ein. Jedenfalls lag das in Ihrer Absicht, Frau Priorin?

— Das habe ich nicht befohlen, und Sie haben Jovita Unrecht gethan, wenn Sie deshalb mit ihr zankten.

— Mea culpa, Frau Priorin! Ich dachte mir nur, wenn etwas geschehen muß, soll es ganz oder gar nicht geschehen.

— Kümmern Sie sich nur nicht so viel um meine Anordnungen, Hochwürden. Ich habe befohlen, daß der Epheu stark gelichtet werden soll, damit man von Außen in das Gartenhäuschen sehen kann, und mehr nicht.

— Ja, da hatten Sie Recht, Frau Priorin. Man kann in der That das Brevier nicht auf die Bank legen und einige Schritte sich entfernen, ohne daß nicht die Scheermäuse darüber herfallen und es zernagen.

— Warum bist Du vorhin nicht zur Vesper gekommen, Jovita?

— Hat es schon zur Vesper geläutet, ehrwürdige Frau Priorin? Bitte um Vergebung, ich habe es nicht gehört.

— Richtig, Schwester Jovita, die Uhr zeigt bereits auf vier Uhr, und die Vesper muß längst vorüber sein. Bitten Sie die Mutter Lidwina um eine gnädige Strafe für Ihr Vergehen.

— Das Versäumniß des Chores ist eine culpa media, meine Tochter. Ich will Dir die Wahl der Strafe selbst überlassen. Womit gedenkst Du Deine Schuld zu büßen?

— Ich bitte Sie um Gotteswillen, ehrwürdige Frau Priorin, mir zu erlauben, daß ich mich des Morgens und Abends zwei Tage hindurch geißle, bei Tische Wasser statt des Weines trinke und mein Vergehen in der nächsten Versammlung der Schwestern öffentlich bekenne.

— Eine genügende Buße, Mutter Lidwina.

— Nein, sie genügt mir nicht, Hochwürden. Ich verordne Dir folgende Buße, meine Tochter. Im Speisezimmer, wenn alle Conventualinnen heute Abends bei Tische sitzen, findest Du Dich ohne wollenes Hemd (Schweißblätz) und die Schürze (Mutande) ein, wirfst Dich auf die Kniee, legst die Geißel vor Dir hin auf den Boden, fassest mit beiden Händen die Kapuze und ziehst die Kutte über den

Kopf aus. Dieselbe legst Du so vor die Brust hin, daß der vordere Leib bedeckt, der Rücken aber entblößt ist. In dieser Lage hältst Du mit der linken Hand die Kutte und in der rechten die Geißel.

Auf ein Zeichen, das ich gebe, beginnst Du laut die Bußpsalmen und das Miserere zu sprechen und schlägst Dich solange über die Achseln auf den nackten Rücken, bis das Zeichen zum Aufhören gegeben wird.

— Ich danke Ihnen für die gnädige Strafe, ehrwürdige Frau Priorin, sagte Jovita erbleichend und ergriff deren Hände, um sie zu küssen.

— Das ist die Disziplin supra, wie sie die heilige Theresia für leichtere Vergehen vorschreibt, warf der Pater wieder ein.

— Sie wissen, Hochwürden, daß es verboten ist, mit einer Pönitentin so lange zu sprechen, bis ihre Buße vollbracht ist?

— Wohl Mutter Lidwina. Erlauben Sie mir daher, daß ich mich mit Ihnen entferne.

Während Jovita im Garten zurückblieb, schritten der Mönch und die Nonne dem Kloster zu.

— Du hast die Närrin eigentlich strenge bestraft, mein Engel.

— Sie muß auch Deine Sünden büßen, Gratian.

— Prosit! Alles zur größeren Ehre Gottes!

LVIII.

Eine Ehe im Kloster.

Wenn ich einmal der Herrgott wär',
Mein Erstes wäre das:
Ich nähme meine Allmacht her,
Und schuf' ein großes Faß:
Ein Faß, das wie die Welt so rund,
Ein Faß, das voller Bier . . . . .

— Gelobt sei Jesus Christus, hochwürdiger Pater! Sie singen immer ein schönes Liedchen, so oft Sie kommen.

— Ein Liedchen sagst Du, Schwester Eulalia? Ich übe nur Hymnen ein, die auf dem Chor gesungen werden. Warum öffnet sich aber heute das Schloß so schwer?

Schwester Eulalia, die Pförtnerin, bemühte sich vergeblich, den Schlüssel im Schlosse der letzten Thüre umzudrehen, die sie unachtsamer Weise hinter sich zugeworfen, als sie auf das Glockenzeichen des Paters Gratian die vorderen zwei Thüren geöffnet hatte. Sie legte ihren Schurz um den Schlüssel, damit ihr die Finger bei dem heftigen Drucke nicht abglitten und strengte sich gewaltig an, die Schloßzunge zurückzuriegeln.

— Es geht nicht, sagte sie nach einer Weile, die durch das Drücken entstandenen Schwülen ihrer rechten Hand betrachtend. Ich begreife nicht, was am Schlosse fehlen mag. Erst diesen Morgen habe ich es eingeölt.

— Das ist fatal, Eulalchen. Aber sieh, so stelle ich mir das Himmelreich vor: eine dunkle Zelle zwischen zwei Thüren, ungesehen von boshaften Augen und darin eine so schöne und brave —

— Eulalia! rief in diesem Augenblicke eine Stimme vom Klostergange. Wo bist Du?

Der Pater ließ sofort den Mantel der Schwester fahren, den er während der Beschreibung seines Himmelreiches wie spielend von hinten gefaßt hatte, als er in jener Stimme das Organ der Mutter Lidwina erkannte und verhielt sich ruhig.

— Das Schloß will nicht zurückgehen, ehrwürdige Frau Priorin. Sehen Sie doch nach, was daran fehlt.

Einige Momente darauf hörten die beiden Gefangenen von Innen an dem Schlosse herumtappen, und nach einem kräftigen Zuge an der inneren Thürklappe öffnete sich die Thüre.

— So ungeschickt, Eulalia! Wer wird aber auch — wie, auch Sie, Pater Gratian? Sie waren auch eingesperrt?

Wenn der Pater überhaupt noch verlegen hätte werden können, so würde er es jetzt geworden sein. Die Priorin blickte abwechselnd ihn und die Pförtnerin mit dem Ausdrucke der höchsten Ueberraschung an.

— Was soll das bedeuten? fuhr sie die Schwester Eulalia an. War diese Einsperrung eine zufällige? Augenblicklich sprich die Wahrheit!

— Der reinste Zufall, Mutter Lidwina! antwortete ihr der Pater.

— Ich habe nicht Sie gefragt, entgegnete ihm die Priorin in bissigem Tone, während sie ihm einen Blick des Zornes zuwarf. Antworte mir, Eulalia!

— Die Thüre fiel hinter mir zu, ehrwürdige Frau Priorin, als ich die vorderen zwei dem hochwürdigen Pater öffnete. Vergeben Sie mir, hier spielte uns der böse Feind einen Possen.

— Das ist nicht wahr, Ihr lügt mich beide an! schrie die Priorin. Glaubt Ihr, ich lasse mich zum Narren halten? Du Eulalia, übergibst augenblicklich die Schlüssel der Schwester, die ich herabschicke, und beziehst deren Zelle. Deinem Alter hätte ich wahrlich größeren Pflichteifer zugetraut.

Der alten Eulalia, deren zarte Anflüge von Schnurrbart bereits durch die Zeit gebleicht waren, und deren Gesicht tiefe und zahlreiche Runzeln aufwies, entstürzte ein Strom von Thränen. Sie warf sich vor die Priorin auf die Kniee und beschwor sie bei der heiligen Jungfrau, ihren Tagen die Schmach der Entsetzung von einem Posten nicht anzuthun, den sie bereits zwanzig Jahre hindurch zu allgemeiner Zufriedenheit ausgefüllt hätte. Allein die Priorin achtete nicht auf

den Schmerz und die grauen Haare der Pförtnerin. In dem Glauben, sie werde nur getäuscht, wandte sie sich ab und ging in raschen Schritten den Gang entlang.

Pater Gratian eilte ihr nach, konnte sie aber nicht einholen.

— Frau Priorin! Mutter Lidwina! rief er ihr ein über das andere Mal nach. Sie aber hörte nicht auf ihn und warf ihm die Klausur vor der Nase zu, die jedoch der Pater mit einem geschickten Drucke wieder öffnete. Trotz aller Nachforschungen konnte er sie nicht mehr auffinden und mußte seine Rechtfertigung auf eine spätere Zeit verschieben. Mutter Lidwina hatte sich auf dem Chore im Innern der Orgel verborgen in einem geheimen Zufluchtswinkel, von dem sie aus oft die Schwestern auf dem Chore heimlich beobachtete.

Als der Pater des andern Tages wieder in das Kloster kam, öffnete ihm die Schwester Martha die Thüren. Auf sein Befragen, was die Schwester Eulalia mache, erzählte sie ihm im Vertrauen, sie wäre von der Frau Priorin, man wisse nicht weßhalb, in den Keller gesperrt und dort gegeißelt worden. Die Schwester Schließerin habe Befehl erhalten, *Eulalia erst in acht* Tagen wieder aus dem Gefängnisse zu *entlassen*. Der *ganze* Zwischenfall würde dem Pater sehr unangenehm gewesen sein, wenn er auf die Meinung, die man von ihm hegte, irgend einen Werth gelegt hätte. Er bemühte sich an den folgenden Tagen nicht, sich oder die Schwester Eulalia bei der Priorin zu entschuldigen, sondern gab sich damit zufrieden, daß Lidwina ihm mit der größten Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen kam. Da er wohl einsah, daß diese Geschmeidigkeit Lidwinas nicht seinen Reizen galt, so fand er es auch nicht der Mühe werth, ihr Zutrauen zu gewinnen.

In vierzehn Tagen sollten die Neuwahlen der Priorin und der Subpriorin stattfinden. Lidwina, welche schon sechs Jahre hindurch das Priorat geführt hatte, war sehr im Zweifel, ob die Schwestern sie nochmals wählen würden, und setzte daher alle Hebel in Bewegung die Stimmen der Schwestern für sich zu gewinnen. Ein Theil derselben, der sich ganz von der intriguanten, geschwätzigen Schwester Zitta leiten ließ, zeigte keine Bereitwilligkeit zur Wiederwahl der bisherigen Priorin, und viele andere waren unentschieden. Daher mußte Lidwina dem Pater Gratian viele und größere Freundlichkeit bezeugen wie sonst, weil er über manche Schwestern große Gewalt ausübte und seine Stimme auch bei den andern Beichtvätern von Einfluß war.

Pater Gratian hatte übrigens selbst Gründe genug, für die Wiederwahl Lidwinas zu agitiren. Kam eine andere Schwester ins Priorat, die ihm weniger wohlwollte, so wurden seine bisherigen Machtbefugnisse im Kloster möglicherweise beschränkt, und das konnte ihm nicht erwünscht sein. Lidwina folgte ihm aber in gar vielen Dingen und sah ihm manches durch die Finger, was eine andere Priorin strenge geahndet hätte. Er gebrauchte daher seinen Einfluß bei den Schwestern ganz im Sinne Lidwinas.

Weder diese noch der Pater wußten jedoch, daß Schwester Zitta bereits seit langer Zeit dahin gewirkt hatte, die nochmalige Wahl Lidwinas zu vereiteln. Insgeheim hatte sie alle Anordnungen der Priorin bekritelt und bei den ihr ergebenen Schwestern verdächtigt. Es war ihr gelungen eine künstliche Unzufriedenheit wachzurufen und die Schwestern für sich günstig zu stimmen. Sie war zwar klug genug, sich selbst zur Priorin nicht zu empfehlen, sagte aber bei jeder Gelegenheit, sie würde es anders und nicht so machen, sie würde die Schwestern nicht so strenge bestrafen und mehr Freiheiten gewähren. So wirkte sie indirekt für ihre Wahl und machte den Schwestern die Zähne nach der goldenen Zeit ihres Priorates lang.

So sehr die Mutter Lidwina sich gehütet hatte, während der letzteren Zeit ein strengeres Auftreten zu beobachten, so ließ sie sich der Schwester Eulalia gegenüber doch zu sehr von der Leidenschaft des Zornes hinreißen. Eulalia war eine der ältesten Nonnen im Kloster und trotz oder vielmehr gerade wegen ihrer ausgebildeten Häßlichkeit bei allen Schwestern sehr beliebt. Die üble Behandlung, die ihr von der Priorin widerfuhr, wurde daher von Zitta mit um so größerem Erfolge ausgebeutet, als die Schwestern, was sehr selten ist, aufrichtiges Bedauern mit derselben empfanden. Viele Schwestern traten daher jetzt zur Partei Zittas über, während sie vorher der Wahl Lidwinas günstig gewesen waren.

Die Oberenwahl in den Klöstern trifft in der Regel nicht die Würdigsten. Insbesondere setzt man in Mannsklöstern denjenigen Mönch an die erledigte Stelle, von dem nicht zu befürchten ist, daß er seine Brüder in ihrer bisherigen Lebensweise störe. So erzählt Johannes Busch, daß die Mönche des Klosters K . . . . . nach dem Tode des Abtes zur Wahl eines Andern schritten, der dem Verstorbenen an Tugenden gleiche. Die meisten Stimmen hatte ein Pater, der nicht anwesend war, sondern während der Wahl in der Schenke saß

und soff. Da man ihn von diesem angenehmen Orte nicht weglocken konnte, so ging eine Deputation der Brüder dorthin, ihm das Ergebniß der Wahl zu verkündigen. Erst nach langen Bitten ließ er sich bewegen die neue Würde anzunehmen, und es fand ein großes „Gelage" Statt, bei dessen Beendigung Abt und Mönche wirklich unter den Tischen lagen.

Die Wahl der Priorin kam heran. Die Supriorin Gorgonia bat, ihre Würde niederlegen zu dürfen, weil sie mit ihren Schwestern in Frieden und Freundschaft zu leben wünsche. Diese Begründung fand man sehr billig und wählte die Schwester Serafine vom Kreuze zur Supriorin, welche eine innige Freundin Zittas war und die Wahl ohne weiteres annahm. Die Wahl der Priorin selbst ergab, daß auf Zitta mehr als zwanzig Stimmen, auf Lidwina aber nur fünf gefallen waren. Bei Verkündigung dieses Resultates fiel Lidwina in Ohnmacht und mußte aus dem Saale getragen werden. Zitta aber dankte den Schwestern für ihre Wahl, umarmte und küßte diejenigen, welche ihr ihre Stimme geliehen hatten und veranstaltete ein großes Festmahl. *Ihre Intriguen* waren mit dem Siege gekrönt worden.

Außer *andern* Veränderungen im Amte wurde der Schwester Bibiana, welche nach längerer Krankheit wieder genesen war, auf ihre Bitten die Stelle der Gärtnerin wieder übergeben, und Jovita zur gewöhnlichen Chorschwester „einberufen." Lidwina und Gorgonia waren jetzt sogenannte Seniores oder Emeritä, welche vor den Chorschwestern einige Vorrechte genossen.

Nach diesen Wahlen schlossen sich die Schwestern enger aneinander und bildeten Parteien, wie man sie in jedem Kloster findet. Der größte Theil blieb der neuen Priorin Zitta ergeben und suchte durch unwürdige Schmeicheleien ihre Gunst zu bewahren. Lidwina und Gorgonia sahen sich durch die gemeinsamen Angriffe, die man hinterher auf die Führung ihres Amtes machte, gezwungen, auch jetzt sich verbündet zu bleiben und gemeinsame Abwehr zu leisten. Jovita und Paula, welche unter den Fünf gewesen waren die Lidwina wiedergewählt hatten, sahen sich ebenfalls der größeren Mehrheit der Schwestern gegenüber vereinzelt, nachdem die andern drei Schwestern die Priorin Zitta um Verzeihung gebeten, daß sie ihre Stimmen der vorigen Priorin gegeben hätten.

Solange Jovita eine liebe und aufrichtige Freundin wie Paula zur Seite hatte, konnte sie getrost den Anfeindungen der Schwestern

und namentlich der Priorin Zitta, welche ihr die Stimmabgabe auf eine andere Nonne nicht verzeihen konnte, widerstehen. Die Freundschaft gewährt ja den größten Trost in Leiden. Allein auch diese Stütze sollte ihr entrissen werden.

Sie hatte schon längere Zeit eine Blässe und Entstellung der Züge Paulas wahrgenommen; aber wie allen andern blieb auch ihr das Uebel unbekannt, unter dem dieselbe eigentlich litt. Das brennende Fieber, welches Paula das Bett zu hüten zwang, zeigte sich von erschreckenden Symptomen begleitet. Vom ersten Beginne an blieb diese, obwohl für tödtlich erkärt, dem Arzte ein unauflösliches Räthsel; sie hatte entschieden einen entzündlichen Character, aber das Gedärme und die Hauptorgane schienen nicht ergriffen.

In Kurzem verlor Paula die Sprache derart, daß sie Jovita, welche fortwährend an ihrem Krankenlager wachte, nicht mehr mit lauter Stimme rufen konnte und sie nur durch eine Geberde aufforderte, zu ihr hinzutreten. Dann wies sie mit einem schmerzhaften Schrei auf ihre Brust, indem es schien, als verlange sie durch ein Zeichen Erleichterung.

Mehr als einmal versuchte Jovita, um ihrem Wunsche zu willfahren, das Band aufzuknüpfen, womit ihr Hemd enge um ihren Hals geschlossen war; aber die Schwester Krankenwärterin, welche Paula nicht aus den Augen ließ, hielt Jovita stets die Hand an.

— Es ist weit genug, sagte die Schwester Cordula. Bekümmern Sie sich nicht um das.

Als die Kranke ein anderes Mal ihr Hemd auf der Brust zu zerreißen suchte, erblickte Jovita eine Binde von Leinwand.

— Was bedeutet diese Binde? fragte sie die Krankenwärterin.

— Paula ist gewöhnt sie beständig zu tragen, antwortete sie leicht erröthend.

— Aber sie hindert Paula vielleicht am Athmen, nehmen wir sie hinweg.

— Nein! entgegnete barsch die Schwester Cordula. Bekümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten.

Jovita betrachtete sie mit einer argwöhnischen Miene und vermuthete um so mehr, daß sie aus irgend einem geheimen Grunde so verfahrte, als die Brust der Kranken einen unerträglichen Geruch verbreitete.

Unfähig, den Gefühlen der Menschlichkeit zu widerstehen, eilte

sie zur Priorin und sagte ihr, man müsse den Arzt davon unterrichten, damit er den Befehl gebe, diese Binde zu entfernen.

Jovitas dringende Vorstellung wurde ungeachtet der Beschwerden der Schwester Cordula und deren wüthenden Blicken berücksichtigt, und sie erfuhr hierauf, daß ein gräßlicher Krebs die Hälfte der Brust abgefressen habe. Der Klosterarzt Doktor Kachonowski, der sogleich geholt wurde, sagte mit Entrüstung zur Schwester Cordula, daß sie durch Geheimhalten des wahren Uebels einen Menschenmord begangen habe.

Uebrigens hatten Beide aus einer höchst nichtigen Ursache ein Geheimniß aus dieser Lage gemacht. Paula fürchtete, die Nonnen möchten wenn sie ihr Leiden kannten, aus Bösartigkeit oder aus Furcht nicht zugeben, daß ihre Wäsche mit der der übrigen Nonnen zusammen gewaschen werde. Schwester Cordula war sogar bezahlt, daß sie das Geheimniß bewahre.

Am andern Tage starb Schwester Paula.

Es gibt nichts Einfacheres als das Begräbniß der Schwestern. Man tritt in das Kloster ein beim Klange der Musik und unter dem Krachen der Böller, aber man wird ohne irgend welche Feierlichkeit zur Erde bestattet. Als Paulas sterbliche Hülle zu Grabe getragen wurde, bat Jovita um die Erlaubniß, dabei gegenwärtig sein zu dürfen, und erhielt sie. Außer ihr und der Priorin wohnte nur die Schwester Cordula und eine Laienschwester der Bestattung bei, welche den schmucklosen Sarg einfach in das Epitaphium unter dem Altare schoben. Niemand weinte der Schwester Paula eine Zähre des Mitleides nach, als Jovita, und viele Schwestern äußerten, als sie ihren Tod erfuhren, nur leichthin:

— Ihre Zeit war eben abgelaufen; es ist nicht Schade um sie.

Von nun an stand Jovita ganz allein. Ihre einzige Freundin, die es allein aufrichtig mit ihr gemeint hatte, war gestorben. Die Priorin Zitta, welche von früher her noch einen Groll gegen sie nährte, entgalt es ihr nun in der empfindlichsten Weise, daß sie ihrethalben den Pater Gratian als Beichtvater hatte aufgeben müssen. Die meisten Schwestern verfolgten Jovita, um sich der Priorin gefällig zu erzeigen, mit ihren eifersüchtigen Bemerkungen und kränkten sie auch dann, wenn sie keine Ursache dazu hatten. Wo immer in der Welt mehre Personen beisammen leben, müssen sie Jemand haben, an dem sie ihre Launen und Bosheiten ausüben können.

Jovita ertrug alle Beleidigungen mit der größten Gutmüthigkeit. Sie brach zwar oft in Thränen aus, beruhigte sich aber immer wieder bei dem Gedanken, daß man Alles in Geduld und Demuth ertragen und dem Herrn aufopfern müsse. Nannte ja die heilige Theresia selbst das Leben in einem Kloster ein Fegefeuer, und in diesem Sinne betrachtete sie die Demüthigungen nur als Läuterungsmittel. Die Lehre von der Demuth ist so geschickt angelegt, daß der Eine sich Alles gefallen lassen muß, was man ihm zufügt, der Andere aber auf diese Demuth hin wacker boshaft sein und sich dabei als die Geißel in der Hand des Herrn betrachten kann.

Die verlassene Lage Jovitas wußte Pater Gratian vortrefflich für seine Zwecke auszunutzen. Dadurch, daß sie von den Schwestern zurückgestoßen wurde, war sie gezwungen, sich noch mehr an ihn anzuschließen, und Gratian wurde ihr in der That eine unentbehrliche Stütze. Mehr als je drang daher der Pater jetzt in sie, seinem Willen nachzugeben, der die Eingehung einer wirklichen Ehe bezweckte.

— Das kann nie und nimmer geschehen, Gratian, sagte sie, als er eines Tages wieder davon sprach.

— Es muß geschehen, mein Engel, wenn ich Dein Berather ferner sein soll. Ohne diese Gunst müßte ich endlich darauf verzichten, Dein Seelenheil fürder zu leiten.

— Christus ist allein mein Bräutigam. Wie könnte ich neben ihm einen Mann besitzen?

— Sehr gut, Jovita. Christus ist der Bräutigam der Seele, aber nicht des Leibes. Der Mensch besteht doch aus zwei Theilen: aus Leib und Seele.

— Aber beide müssen dem Herrn in gleicher Reinheit dienen!

— „Es wäre zu wünschen", sagt der heilige Basilius, der Begründer der morgenländischen Mönchsorden, „daß alle die, welche das Gelübde thun, den weltlichen Wollüsten gänzlich zu entsagen, „mit den Sinnen gar nichts zu schaffen hätten und derselben gleichsam entledigt würden; aber leider mögen diese Personen auch thun, was sie wollen, so finden sie doch allezeit, daß sie Menschen sind, und Keiner von ihnen bringt es soweit, daß sich die Empfindung fleischlicher Lüste gar nicht mehr bei ihm einstellt." Nach diesen Worten des großen Heiligen ist es also fast eine Unmöglichkeit, auch die Reinheit des

Leibes zu bewahren. Man mag thun, was man will: beten, hungern, sich geißeln, man bleibt allezeit Mensch.

— Die Reinheit der Seele kann aber ohne die des Leibes nicht bewahrt werden!

— Weshalb nicht? Die Moralphilosophie der Jesuiten lehrt wörtlich: „Der Mensch an und für sich betrachtet, ist unfähig, die Begierden des Fleisches völlig zu bezähmen, und es ist dies auch gar nicht nothwendig; denn der Geist kann tugendhaft bleiben, wenn auch der Körper nach den Begriffen der gewöhnlichen Menschen sündigt. Der Geist nämlich gehört Gott, der Körper der Welt, und jedem von diesen beiden muß sein Theil werden. Um aber Gott seinen Part zu erhalten, braucht man nichts zu thun, als den Geist oder die Seele rein zu bewahren; das heißt, man darf dem Körper seinen Willen lassen und sich jeder sinnlichen Neigung und Lust hingeben, der geistige Wille aber darf damit nicht übereinstimmen und jedenfalls nicht mit thätig sein, sondern er muß sich rein permissiv, rein leidend erhalten, und thun, als ob der Körper ein ganz fremdartiger, gar nicht zu ihm gehöriger Bursche wäre." Deutlicher kann man doch nicht mehr sprechen, Jovita, und Du siehst, daß man die Seele ganz rein und unschuldig erhalten und doch dem Körper sein Recht werden lassen kann. Nicht der Körper geht in den Himmel ein, sondern die Seele. Der Körper kann daher befleckt und bemackelt werden, weil er nie zur Anschauung Gottes gelangt, aber die Seele muß rein erhalten werden.

— Das kann ich mir nicht zusammenreimen, Gratian.

— Die Sache ist doch so einfach. Der Körper ist das Gefängniß, der Geist der Gefangene. Kann man den Gefangenen verantwortlich machen, wenn das Gefängniß, in daß er unfreiwillig gesteckt worden, ohne sein Zuthun beschmutzt und verunreinigt wird? Muß der Gefangene deshalb die Unreinlichkeit lieben, wenn sein Gefängniß unreinlich gehalten wird? Der Gefangene wird sich vielmehr die Reinigkeit um so mehr angelegen sein lassen, je unreinlicher sein Gefängniß ist.

Jovita wußte nichts zu erwidern. Sie war in theologischen Spitzfindigkeiten gänzlich unerfahren und sah sich daher bald durch die Wucht der von Gratian ihr vorgeführten Gründe bezwungen. Und wie leicht wären die Trugschlüsse des Paters umzustoßen ge-

wesen! Mit der einzigen Erwiderung, daß der Gefangene der Verwalter des Gefängnißes sei und daher für die Verunreinigung desselben sehr wohl verantwortlich gemacht werden könne, ja müsse, konnte sie alle Syllogismen über den Haufen werfen. Niemand wird aber leichter in solchen Schlingen gefangen, als die Frauen. Die Geschichte der Väter solcher Trugschlüsse, der Jesuiten, strotzt von den traurigsten Beweisen dafür.

Genug, Jovita ließ sich von den Scheingründen des Paters irre führen und gab, wiewohl zagend und mit geheimen innerem Widerspruche, endlich ihre Einwilligung zur Abschließung einer geheimen Ehe mit Gratian. Dieser wollte sie indes ohne Beiziehung Anderer vollziehen und sträubte sich gegen die Forderung Jovitas, daß ein anderer Pater die kirchliche Einsegnung vornehmen müsse. Jovita wurde durch die Heimlichkeit, mit der der Pater die Angelegenheit betrieben haben wollte, mit Mißtrauen erfüllt und schwankte bereits wieder in ihrem Entschlusse, als sich Gratian zuletzt herbeiließ, die Trauung in Form alles Rechtes vor sich gehen zu lassen; doch bestimmte er Jovita, von den vorgeschriebenen Zeugen abzusehen.

Keine Katze hat es je der andern verübelt, daß sie Mäuse fing. Pater Gratian war daher nicht lange in Verlegenheit um einen Mitbruder, der ihm den erwünschten Dienst leistete. Nur darüber befand er sich im Ungewissen, ob er auch das Geheimniß bewahrte. Unter den zwölf Patres seines Klosters hatte er die Auswahl. Jeder von ihnen hätte sein Bündniß benedicirt, aber nicht jeder dazu geschwiegen. Nach reiflicher Ueberlegung fiel daher seine Wahl auf den Pater Alfons, der in der Welt Jedediah Pumpkins geheißen hatte.

Bei einer schicklichen Gelegenheit nahm der Pater Gratian seinen Mitbruder Alfons bei Seite und sagte zu ihm:

— Brüderchen, es gibt Dinge auf der Welt, die nicht Jeder wissen darf.

— Zum Beispiel?

— Exempla sunt odiosa, wenigstens solange, bis man weiß, daß sie nicht verrathen werden.

— Habe ich je ein Wort von dem ausgeschwätzt, was ich schon gehört und gesehen habe?

— Das weiß ich, daß man sich auf Dich verlassen kann. Da-

rum trage ich nur Dir ein Anliegen vor, das einen Mann von Verschwiegenheit erfordert.

— Sprich, Bruder!

— Hier hast Du fünfzig Gulden. Nimm sie.

Alfons ergriff die Silberstücke und ließ sie sofort in seiner Tabaksdose verschwinden, die zwar nicht so groß wie eine kleine Festung war, aber doch in seiner Kapuze kaum Platz fand, als er sie dort unterbrachte.

— Nun? Gewiß kommt eine Nonne ins Spiel?

— Natürlich. Mit der Welt habe ich längst gebrochen, seit ich jene drei Monate im Loche saß und vor Hunger an der Disziplin nagte.

— Soll sie entführt werden?

— Nein, heimlich getraut.

— Daß Gott erbarm! Wer thut sich dieses Kreuz an?

— Ich, Brüderchen!

— Du, Bruder?

— Ja. Ich will mit einer Nonne kirchlich eingesegnet werden.

— Und dann mit der Frau entfliehen?

— Nein. Wir bleiben, ich in meinem Kloster, sie in dem ihrigen.

— Ist die Nonne närrisch?

— Sie kann es noch werden. Sie bildet sich mit aller Gewalt ein, meine Frau zu werden, und ich, ich —

— Du bildest Dir wahrscheinlich nichts ein, Bruder. Die Heirath ist also nur eine fixe Idee von ihr?

— Wie Du sagst. Wenn ich ihr ihren Willen nicht thue, so schnappt sie über und wird eine vollendete Närrin.

— Aha! Du willst nur ein leibliches Werk der Barmherzigkeit vollbringen und sie vor einem entsetzlichen Schicksale retten?

— Du errathest meine innersten Gedanken, Brüderchen. Nur das Mitleid läßt mich auf ihre fixe Idee eingehen.

— Nun, es läuft also immerhin ein Stück Christenthum mitunter, da kann ich mich ebenfalls zu einem Segen herbeilassen. Wann soll die Komödie losgehen?

— Morgen, wenn es Dir recht ist.

— Gut, ich habe den Segen immer in der Tasche.

Pater Gratian, überglücklich, seine Pläne so schnell verwirklicht

zu sehen, schüttelte dem kleinen Alfons derb die Hände und eilte, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Eine Stunde nach dieser Unterredung treffen wir ihn im Karmeliterinnenkloster bei der Priorin Zitta. In großer Erregung schritt er die Zelle derselben auf und nieder, während die Priorin, so oft er ihr den Rücken zuwandte, ihre Blicke mit Vergnügen über seine Figur schweifen ließ, und ihm ein finsteres Gesicht zeigte, wenn er sich wieder umwandte. Sie hatten eben über frühere Zeiten gesprochen, die viele Erinnerungen für sie zu bieten schienen.

— Damit Du übrigens einen Beweis erhältst, nahm der Pater das Gespräch wieder auf, daß ich durchaus nicht an dieser Schwester Jovita hänge, so werde ich sie nicht mehr Beichte hören.

— Könntest Du das über Dich bringen, Pater Gratian?

— Du wirst Dich davon überzeugen. Erlaube mir nur, daß ich morgen den Pater Alfons mit in das Kloster bringen darf.

— Es ist Dir erlaubt.

— Ich danke Dir, Zitta. Der Schwester Jovita werde ich den Pater Alfons, der übrigens ein geschmeidiges Männchen ist, als ihren künftigen Beichtvater vorstellen, und damit wird sie zufrieden sein müssen.

— Wenn ich sehe, daß es Dir Ernst ist, so werde ich möglicherweise wieder Dich bitten, mir die Liebesgabe zu reichen.

Der Pater, welcher gerade das Gesicht, von der Priorin abgewandt hielt, schnitt bei diesen Worten eine Grimasse, als ob er Leberthran verschluckt hätte.

— Soll mich sehr freuen, wenn die schönen Tage wiederkehren, in denen —

— St. unterbrach ihn die Priorin. Es hat geklopft. Ave!

Es trat die Schwester Cordula ein und sagte der Priorin, sie möge sogleich in den Krankensaal kommen, wo der Arzt sie erwarte.

Pater Gratian ergriff diese Gelegenheit, sich zu beabschieden, und begab sich eilig aus dem Kloster.

Am andern Morgen kam er in Begleitung des Paters Alfons, welchen die Pförtnerin unbehelligt passiren ließ, da sie bereits von seinem Kommen unterrichtet war. Gratian hatte auf dem Wege seinem Bruder bereits das Versprechen abgenommen, Jovita wie eine Närrin zu behandeln und ihr acht Tage lang die Beichte abnehmen zu wollen.

Die beiden Mönche traten in die Zelle Jovitas, welche eben in sehr unruhiger Stellung an ihrem Betschemel kniete. Sie hatte die Nacht über heftig bereut, dem Pater Gratian nachgegeben zu haben, konnte sich aber nicht mehr zu der moralischen Höhe erschwingen, das Schreckliche zu verhindern, wo es noch Zeit war. Sobald sie Gratian erblickte, war all' ihre Besinnung dahin, und sie fühlte sich von seinem Blicke bezaubert wie von einer unsichtbaren dämonischen Macht. Er besaß eine solche geistige Ueberlegenheit, daß seinen Worten gegenüber alle Festigkeit ihres Wesens und alle guten Vorsätze in Nichts zerrannen.

Nach kurzer gegenseitiger Begrüßung bestand Pater Gratian auf der sofortigen Vollziehung des Trauungsaktes.

— Dein sehnlicher Wunsch geht jetzt in Erfüllung, Jovita. Säumen wir nicht und beginnen wir die Ceremonie.

Pater Alfons postirte sich sofort auf dem Betschemel und betrachtete mit einer Miene, die man ebenso gut für Lachen als für Weinen halten konnte, das Paar, das er trauen sollte. Während sein Bruder Gratian eine süß lächelnde Miene annahm, stand die Nonne bleich und mit hochklopfendem Busen vor ihm.

Gratian stellte sich zur rechten Seite Jovitas und faltete wie diese die Hände. Sein Gesicht zeigte indeß nicht den frommen Ausdruck, wie das Jovitas, sondern drückte Erregung und Leidenschaftlichkeit aus.

Pater Alfons, der trotz seines erhöhten Standpunktes das sonderbare Ehepaar nicht überragte, ergriff das Wort.

— Ich nehme an, daß Ihr beide von der Heiligkeit der Ehe die richtigen Vorstellungen habt. Während ich aus diesem Grunde die vorgeschriebene Belehrung über ihre Wichtigkeit und Pflichten unterlasse, hebe ich andrerseits hervor, daß das Sakrament der Ehe giltig und bindend für das Leben gespendet worden ist, sobald ein ordinirter Priester den Bund gesegnet hat. Die Ehe bleibt giltig, wenn sie öffentlich oder heimlich vollzogen wird, in Gegenwart Gottes allein oder im Beisein mehrerer Zeugen. Was hier gebunden wird, ist auch im Himmel gebunden.

So frage ich Euch nun:

Jovita von den Engeln, willst Du dem Pater Gratian da die Hand reichen, so sprich laut und vernehmlich: Ja!

— Ja! antwortete die Angeredete mit kaum hörbarer Stimme.

— Bruder Gratian von Santa Anna, willst Du der Schwester Jovita die Hand reichen, so sprich laut und vernehmlich: Ja!

— Ja! ja! brüllte der Pater.

Pater Alfons ergriff hierauf die Hände beider und legte sie ineinander. Er sprach den Segen darüber, erklärte die Ehe geschlossen und stieg von seinem Schemel herab.

Jovita stand da wie betäubt. Eine innere Stimme rief ihr zu: Was hast Du gethan? Verbrecherin, Du hast gesündigt wider den heiligen Geist!

Pater Gratian aber zog seine Dose heraus, nahm eine herzhafte Prise Tabak und bot eine ebensolche dem Pater Alfons an, der sie nicht verschmähte.

— Ein magerer Hochzeitsschmaus! bemerkte dieser spöttisch.

— Nun, liebe Jovita, bist Du mein Weibchen. Leider müssen wir uns aber im ersten Augenblicke der Wonne und des Glückes schon wieder trennen. Ich habe Befehl erhalten, heute nach Krakau abzureisen, um dem dortigen Frauenkloster unseres Ordens einen Erlaß des Generals zu überbringen.

Jovita erschrack und erwachte aus ihrem träumerischen Sinnen.

— Nach Krakau mußt Du, Gratian, und das heute noch?

— Leider, mein Weibchen. In acht Tagen werde ich Dich wiedersehen.

— Was soll ich ohne Dich beginnen?

— Mein lieber Bruder hier, Pater Alfons, wird Dich trösten und Dir unterdessen die Liebesgabe reichen.

— Ich kann Sie schon trösten, Frau — Pardon! Schwester Jovita, bemerkte Pater Alfons in trockenem Tone.

— So leb wohl, Jovita. Kaum verbunden, muß ich mich wieder von Dir trennen. Aber der Himmel walte über uns!

Mit einem unzarten Händedruck entfernte sich Pater Gratian mit einer Eile, welche Jovita ebenso überraschte als kränkte. Er kam ihr heute überhaupt so kalt und zurückhaltend in seinem Benehmen vor, er behandelte sie fast geringschätzig und wie kurz war sein Abschied! Allein sie entschuldigte, wie es alle Verliebten machen, sein Betragen sofort wieder und redete sich ein, er habe seine Zärtlichkeit vor dem Pater Alfons nicht zeigen wollen und wäre nur

durch dessen Anwesenheit zu seinem kurz gemessenen Auftreten veranlaßt gewesen.

Pater Gratian hatte sich inzwischen zur Priorin begeben.

— Gott sei's gedankt! Diese Schwester hätte ich los!

— War's Jovita zufrieden, daß Du sie aufgabst?

— Halb und halb. Ohne Thränen ging es natürlich nicht ab, allein ich machte die Sache kurz, schob ihr den neuen Beichtvater zur Thüre hinein und machte mich mit einem leichten Adieu fort.

— Jetzt kann ich Dich erst wieder achten, Gratian, daß Du diese Närrin verlassen hast.

— Närrin nennst Du sie, Zitta? Ich hege selbst keine Zuneigung zu ihr, allein ich muß gestehen, daß sie ziemlich vernünftig und selbst etwas fromm ist.

— Ich mag sie nicht leiden und von den Schwestern wird sie ebenfalls nicht geliebt. Sie thut so vornehm und meint, man solle sie wegen ihres Adels höher schätzen. Wenn sie nicht noch ein bedeutendes Vermögen zu erwarten hätte, das dem Kloster zufallen muß, so würde ich ihr genug Gelegenheit geben, ihren Stolz zu bändigen und sich in der wahren Demuth zu üben.

— Stolz ist sie also? das ist mir bisher entgangen.

— Ist das nicht stolz, wenn sie sich mit den Schwestern so wenig abgibt, ihre Gesellschaft meidet und von mir so wenig Begünstigungen verlangt? Sie zeigt sich demüthig, läßt sich Alles gefallen und erwidert kein Wort auf ungerechte Vorwürfe, blos weil sie einen Stolz darein setzt, demüthig zu sein. Ich werde ihr aber nach dem Tode ihrer Mutter, wo sie den andern Theil des Vermögens erhält, und ihr der Weg in die Welt für immer abgeschnitten bleibt, den Daumen auf das Auge drücken und sie lehren, wie man sich im Kloster beträgt.

— Darein habe ich mich nicht zu mischen; aber zu hart darfst Du sie nicht behandeln, denn sie ist sehr zartfühlend und ohnedies etwas kränkelnd.

— Nimm sie nur in Schutz, Gratian! Ich sehe, Du bist in sie vernarrt, ohne es selbst zu wissen.

— Gott bewahre! Ich bin ihrer los und kümmere mich nicht mehr um sie.

— Hat Pater Alfons die Erlaubniß des Generalvikars zum Beichthören im Kloster erhalten?

— Noch nicht, aber drücke zu meinen Gunsten ein Auge zu, Zitta. Ich habe bereits um meine Enthebung gebeten und werde sie dieser Tage erhalten. Dann wird auch Pater Alfons die oberhirtliche Bestätigung zugeschlossen werden.

Die vertraulicheren Gespräche zwischen beiden wollen wir übergehen und in die Zelle Jovitas zurückkehren, wo Pater Alfons eben die Beichte beendet hat.

— Sie haben also die Initiave zu der Trauung nicht ergriffen, Schwester Jovita?

— Ich wiederhole es Ihnen, Hochwürden, daß meine Bedenken gegen diesen Akt stets sehr gewichtig waren und selbst jetzt nicht geschwunden sind, da er bereits vollzogen ist.

— Demnach wäre dieser Gedanke von dem Pater Gratian ausgegangen?

— So ist es.

— Welche Gründe mochten ihn aber hiezu bestimmen?

— Gründe hat er mir nicht angegeben; er verpflichtete mich nur kraft des Gehorsames zur Einwilligung.

— Sie selbst, Schwester Jovita, erblicken keine Sünde in diesem Verhältniß — wenn ich diese Bezeichnung gebrauchen soll?

— Eine Sünde? Kann der Gehorsam gegen den Beichtvater je eine Sünde sein?

— Nun, meine Tochter, mich geht diese Sache nichts an. Ich habe die Trauung vollzogen und werde darüber zu schweigen wissen. Allein Sie werden meinen Rath, den Pater Gratian soviel als möglich zu meiden und ihm nur bedingt zu trauen, vielleicht später zu schätzen wissen. Das eigene Gewissen wird Ihr bester Freund für alle Zukunft sein, wenn sie ihn nur hören wollen. Trauen Sie dem Gewissen mehr, als diesem oder jenem Pater. Das Gewissen verführt Niemand.

Pater Alfons entfernte sich hierauf. Jovita verstand seinen gutgemeinten Rath nicht; sie war bereits zu weit von Gratian auf Abwege geführt worden, und trug das Bewußtsein in sich, daß sie sich nicht mehr aus den Fesseln, in die er sie geschlagen habe, losmachen könne. Und sollte es Gratian wirklich nicht gut und aufrichtig mit ihr meinen? Das konnte sie nicht glauben; setzte er sich ja doch ihretwillen der Feindschaft anderer Schwestern aus, warnte er sie doch so eindringlich vor manchen Gefahren und vor der Falschheit einiger

Nonnen, die ihr scheinbar freundlich entgegenkamen. Nein, er konnte sie nicht betrügen, und vielleicht war es nur Neid und Mißgunst, was aus Pater Alfons sprach.

Der Zufall fügte es, daß die beiden Patres, im Begriffe, den Rückweg anzutreten, an der Pforte des Klosters wieder zusammentrafen. Als sich diese hinter ihnen geschlossen hatte, schritten sie langsam gegen ihr eigenes, in geringer Entfernung gelegenes Kloster zu.

— Deine Gefälligkeit kann ich nicht genug schätzen, Brüderchen! begann Pater Gratian.

— Eine Hand wäscht die andere, Bruder. Wer weiß, ob wir nicht wieder quitt werden.

— Laß Dich nur mit keinen Nonnen ein, sonst mußt Du des Narren willen den Narren spielen, wie ich. Der Zwiebel hat sieben Häute, ein Weib neun.

— Und der Teufel versteckt sich hinter dem Kreuze, ja. Uebrigens habe ich nicht finden können, daß diese Schwester Jovita eine Närrin wäre.

— Der Narr hat auch seine lichten Augenblicke.

— Mit Narren ist aber schlimm spassen. Besser ein ganzer als ein halber Narr. Ein Narr macht zehn Narren, weißt Du das?

— Sie wird mir nicht gefährlich. Ihr Wille ist geschehen und ich hoffe jetzt nicht weiter von ihr behelligt zu werden. Der Narren Bolzen sind ja bald verschossen.

— Warum gebrauchtest Du die Lüge von Deiner Sendung nach Krakau?

— Lügen ist der Leber gesund.

— Meinst Du? Wenn die Lüge kalt wird, stinkt sie. Lügen haben kurze Beine, und zu einer gehören sieben Lügen. Wenn ich nun die Schwester während der acht Tage nicht Beicht hören wollte?

— Das wirst Du nicht thun. Ich will Dich mit reichlichem Schnupftabak versorgen, wenn Du mich acht Tage ablösest. Ich kann und will sie nicht während dieser Zeit sehen.

— Je nun, ohne Grund kein Ding.

— Der heilige Alexius brannte, als er getraut war, seiner Braut durch und rannte in die Wüste. Entbehren macht den Heiligen.

— Ah, Bruder, nun fallen mir die Schuppen von den Augen.

Ich will Deine Heiligkeit nicht verhindern. Nach acht Tagen aber, hörst Du, wird die Zeit um und meine Geduld zu Ende sein!

Unter diesem Gespräche waren die beiden Mönche am Karmeliter-Kloster St. Josef angekommen. An der Pforte dieser heiligen Stätte brachen sie ihre Unterhaltung ab, nahmen eine ernste und heiligmäßige Miene an und traten ein.

Nach Verlauf von acht Tagen, welche Pater Gratian theils auf dem Chore, theils in der Klosterbräuerei zugebracht hatte, präsentirte er der Priorin Zitta einen Erlaß des bischöflichen Generalvikariats, demzufolge er auf weitere drei Jahre zum Beichtvater der Karmeliter-Nonne Jovita von den Engeln bestimmt und bestätigt, seine unterthänige Bitte um Enthebung von diesem Amte aber abschlägig beschieden wurde. Die Priorin machte ein langes Gesicht, als sie dasselbe las, und kündigte dem Pater sofort ihre Freundschaft wieder auf.

Pater Gratian trollte aber unbekümmert um ihre Ungunst zu Jovita, ihr das freudige Ereigniß zu verkündigen. Er hatte nach allen Seiten hin den Schein gewahrt und sah sich jetzt am Ziele seiner freventlichen Wünsche.

Sein Gewissen war ja so weit wie ein Franziskanerärmel.

LIX.

Von Kreuzerhöhung bis Ostern.

Das Fest der Kreuzerhöhung war wieder herangekommen, und mit ihm der 14. September des Jahres 1844.

Nach den Vorschriften der heiligen Theresia soll das zwischen Kreuzerhöhung und Ostern liegende Halbjahr der strengen Buße und Abtödtung gewidmet sein. Da jene Heilige sich keine Buße ohne Geißelung denken konnte, so spielen zwischen diesem Zeitabschnitte die großen und kleinen, oberen und untern Disciplinen die Hauptrolle.

Die Priorin Zitta legte großes Gewicht auf die Beobachtung der vorgeschriebenen Disciplin. Sie erinnerte daher die Schwestern an die Regel des Ordens und die Verdienstlichkeit der Selbstquälerei; dieselben griffen denn auch Anfangs fleißig zu den Geißelruthen, und insbesondere Jovita züchtigte sich auf Anrathen des Beichtvaters mit solchem Eifer, daß ihre Gesundheit darunter ernstlich zu leiden anfing.

Der Gedanke, daß freiwillige Entbehrungen und körperliche Qualen verdienstlich und zur Erlangung der Seligkeit förderlich seien, ist durchaus nicht zu verwerfen. In den Ordensregeln ist er auch in einer Weise begründet, daß man ihm den christlichen Geist nicht absprechen kann. „Wenn die Mönche und Nonnen", heißt es dort, „die Geißelung an sich selbst ausüben, so sollen sie sich an Christum, ihren liebenswürdigsten Herrn erinnern, wie er an die Säule gebunden und gegeißelt ward, und sollen sich bemühen, wenigstens einige geringe von den unaussprechlichen Leiden und Schmerzen selbst zu erfahren, welche er erdulden mußte."

Leider artete dieses Geißelwesen in Unfug und zuletzt in förmlichen Wahnsinn aus. Man ging soweit, für jede Sünde eine Anzahl Geißelhiebe auszusprechen und betrachtete diese endlich als Scheide-

münze der Buße, mit der man im Himmel jede Schuld zu tilgen glaubte. Petrus de Damiani, Kardinalbischof von Ostia, stellt in seinen Schriften den Satz auf: „Eine Buße von hundert Jahren wird aber so erfüllt: da 3000 Geißelschläge nach unserer (Benediktiner-) Regel ein Jahr Buße ausmachen, und wie es oft erprobt ist, bei dem Hersingen von zehn Psalmen 100 Hiebe stattfinden, so ergeben sich für die Disciplin während eines Psalters fünf Jahre Buße, und wer zwanzig Psalmen mit der Disciplin absingt, kann überzeugt sein, 100 Jahre Buße vollbracht zu haben." Der Mönch Dominikus der Gepanzerte im römischen Kloster Fonte-Avallana vollendete diese Buße von 100 Jahren in sechs Tagen. Er gab sich also während dieser sechs Tage 300,000 Hiebe, und mußte sich täglich sieben Stunden geißeln und in jeder Sekunde derselben zwei Hiebe geben, was angeht, da er sich mit beiden Händen geißelte.

Der fromme und gelehrte Abbé Boileau wies nach, daß diese Geißelungen gerade das Gegentheil von dem bewirkten, was man damit erreichen wollte. „Wenn man ein Uebel flieht", sagt er in seiner oberhirtlich approbirten Streitschrift de disciplinis, „so muß man wohl Acht geben, daß man nicht unklugerweise in das entgegengesetzte fällt, und daß man nach dem lateinischen Sprichwort, um die Scylla zu vermeiden, nicht in die Charybdis geräth. Wenigstens ist die Geißelung der Lenden um so gefährlicher, als die Krankheiten des Geistes mehr zu fürchten sind, als die des Körpers. Die Anatomen bemerken, daß die Lenden sich bis zu den drei äußeren Muskeln der Hinterbacken erstrecken, dem großen, mittleren und kleinern, so daß darin drei Zwischenmuskeln enthalten sind, oder ein einzelner, welchen man den dreiköpfigen Muskel, triceps, nennt. Hieraus folgt nun ganz nothwendig, daß, wenn die Lendenmuskeln mit Ruthen- oder Peitschenhieben getroffen werden, die Lebensgeister mit Heftigkeit gegen das os pubis zurückgestoßen werden und unanständige Bewegungen erregen. Diese Eindrücke gehen sogleich in das Gehirn über, malen hier lebhafte Bilder verbotener Freuden, bezaubern durch ihre trügerischen Reize den Verstand, und die Keuschheit liegt in den letzten Zügen."

Diese Folgen der „untern Disciplin" waren entweder ihren Anhängern nicht bekannt oder wurden von ihnen nicht gefürchtet, indem sie es, so künstlich zur unerlaubten Lust aufgeregt, vielleicht um so verdienstlicher hielten, ihr „Fleisch" zu besiegen.

Gerade der Karmeliterorden hat Heilige hervorgebracht, die durch ihre grausamen Geißelungen hohe Berühmtheit erlangten. Die heilige Theresia, Katharina von Cardone und Maria Magdalena von Pazzi werden in ihm als unerreichte Vorbilder verehrt. Kein Wunder, daß die Priorin Zitta mit aller Strenge auf der Observanz der Geißelung bestand.

Jeden Freitag, der von Kreuzerhöhung bis Ostern einfiel, wurde nach Vorschrift der Ordensregeln das beliebte Ecce homo, auch die allgemeine Disciplin genannt, vorgenommen. Die Schwestern sammelten sich zur Zeit des Abendessens im Refektorium. Die älteste Nonne trat nun aus der Reihe heraus. Sie war entblößt bis zum Gürtel und ihr Gesicht mit Asche bedeckt. Unter dem linken Arme schleppte sie ein schweres hölzernes Kreuz, auf dem Haupte trug sie eine Dornenkrone und in der rechten Hand eine Geißel. So ging sie mehrmals im Refektorium auf und nieder, peitschte sich fortwährend und sang mit kläglicher Stimme einige besonders zu dieser Gelegenheit verfaßte Gebete her. War sie fertig, so folgten der Reihe nach die andern Schwestern.

Jeder Nonne blieb es unbenommen, sich täglich nach Bedürfniß zu geißeln; dreimal in der Woche jedoch mußte sie sich discipliniren. Jovita ließ sich auf Wunsch des Beichtvaters hiebei die Hände auf den Rücken binden und von der Priorin Zitta geißeln. Pater Gratian hatte, um Zitta über sein weiteres Verbleiben im Amte zu beschwichtigen, dieser insgeheim aufgetragen, diese Gelegenheit zur Abkühlung ihrer unversöhnlichen Gefühle gegen Jovita zu benützen.

Bald darauf begann Jovita zu kränkeln. Sie fiel öfter in Ohnmachten und zeigte große Schwäche. Ihr Aussehen wurde sehr leidend, und sie sprach sich selbst gegen die Priorin aus, daß ihre Gesundheit durch die oftmaligen und starken Geißelungen zerüttet werde.

Die Priorin erschrack und fürchtete von einigen Schwestern, die mit ihrer Strenge unzufrieden zu werden anfingen, Vorwürfe zu erhalten. Um sich und andere zu beruhigen, fand sie es daher gerathen die Meinung und den Rath des Beichtvaters Jovitas einzuholen. Sie ließ ihn zu sich rufen und theilte ihm ihre Bedenken mit.

— Einige Schwestern, vorzugsweise die Emerita Lidwina, welche mein Priorat zu verdächtigen sucht, murren über die Geißelung Jovitas und behaupten, ich untergrabe deren Gesundheit. Jovita scheint auch wirklich leidend zu sein, Pater.

— Und Du fürchtest Dich natürlich vor den Schwestern?

— Besser ist ein Armeecorps, zu leiten, als ein Kloster voll Nonnen. Ich habe mit Eifersucht, Falschheit, Verstellung, Haß und Rache zu kämpfen. Wie läßt sich da gut regieren?

— Um so straffer würde ich die Zügel anziehen. Du kannst Dich bei allen Maßregeln auf den schuldigen Gehorsam und, würde Dir dieser verweigert, auf die Autorität des Erzbischofs berufen. Laß Dich daher durch die Ränke und Eifersüchteleien einzelner Schwestern nicht irre machen.

— Jovita könnte aber, aufgestachelt von meinen Feindinnen, über mich Beschwerde beim Generalvikar erheben.

— Das wird sie nicht. Dafür laß mich sorgen.

— Ihr leidender Zustand läßt aber mindestens die Suspension vom Geißeln angezeigt erscheinen. Man soll mir nicht nachsagen, ich habe sie grausam behandelt, selbst wenn es so wäre.

— Muß denn Jovita vom Geißeln krank sein? Kann ihr nichts anderes fehlen, als das Geißelfieber?

— Bisher war sie gesund, Pater, und erst mit den Disciplinen befielen sie ihre Schwächezustände.

— Das darfst Du eben Niemand zugeben; vielmehr erklärst Du ihre Zustände als eine Folge von Müssigang oder Ueberanstrengung vom Chorsingen.

— Solche Ausflüchte wird Niemand glauben.

— Man macht sie eben glaubwürdig. Uebergib Jovita irgend ein Amt und bedeute ihr, sie solle sich mehr zerstreuen und durch Arbeit Geist und Gemüth erheitern. Nebenbei magst Du ihr ja das Geißeln selbst überlassen, bis sie sich wieder erholt hat. Dann müssen alle bösen Zungen schweigen.

— Ein Amt? Ich wüßte keines, das augenblicklich erledigt wäre.

— Schwester Emerentiana ist alt und gebrechlich; sie klagte mir unlängst ihre Gebrechlichkeit und wird es Dir danken, wenn Du ihr eine Gehilfin gibst.

— Das ist wahr. Du kennst die Verhältnisse des Klosters besser als ich selbst, wie ich sehe. Ich werde Jovita heute noch in die Apotheke thun.

— Das Klügste ist es. Wer arbeitet, kann nicht träumen.

Noch am selben Tage wurde Jovita in die Klosterapotheke

befohlen und trat diesen Posten an. Die alte Schwester Apothekerin war über diese Aufmerksamkeit sehr erfreut und nahm Jovita freundlich auf. Sie unterrichtete diese nothdürftig in den Geheimnissen der Apotheke und überließ ihr dann gänzlich die Aufsicht und Führung. Wegen ihres hohen Alters kam sie nur selten von ihrer Zelle in die Apotheke herab und beschränkte sich darauf, Jovita die nöthigen Weisungen vermittelst der Laienschwester, die sie bediente, zukommen zu lassen. Unglücklicherweise war diese eine der unverschämtesten und ungeschliffensten Nonnen.

Durch mancherlei Arzneien, von welchen nun Jovita freien Gebrauch machen konnte, erholte sie sich nach und nach wieder von ihren krankhaften Erregungen. Auch die Priorin behandelte sie mit mehr Schonung und erlaubte ihr nur zeitweilig, sich zu geißeln.

Bei Verwaltung der Apotheke stieß Jovita auf eine Menge von Mißbräuchen, die ihr ihre Stellung verbitterten. Viele Bewohner der Stadt bezogen ihre Arzneien aus der Klosterapotheke, weil sie in thörichtem Aberglauben dieser einen größeren Segen und eine gewisse Weihe zuschrieben.

Unter den Personen, welche ihren Bedarf mit großer Regelmäßigkeit aus dieser Apotheke holten, befand sich ein junger Mann. Jovita achtete anfänglich nicht auf ihn. Da er aber täglich zu einer bestimmten Stunde um ein und dieselbe Arznei kam, so wurde ihre Neugierde rege und sie betrachtete sich den Jüngling näher. Seine schwarzen stechenden Augen sahen sie jedesmal so treuherzig und dankbar an, ein feines Lächeln umspielte seinen Mund, wenn er kam, seine Arznei zu holen, und der schwermüthige Zug, welcher sich auf seinem Gesichte ausprägte, zog sie besonders an. Ein bescheidenes Bärtchen umsproßte die Oberlippen, die Wangen fingen erst an mit zartem Flaum sich zu bedecken, und ein Grübchen saß allerliebst im Kinne. Die Schnüre, die seine Brust verzierten, ließen vermuthen, daß der schmucke junge Mann ein Student war.

Wenn auch seine Augen manchmal träumerisch sinnend an der bleichen Nonne in der Klosterapotheke hafteten und ein eigenthümliches Feuer aus ihnen leuchtete, sobald Jovita einige Worte zu ihm sprach, so hatte er es bisher doch nicht gewagt, mit irgend einem Worte die Gefühle zu verrathen, die er nicht verheimlichen konnte und die gegenüber der Nonne ihm alle Ruhe und Besonnenheit raubten. Jovita ahnte bald, was ihn beseele, und je mehr sie ihn heimlich be-

trachtete, desto mehr gefiel er ihr. Ein inneres Gefühl sagte ihr, daß der Mann sie liebe und diese Liebe nicht zu erklären sich getraue. Sie nahm sich zwar einigemale vor, ihn nicht mehr anzublicken und das gefährliche Feuer seiner Augen zu meiden; sobald er aber wieder kam, begegnete ihr Auge dem seinigen und beide schienen sich zu verstehen, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Sie erinnerte sich an Gratian und bedachte, daß sie ihm ihre Liebe nicht brechen dürfe; wenn sie aber den jungen Mann wieder vor sich sah, war Gratian und alles Andere vergessen, sie stand unter dem unsichtbaren Zauber des schönen Jünglings und schwelgte in seinem Anblicke. Alle Bemühungen sein Bild aus ihrer Seele zu verdrängen und sich Gratian als zürnenden strafenden Rächer vorzustellen, entflammten ihre Liebe nur noch mehr, und zum ersten Male in ihrem Leben war es, daß sich dieses Gefühl so mächtig und bestimmt, so rein und heilig in ihr aussprach, wie nie zuvor. Jetzt empfand sie plötzlich, daß die Liebe zu Gratian mehr als eine künstliche und von ihm selbst wachgerufene daß sie nicht so rein sei, wie die, welche sie zu dem jungen Manne trug. Eine heftige innere Gluth erfaßte sie und mit Entzücken erwartete sie die Stunde, zu der sich der Geliebte so pünktlich einfand.

Auch Woicech Zarski, so hieß der schmucke Jüngling, konnte die Leidenschaft nicht mehr bemeistern, die sich seiner bereits bemächtigt hatte, als er Jovita zum ersten Male erblickte. Die schwärmerischen Augen, ihr ruhig ergebener und leidender Ausdruck, die zarte Blässe ihres feingeschnittenen Gesichtes übten einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn. Immer und immer schwebte sie ihm vor Augen und ihr Bild verließ ihn weder bei Tag noch bei Nacht. Er sagte sich zwar, daß diese Liebe eine verfehlte sei, daß die Nonne ihm keine Liebe entgegenbringen dürfe, und daß er die Geliebte nie sein nennen könne. Allein das steigerte seine Leidenschaft noch mehr. Es zog ihn immer aufs Neue in die Klosterapotheke und er fühlte sich glückselig, wenn er die schöne Nonne sehen und einige Worte mit ihr sprechen konnte. Sein Herz jubelte, wenn sie in seine Augen sah, und erschreckt von dem Feuer derselben, die ihrigen zu Boden senkte. Froh und glücklich ging er wieder nach Hause, wenn er nur einen freundlichen Blick und ein freundliches Wort von der bleichen schönen Nonne erhascht hatte.

So sahen und liebten sich die Beiden eine Weile, ohne daß sie darüber ein Wort gesprochen hätten und ohne daß sie sich näher kannten. Sie wußten nichts um ihre gegenseitigen Verhältnisse, sie wuß-

ten und fühlten nur, daß ihre zwei Herzen in einem Punkte zusammentrafen, in der Liebe. Sie wußten das deutlicher, als wenn sie sichs einander gesagt hätten; die geheimnißvolle Sympathie, welche der Italiener den „bösen Blick" nennt, verständigte sie besser als Worte.

Eine Weile ging es so dahin. Allein die Liebe will endlich in Worten auch ausgesprochen und durch gegenseitige Schwüre besiegelt sein. Der junge Mann wünschte sehnlichst eine Gelegenheit herbei, sich zu erklären. Sobald er aber das klösterliche Kleid an der Geliebten erblickte, zögerte er, sie herbeizuführen, und so überließ er es Jovita selbst, ihn zu ermuthigen. Diese wartete von Tag zu Tag ebenfalls auf irgend ein Wort des Jünglings, an das man schicklich eine zarte Erwähnung hätte anknüpfen können; auch sie wollte ermuthigt sein und hielt es für unpassend, die Initiative zu ergreifen.

Eines Tages konnte sie es jedoch nicht mehr über sich bringen, den jungen Mann ohne eine Frage ziehen zu lassen. Es war ihr sehr gelegen, daß sich gerade Niemand in der Nähe der Apotheke befand. Sie schüttelte den bereit gehaltenen Trank in dem Fläschchen, setzte dann den Kork darauf und versah ihn mit dem in Apotheken herkömmlichen Papierkopfe. Während sie die Arznei dem jungen Manne über den Ladentisch zuschob, zählte dieser einige Münzen auf die Platte. Jovita strich das Geld ein und sagte:

— Sie sind ein pünktlicher und fleißiger Kunde.

— Leider, Fräulein Jovita!

— Wie? Woher wissen Sie meinen Namen?

— Von der Pförtnerin. Da ich täglich komme, so ist mir die Schwester Martha gewogen und nannte mir Ihren Namen, als ich sie darum fragte.

— Für wen holen Sie immer diesen Leberthran?

— Für meine Mutter, Fräulein Jovita.

— Ach, wie bedaure ich Sie! Ihre Mutter scheint an Schwindsucht zu leiden?

— An Abzehrung, Fräulein.

— Sie lieben gewiß Ihre Mutter, da Sie keinen Tag versäumen, selbst die Medizin zu holen.

— Die Apotheke liegt mir auf dem Wege. Ich komme um diese Zeit jedesmal aus dem Colleg vom königlichen Schlosse und außer mir besitzt meine Mutter kein Wesen, das ihr in ihrem Leiden beistünde.

— Sie sind also Student?

— Ja, mein Fräulein.

— Fräulein sollten Sie mich eigentlich nicht heißen, sondern Schwester.

— Mit größtem Vergnügen werde ich Sie Schwester nennen, wenn Sie mir erlauben, Ihnen ein liebender Bruder sein zu dürfen.

Jovita erröthete.

— Wer pflegt Ihre Mutter, wenn Sie im Collegium sind? Entschuldigen Sie doch meine Neugierde, ich behellige Sie mit meinen Fragen!

— Bitte mein Fräulein — Schwester! setzte der Studiosus schnell bei. Ihre Fragen beweisen mir, daß Sie Interesse für mich gewonnen haben, und das thut, glauben Sie es mir, meinem Herzen wohl. Die Mutter will sich von Niemand bedienen lassen als von mir.

— Ihr Vater lebt nicht mehr?

— Er starb vor drei Jahren, nachdem er kurz vorher aus der Verbannung zurückgekehrt war.

— Doch nicht aus Sibirien?

— Gerade daher. Er hatte sich an dem Aufstande von 1831 betheiligt, verlor in der Schreckensnacht des 29. Novembers seinen Sohn Paul und nahm mich dann, da ich in derselben Nacht meinen Vater verlor und als Doppelwaise in der Welt stand, an Kindesstatt an. In der Schlacht bei Grochow fiel mein zweiter Vater verwundet in die Gefangenschaft der Russen und man hörte nichts mehr von ihm. Zum Glücke besaß die Mutter einiges Vermögen, das ihr durch die Güte einer adeligen Familie zugefallen war, und sie lebte hievon, erzog mich und ließ mich studiren. Vor drei Jahren kam plötzlich der Vater aus Sibirien zurück, nachdem wir ihn durch dreizehn Jahre als todt betrauert hatten. Die Leiden der Verbannung, die Ueberanstrengungen beim Straßenbau in Sibirien und die weite Heimreise zu Fuß hatten aber seine Kraft gebrochen, und er starb bald darauf. Aus Gram und Harm über seinen Tod befiel die Mutter ein schleichendes Fieber, das endlich in Auszehrung überging und ihrem Leben wohl auch bald ein Ende machen wird.

— Ihr Adoptivvater war seines Standes ein Fabrikarbeiter?

— Ja.

— Und die Mutter heißt Marika?

— Sie kennen ja die Familie, wie ich sehe.

— Allerdings. Lebt die Frau in bedrängten Umständen?

— Das Vermögen geht längst auf die Neige. In dem Glauben, ihr Mann kehre nicht mehr zurück, verwendete Mutter Marika einen großen Theil auf meine Ausbildung, da ich mich dem geistlichen Stande widmen soll. Nun hat aber ihre lange Krankheit den Rest beinahe aufgezehrt und wenn sie stirbt, werden die Begräbnißkosten und der Arzt den letzten Heller verschlingen.

Bei den letzten Worten trat die Pförtnerin in die Apotheke, um wie es schien, nachzusehen, warum der Student heute so lange verbleibe. Das Gespräch wurde daher abgebrochen und Jovita stieß mit unbefangener Miene die Schublade, welche die Kasse enthielt, zurück, als ob sie eben das Geld für die Arznei eingezogen hätte.

— Entschuldigen Sie, daß ich Sie heute warten ließ. Im Drange der Geschäfte hatte ich die Zubereitung Ihrer Medizin übersehen, es wird aber nicht mehr vorkommen.

— Bitte, ehrwürdige Schwester, die Zeit drängte mich nicht. Gelobt sei Jesus Christus!

— In Ewigkeit Amen!

Der Student entfernte sich. Nachdem die Pförtnerin aufgesperrt und ihn entlassen hatte, kam sie wieder zu Jovita in die Apotheke.

— Der junge Herr ist sehr freundlich und höflich. Hast Du ihn noch nicht befragt, Schwester Jovita, wem die Medizin gehören mag, die er täglich holt?

— Sie ist für seine Mutter bestimmt, welche an Auszehrung leidet.

— Ich dachte es mir. Seine Artigkeit gefällt mir. Einem jungen Menschen, der bescheiden ist, kann man nicht böse sein.

— Er scheint ein Beamter zu sein, Martha.

— O nein, ich habe ihn längst gefragt, wer er sei. Er heißt Woicech Zarski und ist Student der Theologie:

— Ein Geistlicher will er werden?

Es erschallte die Glocke an der Pforte und Schwester Martha eilte hinaus, zu öffnen. Jovita kam dies sehr erwünscht, da sie von dem lästigen Geschwätze Marthas dadurch erlöst wurde. Dennoch war sie froh, den Namen des jungen Mannes von ihr erfahren zu haben. Sie kannte nun die Verhältnisse desselben, wußte seinen Namen und sah ihre Neugierde befriedigt. Er war also der Adoptivsohn des gutherzigen Fabrikarbeiters, der sie einst in seiner ärmlichen

Stube gepflegt hatte. Seit Jahren hatte sie nichts mehr von dieser Familie erfahren, und das Schicksal derselben nahm jetzt ihr ganzes Interesse in Anspruch. Die Noth der armen Frau rührte sie und sie beschloß, ihr die letzten Tage ihres Lebens noch durch Wohlthun zu versüßen. Zugleich konnte sie durch das Gefühl der Dankbarkeit den Studenten für immer an sich fesseln.

Als dieser am nächsten Tage wieder kam, steckte sie ihm ein Briefchen zu und bat ihn um dessen Besorgung. Woicech verbarg es sogleich in seiner Brusttasche und glaubte, es sei an ihn gerichtet. Zu seiner Enttäuschung lautete jedoch die Adresse, als er sie zu Hause durchsah, an eine Frau von Ubryk.

Er eilte sogleich, dieser das Briefchen zu überbringen und war nicht wenig überrascht, von einer ehrwürdigen Matrone freundlich aufgenommen zu werden. Nachdem sie den Inhalt des Briefchens durchgelesen hatte, versprach sie, seine kranke Mutter selbst besuchen zu wollen.

Seine Verwunderung verwandelte sich jedoch in Rührung, als noch denselben Tag die Matrone zu seiner Mutter Marika kam und ihre Freude aussprach, dieser jetzt die Aufopferung und Wohlthätigkeit, welche sie nach jener Schreckensnacht des 29. November ihrer Tochter Barbara angedeihen ließ, vergelten zu können. Sie bestellte ihr auch sofort einen Dienstboten und versah sie in der großmüthigsten Weise mit Geld. Marika fand kaum Worte, ihren Dank genugsam auszusprechen und pries mit Thränen den Engel, der die Noth von ihrem Krankenbette verscheuchte.

Auch Woicech drückte Jovita seinen eigenen und der Mutter Dank aus, obwohl jene in ihrer Bescheidenheit davon nichts hören wollte. Seine Liebe fand neue Nahrung in der Bewunderung, die er ihrem edlen Herzen zollen mußte, während Jovita eine hohe Befriedigung in dem Gefühle empfand, einer verarmten Wohlthäterin Gutes mit Gutem vergolten zu haben.

Woicech benützte nun diese Gelegenheit, unter seine Dankesbezeugungen auch das Geständniß seiner Liebe mit einfließen zu lassen. Sein Entzücken war unbeschreiblich, als Jovita seine Liebe erwiderte, und sie einen Bund ewiger Treue und Hingebung schlossen. Sie konnten sich freilich täglich nur einmal und dann selten unbewacht sehen; um so reiner und unschuldiger blieb ihre Liebe, um so weniger wurde sie von einem irdischen Zusatze getrübt.

Eines Tages theilte Woicech seiner geliebten Jovita mit, daß seine Mutter Marika in der Nacht verschieden sei. Jovitas Befürchtung, er möchte nun sein tägliches Erscheinen einstellen, zerstreute er jedoch durch seine Bitte, ihm auch fürderhin die bewußte Arznei zu bereiten, die er ebenso pünktlich abholen würde. Dagegen nahm Jovita von nun an keine Bezahlung der Medicin mehr an und beruhigte ihn durch die Zusage, daß sie diesen Entfall dem Kloster in anderer Weise wieder vergüten würde.

Die wohlthätige Aufregung, welche dieses zarte Verhältniß auf Jovita übte, bewirkte eine rasche Wiederkehr ihrer Kräfte und Gesundheit. Die Ohnmachten und Schwächen blieben aus, und das mäßig betriebene Geißeln brachte keine krankhaften Erscheinungen mehr hervor. Die Liebe ist ja für manche Krankheiten der beste Arzt.

Allein man liebt selten ungestraft. Wenn keine anderen Uebel drohen, so nergelt doch der Neid an dem stillen Glücke zweier Seelen. Das geringste Vergnügen will mit einer Menge nachfolgender Schmerzen dem boshaften Geschicke bezahlt sein.

In demselben Maße, als Jovitas Liebe zu Woicech sich steigerte, nahm sie gegen Gratian ab. Dem Pater entging dies nicht. Weit entfernt, den Grund hievon in einem andern Liebesverhältnisse zu suchen, hielt er die wachsende Kälte Jovitas für eine vorübergehende Umwandlung. Die Frauen sind wetterwendisch, sagte er sich. Was sie bei Vollmond lieben, hassen sie bei Neumond. Lange Liebe ermüdet ebenso wie jede andere Anstrengung, und man ruht sich in der Kälte des Herzens aus.

Schlimm und bedenklich erschien es ihm jedoch, daß diese Kälte sich bei Jovita nicht wieder verlor. Er begann ernstlich zu fürchten, sie möchte seiner satt sein und ihr Herz einem andern Gegenstande zuwenden. Vergeblich forschte er in der Beichte nach Gründen und beklagte sich bei ihr; sie wich aber allen Fragen aus und gab ihm nur zu verstehen, daß ihr Herz keine tiefere Neigung mehr für ihn fühle.

Einige Zeit lang wüthete er mit ihr und suchte sie durch Drohungen einzuschüchtern und wieder zu gewinnen. Sie antwortete ihm damit, daß sie die Beichte sehr abkürzte und über gewisse Gegenstände, die ihm gerade wichtig dünkten, beharrliches Schweigen beobachtete. Da war nun freilich nichts zu machen, und er sah ein, daß er das Uebel nicht heilen könne, wenn er nicht wisse, wo es sitze.

Die Eifersucht brachte ihn endlich auf die Anschauung, daß Jovita doch einen Andern lieben müsse. Wer konnte dies aber sein? Darum fragte er sich vergeblich. Die Nachforschungen, die er inn- und außerhalb des Klosters einleitete, verhalfen ihm zuletzt zur Entdeckung des Liebesverhältnisses, das zwischen Woicech und Jovita bestand. Er besaß Zurückhaltung genug, um diese Entdeckung nicht sogleich zum Nachtheile Jovitas auszubeuten und den Zeitpunkt abzuwarten, wo er dieses Verhältniß ohne Aufsehen zerstören und die Liebe Jovitas sich wieder gewinnen konnte; freilich geschah das nicht aus Rücksicht für seine ungetreue Geliebte, sondern aus Selbstsucht und Eigennutz. Verschiedene Umstände, die in der Folge eintraten, erwiesen sich seinen Absichten auch günstig.

Jede Stellung und jedes Amt hat sein Unangenehmes, und es wurde schon oben hervorgehoben, daß mancherlei Mißbräuche den Unwillen Jovitas wachriefen. Diese war viel zu wenig Klosterfrau, als daß sie über Manches hätte wegsehen können, das ihr nicht gefiel.

So protestirte sie von Zeit zu Zeit gegen den übertriebenen Preis der Medicamente. Sie setzte der Priorin auseinander, daß derselbe jedenfalls billiger sein müsse, als der in den öffentlichen Apotheken, da das Kloster keine Miethe, keine Beleuchtungskosten, keine Angestellten irgend welcher Art zu zahlen habe, andererseits weit entfernt wie der Kaufmann an einen Gewinn zu denken, sich nur von Gründen der Menschlichkeit leiten lassen müsse.

Sie beschwerte sich einmal nachdrücklich, daß man sie zwang, von einem Medikamente, das sie selbst um vier Gulden das Pfund gekauft hatte, die Unze zu zwölf Grain, also etwa um das Vierfache des Ankaufspreises zu verkaufen. Ein Wucher von 80 Procent! Die Priorin bestrafte sie jedoch für solche Bedenken mit schwerer Disciplin.

Ein anderes Mal hatte sie der Laienschwester, welche die verschiedenen Kräuter zu besorgen hatte, aufgetragen, sie solle die Bauern, welche zur Frühlingszeit Veilchenblüthe brachten, damit abweisen, weil sie schon eine hinlängliche Menge Veilchensaft hätte. Aber die Laienschwester, welche jedesmal ein Geschenk von den Bauern erhielt, denen sie beim Verkaufe ihrer Blumen und Kräuter behilflich war, schmollte mit ihr wegen dieses Befehles.

Eines Morgens rief Jovita die Glocke, sie ging hinab: es waren zwei Bäuerinnen da, die zwei große Körbe mit Veilchen brachten.

Die Laienschwester hatte sie hereingelassen, und nachdem sie die Waare gewogen, verlangte sie von Jovita, daß sie den Kaufpreis dafür zahlen solle.

— Ich brauche dieses Jahr keine Veilchen, sagte diese in entschiedenem Tone.

Die Fäuste in die Seiten stemmend, antwortete die Laienschwester grob:

— Sie sind nicht die Apothekerin, Sie sind hier nur die Gehilfin meiner Herrin Emerentiana. Sie will, und Sie müssen sich nach ihrem Willen richten, und befehle wer kann, gehorche wer muß.

Jovita eilte nach diesen Worten zur Priorin und bat sie, das Amt in der Apotheke aufgeben zu dürfen; allein diese verpflichtete sie unter dem Gelübde des Gehorsams zum Bleiben, und Jovita blieb auch in der Apotheke, nur um ihren Woicech täglich sehen und sprechen zu können.

Wenn Pater Gratian um den Wunsch Jovitas gewußt hätte, daß sie von den Diensten in der Apotheke enthoben werde, er hätte ihn sicher bei der Priorin befürwortet. Wenn ihm aber auch diese Gelegenheit, Jovita die Zusammenkünfte mit dem Studenten abzuschneiden, entging, so trat dafür ein Ereigniß ein, welches den Wunsch Jovitas verwirklichte.

Das Kloster birgt in seinem Busen alle Laster der Stadt, ohne deren Vorzüge und Vortheile zu besitzen. Je mehr die moderne Civilisation auf der Bahn der freien Genossenschaft fortschreitet, um so mehr nimmt die mönchische Verbrüderung die Gestalt einer geduldeten Camorra an.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, wollen wir behaupten, daß es immerhin auch musterhafte, der Achtung würdige Nonnen gibt; aber ihre Zahl ist so beschränkt, daß man sie bei der weit überwiegenden Mehrheit der schlechten aus dem Auge verliert. Auf die Frauenklöster kann man mit Recht das Wort des Propheten anwenden:

„Unter tausend Männern wird man einen guten finden; unter der gleichen Anzahl Frauen wird man keine gute finden.“

Die Klöster sind nicht einmal gegen die Unredlichkeit gesichert. Jovita hätte es nie geglaubt, wenn sie nicht selbst die Erfahrung gemacht hätte. Ihre Ueberraschung war außerordentlich, als ihr schon am ersten Tage ihres Eintritts ins Kloster eine Schwester ins Ohr

raunte, sie solle eine Schachtel Bonbons nicht auf dem Nachttische stehen lassen, weil es ein Wunder wäre, wenn sie dieselbe wieder auf ihrem Platze fände. Bald darauf erhielt sie zu ihrer Entrüstung die Gewißheit, daß die Schwestern selbst einander bestahlen, daß sie Alles, vom Brod bis zu der Nadel, durchaus unter Verschluß halten müsse. Man stahl ihr einen silbernen Weihwasserkessel, der neben der Thüre hing und ein Geschenk ihrer Mutter war. Dieses Andenken war für sie verloren, und sie mußte noch dazu schweigen, um sich keine Feindinnen zu machen.

Am Abende eines Festtages hatte sich Jovita, etwas leidend, früher als gewöhnlich in ihre Zelle zurückgezogen. Um die Stunde, wo man zum Schlafengehen läutete, hörte sie in dem Stockwerke unter ihr Schreien, Lärmen, ein Hin- und Herlaufen der Nonnen und ein Geräusch vom Auf- und Zuschlagen der Thüren und Fenster. In der Meinung, es habe sich ein Unglück zugetragen, stand sie in der Eile auf und eilte in das untere Stockwerk. Auf der Stiege begegnete sie der Priorin Zitta, welche sich in der höchsten Aufregung befand.

— Welcher Gräuel! Welcher Gräuel! schrie sie mit allen Zeichen des Schreckens.

— Frau Priorin, was bedeutet dieser Tumult? fragte Jovita.

— Wie? Weißt Du denn nichts von dem Kirchenraube, der begangen worden ist? O, dieser Gräuel!

— Was wollen Sie damit sagen?

— Gott im Himmel! Man hat die heilige Jungfrau vom guten Rath geplündert!

— Ist es möglich?

— Es ist dies so gewis als es sicher ist, daß der Blitz uns alle vertilgen wird!

Als Jovita in das Chor trat, fand sie in der That den kleinen Altar der Jungfrau vollständig geplündert. Ihr Bild, ein kleines Meisterstück, war in einem Rahmen mit breiten Borduren eingefaßt, das Glas, welches um zwei Zoll abstehend, über das Gemälde herging, war sonst beständig abgeschlossen und der leere Raum mit kleinen silbernen Bouquets von wundervoller Arbeit ausgefüllt, das Schloß war aufgesprengt worden; man hatte die Bouquets und silbernen Kronen, die seit undenklicher Zeit das Jesuskind und die Jungfrau schmückten, gestohlen. Nicht zufrieden, diese frommen Opfer-

gaben zu rauben, hatte man noch die andern Gegenstände von Werth, die goldenen Ohrgehänge, Ringe, Diademe, Halsbänder und die andern Kleinodien entwendet, wobei das Gemälde überall mit den kleinen Nägeln und Stecknadeln, an denen diese Schmucksachen aufgehängt waren, beschädigt worden war.

Welch traurigen Eindruck machte dieses Bild, das ohne Zweifel so übel zugerichtet wurde, weil man damit schnell fertig zu werden sich beeifert hatte. Dieser Kirchendiebstahl geschah während der dreijährigen Amtsführung der Priorin Zitta. Die öffentlichen Blätter in Warschau erwähnten des Vorfalles.

Am andern Tag ließ die Priorin bei guter Zeit den Generalvikar rufen, indem sie zugleich alle Schwestern des Klosters davon in Kenntniß setzte. Als der Vikar das Kloster betrat, war Jovita die erste Nonne, die ihm begegnete. Er beauftragte sie sofort, Jedermann in den Speisesaal herabkommen zu lassen, mit Ausnahme der Blinden und derjenigen, die durch ihren Krankheitszustand vor jedem Verdachte hinreichend geschützt waren. Jovita eilte, die Schwestern zusammenzurufen.

Mit Ausnahme einiger, die willig gehorchten, ließen nun Alle ihren Zorn an Jovita aus; indem sie dieselbe, jede nach ihrer Weise, beleidigten. Diese Frauen, die Gott in seiner Barmherzigkeit unter den Töchtern Evas zu seinen Bräuten auserwählt, erlauben sich, sicher wie sie sind, nach abgelegtem Gelübde nicht mehr weggejagt werden zu können, die gröbsten Ungebührlichkeiten gegen ihre Chorschwestern.

— Hast Du nicht auch zwei Hände wie wir? fuhr die Subpriorin Serafine die erschrockene Jovita an. Kannst Du nicht selbst ebenso gut die Diebin sein?

Dasselbe sagten ihr andere Schwestern, und nach der Art vieler Frauen, welche sogleich selbst glauben was sie sagen, hielten sich viele sogar überzeugt, daß Jovita die Diebin sei.

Diese fühlte sich durch den Verdacht der Schwestern ungemein gekränkt, schwieg aber aus Klugheit. Es ging eine Stunde herum, bis alle Schwestern, sei es durch Bitten, sei es durch Drohungen, im Speisesaale zusammengebracht waren. Während dieser Zeit legte der Generalvikar, der allein bei der Priorin geblieben war, derselben inständigst ans Herz, diese schimpfliche Geschichte vor den Weltleuten

geheim zu halten, indem er sagte, man solle seine schmutzige Wäsche nicht auf den Markt tragen.

Aber die Ermahnung, die er an die Schwestern richtete, als sie ihm gegenüber standen, lautete ganz anders, sie war strenge und hart.

— Euer Kloster, schloß er, ist wie der Wald von Sandomir, wo man nach Lust stiehlt; aber dort gibt es wenigstens keine Madonnen und Heilige zu plündern.

Hierauf schloß er die Diebin von der Communion aus und verlangte im Namen der erzürnten Jungfrau die Zurückerstattung der gestohlenen Gegenstände, indem er für das ganze Kloster die Aussicht auf eine feierliche Kirchenstrafe durchblicken ließ. Einige Nonnen begannen zu weinen, andere zeigten Entrüstung, eine fiel in Ohnmacht, aber die meisten verließen den Speisesaal, indem sie die Haltung und die Geberden des Generalvikars nachäfften.

Am andern Morgen communicirten alle ohne Ausnahme, und einige Tage nachher fand man zwölf Gulden auf dem kleinen Altar, der ausgeraubt worden war. Da diese Summe nicht den zwanzigsten Theil des Werthes der gestohlenen Gegenstände ausmachte, so vermuthete man, daß dieses Geld eine Abschlagszahlung sei, und gab sich der berechtigten Hoffnung hin, die Schuld würde nach und nach ganz getilgt werden. Allein es blieb bei dieser ersten und einzigen Wiedererstattung. Man erfuhr nie, wer das Bild der Jungfrau geplündert hatte.

Die Aufregung, welche Jovita in Folge der boshaften Verdächtigungen durch die Schwestern anläßlich dieses Vorfalles ergriffen hatte, führte wieder ihre vorigen Krankheitszustände herbei. Außer Stande, den Dienst in der Apotheke noch länger zu versehen, wurde sie daher von der Priorin hievon entbunden, jedoch schon nach wenigen Tagen zur Sakristanin der Klosterkirche ernannt.

Hatte nun Niemand über die Entfernung Jovitas aus der Klosterapotheke mehr gejubelt, als Pater Gratian, so wüthete jetzt auch Niemand über ihre Verwendung als Sakristanin so sehr, als wieder Pater Gratian. Die Priorin Zitta, welche ihm fortwährend wegen seiner offenkundigen Neigung zu Jovita grollte, glaubte ihn damit ärgern zu können, wenn sie Jovita durch verschiedene Aemter Gelegenheit gäbe, sich mehr und mehr seinem Einfluße zu entziehen. In der That erreichte sie diesen ihren Zweck. Allein so wenig ihr das

Verhältniß Jovitas zu dem Studenten während ihrer Dienste in der Apotheke bekannt war, ebensowenig dachte sie daran, daß Jovita als Sakristanin eine bessere und zahlreiche Gelegenheit zu Zusammenkünften mit Woicech geboten werde.

Woicech war inzwischen als Candidat des Priesteramtes im Dienste der Klosterkirche als Kirchendiener angestellt worden. Er hatte daher in Jovita gedrungen, das Amt der Apotheke aufzugeben und womöglich nach dem der Sakristanin zu trachten. So war es zwischen beiden verabredet worden und darum hatte Jovita nicht mehr geruht, bis sie des Dienstes in der Apotheke enthoben wurde. Die zufällige Erkrankung der bisherigen Sakristanin führte sie schneller an das Ziel ihrer Wünsche, als sie selbst zu hoffen gewagt hatte.

Die beiden Liebenden konnten sich nun täglich stundenlange sehen und sprechen. Als Sakristanin mußte Jovita jeden Vormittag in der Sakristei zubringen und mit Hilfe der Kirchendiener die zum Meßopfer und Altargebrauche nothwendigen Gefäße und Geräthe putzen, bereit halten und überwachen, sowie die Reinlichkeit der Kirche und das Chorläuten besorgen. Woicech konnte ihr hiebei überall an die Hand gehen und ungestörte Unterhaltung mit ihr pflegen.

Bei längerem Umgange mit ihm durchschaute Jovita immer mehr das hinterlistige Gewebe, in das sie Pater Gratian gesponnen hatte und in dem er sie gefangen zu halten versuchte. Sie erkannte, daß die von ihm zur Schau getragene Frömmigkeit nur Verstellung, seine salbungsvollen Worte nur Verführung seien. Ebenso eckelten sie die Frömmelei und Heuchelei der Schwestern an. Sie war erbittert darüber, sehen zu müssen, wie sie mit Sittenreinheit und Tugenden großthaten, die sie nicht besaßen, und wie sie diejenigen ihrer Genossinnen verfolgten und lästerten, die eine wirkliche Tugend übten.

Pater Gratian hatte unterdessen, als er sich von Jovita ganz vernachlässigt sah, sein Leid mehreren Schwestern geklagt. Keine der Schwestern ahnte, daß Jovita einen Andern liebe; und in der Meinung, sie wäre ohne Geliebten, verschwuren sie sich boshafterweise untereinander, sie zum Falle zu bringen. Sie wollten den heimlichen Triumph feiern, Jovita in einen Kirchendiener verliebt zu sehen; es fiel ihnen nicht ein, daß dies bereits länger der Fall war.

Vier junge Leute, Aspiranten des Priesteramtes, waren als

Kirchendiener oder Ministranten im Dienste der Klosterkirche angestellt. Sobald sie aber die heiligen Weihen empfangen hatten, mußten sie diesen Dienst aufgeben, um durch andere ersetzt zu werden, wenn sie nicht durch hohe Protektionen in ihren Stellungen erhalten wurden.

Mit der Jugend ist das Glück. Diese Kirchendiener hatten ihre Gönnerinnen im Kloster; und die Gönnerschaft einer Nonne ist etwas werth! Von älteren Zeiten her, wo die Frömmigkeit noch ein sichtbarer Begriff war, hatte eine beträchtliche Anzahl polnischer Edelleute und Geistlicher zu Gunsten der heiligen Theresia Legate zu Patrimonien, Kaplaneien, Ausstattungen und wohlthätigen Werken hinterlassen. Es war daher ein Glück für einen Kirchendiener, wenn er sich in dem Kloster die Freundschaft der mächtigen Nonnen zu erringen verstand. Der Stimmenhandel bei der Wahl der Priorin verschafft vielen Nonnen den Genuß mancher Privilegien, unter andern das Recht, nach ihrem Geschmacke über alle Pfründen zu verfügen.

Der begünstigte Kirchendiener war daher sicher, früher oder später das Patrimonium oder die Caplanei zu erwischen, und dann war es die Gönnerin, die öfters auf ihre eigenen Kosten das Fest der ersten Messe feiern ließ.

Jovitas Feindinnen beobachteten sorgfältig deren Schritte, um zu erfahren, wo und wie sie in die Falle gehe. Dennoch entging ihnen ihre Liebe zu Woicech, und da Jovita absichtlich beim Dienste der Sakristei einem andern den Vorzug eingeräumt hatte, so hielten sie dieses für ein gutes Zeichen. Es kümmerte sie wenig, daß das Werkzeug ihrer Verschwörung gemeine Züge hatte, daß es unwissend und schlecht erzogen war.

Es war natürlich, daß sie alle Bemühungen auf ihn vereinten. Wie viele Laster erzeugt nicht der Müssiggang! Diese Schwestern fanden öfters einen Vorwand, um in das Chor herabzukommen und zu dem Kirchendiener zu sagen:

— Nun? Sind Sie jetzt zufrieden?

— Wie so?

— Weil Sie eine junge und hübsche Sakristanin haben.

Ein anderes Mal sagten sie zu ihm:

— Wie glücklich Sie doch sind, Valentin!

— Weshalb?

— Man versichert, daß Sie der Sakristanin sehr gefallen.

— Woher schließen Sie das?

— Von dem Vorzuge, den sie Ihnen vor den andern Kirchendienern gibt, von dem Zutrauen, das sie Ihnen schenkt, indem sie sich ganz auf Sie verläßt.

Wie bereits erwähnt, litt Jovita viel an Anfällen. Bei jeder ihrer Unpäßlichkeiten riefen die Schwestern den Kirchendiener an das Pförtchen, um ihm unverschämter Weise Empfehlungen von ihr auszurichten.

Hiebei blieb aber ihre Bosheit nicht stehen. Sie schrieben ihm ein mit dem Namen Jovita unterzeichnetes Billet und spielten es ihm auf irgend einem Wege in die Hände. Sie entwendeten Jovita auch ein Taschentuch und boten es ihm als ein von dieser kommendes Geschenk an.

Der Kopf fing dem armen jungen Manne an zu schwindeln. Sie nahmen das wahr, als er eines Tages, da sie ihm mittheilten, Jovita wäre sehr krank, das Taschentuch hervorzog, um sich die Augen, die der Kummer mit Thränen gefüllt hatte, zu wischen.

— Es ist um ihn geschehen! schrieen sie, schlugen sich in die Hände und hüpften vor Freude.

Woicech bemerkte die Verliebtheit Valentins und wurde eifersüchtig. Er machte Jovita heftige Vorwürfe, daß sie jenem ein Billet geschrieben und ein Geschenk gegeben hatte. Sie erkannte erst jetzt die thörichte Leidenschaft Valentins und erklärte ihm auf der Stelle, daß sie ihm nicht geschrieben habe und das Taschentuch ihr entwendet worden sei. Er nahm mit Betrübniß diese unangenehme Aufklärung hin, und versprach Jovita das Billet zurückzugeben, das ihr zu den Nachforschungen nothwendig war, die sie anzustellen beabsichtigte. In Folge von Einflüsterungen hielt er jedoch sein Versprechen nicht. Thatsache war, daß sich der arme Junge allen Ernstes in Jovita verliebt hatte. Er magerte ab und seine Augen wurden von Tag zu Tag hohler. Sein Mund, von Haus aus groß, nahm zuletzt die Verhältnisse eines Eidechsenmauls an.

— Narr, der Sie sind! sagte Jovita zu ihm. Merken Sie denn nicht, daß Sie der Spielball einer Bande Nonnen sind, die in ihrer

Ueberspanntheit und Falschheit sich über ihre Einfalt lustig machen wollen, indem sie sich zugleich das Vergnügen verschaffen, mich zu quälen? Gehen Sie in sich, bemeistern Sie die unsinnigen Gefühle und suchen Sie fortan in Erfüllung Ihrer Obliegenheiten sich besser zu benehmen.

Valentin antwortete, daß er das Uebermaß seiner Thorheit einsehe, daß er aber nicht von selbst in diese traurige Leidenschaft gerathen sei, daß vielmehr die Nonnen dieselbe nach und nach seinem Herzen beigebracht hätten. Diese Liebe war schon zu einem solchen Grade von Stärke gediehen, daß er keine Hoffnung hatte, ihrer Herr werden zu können.

— In diesem Falle bleibt Ihnen nur noch ein Ausweg übrig; er ist hart, aber unvermeidlich.

— Sprechen Sie, Ihr Rath wird mir höchstes Gebot sein.

— Die Scherze dieser Weiber sind Spiele eines Tigers: heute lachen sie über Ihre Einfalt, morgen werden sie Ihnen Ihr Grab aushöhlen. Befolgen Sie meinen Rath: suchen Sie eine Stelle in einer andern Kirche und reichen Sie bei uns baldmöglichst Ihre Entlassung ein.

Der trockene und entschiedene Ton dieser Worte, der mit dem Gefühle des Mitleids über die Lage dieses Unglücklichen kontrastirte, rief bei Valentin einen Ausbruch von Thränen hervor.

Ueberzeugt, daß die Schwestern über einem rachsüchtigen Complotte brüteten und in Jammer darüber, daß sie diesen jungen Mann zu Grunde richte, dessen ganzer Fehler darin bestand, daß er ein wenig närrisch war, faßte Jovita den Entschluß, der Sache durch ein schonenderes Mittel ein Ende zu machen.

Sie begab sich zur Priorin und bat sie, an ihrer Statt eine andere Sakristanin zu ernennen, da ihre schwachen Kräfte die Anstrengungen dieser Stelle nicht ertragen könnten.

— Deine Gesundheit finde ich nicht so zerrüttet, als Du angibst, erwiederte diese. Ueberdies habe ich Dich erst kürzlich der Verrichtungen in der Apotheke enthoben, obwohl es Vorschrift ist, daß jede Stelle ein volles Jahr versehen werden muß.

Jovita fuhr fort, dte Priorin zu bitten und gestand ihr den wahren Grund.

— Darum willst Du diesen Posten verlassen? Weil irgend eine

Närrin Dich eines Liebeshandels mit irgend einem Kirchendiener zeihte? Was bist Du für ein Kind! Haben sie und die andern nicht das Gleiche gethan, thun sie es nicht noch fortwährend und werden sie es nicht immer thun? Wenn man verständig ist, schenkt man solchem albernen Geschwätze keine Aufmerksamkeit.

Die Dinge gingen so fort, bis sich die Sache von selbst entwickelte.

Eines Tages, als Jovita im Chore sang, wurde der verliebte Kirchendiener am Altare ohnmächtig.

Die Kirche war mit Menschen angefüllt und es gab einen unbeschreiblichen Tumult. Die Priester geberdeten sich in der Sakristei wie toll, die Ministranten lachten einfältig, und die Nonnen, die jetzt ihre Maske ablegten und mit Herzenslust ihr Schlachtopfer verspotteten, riefen um die Wette:

— Wie lächerlich! Wie einfältig er ist! Die heilige Messe ist in eine Komödie verwandelt! Welche Schande für das Kloster!

Etwas später traf Jovita den Kirchendiener heulend wie ein kleines Kind.

— Wir sind alle vier verabschiedet! sagte er mit von Schluchzen erstickter Stimme.

— Wirklich?

— O mein Gott! was soll aus mir werden?

— Alle vier verabschiedet? Sie ziehen also Ihre Collegen mit in Ihr Unglück?

— Leider!

Jovita erhielt bald darauf die Bestätigung von Woicech, der wie ein Narr in der Sakristei herumlief und hoch und theuer schwur, er wolle nicht mehr geistlich werden. Alle Anstrengungen der Schwestern, die andern drei Ministranten auf ihrem Posten zu erhalten, erwiesen sich als erfolglos. Die Entlassung war vom Generalvikare ausgegangen, der dem Kloster wegen des erwähnten Kirchendiebstahls sehr ungnädig war, und blieb unwiderruflich.

Woicech war nun die Möglichkeit genommen, Jovita noch fürderhin zu sehen und sprechen. Er erhielt allerdings die Stelle in einer andern Kirche, allein, was hatte sie ohne Jovita für einen Werth?

Auch dieser war durch den ganzen Vorfall die Stelle einer Sakristanin verleidet worden. Der Posten war ihr nur Woicechs wegen lieb und werth gewesen. Ihrem Wunsche, enthoben zu werden, wurde indeß von der Priorin nicht willfahrt. Kurze Zeit noch versah Jovita dieses Amt, bis das Schicksal sie davon erlöste.

Schwer und unheilverkündend wie eine düstere Wetterwolke stand ein verhängnißvolles Geschick bereits über dem Haupte Jovitas. Sie dachte nicht daran, daß, wenn die Geißelungen mit der Charwoche zu Ende gingen, neue Geißeln ihrer harrten, die sie bis aufs äußerste martern sollten.

Das Unglück schreitet schnell.

LX.

Der Wink Gottes.

Geistige Leiden, die Aufregungen ohne Ende, der niederdrückende Einfluß der klösterlichen Einsperrung, die sitzende Lebensweise, die ungesunde Atmosphäre des Klosters während der Winterszeit und noch mehr als alles dies die Intriguen, deren Opfer Jovita geworden, alle diese Ursachen zusammengenommen, hatten die Gesundheit derselben tief erschüttert. Von Natur aus schwächlich und zart in ihrer Constitution, schwächte sie die harte klösterliche Lebensweise, die Entbehrung von Fleischspeisen und der Genuß süßlichen Backwerkes und von Fischen nur noch mehr. Der größte Theil ihrer Schwestern war frisch und rosig, voll Kraft und Gesundheit. Die Trägheit, der Müssiggang, der Stumpfsinn machte diese fett, wie der Hühnerstall das Geflügel fett macht. Jovita dagegen wurde zusehends blässer und magerer. Ihre Wangen wurden hohl, die Augen sanken ein und die Haare fielen büschelweise aus.

Die Nervenanfälle, Migränen und Krämpfe stellten sich immer häufiger bei ein und wurden periodisch. Der Vorfall mit dem verliebten Kirchendiener und die Trennung von dem geliebten Woicech raubten ihr den letzten Rest der Kräfte, und geistige und körperliche Uebel wirkten zusammen in der verderblichsten Weise auf sie ein.

Ostern des Jahres 1845 war vorüber. Die Disciplinen hatten aufgehört, ebenso die freiwilligen und gebotenen Bußwerke. Jovita konnte wieder in einem ordentlichen Bette schlafen. Zum Ersatze für die weniger häufigeren Geißelungen hatte sie nämlich von Kreuzerhöhung bis Ostern auf Befehl der Priorin auf bloßem Holze schlafen müssen. Dieses unsinnige Gebot war sicher nicht geeignet gewesen, ihre angegriffene Gesundheit zu stärken. Die Soldaten wissen wenig=

stens von ihren Wachen, daß die Natur durch das Schlafen auf bloßem Holze ungemein aufgeregt, die Glieder zerschlagen und der Körper ermattet wird. Sollte man das in den Klöstern nicht wissen?

Beim Abstauben eines Altares begegnete Jovita kurz nach Ostern der Unfall, daß einer der großen Leuchter, welche neben dem Tabernakel stehen, in Folge eines Anstoßes umstürzte und ihr auf den Theil des Hauptes fiel, an dem sich die große Narbe von jener Schreckensnacht befand. Der Schlag des schweren Leuchters traf Jovita so heftig, daß sie besinnungslos am Altare hinsank und erst nach längerer Zeit in diesem Zustande aufgefunden ward.

Sie wurde sofort in den Krankensaal gebracht. Der herbeigerufene Arzt des Klosters, Dr. Kochanowski, rief sie zwar ins Bewußtsein zurück, erklärte aber, die Verletzung sei um so gefährlicher, als die Narbe aufzubrechen und sich zu entzünden drohte. Er ordnete die nöthigen Vorsichtsmaßregeln hiegegen an und empfahl der Schwester Cordula, der Kranken die möglichste Sorgfalt und Pflege angedeihen zu lassen.

Keine von den Schwestern empfand Bedauern oder Mitleid mit Jovita.

— Es war Gottes Wille, sagten sie. Was Gott will, das ist wohlgethan. Sie hat ihre Strafe für die herzlose Lieblosigkeit empfangen, welche den armen Valentin um den Verstand und um seine Stellung brachten. Sie hat jetzt Gelegenheit, ihre Sünden zu büßen und Gott ähnlicher zu werden.

Die Frömmigkeit kann sich überall leicht helfen. Sie erblickt in jedem Unglücke den Willen Gottes und seine Absicht, den Menschen dadurch zu strafen und zu bessern. Welches Unrecht eine solche Anschauung ist, die dem mohamedanischen Fatalismus auf ein Haar gleicht, zeigt der ernste Verweis, welchen Christus seinen Jüngern ertheilte, als sie den Blindgebornen für einen von Gott bestraften Menschen hartherzig ansahen.

Den Krankensaal sollte Jovita sobald nicht mehr verlassen. Die Befürchtung des Arztes trat ein. Die Narbe brach in ihrer ganzen Ausdehnung auf und entzündete sich. Die Kranke litt die heftigsten Schmerzen.

Verlassen wir sie auf Augenblicke, um die Priorin und den Pater Gratian aufzusuchen. Beide finden wir einige Tage nach der Erkrankung Jovitas in lebhaftem Gespräche im Klostergarten auf und niedergehen.

Wie es schien, hatten sie eben eine heftige Scene gehabt. Der Pater brummte verdrossen vor sich hin und trug das schwarze Sammtkäppchen, womit man sich in und außer Klöstern die Glatze zu verdecken pflegt, verschoben hinterm linken Ohre. In der linken Hand trug er eine plumpe Tabaksdose, während die rechte den Deckel derselben spielend auf und zuklappte. Die Augen der zu seiner Rechten gehenden Priorin funkelten vor Erregung und schweiften mißmuthig über den Garten hin; mit der rechten Hand peitschte sie mit dem Lendenstricke ihre Kutte.

— Kurz und gut, Pater, fuhr sie fort, ich will darüber nichts mehr hören. Kaum glaubte ich, Du habest Dich von Jovita losgesagt, so muß ich schon wieder erfahren, daß Dir Schwester Euphrosina unnöthig am Herzen liegt. Weil Jovita krank ist, hörst Du eine Andere Beichte. Ich begreife nicht, daß der Generalvikar seine Einwilligungen so leichthin ertheilt, werde ihn aber warnen.

— Dann würdest Du Dir selbst schaden. Der Generalvikar ist mein Freund und würde Dich schwerlich anhören. Uebrigens besitzt Schwester Euphrosina keine Vorzüge, die mich an sie fesseln könnten. Dein Verdacht ist daher ebenso kränkend als unbegründet.

— Euphrosina ist zwar häßlich, aber verliebter als alle andern Schwestern.

— Ach, ich bin ein wahrer Unglücksvogel! Immer habe ich solchen Schwestern die Liebesgabe zu reichen, die etwas anrüchig sind.

— Du armer Pater! Ich denke es mir, daß Du Dich darüber sehr unglücklich fühlst. Wie dem auch sei, meine Meinung über diesen Punkt habe ich Dir mitgetheilt. Für mich hast Du süße Worte, für andere süße Thaten, soweit kenne ich Dich. Aber auch meine Geduld wird zu Ende gehen.

Der Pater nahm eine mächtige Prise Tabak und verschluckte mit ihr die Antwort, die ihm bereits auf den Lippen schwebte. Nachdem er einige Male tüchtig geniest und sein ellenlanges blaues Nasentuch in Aktivität gesetzt hatte, schüttelte er den Kopf wie ein Pudel, der eine Tracht Prügel erhalten.

— Nun, Zitta, was wolltest Du mir anfangs mittheilen? Wir sind ganz vom eigentlichen Thema abgekommen.

— Ich erhielt heute Morgens diesen Brief. Lies.

Sie überreichte ihm das Schreiben. Er öffnete es und entfaltete zuerst ein schwarzgeändertes Blatt.

— Ein Gruß vom Tode! Wem gilt er?

— Lies nur.

— Ach, was seh ich?

Todes=Anzeige.

Gott, dem Herrn über Leben und Tod, hat es in seinem unerforschlichen Rathschlusse gefallen, unsere innigstgeliebte Großmutter, Mutter, Schwiegermutter, Großmuhme, Tante, die verwittibte Frau

Elka von Ubryk,

geborne Gräfin Zolkiewicz,

heute Morgens 3 Uhr nach kurzem Schmerzenslager, getröstet mit den heiligen Sterbsakramenten, in ihrem 74. Lebensjahre in ein besseres Jenseits abzurufen.

Diese Trauerkunde theilnehmenden Freunden und Bekannten mittheilend, bitten um stilles Beileid

Krakau und Warschau, den 13. März 1845.

die untröstlichen Hinterbliebenen:
Jovita, Ordensschwester der Karmeliterinnen,
Therese Niemojowski, geb. v. Ubryk,
Anna Gorszkowski, geb. v. Ubryk,
} als Töchter
im Namen sämmtlicher Verwandtschaft.

NB. Die Beerdigung findet den 15. ds. zu Krakau vom Sterbehause aus, der Seelengottesdienst am nächstfolgenden Tage, der Siebente am 20. und der Dreißigste am 29. ds. in der hohen Domkirche zu Krakau statt.

— Also todt! Die alte Hexe starb nicht mehr zu früh! Sie ruhe in Frieden.

— Amen! sagte die Priorin.

— Das gibt eine kleine Ueberraschung für Jovita. Wie fiel es denn der Alten ein, in Krakau zu sterben? War sie denn nicht mehr hier?

— Lies noch den Brief hier.

Der Pater las:

Liebe Schwester!

Fasse Dich, ein großes Unglück hat uns betroffen. Unsere theuere Mutter lebt nicht mehr. Unser Jammer ist zu groß, als daß wir viele Umschweife gebrauchen könnten, Dir diesen unersetzlichen Verlust anzuzeigen. Wir theilen Dir daher die näheren Umstände in Kürze mit.

Vor einer Woche kam, unserer Einladung Folge leistend, die Selige zu uns hieher auf Besuch. Ihrem Wunsche gemäß theilten wir Dir sogleich in dem Briefe, den Du vor einigen Tagen erhalten haben wirst, ihre Entfernung von Warschau mit, —

— Diesen Brief, unterbrach Zitta den Pater, habe ich Jovita nicht zugestellt, weil von dem ehelichen Glücke ihrer Schwestern darin die Rede war.

— und wir dachten damals nicht, daß wir Dir schon sobald wieder schreiben müßten. Die Mutter hattte eine ungemeine Freude, in unserer Mitte weilen und ihre geliebten Enkel auf dem Schooße schaukeln zu können. Ach, diese Freude sollte von so kurzer Dauer sein!

Bereits zwei Tage nach ihrer Ankunft fühlte sie sich unwohl. Eine große Schwäche befiel sie, dennoch fürchteten wir nicht das Aergste. Am Tage vor ihrem Tode begehrte sie selbst das Abendmahl, welches sie mit großer Andacht und zu unser Aller Erbauung empfing.

Sie habe in ihrem Leben viele schlimme Erfahrungen mit den Geistlichen gemacht, sagte sie; allein Gott habe sie nie vergessen und sie wünsche auch zu sterben, wie es Sitte und Gebrauch in der Kirche sei.

— Deshalb kann sie doch dem Teufel in den Rachen gefahren sein! sagte der Pater, sich selbst unterbrechend. Es kommt nicht auf das Sterben an, sondern auf das Leben.

Sonderbarer Weise hielt sich die selige Mutter von der Nähe des Todes überzeugt, während wir daran nicht glauben wollten. Sie lag vor Schwäche zu Bette und sprach mit uns, daß sie gerne von diesem Leben scheiden und zu den Ihrigen hinübergehen würde, wenn nicht ein Kummer ihr Herz beschwerte. Diesen Kummer aber hätte sie mit Dir, liebe Schwester.

— Auch anderen Leuten, fiel die Priorin boshaft ein, hat die liebe Schwester schon Kummer bereitet!

— Sie hätte es nie gerne gesehen, daß Du im Kloster bist; das klösterliche Leben sei ein verfehltes und führe nur ausnahmsweise zu seinem Zwecke, zu größerer Tugendhaftigkeit. In Betreff Deiner habe sich ihr aber von jeher eine trübe Ahnung aufgedrängt, als ob Du unglücklich werden würdest; und sie nehme diese Ahnung mit hinüber in die andere Welt.

Die Selige wohnte bei mir; vom ersten Augenblicke ihres Unwohlseins aber wich auch Anna nicht mehr von ihrem Krankenlager. Nachdem sie im Gefühle des nahen Todes von uns und unsern Kindern einen herzbrechenden Abschied genommen, sprach sie nur noch von Dir. Während der Nacht wurde sie immer schwächer; um 3 Uhr Morgens drückte sie mir nochmals die Hand und sagte leise: „Grüße mir noch meine Barbara! Die Arme!", dann sank sie zurück, und das beste Herz hatte aufgehört zu schlagen.

— An dieser Stelle, sagte der Pater spottend, scheint die Briefstellerin große Rührung empfunden zu haben. Das Papier ist von Thränen durchweicht und die Schrift darin verflossen.

— Das kann Verstellung sein! rief die Priorin. Wenn ich über die Süßigkeit und Verdienstlichkeit des Klosterlebens an einen Vorgesetzten schreibe, so befeuchte ich auch einige Zeilen mit — Weihwasser, damit man meine, ich habe aus frommer Rührung geweint. Oft kann ja auch das Mittel den Zweck heiligen.

Der Pater brach in gellendes Lachen aus und las dann weiter:

— Wir sind untröstlich; unsere Traurigkeit ist namenlos, unsere Betrübniß unsäglich. Wenn Du diesen Brief erhalten wirst, haben wir die Selige bereits zu Grabe geleitet. Mein Gemahl hat ein Familiengrab im hiesigen Friedhofe gestiftet und leitet die Anordnungen zu einem feierlichen Leichenbegängnisse. Auch in Warschau werden wir Seelengottesdienst abhalten lassen.

Bezüglich des Vermächtnisses kann das Testament erst nach drei Tagen geöffnet werden. Wie uns jedoch die Selige noch mitgetheilt hat, wird Dir die volle Hälfte Deines Vermögens hinausbezahlt werden.

Lebe wohl, liebe Schwester, und bete für unsere theuere dahingeschiedene Mutter mit

Deinen

tiefbetrübten Schwestern.

— Der Schluß geht uns an, Pater. Dieses Vermögen muß uns zufallen.

— Natürlich.

— Der Brief kam heute Morgens an mich, fünf Tage, nachdem er das erste Postzeichen trägt. Soll ich Jovita von seinem Inhalte unterrichten?

— Gewis, Zitta. Jetzt wird sie einsehen, daß sie ganz in unsere Hände gegeben ist. Wenn wir erst das Geld haben, dann — keine Schonung mehr mit ihr! Wir sind alle vom nämlichen Teig.

— Ja, wenn wir nur das Geld schon hätten! Gott, unser Kloster würde das reichste in Warschau, welche Reliquien könnten wir in Rom ankaufen, welche Ablässe vom Papste erhalten, welche Begünstigungen vom hochwürdigsten Generale auswirken!

— Das Geld entkommt uns nicht, nur Geduld. Ich erkundige mich im Namen Jovitas bei ihren Schwestern, wann und wo es zu erheben ist.

— Laß das mich thun, Pater. Jovita hat an ihre Schwestern selten geschrieben, und dann blieben ihre Briefe im Kloster. Jene kennen also ihre Handschrift nicht, und werden keinen Verdacht schöpfen, wenn sie nur die Züge einer Frauenhand sehen.

— Gut, schreibe sofort an sie. Ich will Dir den Brief diktiren.

Beide begaben sich sogleich auf die Zelle der Priorin, und diese schrieb nach Pater Gratians Angabe an die Schwestern Jovitas einen Brief, worin sie — als Jovita — ihre tiefe Trauer wegen des Todesfalles der Mutter und endlich den lebhaften Wunsch aussprach, die Vermögensangelegenheiten umgehend erledigt zu sehen.

Kurz darauf kam der Gemahl Theresens von Krakau nach Warschau, um Jovita persönlich das ganze Erbtheil hinauszubezahlen. Die Priorin fand es jedoch für gut, ihm die Krankheit derselben zu verheimlichen, weil sie fürchtete, es könnte des gefälschten Briefes Erwähnung geschehen. Sie erklärte daher dem Herrn Niemojowski, seine Schwägerin wäre auf ihr Ansuchen, um sich wegen des Ablebens der Mutter zerstreuen zu können, auf Bettel, das ist Einsammeln von Almosen für das Kloster, ausgeschickt worden, und also nicht zu Hause. Da sie erst in drei Wochen zurückkehren würde, so möge er das Geld einstweilen dem Klosterpriorate zur Verwahrung anvertrauen.

Herr Niemojowski ging nur ungerne auf diesen Vorschlag ein;

er hätte seiner Schwägerin manches Wort, das sich nicht in den Brief bringen ließ, unter vier Augen zu sagen gehabt. Als Kaufmann war aber seine Anwesenheit in Krakau nöthig, und er konnte nicht wohl in einer Stadt längeren Aufenthalt nehmen, in der überdies jeder nichtrussische Pole von der Regierung überwacht und belästigt wurde. So sah er sich gezwungen, das ganze in Obligationen bestehende Vermögen Jovitas der Priorin mit der Bitte zu überweisen, es seiner Schwägerin sofort nach ihrer Rückkehr einzuhändigen. Zitta stellte ihm eine Empfangsbestätigung aus und versprach ihm auf das Bestimmteste, seinen Wunsch zu erfüllen.

Kaum war Herr Niemojowski abgereist, als die Priorin einen Bericht nach Rom absandte und dem Generale anzeigte, das ganze Vermögen der Nonne Barbara Ubryk, genannt Jovita von den Engeln, befinde sich jetzt im Depot des Klosters und stehe zur Disposition. Sie bitte einen Theil desselben für das Kloster St. Theresia verwenden zu dürfen.

— Das Vermögen hätten wir jetzt, sagte eines Tages Pater Gratian zur Priorin. Diesmal haben wir doch den Jesuiten einen guten Bissen weggeschnappt; allein das wäre uns nicht gelungen, wenn diese Geldjäger hier staatlich geduldet würden.

— Dafür werden sie in Rom, wo der letzte Jesuitenpater mehr durchzusetzen vermag als ein Cardinal, ihr Müthchen an dem hochwürdigen Generale kühlen.

— Der Weg von San Bartolomeo nach dem Vatikane ist nicht weiter als der von al Gesú. Dem hochwürdigen General wird es nur einen Sprung über die Engelsbrücke kosten, um sich vor der Tücke der Jesuiten zu schützen.

— Einen Sprung mit dem Geldsacke unterm Arm!

— Selbstverständlich! Auch im Olymp ist das Geld ein Gott. Ueberlassen wir es indes dem hochwürdigen Generale, für sich zu sorgen. Hast Du Jovita schon den Tod ihrer Mutter mitgetheilt?

— Noch nicht, Pater.

— Sehr gut. Sie braucht auch von der Ueberlassung des Geldes nichts zu erfahren.

— Ihre Schwestern warten jedoch auf Antwort und Bestätigung, daß das Geld richtig in ihre Hände gelangte.

— Diese Bestätigung sollen sie erhalten. Ich werde Dir das Antwortschreiben diktiren und zugleich sorgen, daß sich alle Verwand-

ten von Jovita abwenden, damit wir mit ihr nach Belieben schalten und walten können.

— Ein herrlicher Gedanke!

— Den wir sogleich ausführen wollen, Zitta. Nimm Papier und Feder und schreibe:

Liebe Schwestern!

Von vierwöchentlichem Terminiren zurückgekehrt, erhielt ich heute den Rest meines elterlichen Erbgutes in sächsischen Obligationen zu der vertragsmäßig bestimmten Summe. Ich werde denselben mehrentheils zu frommen Stiftungen und Kirchbauten verwenden und mir so Schätze im Himmel hinterlegen, wo sie weder von Rost und Motten gefressen, noch von Dieben gestohlen werden können.

Mein einziger Wunsch ist die baldige Heimkehr zur seligen Mutter. Ich habe nichts mehr auf dieser Welt zu suchen. Alles ist todt für mich. Mein Thun und Denken richtet sich lediglich auf die Stunde, wo ich von diesem Jammerthale abberufen werde und vor den Richterstuhl Gottes treten muß.

Meine irdischen Angelegenheiten habe ich alle in Ordnung gebracht. Für meiner Seele Heil wird zufolge einer Stiftung nach meinem Tode täglich das heilige Meßopfer dargebracht werden. Für des Leibes Nothdurft ist in jeder Beziehung gesorgt.

Unter solchen Umständen fühle ich keinerlei Bedürfniß mehr zu Verbindungen mit der Außenwelt. Bestrebt Euch daher, mich zu vergessen; betrachtet mich als Todte. Unterlaßt es, mir zu schreiben oder irgend eine Mittheilung zukommen zu lassen. Ich will alle und jede Verbindung mit Euch abgebrochen wissen und werde mich bemühen, die Erinnerung an Geschwisterte und Verwandte meinem Gedächtniße auszutilgen, wie die Liebe zu Euch im Herzen längst erstorben ist, um einer reineren überirdischen Platz zu machen.

Lebt wohl für diese Welt — in der andern werden wir uns wiedersehen. Gott und die heilige Jungfrau beschütze Euch und Eure Schwester

Jovita.

Dieser Brief ging nach Krakau ab. Die beabsichtigte Wirkung verfehlte er nicht. Die Schwestern Jovitas fühlten sich tief gekränkt durch denselben und sagten sich, jetzt, nachdem ihre Schwester das Geld erhalten habe, fange sie an brutal zu werden. Verletzt durch die Gefühllosigkeit des Schreibens, fanden sie es für das Beste, sich

von Jovita zurückzuziehen und zu bedauern, daß sie vor Liebe zu Gott die heiligsten Banden des Blutes freventlich zerrissen habe.

Jovita lag unterdessen schwerkrank im Krankensaale und ahnte nicht, welch boshaftes Spiel hinter ihrem Rücken getrieben wurde.

Pater Gratian hatte inzwischen seine Gesinnung gegen Jovita ganz geändert. Mit geheimem Schrecken hatte er anfangs die Kälte wahrgenommen, mit welcher ihn Jovita behandelte. Er beobachtete sie eifrig und entdeckte ihre Liebe zu dem Studenten Woicech. Die Eifersucht befiel und peinigte ihn bis zur Raserei. Er hoffte zwar, ihre Liebe wieder zu gewinnen, allein Jovita gab zuletzt eine offene Abneigung gegen ihn kund und benahm ihm alle Aussicht, je wieder in das vorige Verhältniß zu ihr treten zu können.

Je mehr der Pater sich von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, Jovita umzustimmen, überzeugte, einen um so höheren Grad erreichte seine Eifersucht. Die Gefühle, welche von dieser unzertrennlich sind, machten sich auch bei ihm geltend. Wuth und Rachsucht erfüllten ihn gegen Jovita, und seine Liebe zu ihr schlug in Haß um.

Die Liebe ist ein Berg, den Viele im Sturmschritte erklimmen, an seinem Gipfel angelangt, sehen sie, daß vom Berge das Thal unzertrennlich ist, und sie stürzen sich in die tiefste Leidenschaft: den Haß und die Rache.

Bisher hatte Pater Gratian ein doppeltes Spiel mit Jovita gespielt; er hatte sie geliebt und trotzdem bei ihren Feindinnen und der Priorin als verächtlich geschildert. Jetzt aber war er nur mehr darauf bedacht, sich an ihr zu rächen und ihre Untreue mit seinem Hasse zu bestrafen; und sein Haß konnte der Person, die er traf, nur verderblich werden, da er das Faktotum der Priorin war und im Kloster aus und einging, als ob es ihm gehört hätte. Seine Stimme galt in allen Dingen schon deshalb viel, weil er der intime Freund des erzbischöflichen Generalvikars war, dem das Aufsichtsrecht über die sämmtlichen Klöster der Erzdiöcese zustand.

Sein Herz besaß übrigens den Fehler, daß es mit sich allein nicht zufrieden sein konnte und fortwährend lieben und geliebt sein wollte.

Durch die Untreue Jovitas war es wieder vacant geworden und diese wichtige Leere mußte bald ausgefüllt werden. Zwei Seelen und ein Gedanke — das stand mit großen Zügen in demselben geschrieben. Diese zweite Seele fand sich denn auch in Schwester Euphre-

sina, welche den Mangel an Schönheit durch größere Liebe ersetzte. Sie war häßlich wie ein Uhu, aber verliebt bis zum Excesse.

Der Schwester Euphrosina war es nicht unbekannt, daß Gratian früher in mächtiger Sympathie zu Jovita gestanden war. Um der Wiederkehr derselben vorzubeugen, trieb sie schon ihr eigenes Interesse, den Pater möglichst gegen Jovita aufzuhetzen. Er war noch immer Beichtvater Jovitas, und wenn diese in Folge ihrer Krankheit seine Güte auch nicht mehr beanspruchen konnte, so lag doch die Möglichkeit nicht so ferne, daß eine Versöhnung stattfinden und darauf die Abdankung der Schwester Euphrosina erfolgen könne Diese Eventualität befürchtete die letztere und darum fachte sie fortwährend den Haß des Paters gegen Jovita an.

Das hätte sie freilich aus mehr als einem Grunde unterlassen dürfen. Ihre Häßlichkeit war ohnehin eine beständige Aufforderung für Pater Gratian, sich aufgebracht zu fühlen. Wenn er sie betrachtete und sah, daß sie so ungemein widerwärtig und häßlich war, daß ihre aufgestülpte Nase noch dazu wie vom Winde verschoben, von drei Seiten von einem rachenähnlichen Munde oder mundähnlichem Rachen umflossen wurde, die Augen aber von einem Frosche und die Ohren von einem Maulesel erborgt schienen: so reichte die Betrachtung solchen Liebreizes allein hin, dem Pater den Unterschied zwischen Jovita und Euphrosina fühlbar zu machen und der ersteren noch mehr zu zürnen, weil sie ihn durch ihre Untreue gezwungen hatte, mit einer so mißgestalteten Person vorlieb zu nehmen. Außerdem war Euphrosina arm und konnte ihm keine Geschenke machen wie Jovita. Seine Tabaksdose gerieth in Gefahr, das feine Aroma zu verlieren, und der Pater Bräumeister durfte dem lieben Bruder zu seinem Bedauern nur mehr das vorschriftsmäßige Quantum Bier verabreichen, weil er die Extrakrüge nicht mehr bezahlen konnte wie früher.

In Jovitas Befinden trat keine Besserung ein. Ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Die Entzündung der Narbe raubte ihr zeitweilig die Besinnung, und der Arzt fürchtete sehr für ihr Leben. Wäre sie damals gestorben — das Schauderhafteste wäre ihr erspart geblieben.

Von den Schwestern kam keine, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Allein und verlassen ließ man sie im Krankensaale liegen. Nur die Priorin besuchte sie täglich einmal, ohne sie aber mit einem freundlichen Worte aufzuheitern. Aber Pater Gratian sah fleißig

nach, theils von Eifersucht, theils von versteckter Wuth getrieben. Er kam, sein Herz immer wieder an dem Anblicke der ungetreuen Geliebten zu weiden und nebenbei sein Rachegefühl an ihren Qualen und Schmerzen zu befriedigen.

Bei einem dieser Besuche fragte er sie:

— Weißt Du auch, Jovita, warum diese Krankheit über Dich kam?

— Nein, Hochwürden, ich frage auch nicht darum. Was Gott will, will ich auch.

— Gott wollte nicht, daß Du Dich von mir abwendetest. Darum hat er Dich mit dem Altarleuchter auf jenen Theil des Hauptes geklopft, der das Organ der Vernunft enthält. Du warst nicht vernünftig, deßhalb hat Dir Gott ein Deutzeichen gegeben. Der liebe Gott winkte Dir nicht mit dem Zaunpfahle, sondern mit dem Altarleuchter.

— Wenn ich diesen Wink nicht befolgte, was dann?

— Dann züchtigt Dich der Herr so lange, bis Du mürbe geworden bist. Er hat schon den harten Sinn von Königen erweicht, wie viel mehr kann er das bei Dir!

König Nabuchodonosor gehorchte Gott nicht. Da ergrimmte der Herr und sprach: Ein Thier sollst Du werden vor meinen Augen und Gras fressen zur Speise! Und der König verließ seinen Thron, rannte hinaus in die Wüste und wurde wie ein wildes Thier. Zottige Haare wuchsen ihm auf dem Leibe und mächtige Krallen an den Fingern. Der Thau war sein Trank und das Gras der Wüste seine Nahrung. So lebte er drei Jahre. Da sprach er: Herr, ich habe das Leben satt. Ich habe Böses gethan, da ich Dir nicht gehorchte. Dein Wille soll mir Gesetz sein, und meinen Völkern werde ich es verkündigen.

Allsogleich fielen ihm die Zotten und Krallen vom Leibe. Er kehrte zurück auf seinen Thron, aß wieder lieber Fleisch und Zwiebel statt Gras, und statt des Thaues trank er wieder Wein. So mürbe hat ihn der Herr gemacht.

— Gott kann keine Freude daran haben, sein Ebenbild zum wilden Thiere der Wüste erniedrigt zu sehen.

— Aber er läßt Unglück über Unglück hereinbrechen über diejenigen, welche er bestrafen will. Bei Dir hat er bereits begonnen.

— Ich küsse seine Hand, wenn sie mich auch züchtigt.

— Deine Mutter hat er bereits zur Verantwortung vor seinen Richterstuhl berufen.

Jovita fuhr aus dem Bette auf und rief:

— Was sprechen Sie, Hochwürden?

— Deine Mutter ist todt.

— Gerechter Gott! Meine Mutter gestorben! Liebe, gute Mutter!

— Mit der lieben guten Mutter ist es jetzt aus. Sie fiel über die Stiege herab und brach das Genick.

— Schrecklich! jammerte Jovita, während sie mit wirren, aber thränenlosen Augen den Pater anstarrte.

— Die Eltern büßen auch die Sünden ihrer Kinder. Wären die Söhne des Hohepriesters Heli braver gewesen, so hätte ihn Gott nicht mit dem Stuhle umfallen und das Genick brechen lassen.

— Was habe ich aber verbrochen?

— Du hast mir nicht gefolgt. Darum verhängte Gott noch ein anderes Unglück über Dich: Eine Deiner Schwestern starb im Kindbette, die andere entfloh ihrem Manne und man weiß nicht, wohin.

— Das ist nicht möglich. Sie lügen, Hochwürden.

— Ich spreche die Wahrheit. Deine Mutter und Schwestern existiren für Dich nicht mehr. Siehe zu, welches Schicksal Dir Gott noch vorbehält!

Bereits während des Gespräches hatte sich der Kranken eine ungemeine Aufregung bemächtigt. Die Nachricht von dem gräßlichen Tode ihrer Mutter und des Schicksales ihrer Schwestern schmetterte sie nieder.

Die Rücksichtslosigkeit und herzlose Schadenfreude, mit welcher ihr der Pater dieses mittheilte, zerriß ihr das Herz. Schwarze Nacht trat vor ihre Augen, besinnungslos sank sie auf ihr Lager zurück.

Die Augen des Paters funkelten vor geheimer Freude. Mit grimmigem Vergnügen betrachtete er das Opfer seiner Tücke.

— Ha, Canaille! sagte er im Weggehen vor sich hin. Die Rache ist süß! Wenn man das Roß nicht schlagen darf, schlägt man auf den Sattel.

Gleich nachher kam Schwester Cordula an das Krankenbett. Mit ihrer gewöhnlichen Rohheit warf sie die Arme, welche kaum ein Lebenszeichen von sich gab, von der einen auf die andere Seite. Da

sie natürlich keine Antwort erhielt, so schlug sie, wie es ihre Gewohnheit war, Jovita heftig in das Gesicht und ließ sie dann liegen.

Den unausgesetzten Bemühungen des Klosterarztes gelang es endlich, eine entschiedene Besserung in dem Zustande der Kranken herbeizuführen. Mit Hilfe seiner Künste heilte die Narbe plötzlich zu und überzog sich mit einer neuen feinen Haut. Dr. Kochanowski sah es zwar ungerne, daß die Narbe sich so rasch verschloß. Die Natur greift aber den Aerzten oft vor und zwar nicht immer zum Vortheile der Kranken. Eine Wunde, die zu schnell heilt, sagen sie, ist nicht geheilt.

Während so Jovita ihrer Genesung entgegenschritt, ward ihr ein großer Trost. Der erzbischöfliche Generalvikar war in einer Nacht plötzlich aus dem Bette geholt und von Kosaken nach Sibirien transportirt worden. Man munkelte in Warschau, die russische Regierung ginge damit um, die katholischen Geistlichen Polens zur griechischen Kirche hinüberzuziehen und habe den Generalvikar, der dieselben im Falle des Uebertrittes mit dem Banne bedrohte, deshalb verhaften und in die Verbannung abführen lassen.

Der betrübte Erzbischof ernannte sogleich in der Stille einen etwas vorsichtigeren Priester zum Generalvikar. Der Zufall fügte es, daß dieser ein vertrauter Freund und das Beichtkind des Carmeliterpaters Alfons war. Der Letztere benützte sogleich seinen Einfluß auf ihn und ließ sich zum Beichtvater im Kloster St. Theresia designiren. Schwester Euphrosina, welche dem Pater Gratian nicht viel zu trauen schien, wußte insgeheim die Priorin zu bestimmen, daß sie Jovita einen neuen Beichtvater zusprach. Auf wen anders konnte die Wahl fallen als den kleinen schmächtigen Pater Alfons.

Dieser sträubte sich nicht lange und übernahm neben einigen andern Schwestern, die längst nach einer Abwechslung sich gesehnt hatten, auch Jovita zum Beichtkinde. Vergeblich berief sich Pater Gratian auf seine von dem vorigen Generalvikare ausgestellte Vollmacht; sie wurde anullirt und er mußte sich auf die Priorin, die ihm in letzterer Seit wieder ihre Sympathien zugewendet hatte, und auf Schwester Euphrosina beschränken.

Jovita war auf diese Weise des Pater Gratian gänzlich los geworden. Die Sache war schnell und stille vor sich gegangen, und sie konnte sich Glück wünschen, endlich einen Beichtvater erhalten zu haben, der es wirklich aufrichtig und gut mit ihr meinte.

Pater Alfons hatte sich aus keinem selbstsüchtigen Grunde zu dem Amte eines Beichtvaters im Carmeliterinnenkloster gedrängt. Er wollte nur von dem ihm lästigen Chorgebete zur Nachtzeit befreit werden, eine Begünstigung, die den auswärtigen Beichtvätern zu Theil wird. Er verlangte daher auch von seinen Beichtkindern weit größeren Ernst in der Befolgung der Ordensregeln, da ihm Pläne, wie sie von Pater Gratian gehegt wurden, gänzlich ferne lagen.

Seines kranken Beichtkindes Jovita nahm er sich mit besonderer Vorliebe an. Er besuchte sie täglich, beschützte sie vor den Rohheiten der Schwester Cordula und gewährte ihr durch seine erbaulichen Zusprüche großen Trost. Da sie noch viel von Kopfschmerzen zu leiden hatte, so suchte er sie vor Allem in der Geduld zu stärken, welche der einzige Balsam für viele Schmerzen ist.

Eines Tages klagte sie ihm wieder über die Heftigkeit derselben. Er ermahnte sie zur Ergebung in Gottes Willen und half ihr so ihre Leiden wesentlich erleichtern.

— Geduld und Batzen gehen zwar viel in einen Sack, tröstete er sie, aber Geduld frißt auch den Teufel. Nach der Lehre des heiligen Augustin ist sie jene Tugend, durch welche wir das Uebel mit Gleichmuth, das heißt, ohne verwirrende Traurigkeit ertragen. Sie steht nach dem heiligen Thomas mit der Stärke in Verbindung.

Ich will Sie nur an die unüberwindliche Geduld unserer Ordensstifterin Theresia erinnern, meine Tochter. In welch heroischem Grade Theresia diese Tugend besessen habe, erkennen wir aus ihrem unersättlichen Verlangen zu leiden. Oft und oftmals des Tages über rief sie: Herr, leiden oder sterben!

Gott erhörte sie auch und erfüllte ihr Verlangen, indem er ihre Geduld in den schwersten Leiden prüfte. Sogleich nach ihrer Profeß befiel sie drei Jahre lang eine Nervenkrankheit, welche ihr die peinlichsten Schmerzen verursachte. Sie lag gelähmt im Bette, so daß sie nicht einmal einen Finger bewegen konnte. Die ganze übrige Zeit ihres Lebens war sie unwohl. Oft litt sie an Epilepsie, an Seitenstechen, an Gliederlähmung, an Zittern des Körpers, Nachts am Erbrechen und sehr häufig am Fieber. Während vierzig Jahren gab es keinen Tag, an dem sie nicht eine dieser Beschwerden zu erdulden hatte.*)

*) Seelenb. Nr. 1.

Mit diesen Krankheiten behaftet, durchreiste sie zwanzig Jahre hindurch Spanien, bei Kälte, Regen und Sonnenhitze, äußerster Armuth und unzähligen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, um die neuen Klöster zu stiften. Alles dieses trug sie mit unglaublicher Geduld, so daß sie mitten unter den lästigsten Krankheiten und heftigsten Schmerzen nichts Anderes aus ihrem Munde hören ließ, als die Worte des geduldigen Job: „Haben wir das Gute empfangen von der Hand Gottes, warum sollten wir das Böse nicht annehmen?"

Große Geduld übte sie bei allen Schmerzen und Schlägen, womit sie von den bösen Geistern gepeinigt wurde. Denn es geschah oft, daß, wenn Jemand auf ihre Fürbitte sich von schweren Sünden bekehrte, der Teufel an ihr die Wuth ausließ. Bisweilen gab er ihr mit einer Wachsfackel eine Tracht Prügel und verletzte sie manchmal sehr bedenklich. Einmal ward sie fünf Stunden hindurch vom Teufel innerlich und äußerlich so heftig gepeinigt, daß sie den Geist aufgeben zu müssen glaubte. Da sie unter Anderem sagte, sie wolle, wenn es Gott so gefalle, bis ans Ende der Welt gerne leiden, erschien ihr der Teufel in Gestalt eines abscheulichen Mohren. Als jedoch Theresia Weihwasser auf ihn hinsprengte, verschwand er auf der Stelle, seinen gewöhnlichen üblen Gestank zurücklassend. Alles dieses ertrug die Dienerin Gottes heiteren Muthes und voll Geduld.

Der Gipfel dieser Tugend war es aber, daß ihr die zugefallenen Leiden noch nicht genügten, sondern daß sie mit großem Verlangen noch mehr zu leiden begehrte. Denn da sie so viele und so große Uebel erduldet hatte, daß einst vor übergroßer Herzensangst der Leib sich aufzulösen schien, war sie dennoch nicht am Leiden ersättigt, und pflegte zu sagen, sie bedürfe zum Leiden keines andern Beweggrundes als die Geduld selbst.

Nicht zu den geringsten Prüfungen ihrer Geduld gehörten die üblen Nachreden, Schmähungen, Beschimpfungen, Verdächtigungen und Verläumdungen gegen sie, welche vorzüglich von jener Zeit an über sie losbrachen, als sie anfing, Gott mit vollkommener Treue dienen zu wollen und als sie die Reform unseres Ordens unternahm.

Einst kam sie auf der Reise in ein Dorf mit Namen Puebla, wo sie mit ihrer Gefährtin in die Kirche ging, Messe zu hören und die heilige Communion zu empfangen. Die Leute sahen sie mit einem Schleier über dem Gesichte, wunderten sich darüber und murmelten untereinander, es müßten dies verdächtige Weibsleute sein; es wäre

daher rathsam, sie in Verhaft zu nehmen. Als die Leute dann sahen, daß sie zur Communion gingen, ärgerten sie sich darüber noch mehr und sagten zu ihr barsch, wie sie denn so vermessen sein könnten, zum Tische des Herrn zu gehen; sie sollten nicht vom Platze gehen, bis man sich erkundigt hätte, wer sie seien. Theresia erfreute sich über diese Schmach und antwortete den Fragenden auch nicht ein Wort. Der Zulauf des Volkes und der Tumult wurde immer größer, und wenn nicht eben P. Antonius a Jesu dazu gekommen wäre, würde noch größerer Auflauf entstanden sein. Dieser redete den Leuten möglichst ihren Argwohn aus; dennoch schickten sie Personen nach, welche beobachten mußten, wohin sie gingen. Theresia aber sprach kein Wort zu ihrer Vertheidigung, und ließ nicht das gerinste Zeichen der Ungeduld sich anmerken.

Als sie einst zu Burgos am grünen Donnerstage dem Gottesdienste beiwohnte, und einige Andächtige an dem Orte, wo sie kniete, vorübergehen wollten, sie aber nicht schnell genug aufstand, stießen sie Theresia mit Füßen und warfen sie zu Boden. Anna vom heil. Bartolomäus eilte herbei, ihre gute Mutter aufzuheben, fand sie aber lachend und mit heiterem und ruhigen Gemüthe die Unbild ertragen.

Bei allen harten Vorfällen zeigte sie eine solche Stärke, daß sie einst scherzend zu ihren Töchtern sagte, es scheine ihr, sie habe ein hartes Brett vor der Brust, wodurch alle Schläge abgehalten würden, daß sie nicht bis ins Herz dringen könnten.

Theresia ward vom Herrn selbst über diese Tugend belehrt. Sie erzählt: „Eines Tages sagte der Herr zu mir: Meinst Du, o Tochter, das Verdienst bestehe im Genuße der Freuden? Keineswegs! Dasselbe besteht im Handeln, Leiden und Lieben. Du wirst nicht gehört haben, daß der heilige Paulus mehr als einmal der himmlischen Freuden genossen, wohl aber, daß er oft gelitten habe. Du siehst mein Leben, wie es so voll Leiden war: auf dem Berge Tabor allein wirst Du von meiner Freude gehört haben. Wenn Du meine Mutter siehst, wie sie mich auf den Armen hält, so denke nicht, daß sie diese Freuden ohne Schmerzen genossen habe. Von der Zeit an, da Simeon seine Worte an sie gerichtet, gab ihr mein Vater klares Licht, auf daß sie sähe, was ich zu leiden haben würde. Glaube, Tochter! Wen mein Vater mehr liebt, dem schickt er größere Trübsale zu; diesem entspricht auch die Größe seiner Liebe. Womit

kann ich Dir meine Liebe besser beweisen, als indem ich Dir wünsche, was ich für mich selbst wollte? Siehe diese Wunde an: nimmermehr werden Deine Schmerzen an sie heranreichen! Dies ist der Weg der Wahrheit. So wirst Du mir denn helfen, das Elend zu beweinen, in welchem die Weltmenschen stecken, wie Du es erkennest, da alle ihre Begierden, Sorgen und Gedanken dahin gerichtet sind, wie sie gerade das Gegentheil haben möchten."

Als Denkspruch schreibt sie uns, ihren Söhnen und Töchtern, vor: „Habe jederzeit ein großes Verlangen, in allen Dingen und Gelegenheiten etwas um Christi willen zu leiden."

Durch solche Belehrungen und Zusprüche richtete Pater Alfons die kranke Jovita auf. Auch Gratian hatte ihr viele Züge aus dem Leben der Heiligen vorgeführt, aber nicht in der frommen Absicht, sie zu erbauen und ihr Seelenheil zu befördern. Pater Alfons dagegen, dem stets eine höhere Pflicht vor Augen schwebte, erwies sich ihr als wirklicher geistlicher Vater.

Wenn sich aber Jovita von ihrem Krankenbette auch körperlich geheilt erhob, so war ihr Geist um so kränker. Der Wink Gottes, als welchen Pater Gratian den Tod der Mutter und der einen Schwester bezeichnet hatte, kam ihr nicht mehr aus dem Sinne. Da ihr die Priorin bestätigte, daß die Mutter wirklich gestorben war, so kam ihr keine Ahnung, daß die Art und Weise des Todes, sowie des Schicksales ihrer Schwestern, von Pater Gratian nur erdichtet war, um ihr außer den physischen Schmerzen auch noch geistiges Leiden zu verursachen. Sie wagte nicht einmal, irgend ein Wort darüber zu verlieren, sondern verschloß den Gram in ihre Brust, wo er um so heftiger an ihr nagte. Sie lebte sich wirklich in den Gedanken hinein, daß Gott, der sie so plötzlich aller Lieben beraubt hatte, ihr dadurch den Wink habe geben wollen, wenigstens für ihr Heil zu sorgen und sich auf ärgere Dinge gefaßt zu machen. Alle Heiterkeit war durch ihre Krankheit von ihr gewichen; durch jenen Glauben verlor sie nun auch ihre innere Ruhe, und sie mochte keinen Augenblick an die Zukunft denken, da sie schwarz und Unglück verkündend vor ihren Augen stand.

Pfingsten war vorüber, und Jovita bezog wieder ihre Zelle. Sie hatte keine Lust mehr zur Arbeit oder zum Gebete wie früher; eine tiefe Niedergeschlagenheit verhinderte jede wärmere Regung des

Geistes und des Herzens. Wie ein Gespenst schlich sie umher. Eine fixe Idee trug sie mit sich herum: daß sich der Wink Gottes wieder fühlbar an ihr machen werde.

Vielleicht war es keine fixe Idee.

LXI.

Geister, Kobolde, Dämone, Teufel, Belzebuben, Satanas.

Die Luft von St. Theresia glich der von Todtenkammern. Sie war eine mit mephitischen Ausdünstungen geschwängerte Atmosphäre, deren Einflüsse den menschlichen Organismus zur Bitterkeit, Rauhheit des Characters und zur Bosheit geneigt machten.

Zu einer freien, reinen, sich stets erneuenden Luft, in einen liebreichen Verkehr mit Menschen zurückgekehrt, der süßen Gemeinschaft der Freuden, der Hoffnungen, kurz, der Umarmung der Menschheit zurückgegeben, würde Jovita durch die heilsamen Wirkungen des menschlichen Umganges vor dem traurigen Schicksale bewahrt geblieben sein, dem sie entgegenging. Ihre Vernunft hätte sich nach und nach von dem düstern Dunkel, das sie umgab, befreit, und ihr Herz, das sich erbittert durch fruchtlose Kämpfe, verwildert durch die Vereinzelnung und erhärtet in der Entsagung vom Leben, in seine innersten Falten zurückgezogen hatte, würde sich vollständig berauscht haben an den Concerten jener himmlischen Harmonieen, welche man Nächstenliebe nennt. Es wäre ihr erst klar geworden, worin eigentlich die christliche Liebe besteht. Sie hätte gefühlt, daß der Glaube, der bis hieher mit einer despotischen Macht auf ihren Willen eingewirkt, den sie von exaltirten Frömmigkeitsübungen besudelt und mit Haß gegen Alles erfüllt gesehen, was nicht den pfäffischen Stempel an sich trug,

jetzt so zu sagen in Strömen zurückgeflossen wäre, Dank der freien Ausübung der Seelenkräfte, dem Einflusse des Denkens und Empfindens, der Theilnahme an dem Elende des Nächsten.

Aber gebannt in den Kreis, den sie selbst um sich gezogen, blieb sie dem verderblichen Einfluß der Geister preisgegeben, die sie selbst beschworen hatte. Die Brücke in das Leben war hinter ihr abgebrochen, die Mächte des Unglückes hatten sie zum Opfer erkoren.

Als Jovita eines Morgens vom Chore zurückkehrte, grinste ihr von der Thüre ihrer Zelle ein Todtenkopf entgegen. Er war von geschickter Hand mit Kreide gezeichnet. Sie erschrack über diese Bescheerung und benachrichtigte sogleich den Pater Alfons hievon.

Dieser schüttelte bedenklich sein Haupt, als er persönlich die Zeichnung an der Thüre betrachtete.

— Das ist ein schlimmer Bote, sagte er. Wissen Sie, was er zu bedeuten hat?

— Ich kann mir seine Bedeutung nicht erklären. Es sollte damit doch nur ein schlechter Witz gemacht werden?

— Nein, meine Tochter. Es ist klösterlicher Gebrauch, daß man Personen, die man aus irgend einem Grunde haßt, durch Zeichnung eines Todtenkopfes immerwährende Feindschaft ankündigt und sogar den Tod androht.

— Der Todtenkopf an der Thüre wäre also eine Kriegserklärung?

— Sie haben es gesagt. Haben Sie keine Ahnung, wer ihn gezeichnet haben mag?

— Viele Schwestern sind feindselig gegen mich gestimmt, ohne daß ich ihnen eine Veranlassung dazu geboten hätte. Vielleicht ging der Todtenkopf von dem Pater Gratian aus.

— Sie mögen Recht haben. Hüten Sie sich vor ihm, er ist ein intriguanter Mann. Seien Sie aber auch vor den Schwestern auf der Hut und halten Sie sich möglichst in Gesellschaft mehrerer auf. Nur die größte Vorsicht kann Sie vor einem Unfalle bewahren. Schützen Sie sich vor den boshaften Unarten feindseliger Schwestern, so gut Sie können. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß wenn es, um in der Welt zu leben, vieler Klugheit bedarf, Sie hier, glauben Sie mir, noch tausendmal mehr bedürfen. In der Welt sind die Leidenschaften leicht zu zerstreuen und daher auch leicht zu regieren; aber eingeschlossen, zusammengedrückt, concentrirt, wie sie

an diesem engen Orte sind, zerplatzen sie zuweilen mit einer Gewalt, die im Stande ist, die Kraft und Berechnungen des geschicktesten Diplomaten über den Haufen zu werfen. Um sich dagegen zu wahren, suchen Sie sich, meine Tochter, mit ein klein wenig Verstellung zu waffnen. Gibt es eine Mahlzeit ohne Salz? Je nun, ohne Verstellung kein Sieg.

Jovita war über diese Erklärung sehr bestürzt. Wer konnte ihr die offenbare Drohung gemacht haben? Sie grübelte Tage lang darüber hin und her und hütete sich sorgfältig, irgend einer Schwester Grund zu einer Klage über sie zu geben.

Eine Woche darauf wollte sich Jovita in den Garten begeben, um während der Freistunden frische Luft zu schöpfen. Sie ging langsam die Treppe hinab. Als sie am Fuße derselben angekommen, eben um die Ecke biegen wollte, verfing sich ihr Mantel an dem hölzernen Kreuze, das dort aufgestellt war. In demselben Augenblicke stürzte von der Treppengalerie oben ein gefüllter Blumentopf nieder und zerschellte vor den Füßen Jovitas in tausend Trümmer. Hätte sich diese am Kreuze nicht verhalten und den nächsten Schritt gethan, so würde er ihr den Kopf zerschmettert haben.

Augenscheinlich handelte es sich hier um eine Bosheit. Der Topf war von oben in der Berechnung herabgeworfen worden, Jovita in dem Momente niederzuschlagen, als sie von der Treppe in den Gang treten wollte. Das Licht, welches durch ein in den Garten hinausgehendes Fenster in den Gang drang, warf bereits den Schatten der Herabkommenden vor die letzte Stufe, und die Schwester, welche oben mit dem Topfe stand, hatte sich dadurch verleiten lassen, den Topf in der Meinung niederzuwerfen, daß während des Fallens Jovita hervortreten würde.

Ohne den glücklichen Umstand, daß sich ihr Mantel am Kreuze verfing, wäre sie in der That das Opfer dieser teuflischen Berechnung geworden. Der Topf fiel mit solcher Heftigkeit zu Boden, daß die Scherben und Splitter Jovita an den Leib fuhren, der glücklicherweise durch den dicken Habit vor einer Verletzung beschützt wurde.

Jovita stand vor Schrecken erstarrt und wie gelähmt unter dem Kreuze und war unfähig, ihre Sinne zu gebrauchen. Es war ihr sofort klar, daß das Niederwerfen des Topfes absichtlich erfolgt, und man ihr nach dem Leben gestrebt hatte. Dieser Gedanke raubte ihr die Besinnung. Bewußtlos sank sie an der Treppe nieder und wurde

in diesem Zustande von Schwester Bibiana, der Gärtnerin, gefunden und auf ihre Zelle gebracht.

— Also Du hast sie nicht getroffen? fragte zur selben Zeit Pater Gratian die Schwester Euphrosina, deren Rückkehr er in gespannter Erwartung in ihrer Zelle geharret hatte.

— Leider nicht. Ich ließ den Topf in dem Augenblicke fallen, als ich ihren Schatten kommen sah. Sie muß jedoch stehen geblieben sein, und der Topf fiel krachend ihr vor die Füße. Ich eilte natürlich sofort in die Zelle, damit ich von Niemand gesehen wurde.

— Sie hat einen Schutzengel! Nun, da capo, ma fare meglio!

— Und wenn sie ein Heer von Schutzengeln hätte, so müßte sie mir zu Grunde gehen. Ich habe den Todtenkopf nicht zum Spasse gezeichnet!

— Ueberlaß es mir, sie bei Seite zu schaffen. Mein Haß ist zudem berechtigt und durch ihre Gottlosigkeit herausgefordert; so steht mir auch eher das Recht zu, sie zu bestrafen, als Dir, die Du nur aus blinder Eifersucht handelst.

— Ohne Eifersucht keine Liebe, Gratian!

— Diese Art, sie aus dem Wege zu räumen, gefällt mir überhaupt nicht, sie ist zu plump, zu gemein. Man muß dem Gewissen nicht zu viel zumuthen, wenn man ihm gelindere Dinge aufbürden kann. Es beruhigt sich weit eher, wenn man eine Person nur dem Tode nahe bringt, als wenn man sie geradezu tödtete.

— Wie willst Du das beginnen? Mit Gift?

— Das Gift wirkt zu schnell und schlägt sich auf das eigene Gewissen zurück. Ueberdies ist die Anwendung desselben verrätherisch; der Leichnam geht rasch in Verwesung über, seine Farbe wird blau, die Nägel und Haare lösen sich ab. Ich weiß einfachere und unschuldigere Mittel, verlaß Dich ganz auf mich.

— Es wird eben der Priorin geläutet. Hörst Du es nicht?

— Vielleicht ist ihr doch etwas zugestoßen. Ich will gleich sehen.

Der Pater verließ die Schwester Euphrosina und begab sich zur Priorin. Er traf sie auf dem Gange und trat wie von ungefähr und mit unbefangener Miene auf sie zu.

— Mit dieser Schwester habe ich mein liebes Kreuz! empfing ihn Zitta mürrisch.

— Welche meinst Du?

— Ach die Jovita. Wenn sie nur einmal stürbe!

— Was ist wieder mit ihr vorgefallen?

— Sie wollte vorhin in den Garten gehen und bekam auf der Stiege einen Anfall oder Krampf, was weiß ich? Sie fiel die Stufen hinab und blieb unten liegen. Da sie einen Blumentopf bei sich trug, zerbrach dieser natürlich bei dem Falle, und um ihre Ungeschicklichkeit zu entschuldigen, stellte sie sich eine Weile ohnmächtig und behauptete dann, der Topf sei ihr nachgeworfen und sie darüber bewußtlos geworden. Man müßte aber verrückt sein, um solche abgeschmackten Ausreden zu glauben.

— O über diese Schlange! Jedes ihrer Worte ist eine Lüge und sie verdächtigt noch ihre Schwestern! Für diese Lügenhaftigkeit würde ich sie, wenn ich die Klosterpolizei hätte, dreißig Tage einsperren.

— Sie ist ja immer krank, und überdies Pater Alfons ihr Beichtvater, der gute Freund des Generalvikars! Das geht ein für allemal nicht.

— Ist sie noch krank?

— Sie liegt zu Bette und thut, als ob sie wirklich sehr aufgeregt und leidend wäre. Ich habe sie nie so genau kennen gelernt, daß ich unterscheiden könnte, ob Wahrheit oder Verstellung vorherrscht.

— Wenn es Verstellung ist, so werden wir das sicher erfahren. Ich kenne ein Pulver, welches Personen, die eine Krankheit simuliren, augenblicklich gesund macht, wirklichen Kranken aber nicht schadet. Das wollen wir ihr beibringen und somit gleich auf den Grund ihrer Krankheit kommen.

— Ist das Pulver schädlich?

— Nicht doch! Es ist das sogenannte Prokrustes- oder Faullenzerpulver, das wir unsern Novizen reichen, um zu sehen, ob sie nur das Kanonenfieber vor dem Novizenmeister haben, wenn sie sich in den Krankensaal melden, oder ob sie wirklich krank seien.

— Gib mir das Rezept, ich lasse es in unserer Apotheke zubereiten.

— Das Rezept ist Geheimniß unseres Klosters. Ich werde jedoch das Pulver morgen mitbringen und dann magst Du den Versuch machen.

Die Priorin wars zufrieden. Der Pater verabschiedete sich *bald* darauf von ihr und schlug, als er das Kloster verlassen hatte, den

Weg nach der kaiserlichen Hofapotheke ein, um dort das fragliche Pulver zu kaufen.

Der Provisor fragte ihn nach seinem Begehr.

— Ich wünsche eilf Gran geriebene Wurzeln vom Schlafapfel, gemischt mit der Hälfte Gran Thymian.

— Schlafapfelpulver darf nur gegen besondere Ermächtigung ausgegeben werden, um Mißbrauch zu verhüten.

— Es ist doch kein Gift!

— Aber schädlich in seinen Wirkungen; es zerrüttet das Gehirn des Menschen.

— Seien Sie unbesorgt, mein Herr, und vertrauen Sie dem Gewande, das ich trage. Das Pulver ist nicht zum Gebrauche für einen Kranken bestimmt, sondern nur zu chemischen Versuchen in unserer Klosterapotheke.

— In diesem Falle bitte ich Sie um schriftliche Bestätigung der Verabreichung an Sie.

Der Pater kleckste seinen Namen in ein dargereichtes Buch und erhielt hierauf die gewünschte Mischung. Er bezahlte sie mit klingender Münze und ließ sie in den Falten des einen Kuttenärmels verschwinden.

— Wie vorsichtig doch diese Leute sind! brummte er auf dem Heimwege vor sich hin. Könnte ich mich nicht erhängen, wenn sie mir das Gift verweigern? Das ist eine unnöthige Rücksicht auf die Ratten, zu deren Vertilgung man erst Arsenik erhält, wenn man seinen guten Namen bei Pontius und Kaiphas verpfändet hat!

Am nächsten Tage übergab Pater Gratian der Priorin die Mischung, zu der er, um ja sicher zu gehen, noch einige betäubende Ingredienzen gefügt hatte.

— Hier ist das Prokrustespulver, belehrte er sie. Gib es in drei Löffeln an drei hintereinander folgenden Tagen in Carmelitergeist und und laß es Jovita zu sich nehmen. Ist sie wirklich krank, so wird es sie etwas schlafsüchtig und träge machen, im Uebrigen aber nicht schaden; ist ihre Unpäßlichkeit nur Verstellung, so wird sie einen riesigen Appetit bekommen und fortwährend nach Speise verlangen.

— Das Pulver riecht sehr angenehm, bemerkte die Priorin.

— Aber es schmeckt schlecht, darum muß es in einem Gläschen Karmelitergeist und rasch genommen werden.

Die Priorin hatte keine Ahnung, daß das Pulver nicht so unschuldig war, als es der Pater darstellte. Hätte sie Mißtrauen geschöpft und es einem erfahrenen Arzte zur Prüfung überlassen, so würde dieser sofort an dem angenehmen Geruche, den es von Ferne verbreitete, und der betäubenden Wirkung, die es in der Nähe ausübte, das verderbliche Kräutlein herausgefunden haben.

Aus Neugierde, welcher Art die Wirkung sein werde, schüttete die Priorin sogleich den dritten Theil des Pulvers in ein Glas des bekannten Karmelitergeistes und trug es selbst zu Jovita.

— Hat Dich Deine Schwäche noch nicht verlassen? fragte sie dieselbe.

— Nein, ehrwürdige Frau Priorin.

— So nimm dieses Gläschen hier; ich soll Dir jeden Morgen nach Anordnung des Arztes Karmelitergeist reichen. Trink.

— O wie gütig Sie sind, ehrwürdige Frau Priorin! Sie bemühen sich persönlich zu mir, das kann ich Ihnen nicht genug danken.

Jovita richtete sich auf und schlürfte das Gläschen langsam aus.

— Unsern Geist muß man auf einmal hinabstürzen, wenn er Feuer in das Blut bringen soll. Schmeckt er Dir nicht, weil Du ihn so langsam trinkest?

— Er ist etwas bitter, ehrwürdige Frau Priorin.

— Bitter? Unser Geist ist nie bitter, Dein Gaumen muß Dich täuschen. Bedenke übrigens, daß die Galle, womit Christus am Kreuze seinen Durst stillte, hundertfach bitterer war.

Jovita trank mit offenbarer Ueberwindung das Gläschen leer und bedankte sich bei der Priorin.

— Ich hoffe zu Gott, daß Du Dich bald erholen wirst, erwiderte diese. Ich entbinde Dich vorläufig vom Chore und werde Dir die Schwester Krankenwärterin zur Dienstleistung heraufschicken.

Hierauf entfernte sie sich und trug der Schwester Cordula auf, Jovita sorgfältig zu überwachen, und alle Worte, die sie spreche, sich zu merken. Cordula begab sich auf die Zelle der Kranken und schrie sie an:

— Kann Sie denn der Teufel nicht holen? Wenn alle Schwestern gesund sind, haben Sie Schmerzen, ohne zu wissen, ob am Kopfe oder den Füssen. Ich dürfte nur immer für Sie am Platze stehen und Sie abwarten. Was fehlt Ihnen wieder?

— Seien Sie gut mit mir, Schwester Cordula, entgegnete Jo-

vita sanft und in bittendem Tone. Der liebe Gott sucht mich so oft mit Anfällen heim.

Der heil. Franz von Sales behauptet in seiner Philothea, daß der Elephant in seinem höchsten Grimme plötzlich besänftigt und zu Thränen gerührt werde, wenn er ein weißes Lämmlein sehe. Cordula, welche einem Elephanten vielleicht nur an Großmuth nachstand, wurde aber durch die Sanftmuth und den flehentlichen Blick Jovitas noch wüthender.

— Der liebe Gott, ja, der muß an Allem Schuld sein, und auch daran, wenn Sie sich lieber auf das Bett strecken als auf das Chor gehen. Sagen Sie, worin bestehen denn Ihre Anfälle? In Faulheit? Oder im Zorn? Oder gar in Eifersucht und Liebe?

So wüthete Cordula in christlicher Liebe fort und hörte nicht auf, Jovita zu schmähen. Zum Glücke fiel diese in einen gesunden und festen Schlaf, aus dem sie erst am andern Tage erwachte. Trotz ihres Sträubens mußte sie wieder ein Gläschen Karmelitergeist nehmen, und sank, nachdem sie heftig über Toben im Kopfe geklagt hatte, in den schweren Schlaf zurück.

Pater Gratian hatte inzwischen mit keinem Worte Jovitas erwähnt, wenn er ins Kloster gekommen war. Am vierten Tage suchte er sie jedoch auf, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen.

— Wie ließ sich das Pulver an? fragte er die Priorin. Jovita wird die Küchenmeisterin schon in Verzweiflung gebracht haben?

— Nein, sie scheint wirklich krank zu sein. Sie verlangte noch nach keiner Speise und schläft die ganze Zeit über so fest, daß Cordula sie nicht einmal durch Schläge wachrufen konnte.

— Wirklich? So ist sie in Wahrheit krank und wir haben ihr Unrecht gethan, wenn wir ihr Verstellung unterschoben. Ist sie während dieser drei Tage gar nicht erwacht?

— Nur auf kurze Zeit, wie mir Cordula berichtete. Sie klagte dann über schreckliche Kopfschmerzen und beängstigende Träume, in denen sie von schwarzen Männern verfolgt würde, sich bald am Rande eines tiefen Abgrundes schwindelnd stehen, bald auf einem zerbrochenen Boote von den Wellen des Meeres im Kreise herumgewirbelt fühle. Sie habe einen Eckel vor aller Speise und meine, die Brust müsse ihr zerspringen. Wenn diese Zustände nicht aufhören, werde ich den Arzt rufen lassen.

— Sie scheint an Schwindel zu leiden. Das Blut bringt ihr gegen den Kopf, und sie wird rabiat, wie viele andere Frauenzimmer, welche zu vollblütig sind. Wollen wir sie besuchen?

Die Priorin erwiderte zwar, daß sie es nicht gerne sähe, wenn ein Pater eine kranke Nonne in ihrer Zelle besuchte, ließ sich aber demungeachtet von Gratian dahin begleiten, der wohl wußte, was er von solchen Einreden zu halten habe. Als sie in die Zelle traten, fuchtelte Cordula eben mit einer Ruthe herum, und ließ, als sie die Priorin sah, dieselbe schnell hinter das Bett Jovitas fallen. Zitta hatte dies aber bemerkt und fragte:

— Hast Du etwa Jovita geschlagen?

— Nein, erwiderte sie verwirrt; es wäre jedoch kein Wunder, wenn ich sie hie und da mit der Ruthe zurechtwiese, denn sie spricht allerlei gottlose Dinge.

Jovita hatte sich inzwischen im Bette aufgerichtet und stierte die Priorin und den Pater Gratian regungslos an. Plötzlich brach sie in ein gellendes Gelächter aus.

Die Priorin blickte erstaunt den Pater Gratian an, der in diesem Augenblicke die Farbe seines Gesichtes wechselte. Was war ihm? Regte sich in ihm jene Stimme, das Gewissen?

— Jovita hat das Fieber, rief die Priorin. Sie starrt uns wie ein Gespenst an.

— Bei der heiligen Jungfrau, was ist Dir, Jovita? fragte der Pater. Erkennst Du mich?

Die Kranke verharrte in unverbrüchlichem Schweigen und heftete ihre Augen durchdringend auf den Fragenden. Nach einer Weile biß sie sich auf die Lippen und schrie:

— Ha, Verfluchter! Wenn der Tod nicht bald kommt ..... unvermeidlich verrathen! ..... Ich werde ... verflucht sein ... excommunicirt ... Geh fort, Verfluchter! ..... Sprich mir nicht vom Himmel, nicht von der Jungfrau ... Wenn die Madonna den Unglücklichen beisteht, warum kommt sie nicht zu Hilfe ... mir und dem armen Geschöpfe, das ich unter meinem Herzen fühle?

Bei diesen Worten lachte sie mit einer solchen Stärke, daß die drei Anwesenden erbebten. Die Priorin erbleichte und klapperte vor Entsetzen mit den Zähnen.

— Heilige Jungfrau! rief sie aus. Sollte Jovita die Wahrheit sprechen?

— Jetzt hat man's, brüllte Cordula, die sich unterdessen mit der Ruthe bewaffnet hatte. Schwanger ist sie, das ist ihre Krankheit! Dabei versetzte sie, um ihrer tiefen sittlichen Entrüstung Ausdruck zu geben, der Kranken einen mächtigen Hieb über den Kopf, so daß diese laut aufschrie.

— Ruhig! donnerte Pater Gratian darein. Fort mit der Ruthe! Sehen Sie nicht, daß die Unglückliche wahnsinnig ist?

— Wahnsinnig! wiederholte die Priorin, die Hände über dem Haupte zusammenschlagend.

— Wahnsinnig? Habe ich so gesagt? Nein, nicht wahnsinnig ist sie — horch, was sagt sie da?

— Seht Ihr diesen jungen Mann . . . . . Woicech, komm zu mir . . . Ah, Deine schwarzen Augen . . . . . Flieht, flieht meine Berührung . . . Wenn Ihr entweiht von da weggeht, so werden drei Jahre der Buße nicht hinreichen, Euere Flecken abzuwaschen!

— Schrecklich! Schrecklich! rief die Priorin. Sie redet irre.

— Stille! gebot Pater Gratian. Ich ahne den Grund ihrer Geistesabwesenheit. Hier liegt kein Wahnsinn vor. Hören wir, was sie sagt.

Nach erschütterndem Lachen schrie Jovita, mit den Händen herumdeutend:

— Dieser Ort ist von Dämonen unsicher gemacht . . . da sind sie . . . ich sehe sie . . . einen nach dem andern . . . Holla! Du da unten im Winkel . . . warum machst Du solche Grimmassen? . . . Und Du, in jenem dort . . . warum rüttelst Du an den Mauern und stößest an den Plafond mit Deinen Hörnern? . . . Ha, siehst Du ihn, wie er Dir zur Kutte hineinfährt? . . . Er hat Dich, flieh, flieh!

— Alle guten Geister, sagte der Pater mit feierlicher Stimme, loben Gott den Meister! Der Herr sei ihr gnädig, sie ist besessen!

— Besessen? rief die Priorin.

— Der Herr steh uns bei, es ist so.

— Mein Gott, sie hat den Teufel! rief Cordula und floh, die Ruthe wegwerfend und an den Pater anrennend, eiligst zur Zelle hinaus.

Auch die Priorin zog sich furchtsam an die Thüre zurück und öffnete diese halb, um im Nothfalle sogleich davonlaufen zu können. Nur der Pater blieb am Bette der Kranken stehen und leierte in aller Eile ein Dutzend Paternoster und Ave Maria herab.

Mittlerweile kamen die Nonnen herbeigelaufen. Cordula lief alle Gänge des Klosters auf und nieder und lockte die Schwestern aus ihren Zellen, indem sie aus Leibeskräften schrie:

— Hilfe! Hilfe! Der böse Geist ist im Kloster! Jovita ist besessen!

Ohne erst weiter zu fragen, stürzten sogleich alle Nonnen in voller Hast nach der Zelle Jovitas, um wo möglich den bösen Geist mit eigenen Augen zu sehen, falls er leibliche Gestalt angenommen hätte. Während sich das Chor auf das Zeichen der Glocke nur sehr langsam zu füllen pflegte, fanden sie sich diesmal in vollzähliger Versammlung im Nu in der Zelle der Besessenen ein und umstanden plappernd und einander vordrängend das Bett der Kranken.

Jovita empfing sie mit lautem Gelächter und brachte nur unzusammenhängende Worte hervor. Nach längerer Ruhe verzerrten sich ihre Züge, sie weinte und lachte, und schrie dann mit erschrecklicher Stimme:

— Ein Messer her! . . . Wo ist ein Messer? . . . Ihr habt meine Mutter getödtet, nicht wahr? . . . Kommt, ich will Euch alle schlachten wie Hühner! Sie griff nach der nächsten Schwester und hätte sie verletzt, wenn sich diese nicht schreiend entwunden hätte.

Die Nonnen machten nun ihrem Entsetzen durch laute Ausrufe Luft und eine fiel zum Ueberflusse in Ohnmacht.

— Dieses Unglück! riefen sie untereinander. Das ganze Kloster ist durch die Anwesenheit eines Dämones entweiht. Wenn der böse Geist nur nicht in uns einfährt!

— Wenn er aus einem Geschöpfe geht, zieht er in ein anderes. Als Christus einen Teufel ausgetrieben hatte, fuhr dieser in eine Heerde Schweine.

— Es wäre schrecklich!

— Es wäre entsetzlich!

So ging es fort. Es läßt sich denken, daß dreißig Nonnen einen gewaltigen Lärm aufschlagen können und hier fehlte es wahrlich nicht daran. Die große Unruhe und das ununterbrochene Geschwätze schüchterten selbst den bösen Geist ein, der in Jovita wohnte, und sie wurde ruhig. In Folge der Aufregung und Ermattung fiel sie in einen bleiernen Schlaf, und nun wagten sich die Nonnen an sie heran und rüttelten sie, um sich zu überzeugen, ob und wie fest der böse Geist schlafen könne.

Diese Gelegenheit benützte die Priorin zur Aufforderung an die Schwestern, sich aus der Zelle der Kranken zu entfernen. Allein diese fühlten ihre Neugierde durch das Geschehene aufs Höchste angeregt und ergingen sich in tausend Fragen darüber, wie es komme, daß ein Mensch besessen werden könne, an welchen Merkmalen man die Besessenheit erkenne, welches ihre Wirkungen seien und wie sie aufgehoben werden könne. Pater Gratian sollte ihnen über die kleinsten Dinge Aufschluß ertheilen, und je mehr er ihnen erzählte, desto neugieriger wurden sie. Um nun die Nonnen auf gute Art aus der Zelle der Besessenen zu bringen, ersuchte die Priorin den Pater, den Schwestern im Refektorium die verlangten Erklärungen zu geben, da es ohnedies bald Essenszeit wäre.

Sofort wandte sich der ganze Schwarm der Nonnen dem Refektorium zu und brachte den Pater Gratian wie einen Gefangenen in seiner Mitte dahin.

Der fromme Mann begann jedoch erst, nachdem er einen tüchtigen Schluck Carmelitergeist zu sich genommen, um besser über andere Geister sprechen zu können. Die Nonnen saßen ringsum an den Tischen und lauschten mit großer Aufmerksamkeit und innerlichem Grauen seinen Worten.

— Auf zwei Wegen, sprach er, bemächtigen sich die dämonischen Gewalten des unglücklichen Wesens, das sie sich zum Wohnsitze ausersehen haben. Das erste Stadium des Verhältnisses, in welches eine überirdische Macht zu dem Menschen tritt, nennt man die **Umsessenheit**, circumsessio, in welcher der Dämon zwar von dem Menschen Besitz nimmt, aber seine Anwesenheit nur theilweise zu erkennen gibt oder auch nur vermuthen läßt. Bemächtigt er sich jedoch des ganzen Menschen, seines Geistes und seiner Glieder, übt er seine Gewalt nach Innen und nach Außen, so heißt man das die **Besessenheit**, possessio.

Die **Umsessenheit** durch die **Kobolde** — Kobold ist ein Lärmgeist, Poltron — kann wie eine epidemische Seuche erst eintreten, wenn der Mensch durch böse Handlungen sich für ihre Aufnahme empfänglich gemacht hat. Wenn das Böse die entsprechende Empfänglichkeit vorgefunden, so tritt es selbst sichtbar oder fühlbar in die Lebenssphäre ein. Die ersten Anfänge sind oft nur leise Regungen eines übernatürlichen Princips, das nur allmählich aus einer Art von Vertraulichkeit in Bösartigkeit übergeht. Dieses Ko-

boldwesen äußert sich so böse, daß es schon entschieden dem dämonischen Wesen zugezählt werden muß. So erzählt Brognoli folgenden Fall:*)

Im Jahre 1654 kam zu mir, um meinen Rath zu hören, der Sohn eines Grafen zu Veltlin, Priester und beider Rechte Doktor. Er erzählte mir, daß ihn seit zwei Jahren allnächtlich die Dämonen mit Steinen angriffen und dabei einen solchen Lärm vollführten, daß er nicht in seinem Schlosse wohnen könne. Einst kamen zwei gutmüthige Geistliche zu ihm, die sich rühmten, daß sie keine Furcht vor Dämonen hegten und darum mit ihm über Nacht in seinem Zimmer bleiben wollten. Der Bedrängte willigte gerne ein. Aber siehe da! Vor Mitternacht begann großer Lärm und Leben der Erde; dann wurden rauchende Steine geworfen, sowohl auf den jungen Mann als auf die Geistlichen, die von solcher Furcht ergriffen wurden, daß sie weder zu reden noch sich in ihrem Bette zu rühren vermochten. Einer von ihnen wurde aus Schrecken vom Fieber befallen, der Andere trug einen Bauchfluß davon, und sie schämten sich so sehr, daß sie in aller Frühe, ohne den Wirth zu begrüßen, auf und davon gingen.

Was dem Pastor Schupart in der Grafschaft Hohenlohe acht Jahre hindurch begegnete, trägt gleichfalls unverkennbar ein vorwiegend bösartiges Moment in sich. Fast täglich und nächtlich wurde mit spitzen Messern nach ihm geworfen; vielmal wurden ihm und seiner Frau Stricke um die Füße und den Hals geworfen, die ihn sicher erwürgt hätten, wenn ihn die zwei dazu bestellten Wächter nicht aufgeweckt haben würden. Viele tausend Steine von 10—15 Pfund wurden mit einer Gewalt, als wären sie aus Kanonen abgeschossen, nach allen Theilen seines Leibes geworfen, ohne ihn jedoch zu verletzen. In Gegenwart von mehr als hundert Zeugen wurden ihm und seiner Frau über fünfzig Ohrfeigen gegeben und das Essen so vergiftet, daß er sich erbrechen mußte. Als er an einem Freitag predigen wollte, wurden ihm alle hiezu nöthigen Bücher davongetragen und seine Perrücke weggenommen. Diese fand er hernach auf dem Kopfe seiner Frau, ohne zu wissen, wer sie darauf gesetzt habe. Als sie nun beide in großer Angst und Bestürzung auf ihre Kniee fielen

---

*) Alexicacon Dispnt. II. Nro. 428.

und dem Teufel in Gottes und Christi Namen befohlen, alles bei Seite Gebrachte wieder herzustellen: kamen noch denselben Abend alle entwendeten Sachen mit größtem Ungestüm und Geprassel durch die Luft in die Stubenfenster hineingeflogen. Daß ihm oftmals der Tisch mit den Speisen umgeworfen, wenn er sich zum Essen setzen wollte, daß er mit Nadeln gestochen und fast täglich grausam gebissen wurde, so daß man den Biß wie von spitzen Mäusezähnen noch eine Stunde später wahrnehmen konnte: das Alles ist der Kobolde Art.*)

Nicht blos auf die Heiligen beschränkten sich solche Angriffe, sie traten auch schon bei den untern Graden innerer Gefühlssteigerung ein. Als ein Ordensbruder in Bologna vor dem Altare noch die Complet betete, wurde er beim Fuße gefaßt und in die Mitte der Kirche gezogen. Auf sein Geschrei liefen mehr als 30 Brüder zusammen, die sich anstrengten, ihn zurückzuhalten, aber es nicht vermochten. Sehr erschrocken besprengten sie ihn mit Weihwasser, aber umsonst; einer der Brüder, der sich ihm fest angehängt, wurde vielmehr selbst mit dem Gezogenen fortgeschleppt. Mit vieler Mühe ward er endlich an den Altar des heil. Nikolaus gebracht; dort beichtete er dem P. Raynald eine verschwiegene Sünde und wurde nun befreit.

Zur Zeit, als der Scholaster von Köln, Oliverus, das Kreuz in Belgien predigte, war dort ein Mädchen, gebürtig von Nivelles, sehr religiös und auf ihr Gelübde der Jungfrauschaft sehr stolz. Der Dämon fand sich veranlaßt, ihr in Gestalt eines sittsam ansehnlichen wohlgekleideten Menschen zu erscheinen, suchte sie mit lieblichen Worten zu bereden und legte ihr die Freuden der Ehe und die Leere des jungfräulichen Standes aus. Das Mädchen kannte ihn nicht und erwiderte:

— Ich bin nicht gewillt, einen Mann zu nehmen. Dem Herrn zu Liebe habe ich der Ehe entsagt.

Da aber der Freier nicht abließ und sie überall belästigte, so fing sie an auf den phantastischen Liebhaber Verdacht zu werfen, da er weit schönere und reichere Mädchen zu Frauen haben konnte.

— Guter Herr, fragte sie ihn deshalb, wer oder woher seid Ihr, daß Ihr solches Verlangen nach mir traget?

---

*) G. P. Veerpoorten: De Daemonum existentia et oper. Gedani. 1779.

Um sich nicht zu verrathen, stockte er; als aber das Mädchen stärker in ihn drang, sah er sich gezwungen zu bekennen, er sei — der Teufel.

Sie erschrack darüber auf das Heftigste und sagte:

— Wie, Du verlangst eine fleischliche Ehe, die doch Deiner Natur gänzlich widerspricht?

— Willige Du nur ein, ich will nichts Anderes, als Deine Zustimmung.

— In jeder Weise widersage ich Dir! und mit dem Kreuzeszeichen vertrieb sie ihn.

Sie ging nun zu einem Priester, beichtete und bekannte ihm die Nachstellungen des bösen Geistes. Der Dämon aber ließ nach der Beichte keineswegs von ihr ab. Er sprach fortan nur von ferne mit ihr und plagte sie auf alle Arten, so daß man ihr einige Frauen zur Hut beigab.

Er gab auf alle Fragen Antwort, wurde von Allen gehört, aber nur vom Mädchen gesehen. Er war ein solcher Schalksgeist, daß er die Sünden aller Anwesenden aufdeckte und ihnen ihre Laster vorwarf. Damit begnügte sich seine Bösartigkeit nicht; er goß auch Koth und zerbrochene Töpfe voll Mist über die Zusammenlaufenden aus. Einige fragten ihn:

— Kennst Du, o Dämon, wohl auch das Gebet des Herrn?

— Ich kenne es wohl.

— So sage es her!

— Pater noster, qui es in coelis, nomen tuum, fiat voluntas et in terra, panem nostrum quotidianum da nobis hodie, sed libera nos a malo.*) Seht, so pflegt Ihr Laien Euer Gebet zu verrichten!

Mit denselben Ueberspringungen sagte er das Glaubensbekenntniß; den englischen Gruß konnte er aber nicht einmal anfangen, wahrscheinlich wegen der Höhe der Geheimnisse der Incarnation, obgleich er vorgab, daß er ihn wisse.

---

*) Vater unser, der Du bist im Himmel, Dein Name, es geschehe der Wille auch auf Erden, gib uns heute unser tägliches Brod, sondern erlöse uns vom Uebel.

— Warum ist Deine Stimme so heiser? fragte man ihn.

— Weil ich immer brenne.

— Warum läßt Du mir, fragte ihn das Mädchen, Deinen Rücken nicht sehen und gehst rückwärts ab, wenn Du von mir weichest?

— So oft wir Geister auch Menschenkörper annehmen, haben wir doch keinen Rücken.*)

Am häufigsten kommen dergleichen Erscheinungen in Klöstern vor, besonders wenn nach großer eingerissener Zügellosigkeit wieder eine straffere Disciplin und Beobachtung der Regeln eingeführt wird. Es liegt nahe, daß in solchen Fällen der Muthwille und die Bosheit einzelner Mönche oder Nonnen, die ihre Freiheit ungerne eingeschränkt sahen, im Spiele ist, und mehr als einmal mögen die rumorenden Dämone in Kutten gesteckt sein; allein die Vorgänge kehren zu oft zurück, als daß man glauben könnte, die Sache habe immer einen betrügerischen Ursprung gehabt.

Wenn man die Umsessenheit eine Vorkrankheit nennen kann, so ist es folgegemäß, daß die Vorkrankheit oft und gerne in die Hauptkrankheit, die Besessenheit, übergeht. Einen solchen Uebergang von der Umsessenheit in die Besessenheit beschreibt Hieronymus von Radochio, ein heiligmäßiger Mann, im dritten Buche der Wunderthaten des heiligen Johannes Gualbert folgendermaßen:

Einen wahrhaft wundersamen, ja erstaunlichen Vorgang, wahrer als wahr, habe ich zu erzählen mir vorgenommen; aber ich kann als Zeugen alle Conventualen des Klosters von Valumbrosa, sämmtliche Brüder und viele andere, theils bürgerlichen theils geistlichen Standes aufführen, wenn er in Zweifel gezogen werden sollte.

Im Jahre 1475 unter dem Abte Franziskus Altovitha kam aus San Miniato al Tedesko, einem Städtchen zwischen Florenz und Pisa, Joannes de Bon-Romanis, ein angesehener Sachwalter jenes Ortes mit seiner sechzehnjährigen Tochter und einigen geistlichen und weltlichen Begleitern mitten im Winter, unter Frost und Schnee bleich und halbtodt, nach unserm St. Mariakloster in Valumbrosa

*) Caesarius Heisterbach. Lib. III. d. Confess. Konnte hier keine Bauchrednerei stattgefunden haben? Sonderbar ist, daß die Geister nur eine Vorder- und keine Hinterseite haben sollten.

und erzählte in Gegenwart fast aller Conventualen das Unglück, das der Dämon ihm bereitet habe:

„Vor fünf Monaten saßen eines Tages viele junge Mädchen guten Standes, wie es Sitte ist, spinnend in der Nähe meines Hauses und diese meine Tochter schaute aus dem Fenster auf sie herab. Da warf der Teufel, um Streit zu stiften, von der Seite meiner Tochter her einen großen Stein unter sie, so daß alle erzürnt aufsprangen und meine Tochter unter Drohworten hart anließen. Die Sache kam bald den Eltern zu Ohren, die nun scheltend herzuliefen und auch mich anschuldigten, weil meine Tochter ohne mein Wissen solches nicht wagen würde. Mit Mühe gelang es mir, sie einigermaßen zu beschwichtigen, doch gingen sie mir mit den Waffen dräuend fort. Allein mit der Tochter, machte ich ihr nun wegen des Vorfalls harte Vorwürfe; sie läugnete aber, daß sie mit Steinen auf die Mädchen, die sie wie Schwestern liebe, je geworfen habe, und ich untersagte ihr, sich künftig wieder am Fenster sehen zu lassen, was sie zu unterlassen versprach. Am andern Tage wurde eines der Kinder wieder mit einem Steine so hart verwundet, daß der Bader gerufen werden mußte, die Wunde zu verbinden. Nun liefen die Männer mit gezogenen Schwertern herzu und riefen: Heraus Ihr, die Ihr des Todes seid! Die Meinigen verschließen sofort die Vorderthüren, meine Freunde strömen gleichfalls durch die Hinterthüre mir zu Hilfe und hätte ich nicht abgewehrt, die Meinen hätten an dem Tage üble Thaten erlebt. Bald kommen die Sbirren, die Haufen zerstreuen sich und gute Leute vertragen die Sache zwischen uns.

Ich meinerseits tief bewegt von dem Uebel, das mich so unvermuthet getroffen, beschloß durch die Meinigen göttliche Hilfe anflehen zu lassen. Da nun Alle, jeder in seiner Weise, zum Herrn und seiner Mutter häufig beteten, geschah es, daß meine Tochter zu diesem Zwecke in ihr Zimmer gehend, ein altes Weib erblickte, das die rechte Hand zwischen den Kissen und der Wange haltend, auf dem Bette lag. Anfangs zagte sie beim Anblicke des unbekannten Gesichtes, dann schritt sie in der Meinung, es sei einer der Hausgenossen, weiter vor. Da erhob die Gestalt das Haupt und sagte, sie mit wildem Auge anschauend, mit höllischer Stimme:

— Sieh zu, was Du thust, und wo Du Dich hinbegibst!

— Heilige Jungfrau! schrie sie nun entsetzt, und konnte, zu uns zurückgekehrt, und starr vor Furcht, kaum erzählen, was sie gesehen.

Ich hielt die Sache für ein Phantasiegebilde und redete ihr zu, nichts darauf zu geben; da sie aber darauf bestand, es sei Alles wahr und wirklich, ging ich hinein, untersuchte das Bett und das Zimmer sorgfältig, ohne ein altes Weib zu erblicken. Ich ermahnte daher meine Töchter sich nicht schrecken zu lassen und ging meinen Geschäften auf dem Rathhause nach. Bald darauf trat meine jüngere Tochter in das Zimmer, und da sie das Weib in der gleichen Stellung sah, lief sie voll Entsetzen zu der andern zurück.

Als ich nach Hause zurückkam und mir die Sache genau überlegte, gerieth ich auf die Vermuthung, hier könne der Teufel im Spiele sein, und ging sofort zu einem Geistlichen in der nahen Kirche, ihm die Sache zu erzählen. Dieser gebot sogleich dem Kirchendiener Weihwasser und das Buch der Exorcismen bereit zu halten, und ging mit mir. Nachdem wir uns zuvor mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet, betreten wir die Kammer unerschrocken. Das Wasser wird mit Salz und Gebeten gereinigt und ausgesprengt; dann gehen wir in Ordnung zu dem Bette und der Priester spricht:

— Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes beschwöre ich Dich, wenn Du, ein böser Geist, diese Stube bewohnst, mir zu sagen, was Du begehrst und was Du suchst?

Kaum hatte der Priester ausgesprochen, so vernehmen wir eine klagende Stimme:

Weh, helft der Elenden! Ich vermag nicht länger solche Pein zu ertragen!

— Wie können wir Dir helfen?

— Wenn Ihr für mich gregorianische Messen mit den Obsequien der Todten abhaltet. Ich bin die Seele der verstorbenen Mutter Deines Vaters.

— Es sei! antwortet der Geistliche. Aber Du gehe, wohin Du gehörst, damit den Deinigen kein Schaden widerfahre.

Es wurde Alles wie versprochen ausgeführt. Als wir aber eines Nachts im tiefen Schlafe lagen, wurden wir aufs Neue in Schrecken gesetzt. Der Dämon weckte meine Tochter, und als sich diese schnell der heiligen Jungfrau empfahl, schlug er sie heftig auf die Wangen, indem er sagte:

— Du handelst in Deiner, nicht in meiner Weise. Wie lange wirst Du noch meine Geduld mißbrauchen? Hoffst Du, das werde Dir noch länger gestattet sein?

Ich, durch den Ton der Stimme wach geworden, sprang aus dem Bette, zündete mir Licht an und ging zu dem Theile des Bettes, wo das Mädchen lag.

— Was treibst Du? fragte ich sie. Warum weinst Du?

Ehe sie mir noch antwortete, ging der Dämon zum unteren Theile des Bettes und würgte meinen Knaben, der dort schlief. Ich lief schnell dem Weinenden zu Hilfe. Nachdem ich mich zuerst, dann den Knaben mit dem heiligen Kreuze bezeichnet, sagte ich dem Dämon unerschrocken:

— Warum, o Bösewicht, thust Du hier den ganz Unschuldigen solches Leid an? Fahre hin, Ungetreuer, Arger, Vermaledeiter in die Hölle, die Du verdient hast.

Noch hatte ich nicht diese Worte beendet, als ich meine Tochter klagen hörte:

— Vater, zu Hilfe! zu Hilfe! Der Teufel will mich wieder erwürgen.

Ich ließ also den Kleinen, lief zu ihr, bezeichnete sie wie ihn und drohte dem Teufel mit Gott und den Heiligen. Dadurch noch wüthender gemacht, wendet er sich wieder zum Knaben. Ich eile dahin, er zur Tochter, ich ihm nach; er wieder an den Knaben, und ich wieder diesem zu Hilfe. Was soll ich lange reden? Da ich nicht wußte, was beginnen und wohin mich wenden, Gott und die heilige Jungfrau aber mir keine Hilfe brachten und die Gattin nicht zu Hause war, schrie ich aus allen Kräften:

— Nachbarn zu Hilfe! Nachbarn schnell zu Hilfe!

Auf mein Geschrei eilen diese herbei, unter ihnen auch der Geistliche, der die Beschwörung vorgenommen. Da sie die Thüren geschlossen fanden, ich aber mich nicht von den bedrohten Kindern zu entfernen wagte, so versuchte ein Theil die Thüre mit Hebeln und Gegenstemmen aus ihren Angeln zu reißen; ein Theil stieg auf Leitern zu den Fenstern herauf und bald wurde das Haus mit Männern und Frauen erfüllt. Alles fragt mich, wie mir das gekommen? Warum anders als meiner Sünden wegen? ist die Antwort. Erbarmt Euch meiner, denn die Hand Gottes ist über mir!

Da das Haus nicht alle faßt, häuft sich außen viel Volk an; die ganze Stadt wird aufgeregt, und es kommen bald noch Priester und Geistliche aller Art herzu, die nun Hymnen und Psalmen zu beten anfangen. So wachen sie einen Theil der Nacht bei mir; da

ich sie aber endlich ermüdet sehe, entlasse ich sie mit vielem Danke. Nur einige der Geistlichen blieben zurück, die Gebete bis zur Morgenröthe fortsetzend, ohne daß es ihnen gelungen wäre, den Dämon zu entfernen.

Als ich auch diese bis auf einen entlassen und mich nochmals der heiligen Jungfrau empfohlen, erwartete ich in Trauer, was weiter sich begeben werde. Mit einem Male erhielt meine Tochter drei wiederholte Schläge auf die Wange. Ich und die Mutter, die unterdessen heimgekehrt, wir stürzen beide aufs schmerzlichste bewegt auf die Kniee; die Tochter aber, außer Stande, solche Marter länger zu ertragen, floh zu einem Bilde der hl. Jungfrau, das im Hause hing, und sich an die Brust schlagend, betete sie, die Haare fliegend, aus tiefster Brust:

— Wenn Du mich verlässest, selige Jungfrau, dann weiß ich nicht, wohin mich wenden. Darum flehe ich Dich durch Jesum Deinen Sohn an, Du wollest mich nicht ganz verwerfen! Erhörst Du mich, o Mildeste, dann weihe ich mich Dir und Deinem Dienste ganz und gar.

Wunderbar! Von diesem Augenblicke an fürchtete sie sich nicht mehr, erschrack vor Nichts und blieb in allen Peinen unüberwindlich und unerschütterlich.

Als die Nacht wieder angebrochen, und der Dämon mich im Schlafe glaubte, war er wieder gekommen, um die Tochter zu plagen. Ich aber hatte ihn gespürt und sie mit dem Kreuzeszeichen bewahrt. Zornig darüber zog er nun mit aller Kraft die Stollen des Bettes an sich; ich dagegen ziehe sie zu mir, dabei immer die hl. Jungfrau zu Hilfe rufend.

Nachdem der Streit in solcher Weise den größten Theil der Nacht gedauert, wurde er endlich durch Hilfe der Angerufenen überwunden und zog nun wüthend in den untern Theil des Hauses, zerbrach dort viele Gefäße, öffnete Thüren und Kasten, Alles unter dem größten Lärmen und Gepolter, so daß wir den Rest der Nacht zitternd und in Schrecken zubrachten. O Gott! Wie oft hat er hernach meine Tochter auf die Wangen geschlagen, und wie oft haben wir uns im Gebete abgemüdet!

Wohl fünfmal riß er sie in unserer Gegenwart, um ihr den Tod zu geben, weg und trug sie, die immerfort rief: Heilige Maria, hilf mir und rette mich! durch die Luft davon. Welch ein jammer-

volles Schauspiel war es für die Einwohner der Stadt, sie in den Lüften schweben, uns Unglückliche aber wie Wahnwitzige ihr nacheilen zu sehen und den Herrn und seine Mutter um seine Hilfe rufen zu hören. Ich übergehe, wie die Mutter bei solchen Anlässen die Straßen mit ihren Klagen erfüllte und Mütter und Töchter zum Weinen und Jammern aufforderte.

Als meiner Tochter wieder der Dämon nachstellte und sie mit aller Gewalt nicht die Treppe des Hauses hinabzudrängen vermochte, faßte er sie erzürnt und wuthentbrannt um die Mitte, trug sie in die Luft empor und schrie sie an:

— Verruchte, jetzt will ich Allen zum Beispiel Dich verderben. Wie wagst Du es, ein Mädchen, mir wie ein Mann zu widerstehen? Glaube mir, all Dein und der Deinigen Beten wird Dich nicht retten.

— Deine Drohungen, Du elender Teufel, schrecken mich nicht, verwandle Dich in alle Gestalten, unternimm, was Du vermagst, mit des Herrn und seiner Mutter Hilfe fürchte ich nichts.

Wie sie so mit einander stritten, trug sie der Dämon auf einen Brunnen, um sie von da mit aller Gewalt gegen die Erde zu werfen. Da sie aber, stark durch Gottes Hilfe, nichts fürchtete, gebrauchte er List und sagte:

— Wirf Dich hinunter, Du hast nichts zu fürchten! Thust Du es, dann wirst Du fortan sicher sein.

— Nein, ich thue es nie und nimmer, entgegnete sie und rief fort und fort die heilige Jungfrau zu Hilfe.

Alles war zusammengelaufen, Männer und Frauen, Alle das Unerhörte anstaunend und entsetzt über die Grausamkeit des Teufels und den Muth der Tochter, Alle erschüttert über den Anblick der Mutter und der weiblichen Verwandten, welche die Haare aufgelöst, mit Nägeln sich die Wangen zerkratzten, mit Fäusten sich die Brust schlugen und mit Klagen und Heulen die Luft erfüllten, daß die Straßen widerhallten. Die Mutter besonders schrie bald zur Tochter auf, bald zum Dämon, und bot sich ihm an, daß er auf sie alles Unheil lege. Dann wandte sie sich wieder zu den Müttern, daß sie mit ihr niederknieten und Gott um Hilfe anflehten, was sofort alle thaten. O mein Gott! Sogleich stürzte die Tochter unversehrt hernieder zur Mutter und tröstete die Halbtodte mit fröhlichem Angesicht:

— Laß, liebe Mutter, die Furcht, höre auf zu weinen, hier bin ich, Deine Tochter! Fürchte Dich nicht vor dem Teufelsspuck, ich bitte: Du meinst vielleicht, ich würde gepeinigt und geplagt? Nein, ich bin vielmehr mit einer lieblichen unaussprechlichen Süßigkeit erfüllt; denn immer ist die Zuflucht aller Betrübten bei mir, hilft mir, spricht mir Muth ein und Beharrlichkeit. So, sagt sie, gewinnt man den Himmel.

Diese Worte waren den Anwesenden eine Freude, und sie gingen getrost von dannen.

Kaum waren wir indeß fröhlich zu Hause angelangt und erzählte meine Tochter, wie sich Alles zugetragen, als der Dämon wüthender als sonst, zuerst meine Tochter und dann mich anfiel und mich peinigte, daß ich am ganzen Körper von feurigen Zangen gekniffen zu werden glaubte. Als ich deswegen zur hl. Jungfrau meine Zuflucht nehmend betete, riß mir der Teufel das Buch mit Gewalt aus den Händen, löschte die angezündeten Lampen und Kerzen aus, warf Kisten und Kasten und allen Hausrath um, zerriß, zerfetzte und zerbrach Alles, so daß ich mehr als hundert Goldstücke ausgeben mußte, um das Alles wieder einzurichten. Zornig über sein Wüthen rief ich ihn an:

— Warum hast Du in der ganzen Stadt nur mich allein zum Ziele Deiner Verfolgungen ausersehen? Sag an, was willst Du von mir und meiner Tochter, was verlangst Du?

— Nichts anderes will ich als diese Deine Tochter.

— Da sie ein Geschöpf Gottes ist, kann und will ich sie Dir nicht geben.

— Mir genügt, wenn sie nur nicht Nonne wird!

Ich nun blind vor Schmerz rufe meine Tochter bei Seite:

— Liebstes Kind, Du siehst, wie ich Alles versucht und überall den Kürzern gezogen habe. So erfülle denn was er verlangt, vielleicht läßt er Dich in Ruhe. Es war ja kein Gelübde, mit dem Du Dich verpflichtet, sondern nur eine andächtige Aufwallung. — Eher verschlinge mich die Erde, o Herr, als ich von Dir lasse! Du wirst mich erhalten und befreien, das ist mein Flehen.

So sprechend, warf sie sich vor dem Bilde der hl. Jungfrau nieder und zerfloß in Thränen. Darüber ergrimmte der Dämon, zerriß ihr zuerst das Linnenhemd auf dem Leibe, dann die wollene Bekleidung, endlich das seidene Oberkleid, Alles zerfetzend und ver=

streuend; und als sie beinahe nackt dastand, fing er an ihr die Haare vom Haupte zu reißen.

— Vater, schrie sie, bringe mir ein Kleid und bedecke meine Nacktheit. Heilige Jungfrau, komm mir zu Hilfe!

Beinahe von Sinnen lief ich nach einem Kleide und ließ dann einen Bartscherer kommen, der ihr blondes Haar ganz und gar abschnitt. Meine Freunde riethen mir, meine Tochter in ein Kloster zu geben; ich folgte ihrem Rathe und hoffte, der Herr werde nun ein Ende machen. Aber der Dämon machte jetzt, obgleich unsichtbar, öftere und feindliche Angriffe auf die Nonnen, raubte ihnen die Lebensmittel, schändete alles Heilige, ließ während des Gottesdienstes höllische Stimmen hören und that ihnen alles erdenkliche Böse an. Die Nonnen zagten, wagten sich bei Nacht nicht auf das Chor und trauten sich einander selber nicht; als sie aber gar mit Fäusten geschlagen wurden, schickten sie mir meine Tochter zurück.

Bis hieher hatte der Dämon sie nur von Außen geplagt. Nun trat aber meine Tochter von der Umsessenheit in die Besessenheit über. Als sie aus dem Kloster zurückkam, fuhr er in sie hinein und sie fing an, zu wüthen, zu rennen, thöricht zu thun, das ganze Haus zu durchfliegen, und Alle feindlich anzufallen; ich, meine Gattin und Töchter begannen, da uns jede andere Hilfe fehlte, laut aufzuschreien. Die Nachbarn eilten herbei, ergriffen mit List und Gewalt meine Tochter, banden ihr die Hände auf den Rücken und hielten sie, während sie vor Wuth schäumte, fest. Sie warf sich nun wehklagend zu Boden und schlug das Haupt gegen den Boden, bis sie die Mägde aufhoben, und zu Bette brachten. Von allen Seiten liefen die Leute zusammen; der Dämon warf allen, die nahten, durch den Mund des Mädchens ihre Laster und Sünden vor, und da er Niemand verschonte, entfernten sie sich blaß und beschämt.

Gute Leute riethen mir nun, sie nach Florenz zu den Reliquien der Heiligen zu führen. Ich folgte ihrem Rathe, aber ohne Erfolg; der Dämon wich nicht. Wie ich nun voll Verzweiflung in Florenz umherirrte, fragte mich Jemand:

— Willst Du Deine Tochter gerettet sehen?

— Das ist mein einziges Verlangen.

— Wohl, so führe sie sogleich nach St. Maria von Valumbrosa, ob es gleich Wintersmitte ist; dort hat noch Niemand fruchtlos um Hilfe gefleht.

Ohne Bedenken gehorchte ich, und so haben wir in Gottes Namen die Reise angetreten. Der Dämon widerstand und nur durch beständige Gebete und Beschwörungen des hier anwesenden Priesters konnten wir das Maulthier, auf dem sie saß, weiterbringen."

Da der Maulesel, so wie er das Gebiet unsers Klosters betrat, weder durch Gebete noch durch Prügel weiterzutreiben war und unbeweglich stille stand, versuchte man sie in das Kloster zu tragen; sie war aber so schwer, daß man sie nicht vom Maulthiere herunterheben konnte. Einer der Brüder ging daher mit dem Kreuze des heil. Johannes Gualbert heraus, beschwor den Esel, und sie wurde nun zu dem Grabe des Heiligen getragen.

Sofort begannen die Gebete und Exorcismen, aber umsonst. Der Dämon gab keine Antwort und es mußte, da der Abend herbeigekommen, abgelassen werden. Am folgenden Tage jedoch, als die Geistlichen nach Abhaltung der Messe aufs Neue zur Beschwörung schritten und den Arm des Heiligen herbeibrachten, vermochte er nicht länger dessen Gewalt zu ertragen; man hörte ihn in einem Winkel der Capelle klagende Töne ausstoßen.

Als man nun den Arm des Heiligen auf das Haupt des Mädchens legte, gab es, weil der Dämon abwesend war, Zeichen vollkommener Besinnung, daß Alle, besonders der Vater, vor Freude in Thränen ausbrachen. Am Mittage aber, als das Mädchen sich ein wenig dem Schlafe überließ, fuhr es mit einem Schrei auf, weil sie von dem wiedergekehrten Dämon gewürgt wurde. Alles lief herzu. Der Dekan sendet einen Priester, dieser beschwört, aber der Dämon gehorcht nicht. Der Priester läßt endlich ab, nachdem er Allen zuvor Trost und Hoffnung eingesprochen.

Endlich am dritten Tage, als von Neuem der Arm des Heiligen herbeigebracht wurde und die Brüder auf dem Wege sangen, fuhr der Dämon, ohne die Beschwörung abzuwarten, wider Willen murrend aus. Jetzt war das Mädchen wahrhaft frei; es wurde beschlossen, dasselbe zur Beichte zu führen. Hieronymus selbst nahm diese ab, untersuchte genau das ganze Thun des Mädchens, und seine Frömmigkeit, Demuth und Ergebenheit rühmend, setzte er hinzu: Es würde unbegreiflich sein, daß der Dämon solche Macht über sie gehabt, wenn man nicht wüßte, daß Gott jene, die er liebt, züchtigt und straft. — Sie blieben noch anderthalb Tage bei uns, und kehrten dann dankbar und fröhlich heim.

Das Problem, auf welche Weise der Teufel in einen Menschen einfährt und ihn besessen macht, findet sich in scharfer Lösung in den Offenbarungen der heiligen Hildegard. In einer Vision wurde dieser eine gewisse Besessene gezeigt. Sie sah dieselbe von einer Schwärze und einem zusammengeballten teuflischen Rauche umgeben und beschattet, der auch die ganze sinnliche Seite ihrer vernünftigen Seele befing und ihr nicht gestattete, in voller freier Geistigkeit aufzuathmen. „Indem ich nun, sagt sie, darüber nachdachte und erforschen wollte, wie und in welcher Weise die teuflische Form in die Menschen eingehe, sah ich und erhielt zur Antwort: daß der Teufel in seiner Gestalt, wie er ist, nicht in den Menschen eingehe, sondern ihn mit dem Schatten und Rauche seiner Schwärze beschatte und überdecke. Denn ginge seine Form ein in den Menschen, dann würde schnell der Verband seiner Glieder aufgelöst und zwar schneller, als die Spreu vom Winde zerstreut wird. Darum gestattet ihm Gott nicht, daß er in seiner Form in den Menschen einziehe. Allein indem er ihn mit seinem Rauche und Schatten durchgießt, verwirrt er ihn in Unschicklichkeit und Wahnsinn, wüthet aus ihm mit Lästerworten wie aus einem Fenster hervor und bewegt seine Glieder nach Außen, wobei die Seele unterdessen wie betäubt nicht weiß, was das Fleisch in der Zwischenzeit beginnt." *)

Die Besessenheit kann plötzlich und mit einem Schlage ohne sichtbare Vorbereitung eintreten; jedoch müssen veranlassende Gründe im Menschen selbst gelegen haben, die dieses Uebel herbeiführen. Diese Gründe entspringen zunächst seiner natürlichen Beschaffenheit, wohin vor Allem das Temperament gehört.

Die Temperamente, aus vier Grundmischungen bestehend, spalten sich in ihrer Wirkungsweise je nach Gegensätzen. Am tiefsten unter den vier Temperamenten ist die Spaltung in das melancholische eingeschnitten. Melancholie ist die Schwarzgallsucht oder vielmehr die Schwerblütigkeit, aus welcher die Krankheit des Tiefsinnes, der Schwermuth entsteht. Dieses Temperament schwankt in den schärfsten Gegensätzen hinauf und hinunter; es hat wie der Mond eine finstere Seite, mit der es in Nacht und Dunkelheit hinüberreicht, in schwarzen Gebilden sich ergehend, — und es hat eine andere helle,

---

*) Vita s. Hildeg. L. III c. 20.

mit der es das Licht sucht und an heiteren Bildungen sich erfreut. Kein anderes ist solchem Wechsel von Lust und Unlust, Freude und Trauer, fröhlichem Aufleuchten und schmerzlicher Verhüllung unterworfen, als eben dieses; keines hat eine solche weite Skala der Uebergänge von Heiterkeit zu grauenvoller Beschattung. Daher wird dieses Temperament am meisten von den Dämonen zur Besessenheit benützt, und der heil. Chrysostomus nennt die Melancholie geradezu ein Bad des Teufels. Gemeinhin wird allen Propheten das melancholische Temperament zugeschrieben; anderseits aber werden die Spanier, weil sie vorherrschend dieses Temperamentes sind, Kinder der Finsternisse genannt.

Diesem schließt sich zunächst das cholerische (gallsüchtige, aufbrausende) Temperament an. Es ist in den Gegensatz des Feuers der Winter- oder Sommersonne, und je nach Spannung oder Nachlassen, des bittern Frostes geschieden.

Die Affekte, Gefühlsregungen, schreiten rasch vorwärts oder gehen rasch zurück. Die Energie nimmt sich entweder zur Explosion zusammen oder sie sinkt in Schlaffheit. Die Teufel lieben dieses Temperament weniger.

Milder als die beiden vorhergehenden ist das sanguinische (blutreiche, lebhafte) Temperament, dem die meisten Menschen unterworfen sind. Es ist leicht zersetzbar und wenig anhaltend in seiner Wirkung. Die Stürme können daher, wie leicht erregt, ebenso schnell wieder beruhigt und ausgeglichen werden. Zur Besessenheit ist der Sanguiniker nicht geeignet.

Endlich nimmt das phlegmatische (wässerige, kaltblütige) Temperament die letzte Stelle ein. Als der Ausdruck gesättigter Neutralität wird es, hartnäckig in seiner Beruhigung verharrend, sich am dauerndsten jeder zersetzenden Aufregung entziehen. Wie die kalte Nadel muß es erst durch den Magnet zu einer Aufregung gerissen werden und versinkt dann wieder in seine Gleichgiltigkeit. Indifferent gegen das Geisterreich, schließt es sich gänzlich gegen die Gewalt der Dämonen ab und bleibt unempfänglich für Besessenheit.

Das melancholische und zunächst nach ihm auch das cholerische Temperament, beide in ihrer finstern, grimmmigen Seite, ist also das den Dämonen zugängliche Temperament. Darum werden nach den Bemerkungen der Aerzte mehr Frauen als Männer besessen, weil die Frauen mehr zum melancholischen Temperamente sich neigen. Sie

stehen dem Zugange äußerer Einflüsse manchmal so offen, daß, wenn sich ihrer kein Dämon annimmt und sie besessen macht, sie von der Natur besessen und mondsüchtig werden.

Die Gegensätze des Temperamentes disponiren also den Menschen zur Besessenheit. Schon die übermäßige Lust und Freude vermag diese Wirkung zu üben. So erzählt im Leben des heil. Ambrosius Sena Dino, seine Verwandte Cecha sei besessen worden, als sie bei einer Hochzeit den Reigen tanzte und dazu ein Instrument, wahrscheinlich die Castagnetten, rührte.

Schneller noch werden Kummer, Noth und Sorge diese Wirkung üben; auch der Haß kann sie herbeiführen. In der Stadt Sepi im Neapolitanischen lebte ein Mann, Jakob genannt, dessen Frau solchen Haß gegen ihn gefaßt hatte, daß sie vom ersten Tag ihrer Ehe an, weit entfernt, Kinder zu erzeugen, es mit einander nicht auszuhalten vermochten. Wollte der Gatte der Frau nahe kommen, dann wurde sie von solcher Wuth und solchem Grimme erfüllt, daß sie lieber, als ihn zu dulden, sich zum Fenster hinausgestürzt hätte. Als man dies einem Geistlichen, der nach italienischer Sitte ein Schmarotzer des Hauses war, erzählte, wollte er eine Probe anstellen. Er ließ den Mann in einem Winkel sich verstecken, und nachdem die Frau zu ihm gekommen, befragte er sie um die Ursache des großen Hasses, den sie auf den Mann geworfen. Sie erwiderte, sie könne gar keinen Grund angeben; sei der Mann abwesend, so werde sie von solcher Liebe und so großem Verlangen nach ihm bewegt, daß sie es nicht aussprechen könne. Wolle er aber, um sie zu sehen und mit ihr zu scherzen, ihr nahe kommen, so erscheine er plötzlich in ihrer Einbildungskraft so häßlich, schändlich und ungeheuerlich, daß sie lieber den Tod als ihn zu ertragen sich entschließen könne, wobei ihre ganze Seele gegen ihn in Aufruhr gerichtet sei. Entferne er sich dann, so werde sie sogleich wieder vom heftigsten Verlangen nach ihm entzündet. Der Geistliche wollte die Wahrheit dieser Worte dargethan sehen nnd verabredete sich mit mehreren Frauen, die um sie waren, daß sie dieselbe mit einem starken Stricke, Hände und Füße übers Kreuz, an die Bettstätte binden sollten, damit der Mann ohne Widerstand freien Zutritt zu ihr haben möge. Dem Geistlichen war nämlich der Verdacht aufgestiegen, sie verstelle sich nur, um irgend ein geheimes Gebrechen zu verbergen. Die Frau ließ es aus Verlangen nach ihrem Manne geschehen, worauf sie dann auf ihre Bitte den Mann

zu ihr ließen. So wie er aber eintrat, war keine Furie ihr an Entsetzlichkeit vergleichbar und sie wüthete wie ein wildes Thier; der Schaum trat ihr aus dem Munde, sie knirschte mit den Zähnen, verdrehte die Augen und ihr ganzer Leib schien voll Teufel zu sein. Die Wuth ließ nicht nach, bis der Mann ermüdet von dem Streite von ihr abließ. Erst nach drei Jahren löste ein Zauberweib, das ihre Ehe mit Jakob ungerne gesehen, den Zauber wieder, und nun erst konnte dieser sie gewinnen und lebte fortan mit ihr in Friede und Einigkeit.*)

Als eines der mächtigsten Zersetzungsmittel, die zur Besessenheit führen können, hat dann endlich auch sich die Eifersucht gezeigt, und Brognoli hat darüber eine merkwürdige Thatsache aufgezeichnet.**) Im Jahre 1618 am 4. September wurde mir, sagt er, Bartolemäus Bonsovannis vorgeführt. Ein einfältiger und blöder Mensch, zählte er 32 Jahre, und war von dem Dämon „Belzebub" besessen. Dieser war nämlich, wie er selbst sagte, von dem Satanas oder Lucifer, dem Fürsten der Teufel, ihm von Anbeginn seiner Geburt bestimmt, um ihn zu versuchen und zum Bösen zu verleiten. Nachdem er zu seiner Verführung mancherlei böse Künste angewendet hatte, ohne daß er ihn zu schweren Sünde bringen konnte, weil er ein guter aufrichtiger Mensch war, der Gott fürchtete und öfters die heiligen Sakramente empfing, beschloß er ihn endlich mit der Eifersucht gegen seine Frau zu quälen. Er nahm also die Gelegenheit des Pfingstfestes wahr, und da der Mensch, vom Weine halb berauscht, einst in sein Haus eintrat, erschien ihm der Versucher unter der Gestalt eines unbekannten Jünglings, der im Schlafzimmer bei seiner Frau weilte und sie zu umarmen schien. Der Mann, über diesen Anblick von Zorn ergriffen, zog sein Schwert und führte damit gegen sie einen Streich, um sie zu tödten. Der Jüngling umfaßte ihn aber und hinderte ihn am Morde; die Frau erhielt aber nur eine schwere Wunde in die Hand und sogleich verschwand jener Jüngling. Der erzürnte Mann folgte ihm in der Meinung, er sei die Treppe hinab entflohen, mit gezücktem Schwerte, um ihn umzubringen. An der Thüre fand er den Bruder seiner Frau, mit dem er sogleich

*) S. B. Codronchus de morbis maleficis L. III. c. 8.
**) Brog. Manuale exorcistarum ac parochoruml Venet. 1741.

Streit über seine Schwester anfing, weil sie ihm die eheliche Treue nicht bewahrt hätte. Jener war sehr verwundert, ließ sich Alles genau erzählen, und da Niemand den fliehenden Jüngling gesehen, von dem der Mann behauptete, er habe seiner Frau beigewohnt, und diese unter Seufzern und Thränen Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anrief, so glaubten die Freunde und Verwandten, man müsse den ganzen Lärm der Trunkenheit zuschreiben. Bartolomäus konnte sich aber nicht beruhigen, sondern nährte sofort Eifersucht gegen seine Frau. Er wurde nun in seinem Leibe und seinen Schenkeln gewaltig gequält und geplagt, als ob ein Wind oder eine Menge Ameisen ihm im Körper umliefen und alle Knöchel und Gelenke ihm gebunden seien, so daß er kaum für seiner Frau und Kinder Nahrung sorgen konnte. Endlich am 30. August entdeckte sich der Urheber des ganzen Uebels, indem die Gestalt einer großen Mücke in seinen Mund einflog, worauf er sogleich an Wahnsinn und heftiger Phrenesie zu leiden begann und so in Wuth gerieth, daß er sich mehrmals das Leben nehmen wollte. Als er daher im Kloster St. Bonaventura zu Venedig vor mir erschien, in Begleitung seines älteren Bruders und eines andern Landsmannes, begann sogleich der Dämon mit zitternder Stimme durch den Mund des Besessenen in grimmigem Tone zu sprechen:

— Ich werde gehen aus seinem Leibe, wenn Du es so befiehlst, weil ich nicht länger bleiben kann.

Da ich die Bereitwilligkeit des alten Feindes wahrnahm, gebot ich ihm, nicht herauszugehen, bis ich es ihm befohlen hätte. Dann verbot ich ihm zu sprechen und den Menschen irgendwie zu belästigen, noch seine äußern und inneren Sinne zu fesseln, was er versprach. Hierauf befahl ich dem Dämon im Namen Jesu, daß er alle seine Verbrechen entdecke und sich der Zunge des Besessenen dazu bediene. So erzählte er nun alles Obige, sagte, die Frau sei rein und unschuldig und der Mann gut und gerecht, und fügte hinzu:

Da ich auf mancherlei Weise dieses Männchen bestürmte und nicht mit ihm fertig werden konnte, wurde ich von andern Dämonen als ein Pinsel ausgespottet und verhöhnt; vorzüglich aber wurde ich von Lucifer, dem Fürsten, als träg und faul hart gescholten. Daher habe ich die Gestalt jenes Jünglings angenommen, um ihn mit Eifersucht zu schlagen. Da aber der Mann seine Frau tödten wollte, hinderte ich ihn daran, weil mir Gott dies gebot. Damals aber,

als ich ihm aus den Augen schwand, bin ich in seinen Mund eingegangen und habe ihm alle die Drangsale, die er in diesem Vierteljahre erduldet, zugefügt. Da ich aber nicht länger heimlich bleiben konnte, bin ich in Gestalt einer großen Fliege in seine Kehle gewaltsam eingedrungen und habe ihn zu tödten versucht, was mir auch gelungen wäre, wenn mich Gott nicht daran verhindert hätte.

— Welcher Dämon bist Du also?

— Ich bin einer aus der letzten Reihe der Engel und Belzebub genannt, nicht als Fürst der Dämonen, sondern des Amtes wegen, das ich verrichte. Mein Amt ist aber, ihn zur Sünde zu verführen. Belzebub heißt nicht der Oberste der Dämonen, sondern Mann der Fliegen, das heißt der sündigenden Seelen.

— Bist du durch Zauberei in diesen Menschen geschickt worden?

— Nein!

— Warum bist Du also gekommen, diesen Einfältigen und Armen zu plagen?

— Weil es mir so gefiel.

— Woher dies Wohlgefallen?

— Von meinem Willen!

Endlich sah er sich gezwungen zu bekennen, daß er durch seine Bosheit und seinen bösen Willen, Uebels zu thun, eingegangen war. Als er mein Gebet vernommen, im Namen Jesu den Leib zu verlassen, so wich er unverzüglich, und der Mann kehrte ganz fröhlich, frei von der Tyrannei des Dämons und der Eifersucht gegen seine Frau, mit seinen Landsleuten in die Heimath zurück.

Vor allen andern aber scheint das epileptische Uebel, die Fallsucht, den Zunder zu dämonischen Entzündungen zu bilden. Epileptische sehen oft vor oder nach ihren Paroxismen Gespenster, z. B. einen Hund oder einen schwarzen Menschen, sind also schon überhaupt in der Stimmung zum Hellsehen im Allgemeinen, und da diese Stimmung mit Mondsüchtigkeit zusammenhängt, insbesondere zu dem Hellsehen nach der finstern Seite hin. Ihre krankhafte convulsionäre Stimmung vollendet dann, was nach dieser Seite hin sich angefangen.

Eben weil der Mond mit jenen untern Systemen, in denen solche krankhafte Anlagen wurzeln, in einer so durchgreifenden Verbindung steht, erscheinen sie auch in ihren Ausbrüchen so oft an den Wechsel des Erdtrabanten geknüpft. Schon Eodronchus und viele Andere haben die Bemerkung gemacht, daß Besessene bei gewissen

Phasen des Mondes stärker gepeinigt werden, als zu anderer Zeit. Bereits in den Tagen des Bischofs Germanus hatte ein Besessener mit dem Wachsthum des Mondes seine Anfälle und wurde dann jedesmal niedergeworfen. Es war um ihn beschaffen, wie um jenes Mädchen, welches das ganze Jahr hindurch jeden Monat mit Abnahme des Mondes sein Augenlicht verlor und mit der Zunahme seines Lichtes allmählig wieder erhielt. Wie daher jede kosmische Krankheit mit zunehmendem Monde wächst, so tritt auch unter seinem Einflusse die dämoniakische Krankheit stärker hervor.

Während die Dämone bald unförmliche Schatten wählen, in welchen sie in den Menschen eingehen, nehmen sie auch bald andere Formen an. Tritt die menschliche Form hervor, dann ist es meist die Gestalt eines Mohren, in der sie sich bietet. Gewöhnlich aber sind es Thiere, unter deren Umhüllung das Böse galt und die zur Vision die Form hergeben, z. B. Vögel: Eulen zumeist und Fledermäuse oder sonst solche, welche von schwarzem Gefieder, auch wohl von fabelhafter harpyenartiger Gestalt sind. Am häufigsten ist es ein schwarzer Hund, Bock oder Wolf, welche die Hülle liefern.

Wie die Zeit der Besessenheit gemessen und abgegränzt ist, so ist auch die Zahl der Dämonen geordnet und bestimmt. Denn nicht ein, sondern auch mehrere Dämone können dem Menschen innewohnen und diese Mehrzahl gründet sich zuletzt auf den Vorgang im Evangelium, wo die Frage nach dem Namen die Erwiderung gefunden: „Unser Name ist Legion.“ Wenn sich also mit oder ohne himmelpolizeiliche Erlaubniß eine Genossenschaft der höheren Sphäre verbindet und einen Menschen als Vereinslokal miethet, dann ist der Mensch von einer Legion besessen, und die Zahl mißt sich nach der Grundformel des Gesetzes, das in dieser Genossenschaft herrschend ist. Wie Trabantensysteme von einem einzigen Planeten besessen werden, kann auch umgekehrt ein einziger Mensch von vielen Dämonen bewohnt sein.

In der Stadt Madrileschos in Spanien war eine Frau, Maria Garcia, 43 Jahre alt, besessen worden, als sie eine Pomeranze gegessen, die ihr eine andere Frau gegeben hatte. Sie wurde sieben Jahre lang heftig von den bösen Geistern geplagt. In diesem Zeitraume hatte sie eine Tochter geboren, die sie bei ihrer Befreiung, als das Mädchen bereits vier Jahre alt war, gar nicht erkannte. Auch eine andere Tochter, die damals achtzehn Jahre zählte, war ihr ganz

aus dem Gedächtnisse entschwunden. Unterdessen war ihr Zustand ihrem eigenen Manne und ihren Bekannten gänzlich verborgen geblieben. Denn ihre Geister hielten sich so heimlich, daß sie nie ein Ungeschick begingen, auch im Ehestande und der Kindererziehung sich nach Gebühr verhielten; nur im Kaufen und Verkaufen zeigte sie sich ziemlich betrüglich und zwar meistens zum eigenen Schaden. So kam man endlich darauf, daß es nicht mit rechten Dingen bei ihr zugehe, hielt sie aber anfangs für eine Zauberin oder Unholde. Erst ein Priester, der sie zu beschwören angefangen, entdeckte, daß sie wirklich besessen sei und berief, damit die Teufel mehr Respekt bekämen, den Jesuiten Torre zu ihrer Befreiung. Sobald sich dieser ans Werk gemacht hatte, entdeckten sich sogleich die unzweideutigsten Zeichen der Besessenheit. Wie gewöhnlich um den Namen befragt, erwiderte der Geist:

— Ich bin Asmodeus — (welch schöner Name für einen Teufel!) — und Lucifer hat mich als Haupt der andern gesendet.

— Wer sind diese Andern?

— Sie sind eine ganze Legion und stehen unter sieben Unterführern. *)

. Der Exorcismus ging nun seinen Gang. Den Geistern wurde geboten, ein Zeichen ihres Ausganges zu geben. Sie sagten, daß sie Tags zuvor in der Stadt Dosbarrios aus dem Hause der Schwester des Paters Torre von einer mit rothem und schwarzem Leder überzogenen Truhe einige Geldmünzen mitgenommen hätten, weil die Schwester, als sie darnach suchte, in der Ungeduld gesagt habe: Weil ihr nicht zu finden seid, so hol' euch der Teufel! Und diese Münzen sollten das Zeichen sein, daß sie ausgingen.

Der Pater befahl ihnen nun, entrüstet über diesen Diebstahl, der seinen Beutel so nahe anging, das Geld zurückzugeben, und die Frau reckte den Hals, riß den Mund auf wie zum Erbrechen und spie die Münzen aus. Als der Pater nach Hause kam, bestätigte ihm seine Schwester die Aussage der Teufel.

Von drei bis acht Uhr Abends setzte er den Geistern mit dem

*) Nach diesen vielen Rangstufen muß die Hölle, das Hauptquartier der Teufel, doch nicht so trostlos sein; ehrgeizige Seelen können es wenigstens auch dort noch zu einer Stellung bringen und erhalten, wie man sieht, ganz angenehme Missionen auf die Oberwelt.

Exorcismus zu, indem er ihnen das heilige Sakrament in einer Kapsel vorhielt. Die Frau aber mit weitaufgerissenem Munde, mit aufgeblasenen Nüstern, feurigen Augen, gräulichen Bewegungen und Geberden und großem Wüthen aller Glieder, spie eine halbe Viertelstunde lang Dämonen aus. Zuletzt wurde sie ruhig, ihre Augen aber blieben aufgesperrt, ein Zeichen, daß noch nicht alle Teufel gewichen waren. Neue Exorcismen brachten auch diese in Bewegungen und sie fuhren unter lautem Jammer aus, daß sie daheim verspottet würden, weil sie alle ausgespieen worden seien. Die Frau lag noch eine Weile ausgestreckt am Boden, als ob sie gestorben wäre; sprang aber dann auf, war frei von der Einquartierung und lustig und guter Dinge.*)

Die Zahl der angeblich einwohnenden Dämonen wechselt vielfältig. Eine Frau aus Volaterra ist von drei Dämonen besessen; erst als der letzte ausgefahren, ist sie ganz gesund. Berta Natona in Pavia ist ebenfalls von drei Teufeln bewohnt. Diese schrieen: Ich heiße Tralmo oder Traveglyno! der Andere: Ich heiße Capicio! Und der Dritte nannte sich Carviccio.**) Bruder Lazarus, Mönch im Kloster des heil. Cucufas in Spanien, wieder von zweien, die sich Yut und Zenal nennen. Wie es scheint, ist jeder Teufel auf irgend einen Heiligen getauft.***) Ein Walker wurde in Teimst befreit, dem 15 Dämonen innewohnten, ein Mann aus Castro war von 17 besessen, eine Frau von Ariminium von 30, Paula van Canthiana von 3000. Viele Tausende werden oft angegeben, 400,000 in runder Zahl bei der Elisabeth Andreä, die durch den heil. Ubaldus sechs Tage lang ausgetrieben wurden. Bei der Anna Schultlerbäurin in Wien, die i. J. 1583 besessen worden, sollten es 12,652 gewesen sein, die rottenweise ausfuhren.

Als Einwirkung der Besessenheit auf die assimilirenden Organe tritt besonders jene unersättliche Freßgier hervor, die man mit dem Namen Wolfshunger belegt. Der Ausdruck: hungriger Teufel ist

*) Erschröckliche doch wahrhafte Geschicht, so sich in der spanischen Stadt, Madrileschos genannt, mit einer verheyratheten Weibsperson verlaufen, die 7 Jahre besesst gewest und durch P. L. de Torre erledigt worden. Gedr. zu München 1608. 4to.

**) Miracula s. Raymundi c. II. 21.

***) De s. Cucufate martyre A. S. 25. Jul.

kein zufälliger; in der That zeigen viele Teufel einen solchen Appetit, daß man glauben muß, Lucifer lasse sie in der Hölle sehr hungern. Ihr Hunger läßt sie daher auch nicht heicklich erscheinen. Der heil. Paulinus erzählt von einem Besessenen, der nicht blos große Mahlzeiten verschlang, sondern auch in die benachbarten Hühnerhöfe einbrach, die Hühner zerriß und mit Federn und Allem roh fraß. Die Cadaver der Todten waren vor seinem Fraße nicht sicher; er benagte die Knochen und entriß die Ueberbleibsel verreckter Thiere den Hunden. Im Orte Barenthier im Departement Rouen wollte ein Besessener zuletzt auch seine Frau und Kinder auffressen. Zu Venedig, berichtet Brognoli, befand sich eine junge Wittwe, die besessen keine andere Speise aß als faule Eier, und zwar täglich mehr als siebzig. Ein Mann, der vor ihn gebracht wurde, fraß einen Korb voll Kohlen und Erde und behauptete, das schmecke ihm mehr als Maccaroni. Waren aber die Teufel gesättigt, so vergönnten sie auch ihrem Gastgeber keine Speise, stupften und rupften seinen Magen, so daß er alle Speisen wieder herausgeben mußte und vor Eckel oft Wochen lange hungerte. Ja, in vielen Fällen ging ihr Uebermuth noch weiter und sie ließen dann ihre Wirthe Krötengerecke, Stroh u. s. w. ausspeien. Katharina Müller von Zug gab einen Stein von sich, 9 Pfund schwer, und ein Stück von einer Säge, einen halben Fuß lang und eine Palme breit. Einer andern, fünfzehn Jahre *alten* Besessenen kamen Fischschuppen aus den Augen, Kirschenblätter u. s. w., aus dem Rachen aber 33 Backsteine, bald ein halbes, bald ein ganzes Pfund schwer.*)

Manchmal waren die Teufel so freundlich, sichtbare Formen anzunehmen. In dem Diakon Egilword hauste er als Kätzchen, in einer Besessenen als Maus, wovon Heinrich Rorich erzählt, daß sie bei der Beschwörung sichtbar von einem Gliede zum andern geflohen sei und schwarz wie eine Kohle gedunkelt habe.**) Von dem Mädchen in Lewenburg wird berichtet:***) „Wenn man herzlich um sie

*) A. S. 15. Septembr: p. 237.

**) A. S. 17. Sept. p. 697.

***) Daemonomania überaus schreckliche Historia von einem besessenen zwölfjährigen Jungfräwlein zu Lewenberg in Schlesien, welche der vermaledeyte, Fewersprühende, Schlangenköpfichte Schandteuffel in diesem itzo lauffenden 1605

für Erlösung von dem Schlangentreter geschrieen, ist ihr der Satan bald schwarz wie eine Kohle auf die Zunge, bald in die Ohren, bald in die Augen gesessen. Bald hat er sie schlafend, bald wieder heiser gemacht, daß sie plötzlich kein Wort reden können. Wieder am Sonntag Reminiscere, als das anwesende Volk abermal gebetet, so hat ihr der Teufel auf der Zunge — dann sie den Mund offen gehalten — wie ein schwarz Mäuslein oder Laubfröschlein bei einer Viertelstunde umher getanzt und ist oft bis an die Lippen gekommen. Letztlich ist er wiederum hinunter in den Leib gesprungen, wie es viel ehrbare Bürger und Bürgerinnen augenscheinlich gesehen. Und ist denkwürdig, daß, wenn ihr der Satan also auf der Zunge oder in den Ohren gesessen, und sie selbst hat dahin greifen wollen, hat er sie in die Finger gebissen, daß sie elendiglich geschrieen, welche wunderbare Löchlein vom Bisse viele mit Verwunderung gesehen. Als das Mägdlein gefragt, wie ihr denn geschehe, wenn der Satan so wunderseltsamen Spektakel mit ihr anfange? gab sie zur Antwort: er setze erstlich die Krallen in beide Seiten, zerkratze sie im Leibe bis aufs Blut — wie sie denn oft klares Blut ausgeworfen, — alsdann krieche er wie ein kalt Laubfröschlein an den Hals, auf die Zunge, in die Augen, Ohren und andern Gliedmassen und peinige sie so jämmerlich."

„Der Satan, wenn er berücken will, sagt Majolus,*) nimmt viele Gestalten an; nur die Taube und das Lamm, glaubt man, sei ihm verboten. Die Form der Ziege und des Bockes kömmt gar häufig in den Versuchungen vor, weil das geile und hochmüthige Thiere sind. Will er vertraulich thun, so nimmt er die Gestalt eines Hundes oder einer Katze an. Ist seine Absicht, Einen irgendwo hinzubringen, erscheint er als Roß; ist durch eine Enge irgendwo einzugehen, als Fledermaus, Maus oder Marder. Will er eine Rede hemmen oder sie verbergen, summt er als Fliege dem Gestörten ins Ohr, was er will. Setzt er sich vor, gegen Thiere und Menschen zu wüthen, so erscheint er als Wolf. Will er schrecken und verwirren, als wüthender Hahn dem h. Pachomius, als Geier dem h. Ro-

---

Jahr aus Gottes Verhengniß leibhafftig besessen. In Druck verfertigt durch M. Tobiam Seilerum, der christlichen Kirchen und Schulen der kaiserlichen Stadt Lewenberg pastorem und inspectorem. Wittenberg bei Schurer 1605.

*) Dierum canicularium. T. VII. 1691. p. 406.

muald, als Fuchs dem h. Hilarion, als Hund dem h. Dunstan, als Schlange dem Leonhard von Corbey, als Drache der h. Margaretha und dem Ferdinand Gonsalvo, als Engel der h. Juliana. In Menschengestalt zeigt er sich nicht überall in gleicher Weise: so dem Abt Robert als aufgeschürzter Bauer mit langen nackten Beinen, dem Maximus von Rhegio als Schiffer im gelandeten Schiffe, dem Evagrius gar als ein keuchender Geistlicher, dem Makarius als Schnitter und dann als Apotheker, dem h. Apelles als schönes, geputztes, verführerisches Weib. Allein er ist immer zu erkennen; entweder ist er schwarz, unsauber, stinkend, furchtbar, oder doch wenigstens erdunkelnd. Dabei häßlichen Angesichts, mit schnabelartig gebogener oder glatter Nase, versteckten flammenden Augen, kralligen Händen und Füßen, die Beine haarig, oft eines oder das andere lahm. Die ganze Statur ist nie proportionirt und wohlgestaltet, sondern immer unschön. Darum geht auch keine ordentliche Rede von ihm aus. Zischend, lispelnd, verwirrt, dunkel, schwach und unkräftig tönt sie wie aus einem Fasse oder Scherben hervor.

Der Abt Hermann von St. Maria hatte um die Gabe gebetet, Dämonen zu sehen, und seine Bitte war ihm gewährt worden. Nun sah er sie im Presbyterium seines Klosters, allen Andern unsichtbar, mit den Mönchen verkehren. Bald war es die Gestalt eines viereckigen Bauers, mit breiter Brust, spitzen Schultern, kurzem Halse, das Haar an der Stirne geschoren, sonst in Borsten herabhängend, der vor einem der Mönche stand. Dann wieder war es die Figur eines Farrenwedels, der einen andern Mönch störend anwedelte; oder mehrere Teufel kamen weiberartig mit schwarzen Schleiern aus den Wänden und hielten sich zu den heftigen, faulen und mürrischen Mönchen. Ein andersmal flogen sie, da die Mönche sich im Singen, Chor gegen Chor, verwirrt, von einem zu andern, Alle aufregend und vollends verwirrend, und dann in Drachengestalt davonfliegend. Bisweilen warfen sie in furchtbarer Weise Funken, und Hermann bat daher aus Furcht, ihm seine Gabe wieder zu nehmen. Er sah nun den Satan in Form eines überaus glänzenden Auges, etwa einer Faust groß, an dem Alles zu leben schien, — und fortan war seine Gabe verschwunden.

Tausendfältig sind die Erscheinungen, unter welchen die Besessenheit auftritt, und Tausende von Beispielen könnte ich Euch noch vorführen, liebe Schwestern, wenn ich nicht fürchten müßte, Euch zu er-

müten. Welcher Art der Geist ist, welcher in Jovita eingefahren, muß uns erst die Beschwörung zeigen, die jedenfalls an ihr vorgenommen werden muß. Soviel ist gewis, daß sie von diesem Dämone wieder befreit werden kann, wenn es anders Gottes Wille ist. Die Macht des priesterlichen Exorcismus wird ihn zwingen, das menschliche Gefäß zu verlassen, und an Euch ist es dann, den Herrn zu bitten, daß der Dämon nicht wieder zurückkehrt in die geheiligte Stätte des Klosters.

Hier schloß Pater Gratian seine Belehrung und feuchtete den durch den langen Vortrag eingetrockneten Gaumen durch einen herzhaften Schluck aus der Flasche an, die mit dem „Ordensgeiste“ gefüllt vor ihm stand. Die Schwestern saßen mit andächtigen Mienen an ihren Tischplätzen und ließen das kalte Gruseln verlaufen, das sie unter dem Eindrucke der erzählten Begebenheiten überkommen hatte. Sie waren sammt und sonders so ergriffen, daß sie erst einige Zeit brauchten, sich zu sammeln und zu erholen. Keine wagte daher, jetzt zuerst ihre Stimme zu erheben und die Menge Zweifeln, die sich ihnen unwillkührlich aufdringen mußten, laut werden zu lassen.

Befriedigt von der großen Wirkung seiner Ausführungen fing Gratian gewaltig zu räuspern an, wie um die bang und stille dasitzenden Schwestern aus ihren Träumereien zu erwecken, in welche sie sich beim Nachdenken über die schaurigen Ereignisse unbewußt vertieft hatten.

Da hörte er etwas hinter sich brummen. Er wandte sich um und sah zu seinem Erstaunen den Pater Alfons anwesend, der sich, wie es schien, angelegentlichst in flüsterndem Tone mit der Priorin unterhielt.

Eine Wolke des Unmuthes flog über seine Stirne. Was hatte Alfons hier zu thun? Wie war er hereingekommen? Diese Fragen zu beantworten, fand er jedoch keine Zeit; die erste Ueberraschung wich sofort dem Unwillen über die Anwesenheit eines Mitbruders, mit dem er seit dem Augenblicke, da er von dem Beichtstuhle Jovitas verdrängt worden war, auf sehr gespanntem Fuße lebte. Mit einer nur leichten Neigung seines „Geschornen“ begrüßte er daher den Pater Alfons und fragte ihn mit gereizter Stimme:

— Wie kommst Du hieher, Bruder?

— Ich besuchte mein krankes Beichtkind und wurde von Schwester Cordula hieher gewiesen, wo ich das Nähere erfahren würde.

— Dein Beichtkind ist übrigens ein Kind des Teufels, Bruder.

— Unsinn, Brüderchen! Gerade erzählt mir die würdige Frau Priorin von diesem Hirngespinnste.

— Unsinn? Hirngespinnst? fuhr ihn Pater Gratian an, indem er seine etwas angetrunkenen Augen aus ihren Höhlen hervortreten ließ. Bruder, diesen Ausdruck nimmst Du zurück oder ich bitte den Prior, Dir die Disciplin geben zu lassen, bis Du schwarz und blau wirst!

Der heftige Ton, in dem diese Worte von dem unergründlichen Bierbaße Gratians gebrüllt wurden, machte alle Schwestern auf die Scene aufmerksam, die sich nahe der Thüre zwischen beiden Patres abspielte. Sie erblickten staunend die hohe Statur Gratians dem schmächtigen Kuttenmännlein Alfons gegenüberstehen, und die einen zitterten für den letzteren in Anbetracht der gegen ihn erhobenen Fäuste, die andern freuten sich in der Erwartung, daß der häßliche, kleine Pater Alfons jeden Augenblick niedergeschmettert werden würde. Die Priorin stand neben beiden und wartete schweigend den weiteren Verlauf der Disputation ab, in die sie sich einzumischen das Recht nicht zutraute.

— Nur nicht zu hitzig, Brüderchen! sagte Pater Alfons in seiner geschmeidigen Manier. Wir sind jetzt nicht in unserm Kloster.

— Eben darum hast Du kein Recht, mir vor den lieben Schwestern hier Unsinn vorzuwerfen. Nimm diesen Ausdruck zurück und die Sonne scheint über zwei Gerechte.

— Hier ist nichts zu widerrufen. Quod dixi, dixi.

— Nicht? schrie Gratian, den Rest der Flasche hinabgurgelnd, den er zur Ermuthigung inzwischen ausgetrunken hatte. Nicht, sagst Du? Also ist die christliche Mystik, und diese habe ich doch eben behandelt, Unsinn und Hirngespinnst?

— Beantworte mir zuvor die Frage: Ist das Hexenwesen kein Aberglaube?

— Gewis!

— Gut, der Aberglaube ist auch Unsinn und Hirngespinnst. Nun gehört aber der Hexenglaube ebenso gut in die christliche Mystik wie die Besessenheit. Ergo: Gleiche Wirkungen haben gleiche Ursachen.

— Bruder, mir graut vor Dir! Du bist ja eine Ketzer. Anathema sit!

— Prosit, Brüderchen! Ich will mich zu Deinen Anschauungen bekehren lassen, auch wenn Du mich im Vorhinein schon verfluchtest, sobald Du mir einige wichtige Momente widerlegen kannst. Sie aber, würdige Frau Priorin, wandte er sich an diese, werden mir erlauben, den lieben Schwestern auch einige freiere Ansichten vorlegen zu dürfen, zumal sich es hier nicht um dogmatische Glaubenssätze handelt.

Die Priorin nickte zustimmend, vergaß aber nicht, einen fragenden Seitenblick auf den Pater Gratian zu werfen, dessen Gesicht entweder von heiligem Eifer oder aber vom Genuß des „Ordensgeistes" glühte.

Die Schwestern erwarteten mit Spannung die Ansichten, welche der dürre Pater Alfons vertreten wollte. Dieser stieg sogleich auf den Rollkatheder, wie er sich in den Refektorien aller Klöster zur geistlichen Vorlesung während der Mahlzeiten befindet, und begann in seiner Fistelstimme zu sprechen:

— Nicht jeder findet ein Königreich, wenn er ausgeht, Esel zu suchen, wie Saul. Die Wahrheit aber will gesucht sein, während sich die Unwahrheit, die Entstellung Jedem von selbst aufdrängt.

Die größte Mystik ist und bleibt es, daß man die Ueberreste des Judenthums „christliche Mystik" nennen kann. Was heißt Mystik? Die Lehre religiöser Geheimnisse. Ist nun der Zustand, in dem sich ein angeblich Besessener befindet, ein derartiger, daß man ihn zu den Geheimnissen rechnen muß, so ist damit gesagt, daß man sich denselben nicht erklären kann, denn Geheimniß bleibt immer Räthsel. Eben darum ist es aber eine Vermessenheit, einen räthselhaften, geheimnißvollen Zustand den bösen Geistern zuzuschreiben. Das Geheimniß, die Mystik hört sich ja in demselben Augenblicke auf, in welchem man sicher weiß, daß der Teufel einen Menschen bewohnt. Mit einem Worte: den Zustand der Besessenheit christliche Mystik zu nennen, heißt einen inneren Widerspruch begehen.

Einige Schwestern fingen an laut zu gähnen. Des Denkens ungewohnt, mochten oder konnten sie dem Gedankengange des Paters nicht folgen und waren schon im Anfange mit sich einig, daß Gratian Recht haben müsse, denn dieser verlangte nur blinden Glauben, und Glauben ist immer leichter als Denken.

— Ich habe vorhin, fuhr Pater Alfons fort, die christliche Mystik Ueberreste des Judenthums genannt. Es ist nicht zu läugnen,

daß viele heidnische und jüdische Anschauungen ins Christenthum übergegangen sind. So gibt es einen heiligen Drachenritter Georg, von dem alle Legendenschreiber nichts zu erzählen wissen, als daß er einen Drachen erstochen habe. Er ist der Herkules der Christen, das Symbol männlicher Stärke und Tugend. Ebenso weiß man von der heil. Ursula nur Sagenhaftes, und findet daraus leicht die Beziehungen zur heidnischen Hebe, dem Symbole jugendlicher Anmuth und Liebenswürdigkeit. In früheren Zeiten, wo die Erinnerungen an das Heidenthum noch in frischem Andenken standen, erschienen ja den Heiligen sogar heidnische Götter, die doch nie existirt haben. Nach dem Zeugnisse des Severus Sulpitius sah der heil. Martinus häufig den Jupiter, und der heil. Raynaldus, der 1225 gestorben, sah den Zeus, die Venus, den Merkur, Bacchus und die Hebe, die Göttin der Jugend.*)

Der Teufel ist eine Erfindung, so alt, wie die Menschen. Kaum existiren zwei Menschen auf dieser schönen Erde, so ist er schon der Dritte im Bunde. Sonderbarer Weise liebte er es aber, nur in die Söhne des auserwählten Volkes, in die Juden, zu fahren. Die jüdische Geschichte hat es mit einer Menge Besessener zu thun; jeder Aussätzige, jeder Kranke, dessen Qualen man nicht sich erklären konnte, mußte besessen sein. Warum gibt es bei den Heiden keine Besessenen? Weshalb erzählt weder ein griechischer, noch ein römischer Schriftsteller von einem Besessenen? Oder war die heidnische Weltanschauung eine gesündere als die der Juden, welche selbst ein goldenes Kalb anbeteten und Christus kreuzigten, weil er sich für den Sohn Gottes ausgab?

Man malt den Teufel so lange an die Wand, bis man ihn wirklich sieht. Was die Heiden für unvernünftig hielten, glauben die Christen. Dahin gehört die Besessenheit. Wir haben diese Krankheit aus dem alten in das neue Testament herübergenommen, weil es bequem, wenn auch nicht christlich war, unerklärliche Krankheiten als eine Strafe Gottes, executirt von dem Teufel, zu betrachten. Gott räumt dem Teufel und seinen Engeln eine ungeheure Macht über den Menschen ein, läßt ihn die armen Geschöpfe jahrelang quälen und in vielen Fällen sogar tödten, während die Engel des Lichtes mit wei-

---

*) Vita s. Raynaldi episc. Nucerini. B. S. 9. Febr.

nenden Augen abziehen müssen. Wer, möchte ich fragen, hat dann mehr Gewalt über den Menschen, Gott oder der Teufel? Wem gehört die Welt eigentlich?

— Anathema sit! Anathema sit! brummte Pater Gratian fortwährend darein, ohne sich aber auf die Belehrung eines Bessern einzulassen.

— Wenn, sage ich, der Teufel in den Menschen leibhaftig einfahren und in ihm wohnen kann, warum macht er in unsern Tagen keinen Gebrauch mehr von dieser seiner Macht? Warum gibt es heute keinen Besessenen mehr?

Weil die Aerzte die Krankheiten als einen Ausfluß der natürlichen Gebrechlichkeit behandeln und nicht als Ausfluß einer außernatürlichen Macht, als Ausfluß von Dämonen. Weil die Aerzte das Wesen der Krankheiten in ihren Wirkungen konstatiren und sich nicht beifallen lassen, die Epilepsie, die Hysterie, die Hämorrhoiden als Besessenheit zu erklären. Ja, wir hätten genug Besessene, wenn diese drei Krankheiten nicht anders erklärt werden könnten, denn als Werk innewohnender Dämonen.

Die Mystik hört also auf, wenn das Räthsel gelöst ist. Und gelöst ist es — von der freien Wissenschaft!

— Anathema sit! schrie Pater Gratian, wie von einer Viper gestochen, auf.

— Fluche Du immer zu, Brüderchen, denn das Wort Christi: „Ihr seid Kinder eines Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte“, und das Gebot Gottes: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“, ist nur ein Spaß. „Haben wir nicht Alle einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott erschaffen? Warum verachtet also unter uns Einer den Andern?“ (Mal. 2, 10.)

Von dem Augenblicke an, da die große französische Revolution die Welt erschütterte, schwand die Besessenheit. Blutige Kriege fegten über die Länder und ließen den Menschen keine Zeit mehr, Besessene zu spielen. Gleichzeitig schwand das Zauber- und Hexenwesen, nachdem einige Jahre zuvor der Jesuitenorden aufgehoben worden war. Andere Dämone jagen heute durch unsere Länder — der Dampf und der elektrische Funke, und die sündige Welt fährt wahrlich besser dabei.

— Und es gibt doch Besessene! rief Pater Gratian. Sind die Tobsüchtigen nicht augenscheinlich besessen?

— Von ihrer Narrheit, wohl. Man sperrt sie darum in die Irrenhäuser und bannt ihre Dämone durch die Zwangsjacke. Gab es je einen Besessenen, der gesund war? Nein. Die Besessenheit läuft immer auf eine Krankheit hinaus, welche die „gute alte Zeit" nicht terminiren noch heilen konnte, und darum alle Schuld auf den Teufel schob.

— Man hat aber die Teufel schon mit leiblichen Augen aus den Besessenen ausfahren sehen. Die glaubwürdigsten, frömmsten und ehrenhaftesten Männer erzählen die schauerlichsten Dinge über die Besessenheit. Hätten Sie also gelogen?

— Das haben sie auch, Brüderchen. Wenn sie behaupten, daß sie die Teufel in der einen oder andern Gestalt ausfahren gesehen, so ist das eine Lüge; erzählen sie aber andern nach, so sind sie die Belogenen, und das war auch meistens der Fall. Die ehrenhaftesten Männer haben als Richter Tausende von Hexen verbrannt: mag auch bei diesen Hexenprozessen manche absichtliche Nichtswürdigkeit vorgegangen sein, so kann man doch für gewiß annehmen, daß noch vor hundert Jahren viele der geachtetsten Theologen und Juristen an die Möglichkeit der Teufelserscheinungen und des fleischlichen Umganges mit dem Teufel und andern bösen Geistern glaubten. Denn wäre das nicht der Fall, so müßte man die Richter für die absichtlichen Mörder Hunderttausender von Frauen halten. Gerade so verhält es sich mit der Besessenheit. Wer vermag es, hier die Grenze zwischen wirklichen Aeußerungen des Wahnsinnes und Erdichtungen anzugeben?

— Wofür hat aber die Kirche ein eigenes Rituale von Exorcismen?

— Die Kirche glaubt eben heute ebensofest an die Besessenheit durch Dämone, wie gestern an das Hexenwesen. Was vermochten auch die Exorcismen? Nichts war dem Teufel zu heilig, kein Weihwasser, keine Reliquie, kein Gebet, selbst nicht der Leib des Herrn konnte ihn vertreiben, wenn er nicht selbst gehen wollte; während er ein andersmal auf das bloße Kreuzeszeichen hin sich entfernte. Wenn die Ausfahrt seinem Belieben anheimgestellt blieb, wozu Beschwörungen? Das beweist eben die Nichtigkeit der dämoniakischen Besessenheit.

— Der Teufel mußte in jedem Falle von dem Besessenen weichen, wenn ihm im Namen Jesu geboten wurde zu entfleuchen!

— Durchaus nicht, Brüderchen! Selbst wenn er dem priesterlichen Gebote folgte, so kehrte er oft wieder zurück und zwar mit andern Geistern. Indeß will ich Dir zwei Beispiele von Besessenheit vorführen, welche meine Behauptung, die Besessenheit bestehe in einer der drei vorgenannten Krankheiten, bestätigen sollen.

Von Alverna und dem Berge Fatucchio her wurde ein Mädchen, Lisa genannt, nach Valumbrosa gebracht. Der Dämon, verläufig beschworen, will nicht weichen; darüber fällt grimmige Kälte und starkes Schneewetter ein, so daß sie nicht zurückkehren können. Der Abt aber nimmt die Betrübten gastfrei im Kloster auf und verspricht alle Hilfe. Ein Priester erhält den Auftrag, täglich mit dem Exorcismus fortzufahren. Der Teufel ruht aber nicht und macht sich bald an die Knechte, um sie zu verführen. Es gelingt ihm, einen der Brüder zu verführen, daß er nächtlicherweile die Lisa besuche; er wolle ihm dazu die Pforte öffnen. Um Mitternacht findet er wirklich die Thüre offen, von deren Schluß sich zuvor der Prior bei der nächtlichen Visitation überzeugt hatte, aber solches Grausen befällt ihn an ihr, daß er zurück zur Kirche eilt, sich mit dem Kreuze bezeichnet und dafür am andern Tage den Hohn des Teufels ertragen muß. Darauf verleitet der Dämon einen der Knechte, daß er nächtlich zu ihr einzusteigen versucht; aber vor Schrecken fällt er von der Leiter. Zum Glücke für die Brüder tritt Thauwetter ein, und der Dämon wird jetzt ernstlich beschworen. Er weicht, kehrt aber nach drei Monaten wieder zurück, und erst nach nochmaliger Beschwörung wird Lisa von ihm auf immer frei.*) Entkleidet ihr nun diese Geschichte der romantischen Enthüllung der Besessenheit, so findet Ihr eine hysterische Frauensperson in einem Mannskloster, und damit wird die Geschichte freilich erst sehr romantisch.

Ein Prälat von ausgezeichneter Frömmigkeit hat mir erzählt, daß er in seiner Jugend in einer Stadt der Lombardei mehrmal zugegen war, während ein Exorcist ein von einem Teufel besessenes Mädchen beschwor. Nachdem er den Teufel mehrmals gefragt hatte, durch welche Person und welchen Heiligen er zu vertreiben sei, und

*) Hieronymus Radiolens. p. 407.

von wem er am meisten bedrängt würde, nachdem wiederholte Beschwörungen, peremtorische Handlungen und viele Peinigungen gegen den Teufel vorausgegangen waren, gestand dieser endlich, obschon gezwungen (wie er sich stellte), und sagte mit großem Geheul: Niemand sei ihm mehr zuwider als ein gewisser junger Kleriker, der den Exorcisten gewöhnlich begleitete, und von keinem andern Menschen oder Heiligen könne er ausgetrieben werden, als durch diesen, seiner Reinheit und Einfalt wegen. Hiedurch aufgemuntert nahm der Exorcist künftighin den Kleriker mit, dem er gebot, daß er selbst seine Befehle an den Teufel richte. Daraufhin erhob der Dämon großen Lärm, klagte immer, daß er durch jenen Kleriker allzu hart gequält werde, und leistete daher dessen Geboten auch stets die genaueste Folge. Die Eltern der Besessenen baten daher inständigst den jungen Geistlichen, er möge die Besessene täglich besuchen, da der Teufel keinem Andern als ihm gehorchen wolle. Dieser erwies sich sehr fleißig in solchem Werke der Barmherzigkeit, besuchte täglich die Besessene und blieb mit ihr allein in ihrem Schlafgemach.

Pater Alfons setzte hier plötzlich ab, um seiner erschöpften Lunge neue Luft zuzuführen. Alle Schwestern, welche anfangs einzuschlafen Miene gemacht hatten, saßen in erwartungsvoller Stille da und harrten in fieberhafter Spannung des schrecklichen Ereignisses, das da erzählt werden sollte. Die lauten Seufzer, welche sich ihnen aus tiefster Brust entrangen, bekundeten wohl das rege Interesse, das sie an der Beweisführung des Pater nahmen, verstummten aber, als dieser fortfuhr:

— Wer hätte auch je etwas Schlimmes argwöhnen können? Nichtsdestoweniger aber, nachdem der junge Geistliche durch seine Gebete sich dem Teufel unterworfen und ihn mit der Fußzehe festgebunden hatte, ließ er und das Mädchen sich selbst zur sinnlichen Wollust reizen. Die Zügel der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit entfielen ihm, und er wohnte ihr fleischlich bei. Einige Monate hindurch beging er diese Sünde täglich, obschon der Teufel öffentlich vor dem Exorcisten, den Eltern und den Verwandten der Besessenen schrie, dieser Geistliche setze ihm allzuhart zu und quäle ihn zu sehr, wobei er ihn fortwährend als einen reinen und keuschen, einfältigen und heiligen Menschen schilderte. Der Cleriker erzählte dies einigen seiner Mitschüler und munterte sie auf, der Besessenen zu thun wie er; es sei nichts davon zu befürchten, da er den Teufel an der Fuß=

zehe gebunden hätte, so daß er sie in ihrer Wollust nicht würde hindern können. Diese jedoch weigerten sich eine solche Ruchlosigkeit zu begehen und eröffneten die Sache den Eltern des Mädchens. Und fortan war die Besessenheit verschwunden!*) Hier bedarf es nicht des Verstandes der Verständigen, sondern genügt ein kindlich Gemüth, in Einfalt zu erkennen, von welchem Dämon dieses Mädchen besessen war. Diese Geschichte gehört aber auch in die christliche Mystik."

So wird es in den allermeisten Fällen von Besessenheit ergangen sein. Der Umstand, daß unter 100 angeblich Besessenen 95 Frauenzimmer sicher sich befinden, sowie daß nur die Levitenstaaten Italien und Spanien überaus reich an Besessenen sind, führt lediglich zu dem Schlusse, daß mit Mysticismus vereinte Dummheit die Potenz des religiösen Wahnsinnes ergibt. Was soll ich noch weiter sagen? Statt eigene Folgerungen aus diesen zwei Beispielen zu ziehen, was polizeiwidrig wäre, schließe ich mit den Worten eines wackern und in Allem gemäßigten Arztes, Coleti, der sich über die Besessenheit mit Naivetät schlagend ausspricht.**)

„Kommt etwa ein Mädchen und klagt über ein Uebel, das man sonst den Zauberkünsten zugeschrieben, dann wird es hart angelassen. Dies Mädchen taugt nimmer für ein Kloster; es ist eine Kopfhängerin; man muß ihm einen Mann suchen, es muß heirathen. Es ist das melancholische Geblüt, das müssen Aerzte und Wundärzte ihm abzapfen.

Kömmt eine verheirathete Frau mit dergleichen herbei, dann sagt man: Was wird's sein? Die Eifersucht wird sie plagen, die Einbildung wird ihr ins Blut fahren und es schwarz und hitzig machen, daß die melancholischen Grillen ihr aufsteigen.

Läßt eine Wittwe auf dergleichen sich betreten, dann wird ihr zur Antwort: Was Dämon! Heirathe sie wieder und sie wird sich wohl befinden! Das ist, was ihr fehlt, wir haben es ihr schon oft gesagt! Eine Wittwe ist keine Turteltaube, die sich einsam grämen soll; sie ist jung, nicht mißgestaltet, sie soll und darf nicht unvermählt bleiben. Sie muß daher einen Andern aufsuchen, der sie, die über

---

*) Brognoli, Manuale Exorcist. p. 121.

**) Energumenos dignoscendi et liberandi Ratio. Auctore Steph. Coleti presbyt. Atestino. Verona, 1746.

den Verlust des Vorigen halb verrückte und allzu melancholische, tröstet. Diese melancholischen Säfte müssen aber vor Allem entfernt werden, man mag einiges Blut abzapfen. So die Aerzte."

Sprachs und stieg herab von seinem Katheder zum Bedauern der Schwestern, welche gerne solchen prickelnden Geschichten noch länger gelauscht hätten.

— Da kann man nichts Besseres sagen, hob Pater Gratian kopfschüttelnd an, als Anathema sit!

— Ha, Brüderchen, wenn man sich nicht mehr helfen kann, verflucht man!

— Wäre also nach Ihrer Anschauung Schwester Jovita nicht besessen? fragte die Priorin etwas erleichtert.

— Von Dämonen ist sie nicht besessen, würdige Frau Priorin, das steht fest. Wie es mich däucht, befindet sie sich im Delirium. Haben Sie ihren Zustand noch nicht vom Arzte untersuchen lassen?

Die Priorin verneinte.

— Unbegreifliche Saumseligkeit! Sie belasten Ihr Gewissen, wenn sie der Schwerkranken noch länger die ärztliche Hilfe verweigern. Als Beichtvater Jovitas werde ich eine solche Vernachlässigung nicht dulden.

— Ehrwürdige Mutter, sprach in diesem Augenblicke eine herzutretende Nonne die Priorin an, das Ave ist längst vorüber, der Schwester Küchenmeisterin sind die Nudeln schon verbrannt und die Suppe eingebrodelt, darf ich die Mittagsglocke endlich läuten?

— Ja, schnell gib das Zeichen zum Prandium. Mein Gott, eine Besessene und verbrannte Nudeln im Kloster — wem verginge da nicht die Lust, Priorin zu sein? Ein Unglück über das andere bricht herein, gütiger Himmel, wohin kommen wir noch, wenn es so fortgeht!

Ein anhaltendes Läuten der Glocke im Clausurgange unterbrach die Priorin in ihren Betrachtungen. Die Schwestern erhoben sich von ihren Sitzen, um das Zeichen zum Benedicite abzuwarten, und zwei robuste Laienschwestern schleppten zur Thüre mächtige Schüsseln dampfender Suppe herein. Die beiden Patres erinnerten sich, daß auch in ihrem Kloster der Mittagstisch bereits vorüber sein müsse, und von der Priorin sich beabschiedend, eilten sie zum Refektorium hinaus.

Auf dem Gange draußen erwachte in Pater Gratian aufs Neue der Grimm, als er den kleinen Alfons neben sich hertrippeln sah.

— Bruder, sagte er mit schlecht verhaltener Entrüstung zu ihm, Du darfst die Kutte heute noch ablegen, Du hast Dich vor allen Schwestern als Ketzer gezeigt. Ist das eine Manier, als Geistlicher einem Geistlichen zu widersprechen?

— Ich hätte Dir Recht geben sollen, Brüderchen?

— Du solltest mir nicht nur Recht geben, sondern meine Anschauungen noch durch biblische Stellen erhärten, das wäre Corpsgeist.

— Du machst aber die Schwestern verrückt, wie Du Jovita verrückt gemacht hast.

— Wer? Ich? Wer hat Jovita verrückt gemacht? Das will ich nochmals hören.

— Du, Brüderchen, und kein Anderer, erwiderte Pater Alfons ruhig. Diese Ehe im Kloster, die ich eingesegnet habe —

— Kerl, willst Du schweigen? fuhr Gratian auf Alfons brüllend los. Habe ich Dich nicht dafür bezahlt?

Pater Alfons wollte antworten, aber die Faust Gratians hatte ihn bereits an der Gurgel gepackt, und er wurde von dem langen Gegner mit einem Rucke in die Ecke gedreht. In dem Bestreben, die würgende Faust von seinem Halse zu befreien, ergriff er mit der rechten Hand den Kuttenstrick Gratians und sich daran emporschwingend hing er sich mit der linken an dem rechten Ohr desselben fest. Gratian brüllte vor Schmerz laut auf, als sich die kralligen Nägel in sein Ohrläppchen einschlugen, während Pater Alfons Gefahr lief, an der Wand erdrückt zu werden.

— Läßt Du los? schrie Gratian.

— Willst Du mich loslassen? antwortete Alfons.

Jeder wäre gerne seines Gegners los geworden, aber keiner wagte den Andern zu lassen, aus Furcht sich eine bedenkliche Blöße zu geben.

In dieser für beide Theile martervollen Stellung blieben sie einander gegenüber, sich wuthfunkelnde Blicke zuschleudernd.

Durch einen erneuerten Druck bekam Gratian seine linke Hand frei und versetzte damit Alfons einen tüchtigen Schlag auf den Kopf. Im Schmerze darüber zog dieser den Kuttenstrick enger zusammen; er riß, und mit einem Male lag Alfons mit einem Strickende in der einen und einem Stück Ohre in der andern Hand, am harten Pflasterboden.

Sofort fiel Gratian über ihn her und bearbeitete, auf ihm knieend, seinen Kopf mit wuchtigen Faustschlägen.

Das jämmerliche Geschrei des unterliegenden Alfons lockte die Pförtnerin herbei. Erstaunt über den ungewohnten Anblick wußte sie nichts Besseres als ebenfalls zu schreien, und Gratian ließ nun aus Furcht, die Priorin nebst den Schwestern möchten aus dem Refectorium herzukommen, von Alfons ab, nicht ohne seinen Kopf nochmals zuvor an die Steinplatten gestoßen zu haben.

— Gott, Sie bluten ja! rief die Pförtnerin dem Pater Gratian zu, dem das frische Blut vom rechten Ohre herniederrieselte.

— Bube! schrie Pater Alfons, vom Boden aufspingend und seine Wuth verschluckend.

— Hund! brüllte ihm Gratian entgegen. Mein Ohr!

— Die Frau Priorin kömmt! rief ihnen Schwestern Martha zu, indem sie an die Pforte eilte und öffnete. Die beiden Patres stürmten sofort, ohne sich noch im Gange umzusehen, schnaubend und grunzend zum Kloster hinaus, der eine die linke, der andere die rechte Seite der Straße hinauf.

Zwei Schusterbuben gingen eben pfeifend und mit ihren Pantoffeln schlappend an der Pforte vorüber.

— Du, sagte der eine, die zwei Pfaffen sind herausgeworfen worden. Der große blutet am Ohre und der kleine aus der Nase.

— Hilfe! Hilfe! schrie der andere Schusterjüngling. Die Klosterfrauen schlagen zwei Pfaffen todt!

Augenblicklich öffnete sich die Pforte des Klosters wieder und Schwester Martha trat heraus auf die Treppe.

— Seid stille, Knaben! Kommt, da habt Ihr ein Schnapsgeld!

Jeder der zwei Knaben nahm lachend ein polnisches Geldstück entgegen und bedankte sich bei der guten Schwester. Als sie einige Schritte von der Pforte entfernt waren, stimmten sie ein Lied an und sangen, ihres Weges ziehend:

Von Spaniern und von Kaiserlichen,
Franzosen auch, und Pfaffenschlichen,
Erlöse uns, o Herr!

LXII.

Die Teufelsbeschwörung.

Pater Gratian langte zuerst im Kloster St. Josef an. Er suchte sogleich den Prior auf, der ihm heftige Vorwürfe über sein Wegbleiben vom Mittagstische machte und ihm drohte, die Funktionen im Kloster St. Theresia einem andern Pater zu übertragen, der die Hausordnung besser zu beobachten wisse.

Gratian ließ den Prior, der ohnedem ein rechthaberischer und mürrischer Mann war, ausreden und warf ihm dann plötzlich die Frage hin:

— Wissen Sie schon, Pater Prior, daß einer unserer Brüder als ein ausgebildeter Häretiker sich entpuppt hat?

— Nicht möglich!

— Das Anathem wird unsern ganzen Orden treffen, Sie aber und unser Kloster doppelt. Pater Alfons, der Irländer, trägt den Schwestern von St. Theresia die schauderhaftesten Ketzereien vor.

— Sprichst Du die Wahrheit?

— Erkundigen Sie sich nur bei den Schwestern. Man wird Ihnen sagen, daß eine derselben, Namens Jovita, von einem Geiste besessen ist. Ich erfuhr heute davon und überzeugte mich persönlich von dem Vorhandensein der Besessenheit. Während ich nun auf Bitten der Priorin den Schwestern im Refektorium das Wesen dieser schrecklichen Strafe Gottes des Weitern auseinander setze, kömmt Pater Alfons, widerspricht mir, und nicht genug, die Lehre von der Besessenheit Unsinn und Hirngespinnst zu nennen, behauptet er, es gäbe keine Besessenen mehr seit Christi Zeiten und es wurzle dieser Aberglauben in der Verkennung der drei Krankheiten: Epilepsie, Hysterie und Hämorrhoiden.

— Er vermißt sich, wunderbare Zustände, an deren Glauben

nicht gerüttelt werden darf, durch wissenschaftliche Doktrinen zu erklären?

— Er sprach von der freien Wissenschaft, Pater Prior.

— Als Mönch? Wie kann nur ein Geistlicher durch das Wort freie Wissenschaft seinen Stand schänden?

— Das ist eben die Ketzerei, das Wunderbare auf natürliche Weise zu erklären. Ich fürchte, seine Ansichten möchten in den unverdorbenen Gemüthern einiger Schwestern Wurzel geschlagen haben, und wehe uns, wenn diese Seelen am Glauben Schiffbruch litten und zu Grunde gingen: Sie und uns Alle, welche solches Gebahren dulden, würde die schwerste Verantwortung treffen.

— Hast Du ihn nicht sogleich zurechtgewiesen?

— Wie mögen Sie nur daran zweifeln, Pater Prior! Mein Glaube ist so rein wie Ihre Brille und verträgt keine Häresie. Erst fluchte ich seiner Lehre und da er nicht schwieg, züchtigte ich ihn im Namen Gottes in derber und empfindlicher Weise. Was that der Ketzer? Er zwickte mir mein halbes Ohr ab.

Gratian nahm das blaue Nasentuch, das er bisher vor das rechte Ohr gehalten, hinweg und zeigte unter schmerzhaften Grimmassen dem Prior die Wunde.

— Laß Dir sogleich das Blut stillen und die Wunde verbinden, sagte dieser entrüstet. Sie gereicht Dir zwar zum Schmerze, aber auch zur Ehre, denn Du hast sie um des Glaubens willen erhalten.

Der Gedanke, für einen Märtyrer gehalten zu werden, kitzelte dem Ehrgeize Gratians. Wenn der Prior von den nähern Umständen, wie er zu diesem Martyrologium gekommen, nichts erfuhr, so bestand Aussicht, daß er am Ende noch heilig gesprochen würde.

— Ich will diesen süßen Schmerz, erwiderte er mit gehobenem Bewußtsein, gerne ertragen und die Wunde nicht verbinden lassen. Nur das Eine bitte ich Sie, Pater Prior, den ketzerischen Alfons seiner Häresie wegen zu bestrafen oder wenigstens zu verhindern, daß er sie weiter verbreiten könne.

— Da kömmt er schon. Ich werde ihn sogleich zur Verantwortung ziehen. Jammerschade, daß es keine Inquisition mehr gibt: er müßte verbrannt werden!

Pater Alfons, welcher erst jetzt das Kloster erreicht hatte, wollte an dem Prior, der mit Gratian vor der Thüre seiner Zelle stand,

vorübergehen und nickte leicht mit dem Haupte zum Gruße. Der Prior rief ihm aber zu:

— Pater Alfons, komm hieher!

Das dürre Männlein trat auf den Prior zu und verzog spöttisch seinen Mund, als er Gratian sich mit dem Nastuche das rechte Ohr bedecken sah.

— Muß ich das an Dir erleben? fuhr ihn der Prior hart an. Willst Du die ketzerischen Ansichten, wegen derer Du von einem Kloster ins andere versetzt wurdest, auch hier noch nicht aufgeben?

— Ich soll ein Ketzer sein?

— Keine Widerrede! Schweig, Verworfener, ich kenne Dich jetzt. Kraft des klösterlichen Gehorsams befehle ich Dir unter einer Todsünde, augenblicklich bei dem Pater Schließer Dich zu melden. Du bleibst solange in enger Zellenhaft, bis ich dem hochwürdigen Generale über Dich berichtet haben werde. Kein Wort weiter. Entferne Dich!

Ohne ein Wort der Erwiderung gehorchte der Pater Alfons willig dem Befehle des Obern und bat den Pater Schließer, ihn in der „Zelle Nro. 13" — so heißen die klösterlichen Kerker — einzusperren. Der alte Mönch setzte ihn ohne Weiters hinter Schloß und Riegel.

Dieses Verfahren nennt man in der Mönchssprache: Einen zur Verantwortung ziehen.

Auf diese höchst einfache Weise hatte sich Pater Gratian eines Gegners entledigt, der ihm nicht nur längst verhaßt gewesen, sondern auch um so gefährlicher war, als er ihm bei der Mitwissenschaft manches Geheimnisses und der innigen Freundschaft mit dem Generalvikar im Falle eines Zerwürfnisses den größten Schaden zufügen konnte. Diese Gefahr war nun beseitigt, denn das Ende der Haft des Paters Alfons war nicht abzusehen. Unter der Drohung, einen Bericht an den Ordensgeneral nach Rom zu senden, versteht man ja ein Gefängniß auf unbestimmte Zeit, das wußte Gratian sehr wohl.

Der Zustand Jovitas erlaubte gegenwärtig das Beichten nicht; sich ihr wieder als Beichtvater aufzudrängen, darauf mußte er verzichten. Ob sie überhaupt wieder gesunden werde, bezweifelte er stark, da er sich der Wirkung des ihr gereichten Pulvers hinlänglich bewußt war.

Die Aufregung, welche sich aller Inwohnerinnen des Klosters St. Theresia bemächtigt hatte, daß Jovita von einem bösen Geiste

besessen sei, beutete Pater Gratian vortheilhaft zum Nachtheile Jovitas und ihres letzten Beichtvaters Alfons aus. Vor Allem suchte er den Eindruck zu verwischen, welchen die Gegenrede desselben bei vielen Schwestern hinterlassen hatte, die sich, die Priorin einbegriffen, ohnedies mit der Ansicht nicht befreunden wollten, daß eine Nonne von einem Teufel besessen werden könne. Er wußte sie jedoch von dem Glauben abzubringen, daß Jovita nur wahnsinnig sei, und wieder zu überreden, daß ihr wahrhaftig ein böser Dämon innewohne. Es lag ihm sehr viel daran, daß man sie nicht für wahnsinnig halte, denn in diesem Falle konnte sie möglicherweise in eine Irrenanstalt verbracht und damit der Sphäre seiner rachsüchtigen Pläne entrückt werden. Als Besessene jedoch durfte er sie nach Herzenslust quälen und martern, weil er dann sagen konnte, er quäle nur den Teufel, der sie bewohne. Abgesehen davon fiel auch niemals später ein Verdacht auf ihn, daß er diesen Zustand durch seine Pulver herbeigeführt habe, da die Besessenheit ohne äußere Einwirkung und lediglich als Zulassung Gottes eingetreten sein mußte.

Bald hatte er es dahin gebracht, daß die Priorin und die Schwestern seiner Ueberredungskunst ihre bessere Ueberzeugung opferten und Jovita in der That als eine Besessene betrachteten. Die Priorin fühlte sich höchst unglücklich, daß ihr Kloster durch die Anwesenheit eines infernalischen Geistes entweiht und verunreinigt werde, die Schwestern aber fürchteten sich, wagten sich nicht mehr allein auf das Chor zu begeben und schlugen das Kreuz, so oft sie an der Zelle der Besessenen vorübergingen. Selbst Cordula zeigte eine solche Furcht vor der höllischen Majestät, daß sie nur mit einer andern Schwester die Kranke zu überwachen bewogen werden konnte.

Die wilden Ausbrüche Jovitas kehrten von Tag zu Tag wieder, und sie wüthete oft in einer Weise, daß ihre beiden Wärterinnen entsetzt die Flucht ergriffen. Die Priorin ließ sich jeden Abend mit Schaudern die Dinge erzählen, welche dieselbe des Tages über gethan und gesprochen haben sollte.

— So kann es nicht länger mehr fortgehen, sagte sie eines Tages zu Pater Gratian. Wir müssen den Arzt ihren Zustand untersuchen lassen.

— Nur keinen Arzt zur Beurtheilung solcher Krankheiten herbeiziehen, Zitta! Was versteht Dr. Kochanowski von Besessenheit?

Dieser Zustand liegt nicht im Blute und nicht in den Gliedern, er kann ihn also nicht heilen.

— Wer kann ihr dann helfen?

— Niemand als der Arzt der Seelen, ein Priester. Dem Geistlichen allein ist von der Kirche, welche von der Macht der Hölle nicht überwältigt werden kann, die Gewalt verliehen, den Dämon zu bannen. Der priesterlichen Beschwörung muß der Feind alles Guten weichen.

— Willst Du es über Dich nehmen, den Dämon zu beschwören?

— Warum nicht? Nur mache ich Dich aufmerksam, Zitta, daß nicht Alles, was der Dämon spricht, Wahrheit ist, denn er ist ja der Geist der Lüge, und daß er oft lange, sogar Jahre hindurch, beschworen werden muß, bis er weicht. Ich kann mich also nicht verbindlich machen, ihn binnen heute und morgen auszutreiben.

— So hatte Pater Alfons Recht, indem er behauptete, die Beschwörung nütze nichts und der Teufel weiche nur, wenn er selbst wolle.

— Sprich doch keine derartigen Ketzereien nach, Zitta. Die Beschwörung nützt immer und wenn auch nur der Teufel damit gequält wird. Bekommt er die fortwährenden Exorcismen satt, so weicht er endlich doch, und man muß also in Geduld fortbannen, bis er der Quälereien müde ist.

— In Gottes Namen wollen wir denn zu diesem Mittel greifen.

Gesagt, gethan. Pater Gratian hing sich die Stola um und begab sich hinab in die Klosterkirche, wohin ihm die Priorin und ein Theil der Schwestern folgte. Ehe an die Beschwörung gegangen wird, muß nämlich dem Rituale der Exorcismen gemäß das Wasser, mit welchem der Besessene zu besprengen ist, geweiht und mit Salz vermischt werden.

Die Sakristanin schleppte einen Kessel Wasser und etwas Salz herbei, das zwar bereits geweiht, aber deshalb ungenügend war, weil der Teufel nur das Wasser respektirt, dessen Weihe wöchentlich einmal erneuert worden ist.

Nach einem kurzen Gebete wandte sich Pater Gratian am Altare um und begann die Segnung zu sprechen, wie sie in der römischen Lithurgie der Messe vorgeschrieben ist.

— Unsere Hilfe ist der Name des Herrn!

— Welcher Himmel und Erde erschaffen hat! erwiderten die Schwestern.

— Exorcizo te, creatura aquae ... Ich beschwöre Dich, Creatur des Wassers, im Namen Gottes, des † Vaters, im Namen Jesu Christi, seines † Sohnes, unsers Herrn, und in der Kraft des heiligen † Geistes, auf daß Du ein Wasser werdest, das kraft dieser Beschwörung mächtig ist, zu verscheuchen alle Macht des Feindes, und den Feind selbst zu vernichten und auszurotten mit allen seinen abtrünnigen Engeln, durch die Allmacht desselben unsern Herrn Jesu Christi, der einst kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, und die Welt durch das Feuer, Amen.

Oremus: O Gott, der Du zum Heile des Menschengeschlechtes die größten Geheimnisse in die Wesenheit des Wassers gelegt hast erhöre unser Flehen und gieße über dieses Element, das Du zu vielfachen Reinigungen bestimmt und bereitet hast, die Kraft Deiner † Segnung aus, auf daß Dein Geschöpf, Deinen Geheimnissen dienstbar, zur Ueberwältigung der bösen Geister und Verscheuchung der Krankheiten die Wirkung gottlicher Gnade empfange, damit, was immerhin in Häusern oder an Orten Deiner Gläubigen mit diesem Wasser besprengt werde, von aller Unreinigkeit frei sei und von allem Schädlichen bewahrt bleibe. Es lasse sich da nicht nieder der Hauch bösartiger Seuchen, nicht verderbenschwangere Luft; es weichen alle Nachstellungen des Feindes, der im Verborgenen lauert, und wo etwas ist, das entweder der Sicherheit der Bewohner gefährlich ist oder ihrer Ruhe entgegen, so soll es bei der Besprengung mit diesem Wasser fliehen, auf daß der gesunde Zustand durch Anrufung Deines heiligen Namens erlangt und wider alle Unfälle erhalten werde, durch Jesum Christum, Deinen Sohn unsern Herrn, Amen.

Es geschehe die Vermischung des Salzes und des Wassers zugleich im Namen des † Vaters und des † Sohnes und des † Geistes Amen.

Der Herr sei mit Euch!

— Und mit deinem Geiste!

— Oremus: Gott, Du Urheber unbesiegter Kraft und König eines unüberwindlichen Reiches, immer herrlich und groß in Sieg und Triumph, der Du die Kräfte der Dir widerstrebenden feindseligen Herrschaft niederschlägst, der Du die Wuth des brüllenden Feindes überwältigst, der Du die Bosheit des Feindes möglichst besiegst: zu Dir, o Herr, fliehen wir mit Zittern und Demuth und bitten Dich, daß Du dieses Geschöpf des Salzes und Wassers mit Wohlgefallen an-

sehen, durch deine Güte verherrlichen und mit dem Thau deiner Gnade heiligen wollest, auf daß, wohin es immer ausgesprengt wird, durch Anrufung deines heil. Namens jeder feindliche Angriff des unreinen Geistes abgetrieben und der Schrecken der giftigen Schlange weit entfernt werde, der heil. Geist aber uns, die um deine Barmherzigkeit flehen, gegenwärtig sein und uns beistehen wolle — durch Jesum Christum ꝛc.

Der Pater ergriff jetzt den Weihwedel, um der Vorschrift gemäß die Gänge, Zellen und Zimmer des Klosters zu besprengen, damit der böse Geist, falls er der Beschwörung Folge geben und entweichen solle, nirgends sich aufhalten könne. Die Schwestern ordneten sich zu Paaren und gingen vor ihm her, und hinter der Priorin schritt Gratian mit der Sakristanin, welche den Wasserkessel trug. So geordnet betrat der Zug durch die Sakristei das Kloster und sang, während der Pater links und rechts das Weihwasser an die Wände wedelte, die gebotenen zwei Antiphonen:

— Ich sah Wasser hervorgehen vom Tempel auf der rechten Seite, Alleluja.

Und Alle, zu denen dies Wasser kam, wurden heil, und sie werden sprechen: Alleluja.

Preiset den Herrn, denn er ist gut und seine Barmherzigkeit währet ewig.

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste: wie es war im Anfange und jetzt und immer, und von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Besprenge mich, Herr, mit Isop und ich werde rein; wasche mich und ich werde weißer als der Schnee.

Erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit. Ehre sei dem Vater ꝛc.

Erzeige uns, o Herr, deine Barmherzigkeit,
Und dein Heil verleihe uns.
Herr, erhöre mein Gebet,
Und mein Rufen komme zu dir.

Erhöre uns, Herr, heiliger Vater, allmächtiger ewiger Gott, und sende gnädig vom Himmel herab deinen heiligen Engel, auf daß er behüte, bewahre, beschütze, heimsuche und beschirme Alle, die da wohnen in dieser Wohnung, durch Jesum Christum, unsern Herrn, Amen.

Als das ganze Kloster durch Gebet und Wasser geheiligt und gereinigt war, verfügte man sich zur Zelle Jovitas. Pater Gratian trat zuerst ein und besprengte die Wände der Zelle und die Besessene selbst überreichlich, so daß das Weihwasser herumfloß und Jovita fröstelnd die Nässe abschüttelte. Die Priorin zündete zwei Wachskerzen an und stellte dazwischen ein Krucifix, Cordula aber wappnete sich wieder mit der Ruthe und die Schwestern umstanden, sich einander auf die Füße tretend, die Thüre.

Jovita kümmerte sich anfangs nicht um die zahlreiche Versammlung. Erst als das Weihwasser sie durchnäßte, gab sie Zeichen ihres Unwillens und murrte gegen den Pater. Mit jenem starren, den Irren eigenem Blicke betrachtete sie die Schwestern, verhielt sich jedoch in der Ahnung, daß etwas mit ihr vorgenommen werden solle, ruhig.

Mit gewaltiger Feierlichkeit wurde also die Teufelsbeschwörung begangen. Pater Gratian ermahnte die Schwestern, sich bei jeder Antwort des Satans zu bekreuzen und den Mund zu schließen, damit der Böse, wenn er weichen sollte, nicht in eine von ihnen fahre. Das Herz klopfte Allen hoch im Busen und jede trug die geheime Angst, der Geist möchte am Ende gar in sie einziehen.

Der Pater befahl der Schwester Cordula, die Besessene auf den Stuhl, der vor dem Bette stand, herniederzuziehen und zu verhindern, daß sie sich während des Exorcismus erhebe. Mit geringem Widerstande ließ sich Jovita auf den Stuhl setzen und die Arme mit einem Kuttenstricke auf den Rücken binden. Als dies geschehen war, legte Cordula wie ein Bär von rückwärts ihre Tatzen auf die Schultern Jovitas und hielt sie fest.

Jetzt konnte es losgehen.

Pater Gratian bekreuzte sich und seinem Beispiele folgten alle Schwestern.

— Schwester Jovita, erkennst Du mich?

Sie sah ihn eine Weile an, wie wenn sie über etwas nachdenke, und sagte dann lachend:

— Ob ich Dich kenne? Wer hat mir so süße Küsse gegeben? Wer hat sich mit mir trauen lassen? Komm, gib mir einen Kuß, lieber Mann!

Während dieser Antwort fuhren die rechten Hände der Schwestern eifrig über Stirn, Mund und Kinn, das Kreuz schlagend. Nur eine vergaß darauf, Schwester Euphrosine; jene Worte riefen ein Gefühl

in ihr wach, das der Eifersucht glich. Dem Pater aber schoß die Röthe in das Gesicht und gegen die Schwestern sich wendend bemerkte er:

— Es spricht bereits der Dämon aus ihr. Bedenkt, daß derselbe nicht gehalten ist, die reine Wahrheit zu sprechen und seinen Aussagen daher kein unbedingter Glaube beigemessen werden darf. In einem Gebiete, wo die bloße Verneinung herrscht und die Wahrheit nur als verneinte Verneinung Zugang hat, ist auch die Vermischung der Wahrheit mit Dichtung ganz in der Ordnung.

— Du bist von einem Dämone besessen. Weißt Du das, Schwester Jovita?

— Wer hat Dir das verrathen?

— Hört Ihr's? der Dämon gesteht bereits zu, daß er anwesend ist. Warte, höllischer Bursche, Dir will ich kommen.

Im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes, im Namen Jesu Christi, des fleischgewordenen Wortes: beschwöre ich Dich, o Dämon, wenn Du in dieser Schwester wohnst, mir Rede zu stehen und zu sagen, was ist Dein Begehr?

Jovita starrte den Pater an und erwiderte mit unwilligem Tone:

— Was quälst Du mich mit Deinen Fragen? Laß mich in Ruhe.

— Keine Ruhe sollst Du haben, sondern ich gebiete Dir im Namen Gottes, mir zu antworten, was ich Dich frage.

— So frage!

— Was suchst Du hier?

— Lucifer hat mir befohlen, in diesem Gefässe zu wohnen, bis ich von einem mir Heiligen daraus vertrieben werde.

— So sage mir zuvor: wie heißt Du?

— Jovita von den Engeln.

— Du lügst, o Dämon. So heißt die Schwester, die Du bewohnst. Nenne Deinen Namen, oder ich werde Dich dazu zwingen.

— Ich heiße Z o o p h y t, das ist Schlangengeburt des Abgrundes.

— Bist Du allein oder mit andern Geistern?

— Ich, Zoophyt, bin Legionsführer und eine Unzahl Dämonen ist mir unterthan. Ich bin Einheit und Vielheit.

— Wie viele Dämonen führst Du an?

— Legion ist ihr Name, der in Zahlen nicht ausgedrückt werden kann.

Die Schwestern schrieen vor Entsetzen laut auf. Eine Legion

Dämonen wohnte also in ihrem Kloster! Mit Mühe brachte sie Pater Gratian zur Ruhe und machte ihnen klar, daß der Exorcismus nicht unterbrochen werden dürfe. Hierauf fuhr er fort:

— Welches Laster ist Dir eigen?

Jovita schwieg und senkte wie ermüdet von den Fragen und Antworten ihr Haupt zur Brust. Obwohl der Pater mehrmals seine Frage wiederhole, gab sie keine Antwort und schien vergessen zu haben, daß er vor ihr stand. Selbst das kräftige Rütteln Kordulas an ihren Schultern weckte sie nicht aus ihrem Starrsinne. Sie schloß Augen und machte Miene einzuschlafen.

— Der Dämon widersteht, sagte Gratian. Er versucht zu entwischen, indem er über die Besessene den Schlaf verhängt. Ich kenne seine Verschlagenheit und lasse mich durch seine Arglist nicht täuschen. Züchtige den Dämon mit der Ruthe! befahl er Kordula.

Mit gewandter Hand griff die rohe Schwester nach der Ruthe, riß der einschlafenden Jovita den Kopf zurück und versetzte ihr einen derben Schlag über das bleiche eingefallene Gesicht. Ein lauter Schrei entfuhr der Unglücklichen, aus deren Haut zahlreiche rothe Striemen hervortraten. Der Schmerz verhinderte sie, die Augen aufzuschlagen über welche der Streich gefallen war, und wimmernd neigte sie ihren Kopf wieder herab wie ein Kind, das sich furchtsam vor Schlägen duckt.

Die versammelten Nonnen äußerten laut ihren Beifall und ihre Freude über diesen Akt der Rohheit.

Ermuthigt durch ihre Zustimmung schlug Kordula kräftig auf den Rücken Jovitas, so daß diese vor Schmerz brüllte. Pater Gratian gebot ihr endlich einzuhalten zum lebhaften Bedauern der Schwestern, welche mit grausamer Schadenfreude sich an dem Jammer der Bedauernswerthen weideten.

— Willst Du jetzt sprechen, o Dämon? nahm der Pater die Beschwörung wieder auf.

— Gerne! antwortete Jovita weinend.

— Gestehe also Dein Laster. Welcher Geist bist Du?

— Ich bin ein unreiner Geist.

— Ein Geist der Unreinigkeit! Darum verstummtest Du und weigertest Dich Deine Schande zu bekennen, Unseliger! Fahre fort mir zu antworten: Bewohntest Du, ehe diese Schwester Dir zum Wohnsitze wurde, andere Menschen?

— Wenn ich einen Menschen verlassen muß, suche ich mir einen andern zum Gefäße. Ich darf nur zur Hölle zurück, wenn Gott es mir ausdrücklich befiehlt.

— Von wem gingst Du also zuletzt aus?

— Von Niemand. Ich komme eben erst aus der Hölle, um die Menschen der Reihe nach zu quälen.

— Was hattest Du in der Hölle für eine Beschäftigung.

— Die Verdammten zu peinigen.

— Warum verließest Du die Hölle und kamst auf die Oberwelt?

— Weil ich sie nicht genug quälte, so ward mir von Lucifer mein Amt abgenommen und mir der Befehl ertheilt, auf die Oberwelt zu gehen und die Menschen zu verführen, bis ich heimgesendet würde. Ich ging und fuhr in diese Nonne.

— Entsetzlich! Das Blut erstarrt uns in den Adern! sagten die Schwestern, welche mit grauenvollem Bangen der Erzählung des Teufels zugehört hatten.

Der Pater ermahnte hierauf die Schwestern ruhig zu sein, damit er in der Beschwörung fortfahren könne. Nachdem Stille eingetreten war, nahm er den Exorcismus wieder auf.

— Wie lange, o Dämon, denkst Du in diesem Gefäße zu verbleiben?

— Bis ich daraus vertrieben werde.

— Durch wen kannst Du vertrieben werden? Was muß geschehen, damit Du weichest?

— Wenn ein heiliger Mann meinen Mund wie zum Kusse berührt, werde ich ausfahren.

— Wer ist dieser heilige Mann? fragte der Pater gespannt.

— Ich werde mich hüten, es zu sagen.

— Du mußt, o Dämon! Bin ich es?

— Seit wann bist Du ein heiliger Mann?!

Pater Gratian ließ sich durch diese Antwort, was einem Exorzisten nicht begegnen soll, vom Zorne hinreißen und versetzte Jovita einen Schlag in das Gesicht.

— Hier hast Du, o Dämon, die Züchtigung für Deinen Hohn Ich beschwöre Dich zu gestehen, wen Du unter dem Heiligen verstehst!

— Meinen Woicech! Meinen Woicech! rief Jovita.

— Woicech! sagte der Pater enttäuscht.

— Woicech Zarski, der ehemalige Kirchendiener! wiederholte die Priorin. Ihr Geliebter soll also heilig sein! Welche Idee!

— Wo befindet sich dieser heilige Woicech? Antworte mir, o Dämon!

— Ich weiß es nicht.

— Lüge nicht. Du weißt doch, daß er schon längere Zeit Warschau verlassen hat?

— Das weiß ich.

— Wo hält er sich jetzt auf?

— Dasselbe möchte ich Dich fragen. Weißt Du es!

Nach der Meinung des Paters widerstand jetzt der Dämon wieder. Auf alle Fragen, die er an ihn richtete, erhielt er ungenügende Antworten; Jovita erwiderte fortwährend, sie wisse den Aufenthalt des Woicech nicht.

Des Drängens endlich müde, verweigerte sie jede Auskunft und ließ alle weiteren Fragen des Paters unbeantwortet.

Bei diesem allen Irren eigenthümlichen Starrsinne sah jedoch Pater Gratian in seiner leidenschaftichen Beschwörungswuth den Trotz und Widerstand des Teufels und glaubte ihn brechen zu müssen. Das konnte natürlich auf keine andere Weise geschehen, als durch empfindliche Schläge. Das Schlagen der angeblich Besessenen ist eine beliebte Praxis der Exorzisten. Woher wissen sie aber, daß der Teufel, wenn er wirklich in einem Menschen wohnt, diese Schläge auch verspüre? Der müßte ein dummer Teufel sein, der sich so gutwillig schlagen ließe; und doch sind viele Fälle vorgekommen, daß man die vermeintlich Besessenen in dem Glauben, dem bösen Geiste wehe zu thun, todtgeprügelt hat.

Da Jovita Versuche machte, ihre auf den Rücken gebundenen Hände loszumachen, so gerieth sie mit Schwester Kordula zusammen. Es gelang ihr vom Stuhle empor zu kommen. Vielleicht aus Furcht, von ihr angegriffen zu werden, vielleicht aber auch aus rohem Rachegefühle, die Bemitleidenswerthe, die ihm einen andern vorgezogen hatte, auf gute Art züchtigen zu können, packte er sie und schleuderte sie auf das Bett, indem er Kordula und die Schwestern zur Hilfe aufrief. Kordula fiel sogleich über Jovita her und hielt sie am Bette fest, ergriff jedoch die Ruthe, als einige Schwestern jene mit allen Kräften auf das Bett niederdrückten.

— Schlage zu! Schlage immer zu! ermunterte sie Pater Gratian.

Vor allen Schwestern wurde nun der Rücktheil Jovitas entblößt. Schämten sich dieselben etwa? Als Klosterfrauen war ihnen dieser Anblick etwas Gewöhnliches. Es wurde ja nur die untere Disziplin über die Besessene verhängt.

Kordula schwang nun mit gewohnter Kunstfertigkeit die Ruthe und ließ sie nachdrücklichst auf den Theil niederfallen, den die Humanität der Menschen für die Aufnahme von Schlägen am geeignetsten befunden hat.

Schon nach den ersten Hieben begann Jovita jämmerlich zu schreien. Ihre Anstrengungen sich loszumachen, wurden von den sie niederhaltenden Schwestern mit Faustschlägen auf den Kopf und den Rücken beantwortet. Bei jedem Hiebe zuckte sie zusammen, bei jedem Streiche stieß sie das durchdringendste Geschrei aus.

— Steckt den Kopf in die Kissen, damit sie nicht so schreien kann! befahl Pater Gratian. Nur zugeschlagen. Vielleicht weicht der Dämon.

Unter den lauten Beifallsbezeigungen der Nonnen schlug Kordula immer wüthender zu, während sich Jovita vor Schmerzen auf dem Bette wand. Man hörte nur die erstickten Töne aus dem Kissen sah es aber an dem Zucken ihrer Muskeln, daß sie gräßliche Schmerzen litt. Bald liefen dicke blutrünstige Striemen auf der feinen Haut auf, und zuletzt begann das Blut aus den Schwülen hervorzusickern.

Auf gesittetete Menschen macht eine solche Scene, wenn sie ihr wider Willen irgendwo einmal beiwohnen müssen, den peinlichsten und deprimirendsten Eindruck. Nur das Herz der Bräute Gottes rührte sie nicht.

Die Tochter eines Edelmannes, aus einer der ersten Familien Warschaus, war Jovita hier der zügellosen Rohheit und der empörenden Grausamkeit eines Schwarmes von Nonnen preisgegeben, die sich von einem rachsüchtigen Mönche leiten ließen. War das jenes Glück, eine Braut Christi sein zu dürfen?

Immer noch arbeitete Kordulas Ruthe. Diese selbst war bereits des Schlagens müde und hatte abwechselnd die rechte und die linke Hand gebraucht. Einen Augenblick innehaltend, schöpfte sie Athem und keuchte:

— Mir erlahmen bereits die Arme. Ich bin schon müde.

— Es genüge diese Lektion! bemerkte die Priorin, die noch ein menschliches Rühren zu empfinden schien. Lassen wir es gut sein!

— Meinethalben, erwiderte der Pater. Aber der Dämon läßt sich durch weibliches Mitleid nicht bekämpfen.

Kordula legte die blutige Ruthe hinweg und die Schwestern ließen Jovita los. Regungslos blieb sie aber in der Stellung, in der man sie geschlagen, über dem Bette liegen. Das helle Blut floß reichlich von dem geschlagenen Theile hernieder und röthete Bett und Boden.

Kordula löste nun auf Geheiß des Paters die Hände vom Rücken die an den Gelenken ebenfalls in Folge des starken Zusammenschnürens mit Blut unterlaufen waren. Sie rüttelte Jovita derb an den Schultern, aber diese regte sich nicht.

— Sie ist ohnmächtig, sagte der Pater leichthin. Wascht sie dann und betet ein Ave für sie, daß sie der Herr von ihrem Uebel erlöse.

Die Beschwörung mußte eingestellt werden. Jovita lag in tiefer Ohnmacht und man mußte sie daher zu Bette bringen. Die Schwestern verliefen sich in ihre Zellen, die Priorin aber lud den Pater Gratian ein, an ihrem Mittagstische theilzunehmen.

Währnd Jovita ohnmächtig durch die grausame Behandlung oben in ihrer Zelle lag, saßen einige Minuten später die Nonnen und der Pater unten im Refektorium, und lachten beim fröhlichen Schmause der ausgiebigen Disziplin, welche die Besessene vorhin erhalten hatte.

Tout homme est homme, et les Moines sur tout, sagt La Fontaine.

LXIII.

Die Nacht auf dem Samborgehöfte.

Auf der großen Heerstraße von Warschau nach Krakau fuhr an einem schönen Herbstabend eine schwerfällige Kutsche. Die drei vorgespannten Pferdchen griffen wacker aus und trabten in behaglicher Eile die vielen Windungen der Straße entlang. Der Fuhrmann auf dem Bocke blies aus einer mächtigen Pfeife blaue Tabakswolken in die frische reine Abendluft hinaus und fuhr mit der Schnur der Peitsche zuweilen über den Rücken der drei kleinen Rosse dahin, wenn sie Lust zum Gehen zeigten. Hinten auf dem Wagen stand ein kleiner Reisekoffer, vielfach von Stricken umwunden.

In der Kutsche selbst saßen drei Personen. Ein Herr bemühte sich, der einen von den zwei Damen die Langeweile der Reise durch ununterbrochenes Gespräch zu verkürzen. Er trug eine gewöhnliche bürgerliche Kleidung, einen eingestülpten Hut, der ihm tief in der Stirne saß, und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Die eine der beiden Damen, mit welcher er sich fortwährend unterhielt, war, wenn auch nicht geschmackvoll, so doch anständig gekleidet. Das braune Kleid war nach französischer Mode, während das schwarze Hütchen die Polin verrieth. Das reiche schwarze Haar wurde durch den zurückgeschlagenen Schleier verdeckt, um so reizender aber wogte der üppige Busen unter seiner Umhüllung.

Die andere Dame trug ein schwarzes Seidenkleid und lehnte, in eine Mantille von gleicher Farbe gehüllt, theilnahmslos in der Ecke des Wagens. Wenn der dichte Schleier auch den Anblick ihres Gesichtes entzog, so funkelten doch unter demselben zwei schwarze Augen hervor und schweiften zu dem Fenster hinaus über die wechselnde Gegend. An der lebhaften Conversation der beiden Mitreisenden keinen Theil nehmend, schien sie sich vielmehr mit dem Glücke zu be-

schäftigen, das die goldene Freiheit dem Menschen gewährt und das man im Genusse der freien schönen Natur vor Allem fühlt.

Das Gespräch der beiden andern berührte in diesem Augenblicke eben diesen Gegenstand.

— Wie frisch und wohlthuend ist diese Abendluft! sprach der Herr. Der liebliche Hauch erfaßt und erfrischt den ganzen Menschen. Das Herz fühlt sich angenehm gehoben bei dem Anblicke der röthlichen Strahlen der Abendsonne und schwelgt in der heiligen Ruhe, die über der Natur ausgebreitet liegt.

— Ich finde selbst den erheiternden Reiz wie hier nicht, wenn ich in unserm Garten zur Erholung auf und abgehe. Die Bäume stehen so gleichgiltig da, das Grün der Wiese ist nicht so saftig, die Blumen erscheinen mir traurig.

— Das ist wahr, meine Liebe. Allein im Grunde ist es der Mensch selbst, der die Dürre in das Gras und die Traurigkeit in die Blumen legt. Die Natur schafft im abgegrenzten Raume des Gartens ebenso Saftiges und Schönes, wie im unbegrenzten Felde. Nur die kahlen Mauern machen wie den Garten, so auch das Herz enge, während die freie unbegrenzte Gegend Liebe und Lust in ihm hervorruft.

— Wie glücklich sind doch die Menschen, welche sich der Natur nach Belieben erfreuen, ihre Schönheiten nach Wunsch genießen können!

— Nur keine solchen Gedanken, mein Kind, und keine Vergleiche mit den Menschen! Genießen wir die Freiheit jetzt, da sie uns auf kurze Zeit vergönnt ist, mit vollen Zügen, und seien wir glücklich im Genusse des Augenblickes.

Eine Pause trat ein, während welcher die Beiden ihren Gedanken nachhingen.

— Welche Stunde ist es? fragte ihn die Dame.

— Halb sieben Uhr. Die Sonne ist untergegangen und es fängt an, kühl zu werden. Schließen wir die Fenster.

— Wie weit haben wir noch nach Miechow?

— Wir werden es heute nicht mehr erreichen können, da wir zu spät von Konskie aufgebrochen sind. Auf dem ersten besten Gehöfte, auf das wir stoßen, wollen wir bleiben und übernachten. Der Kutscher, mit dem ich darüber vorhin gesprochen habe, kennt einen

Bauern, dessen Hof an der Straße liegt und der uns gerne Gastfreundschaft gewähren wird.

— Morgen werden wir aber doch in Krakau anlangen?

— Vielleicht, meine Liebe. Jedenfalls reisen wir morgen schon auf österreichischem Gebiete.

— In Oesterreich? Gehört Krakau jetzt zu diesem Staate?

— Freilich, seit einem Jahre. Polen hat jetzt aufgehört, als Staat zu existiren. Der letzte Rest seiner Selbstständigkeit ging zu Grunde, als der Freistaat Krakau Oesterreich einverleibt wurde. Der Untergang eines Volkes ist immer ein trauriges Ereigniß und im höchsten Grade schmerzlich, wenn er ein großes edles Volk wie das polnische traf.

— In der Abgeschlossenheit unseres Asyles blieb mir dieses wichtige Ereigniß bisher gänzlich unbekannt. Willst Du mir seine Ursachen mittheilen?

— Gerne, meine Liebe. Die vollgiltige Unterwerfung unsers Königreiches durch Rußland datirt seit der Einnahme Warschaus und dem Abzuge unserer Heere auf preußischen und österreichischen Boden. Wie traurig sich die Lage des Volkes seither gestaltet hat, ist Dir und mir zur Genüge bekannt.

Ganz anders als in dem Königreiche war die Lage der Polen in den andern, nicht unter Rußlands Scepter befindlichen Theilen des alten Reiches. Im Großherzogthum Posen war der Pole als Pole von der preußischen Regierung geachtet. Zwar mußten der Gesammtstaatsverwaltung halber mancherlei deutsche Einrichtungen im Lande getroffen werden, und diese gaben allerdings der Ausbreitung des Deutschthums eine kräftige Unterlage; doch wurde nirgends auf Schmälerung des Polenthums absichtlich hingearbeitet, ja vielmehr dessen Erhaltung durch vielfache Begünstigungen bezweckt. Es wurden vielfältige Maßregeln getroffen, einen polnischen Mittelstand zu erzeugen, der eigentlich wie in allen andern Theilen Polens, so auch im Großherzogthum Posen nie vorhanden gewesen war. Auf die Bildung der untersten Stände wurde mit großem Eifer gewirkt. Die nationalen Denkmäler wurden allenthalben von der Regierung mit Schätzung behandelt und den Polen nirgends die offene Verehrung derselben gewehrt. Dem Adel wurde diejenige Achtung bewiesen, die seinem Stande gebührte, und Rücksicht auf seine durch das Unglück seines Vaterlandes extendirten Gefühle und Ansichten genommen

Die Bauern wurden von den schweren Diensten befreit, welche sie dem Edelmanne hatten leisten müssen. Eine neue Art von polnischen Bauern entstand, wie sie Polen nie besessen. Durch die Schulen zu einem gewissen Grade von Bildung und Sittlichkeit, durch das Besitzthum zu Wohlhabenheit und durch die Freiheit zum Begriffe der Nationalität und des Vaterlandes gelangt, entstand im Großherzogthum ein Bauernstand, wie ihn Kosciuszko sich gewünscht hatte. Die deutsche vilisation zog mehr und mehr in das Großherzogthum ein. Der eingeborene Pole fürchtete Anfangs, daß sie dem alten Polenthum Nachtheil zufüge; allein er fühlte bald, daß sie für ihn als Menschen ein so schöner Gewinn sei, daß er sich gerne zufrieden geben mochte.

Die Achtung und die Berücksichtigung, welche dem Polen in Preußen zu Theil wurden, genoß der in Galizien nicht; dafür aber genoß er die Freude, den uralten Gebräuchen seiner Nation fort und fort huldigen zu dürfen.

Von der österreichischen Gemüthlichkeit erwärmt, blieb er derselbe Pole, der er stets gewesen war. Der Edelmann war König auf seinem Grund und Boden. Zwar wurden die Bauern Herren des Bodens, den sie ehedem leihweise besessen hatten, doch blieben sie dem Edelmanne als ihrem ersten und natürlichen Herrn zu Dienst und Zins verpflichtet. Auf ihre geistige Bildung wurde nicht hingestrebt, daher verblieben sie in der uralten Rohheit und schwangen sich nicht zum Wohlstande empor. Der Mangel an befähigten Individuen nöthigte die Aemter mit Deutschen zu besetzen, doch gewann dadurch das Deutschthum keine Macht im Lande. Die Deutschen in Galizien verwandelten sich viel rascher in Polen, als die Polen durch sie in Deutsche. Eine gewisse Art von Zurücksetzung und Geringschätzung wurde den Polen von Seite der österreichischen Regierung bewiesen, dafür blieb ihnen aber jene polnische Freiheit, die ihnen die Grundlage für die Fortdauer der Nationalität zu sein schien.

Preußen allein vermag es, das Deutschthum durch die Macht der Civilisation zu verbreiten, weil es an der Spitze der Civilisation marschirt.

Nicht minder zufrieden durfte sich der Pole in dem Freistaate Krakau fühlen, der, eine Schöpfung des Wiener Congresses, 23 Quadratmeilen mit 150,000 Einwohnern umfaßte. Der Einfluß der drei Schutzmächte Rußland, Oesterreich und Preußen machte sich zwar so sehr und in so vielen Verhältnissen bemerkbar, daß der Titel Freistaat

häufig zur Lächerlichkeit und Satyre, und der Krakauer viel mehr als Posener und Galizier an die traurige Lage seines alten Vaterlandes erinnert wurde.

Der Fehler der nicht russischen Polen war es, daß sie viel weniger Krakau, Galizien und Posen als ihr Vaterland betrachteten, als vielmehr das Königreich, das noch den Titel und Namen ihres Vaterlandes führte. Aber gerade dort sahen sie ihre Landsleute in der jämmerlichsten, schmachvollsten Knechtschaft liegen, gerade dort sahen sie Alles verhöhnen, was sie verehrten, vernichten, was sie zu erhalten wünschten, dort sahen sie systematisch und in der eifrigsten und barbarischsten Weise auf die Vernichtung des Polenthums hinarbeiten, welche für vollendet angesehen werden mußte, wenn Rußland den letzten Schritt that und den Titel und Namen „Königreich Polen" aufhob.

Die Befürchtung dieses letzten brachte viele Polen außerhalb des Königreiches, insbesondere aber die nach dem Freiheitskriege von 1831 nach Frankreich und Belgien Ausgewanderten, zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse, Rußlands Plan zu verderben. Die Freiheit, in der sie lebten, ließ sie die Lage ihres unterdrückten und zersprengten Volkes verkennen und bethörte sie mit dem Glauben, es sei auch jetzt noch im Stande, seine Kraft zu entwickeln. Ein Aberglaube trug noch zu diesem Entschlusse bei. Seit fünfzig Jahren nämlich hatte von 15 Jahr zu 15 Jahr eine Umwälzung stattgefunden. Das Jahr 1845 war das fünfzehnte seit dem letzten Freiheitskriege und diesmal, war der Glaube, könnte ja doch einmal ein Aufstand zum Glücke führen.

Eine Menge Abgeordneter — Agenten — wurden von Brüssel und Paris aus nach dem Großherzogthum Galizien, Krakau und selbst in das Königreich Polen gesendet. Sie setzten alle Kräfte daran, die tiefsten Stände für die Idee zu gewinnen, das Vaterland wiederherzustellen. Allein in Posen waren die tiefsten Stände schon zu gebildet, um nicht mit ihrem nüchternen Sinne die augenblickliche Unausführbarkeit der Befreiung Polens zu erkennen, in Galizien dagegen waren sie zu roh, um die gemachten Verheißungen zu verstehen.

Je weniger der geheime Bund bei der unteren Volksklasse Anklang fand, desto mehr gewann er beim Adel. Auch eine Menge katholischer Geistlicher traten ihm bei, und es wurde der Tag festgesetzt, an dem die Erhebung stattfinden sollte. Die Verzweiflung trieb zur Uebereilung, und es fand gleich nach dem Neujahre 1846 eine ver-

zeitige und daher verunglückende Bewegung in der Festung Thorn Statt. Ebenso planlose Bewegungen folgten in Posen, Graudenz und kleineren Städten, so daß sich Preußen gezwungen sah, Truppen in seine Provinz zu werfen.

Während auf diese Weise in Posen die revolutionären Zuckungen unterdrückt wurden, kam es in anderen Theilen Polens zu Bewegungen. Aber auch in Lemberg wurden die Unruhen durch österreichisches Militär beigelegt.

Im Plane des geheimen Bundes lag es nicht, den Freistaat Krakau zu einer Stätte der Revolution zu machen. Krakau stand unter keinem fremden Scepter, die Regierung war national und der Pole im Freistaate frei als Pole.

Daher war kein Grund und keine Absicht vorhanden, in Krakau eine Umwälzung der Verhältnisse zu bewirken. Gleichwohl wurde Krakau, wo sich die Revolutionäre ansammelten, um von da aus nach Galizien und Rußland vorzudringen, die Stätte der diesmaligen polnischen Revolution.

Der Senat von Krakau bekümmerte sich nicht um die offenen Vorausverkündigungen einer bevorstehenden Revolution. Nur einige Mitglieder desselben fürchteten, es möchte ihnen an die Haut gehen. Einer von diesen wenigen war der Senator Kirchmaier. Er trug darauf an, daß der Senat von Oesterreich Truppen verlange, um damit den Freistaat zu besetzen und revolutionäre Bewegungen zu verhindern. Der Senat wies aber diesen Antrag, wie sich von selbst versteht, mit Unwillen zurück. So fühlte sich nun der Banquier und Jude Kirchmaier in seiner großen Sorge um die Sicherheit seiner Geldsäcke bewogen, sich auf eigene Hand heimlich an den Befehlshaber der nächsten österreichischen Garnison zu wenden.

Im Niederwerfen von Feinden, welche nicht existiren, haben die Oesterreicher von jeher große Siege errungen. So rückten denn auch am 18. Februar 1846 in Folge der Aufforderung Kirchmaiers ganze 1471 Mann Oesterreicher mit drei Kanonen unter dem Befehle des Generals Collin aus Podgorze, der nächsten österreichischen Grenzstadt, in Krakau ein. Man denke sich das Erstaunen der Einwohner der Stadt, plötzlich Truppen einbrechen zu sehen, ohne daß innerhalb des Freistaates irgend welche Ereignisse vorgekommen waren, welche das Einschreiten der Schutzmächte veranlassen konnten.

Mit Spannung erwartete man vom österreichischen Generale eine Erklärung seines Schrittes; aber eine solche erfolgte nicht, sondern er blieb mit seinen Leuten „gemüthlich" in Krakau sitzen. Man hielt daher, wie es auch natürlich ist, das Einrücken der fremden Truppen für eine willkührliche Anmaßung, und die Erbitterung gegen dieselben stieg auf einen hohen Grad, daß sich alsbald eine Verschwörung bildete, deren Zweck es war, die Eindringlinge aus der Stadt und über die Grenzen des Freistaates hinauszujagen.

Die Zahl der Verschwornen, die großen Theiles den angesehensten Ständen angehörten, betrug 24 Mann. Diejenigen von ihnen, welche Güter besaßen, begaben sich alsbald auf dieselben, um ihre Bauern zu bewaffnen und zum Kampfe heranzuführen. Die andern beschäftigten sich in ähnlicher Weise in der Stadt selbst. Der Angriff wurde für die vierte Stunde der Nacht vom 20. auf den 21. Februar bestimmt und das Haus eines Mitverschworenen, Namens Vogt, zum Sammelplatze der in Krakau zurückgebliebenen Bundesgenossen auserwählt. Gegenüber diesem Hause lag gerade die 48 Mann starke Hauptwache der Oesterreicher, gegen welche die erste Bewegung gerichtet werden sollte.

Jene Güter besitzenden Bundesgenossen hatten ihre Bauern bereits für das Unternehmen gewonnen bewaffnet, und brachen mit der Abenddämmerung des 21. Februars gegen Krakau auf. Von Dorf zu Dorf verstärkten sich die Schaaren und mit ihnen der Muth ihrer Anführer. Die in Krakau verbliebenen Bundesgenossen hatten sich in einigen zum Angriff mit Schießgewehren gutgelegenen Häusern versammelt. In einem dieser hatte sich auch ein Offizier der Krakauer Stadtmiliz, Namens Ducilowicz, eingefunden. Und diesem gelang es, als die kleine Gesellschaft der Verschworenen tief in der Nacht der Macht des Weines mehr und mehr unterlag, durch Spionenkunstgriffe die Absicht der Verschworenen und die Zeit des Unternehmens zu erfahren.

Sogleich setzte der Elende den österreichischen General davon in Kenntniß. Collin beeilte sich nun, wenigstens den Angriffsplan derselben durch Verwirrung zu verderben. Die Uhren der Stadt wurden theils aufgehalten, theils vorgerückt, die Posten wurden theilweise verändert und die Wachen bedeutend verstärkt.

Als die Verschwornen im Hause des Gastgebers Vogt an dem irren Gange der Thurmuhren erkannten, daß ihr Vorhaben durch

jenen Milizoffizier verrathen worden, beschlossen sie dasselbe ohne Zögern auszuführen. Die Hoffnung, daß das Geschick Alles zu ihren Gunsten führen werde, bethörte sie zu dieser Uebereilung.

Es war kurz nach zwei Uhr des Nachts. Die in andern Häusern befindlichen Mitverschworenen waren noch nicht auf den Angriff genügend vorbereitet und die anziehenden Bauernschaaren noch ziemlich fern von Krakau. Das Feuer auf die dem Vogtschen Hause gegenüberliegende Hauptwache wurde eröffnet. Doch bald erkannten die Oesterreicher, daß die Besatzung des Hauses aus nur wenigen Personen bestehe. Daher hatten sie den Muth, mit den Gewehrkolben alsbald einen Sturm auf das Haus auszuführen. Das Thor wurde aufgesprengt. Vogt stürzte ihnen mit bewaffneter Hand entgegen. Doch schwer verwundet fiel er, und seine wenigen Mitkämpfer unterlagen dem unverhältnißmäßigen Uebergewicht der feindlichen Masse.

Jetzt erst begannen die in einem andern Hause befindlichen Verschworenen den Angriff. Aber auch sie wurden übermannt. Und nun konnten die Oesterreicher ihre ganze Kraft gegen die Bauernschaaren richten, die gegen 4 Uhr Morgens vor Krakau anlangten. Der Kampf begann an mehreren Orten zugleich, und es gab auf beiden Seiten Todte. Die Oesterreicher waren an Zahl weit überlegen, aber die polnischen Bauern hatten Muth und behaupteten ihren Stand. Endlich aber verscheuchte sie der nahende Tag. Je lichter es wurde, desto schneller zogen sie sich zurück. Die Oesterreicher wagten nicht sie zu verfolgen und rückten rasch wieder in Krakau ein.

Diese Ereignisse vergrößerten die Erbitterung des Volkes gegen die Oesterreicher ungemein, und das verschaffte den Bauernschaaren ein rasches Wachsthum. Dieselben zählten bald mehrere hundert Mann; und konnte somit ihre Stärke noch keineswegs zum Kampfe mit den überlegenen Oesterreichern ermuthigen, so wirkte sie doch Wunder und trieb diese in die Flucht.

General Collin hatte Kunde von der Verstärkung der Insurgentenschaaren erhalten. Und da er fürchtete, es könne denselben mit Gottes Wunderkraft doch am Ende gelingen, Krakau zu erstürmen, so beschloß er, schleunigst den gefährlichen Freistadt zu verlassen, und rückte zum Staunen und zur freudigen Verwunderung der Bauern und der Krakauer Bürgerschaft plötzlich am Abend des 22. Februars ab. Sobald er auf das jenseitige Ufer der Weichsel gelangt war,

ließ er die Brücke abbrechen, damit die Bürger nicht nachrücken konnten. Bei der großen Eile hatten die Oesterreicher 30 Centner Pulver und anderes Kriegsmaterial im Stiche gelassen und dies benützten nun einige Spaßvögel, um dem fliehenden Feinde vom alten Schlosse herab aus drei kleinen alten Kanonen noch einige Schüsse mit auf den Weg zu geben. Als die Oesterreicher gewahrten, daß die feindlichen Kugeln sie nicht erreichen konnten, erwachte der alte Siegergeist nochmals in ihnen. Sie machten auf dem andern Ufer Front, donnerten ihre beiden Kanonen und die Haubitze gegen die alte Piastenstadt los und rückten darnach rasch in ihre Grenzstadt Podgorze ein. War es Zufall, war es Hohn des Kriegsgottes gewesen: zwei ihrer Kugeln schlugen in eine Abtrittgrube auf dem Piasek, die andere krepirte in einer Dachrinne.

Der Abzug des Feindes berauschte das Volk mit einer Art von Siegesjubel, und jetzt erst begann der Gedanke an die Wiederherstellung des alten Polenreiches unzählige Köpfe und Herzen einzunehmen, jetzt wo die Möglichkeit derselben sich bewiesen zu haben schien. Jubelnd strömte das Volk durch die Straßen, und in diesem Jubel wurde es versucht, das Haus des Senators und jüdischen Banquiers Kirchmaier, den man mit dem Titel Verräther beschenkte, zu demoliren.

Diese Verletzung fremden Eigenthumes, dieses freie Volksgericht veranlaßte die schnelle Bildung einer obersten Behörde. An der Spitze dieses Sicherheitscomités stand der greise Graf Wodzicki, der sogleich Maßregeln zur Herstellung der Ordnung und Ruhe erließ.

Allein das entsprach den in Krakau befindlichen Mitgliedern des geheimen Bundes nicht, die mit jugendlicher Phantasie drei Staaten umstürzen zu können glaubten, um darauf zu Ehren der Gerechtigkeit Gottes das gestürzte Polen aufzurichten.

Die feurigsten dieser Männer waren Johann Tysowski, ein rufloser, aber mit bedeutenden Geistesfähigkeiten begabter Mann aus dem bürgerlichen Mittelstande, der Advokat Piemierzek, ein ausgezeichneter Redner und glühender Patriot, nnd Ludwig Gorszkowski, ein sehr geschätzter Philolog und vormals Professor an der Universität Krakau. —

Bei Erwähnung des letzten Namens zuckte die verschleierte Dame in der Wagenecke zusammen. Zum Glücke war bereits die Finster-

niß der Nacht hereingebrochen, so daß der Erzähler die Erregung derselben nicht wahrnehmen konnte. Unbefangen fuhr er daher fort:

— Diese Patrioten, mit denen sich eine Anzahl Gleichgesinnter vereinigte, traten vor das versammelte Sicherheitscomité und forderten, daß sie sich in eine oberste Regierung im Interesse der Wiederherstellung des alten polnischen Reiches umgestalte. Allein die Begriffe der reifen Männer ließen sich nicht mit den rücksichtslosen Ideen der Jünglinge vereinigen. Daher traten sie zurück, und an ihre Stelle setzten die jungen Patrioten eine revolutionäre Regierung. Dieselbe bestand aus drei Gliedern, nämlich dem Arzt Johann Lisowski, Alexander Grzegorzewski und dem ehemaligen academischen Lehrer Ludwig Gorszkowski.

Gleich nach der Constituirung der revolutionären Regierung und der Erlassung eines Manifestes wuchsen die Schaaren der Freiheitskämpfer, so daß das gesammte Heer auf wenigstens 3000 Mann veranschlagt werden konnte. Freilich war dasselbe sehr zerstreut und eine Vereinigung in Folge seiner wilden Organisation so schnell nicht möglich, als es für das Gedeihen des Aufstandes nöthig gewesen wäre.

Inzwischen begannen auch die in Galizien wohnenden Mitglieder des geheimen Bundes wieder unruhig zu werden und benützten die Abwesenheit des nach Krakau abgezogenen Generals Collin zu Aufstandsversuchen.

Die kaiserlichen Kreisämter in Galizien hatten indessen ein zwar nicht schönes und edles, aber unfehlbares Mittel erdacht, die Revolution zu unterdrücken. Sie kannten die thierische Roheit der galizischen Bauern und wußten, daß derselbe für Geld und Branntwein zu Allem, und seine Nationalität und sein Vaterland nicht kennend, selbst gegen die Interessen dieser zu gebrauchen sei. Die Bauern hat der, welcher sie zu fangen versteht. Sie errichteten daher Bauernvereine und trugen diesen auf, Jeden, der sie zum Kampfe für Polens Freiheit auffordere, einzubringen und gegen ein Quantum Schnaps und 10 Gulden Geld per Kopf einzuliefern. Die Vortheile, welche den Bauern die Genossen des geheimen Polenbundes im Sinne des Communismus versprochen hatten, lagen ferne und galten den thierischen Leuten wenig, das versprochene Geld und der Branntwein war ihnen dagegen sehr nahe und galt ihnen daher viel.

Als sich nun also am 18. Februar die Edelleute des westlichen

Galiziens an ihre Bauernschaften wendeten und sie aufforderten, ihnen zum Kampfe für das Vaterland zu folgen, wurden sie plötzlich von denselben überfallen, theils todtgeschlagen, theils lebendig verstümmelt, theils geknebelt, und sämmtlich auf Wagen geworfen und nach den Kreisämtern abgeführt. Scheußliche Scenen dieser Art gebaren sich bald in beinahe ganz Galizien und nahmen bis auf eine ferne Zeit hin kein Ende.

Diese unerwartete Gestaltung der Verhältnisse in Galizien lähmte den polnischen Aufstand und brachte die jugendfeurigen und kühn phantastischen Regierungsmänner in Krakau zu der Ueberzeugung, daß Polen diesmal nicht zu seiner Freiheit gelangen werde. Davon überzeugte sie auch bald das Verunglücken eines kriegerischen Zuges, den ein Theil ihres Heeres unter dem jungen Edelmanne Darowski ausführte. Als sich nämlich die Oesterreicher unter Collin nach Podgorze zurückgezogen, setzte die Truppe der Freiheitskämpfer über die Weichsel, um die Oesterreicher in Podgorze anzugreifen. Diese aber, obschon durch ihre Taktik und Masse vielmal überlegen, erbebten vor Don Quixotes Lanze und eilten in einem fluchtgeschwinden Rückzuge bis zu der 20 Stunden entfernten Stadt Wadowice zurück.

Nach einem blutigen Gemetzel der Freiheitskämpfer bei Gdow gegen die vereinigten Bauern und österreichischen Truppen sammelten sich mehrere Tausend Mann Preußen unter dem Befehle des Grafen von Brandenburg an der Grenze des Freistaates; auf allen Straßen rückten die Oesterreicher heran und jenseits der nördlichen Grenze Krakaus zog der russische General Rüdiger sein Corps zusammen.

Auch in russisch Polen war das Werk des geheimen Polenbundes verunglückt. Der Graf Pantaleon Potocki nebst zwei Edelleuten war mit einer Schaar bewaffneter Bauern durch Verrath in die Hände der Russen gefallen und wurde im Kerker durch Gift hingerichtet; die zwei Edelleute aber, diese bedauernswerthen Opfer rücksichtsloser Vaterlandsliebe, wurden dem Edelsinne europäischer Civilisation zum Hohne mit Tanzmusik zum Galgen geführt.

Als so alle Hoffnung auf Erfolg geschwunden, übernahm Johann Tysowski die Diktatur, um die Verhandlungen mit den Schutzmächten möglichst zu beschleunigen. Beim Einrücken der fremden Truppenmassen setzten sie aber das frühere Sicherheitscomité zur Vertretung der Interessen des Freistaates wieder ein und begaben sich auf die Flucht.

Tysowski gab sich in Dresden zu erkennen. Die sächsische Regierung nahm ihn gleichsam zum Schutze in Haft. Ihre Verbindlichkeit gegen Oesterreich forderten, ihn an diesen Staat auszuliefern, doch that sie das erst dann, als sie durch ziemlich lange Verhandlungen, durch welche sie den Beweis eines schönen Edelsinnes gab, ihrem Gefangenen Freiheit und ein günstiges Lebensloos gesichert hatte. Kaum überkam ihn aber Oesterreich, als es sein Wort brach und Tysowski in einer Festung verschwinden ließ.

Die andern Flüchtlinge begaben sich nach Preußen und Belgien, Ludwig Gorszkowski fand in Brüssel mit Frau und Kindern Aufnahme. —

Ein tiefer Seufzer entrang sich bei den letzten Worten der verschleierten Dame. Die beiden Andern schien jedoch entweder an solche Seufzer gewöhnt zu sein oder sie nicht beachten zu wollen. Der Herr ließ sich daher in seiner Erzählung nicht stören und fuhr weiter:

— Das Heer der revolutionären Regierung verlief sich theils, theils stellte es sich unter den Schutz des preußischen Edelsinnes, indem es der preußischen Armee seine Waffen überlieferte und sich an die Orte begab, welche ihm in Posen angewiesen wurden.

So war auch dieser Versuch der Wiederherstellung des polnischen Reiches verunglückt. Am 3. März zogen die österreichischen und russischen Truppen in Krakau ein, am 4. die preußischen.

Ueber dem Freistaate Krakau schwebte nun ein schweres Verhängniß. Preußen und Oesterreich, die nur zu gut wußten, daß Krakau nicht der Heerd dieser Revolution gewesen war, beabsichtigten den alten Zustand des Freistaates wiederherzustellen, wodurch die Wunde der polnischen Herzen wenigstens einigermaßen wieder geheilt worden wäre. Aber dies war keineswegs dem Wunsche Rußlands entsprechend. Ihm lag daran, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, das polnische Reich und das polnische Volk zu vernichten. Es drang auf die Aufhebung des Freistaates, und um seine Absicht zu erreichen, entsagte es seiner Eigensucht. Der Gewinn hatte eben keinen großen Werth. Das hartnäckige Bestehen Rußlands auf seiner Forderung verzögerte das Resultat der Unterhandlungen, die großentheils in Berlin geführt wurden, bis zum Ende des Jahres 1846, und endlich war das Ende vom Liede, daß Rußland nachgegeben wurde. Der Freistaat Krakau wurde aufgehoben, und da Rußland, einen Krieg mit Preußen und Oesterreich scheuend, ihn nicht selbst

zu verschlingen wagte, schob es denselben Oesterreich zu. Preußen und Rußland gingen leer aus, und Oesterreich schob am 16. November lachend das schöne Stück Land in seinen Sack, der aber so durchlöchert und stellenweise zerrissen ist, daß mit der Zeit sich manches Ländchen wieder daraus verlieren dürfte.

— Ich bin wirklich begierig, dieses Krakau kennen zu lernen. Schon als Kind hörte ich so oft seinen Namen und ich freue mich, endlich diese Stadt zu sehen.

— Krakau war ehemals die Hauptstadt des Königreiches Polen, wie später des Freistaates. Sie ist in jeder Beziehung eine merkwürdige Stadt. Sie zählt über 38,000 Einwohner, worunter sich 12,000 Juden in ihrem Viertel Kasimierz befinden; außer diesen leben noch 3000 Juden auf dem Lande. Diese sind blutarm, haben Trödlergeschäfte, machen Fremdenführer und sprechen fast alle deutsch. Die große Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Polen, mit denen sich Deutsche und Juden vermischen.

Der Adel Krakaus war bis auf den großen Aufstand von 1831 ebenso begütert als zahlreich. Der große Grundbesitz lag ausschließlich in seinen Händen. Bis zu jenem Zeitpunkte war Krakau der Sammelplatz der glänzendsten polnischen Gesellschaft und erregte selbst in Polen durch Luxus und Verschwendung Aufsehen. Die Revolution von 1830, welcher der Adel Krakaus so große Opfer brachte, daß die reichsten Familien ihr Silbergeschirr zu veräußern gezwungen waren, hat dies sehr geändert. Seitdem ist Krakau öde und unheimlich für den Besucher.

Die Bauern sind trotz ihrer großen Armuth körperlich nicht verkümmert, von starkem wohlgeformten Bau und zu jeder Arbeit fähig, wenn sie wollen. Durch die Vernachlässigung Seitens der österreichischen Regierung haben sie sich jedoch nicht zu der Raschheit und Gewandtheit, sowie zu dem behäbigen Wohlstande des polnischen Bauern in Posen aufschwingen können.

Auf der Universität wird in polnischer Sprache gelehrt. Im Jahre 1364 eröffnet, wurde sie 1833 von den Schutzmächten reorganisirt. Sie machte sich früher durch lutherische Tendenzen und hartnäckigen Kampf gegen die Jesuiten bemerklich. Ein Studententumult, der unter Sigmund August ausbrach, wurde für ganz Polen folgenreich. Der Pfarrer Czarnkowski hatte eine schöne Köchin, und in diese schöne Pfarrersköchin waren einige Studenten verliebt. Nun

sandte der Pfarrer seine Knechte gegen die verliebten Studenten aus, welche von den ersteren erschlagen wurden. Die Studenten wanderten daher in Masse nach Deutschland aus, wurden dort mit dem Protestantismus bekannt und verbreiteten ihn nach ihrer Rückkehr in Polen. So wurde eine Pfarrersköchin Veranlassung, daß der Protestantismus in das altkatholische Polen Eingang fand. Hütet Euch daher vor den — Kohlen; brennen sie nicht, so schwärzen sie doch, sagt Göthe. Später reinigte sich die Universität von dem Verdachte, den sie wegen des Kampfes mit den Jesuiten erhielt, durch die Wahl des Johann Cantius zum Schutzheiligen. Im Jahre 1838 zählte sie nur mehr 200 Besucher und verliert mit jedem Jahre an Frequenz.

— Aaooh! Aaooh! rief der Kutscher auf dem Bocke draußen den Pferden zu und ließ den Wagen halten.

— Da ist ein Licht, sieh, Karol! sagte die Dame mit freudiger Hast zu dem Herrn, indem sie durch das Wagenfenster auf ein Licht deutete, welches durch die dichte Finsterniß der Nacht aus einem Fenster herüber schimmerte.

Der Kutscher war inzwischen vom Bocke herabgesprungen und öffnete den Wagenschlag.

— Da drüben wäre des Samborbauern Hof, gnädige Herrschaften. Nach Miechow sind noch zehn Werst Weges, ich meine, wir übernachten hier.

— Ist das der Hof, von dem Ihr vorhin sprachet? fragte der Herr im Wagen.

— Das ist der Samborbauer, ja! Die Leute sind noch wach, und nur einige Hundert Schritte bis zum Hofe.

— So fahrt in Gottesnamen hin!

Der Fuhrmann ergriff die Pferde am Zügel und führte sie auf einen von der Straße abzweigenden Fahrweg dem Bauernhofe zu. Als der Wagen demselben näher kam, erhob ein großer Hofhund sein durch die stille Nacht weithin tönendes Gebell. Bald darauf fuhr die Kutsche an der Hausthüre vor, unter welcher bereits ein Mann und eine Frau mit einem Kienfackellichte in der Hand standen.

— Grüß Gott, Samborbauer, und Du auch, Bäuerin! grüßte der Kutscher, während er die Pferde anhielt. Heute bringe ich Euch Gäste.

— Grüß Dich Gott, Niklas! erwiderten die Beiden. Wen bringst Du heute?

— Solche! sagte dieser, indem er mit dem Daumen und Zeigefinger eine reibende Bewegung machte, als ob er Geldstücke durch sie hindurch gleiten lasse.

Befriedigt durch dieses Signal öffnete der Bauer den Schlag und grüßte freundlich die Reisenden. Der Herr sprang, nicht ohne vorher seinen Hut noch tief über die Ohren gezogen zu haben, aus dem Wagen und half dann jeder der beiden Damen aussteigen.

Der Bauer erklärte sich sofort bereit, seine zwei Betten im oberen Stockwerke den gnädigen Herrschaften zu überlassen, er wolle mit seinem Weibe im Kuhstalle übernachten, wo es recht angenehm warm wäre. Er könne auch mit gutem Schnaps und frischem Fleische aufwarten.

— Speise und Trank führen wir selbst auf der Reise, sagte der Herr ablehnend. Nur für diese Dame da — er deutete auf die schwarzverschleierte — bringt warme Milch und Brod zum Abendessen. Niklas mag sich nach Belieben wählen.

Die Bäuerin lief sogleich ins Haus, die Milch abzukochen und für den Kutscher das frische Fleisch zuzusetzen. Nachdem der Wagen in den Hof gezogen und Niklas mit Hilfe eines Knechtes die Pferde ausgespannt hatte, führte der Bauer die drei Reisenden auf ihr ausdrückliches Verlangen sogleich auf ihr Zimmer, unter fortwährenden Versicherungen, wie leid es ihm wäre, daß sie nicht ehevor mit ihm und seinem Weibe in der unteren Stube geplaudert hätten.

Mit der Kienfackel voranleuchtend, wies er sie in eine Kammer, deren ganzer Comfort in zwei nebeneinanderstehenden Betten, einem Tische und einer Truhe bestand. An der Wand hing ein Bild Marias, und auf dem Boden fuhr beim Eintritte der Reisenden eine verwegene Bande Ratten, wüthend über ihre Störung, von einer Ecke in die andere, bis sie alle zumal in einer Oeffnung der Bodendielen verschwanden.

— So, gnädige Herrschaften, sagte der Bauer mit Gutmüthigkeit. Hier sind zwei Betten, da ist der Tisch, und die Truhe müßt Ihr als Stuhl gebrauchen. Wenn die Ratten bei der Nacht keine Ruhe geben, so dürft Ihr nur diesen Prügel da unter sie werfen.

Der Begleiter der beiden Damen machte ein saures Gesicht, als er die kahle Kammer überblickte.

— Drei Personen und zwei Betten, das ist ein schlechter Spaß! sagte er zu dem Bauern. Habt Ihr noch ein anderes Zimmer?

— Daneben ist wohl noch eine leere Kammer, gnädiger Herr, aber kein Bett darin.

— Gut, dann helft mir jetzt dieses Bett hinüberschaffen in die Nebenkammer, ich will dort schlafen.

Obwohl der Bauer nicht einsehen wollte, warum der Herr durchaus allein im Nebenzimmer schlafen müsse, griff er doch zu und schleppte im Verein mit demselben das Bett hinüber. In dieser Kammer befanden sich vier kahle Wände, der Boden war mit aufgehäuften Kartoffeln und etlichen Rattenfallen bedeckt. Das Bett wurde in die Mitte des Zimmers gestellt und die Erdbirnen auseinandergeschoben, damit man durch sie hindurchgehen konnte.

Inzwischen hatte Niklas den Reisekoffer, der auf dem Hintertritte des Wagens befestigt war, auf das Zimmer der Damen gebracht, und sich dann nach Bestimmung der Stunde, in welcher die Abreise am nächsten Tage erfolgen sollte, verabschiedet, der Bauer begab sich ebenfalls hinab in die untere Stube, nachdem er sich die Verhaltungsmaßregeln für den nächsten Morgen erbeten und gute Nacht gewünscht hatte.

Der Herr und die beiden Damen befanden sich nun allein auf ihrem Zimmer.

— Den Comfort eines Hotels trifft man in einem polnischen Bauernhause nicht, wandte er sich an die unverschleierte Dame, welche sich auf der Truhe niedergelassen hatte. Dafür haben diese Leute ein gutes Herz und treten uns bereitwilligst ihre Betten ab, während sie sich auf Stroh und Heu legen.

— Wenn es hier nur nicht sovile Ratten gäbe, Karol, erwiderte die Dame. Ich fürchte mich zu Tode.

Die Dame legte dabei ihren Schleier nebst dem Hütchen vor sich hin auf den Tisch.

— Um Gotteswillen, meine Liebe, was machst Du? Vergiß Dich nicht und bleibe angekleidet, bis die Wirthin die Milch gebracht hat. Dann erst können wir diese Dinge ablegen.

Die Angeredete legte sich sogleich Hut und Schleier wieder an. Die andere schwarzgekleidete Dame saß unterdessen schweigend und wie den ganzen Tag über durch den Schleier verhüllt auf dem kleinen

Reisekoffer, während der Herr, seinen großen Stülphut fest in die Stirne gedrückt, in Zimmer auf und nieder schritt.

Der Kienspan, welche in einer Spalte des Tisches stack, brannte düster herab und bog seinen verkohlten Theil gegen die wurmstichige Platte um. Es schien, als wolle er jeden Augenblick verlöschen.

— Wie gut war es, daß uns Zitta Unschlittkerzen mitgab! sagte der Herr. Wir können dieses jämmerliche Kienlicht entbehren und anständige Kerzen brennen. Stehen Sie auf, befahl er barsch der verschleierten Dame, damit ich den Koffer öffnen kann.

Dieselbe erhob sich und lehnte sich wie ermüdet an das Bett. Der Herr zog aus seiner Börse einen kleinen Schlüssel hervor und schloß den Koffer auf. Als er den Deckel zurückschlug, wurden mehrere Flaschen sichtbar. Er nahm nach einigem Suchen ein kleines Paquet heraus und zog daraus zwei Kerzen und einen Handleuchter hervor.

Während er die eine Kerze anzündete und in den Leuchter steckte, fragte ihn die unverschleierte Dame:

— Wann werden wir zu Nacht speisen, Karol? Mich hungert.

— Wollen wir nicht warten, bis die Wirthin die Milch gebracht hat und wir nicht mehr gestört werden? Ich wünsche nicht, daß uns diese bei Tische überrascht und sieht, was wir essen.

Bei den letzten Worten strampelte es an der Thüre. Als nicht sogleich geöffnet wurde, erfolgten noch ein paar kräftige Tritte an dieselbe, daß sie heftig erdröhnte.

— Herein! Herein! riefen der Herr und die unverschleierte Dame zu gleicher Zeit.

Die Thüre erzitterte unter einem mächtigen Schlage mit dem Fuße, dann flog sie krachend auf. Die Bäuerin erschien unter derselben, mit beiden Händen einen großen Napf vor sich tragend, aus dem die heiße Milch dampfte.

— Ich verbrenne mir die Finger, gnädige Herrschaften! sagte sie, indem sie das Gefäß auf den Tisch absetzte. Eßt jetzt die Milch, sie ist noch warm, und laßt sie Euch schmecken.

— Habt Ihr auch Brod und Löffel? fragte der Herr.

— Das Brod habe ich schon hineingekocht, darum ist mir die Milch geronnen; aber das thut nichts, wenn sie nur warm ist. Löffel haben wir keinen, weil wir die Milch trinken.

— Eßt Ihr denn nie Suppe?

— Wir essen Kartoffeln und Kraut, gnädiger Herr, und nur an hohen Feiertagen Fleisch. Ihr müßt die Milch eben aus der Schüssel trinken, sie schmeckt ja so auch.

Die Augen der Bäuerin fielen jetzt auf den Handleuchter und die brennende Kerze. Voll Erstaunen griff sie sogleich darnach und betrachtete sich das Ding von allen Seiten.

— Aber diese Schönheit! Und wie diese fette Stange brennt! Das gefällt mir, wollt Ihr es mir nicht schenken, wenn Ihr morgen geht?

Der Herr versprach ihr den Leuchter nebst Kerzen zu schenken, wenn er in einigen Tagen wieder von Krakau zurückkehren und bei ihr zusprechen werde.

Die Bäuerin bezeigte darüber die größte Freude und begann sehr geschwätzig zu werden. Da sie auf ihrem einsamen Hofe nur selten einen Besuch erhielt und auf die Unterhaltungsgabe ihres Mannes angewiesen war, der dieselbe in nur bescheidenem Maße besitzen mochte, so that es ihrer weiblichen Natur wohl, sich einmal gründlich ausschwätzen zu können. Der Herr, der sich nebst den beiden Damen von der Reise wohl ermüdet fühlte, ersuchte sie zwar, ihm die nöthige Ruhe zu vergönnen; allein ihre Neugierde war noch lange nicht befriedigt, und insbesondere wollte sie wissen, warum die schwarzgekleidete Dame ihr Gesicht hinter dem Schleier verberge und ihr keine Antworten gäbe. Endlich drängte sie der Herr im Laufe des Gespräches gegen die Thüre und schob sie in einem günstigen Momente auf die Stiege hinaus, ihr angenehme Ruhe wünschend.

Als er die Thüre verriegeln wollte, fand er, daß kein Riegel vorhanden war. Die Bäuerin suchte jedoch die untere Stube auf und weder er noch die Dame achteten besonders darauf, daß die Thüre nicht verschlossen werden konnte.

— Trinken Sie jetzt Ihre Milch! wandte er sich in befehlendem Tone an die verschleierte Dame. Adam und Eva hatten keinen Löffel und litten doch nicht Hunger. Christus aß das Osterlamm ohne Gabel mit den Fingern, also können Sie die Milch ohne Löffel zu sich nehmen.

— Sie ist aber geronnen, Hochwürden! erwiderte die Dame leise, indem sie jetzt den Schleier zurückschlug und ihr blasses eingefallenes Gesicht enthüllte.

— Hochwürden! fuhr in gedämpftem Tone der Herr auf. Wurde es Ihnen nicht ausdrücklich verboten, uns bei Namen und Stand zu nennen? Wann wollen Sie einmal gehorchen? Und wenn auch die Milch geronnen ist, so können Sie dieselbe doch genießen. Sie wissen, daß wir Sie an unserer Mahlzeit weder theilnehmen lassen dürfen noch wollen. Ihre Sache ist es, sich zu sättigen oder zu hungern.

Schweigend trat die bleiche Dame an den Tisch, bekreuzte sich und sprach ein kurzes Gebet. Dann ergriff sie die Schüssel und schlürfte in langsamen Zügen den wässerigen Inhalt.

Der Herr zog inzwischen eine Geißelruthe und eine Flasche nebst bleiernem Becher aus dem Koffer und wickelte dann gesalzenen Schinken und kalten Braten aus einer dichten Hülle von Papier. Er breitete das Fleisch auf dem Tische aus, schenkte den Becher mit Wodky voll und nahm hierauf neben der andern Dame auf der Truhe Platz.

— Ich habe Hunger wie ein Wehrwolf, sagte er zu dieser. Lange zu, meine Liebe, und bediene dich nach Gefallen. Es ist zwar heute Freitag und die Fleischspeise verboten; um so besser soll mir der Schinken munden.

Dabei hatte er ihn bereits zur Hälfte verschlungen.

— Wozu ist überhaupt die Enthaltung von Fleischspeisen an Freitagen geboten, Karol? Ich konnte nie einen vernünftigen Grund für dieses Gebot der Kirche finden.

— Es gibt ja viele kirchliche Gebote, die nur aufgestellt sind, damit sie übertreten werden. Einem Papste fiel es ein, die Fleischspeisen an Freitagen zu verbieten. Er wußte recht wohl, daß die Leute gerade des Verbotes halber an diesem Tage das Fleisch lieber genießen und erlaubte für Entrichtung einiger Gulden die Dispensation auf ein Jahr. Die Reichen kauften sich nun jedes Jahr von der Verpflichtung, das Gebot zu beachten, mit klingender Münze los, und dieses Geld fällt in den römischen Säckel als eine Art Fleischsteuer. Die Armen begnügen sich aber mit Fischen, deren zartes Fleisch im Grunde nicht schlechter ist, als das des Kalbes. Dadurch fanden früher die zahllosen Klöster, welche großartige Fischteiche hielten, enormen Absatz ihrer kaltblütigen Waare, und wurden so durch jenes Gebot zwei Fliegen mit einem Schlage geklappt. Aber trink, liebes Kind, der Wodky ist vortrefflich und erwärmt Herz und Magen.

Die Flasche war bald geleert. Der Wodky that seine Wirkung, und die beiden Verehrer desselben fühlten den Schlaf mit bleierner Schwere auf ihren Augen lasten. Der Herr fand es deshalb an der Zeit, die Ruhe aufzusuchen, und forderte die beiden Damen auf, dasselbe zu thun, indem er ihnen das Bett zu gemeinsamen Gebrauche anwies.

Es wäre nun an der Zeit gewesen, daß sich der Herr in sein Nebenzimmer zurückgezogen hätte. Allein mit trunkenen Augen stand er da und sah zu, wie sich die Damen entkleideten. Vielleicht war es ihm ein ungewohnter seltener Anblick, dessen er sich erfreuen wollte.

Die bleiche Dame forderte ihn endlich auf, sie zu verlassen. Er starrte sie eine Weile an, sagte aber nichts. Dann nahm er die zweite Kerze, zündete sie an, ergriff die auf dem Tische liegende Geißelruthe und sprach:

— Sie kennen die Disciplin. Sollten Sie sich während der Nacht nicht gut betragen, so rechnen Sie auf die Strenge der Befehle, die mir in Betreff Ihrer Person ertheilt wurden. Ich werde sie unnachsichtlich ausführen. Gute Nacht.

Und Du, mein liebes Kind, — wandte er sich an die andere Dame mit dem großen Kopfe und geröthetem Gesichte, — schlaf wohl! Sollte Dich die Furcht wegen der Ratten zu sehr ängstigen, so suche bei mir Schutz und wir werden beten, wie ich gesagt habe.

Damit wandte er sich und begab sich, die Geißel in der Hand, in das Nebenzimmer, wobei er vergaß, die Thüre hinter sich zuzuziehen. Gleich darauf verkündete ein plumper Fall, daß er das Bett bestiegen hatte.

— Warum zauderst Du, Dich zu entkleiden? fragte die rothwängige Dame ihre bleiche Gefährtin. Es ist Zeit, daß wir das Bett aufsuchen.

— Ich werde mich mit dem Unterkleide zu Bette legen, liebe Schwester.

— O der Thorheit! Sei froh, daß wir heute keinen Habit tragen, mit dem angethan wir schlafen müßten. Man ruht sich in den Kleidern nicht aus; ich wenigstens werde mich ihrer gänzlich entledigen.

— Die That folgte sogleich ihren Worten, sie entkleidete sich und legte die verschiedenen Röcke zusammen auf die Truhe.

Die andere Dame blies jetzt das Licht aus.

— Heilge Jungfrau! schrie die erste. Weshalb löschest Du das Licht aus? Wenn eine Ratte käme und mich bisse, husch!

Und mit einem Sprunge setzte sie ins Bett und zog eiligst die Beine nach. Die andere begab sich nun gleichfalls zu Bette.

Von dem Nebenzimmer her ertönte ein grunzendes Gerassel wie das Geräusch einer nahen Sägmühle; es war der Herr, der in tiefem Schlafe schnarchte.

Die beiden Damen hatten von dem gemeinsamen Lager Besitz genommen. Es war breit genug, so daß sie sich nicht zu belästigen brauchten; allein die Oberdecke erwies sich als zu schmal. Statt sie durch näheres Zusammenrücken für beide Theile verwendbar zu machen, zog sie die eine zu sich hinüber und wickelte sich darein, indem sie die andere tröstete:

— Du hast ohnedies das Unterkleid anbehalten, und kannst daher die Couverte entbehren; mich aber würde frieren. Vergiß übrigens Dein Abendgebet nicht.

Dann wurde es stille, aber nur auf einige Zeit. Bald stiegen die langgeschwänzten Ratten, eine nach der andern, aus den Mauer- und Dielenlöchern herauf und trippelten eilig durch das Zimmer. Als sie sahen, daß sie nicht gestört wurden, ging es trapp! trapp! am Boden hin und her.

Der in der Decke eingehüllten Dame wurde es bei dem fortwährenden Geräusche unheimlich zu Muthe. Sie streckte den einen Arm unter der Decke hervor und zupfte ihre Genossin am Kleide.

— Schläfst Du? fragte sie dieselbe.

— Nein! entgegnete diese.

— Hörst Du die Ratten? Ich vergehe vor Furcht.

Die Andere erwiderte nichts mehr. Die furchtsame Dame wickelte sich noch fester in die Decke, so daß nur die Nase hervorragte, wie der Thurm eines Panzerschiffes aus der Oberfläche des Meeres. Wie es schien, raubte ihr die Besorgniß, von den gefräßigen Nagethieren angefallen zu werden, den Schlaf.

So lag sie wohl eine Stunde im halbwachen Zustande, ohne den Schlaf zu finden, der sie vorher so geplagt hatte. Die andere Dame athmete schwer und regelmäßig und schien bereits tief in den Armen desselben zu liegen.

Sie war sich nun selbst überlassen. Wenn es nicht finster gewesen wäre, so hätte man sehen können, wie ihr Gesicht eine freudige Miene annahm und die Augen vor Jubel strahlten. Sie erhob sich vom Bette und blieb eine Weile darauf sitzen.

Ziemlich lange mußte sie in tiefen Gedanken dagesessen haben. Es war Alles ruhig, einige Stoßseufzer und heftiges Athmen abgerechnet, die aus dem Nebenzimmer zuweilen herausdrangen. Jetzt ließ sich die Dame außen vom Bette herab und schlich sich an den Tisch.

Wie wenn der Mond auf diesen Augenblick gewartet hätte, trat er jetzt theilweise hinter dunklem Gewölke hervor und ergoß sein Licht in das Zimmer. Die Dame langte nach der auf dem Tische liegenden Taschenuhr des Herrn und sah nach der Zeit.

— Mitternacht! sagte sie vor sich hin. Jetzt ist die Zeit, da die Geister wandeln. Steht mir bei, gute oder böse Geister, mein Werk zu vollführen!

In aller Stille ergriff sie nun ihre Kleider, und stand nach einigen Minuten vollständig reisefertig da, bis auf die Stiffleten, welche sie absichtlich nicht anzog, und den schwarzen Schleier, den sie unbeachtet liegen ließ.

Sie ging auf die Thüre zu, welche auf den Stiegengang führte. Dieselbe öffnend, horchte sie einige Zeit die Stiege hinab und fand Alles ruhig.

Sie setzte den Fuß auf die erste Stufe, hinabzugehen; aber schnell kehrte sie wieder um in das Zimmer. Hatte sie etwas vergessen? Aus dem Nebenzimmer war kein Laut hörbar.

Leise raffte sie die Kleider zusammen, welche der Herr und die andere Dame über die Truhe gelegt hatten. Die Uhr auf dem Tische schob sie in die Tasche der Weste und durchsuchte dann den Koffer. Sie fand darin nichts, was sie suchte. Außer einigen Wodkyflaschen, welche ihre Hälse herausstreckten, befand sich nur kalte Küche in demselben.

Die Kleider ihrer beiden Reisegefährten, Hüte und Schuhe inbegriffen, auf dem linken Arme, ihre eigenen Stiffleten in der rechten Hand, schlich sie sich abermals aus dem Zimmer und stieg dann unhörbar die Treppe hinab. Sie gelangte in die Hausflur und versuchte die Thüre zu öffnen. Der dicke hölzerne Riegel, der dieselbe

von Innen verschloß, war leicht zurückgeschoben, und sie trat in das Freie.

Ein heftiger Seufzer entrang sich ihrer Brust.

— So bin ich endlich frei! murmelte sie leise. Hilf mir, heilige Jungfrau, daß meine Flucht gelinge!

Sie that einige Schritte vorwärts, wobei ihr der Hut des Herrn entfiel.

— Was soll ich mit diesen Dingen beginnen? sagte sie. Wenn ich sie hier niederlege, so wird man sie gleich finden, und meine Absicht, eine Verfolgung zu verhindern, vereitelt werden. Doch — Gott verzeihe mir diese Sünde — hier befindet sich ja eine Düngergrube; hierhin werfe ich sie.

Gesagt, gethan. Etliche Schritte vor dem Hause lag ein Düngerhaufen, der wie eine Halbinsel auf drei Seiten von jenem dunklen und edlen Naß umgeben war, das man in der feineren Sprache Jauche heißt. Sie trat darauf zu und warf ein Kleidungsstück nach dem andern in die Pfütze, in welcher eben der Mond seine Hälfte badete. Die Röcke und Beinkleider saugten schnell den Stoff ein und sanken zur Hälfte unter; nur der Hut konnte sich mit den Geistern der Tiefe nicht befreunden und erhielt sich wie eine schwimmende Insel auf der Oberfläche.

Nachdem sie sich auf diese Weise aller Gegenstände entledigt hatte, zog sie ihre Stiffleten an, schürzte sich das schwarze Kleid auf und rannte in aller Eile, ohne sich noch umzusehen, auf die Landstraße zu. Sie erreichte dieselbe und verschwand nach einiger Zeit hinter der Ecke des Waldes, welcher die Straße zu beiden Seiten begleitete.

Einige Stunden später krähte im Samborgehöfte der Hahn den Tag an. Allgemach begann sichs dort zu regen. Der Knecht ging, die Kühe zu füttern, und weckte dann den Niklas, damit er den Pferden dasselbe thue. Der Bauer entließ das Geflügel, wozu auf einem polnischen Bauernhofe auch die Schweine zählen, aus den Ställen und überließ es seinem Weibe, die Gäste wachzurufen und mit einem Morgenimbiß zu versehen.

Als die zur Abreise festgesetzte Stunde nahte, begab sich die Bäuerin hinauf, die Gäste zu wecken. Sie trat ohne Weiters in das Nebenzimmer. Der löbliche Gebrauch des Anklopfens war ihr gänzlich unbekannt, und so überraschte sie den Herrn im Schlafe.

Sie rüttelte den Schlafenden tüchtig und sagte dann:

— Wollt Ihr noch nicht aufstehen? Es ist schon Tag.

Der Mann fuhr erschreckt empor und rieb sich die Augen.

— Bringt mir die Uhr, welche draußen auf dem Tische liegt, damit ich sehe, wie es an der Zeit ist.

— Ich finde keine Uhr, Hochwürden! berichtete die zurückkehrende Bäuerin.

— Dummes Weib, brummte der Mann, sprang mit beiden Beinen aus dem Bette, und rannte in des andere Zimmer, wo die beiden Damen schliefen.

Wie wurde ihm aber zu Muthe, als er nun Kordula allein im Bette liegen sah.

— Wo ist Jovita? rief er bestürzt aus.

Die Dame, welche er Cordula nannte, rieb sich nun ihrerseits auch die Augen, richtete sich empor und blickte im Zimmer umher.

— Heilige Jungfrau, sie ist fort! Entflohen.

Mit dem ersten Blicke übersah Pater Gratian den Stand der Dinge. Jovita war entflohen, daran war keinen Augenblick zu zweifeln. Augenblicklich mußte ihr nachgesetzt, sofort mußte sie verfolgt werfolgt werden, das stand fest.

— Aber wo ist mein Beinkleid? Wo sind die Kleider? fragten zu gleicher Zeit der Pater und die Nonne, die sich Hemd in Hemd gegenüberstanden. Sie suchten ober und unter dem Bette, nirgends waren die Kleider zu finden. Entsetzen und Aerger ergriff sie.

— Gebenedeite Jungfrau! schrie Cordula. Sie hat unsere Kleider gestohlen, sie hat sie mit sich genommen.

— Der Himmel falle ein, Feuer und Schwefel über die Diebin! fluchte der Pater. Wir sind furchtbar betrogen, entsetzlich hintergangen worden. Was sollen wir thun, was können wir beginnen, ohne Kleider?!

— Hat Euch etwa die schwarze Frau die Kleider gestohlen? fragte die Bäuerin verdutzt über den Auftritt.

— Freilich! Freilich! Die verdammte Hexe! schrie der Pater. Er packte sich mit beiden Händen beim Kopfe und rannte in wilder Verzweiflung das Zimmer auf und ab.

— Ich werde närrisch. Der Teufel hole mich und die ganze Welt! schrie er. Mein ganzes Geld ist verloren. Die Börse befand sich in der Tasche des Beinkleides. Entsetzlich! Verfluchte Geschichte!

— Auch das Geld hat sie noch gestohlen, die elende Räuberin? rief Cordula! Gerechte Jungfrau, was fangen wir an? Wer hätte geglaubt, daß die Falsche so viel Verstand besitzt, uns zu bestehlen, uns zu entfliehen!

Was sollen wir den Jammer der Beiden noch länger schildern? Ihre Lage war in der That eine höchst peinliche und rechtfertigte ihren Zorn und ihre Entrüstung, die sich erst austoben mußten, ehe sie daran denken konnten, was jetzt zu thun sei.

Endlich faßte sich der Pater und erklärte dem herbeieilten Bauern und dem Kutscher das Unglück, das ihn betroffen. Der Bauer eilte sogleich, seine Feiertagskleider herbeizuholen, und sein Weib trat der Schwester Kordula vorläufig einen Schurz ab.

Pater Gratian fuhr in die Kleidung des Bauern und lief mit ihm und Niklas in den Hof, um sofort die Nachforschungen zu beginnen. Alle Ställe, alle Winkel wurden durchsucht, selbst in die Hundshütte steckte Gratian seine Nase.

— Warum schlug Euer Hund nicht an, wenn er die Person sich entfernen sah? fragte er den Bauern ärgerlich?

— Der Hund war die Nacht über bei mir und meinem Weibe im Kuhstalle, erklärte dieser. Er wollte durchaus in unsrer Nähe sein und ließ sich nicht abtreiben.

Im Hause und Hofe wurde trotz der gründlichsten Nachsuchungen die Vermißte nicht gefunden. Damit schwand auch die letzte Hoffnung des Paters, zu Geld und Kleidern wieder zu gelangen.

— Wenn sie nicht im Hause ist, sagte der Bauer sehr weise, so muß sie außer dem Hause sein. Vielleicht ist sie in den Wald geflohen.

Sie traten vor das Haus. Der geübte Blick des Bauern nahm sofort an dem nahen Düngerhaufen einen Gegenstand wahr, der unter gewöhnlichen Umständen auf dem Kopfe zu sitzen pflegt. Er lief darauf zu und sah, daß er sich nicht getäuscht habe.

— Hier ist der Hut, gnädiger Herr! rief er dem Pater zu, der mit Niklas eben auf den Wald hinübersah.

Die Beiden fanden sich mit Blitzesschnelle am Düngerhaufen ein, sahen und staunten. Pater Gratian gewahrte neben dem Hute auch

noch den Schleier seiner Gefährtin und den Aermel seines Rockes. Bei dieser Entdeckung that er einen Freudensprung und befahl dem Bauern sogleich einige Stangen herbeizubringen.

Mit drei Hackenstangen ausgerüstet, kehrte der Bauer zurück. Jeder nahm eine in Empfang, und nun wurde von drei Seiten nach den Kleidern geangelt. Der Pater zog Hut, Weste, Beinkleid und die Schuhe Cordulas heraus, die andern zwei förderten seinen Rock und seine Schuhe, sowie die verschiedenen Röcke, Hut und Strümpfe der Schwester zu Tage. Alles fand sich — bis auf die Baumwolle, welche den Busen, und die falschen Zöpfe, welche das Haar Cordula's ersetzen mußten.

Der Bauer und Niklas hüteten sich, die glücklich herausgefischten Gegenstände zu berühren; der Pater aber fuhr sogleich in die Tasche seines Beinkleides und zog daraus die Börse hervor. Jubelnd öffnete er sie und fand das Geld vollzählig; einige Banknoten hatten zwar verschiedene Fasern an sich und waren plötzlich dunkelbraun geworden, auch die Börse war voll des gräulichen Nasses, aber das hinderte das Entzücken Gratians nicht.

Der Bauer schlug nun vor, die Kleider sogleich an den Brunnen zu tragen und zu waschen. Der Vorschlag wurde gut befunden, die Kleider über zwei Stangen gelegt und von dem Bauern und Niklas an den Brunnen im Hofe getragen.

Pater Gratian folgte nach.

Als die Kleider am Brunnen einzeln gelegt waren, strömten sie gerade nicht balsamische Düfte aus. Verschiedenes Ungeziefer und Gewürme hatte sich in ihnen festgesetzt und sie waren durch und durch von der gelben Jauche verpestet.

Die drei Männer pumpten abwechselnd das frische klare Wasser des Brunnens darüber; aber weder der pestilenzialische Geruch noch die unreinen Stoffe wollten weichen, so daß sich der Bauer, damit sein Brunnen nicht ausgepumpt werde, entschloß, die Kleidungsstücke von seinem Weibe in heißem Wasser auswaschen zu lassen.

Der Pater gab es zu, und die Bäuerin nahm dieselben in Empfang. Bei Durchsuchung der einzelnen Stücke fand sie die silberne Uhr in der Westentasche und gab sie dem Pater mit dem Bemerken, daß sie jetzt begreife, warum die Uhr nicht auf dem Tische gelegen

sei. Gratian gewahrte, daß das Werk von der Jauche angefüllt und verdorben war.

Von einer Verfolgung der Entflohenen konnte heute und morgen keine Rede sein; die Kleider mußten nicht nur gewaschen, sondern auch getrocknet sein. Wohl oder übel mußte sich daher der Pater entschließen, mit Kordula auf dem Hofe zu bleiben. Sie mußten sich jedoch beide darüber zu trösten, und soviel ist sicher, daß sie sich während dieser Zeit nicht geißelten.

Ich wette darauf, daß der Teufel die Besessene entführt habe, meinte Cordula. Ihrem zerrütteten Gehirne könnte unmöglich ein so teuflischer Gedanke entsprungen sein.

— Ob der Teufel im Spiele ist oder nicht, — erwiderte Gratian, — auf jeden Fall dürfen wir Gott danken, daß er unsere Blöße wieder bedeckt und die Geschichte so gut beendet hat. Aber die Nacht auf dem Samborgehöfte werde ich nie vergessen.

LXIV.

Das Gespenst in der Kutte.

Ja, ja, die Nacht auf dem Samborgehöfte sollte noch manche Folgen nach sich ziehen, die dem Pater unvergeßlich blieben.

Am dritten Tage Mittags war er, obwohl die Kleider noch feucht von dem Reinigungsprozesse waren, den sie zu bestehen hatten, mit Schwester Cordula von dem Bauernhofe aufgebrochen und Abends in Miechow angekommen. Der schlechte Zustand der Straßen in Polen erlaubte nicht, die Nacht durchzufahren; sie übernachteten daher in jenem Städtchen und setzten die Reise nach Krakau während des andern Morgens fort.

Die drei Rosse hatten ausgerastete Glieder und legten daher den Weg mit doppelter Schnelligkeit zurück. Der Tag war schön und warm gewesen, und die Sonne hatte ihren Spaziergang über das Himmelsgewölbe beinahe vollendet, als die Reisenden Krakau schon ziemlich nahe waren.

Der Pater und Cordula saßen in der Kutsche und das Gespräch drehte sich natürlicherweise um die Flucht Jovita's.

— Das ist eine verdammte Geschichte, sagte der Pater. Man wird in Krakau große Augen machen, wenn wir erzählen, sie sei uns entwischt.

— Das dürfen wir auf keinen Fall bekennen; was würde man sich von uns denken!

— Eine Nothlüge ist ja erlaubt, zumal wenn durch sie Niemand ein Schaden zugefügt wird. Wir geben an, der böse Geist habe sie mitten in der Nacht, während wir schliefen, aus dem Bette geholt und durch die Lüfte entführt; als wir durch das Geräusch erwachten, sahen wir sie eben zum Fenster hinaus gehoben und in der Finsterniß verschwinden. Du wirst in Allem meine Aussagen bestätigen, Cordula.

— Darüber ist kein Zweifel; ich werde sogar wie vor Schmerz weinen.

Der Kutscher klopfte draußen an das Fenster. Die beiden Reisenden sahen zu ihm empor und fragten, was es gäbe.

— Dort liegt Krakau, Hochwürden! antwortete dieser und deutete auf eine Stadt im Weichselthale.

In der That sah man jetzt, da die Straße den Rücken eines Hügels erklommen hatte, in der Ferne Krakau liegen. Die Reisenden bogen sich zum Fenster hinaus und bewunderten die prächtige Lage dieser Stadt.

Schon in der Entfernung von einer Meile ergötzt sich das Auge des Reisenden an dem herrlichen Anblicke dieser majestätischen Stadt, deren Gründung sich in die Zeiten des fabelhaften Alterthumes verliert. Keine andere polnische Stadt gewährt eine ähnliche Ansicht. Die hohen Thürme zahlreicher Kirchen, die rothen Dachziegeln an uralten Gebäuden, die glänzenden kupfernen Platten der Dächer und Kuppeln, welche die schimmernden Strahlen der Abendsonne zurückwarfen, und ganz besonders die majestätisch auf dem Wawelsberge emporragende Burg sammt den von drei Seiten sich in Gestalt eines spitzen Kegels erhebenden Grabhügeln, die als die Denkmäler des Alterthumes, der Größe und des Ruhmes der polnischen Nation anzusehen sind, sind nicht ohne Rührung zu betrachten. Am linken Ufer der Weichsel sich hinstreckend, wird die Stadt auf der Südseite von dem breiten Fluße umspielt. Eine anmuthige Gegend breitet sich um sie aus, und fruchtbare Ebenen umgeben sie im Osten und Norden. In der Ferne ragen die blauen Karpathen herein und vollenden das bezaubernde Panorama.

— Mir jauchzt das Herz im Leibe, da ich meine Vaterstadt wie-

kersche! rief Gratian aus. Sieh nur, Cordula, wie herrlich sie im Abendrothe daliegt!

— Krakau ist Deine Vaterstadt? Das wußte ich bisher nicht; ich glaubte, Du wärest ein Deutscher, da Du auch diese Sprache sprichst!

— Hier wurde ich geboren und erzogen. Mein Vater war ein Lieutenant der österreichischen Garnison, die eine Zeit lang nach Krakau geworfen wurde, und er beglückte meine Mutter mit zwei Knaben. Er zog mit der Garnison ab und ließ nichts wieder von sich hören; die Mutter blieb im Elende zurück und starb aus Gram und Verzweiflung. Wir kamen in eine der Erziehungsanstalten, an denen Krakau so reich ist, und sollten, da wir Geist und Witz zeigten, Geistliche werden. Mein Bruder sprang indes aus, als er bereits die niederen Weihen erhalten hatte, und ist jetzt Polizeidirektor in Warschau und ein Freund der Russen; ich aber sah mich gezwungen, das Asylrecht des Carmeliterklosters auf dem Hügel Czerna zu beanspruchen, wo ich schließlich in den Orden trat und ausgeweiht wurde. Eine Apothekerstochter, die sich in mich verliebte und mit mir eine Nacht über in die Sakristei einsperren ließ, war Veranlassung, daß ich nach Warschau versetzt wurde. Könnte ich nur wieder in dieses Paradies zurückkehren!

Man hatte sich inzwischen immer mehr der Stadt genähert und übersah ihre ganze Lage und Ausdehnung. Gratian begann Cordula auf die einzelnen Theile aufmerksam zu machen.

— Die eigentliche Stadt ist ringsum von den Vorstädten umlagert, wie Du hier siehst. Die Altstadt mit dem Bezirke Stradom und dem Judenviertel Kasimierz wurde früher durch die alten Befestigungsmauern von ihnen getrennt. Die Oesterreicher rißen aber die Mauern ein und ersetzten sie durch schöne Anlagen; von den zwölf Thoren ließen sie nur jenes durch Vertheidigungsthürme geschützte Rondell, das Floriansthor, übrig. Sieben Brücken, darunter vier steinerne, verbinden die Stadt im Osten mit Wielopole, Wessola und Kleparz, und mit Galizien. Im Norden liegen die Vorstädte Wisna, Smolensk und Piasek, in welch letzterem Du unser Carmeliterinnenkloster da drüben siehst; daran stoßt im Westen Zwierzyniec mit dem benachbarten Kapuzinerkloster.

Von den vier öffentlichen Plätzen dort ist der merkwürdigste der

Marktplatz, im Vierecke von staatlichen Häusern umgeben und in der Mitte ein Tuchhaus, den Bazar, enthaltend. Von ihm laufen die zwölf Hauptstraßen aus, von welchen die Burgstraße die belebteste ist, durch Stradom nach Kasimierz und von da über die Weichselbrücke nach Podgorze führt; dieselben werden noch von 29 Seiten und Querstraßen durchschnitten.

An Kirchen ist die Stadt sehr reich, wie denn überhaupt ihre Bewohner fromm und gläubig sind; freilich ist dort die Moralität nicht zum Besten bestellt. Denn wo Gott seine Kirche baut, sagt schon der Heide Curtius, baut der Teufel seine Capelle daneben — religionem superstitio imitatur. Mit der Frömmigkeit verträgt sich die Liederlichkeit sehr wohl, was das Leben einiger frommer Päpste beweist.

Früher besaß Krakau über 70 Kirchen, jetzt zählt es nur mehr 65. Die merkwürdigste hievon ist die Schloßkirche auf dem Berge Wawel, von König Wadislaus Hermann (1081—1102) errichtet, nach dem Kölnerdome der prachtvollste deutsche Dom. In den 16 Kapellen desselben, von welchen die jagellonische die schönste, liegen die berühmtesten Männer Polens begraben. An sie stößt die Residenz des Bischofs.

Außer der prachtvollen Marienkirche am Markte, von deren beiden Thürmen der eine 300 Fuß hoch ist und als Wachthurm dient, sind noch erwähnenswerth die Peter- und Paulskirche (ehemalige Jesuitenkirche) im Style der Peterskirche in Rom, die Universitätskirche St. Anna mit dem Grabmale des Kopernikus, des Erfinders unseres heutigen Sonnensystems, die Frohnleichnamskirche, die Kasimir und Stanislauskirchen, in welchen diese Heiligen ermordet wurden, und wo man noch die Tropfen des bei dem Morde vergossenen Blutes vorzeigt. Alle diese Kirchen besitzen große Reichthümer.

Von den öffentlichen Gebäuden verdient die Burg auf dem Berge Wawel, zu deren Füßen rings die Stadt liegt, als ein Meisterwerk alterthümlicher Baukunst hervorgehoben zu werden. Als sie noch die Residenz der früheren Könige Polens bildete, glich sie selbst einer kleinen Stadt. Seit 1796 wurde sie zur Kaserne und zum Jesuitenkollegium erniedrigt und enthält in seinem andern Flügel die Universität.

An Hospitälern, Irrenhäusern und sonstigen Wohlthätigkeitsanstalten kann sich Krakau mit den ersten Städten messen, woran aber

Oesterreich wahrlich keine Schuld trägt; denn seit es diesem Staate botmäßig wurde, sinkt es von Jahr zu Jahr im Handel und Wandel. Oesterreich ist es nur um die rechtzeitige Einbezahlung der Steuern zu thun, um das Wohl und Wehe seiner Völker läßt ihm die „Gemüthlichkeit" nicht Zeit, sich zu bekümmern.

Siehst Du die Kirche da drüben auf Piasek, mit dem spitzen Thurme und dem Hahn auf dem Dache? Das ist Maria in Arena, die Klosterkirche Mariasand der Carmeliterinnen, wo wir absteigen werden, und wohin Jovita gebracht werden sollte. Sie ist eine alte, ehrwürdige Kirche, und verdankt ihr Gründung einem Hautübel. Herzog Ladislaus Hermann bekam nämlich die Krätze, und kein Arzt konnte sie bei dem damaligen niedrigen Stande der medicinischen Wissenschaften kuriren. Da erschien ihm im Traume die heilige Jungfrau und wies ihn nach dem Orte hin, wo jetzt die Kirche steht; dort würde er unter Veilchen Sand finden, der ihm Hilfe schaffte. Der Herzog zog am andern Tage in großartiger Procession, begleitet von Bischof Lambert, der Geistlichkeit und dem ganzen Hofstaate, nach dieser Stelle, grub Sand aus und rieb damit seine Krätze. Von da an war das Uebel verschwunden. Aus Dankbarkeit gründete er hier die Kirche, die indes unvollendet war, als er starb. Auch der Kirchenerbauer des 12. Jahrhunderts, Peter Dunczyk, soll an diesem Baue gearbeitet haben, ohne ihn zur Vollendung zu bringen.

Am Schlusse des 14. Jahrhunderts (i. J. 1395) kamen die ersten Karmeliter nach Krakau. König Ladislaus Jagello und seine Gemahlin Hedwig bauten nun die Kirche aus und übergaben sie den Karmelitermönchen auf deren inständige Bitten. Diese nannten dann die Kirche „zur Heimsuchung Mariä." Die Gegend, in der die Kirche stand, hieß Sandvorstadt, Piasek (auch Gerbervorstadt).

Im Schwedenkriege wurde sie indes i. J. 1655 gänzlich vernichtet und später von Grund aus in der Gestalt erbaut, wie man sie heute sieht. Johann Sobieski, der Polenkönig, wohnte vor seinem Türkenzuge nach Wien darin einem Gottesdienste bei, um den Sieg für seine Waffen zu erflehen. Später schmuggelten sich Carmeliterinnen in Krakau ein und nahmen nach langwierigen Streitigkeiten mit den beschuhten Carmelitermönchen, die theils in Krakau, theils in Rom geführt wurden, Besitz von der neuerbauten Kirche und dem daranstoßenden Kloster. Der Sturmwind der Kuttenreformation fegte über Krakau nicht hinweg, und so hielten sich die Discalceatinnen

trotz mannigfacher Anfeindungen im vollen Besitze des Klosters bis auf den heutigen Tag. —

Unterdessen waren die Reisenden in der Vorstadt Wisna angelangt, und da Niklas in den Straßen der Stadt nicht Bescheid wußte, Pater Gratian aber wegen der neuen Anlagen sich nicht mehr orientiren konnte, fuhren sie statt über Smolensk nach der Altstadt selbst. Die Zeit nun, in welcher sie bemüht waren, aus dieser zurück und durch das Schusterthor auf den Piasek zu fahren, wollen wir benützen, ihnen vorauszueilen und das Carmeliterinnenkloster aufzusuchen.

Das Kloster zur Heimsuchung Mariä bildet der verschiedenen Neubauten wegen, mit denen es in den letzten Jahren angeflickt wurde, ein unregelmäßiges Viereck. Seine Fronte richtet es gegen die schönen breiten Anlagen, welche an der Stelle der alten Stadtmauern die alte Stadt von dem Piasek trennen und von den Spaziergängern Krakaus als beliebte Promenade belebt sind. Der Garten neben dem Kloster ist von sehr hohen Mauern umschlossen. Gleich weit von St. Peter und dem Kapuzinerkloster entfernt, liegt es an der Landstraße, welche vom Schusterthore aus gegen Schlesien führt.

In dem Augenblicke, da wir vor ihm stehen, dunkelt es bereits, und sind zwei Fenster ober der Pforte erleuchtet.

Eine alte Nonne und ein junger Pfaffe sitzen, getrennt durch einen mit Schreibmaterialien bedeckten Tisch, in dem erleuchteten Zimmer. Die erstere hält ein Schriftstück in der rechten und die unvermeidliche Tabaksdose in der linken Hand, der andere schaukelt sich auf dem Stuhle und bohrt mit beiden Fäusten in den Taschen des Talares.

— Wenn die Sache so wichtig ist, wie Sie sagen, Frau Priorin, — begann der Pfaffe, — so sehe ich nicht ein, weshalb Sie mir dieselbe so lange vorenthielten. Als Ihr Gewissensberather und Vertrauter hätte ich keine Heimlichkeiten zu erwarten.

— Sie kennen meine Ansichten, Pater Hyginus, erwiderte die Priorin. Ich bin im Dienste Gottes und im Kloster ergraut, während Sie ein junger Priester und ohne alle Erfahrung im geistlichen und weltlichen Leben sind. Was wären Sie, wenn ich Sie nicht protegirt und Ihnen die einträgliche Beichtvaterstelle unseres Klosters verschafft hätte? Ein armer Schlucker, ein hungriger Cooperator

auf irgend einem Bauerndorfe, mit zwei Gulden Wochenlohn, freier Kost im Pfarrhofe und von der Gnade der Pfarrerköchin abhängig! Vergessen Sie nicht, daß es besser ist, unter dem Pantoffel einer Wohlthäterin zu stehen als unter dem Regimente einer Pfarrersköchin.

— Dafür nehme ich Sie auch täglich in die Intentionen der heiligen Messe auf, Frau Priorin. Allein da Sie mich einmal zu Ihrem Beichtvater und Berather erwählt haben, so dürfte ich doch in wichtigen Dingen um Rath gefragt werden, und wäre es auch nur, um mein Urtheil auszubilden.

— Da nehmen Sie eine Prise, Hyginus. Wissen Sie, weshalb meine Wahl gerade auf Sie fiel, als Pater Marcellus gestorben war? Weil ich junge Leute lieber um mich sehe als alte. Sie dürfen nun aber nicht glauben, daß ich außer dem Beichtstuhle Ihre Autorität anerkenne; ich besitze weit mehr Erfahrung als Sie und erwarte, daß Sie sich unter meinem Pantoffel wohler fühlen, als ich unter dem Ihrigen.

— Ich beuge mich gerne unter Ihren Pantoffel, Frau Priorin.

— Diese demüthige Erklärung gefällt mir. Sehen Sie, solche Männer wie Sie sind mir lieber als zwanzig Klöster voll Nonnen. Nichts ziert den Mann mehr, als Bescheidenheit. Ich sage Ihnen, ein junger Mann, der mir gehorcht, entzückt mich mehr, als alle die Devotion und Ehrfurcht der Schwestern, die mich hinter meinem Rücken doch verlästern. Nehmen Sie eine Prise, Hyginus. Der Tabak ist gut, nicht wahr? Ich beziehe ihn direkt von den Kapuzinern drüben.

— Ausgezeichnet, Frau Priorin! sein Parfüm ist unvergleichlich. Aber ist die Sache wirklich so wichtig, von der sie vorhin sprachen?

— Richtig, Hyginus, laß uns wieder auf diese Geschichte kommen. Wichtig, hm, mir scheint sie das wenigstens zu sein. Vor zehn Tagen erhielt ich von der Priorin in Warschau dieses Schreiben. Hören Sie seinen Inhalt:

Das Priorat
des Klosters St. Theresia der unbeschuhten Carmeliterinnen in Warschau
An
das Priorat des Klosters der Heimsuchung Mariä in
Exp. Nro. 579. Krakau.
Transferirung einer Nonne
betreffend.

Beiliegend übermittle ich Ihnen den mir gestern zugekommenen

Befehl des hochwürdigen P. Provincialen unserer Ordensprovinz Polen zur geneigten Kenntnißnahme und Darnachachtung.

Bezüglich der in Ihr hochlöbl. Kloster zu transferirenden Nonne Jovita von den Engeln, genannt Barbara von Ubryk, erlaube ich ich mir Ihnen Folgendes bekannt zu geben:

Die genannte Schwester wurde vor einiger Zeit von einem Zustande befallen, der sich nach längerer Beobachtung als dämonische Besessenheit bewies. Der böse Geist, der von der Unglücklichen Besitz genommen hat, zeigte sich als ein Geist der Unreinigkeit. Durch die Kraft der Kirche beschworen, rächte er sich dadurch, daß er andere Schwestern mit seinen unreinen Gedanken anfiel und in das Kloster Verwirrung und Trübsal brachte.

Zur Vermeidung ungeeigneter Auftritte einerseits, andererseits aber zum heilsamen Wohle der solchergestalt heimgesuchten Schwester wurde die Versetzung derselben in ein anderes Kloster beantragt und die Ueberbringung in Ihr wohllöbl. Kloster anbefohlen. Der böse Geist ist von der Schwester noch nicht gewichen und macht sich nach Außen durch Raserei bemerkbar.

In Ausführung des ergangenen Befehles werde ich die Schwester Jovita morgen durch einen Pater und die Schwester Krankenwärterin zu Wagen nach Ihrem wohllöbl. Kloster überbringen lassen und unterstelle dieselbe Ihrer Jurisdiktion. Die Verfolgung katholischer Geistlichen von Seite der russischen Poppen macht es nothwendig, daß die drei Personen in weltlichen Kleidern reisen; der begleitende Pater wird sich daher durch eine Legitimation bei Ihnen einführen.

Derselbe erhält nebst der Schwester einen Tag Aufenthalt zur Erholung in Krakau, während welcher Zeit ich beide zu bequartieren und beköstigen bitte. Am zweiten Tage nach der Ablieferung haben dieselben die Heimreise anzutreten.

In schwesterlicher Liebe umarmt Sie

Zitta vom Herzen Jesu,
Priorin O. C.

Der erwähnte Befehl lautet:

An die Ordenspriorate Warschau und Krakau.

Inhaltlich der §. §. 15—21 der reformirten Ordenssatzungen

und vorbehaltlich der nachträglichen Genehmigung Sr. Eminenz unsers hochwürdigen Archiphylax, nach Entgegennahme einer Bitte des Priorates Warschau und eines Berichtes des Ordensbruders und Beichtvaters P. Gratian Heidack, verordnen Wir kraft der Uns zustehenden Vollmachten im ausgesetzten Betreffe wie folgt:

Die Ordensschwester Jovita de Angelis, genannt Barbara von Ubryk, ist nach Empfang dieses unverzüglich durch den obbenannten Pater und eine Laienschwester in das Kloster Unseres Ordens zur Heimsuchung Mariä zu überbringen und dortselbst unter strenge Aufsicht zu stellen.

Ueber ihren Zustand ist nach Ablauf jeden Monats anher Bericht zu erstatten. Das Priorat Warschau hat die Kosten der Ueberbringung zu tragen, sowie in halbjährigen Raten die Existenz der in Rede stehenden Schwester zu sichern. Vollzugsbestätigung ist einzureichen, und wird die genaue Darnachachtung dieser Verordnung unter einer Todsünde geboten.

Für die Provinzen Polen und Galizien:
P. Telesphorus, Ordensprovincial.

Transferirung einer Nonne
betreff.
Exp. Nro. 2103.

Was meinen Sie nun, Hyginus?

— Vor Allem ist dem Befehle des hochwürdigen Provincialen Folge zu leisten und die Nonne aufzunehmen.

— Das hätten Sie mir nicht sagen sollen, Hyginus; das wußte ich besser als Sie. Ich meine, ob Sie das gerecht finden, daß man uns das Uebel an den Hals wirft, um sich davon zu befreien. Genügt es nicht, daß das Kloster in Warschau von einem unreinen Geiste behelligt ist, muß dieser auch noch in unseres herüber verpflanzt werden?

— Ich finde es immerhin, wenn nicht gerecht, so doch geboten durch außerordentliche Umstände.

Wie? Was? Sie können etwas gerecht finden, was mir ungerecht däucht? Ist das der Dank für meine Wohlthaten? Ist das

nicht ungezogen, einer Wohlthäterin zu widersprechen, und ist die Ungezogenheit keine Undankbarkeit?

— Sie mißverstehen mich, Frau Priorin. Ich finde nämlich die Verordnung des hochw. Provincials aus dem Grunde nicht für unbillig, weil die fragliche Schwester nicht von dem Teufel besessen ist, wie man in Warschau glaubt, sondern höchstens an Irrsinn leidet. Es gibt ja keine Besessenheit.

— Ist das wahr, Hyginus?

— Diese Krankheit hat aufgehört. Wer weiß, ob man nicht in früheren Zeiten die Hysterie für Besessenheit gehalten hat. Soviel ist sicher, seit man die Hysterie kennt, gibt es keine Aussätzigen und keine Besessenen mehr. Wir haben es also im vorliegenden Falle mit keiner Besessenen zu thun, sondern wahrscheinlich mit einer an Hysterie leidenden Nonne.

— Was ist die Hysterie für eine Krankheit?

— Wie soll ich sagen? Soll ich sie Mutterweh heißen? Sie ist eine Krankheit des weiblichen Geschlechtes, die vorzüglich in den Klöstern zu finden ist. Sie entsteht aus der Nichtbefriedigung natürlicher Triebe und wird zur Hysteromanie oder Manneswuth, wenn kein Mittel dagegen angewendet wird. Carl Julius Weber, einer der geistreichsten deutschen Schriftsteller, charakterisirt sie derb aber richtig, indem er sagt: „Bei den weiblichen Mystikern sitzt der Jammer gewöhnlich auf dem Fleckchen, das man nicht gerne nennt."

— Sie sind ein gescheidter Kopf, Hyginus. Ihre Weisheit entzückt mich. Nehmen Sie — aber eine Prise! Ist also die Hysterie eine Sünde?

— Durchaus nicht. Ein krankhafter Zustand kann niemals sündhaft sein.

— Dessen bin ich froh: wir können also noch weiter darüber sprechen. Haben denn die Weltleute auch mit dieser Krankheit zu schaffen?

— Seltener, als die Klosterfrauen. Sie sind auch lange nicht solchen Aufregungen ausgesetzt, wie diese. Das unthätige Leben, die Geißelungen, der Genuß von Fischen befördern die Hysterie; das fortwährende Beten um die Gnade der Keuschheit erinnert die Nonnen

an das Gegentheil und bringt sie doch zuweilen auf sonderbare Gedanken. Dabei ruft die beständige Berührung mit den Beichtvätern und Geistlichen die mühsam unterdrückten Gefühle wach, und ein einziges zärtliches Wort genügt oft, ihr mit Zündstoff angefülltes Herz in Feuer und Flammen zu setzen. Das Bewußtsein, daß ihnen etwas fehle, verläßt sie nicht mehr, der geheime Wunsch, ein nur geahntes Bedürfniß befriedigt zu sehen, taucht trotz Beten und Kasteiungen immer wieder auf, die Empfindung, daß das Weib eben doch bestimmt sei, Mutter zu werden, wirkt immer stärker auf sie ein. Die Phantasie kann sich der aufdrängenden Bilder verbotener Freuden nicht mehr entschlagen; es wird nun im Beichtstuhle darüber gesprochen, der Beichtvater will diese Bilder bis ins Kleinste ausgemalt sehen, und die sinnliche Begierlichkeit erwacht jetzt gerade mit aller Stärke an dem Orte, wo sie eigentlich gebannt werden sollte. Die Hysterie ist fertig. Bei einzelnen Naturen führt sie zum stillen Wahnsinne, bei andern zur offenen Raserei. Ich zweifle nicht daran, daß es sich mit dieser Nonne Jovita ebenso verhält.

— Aehnliche Beobachtungen habe ich selbst in meinem Kloster gemacht. Wie kommt es aber, daß man in früheren Zeiten weniger von solchen Zuständen hörte?

— Diese krankhaften Erscheinungen gab es nicht gestern und heute, sondern zu allen Zeiten, Frau Priorin. Wenn es früher weniger hysterische Nonnen gab, so lag das in der freieren Auffassung der Gelübde und in dem Schandleben, dem sich die geistlicheu Personen damals offen hingaben.

— Hyginus, was sprachen Sie? Es wäre entsetzlich, wenn uns Jemand hörte. Die Geistlichen waren doch zu allen Zeiten die frömmsten Menschen, wie sie es jetzt noch sind.

— Wir sprachen unter uns Jungfrauen, Frau Priorin. Die Wahrheit zu sagen, zieht zwar Feinde herbei, allein Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich statt meiner die Geschichte sprechen lasse und behaupte, daß die Geistlichen nicht immer das waren, was sie zu sein schienen.

Weder Tonsur noch Weihen vermögen es, den Geistlichen die menschlichen Schwächen abzustreifen. Die Natur respektirt einen geweihten Pfaffenleib ebenso wenig, wie den irgend eines andern thie-

rischen Organismus, und kämpft mit ihm um Recht. Diese Kämpfe endeten bei gewissenhaften Geistlichen, denen es mit ihrem Keuschheitsgelübde Ernst war, gar häufig mit Selbstmord oder Wahnsinn, oder mit unnatüricher Befriedigung des Geschlechtstriebes.

Der schlechtere Theil der Geistlichen, die ich gleich den Weltleuten „Pfaffen" nenne, betrachtet dagegen die Ehe als eine Fessel, von der sie der gute Gregor befreit hat, und thut wie jener Mönch, der nach langen Kämpfen endlich dem Rathe eines alten Praktikus folgte: „Wenn mich der Teufel reizt, so thue ich, was er will, und dann hört der Kampf auf." Ich will ihnen nichts Böses nachsagen, aber Papst Clemens VI. reden lassen, der von ihnen sagte, daß sie „wie eine Heerde Stiere gegen die Kühe des Volkes wüthen."

Diese Pfaffen nennt der heilige Bernhard „Füchse", die den Weinberg des Herrn verderben und die Enthaltsamkeit nur zum Deckmantel der Schande und Wollust brauchen, vor denen schon der Apostel Petrus gewarnt habe. „Man müsse," fährt er fort, „ein Vieh sein, um nicht zu merken, daß man allen Lastern Thüre und Thor öffne, wenn man rechtmäßige Ehen verdamme."

— Schnupfen Sie, Hyginus! unterbrach die Priorin den jungen Pater, indem sie ihm ihre Dose reichte. Ja, es wäre besser, wenn wir uns verheirathen dürften, weiß Gott! Ich wüßte, wer der Mann meiner Wahl wäre.

— Jesus selbst war nicht verheirathet; aber bei vielen Gelegenheiten äußerte er sich über die Ehe und erkannte sie als eine durch göttliche Anordnung geheiligte Anstalt an; [1]) ja wir wissen, daß er mit seiner Mutter und seinen Jüngern einer Hochzeitsfeier zu Kana in Galiläa beiwohnte, was er nicht gethan haben würde, wenn er die Ehe überhaupt als eine unsittliche Verbindung erkannt hätte.

Die Apostel hatten darüber ganz dieselben Ansichten. Paulus nennt die Ehe einen in allen Betrachtungen ehrwürdigen Stand [2])

---

1) Matth. 5, 31, 32; 19, 3–7, 9.
2) Hebr. 13, 4.

und erklärt sogar die Untersagung derselben für eine Teufelslehre. [3]) Kurz nach allen in der Bibel enthaltenen Lehren des Christenthumes ist das Band, welches die Ehe um Mann und Weib schlingt, ein höchst ehrwürdiges. Petrus selbst und die meisten der Apostel waren verheirathet, und Paulus verlangt in seinen Briefen an Thimotheus von den Bischöfen und Diakonen, daß sie im ehelichen Stande leben sollten.

Die Päpste handelten jedoch ganz anders als die Apostel. Ihnen war es nur um Ausrottung der Ehe unter den Priestern zu thun und sie gestatteten sogar gegen eine Geldabgabe außereheliche, geistlich-fleischliche Ausschweifungen, unbekümmert um das Aergerniß, welches dadurch gegeben wurde; ja sie gingen selbst mit dem schändlichsten Beispiele voran.

Zahlreiche Sekten verdammten schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die Ehe überhaupt; vorzüglich die Abeloniten und Enkratiten, während der Stifter einer andern philosophischen Christensekte, Kapokrates, lehrte, daß die Weiber von der Natur zum gemeinschaftlichen Genusse bestimmt seien. Von seinen Anhängern erzählt man, daß sie bei ihren Versammlungen die Lichter verlöschten und untereinander das thaten, wobei sie übrigens Niemand gerne leuchten läßt. Die Adamiten trieben es ähnlich. Vor ihrem Tempel, den sie das Paradies nannten, befand sich eine bedeckte Halle. Unter dieser entkleideten sie sich und marschirten dann nackt und paarweise in die Versammlung. Hier ergriff jedes Männlein ein Fräulein — — und das nannte man die mystische Vereinigung. Ganz so, wie bei unsern gut protestantischen Muckerversammlungen. Man sieht, die Seelenbräute sind eine uralte Erfindung.

Die Valesier, eine Sekte des dritten Jahrhunderts, zwangen ihre Anhänger zur Kastration, und sie trieben dieselbe so leidenschaftlich, daß sie sehr häufig Fremde durch List in ihre Häuser lockten und diese unangenehme Operation mit ihnen vornehmen.

Je mächtiger der Geschlechtstrieb war und je mehr sinnliches Vergnügen seine Befriedigung gewährte, desto verdienstlicher erschien

---

3) 1. Thim. 4, 3.

es, ihn zu bekämpfen, und diejenigen, welchen es vollkommen gelang, standen im höchsten Ansehen und waren Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Die meisten Kirchenväter, obwohl selbst verheirathet, eiferten gegen die Ehe im Allgemeinen und Tertullian sagt, man müsse wünschen, daß die Kinder bald stürben, da das Ende der Welt bevorstände. So kam es denn allmählig, daß man den unverheiratheten Geistlichen den Vorzug gab, obwohl das erste allgemeine Concil zu Nicäa (325) die priesterliche Ehe erlaubte und den Geistlichen nur die Beischläferinnen verbot.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Cölibatsschwärmerei übte das Mönchswesen. Den fanatischen Mönchen war die Ehe ein Greuel und sie gingen, weil nun einmal von den Pfaffen Alles übertrieben wird, so weit, daß sie sogar die Frauen verfluchten und behaupteten, daß man sie gleich einer „ansteckenden Seuche“ und „giftigen Schlangen“ fliehen müsse. Sie riefen sich, wenn sie einander begegneten, Sentenzen zu, welche sie immer daran erinnern sollten, daß das Weib zu verachten sei, wie z. B. „das Weib ist die Thorheit, welche die vernünftigen Seelen zur Unzucht reizt“ und dergleichen.

Dies Streben nach Heiligkeit erzeugte auch bei den Laien und Clerikern heldenmüthige Entschlüsse, die zwar subjektiv immer zu bewundern sind, aber doch mit Bedauern darüber erfüllen, daß soviel moralisches Pulver ins Blaue hinein verschossen wurde.

Der Kampf der Geistlichen um ihre Rechte als Menschen dauerte zwei Jahrhunderte. Endlich unterlagen sie, und wahrlich nicht zum Vortheile der römischen Kirche.

Der Vorzug, welchen fanatische Bischöfe den unbeweibten Geistlichen gaben, mußte endlich zum Cölibate führen. Die Neigungen vieler Geistlichen stimmten damit durchaus nicht überein. Indes wußten sie es schon so anzustellen, daß sie den Schein der Heiligkeit wahrten, dabei aber doch dem brüllenden Fleischesteufel im Geheimen opferten.

Sehr günstig erwies sich dafür die seltsame Sitte, daß unverheirathete Geistliche, oder auch Laien, Jungfrauen zu sich ins Haus nahmen, welche gleichfalls Keuschheit gelobt hatten. Diese Jungfrauen nannte man Agapétinnen, Liebesschwestern. Mit diesen lebten die Geistlichen „in geistiger Vertraulichkeit und platonischer Liebe.“ Sie waren fortwährend mit ihnen beisammen, schlie-

fen sogar meistens mit ihnen in einem Bette, wie es heute noch in Rom geschieht, wo der arme Abbate kein eigenes Bett für seine Köchin oder Agapetin aufzustellen vermag, — behaupteten aber, daß sie eben nur miteinander schliefen.

Dies zu glauben, — dazu gehört eben Glauben. Der heilige Adhelm legte sich zu einem schönen Mädchen, die sich alle Mühe gab, sein Fleisch rebellisch zu machen, er aber benahm sich wie die drei Jünglinge im Feuerofen, und blieb durch Psalmensingen mitten in den Flammen der Wollust unversehrt.

Das Zusammenleben mit den Agapetinnen gab den Weltkindern schon frühe Stoff zum Spott und zu Verdächtigungen der Pfaffen. Viele Jungfrauen bestanden zwar auf der Untersuchung ihrer Jungfrauschaft durch Hebammen; allein der heilige Cyprian antwortet ihnen mit den Worten: „Augen und Hände der Hebammen können getäuscht werden." Tertullian beklagt sich über die oftmals vorkommenden Schwangerschaften solcher „Jungfrauen" bitter in seinen Schriften. Am sichersten war es freilich, wenn der Geistliche den Beweis seiner Unschuld führen konnte, wie der Patriarch Acacius, der von der Kirchenversammlung zu Seleucia (489) der Unzucht beschuldigt wurde. Er hob seine Kutte auf und bewies den ehrwürdigen Vätern durch den Augenschein, daß eine derartige Sünde bei ihm ein Ding der Unmöglichkeit sei.

Später suchte man dem Uebel dadurch zu steuern, daß man das Alter, welches die Liebesschwestern haben mußten, sehr hoch ansetzte. Schon Kaiser Theodosius II. sah sich genöthigt zu bestimmen, daß die im Dienste der Kirche stehenden Diaconissinnen über 60 Jahre alt sein mußten, da es vorgekommen war, daß ein Diakon eine vornehme Frau in einer Kirche von Konstantinopel geschändet hatte. Dieses Alter schützte jedoch keineswegs gegen die Unzucht, da ein ungenannter Bischof, der die Natur der Pfaffenspatzen*) kannte, dagegen eiferte, indem er schrieb: „Auch nicht ein altes noch häßliches Frauenzimmer sollen die Geistlichen in ihr Haus nehmen, weil man da, wo man vor Verdacht sicher ist, am schnellsten sündigt, auch die

*) Spatzen wurden die Franziskaner von den Dominikanern genannt, welche hinwiederum von jenen den Namen Schwalben erhielten.

Lust sich nicht an das Häßliche kehrt, indem der Teufel ihr das hübsch macht, was abscheulich ist."

Nun, was geschah? Man gab dem Kinde einen andern Namen, — die Jungfrauen, welche damals Agapetinnen hießen, heißen heute Pfarrersköchinnen.

— O Hyginus! Theurer Sohn! unterbrach ihn die Priorin. Wie entzückt mich Ihre Weisheit! Nicht wahr, diese Pfarrersköchinnen hassen Sie ebenso wie ich?

Dabei fiel die freudigbewegte Alte dem jungen Pater um den Hals und umarmte ihn vor Rührung. Derselbe hatte Mühe, unter der alten Last nicht niederzufallen und beschwichtigte sie.

— Gewis, Frau Priorin, kann ich keine Achtung vor Personen hegen, wie ich sie eben geschildert habe. Aber weshalb, wenn es erlaubt ist zu fragen, erfreuen sich diese Jungfrauen in so hohem Grade Ihrer Ungnade?

— Ach, mein Guter, meine eigene Mutter war eine solche Jungfrau! Denken Sie sich, sie gebar mich in einem Badeort Sachsens, und gab mich dann für eine elternlose Nichte des Pfarrers aus, dem sie diente. Vater und Mutter verläugneten mich vor der Welt als ihr Kind, obwohl sie mich im Pfarrhofe erzogen. Ich selbst lebte in der Meinung, eine Waise zu sein, und erfuhr, als ich dem Willen meines Wohlthäters gemäß in das Kloster gehen mußte, erst beim Tode der Köchin, daß sie meine wirkliche Mutter und der Herr Pfarrer mein wirklicher Vater sei. Diese Schande, o wie hab ich damals geweint!

Ein heftiges Schluchzen befiel selbst jetzt noch die Priorin, als sie sich der traurigen Geschichte ihrer Elternlosigkeit erinnerte. Der Pater beruhigte sie und entzog sich langsam ihrer Umarmung. Als ihm dies gelungen war, begab er sich schleunigst an seinen Sitz auf der andern Seite des Tisches, den er im Laufe seiner Erzählung verlassen hatte. Wie es schien, wollte er dadurch einer nochmaligen Umarmung des alten Weibes vorbeugen. Als die Priorin ihren Gram mit der Tabaksdose vertrieben und tiefgerührt geschnupft hatte, fuhr er fort:

— Das Leben der Heiligen beschäftigt sich vorzugsweise mit den Kämpfen, welche sie mit dem Fleischesteufel zu bestehen hatten. Alle

diese heiligen Männer waren entzündbar wie Streichhölzchen und verglichen sich selbst mit Stroh, das sich bei Anährung des Feuers entzündet. „Diesen Feind", schreibt der heilige Bernhard über den gottlosen Fleischesteufel, „können wir weder fliehen noch in die Flucht schlagen, wenn gleich Hieronymus die Flucht vor dem Weibe anräth, als der Pforte des Teufels, der Straße des Lasters, — der Mann ist eine Stoppel, nähert er sich, so brennt er." Der heil. Abt Wilhelm legte sich auf ein Bett von — glühenden Kohlen und lud seine Verführerin ein, sich zu ihm zu legen.

Der heilige Chrysostomus sagt: „Ich habe vernommen, daß Viele zu Steinen und Statuen Neigung empfunden haben. Vermag aber soviel ein Kunstwerk, was muß da erst vermögen ein zarter lebender Körper?"

Das Leben der Geistlichen in den ersten Jahrhunderten lernen wir sehr genau aus den Schriften der Kirchenväter kennen, welche sich bemühten, dies unter denselben herrschende Verderbniß zu bekämpfen. Es erscheint oft unglaublich, daß die Religion, welche Jesus lehrte, zu so abscheulichen Lastern führen konnte, wie sie uns in diesen Schriften berichtet werden. Gregor von Nazianz, Basilius, Chrisostomus, Cyrillus von Jerusalem etc. können nicht grell genug die Verkommenheit ihrer Geistlicher schildern. Die afrikanischen Synoden sahen sich gezwungen, zu verordnen, daß kein Geistlicher allein zu einer Jungfrau oder einer Wittwe gehen solle.

Am lebhaftesten zeichnet den Sittenverfall der damaligen Zeit der heilige Hieronymus. „Siehe", schreibt er an Eustachius, „die meisten Wittwen, die doch verheirathet waren verbergen ihr unglückliches Gewissen unter dem erlogenen Gewande. Wenn sie nicht der schwangere Bauch oder das Geschrei der Kinder verräth, so gehen sie mit emporgestrecktem Halse und hüpfendem Gange einher. Andere aber wissen sich unfruchtbar zu machen und morden den noch nicht gebornen Menschen. Fühlen sie sich von ihrer Ruchlosigkeit schwanger, so treiben sie die Frucht durch Gift ab. Oft sterben sie mit daran, und dreifachen Verbrechens schuldig, gelangen sie in die Unterwelt, als Selbstmörderinnen, als Ehebrecherinnen an Christus, als Mörderinnen des noch nicht geborenen Sohnes. Ich schäme mich, es zu sagen, o der Abscheulichkeit! Es ist traurig, aber doch wahr. Und weiter in demselben Briefe: „Es gibt Andere, ich rede von Leuten

meines Standes, welche sich deshalb um das Presbyterat und Diakonat bewerben, um die Weiber desto freier sehen zu können. Ihre ganze Sorgfalt geht auf ihre Kleider, auf daß sie gut riechen und die Füße unter einer weißen Haut nicht aufschwellen. Ihre Haare werden rund gekräuselt, die Finger schimmern von Ringen, und damit ihre Fußsohlen kein feuchter Weg benetze, berühren sie ihn kaum mit der Spitze. Wenn du solche siehst, sollst Du sie eher für Verlobte als für Geistliche halten. Einige bemühen sich ihr ganzes Leben nur darum, die Namen, Häuser und Sitten der Matronen kennen zu lernen. Einen von ihnen will ich kurz beschreiben. Er steht eilfertig mit der Sonne auf, entwirft die Ordnung seiner Besuche, sieht sich nach einem kürzeren Wege um, und der überlästige Alte geht beinahe bis in die Schlafkammern. Wenn er ein zierliches Kissen oder Tuch oder sonst etwas von Hausrath sieht, so lobt, bewundert und berührt er es und klagt, daß es ihm fehle, preßt er es mehr ab, als daß er es verlangte, weil sich eine jede Frau fürchtet, den Stadtfuhrmann zu beleidigen. Ihm sind Fasten und Keuschheit zuwider; eine Mahlzeit billigt er nach ihrem feinen Geruche und nach einem gemästeten jungen Kranich. Er hat ein barbarisches und freches Maul, das immer zu Schmeichelworten gewaffnet ist. Du magst dich wenden, wohin Du willst überall fällt er Dir zuerst in die Augen."

So wenig sich aber die Natur zu Freude und Kummer zwingen läßt, war sie auch durch die strengsten Gesetze und Synodalverordnungen zurückzudämmern. Wenig fruchtete die Schärfe der Gesetze. Darum bricht auch Ratherius aus Verona, der zu Anfang des 10. Jahrhunderts lebte, in die Klage aus: „O! wie verworfen ist nicht die ganze Schaar der Kopfgeschorenen, da unter ihnen keiner ist, der nicht ein Ehebrecher wäre oder ein Sodomit."

Ein großer Eiferer gegen das sündhafte Leben der Pfaffen war der Kardinal Petrus Damiani. In seinem liber gomorrhianus beklagt und schildert er ihre widernatürliche Unzucht, insbesondere ihre Sodoniterei, ihre Schändung von Jünglingen und Knaben, ihre Unfläthereien untereinander und mit ihren Beichtkindern, und führt an, wie die gemeinschaftlichen Verbrecher, um ungestört fortsündigen zu können, sich einander in der Beichte absolvirten. Seine Apostrophe an die Weiber der Priester ist wahrhaft orginell.

„Indes rede ich Euch an, Ihr Schätzchen der Cleriker, Ihr Lock-

speise des Satans, Ihr Auswurf des Paradieses, Ihr Gift der Geister, Schwert der Seelen, Wolfsmilch für die Trunkenen, Gift für die Essenden, Quelle der Sünden, Anlaß des Verderbens. Euch, sage ich, rede ich an, Ihr Lusthäuser des alten Feindes, Ihr Wiedehopfe, Eulen, Nachtkäuze, Wölfinnen, Blutegel, die Ihr ohne Unterlaß nach Mehrerem gelüstet. Kommt also und hört mich, Ihr Buhlerinnen, Lustdirnen, Ihr Mistpfützen fetter Schweine, Ihr Ruhepölster unreiner Geister, Ihr Nymphen, Sirenen, Hexen, und was es für Schimpfnamen geben mag, die man euch beilegen möchte. Denn Ihr seid Speise der Satane, zur Flamme des ewigen Todes bestimmt. An Euch weidet sich der Teufel, wie an ausgesuchten Mahlzeiten, und mästet sich an der Fülle Eurer Ueppigkeit. Ihr seid die Gefäße des Gewinnes und des Zornes Gottes, aufbewahrt auf den Tag des Gerichtes. Ihr seid grimmige Tigerinnen, deren blutige Rachen nur nach Menschenblut dürsten, Harpyen, die das Opfer des Herrn umflattern und rauben und diejenigen grausam verschlingen, welche Gott geweiht sind. Ihr seid Löwinnen, die Ihr Eure Mähne erhebt und unvorsichtige Menschen zu ihrem Verderben in blutigen Umarmungen räuberisch umklammert, Sirennen und Charybden, indem Ihr trügerisch anmuthigen Gesang ertönen läßt, unvermeidlichen Schiffbruch bereitet. Ihr seid wüthendes Otterngezücht, die Ihr vor Wollustbrunst Christum, der das Haupt des Clerus ist, in Euern Cuhlen ermordet."

Dieser Damiani, den manches Pariser Fischweib um seinen Reichthum an Schimpfwörtern beneiden dürfte, bahnte auf solche Weise dem Papst Gregor den Weg vorzüglich zum Cölibate. Als dieses bald darauf eingeführt wurde, stieß es allenthalben auf Widerstand bei den Geistlichen. Allein ein englischer Prälat tröstete sich und andere mit den Worten: „Man kann wohl den Priestern die Weiber, aber nicht den Weibern die Priester nehmen."

Der liederlichste Geistliche in der Welt war wohl der Bischof Ranulph von Durham, genannt Flambard oder Passablaberer. Er lebte wie ein türkischer Sultan. Schöne Mädchen in üppiger Entkleidung kredenzten ihm bei Tische den Wein, und damit er stets die Mittel hatte flott zu leben, bedrückte und plünderte er seinen Curatklerus, der sich seinerseits wieder an das Volk halten mußte. Sein Ruf war auch zu dem päpstlichen Legaten gedrungen. Dieser ließ ihn vor die Synode nach London citiren; allein Ranulph fand es

nicht für gut, diesem Rufe Folge zu leisten, und der Kardinal Johann entschloß sich daher selbst nach Durham zu gehen, um sich hier durch den Augenschein von der Wahrheit der Gerüchte zu überzeugen.

Ranulph wußte zu leben. Er empfing den Legaten Sr. Heiligkeit auf das Freundlichste, veranstaltete ein großes Gastmahl, bei dem alle Leckereien der Welt und die feinsten Weine aufgetragen wurden, so daß der Kardinal vor Entzücken außer sich gerieth, besonders da eine schöne „Nichte" des Bischofs, die auf ihre Rolle einstudirt war, sich alle mögliche Mühe gab, ihn vortrefflich zu unterhalten, ja sich endlich bewegen ließ, eine Nacht bei dem päpstlichen Legaten zuzubringen. Nachdem dieser wie ein Gimpel in die ihm aufgestellte Falle gegangen war, versammelte der Bischof seine Kleriker und Knaben, welche Lichter trugen, und überraschte ihn in feierlicher Prozession. Der Bischof war wegen seines Bisthums unbesorgt.

Nicht besser trieben es oft die Geistlichen in Frankreich. Der Erzbischof von Besançon verkaufte, um seinen Geiz zu befriedigen, Alles, was Käufer fand und plünderte seine Geistlichen dermaßen aus, daß sie in ärmlicher Kleidung wie Bauern, umhergehen mußten. Nonnen und Geistliche gestattete er für Geld die Ehe. Er selbst lebte mit einer Verwandten, der Aebtissin von Reaumair Mont, hatte ein Kind von einer Nonne und nebenbei die Tochter eines Priesters als Konkubine. Der Erzbischof von Bordeaux unterhielt eine Räuberbande, die er zu seinem Vortheile auf Expeditionen aussandte. Einst kam er mit einer Menge liederlicher Mädchen und Kerle in die Abtei des hl. Eparchius, lebte hier drei Tage in Saus und Braus und zog endlich ab, nachdem er das Kloster rein ausgeplündert hatte. „Seine übrigen Verbrechen verbietet die Schamhaftigkeit zu nennen", sagt Papst Innozens III. in seinen Briefen. In vielen Fällen gingen die Bischöfe ihren Geistlichen in der Sittenlosigkeit voran, wenn sie es auch nicht so arg trieben, wie der Bischof Heinrich von Lüttich, der eine Aebtissin zur Maitresse und in seinem Garten einen förmlichen Harem hielt, und der sich rühmte, in 22 Monaten vierzehn Söhne gezeugt zu haben.

Als die Päpste endlich einsahen, daß das Uebel ein unvermeidliches sei, suchten sie nun wenigstens einen Vortheil daraus zu ziehen. Sie dekretirten, daß jeder Geistliche, mochte er nun ein Konkubine haben oder nicht, einen bestimmten jährlichen H.... zins entrichten müsse. Nikolaus de Clemanzis, der um 1430 lebte, und eine Zeit

lang päpstlicher Geheimschreiber war, bestätigt das und sagt unter Anderm: „Ist Jemand heutzutage träge und zum üppigen Müssiggange geneigt, so eilt er sogleich, ein Priester zu werden. Alsdann besuchen sie fleißig liederliche Häuser und Schenken, wo sie ihre Zeit mit Saufen, Fressen und Spielen zubringen, betrunken schreien, fechten und lärmen, den Namen Gottes und der Heiligen mit ihren unreinen Lippen verwünschen, bis sie endlich aus den Umarmungen ihrer Dirnen zum Altare kommen."

Interessante Belege für die Liederlichkeit der Pfaffen enthalten die Schriften der Aerzte. Aus ihnen lernt man die schrecklichen Folgen des Cölibats an den Leibern der Pfaffen selbst kennen. Alle Aerzte klagten, daß die Syphilis, welche deutsche Landsknechte aus Frankreich mitgebracht haben sollen, durch die Pfaffen auf eine grauenerregende Weise verbreitet wurde. Vergebens waren alle Ermahnungen zur Mäßigkeit. Kaspar Torella, erster Kardinal am Hofe Alexanders VI., Bischof St. Justa und Leibarzt des Papstes, bat die Kardinäle und sämmtliche Geistlichen: „Doch ja nicht des Morgens bald nach der Messe Unzucht zu treiben, sondern des Nachmittags und zwar nach geschehener Verdauung, sonst würden sie ihre Sündhaftigkeit mit Abzehrung, Speichelfluß und ähnlichen Krankheiten zu büßen haben, und die Kirche würde ja ihrer schönsten Zierden beraubt werden." Der Arzt Wendelin Hock forderte den Herzog von Württemberg auf, der Liederlichkeit der Pfaffen Einhalt zu thun, da sonst das ganze Land verpestet werde. Bartolomão Montagna, Professor der Medizinalwissenschaften zu Padua, schrieb ein Buch über die geistlichen Krankheiten, ohne sechs Monate auf eine Festung gesperrt zu werden. Papst Alexander VI. selbst hatte fürchterlich zu leiden, und der Kardinalbischof von Segovia, dem die Aufsicht über die Bordelle Roms übertragen war, widmete ihnen so große Sorgsamkeit, daß er darüber sein Leben einbüßte.

Kardinal Bellarmin hatte nur 1624 Geliebte und nebenbei zur Sodomiterei noch vier schöne Ziegen. Mehr kann man von einem Kardinal nicht verlangen.

Im XVII. Jahrhundert erschienen noch sehr zahlreiche, die Unzucht der Pfaffen betreffende Verordnungen, und da man einmal das Konkubinat nicht ausrotten konnte, so viele Mühe man sich auch gab, so bestimmte man nun das Alter der Köchinnen und Haushäl-

terinnen auf 50 Jahre. Diese Verordnung kam jedoch im Laufe der Zeit wieder außer Uebung.

Man hatte eingesehen, daß Pfaffenfleisch sich nicht ertödten läßt, und war weit diplomatischer geworden. Anstatt die Vergehen wider die Sittlichkeit an die große Glocke zu hängen, vertuschte man sie und suchte den Glauben zu verbreiten, als stehe es in dieser Beziehung ganz gut. In einem Ausschreiben Josef Konrads, Bischofs von Regensburg, datirt vom 17. Januar 1796, heißt es wörtlich: „Uebrigens wollen wir, daß von diesen Statuten keine Nachricht unter das Volk komme, damit nicht der Klerus verachtet und verspottet werde, Wir haben uns auch deswegen der lateinischen Sprache bedient, damit für die Ehre des Klerus gesorgt und das Volk bei seiner guten Meinung erhalten werden, da einige in demselben glauben, es dürfe auch nicht der Verdacht eines schändlichen Verbrechens auf die Priester und seine Seelsorger fallen." Ein Umlaufschreiben des Bischofs Ignaz Albert von Augsburg vom 1. April 1824 ist im Allgemeinen sehr diplomatisch abgefaßt, und um so mehr wird man darin von folgender Stelle frappirt: — „Ja, wir wißen es, daß es bei einigen Pfarrern zur Gewohnheit geworden ist, an Kirchfesten und Jahrmärkten mit den Köchinnen zu erscheinen oder im Pfarrhause und in Wirthshäusern einzusprechen und in später Nacht vollgefressen und vollgesoffen nach Hause zurückkehren."

In Spanien erklärte der Großinquisitor Bertram noch zu Anfang dieses Jahrhunderts: daß die ganze Strenge der Inquisition dazu nöthig sei, um Mönche und Kleriker von Verbrechen zurückzuhalten und zu verhindern, daß der Beichtstuhl in ein Bordell umgewandelt werde. In Südamerika überbieten die Pfaffen alle andern Stände an Liederlichkeit, was dort etwas heißen will. In Peru und Mexiko besteht das Konkubinat in voller Blüthe. Hier in Polen lebten zur Zeit der Reformation fast alle Geistlichen in heimlicher Ehe und viele bekannten sich selbst öffentlich.

Wie es in unseren Tagen in dieser Beziehung steht, will ich nicht sagen; denn, Frau Priorin, seit sich die Jesuiten wieder so erstärkt haben, daß sie die ausschließliche Herrschaft in der Kirche ausüben, ist es lebensgefährlich geworden, die Wahrheit zu sagen. Nicht nur in Rom ist es ein todeswürdiges Verbrechen, die Wahrheit zu sagen, sondern auch außerhalb desselben.

— Und das ist Alles wahr, was Sie da sagen, Hyginus!

— Gleich dem heiligen Hieronymus muß ich Ihnen antworten: O, der Abscheulichkeit! Es ist traurig, aber doch wahr.

— Horch! Läutet es schon das Ave?

— Es ist Abend geworden, Frau Priorin! Erlauben Sie, daß ich mich empfehle. Gelobt sei Jesus Christus!

— In Ewigkeit Amen. Auf Wiedersehen, Hyginus!

Der Pater entfernte sich. Die Priorin betete das Angelus Domini und steckte, als sie damit fertig war, eine neue Kerze an, da die andere bereits herabgebrannt war. Im Begriffe, die Gesellschaft der Schwestern aufzusuchen, welche nach dem Ave in den Gängen spazieren gingen oder sich in den Zellen Besuche abstatteten, wurde sie durch ihr Glockenzeichen in das Sprechzimmer gerufen. Sie begab sich sogleich dorthin.

— Ein Mann und eine Frau erwarten Sie! kam ihr die Pförtnerin entgegen. Sie müssen hohe Herrschaften sein, da sie mit eigenem Gefährte angekommen sind.

Die Priorin trat in das Sprachzimmer. Sie fand darin einen Mann in bürgerlicher Kleidung und ein anständig gekleidetes, robustes Frauenzimmer. Beide verneigten sich grüßend vor ihr.

— Ihr Begehr muß wohl ein dringendes sein? wandte sie sich an den Mann. Zu so später Stunde werden gewöhnlich keine Besuche mehr angenommen.

Statt einer Antwort überreichte ihr derselbe einen versiegelten Brief. Sie erbrach ihn und sagte, nachdem sie ihn flüchtig durchgelesen hatte:

— Willkommen, hochwürdiger Pater. Dies hier ist Schwester Kordula? Wer würde Sie auch in dieser Vermummung erkennen? Ich habe Sie schon seit einigen Tagen erwartet.

— Wir sollten vor zwei Tagen bereits eintreffen, erwiderte der Pater, wurden aber durch einen traurigen Unfall aufgehalten.

— Veronika! befahl die Priorin der Schwester Pförtnerin, die inzwischen in das Zimmer eingetreten war: Oeffne doch das Fenster, es ist ein so eigenthümlicher Geruch im Zimmer. Riechen Sie nichts, Hochwürden?

— O ja, Frau Priorin, nur liegt dieser Geruch in diesem verdammten weltlichen Kleidern hier.

— Ach, das ist etwas anderes. Verzeihen Sie, ich glaubte, es

liege in der Luft des Zimmers. Aber wo haben Sie die kranke Schwester?

— Ich sprach zu Ihnen vorhin von einem traurigen Unfalle. Was denken Sie, Frau Priorin, daß uns mit dieser Schwester begegnete?

— Haben Sie dieselbe nicht mitgebracht?

— Mein Jammer raubt mir fast den Verstand.

— Was ist geschehen? Ist sie vielleicht unterwegs gestorben?

— Wäre sie das! Sie wurde uns entführt.

— Entführt? Von wem? Wie konnte das geschehen?

— Hören Sie mich an. Sie wissen Frau Priorin, daß diese Person von einem bösen Geiste besessen ist. Gerade deshalb überwachte ich sie im Verein mit der Schwester hier mit um so größerem Eifer. Aber was hilft alle menschliche Wachsamkeit gegen die Tücke des alten Feindes? Wir mußten, von der Nacht überrascht, auf dem einsamen Samborgehöfte Einkehr nehmen. Jovita erhielt mit Cordula ein eignes Zimmer und ein Bett angewiesen, ich dagegen nahm in einer anstoßenden Kammer mit boßem Stroh vorlieb. Der Vorsicht halber ließ ich die Thüre offen stehen und wachte unter Gebet bis zur eilften Stunde. Dann schlief ich ein, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die beiden Schwestern, ermüdet von der beschwerlichen Reise, ebenfalls in tiefem Schlafe lagen. Es war Mitternacht, als mich ein Gepolter und Lärm erweckte. Ich horchte auf und hörte in dem Zimmer außen ein heftiges Gestöhne. Voll Besorgniß springe ich empor und eile hinaus. Was sehe ich? Ein finsterer Schatten hält Jovita umklammert und zieht sie trotz ihres Widersträubens an das Fenster hinauf. Ich stürze erschreckt hinzu und will sie fassen und zurückhalten; zu spät. Als ich meine Hände nach ihr ausstreckte, wird sie von der schwarzen Gestalt mit solcher Macht vom Fenster gehoben, daß ihr der Fensterstock, an dem sie sich verzweifungsvoll anklammerte, in den Händen bleibt. Vor meinen Augen verschwindet sie nun laut winselnd und jammernd, in der Luft. Die Finsterniß der Nacht läßt mich nichts mehr gewahren. Während ich zum Fenster hinausschreie und den bösen Geist beschwöre, tritt Cordula ins Zimmer, die ich in der Aufregung nicht vermißt hatte. Sie hatte sich vorher fortbegeben, einem Bedürfniß Genüge zu thun, und diese Zeit benützte der heimtückische Seelenfeind, Jovita zu entführen. Unser lautes Rufen und Geschrei zieht die Leute des

Hauses herbei; da entdecken wir unsere Blöße und nehmen wahr, daß der Satan in seiner Bosheit unsere Kleider mitgenommen hatte. Die Leute bekleiden uns nothdürftig, und wir laufen hinaus in das Freie, die Entführte zu suchen und zu verfolgen; nirgends finden wir eine Spur von ihr. Trauernd und betend verbringen wir den Rest der Nacht; am andern Morgen werden unsere Kleider in der Mistjauche vor dem Hause gefunden. Sie mußten gewaschen und getrocknet werden, daher blieben wir noch zwei Tage, fortwährend Nachstellungen nach der entführten Schwester anstellend. Sie war und blieb aber verschwunden, und wir setzten in tiefer Betrübniß und in der Hoffnung unsern Weg fort, der Unglücklichen irgendwo zu begegnen. Der böse Feind wollte nicht zu lassen, daß sie nochmals in die heilige Stätte des Klosters gebracht würde.

Ehe die Priorin ihr Urtheil über diese Geschichten äußern konnte, strengte sie ihr Gehirn durch eine Prise Tabak zu neuen Gedanken an.

— Hm! sagte sie dann. Soll denn die Schwester wirklich vom Teufel besessen sein?

— Wie können Sie daran zweifeln, Frau Priorin? Die wichtigsten Umstände beweisen den Zustand der Besessenheit, und Alle, die sie sahen, erschracken und fürchteten sich vor ihr.

— Warum sollte dann gerade mein Kloster diese Besessene aufnehmen? Oder bestand Aussicht, daß die Besessenheit von ihr weichen würde?

— Ihr Kloster steht, ohne daß ich Ihnen etwa schmeicheln wollte, Frau Priorin, im Rufe der Heiligkeit. Der Dämon würde sich hier nicht halten können, wie er überhaupt die Ortsveränderungen haßt, weil sie auf den von ihm Bewohnten wohlthätig einwirken. Ein Zeichen, wie er sich vor Ihrem Kloster fürchtete, ist die Entführung der Besessenen, und zugleich ein Beweis, daß Ihr Kloster weit heiligmäßiger sein muß, als andere.

— Führen also die Schwestern in Warschau kein so frommes Leben?

— Die Wahrheit gesprochen: nein. Wie würde sich auch sonst der Dämon so wohl in dem dortigen Kloster gefühlt haben? Und wie hauste er nicht in der letzten Zeit, nicht wahr, Kordula?

— Das ganze Kloster wurde rebellisch! bestätigte diese.

— Das bleibt mir unbegreiflich. Verhält es sich so, wie Sie sagen?

— Vollkommen; alle Geistlichen Warschaus können es bestätigen. Als der Dämon fortwährend durch die Beschwörungen belästigt wurde, fing er an, das ganze Kloster zu verderben. Er zerbrach die Fenster, stürzte das Geräthe um, schnitt die Glockenseile ab und trug sie davon; er schlug das Cymbalum, das man sonst nur am Tage, um zum Chor oder zur Collation zu rufen, zu schlagen pflegte, zur Nachtzeit und beunruhigte in solcher Weise die Schwestern, daß manche von ihnen beinahe wahnwitzig wurden. Bei Nacht trieb er sich im Dormitorium mit solcher Bosheit umher, daß keine der Schwestern wagte, allein durch den Schlafsaal zu gehen und viele sich so im Bette verkrochen, daß sie den Nachtchor versäumten. In einer Nacht griff er die Schwester Euphrasia und zerriß ihre Kleider an zwölf Orten, indem er Spuren von Krallen zurückließ, wie ein wildes Thier des Waldes. In der Vigilie der Oktave von Epiphania erschien er derselben Schwester in der Gestalt eines überaus schwarzen Katers und sprach: „Wenn Du den Ordenshabit nicht ausziehst, werde ich Dich am dritten Tage ermorden." Als die Schwester das hörte, begann sie ihn mit lauter Stimme im Namen des Herrn zu beschwören. Der Dämon griff sie darauf an, sie vertheidigte sich; die Schwestern kamen herzugelaufen und fanden in der Zelle von dem stattgehabten Kampfe Tisch, Pult, Bett und alles übrige Geräthe umgeworfen. Sie trugen nun die Athemlose, damit sie sich erholen möge, zum Feuer. Sofort raubte der Unsichtbare sie aufs Neue aus den Händen der Schwestern und hielt ihr Haupt lange in Mitte der Flammen. Die Schwestern entrissen sie der Gefahr, zu verbrennen, mit großer Mühe und trugen sie in die Kirche an den Hochaltar, wo sie der Geist wiederholt ihren Händen entriß, mit Heftigkeit durch den Chor schleifte und so hart versehrte, daß, als er endlich von ihr abließ, alle Schwestern sie für todt hielten. Sie wendeten sich nun mit Gebeten für die Verstorbene an die Jungfrau und viele Heilige, zuletzt auch an den heiligen Franziskus von Assissi, der im Kloster viel verehrt wird und einen eigenen Altar in der Kirche hat. Der Heilige erschien sofort über dem Altare in Form eines Mannes, wohl anzuschauen, und im Habite seines Ordens. Die Schwester, die man todt geglaubt und die in den Armen einiger Schwestern lag, begann nun im Gesichte sich aufzuheitern und sich aufzurichten. Der Dämon aber

flug unterdessen an, von der Kirche auszulaufen und dann die verschiedenen Zellen durchzuwüthen, daß man hätte glauben sollen, alle Schmiede der Stadt seien dort versammelt. Dann drohte der Böse: er werde nimmer von diesem Hause ablassen, das er so lange als sein Eigenthum besessen. Aber die Schwestern ließen nicht ab vom Gebete, obwohl sie von diesen und andern Plagen so bedrängt wurden, daß sie die Nächte beinahe schlaflos zubrachten, weil der Dämon nicht aufhörte, Böses zu thun.

Ich selbst wollte nicht daran glauben, und redete den Schwestern, als mir der ungewöhnliche nächtliche Lärm erzählt wurde, zu, sie sollten nicht glauben, daß er von Dämonen komme, sondern von Ratten und Mäusen oder von Schwäche des Hauptes, weil ich anfangs den Verdacht hatte, es lägen hier Einbildungen der Weiber zu Grunde. In der folgenden Nacht kam aber der Geist wieder und drückte die Schwester Sakristanin, als sie zur Mette läuten wollte, derart, daß man glaubte, sie werde am Tage sterben. Das leicht bewegliche Geschlecht war darüber ganz außer sich gerathen, so daß ich selbst nicht mehr wußte, was mit Ihnen anzufangen sei. Bei Tage wohnte der Dämon in Jovita, bei Nacht verließ er sie und quälte die Schwestern. Die Priorin sah ein, daß das Uebel sich auch auf die Schwestern sich ausdehne und bat daher den hochwürdigen Provinzial um schleunige Entfernung der besessenen Schwester aus dem Kloster.

— Sonderbarerweise erwähnt aber der hochwürdige Provinzial in seinem Versetzungsdekrete mit keinem Worte der Besessenheit; er fordert nur strenge Ueberwachung und monatlichen Bericht über ihren Zustand. Vielleicht ist sie nur wahnsinnig und tobsüchtig; muß denn der Teufel überall im Spiele sein?

Pater Gratian machte bei diesen Worten große Augen. Er war nicht gewöhnt sich widersprechen zu lassen oder gar seine Aussagen bezweifelt zu sehen. Da ihn aber die alte Priorin gar so scharf mit ihren Hexenaugen durchbohrte, fand er es für klüger, den Demüthigen zu spielen und entgegnete mit einem frommen Seufzer:

— Ich bin der Letzte, der an die Besessenheit glaubt, Frau Priorin; allein wo die Thatsachen sprechen, kann man sich der Wahrheit nur schwer verschließen. Wenn aber diese Schwester zurückkehrt, werden Sie selbst Ihre Beobachtungen anstellen können.

— W e n n, ja! Wer kann es wissen, ob sie gleich dem Kloster zuläuft? Die Gelegenheit ist zu günstig, sie trägt jedenfalls weltliche

Kleider wie Sie und wird nicht die geringste Lust verspüren, sich in die für ihren Zustand doppelt schwere Abhängigkeit des klösterlichen Lebens zu begeben.

— Freiwillig wird sie schwerlich zurückkehren; man wird sie aber durch die Hilfe der Gerichte einfangen lassen müssen.

— Die weltliche Gewalt darf ich erst anrufen, wenn der hochwürdige Provinzial es ausdrücklich erlaubt hat. Vor Allem ist von dem Vorgefallenen dieser in Kenntniß zu setzen. Ob er dann mit Ihnen zufrieden sein wird? Ich danke es Ihnen für meinen Theil sehr, daß Sie diese Schwester entwischen ließen. Warum soll gerade ich den Ausschuß in mein Kloster aufnehmen, dessen sich andere mit allen Mitteln zu entledigen suchten?

Auf die Bitte Gratians, ihm und der Schwester Cordula Zellen einräumen zu wollen, verwies die Priorin die letztere in den Krankensaal, den Pater aber ließ sie im Sprechzimmer zurück, indem sie sich mit der Armuth des Klosters entschuldigte, die kein überflüssiges Bett zulasse. Zugleich machte sie den Pater aufmerksam, daß er die Klausur nicht überschreiten dürfe. Diese Strenge wollte zwar dem verwöhnten Mönche durchaus nicht zusagen; aber er tröstete sich mit dem folgenden Tage, den er zum Besuche alter Freunde und vielleicht auch der verhängnißvollen Apothekerstochter benützen wollte. Die Pförtnerin bereitete ihm ein leidliches Bett aus einigen Kissen, die sie auf eine hölzerne Bank ausbreitete, brachte ihm ein Stück Käse und etwas Karmelitergeist und wünschte ihm dann mit dem Bemerken, daß der Kutscher mit den Pferden bei dem benachbarten Schusterwirthe untergebracht sei, eine glückliche Nacht.

Halb mißmuthig streckte sich Gratian auf sein Lager. Er bedachte, daß nach den geringen Umständlichkeiten zu schließen, die man ihm machte, Jovita schwerlich eine liebevolle Aufnahme in diesem Kloster gefunden hätte. Wenn ein Mönch die Gastfreundschaft eines Mannsklosters anspricht, so weiß er, daß er dort keine Aufmerksamkeit findet und man ihn nicht besser behandelt, als einen gewöhnlichen Bettler; viele wandernde Mönche übernachten daher lieber in einem Gasthause als in einem fremden Kloster. Der Kapuziner zum Beispiel nimmt niemals, auch wenn er am Verhungern wäre, das Hospitium eines Franziskanerklosters in Anspruch, ebensowenig als der Dominikaner bei einem barmherzigen Bruder einkehrt, weil diese diese Orden in beständiger Feindschaft leben. Anders jedoch gestaltet

sich das Verhältniß, wenn ein Mönch, sei er was immer für eines Ordens, in einem Frauenkloster zuspricht; er wird dann gehätschelt und von den Nonnen geschmeichelt, mit Küssen, freilich nur auf die Hände, bedeckt und mit Leckereien überladen. Er beweist ihnen seinen Dank damit, daß er sie Beichte hört und dabei manchen schönen Spruch über die Liebe zu dem Nächsten fallen läßt. Noch galanter beweisen sich aber die Mönche, wenn eine Klosterfrau bei ihnen einkehrt, jeder will ihr zunächst sitzen und sie unterhalten und der eine sucht den andern an Liebenswürdigkeit zu überbieten. Wer die Galanterien eines verliebten Mönches je beobachten konnte, der weiß, bis zu welcher Unausstehlichkeit die Geschornen ihre angeborene Liebenswürdigkeit treiben. Sie gehen oft so weit, daß sie sich auf dem Chore bei der Mette aus Eifersucht herumprügeln, und das Alles eines Kätzchens wegen, das in den meisten Fällen noch sehr häßlich ist. Nur er, der arme Gratian, erfuhr heute eine so nachlässige, geringschätzige Behandlung.

Eine volle Woche später begegnen wir der wohlbekannten Kutsche mit den drei kleinen Rossen und Niklas auf dem Bocke in der Nähe von Warschau. Gratian und Cordula saßen im Wagen, und der lederne Reisekoffer stand wieder hinten darauf.

— Niklas hatte Recht, daß er heute so früh von Grojec abfuhr, sagte der Pater zur Schwester. Wir kommen noch bei Tage nach Warschau; in einer Stunde, hoffe ich, werden wir es erreicht haben.

— Die Tage der goldenen Freiheit sind wieder vorbei, ach! seufzte Cordula. Wie schwer werde ich mich wieder in das Kloster gewöhnen.

— Nur nicht verzagt, Cordula! Euer Kloster bietet doch ein ein angenehmes Leben, die Schwestern sind freundlich und die Priorin ist eine gute Frau. Bedenke nur, um wie viel strenger die Observanz im Kloster zu Krakau ist! Und welche Hexe ist diese Priorin!

— Du hast Recht. Dieses alte Weib will den Schwestern nicht die geringste Freude vergönnen. Wie hart behandelte sie mich während des einzigen Tages, den ich im Kloster zubringen mußte! So pfiffig zu sein, sie sich auch einbildet, so hast Du ihr doch manchen schönen Bären aufgebunden.

— Die Alte hat Haare auf den Zähnen. Wer weiß, ob sie die Geschichte von der Entführung und von den Vorfällen in Ihrem Kloster geglaubt hat.

— Diese Vorfälle sind aber wahr.

— Wenn ich Dich weniger lieb hätte, Cordula würde ich Dich auf dem Glauben lassen, daß wirklich ein Dämon im Kloster gehaust hat. Allein da ich einerseits auf Deine Verschwiegenheit rechnen kann, anderseits aber Jovita in Euer Kloster nicht mehr zurückkommt, so kann ich Dir die Wahrheit eingestehen. Ich glaube vor Allem selbst nicht, daß es eine Besessenheit gibt.

— Wäre es möglich, Gratian?

— Was damals Pater Alfons im Refektorium mir entgegenhielt, war durchaus wahr. Besessene gibt es nicht mehr seit die Menschen durch die Wissenschaften civilisirter und die Bildung des Verstandes ein gemeinsames Gut Aller geworden sind. Krankheiten des Geistes und des Körpers, die man sich früher nicht deuten konnte, betrachtete man als Ausfluß böser Mächte, als Besessenheit. In Süditalien gibt es heute noch Besessene, — weil dort die Menschen in Allem noch um Jahrhunderte zurück sind. Der Teufel hat sich niemals auf der Welt sehen lassen, weder in dieser noch in jener Gestalt. Es wäre traurig, wenn Gott die bösen Geister, seine erklärten Feinde nach ihrem Belieben auf der Welt wirthschaften ließe; ja ich behaupte geradezu, daß die Lehren von der Besessenheit, so wie sie in der christlichen Mystik vorgetragen werden, eine Beleidigung des Allerhöchsten sind, indem darin ihm, dem guten Prinzipe, fast aller Einfluß auf den Menschen abgesprochen wird.

— Warum hast Du aber selbst diese Lehren im Refektorium vorgetragen? Fast alle Schwestern glauben jetzt fest und steif daran.

— Es geschah nur in der Absicht, Jovita auf diese Weise aus dem Kloster zu bringen. Niemand hat gerne Besessene um sich.

— War also Jovita nicht wirklich von einem bösen Geiste besessen?

— Nein. Sie ist lediglich wahnsinnig geworden, warum, das kann ich nicht bestimmen. Ihr Wahnsinn trat anfangs in der Weise auf, daß er den richtigen Gebrauch der Geisteskräfte theilweise zuließ. Durch vieles Zusprechen und durch Schläge konnte ich sie mithin unschwer zu dem Glauben bringen, daß ein Dämon in ihr wohne. Diesen Gedanken hielt sie mit der allen Irren eigenen Zähigkeit fest, und daher kam es, daß sie bei den Beschwörungen aus Furcht vor den Schlägen Rede und Antwort gab, als wäre sie in der That besessen und als spräche wirklich ein Dämon aus ihr. Sage einem

Irrsinnigen, er sei ein General, und er wird es glauben und den ganzen Tag seine Regimenter kommandiren. Er kann sich so in diesen Glauben versenken, daß er die Rapporte von den Adjutanten entgegennimmt, das Roß unter sich scharren fühlt und eine Linie Soldaten vor seinen Augen stehen sieht.

— Aber der böse Geist wüthete doch in unserm eigenen Kloster daß man es kaum mehr aushalten konnte. Du hast ja selbst der Priorin in Krakau von der Verwirrung erzählt, die er anrichtete.

— Hast Du noch nicht gemerkt, daß es sich hier um einen Scherz handelte, dann aber auch um den Zweck, den Aufenthalt Jovitas in diesem Kloster unmöglich zu machen? Ich war es, der die Fenster zertrümmerte, das Geräthe umstürzte, die Glockenseile abschnitt und das Cymbalum schlug. Ich brachte die Nächte im Kloster zu, miaute, bellte, pfiff, heulte und kratzte im Schlafsaale, daß den Schwestern angst und bange wurde. Ich rang von rückwärts mit der Schwester Euphrasia und that wie ein erboster Kater, daß sie, wahnsinnig vor Schrecken, ihren Kopf über das Feuer hielt und aus einer Ohnmacht in die andere fiel, ich erschien auch auf dem Altare, den ich von hinten erklettert hatte, als der heilige Franziskus, und warf während die Schwestern in der Kirche blieben, in ihren Zellen übrr den Haufen. Ich drückte endlich die Sakristanin an die Wand, daß mir selbst die Rippen krachten, und ich rumorte die Nächte hindurch daß meine Kutte vom hellen Schweiße troff. Was blieb mir aber anders übrig, wenn ich meine Absicht, Jovita aus diesem Kloster zu vertreiben, erreicht sehen wollte? Und fort mußte sie, — ich haßte sie bis zum Tode, ich konnte sie nicht sehen, ohne daß ich in den höchsten Grimm verfiel. Jenes Mittel verhalf mir am sichersten und schnellsten zum Ziele. Du weißt, wie alle Schwestern die Priorin bestürmten, Jovita fortzuschaffen, wie einige Schwestern selbst wahnsinnig zu werden drohten, und wie der Befehl des Provinzialen bejubelt wurde. Nun ist sie fort — mag sie jetzt wirklich der Teufel holen, — ich habe mich gerächt.

Cordula schlug vor Ueberraschung die Hände über dem Haupte zusammen und wollte nicht glauben, daß der Dämon, der das ganze Kloster gequält und gemartert hatte, jetzt so friedlich und liebesbedürftig neben ihr saß. Und doch mußte es wahr sein, so ungern sie sich auch den Glauben an die Dämone nehmen ließ, daß Gratian so lange Zeit hindurch, um seine rachsüchtigen Pläne zu befriedigen,

eine so schauerliche Rolle gespielt habe, denn mit vielen kleinlichen Einzelheiten hätte er unmöglich so bekannt sein können, wenn er nicht selbst das Gespenst in der Kutte gewesen wäre.

Aber die Gespensterei sollte bald für immer ihr Ende finden. Mit jedem Werst, den die Reisenden zurücklegten, näherten sich nicht nur Warschau, sondern auch einem Schicksale, das ein anderer mächtigerer Dämon über das Kloster verhängt hatte. Es erwartete bereits — ein Gespenst mit der Knute.

Es war fünf Uhr Abends, als Niklas durch das Jerusalemerthor einlenkte und bald darauf am Kloster St. Theresia vorfuhr.

Die beiden Reisenden stiegen aus und begaben sich sogleich in das Kloster. Während sie von den herbeieilenden Schwestern und der Priorin bewillkommt wurden, band Niklas den Koffer vom Wagentritte los, um ihn der Pförtnerin zu übergeben.

Einige Männer, die sich um das Kloster herumschlichen, traten zu ihm heran und fragten ihn in schlechter polnischer Sprache:

— He, Freund, wer waren der Herr und diese Dame, die eben ausstiegen?

— Ich kenne sie nicht, sie kommen von Krakow.

— Bist Du auch aus Krakow?

— Ich bin von hier.

Aus Furcht, er möchte Polizeispione vor sich haben, entschloß sich Niklas jetzt, ihnen lieber die Wahrheit zu sagen, da er wußte, wie strenge jede Verheimlichung oder Verweigerung einer Auskunft von den Russen geahndet wurde.

— Was kümmert Ihr Euch um diese Personen? fragte er anscheinend unwillig einen der Männer.

— Mich plagt eine verzeihliche Neugierde, zu erfahren, wer sie sind erwiederte dieser. Sie sahen so sonderbar gekleidet aus, und der Herr trug keine Haare.

— Ein Mönch und eine Nonne sind es.

— Sie kommen von Krakow zugereist?

— Ja.

Die Männer entfernten sich wieder, wobei einer zu seinem Kameraden sagte:

— Sie kommen gerade recht. Niemand im Kloster ahnt etwas.

Niklas trug den Koffer in das Kloster, ließ sich von der Priorin sein Gefährte ausbezahlen und fuhr hierauf davon.

Im Kloster hatte sich unterdessen mit Schnelligkeit die Nachricht verbreitet, daß Jovita unterwegs von dem bösen Geiste entführt worden sei. Die Schwestern besprachen dieses Ereigniß nach allen Seiten und wünschten, dieselbe möge gleich direkt in die Hölle geworfen worden sein.

Pater Gratian saß mit der Priorin und Cordula im Refektorium und erstattete umständlichen Bericht über den Verlauf seiner Reise. Als er damit zu Ende war, fragte ihn die Priorin:

— Haben Sie schon erfahren, was sich hier unterdessen zugetragen hat? Es berührt Sie sehr nahe.

— Mich? Was könnte geschehen sein?

— Ihr Bruder, der Polizeidirektor von Warschau, wurde unter der Anschuldigung, katholischen Geistlichen, die zur Deportation nach Sibirien bestimmt waren, zur Flucht verholfen zu haben, seines Amtes entsetzt und gefänglich eingezogen. Seine Stelle wurde mit einem fanatischen Moskowiten besetzt!

— Der arme Mann! Wie dauert er mich! Allein er ist das Opfer seines Glaubens geworden, das tröstet mich etwas. Seine Entsetzung erscheint mir aus dem Umstande sehr fatal, weil ich keine Winke vor drohenden Maßregeln der Russen mehr erhalten und meine Freunde nicht mehr warnen kann.

— In dieser Hinsicht haben wir viel an ihm verloren.

Seinen Verlust sollten sie in der That in einigen Augenblicken lebhaft empfinden. Der Pater hatte, ebenso wie die Schwester Cordula, bereits die weltlichen Kleider mit der Kutte vertauscht und saß mit den Schwestern eben bei der Abendmahlzeit, als an der Pforte lebhaft die Glocke gerissen wurde. Die Pförtnerin öffnete die kleine Klappe an der Thüre und fragte ungehalten, was es gäbe.

— Im Namen des Kaisers! lautete die Antwort. Oeffnen Sie die Pforte!

Schwester Martha sah einen Beamten in Uniform und einen Offizier neben ihm stehen, im Hintergrunde aber auf der Strasse eine Truppe Infanterie aufmarschiren.

— Jesus, Maria und Joseph! schrie sie entsetzt vor diesem Anblicke, und schlug die Klappe wieder zu, ohne dem Beamten eine Antwort zu geben oder ihm zu öffnen. Sie ließ ihn vielmehr stehen und rannte in das Refektorium. Die Thüre in dasselbe riß sie so

heftig auf, daß sie einer Laienschwester, welche eben eine große Suppenschüssel abtrug, diese aus den Händen warf.

— Frau Priorin! kreischte sie dieser entgegen. Wir werden Alle gefangen genommen! Soldaten stehen vor dem Kloster und wollen herein.

Unbeschreibliche Verwirrung folgte diesen Worten. Die Schwestern, welche soeben noch mit größter Behaglichkeit über ihren Schüsseln saßen, sprangen, viele noch die Speisen im Munde, empor und liefen theils der Priorin an die Pforte nach, theils suchten sie am Chore oder in ihren Zellen Zuflucht. Im Nu stand das Refektorium leer, und die Schüsseln, Gabeln; Löffeln und Messer lagen wie sie den Hände entfallen waren, in Wirrwar auf den Tischen.

Die Priorin war, gefolgt von dem muthigeren Theile der Schwestern, an der Pforte angekommen. Auf ihre Frage was man begehre, erhielt sie dieselbe Antwort wie die Pförtnerin; nur setzte der Offizier hinzu, wenn nicht allsogleich geöffnet würde, besäße er genug Gewehrkolben, sie einsprengen zu lassen.

Zitta, bleich und zitternd, öffnete selbst. Der Beamte und der Offizier traten ein, und der Erstere forderte die Priorin auf, alle Nonnen, einschließlich des Herrn und des Frauenzimmers, die vor einer Stunde gekommen wären, in einem Saale zu versammeln: Dieselbe ließ sogleich das Zeichen zum Essen geben, und die Schwestern kamen allmählig im Refektorium wieder zusammen,

Unterdessen besetzte der Offizier alle Eingänge des Klosters mit Soldaten, jagte die Pförtnerin ins Refektorium und legte eine starke Wache in das Sprechzimmer. Er selbst folgte den Beamten in den Speisesaal und rapportirte ihm die militärische Besetzung des Klosters als vollzogen.

Als sich alle Schwestern eingefunden hatten zählte sie der Beamte ab und fand, daß ihre Anzahl mit der Ziffer stimmte, die er in einem Schriftstücke aufgezeichnet hatte. Nur der Pater war überzählig.

Hierauf verlas er unter allgemeiner Stille folgenenden Ukas:

Im Namen Seiner Majestät des Königs aller Reußen

ergeht hiemit von Uns, dem Generalgouverneur der Provinz Polen, Fürsten Murawief, und Generaladjutant Sr. kaiserlichen Majestät

Majestät etc. etc., an alle Polizeidirektionen der Provinz der strenge Befehl:

I. Alle Manns- und Frauenklöster der römischen Kirche sind aufzuheben.

II. Dieselben werden im ganzen Umfange der Provinz zu einer und derselben Stunde militärisch besetzt und den versammelten Mönchen und Nonnen ihre Freiheit angekündigt

III. Die mit dem Vollzuge betrauten Beamten haben die sämmtlichen Insassen eines Klosters, einschließlich der Kranken, darüber zu belehren, daß sie zu einer und derselben Stunde im ganzen Umfange der Provinz dasselbe zu verlassen und innerhalb vierundzwanzig Stunden bürgerliche Kleidung anzuschaffen haben.

IV. Widerspenstige Mönche und Nonnen werden unnachsichtlich nach Sibirien verbannt und sogleich dahin abgeführt.

V. Die Klostergebäude, ihre Liegenschaften an Grund und Boden ihr bewegliches Eigenthum fallen dem kaiserlichen Fiskus zu.

Warschau am 29. April 1847.

Gez. Murawief.

In Ausführung dieses allerhöchsten Befehles eröffne ich Euch, daß Ihr das Kloster morgen in der sechsten Stunde sämmtlich zu verlassen habt. Es ist Euch hiemit strengstens untersagt Euch aus diesem Saale zu entfernen; jeder Versuch hiezu würde die angedrohte Strafe nach sich ziehen. Diese Nacht habt ihr gemeinschaftlich im Saale zuzubringen. Ich habe nichts weiter hinzuzufügen.

Schon während des Vorlesens des Ukases waren die Priorin und mit ihr einige Schwestern in Ohnmacht gefallen. Als der Beamte nun geendet hatte und an den beiden Thüren des Refektoriums russische Grenadiere Posto faßten, brach auch den Uebrigen der Muth. Alle zusammen heulten sie wie junge Wölfe, denen ihre Mutter genommen wurde. Sie warfen sich einander an den Hals, weinten und lachten miteinander, wie es ihre exaltirte Stimmung eben zuließ. Pater Gratian stand mit finsterer Miene schweigend in ihrer Mitte und schoß wüthende Blicke auf die Grenadiere, welche die Thüren bewachten.

Die Nacht ging vorüber, und die Schwestern nahmen von einander Abschied. Als die Glocke jene Stunde schlug, in der sie sich

sonst zum Morgengebete zu versammeln pflegten, wurde die Thüre geöffnet, der Beamte trat ein und forderte sie auf, das Kloster zu verlassen. Heulend und weinend wandelten die Schwestern die wohlbekannten Gänge zur Pforte und traten hinaus. Auf der Straße standen neugierige Volkshaufen und betrachteten wehmüthig die Vertreibung aus dem Paradiese, wie sie hier mit aller Rücksichtslosigkeit an den Töchtern Evas wiederholt wurde. Die Schwestern welche oft den Psalm 113: In exitu Israel de Aegypto: Als Israel auszog aus Aegypten" gesungen hatten, hielten nun wirklich ihren Exodus und zogen aus von den Fleischtöpfen und Zwiebeln ihres Klosters. Paarweise und einzeln verloren sie sich unter der gaffenden Volksmenge.

Nur Pater Gratian kam nicht aus dem Kloster. Als es die letzte Schwester verlassen hatte, quartierte sich Infanterie in derselben ein.

Wie es der Ukas befohlen hatte, wurden zu derselben Stunde in ganz Polen von dem russischen Wolfe die Schafställe Gottes geöffnet und die Heerde zerstreut.

LXV.

Opfer der Küste.

Von Krakau ab, fließt die grüne Weichsel sechs Stunden in gerader Richtung nach Osten. Dort, wo sie nach Norden biegt, stehen sich die weißen Röcke der österreichischen Schildwachen und die grünen der russischen Grenzer gegenüber. Unbekümmert um die Streitigkeiten ihrer Regierungen, reichen sich hier Oesterreicher und Russe brüderlich die Schnapsflasche. In ihrem weitern Laufe bis hinauf ober Sandomirz, bildet die Weichsel, durch zahlreiche Nebenflüsse verstärkt und erweitert, die Grenze zwischen dem österreichischen Kronlande Galizien und der russischen Provinz Polen. An beiden Ufern derselben liegen abwärts polnische, meistens von Juden bewohnte Städtchen, die trotz der vielen Grenzer einen erträglichen Schmuggelhandel betreiben.

Es war an einem freundlichen Morgen, als eine schwarzgekleidete, tiefverschleierte Dame das Städtchen Nowo Brzesko betrat. Unsicher, wohin sie sich wenden solle, hielt sie einen begegneten Jungen an und fragte ihn, ob man hier über die Weichsel setzen könne. Der Junge wies ihr bereitwillig den Weg nach der Lände und belehrte sie, daß die Ueberfahrt einen Kopek koste.

Die Dame fand auf der Lände ein Boot vor, in welchem zwei Schiffer saßen. Als diese sie heran kommen sahen, sprangen sie ans Land und fragten, ob sie überfahren wolle. Sie bejahte es. Der ältere der beiden Schiffer führte sie nun in das Zollhaus, das einige Schritte vom Ufer entfernt stand und mit einem russischen Adler ge-

schmückt war. Er schob sie zur Thüre hinein und rief dem Douanier zu:

— Will überfahren, Pan Alexowitsch!

Der Russe legte die Katze weg, die er eben auf seinen Knieen hielt und gestreichelt hatte, und erhob sich, sein Amt zu versehen. Er betrachtete sie von allen Seiten und forderte sie dann auf, das Oberkleid abzulegen.

— Mich entkleiden? fragte die Dame erstaunt. Wozu?

— Ihr seid mir unbekannt, und daher muß ich untersuchen, ob Ihr keine Waaren hinüberschmuggeln wollt. Kann ich wissen, was Ihr unter dem Kleide verborgen hält?

— Ich habe nichts verborgen.

— Zieht euch aus, damit ich mich davon überzeugen kann. Außerdem kann ich Euch nicht passiren lassen.

Wer je am Rheine an das deutsche Ufer auf einer Fährstelle übergesetzt hat, dem wird die hochnothspeinliche Untersuchung durch die französischen Douaniers in lebendiger Erinnerung geblieben sein. In noch größerem Maßstabe und mit haarsträubender Unverschämtheit wird diese Untersuchung von den Russen und Oesterreichern gehandhabt. Wenn gleich das äußere Ansehen einer Person nicht den Eindruck zu machen geeignet ist, als befasse er sich mit Schmuggel, so bleibt ihm diese Prodezur keineswegs erspart. Die Polizei sieht ja in jedem Menschen, der ihr nicht näher bekannt ist, einen ausgemachten Spitzbuben.

Die beigefügte Drohung, sie dürfe im Weigerungsfalle nicht passiren, veranlaßte die Dame, ihren Wiederstand aufzugeben. Sie löste das Oberkleid und zog es aus. Der Russe betastete darauf die Unterkleider und fand, daß sie unter denselben ein Beinkleid trug.

— Ihr traget ein seidenes Oberkleid, zwei Unterröcke und eine Hose. Wollt ihr vielleicht das seidene Oberkleid hinüberschwärzen?

— Wer will seine Kleider vom Leibe verkaufen?

— Wozu tragt Ihr dann ein Unterkleid von schwarzem Moree? hier zu Lande besitzen die Frauen keine solchen Oberkleider. Das eine von beiden wollt ihr schwärzen. Zieht das Unterkleid ab, dies müßt ihr zurücklassen. Drei Röcke und eine Hose sind zuviel; die dicke Bekleidung, jetzt im Sommer, erscheint mir nicht geheuer.

— Sie sind unverschämt mein Herr!

— Ich kann es noch werden, wenn ihr mir nicht gehorcht. Ent-

weder läßt Ihr das Unterkleid zurück oder ihr bleibt auf unserm Ufer.

Nach einigen Zögern entschloß sich die Dame, auch dieses Kleidungsstück abzulegen. Mit Entrüstung, aber ohne ein Wort zu sprechen, warf sie es dem Zollbeamten vor die Füße, und zog dann das Oberkleid wieder an. Die Katze, die unterdessen spinnend in einem Winkel gesessen hatte, sprang sogleich hervor und streckte sich auf Moreekleid.

Der russische Beamte erlaubte sich hierauf, die Dame zu ergreifen und ihre Brüste zu befühlen. Obwohl sich dieselbe wehrte und sich ihm zu entwinden suchte, war ihr mit gewandtem Griffe der Busen geöffnet und durch die unverschämte Hand des Russen entweiht.

— Hier werden gewöhnlich Uhren und Baumwolle verborgen, sagte er lachend, indem er sie wieder losließ. Verzeiht wenn ich meine Pflicht that.

Die Dame erwiderte nichts und schlug ihren Schleier, den der Beamte zurükgezogen hatte, wieder über das zorngeröthete Gesicht.

— Habt ihr einen Paß? fragte der Russe weiter

— Nein

— Wo kommt Ihr her?

— Von Slomniki.

— Ihr seid also eine Russin?

— Ich bin von Krakau und will nach Tarnow.

— Ohne Paß dürfte ich Euch nicht passiren lassen. Wenn Ihr aber einen Kopek erlegt, so will ich ein Auge zudrücken und die Ueberfahrt erlauben.

— Hier! sagte die Dame und gab den Beamten das verlangte Geldstück.

Derselbe öffnete nun das Fenster und rief den Schiffern zu, die Frau kann übersetzen. Die Dame verließ das Zollhaus, ohne den Beamten eines weiteren Wortes zu würdigen. Sie ging auf das Boot zu und sprang in dasselbe.

— Erlaubt, Frau, die Ueberfahrt muß zuvor bezahlt werden. Gebt uns einen Kopek.

Nachdem sie dem Schiffer das Fahrgeld eingehändigt hatte, stieß das Boot vom Ufer ab und schaukelte an einem Seile in wenigen Minuten über den Fluß. Die Dame betrat das andere Ufer und das Boot fuhr zurück.

Ein österreichischer Zollbeamter saß auf der Bank vor seinem

Häuschen und rauchte sein Pfeifchen. Als die Dame an ihn herankam, fragte er sie, ob sie etwas Mauthbares bei sich trage. Als sie es verneinte, sagte er:

— Ihr seht mir zwar nicht darnach aus, aber die Frauen haben den Teufel. Wenn ihr mir übrigens einen halben Gulden gebt, so will ich Euch nicht weiter mit einer Visitation plagen.

Die Dame langte wiederholt in ihre Tasche und reichte dem Oesterreicher einen halben Rubel, der sich erfreut dafür bedankte.

— Wohin geht Euer Weg; Frau? fragte er die Dame gutmüthig.

— Nach der nächsten Stadt, erwiderte diese kurz.

— Also nach Uslin Soln? fallen Euch die drei Stunden Weges dahin nicht beschwerlich?

— Es liegt wohl ein Bauernhof auf dem Wege, wo man ausruhen kann.

— Der einzige Hof liegt eine Stunde von hier und ist ein Edelgut. Wenn Ihr diesen Nebenweg einschlagen wollt, könnt Ihr es auch eher erreichen.

— Wem gehört dieses Edelgut?

— Dem Grafen Satorin, einem gutherzigen Manne.

— Satorin heißt er? Wißt Ihr das gewis?

— Freilich, weil ihm dieser Grund und Boden nebst dem Walde dort gehört.

— Führt der Nebenweg durch den Wald?

— Eine kurze Strecke, wie die Landstraße. Wenn Ihr ihn durchschritten habt, seht ihr das Gut schon liegen.

— Ich danke Euch.

Die Dame betrat den Nebenweg und schritt auf ihm fort. Zu ihrer Linken standen dichtes Schilfrohr und einzelne Weidenbäume am Ufer der Weichsel, rechts des Weges breiteten sich wellenförmige Wiesen aus, die unbebaut dalagen und nur zur Weide zu dienen schienen. Die Sonne war bereits weit am Himmel vorgerückt und machte den Tag zu einem eben so schönen als heißen.

Trotz des fleißig gebrauchten Taschentuches rann der Dame unter den Gluthstrahlen des erderwärmenden Fixsternes und der durchhitzten Luft der Schweiß in Strömen von der Stirne. Sie beeilte sich daher, den Saum des Waldes zu erreichen. Als sie die der kühlende Schatten und die frischere Luft des Fichtenhains umwehten,

stand sie plötzlich stille und sog in mächtigen Zügen den würzigen Duft des Mooses und der Nadelhölzer ein. Dann setzte sie in gemäßigterem Schritte ihren Weg fort.

Jeder fühlte sich noch gehoben und in seinem Innern wie erneuert, wenn er im Walde dahin wandelte. Das geheimnißvolle Dunkel, der Ernst der Abgeschlossenheit gegen das heitere freie Leben des Himmels, die tiefe heilige Ruhe und das mystische Wispeln der Baumkronen packen die Seele des Menschen mit gewaltigem Zauber. Vielleicht waren es auch diese Gefühle, welche die Dame anmutheten, denn von Zeit zu Zeit hielt sie ihre Schritte an, blieb bewegungslos stehen und starrte träumend in das durch die Schlagschatten dicker Stämme hervorgerufene Dunkel hinein.

— Wie unter Riesen wandelt der zwerghafte Mensch in diesem Heiligthume der Natur, sagte sie halblaut zu sich. Eine andere Welt erschließt sich dem Menschen im Walde. Wie mächtig ist der Reiz der Einsamkeit in der stummen Gesellschaft der Bäume. Und doch wie verschieden ist diese Einsamkeit von jener, der ich so lange hingegeben war . . .

Sie schritt wieder fort. Nach einiger Zeit mochte sie die Hälfte des Waldes durchschritten haben. Sie verließ jetzt den einsamen Pfad und trat seitwärts in die Büsche. Mit Mühe drang sie durch das Dickicht, das sein tausendarmiges Geäste nach ihrem Kleide ausstreckte, wie wenn es nach der Seide verlangte. An einem kleinen trauten Plätzchen, wie man sie im Walde so oft findet, hielt sie stille. Das üppig schwellende Moos war ringsum von niedrigem Gehölze umschlossen, und hier ließ sie sich nieder.

— Ich bin müde, sagte sie zu sich. Diese Nacht habe ich wenig geruht. In jenem Lande jenseits der Weichsel verfolgt man mich wie ein Wild des Waldes. Jetzt, da ich fremdes Land betreten habe, kann ich mir erst Ruhe vergönnen.

Sie streckte sich auf den Moosteppich hin und legte ihr müdes Haupt, da ein anderes Kissen fehlte, auf ihren rechten Arm. Eine Blindschleiche, die in dem Moose zusammengeringelt gelegen hatte, wandte sich zornig unter dem Arme hervor und züngelte an ihm empor; als sie jedoch sah, daß ihr nichts geschah, verschwand sie schnell wieder nnter dem Moose. Die Dame war unterdessen eingeschlafen.

Eine Weile war sie in tiefem Schlafe dagelegen. Da knisterte es leise im nahen Gebüsche; ein Schnüffeln wurde vernehmbar, und die Schnauze eines Hundes kam zum Vorscheine. Ebenso schnell zog sie sich wieder zurück; bald darauf ertönte in der Ferne ein schwaches Gebell. Dann war wieder Alles ruhig wie zuvor.

Nach einiger Zeit kam der Hund wieder an den Platz, wo die schlafende Dame lag; diesmal folgte ihm ein Mann. Sein Tritt war auf dem weichen Boden nicht hörbar; nur die Aeste, an die er anstreifte, oder die er zurückzog, krachten. Mit einem Male stand er vor der Dame. Bei ihrem Anblicke senkte sich die Flinte, die er in der Rechten hielt; er winkte seinem Hunde zur Ruhe und lehnte das Jagdgewehr an das Gesträuche.

An die Dame herantretend, betrachtete er sie genauer. Er ließ sich auf die Kniee nieder und beugte sich über sie. Ihr Gesicht war geröthet, sonst aber bleich und eingefallen. Der Mund war geöffnet und murmelte von Zeit zu Zeit unverständliche Worte. Der Busen hob und senkte sich rasch; es schien, als läge sie in schwerem Traume.

Der Jäger sprach kein Wort; seine Lippen fest aufeinander gekniffen, haftete er seine Augen unverwandt auf die vor ihm liegende Dame. Das Blut trat ihm allmählig in die Wangen; auch seine Brust hob und senkte sich rascher unter dem Athem. Es war so stille im Walde, kein menschliches Wesen in der Nähe. Er, der Mann, fand sich allein mit einem Weibe im Walde. Niemand sah ihn, Niemand störte ihn, wenn er einer lüsternen Stimme folgte, die sich mächtig in ihm regte . . . .

Sein Mund nähert sich dem Munde des Weibes. Er drückt einen leisen Kuß auf ihre Lippen, sie erwacht nicht, wendet sich aber im Traume um. — — — — —

Eine Stunde später stand die Sonne im Zenithe des Himmels. Die Dame trat aus dem Walde und überblickte die von leichten Hügeln durchzogene Ebene. Aus einiger Entfernung schimmerte ein großes Gebäude herüber, um welches im Kreise mehrere Bauernhöfe lagen. Eine Glocke, deren helle Töne bis in den Wald herüber schwebten, rief vom Edelgute aus die Arbeiter zum Mittagessen.

Die Dame ordnete ihre etwas zerknitterten Kleider und schritt dann rasch gegen den Edelhof zu. Vor den Bauernhäusern mündete der Pfad in die Straße, welche sich in großem Bogen aus dem Walde heranschweifte. Sie ließ aber die Bauernhäuser dort liegen und stieg den kleinen Hügel hinan, auf dem das Edelgut lag.

Als sie durch das weite Thor in den Hofraum trat, begegnete ihr ein Knecht. Auf ihre Frage, ob die Herrschaft zu Hause und zu sprechen wäre, erwiderte er, sie säße jetzt eben zu Tische. Da er aber aus ihrem Anzuge schloß, daß sie den höheren Ständen angehören müsse, erbot er sich, sie hinaufzuführen. Die Dame folgte ihm und wurde in die Küche geleitet.

Die zwei hier beschäftigten Köchinnen überwiesen sie dem Kammermädchen, welches die Dame in den Empfangssaal brachte und zu warten ersuchte, bis sie angemeldet wäre. Die Schilderung, welche sie von der Fremden der Dame des Hauses entwarf, mußte keine allzu günstige gewesen sein, da dieselbe ziemlich lange auf ihr Erscheinen warten ließ. Endlich trat sie ein und fragte, was ihr den Besuch verschaffe.

— Ich bin eine unglückliche Frau, erwiderte die Fremde, und werde nicht nur von boshaften Menschen, sondern auch von Noth und Elend verfolgt. Nachdem ich mich auf österreichischen Boden gerettet hatte, hörte ich, daß es weit und breit keine edlere und mildherzigere Dame gäbe als Sie. Demnach beschloß ich, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen und Sie um irgend eine Verwendung in Ihrem Dienste zu bitten.

— Sie sind eine Polin?

— Aus Warschau.

— Sind Sie verheirathet?

— Ich war es nie, da ich aus einem Kloster entfloh.

— Mein Gott, eine entflohene Klosterfrau sind Sie? Was hat Sie nur auf solche Abwege gebracht? Kann es ein schöneres Leben geben als das fromme, herzliche und liebliche Zusammenleben in einem Kloster, wo man sich um Nichts zu kümmern hat, keinen Mangel leiden darf und nur für seiner Seele Heil zu sorgen hat?

— Wer in der Welt lebt, urtheilt freilich von der günstigsten

Seite über das Leben im Kloster; aber anders gestaltet sich die Ansicht, wenn man dieses Zusammenleben selbst geführt und unerträglich gefunden hat.

— O ich weiß es, daß viele Nonnen unzufrieden sind. Der Mensch kann ja Alles ertragen, nur nicht das Glück. Je besser es ihm geht, desto unzufriedener ist er. Weil diese Nonnen Alles besitzen, was sie nur immer wünschen, ein ruhiges, friedliches sorgloses Leben, so verlangen sie gerade nach dem Gegenstande, der ihnen durch ein Gelübde versagt ist, nach einem Manne. Ist es nicht bei Ihnen so gewesen?

— Wer kann dafür, wenn die Natur stärker ist als das Gelübde? Der Wille ist stark, aber das Fleisch ist schwach.

— Es trifft bei Ihnen zu, wie ich gesagt habe. Was kann ich aber für Sie thun? Eine Verwendung in meinem Dienste habe ich nicht für Sie; ganz untergeordnete Dienste könnte ich Ihnen nicht einmal geben, da sie der Arbeit ungewohnt und ihr vielleicht abhold sind. Ueberdies würde der Segen Gottes, der bisher sichtbar über meinem Hause gewaltet hat, von ihm weichen, wenn ich eine entflohene Klosterfrau, die ihre Gelübde gebrochen hat, aufnähme und ihr Unterkunft gewährte. Wenn Sie im Kloster nicht aushalten konnten glauben Sie sich in einen Dienst besser zu finden?

Bei den ersten Worten der Gräfin war ein junger Mann in den Salon getreten. Er hatte anfangs nicht auf das Gespräch noch auf die Fremde geachtet, als er aber von einer Klosterfrau sprechen hörte, wandte er sich rasch gegen die Fremde. Eine Blässe überzog sein Gesicht, als er diese betrachtete; auch sie hatte ihn bereits wahrgenommen und erkannt. Kaum hatte die Gräfin das letzte Wort gesprochen, als der junge Mann auf die Fremde zustürzte, sie bei der Hand ergriff und dieselbe derb schüttelnd, ausrief:

— Jovita! Wie kommst Du hieher!

Im nächsten Augenblicke wandte er sich aber gegen die Herrin und sagte:

— Entschuldigen Sie, Frau Gräfin, wenn ich in der Ueberraschung des ersten Augenblicks den Anstand und die ihnen schuldige Ehrfurcht vergaß. Es ist das dieselbe Jovita, von der ich Ihnen erzählte, daß ich sie liebte, und daß ich aus Gram über die Gelübde, die sie an das Kloster banden, Warschau verließ.

Die Gräfin machte bei dieser Erklärung ein halb unwilliges, halb gezwungen freundliches Gesicht.

— Diese ist es! antwortete sie etwas steif. Sie kennen doch diesen Herrn? fragte sie Jovita.

— Er ist Woicech Zarski! bestätigte diese.

— Sonderbares Wiedersehen fuhr die Gräfin in einem keineswegs freundlichen Tone fort. Muß ich nicht denken, daß Sie sich beide verabredet haben, hier zusammenzutreffen? Gewiß haben Sie diese Nonne veranlaßt, Woicech, aus dem Kloster zu entfliehen und hieher zu kommen. Und gedenken Sie hier Ihre Liebeleien fortzusetzen? Nie und nimmer werde ich das meinem Hause dulden.

— Ich bin nicht minder überrascht, Jovita hier zu sehen, Frau Gräfin, als es diese selbst sein mag, daß sie mich hier findet. Der Vorwurf der Verabredung ist daher ein unbegründeter, den ich bei aller Ehrfurcht vor Ihnen zurückweisen muß.

— Auch mir thun Sie Unrecht, fiel Jovita ein, wenn Sie glauben, ich hätte mich von Woicech zu meiner Flucht bereden lassen. Ich entfloh vielmehr aus eigenem Antriebe und kam hieher, ohne zu wissen, daß Woicech sich hier befindet.

— Das glaube, wer mag! erwiderte die Gräfin ungläubig. Auf keinen Fall kann ich Sie in mein Haus aufnehmen. Ich werde Ihnen Mittel zur Weiterreise verschaffen, aber ich dulde nicht, daß hier fortgesetzt wird, was in einem Kloster begonnen wurde.

Damit wandte sich die Gräfin und ging. Vielleicht hätte sie anfangs von der Lage Jovitas rühren und erweichen lassen, vielleicht hätte sie ihr doch eine Stellung im Hause gegeben; jetzt aber, wo sie so unerwartet eine Person vor sich sah, die in einem näheren Verhältnisse zu Woicech stand, war sie nicht mehr hiezu zu bewegen. Woicech eilte ihr zwar sogleich nach und suchte sie durch stürmische Bitten zu bestimmen, Jovita zu behalten, allein die Gräfin weigerte sich dessen entschieden. Der heftige Dialog, der zwischen ihr und Woicech geführt wurde, zog den Grafen herbei. Als er erfuhr, worum es sich handelte, entschied er sich wie seine Frau dafür, daß man der flüchtigen Nonne die zur Weiterreise nöthigen Mittel, aber keinen Aufenthalt im Hause gewähren solle. Die Neugierde trieb ihn jedoch sich dieselbe anzusehen; eine entflohene Nonne ist ja immer eine interessante Persönlichkeit. Er begab sich daher mit Woicech in den Empfangssalon; aber sogleich rannte er bei der andern Thüre hinaus,

als er Jovita erblickte. Nicht weniger erschrack diese über sein Ansichtigwerden; sie erröthete und schlug ihre Augen zu Boden. Sie erkannte in ihm den — Jägersmann vom Walde, obgleich er jetzt in andern Kleidern stack.

Woicech entging diese beiderseitige Ueberraschung nicht. Er folgte jedoch, ohne sich für den Augenblick weiter darum zu bekümmern, dem Grafen und bat ihn, er möge den Aufenthalt Jovitas wenigstens so lange erlauben, bis sie sich erholt und ihre Kleider etwas geordnet habe. Der Graf warf ihm nur die Bemerkung hin:

— Ja, gerne, nur bringen Sie mir die Person nicht mehr vor die Augen!

Trotz des Widerwillens, den die Gräfin gegen einen, wenn auch nur kurzen Aufenthalt Jovitas auf dem Gute äußerte, setzte Woicech gestützt auf die Erlaubniß des Grafen, seinen Willen durch. Jovita erhielt neben dem Gemache des Kammermädchens ein Zimmer angewiesen, und es wurde ihr bedeutet, sie möge sich nicht viel außerhalb des Zimmers sehen lassen.

Woicech fühlte sich überglücklich. Er konnte jetzt einige Tage in der Nähe Jovita's zubringen.

An einem der folgenden Abende, saß er in trautem Gespräche an ihrer Seite und fragte sie:

— Wie konntest Du denn eigentlich Deine Flucht aus dem Kloster bewerkstelligen, meine Liebe.

— Wie ich entkam, weiß ich nicht, ebensowenig ist mir bekannt, wie ich auf einmal an die Weichsel und in diese Gegend kam.

— Du weißt das nicht? Du scherzest, mein Kind. Du entflohst doch nicht im Schlafe?

— Ich kann mich keiner Umstände erinnern.

Woicech glaubte, sie wolle ihm die Art und Weise ihrer Flucht verheimlichen, und schwieg aus Zartgefühl, obwohl es ihn kränkte.

— Bist Du schon lange auf der Reise, fragte er weiter.

— Wie lange, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich an jenem Morgen plötzlich in ein Städtchen kam, von dem russischen Zollbeamten meines Unterkleides beraubt wurde und mich dann über die Weichsel fahren ließ.

— Wo hast Du die vorhergehende Nacht zugebracht?

— Ich glaube, daß es in einem Walde war.

— Du glaubst? Wußtest Du wirklich nicht, daß Dein Woicech sich in dieser Gegend aufhielt, und kannst Du nicht in der Absicht, ihn hier zu finden und mit Vorwürfen zu überhäufen, daß er so plötzlich Warschau verlassen hatte? Als ich Dich wenigstens erblickte, zweifelte ich nicht daran, die Liebe habe Dich vermocht, meinen Aufenthalt auszukundschaften und zu mir zu eilen.

— Habe ich Dich jemals geliebt, Woicech? Ich habe nur den Jäger geliebt, den ich heute im Walde sah.

— Was sagst Du da, Jovita? Du sprichst heute in Räthseln. Ich kann Dich nicht begreifen.

— Nenne mich nicht Jovita. So haben mich die Dämone geheißen. Ich heiße anders. Mein Name ist Barbara.

— Von welchem Jäger sprichst Du, Barbara? Wen sahst Du im Walde?

— Meinen Onkel.

— Ich verstehe Dich nicht, Barbara. Du gibst mir lauter Räthseln auf.

— Das kannst Du auch nicht verstehen, Woicech, ohne daß ich Dir Einiges erzähle. Ich hörte, daß der Besitzer dieses Edelgutes ein Graf Satorin sei, und entschloß mich sogleich, ihn aufzusuchen. Als ich ihn neulich sah, erkannte ich in ihm meinen Onkel, er aber weiß nicht, daß ich seine Nichte bin.

— Unbegreiflich! erwiderte Woicech kopfschüttelnd. Leidest Du an Migränen, Barbara?

— O nein! Ich bin allerdings krank, und zwar am Geiste. Ich habe Augenblicke, wo ich das selbst einsehe. Man hat mir im Kloster etwas angethan, was? vermag ich nicht zu sagen. Man hat mich mit bösen Geistern besetzt gemacht und mich dann geschlagen, daß ich halbtodt liegen blieb. Auf einmal entkam ich. Ich wundere mich selbst, daß ich plötzlich keine Nonne mehr um mich sehe, daß ich in weltlichen Kleidern bei Dir sitzen kann. Wenn der Mond voll wird, vergeht mir das Gedächtniß; ich weiß nichts mehr von mir und den Dingen, die geschehen. Wenn der Mond abnimmt, werde ich ruhig, die Besinnung kehrt zurück und ich bin wie andere Menschen. Seit drei Tagen kann ich mich wieder an Alles erinnern, was mit mir geschah.

Woicech blickte die ruhig an seiner Seite sitzende Barbara mit den Zeichen des größten Erstaunens an. War das Wahrheit, was

sie sprach? Ihm schauderte bei dem Gedanken, daß sie am Geiste irre geworden sei. Aber bestätigte nicht sie selbst diese Thatsache? Selbst jetzt, wo sie wieder im Besitze ihrer Geisteskräfte zu sein angab, sprach sie so verworren und daß er nothwendig an die Zerrüttung ihres Geistes glauben mußte. Ehe er jedoch seine Betrachtungen über ihren Zustand vervollständigen konnte, fuhr Barbara fort:

— Der Graf heißt Alexander und die Gräfin Yelva; nicht wahr?

— Ja.

— Alexander ist mein Onkel, als der Bruder meines Vaters. Er ist ein geborner Ubryk, und Yelva eine geborne Gräfin von Satorin.

— Ist das möglich? Nun begreife ich Manches, was mir bisher dunkel blieb. In meiner Stellung als Secretär des Grafen stieß ich schon mehrmals auf Papiere, welche von einem gewissen Jaromir von Ubryk, und solche, welche von einem Kasimir von Ubryk herrühren.

— Jaromir ist mein Großvater, Kasimir mein Vater. Ihre Papiere überließen sie meiner Mutter Elka, und diese wird sie bei ihrem Tode ihrem Schwager, dem Grafen Alexander, übermacht haben. Es obwalteten eigenthümliche Verhältnisse mit Alexander und Yelva; mir ist nie etwas Gewisses darüber bekannt geworden.

— Graf Satorin lebt aber schon seit dem Jahre 1831 hier.

Die Revolution eines Jahres zwang ihn, seine Güter in Polen zu verkaufen und auf österreichischen Boden überzusiedeln. Seitdem haben wir wenig von ihm gehört und ihn nie wieder gesehen.

— Und er erkennt Dich, seine Nichte, nicht mehr?

— Nein. Als er damals Polen verließ, war ich erst dreizehn Jahre alt. Wir flüchteten nach Sachsen und kehrten nach dem Tode des Vaters in die Heimath zurück. Später trat ich ins Kloster Wie sollte er mich noch erkennen?

— Ich will Dich ihm als seine Nichte vorstellen. Wie freue ich mich dieser verwandtschaftlichen Beziehungen! Nun muß er Dich hier behalten, und er wird sich freuen, an Dir die Pflichten der Blutsverwandtschaft üben zu können.

— Um keinen Preis werde ich mich ihm zu erkennen geben, Woicech! O, lieber gehe ich fort in die weite Welt, als daß er erführe, wer ich bin.

— Warum diese Grille? Ist es Dir nicht lieber, hier in meiner Nähe bleiben zu können, als in der Welt herumzuziehen? Weßhalb gibst Du Dich ihm nicht zu erkennen?

— Weil er der Jäger vom Walde ist.

— Welches Bewandtniß hat es doch mit diesem Jäger? Begegnete er Dir neulich im Walde drüben auf der Jagd?

— Er fand mich schlafend, Woicech. Als ich erwachte, lag ich in seinen Armen. Darum wagte er mich nicht anzusehen, als er so eilig durch den Saal rannte. Aus eben diesem Grunde soll er nie erfahren, daß ich seine Nichte sei; er soll mich für eine flüchtige Nonne halten, die ihn blos um Obdach und Speise bittet.

— Barbara! Mir vergehen die Sinne! Täuschet Dich das Gedächtniß nicht in diesem Punkte? Hier liegt nur ein lapsus memoriae vor.

— Weßhalb weicht er mir dann aus? Weßhalb will er mich nicht sehen? Weil das schlechteste Gewissen ihn martert!

Woicech konnte nichts erwidern. Es verhielt sich so, wie Barbara angab. Der Graf mied ein Zusammentreffen mit ihr und hatte ihm ja selbst befohlen, ihm Barbara nicht vor die Augen zu führen. Vielleicht rührte auch von ihm die Weisung her, die fremde Person möge sich wenig außerhalb des Zimmers sehen lassen. Konnte aber Barbara sich nicht irren? Bei ihrem Geisteszustand war das nur zu sehr möglich, ja höchst wahrscheinlich. Es ließ sich da schlechterdings nicht bestimmen, wo die Wahrheit aufhörte und die Dichtung anfing.

Diese Erwägungen über den Geisteszustand Barbaras stimmten Woicech, dessen Liebe zu ihr mit aller Gluth wieder erwacht war, sehr traurig. Mit betrübter Miene fragte er sie:

— Wohin willst Du Dich wenden, wenn Du es verschmähst, Dich erkennen zu geben? Was willst Du überhaupt beginnen?

— Ich weiß es nicht. Man einziger Zweck war, den österreischen Boden zu erreichen, um den Verfolgungen meiner Feinde zu entgehen. Nachdem ich das erreicht habe, muß ich die Gestaltung meines Schicksales der Zukunft überlassen. Ich stehe von allen Mitteln entblößt in der Welt. Das Einzige, was ich will, ist, auf keinem Fall mehr in das Kloster zurückzukehren.

— Die Lage ist äußerst fatal. Wenn du nur gesund wärst, so könntest Du in anständigen Familien einen Dienst als Kammerfrau finden.

O sorge Dich nicht um mich, Woicech! Ich bin mit Allem zufrieden und will mir das Brod betteln, wenn ich nur, ach, es wäre schrecklich! nicht mehr in das Kloster zurückgebracht werde!

— Hat man Dir in demselben in der That so viel Böses zugefügt?

— Ach, Woicech, die Beichtväter! Mein früherer Beichtvater, Pater Gratian, trägt die Schuld an allem meinem Unglücke!

— Ein Beichtvater! erwiderte Woicech gedehnt und unwillig. Tritt doch überall die Geschichte der Cadière, wenn auch unter an- Erscheinungen, dem Wesen nach wieder auf!

— War die Cadière ebenso unglücklich wie ich?

— Vielleicht noch unglücklicher; doch Du magst das selbst ermessen, wenn ich Dir ihre Geschichte vorführe. Freilich muß ich dabei Dinge berühren, welche man sonst in anständiger Gesellschaft nicht bespricht, allein die Geschichte verlangt Wahrheit und will mit Wahrheit vorgetragen sein. *)

Katharina Cadière war die Tochter des Kaufmannes Josef Cadière und der Elisabeth, geborne Pomet, und wurde im November 1710 zu Toulon geboren. Schwestern besaß sie keine, aber drei Brüder, einen, der sich dem Kaufmannsstande widmete, einen zweiten, der in den Dominikanerorden trat, und einen dritten, der Theologie studirte, um später als Weltpriester zu functioniren. Sie selbst blieb von Jugend an im elterlichen Hause und war, als der Vater schon frühe, aber mit Hinterlassung eines ansehnlichen Vermögens starb, der Mutter Augapfel, Trost und Stütze. Letztere verwendete daher alle nur mögliche Sorgfalt auf die Erziehung der Tochter, und das schöne, etwas zu andächtiger Schwärmerei geneigte Mädchen blühte wunderherrlich auf — rein und harmlos, voll trefflicher Ge-

---

*) Recueil général des Pièces concernant lé procès entre la Demoiselle Cadière et le Père Girard. Auszüge aus diesem acht Oktavbände starken Werke erschienen in fast allen lebenden Sprachen Europas; die deutsche bei Brockhaus in Leipzig. 1732.

müths- und Geistesanlagen, ausgezeichnet vor allen ihren Gespielinnen durch Unschuld, Tugend und jungfräulichen Liebreiz.

So stand es mit Katharina Cadière, als im April 1728 der Jesuitenpater Johaun Baptist Girard, Doktor der Gottesgelehrsamkeit, von seinen Obern nach Toulon versetzt wurde, um dort das Rektorat an dem jesuitischen Seminar der Schiffsprediger zu übernehmen und zugleich als Seelsorger und Prediger in der Stadt zu funktioniren. Vor der Welt hatte er stets die Miene eines strengen Moralisten angenommen und sich über dem durch große Beredsamkeit, sowie durch sonstige sehr hervorragende geistige Begabungen ausgezeichnet. Der Lebenswandel, den er vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Toulon an führte, athmete eine so strenge Sittlichkeit, und schien so ganz und gar nichts mit der Scheinheiligkeit zu thun zu haben, daß Jedermann ihn für ein Muster von Solidität hielt. Ueberdies entwickelte er eine solche hinreißende Beredsamkeit und zugleich ein so einnehmendes Wesen, daß alle Welt in seine Predigten und in seinen Beichtstuhl strömte. Insbesondere wußte er sich bei den Damen beliebt zu machen, und eine Menge von Frauen wie von Jungfrauen erwählten ihn zum Berather ihrer Herzen und Gewissen. Dieses Zutrauen nun machte ihm viele Freude, und er sprach jeder der Schönen recht kräftig zu, — kräftig, bedeutsam und salbungsvoll. Doch ging er im Anfange nicht weiter als er vor Gott und der Welt verantworten konnte, ohne Zweifel, weil er es für klüger hielt, statt mit der Thüre ins Haus zu fallen, mit Subtilität vorwärts zu schreiten, bis er das Terrain gehörig sondirt hätte. Nachdem er aber so weit war und Einige herausgefunden hatte, die seinen Zwecken zu entsprechen schienen, kam er nach und nach auf die geistlichen Exercitien zu sprechen, und da seine Schäflein sehr begierig waren, ihre begangenen Sünden abzubüßen, so legte er ihnen verschiedene Uebungen auf, welche sie auf den letzten Akt, das ist die Disciplin, vorbereiten sollten. Alles ging über Erwarten gut, und als er nun wirlich bei einer jeden seiner Pönitentiarinnen einzeln zur Geißelung schritt, unterwarfen sie sich alle ohne irgend einer Widerrede dieser Prozedur. Die ersten paar Male ließ er sie nur einen kleinen Theil der Schultern entblößen, um seine Opfer nach und nach an die Sache zu gewöhnen, und erst nach Monaten, nachdem er mit großer Mühe die angeborne Schamhaftigkeit überwunden hatte, verlangte er die völlige Entblößung des Unterleibes zur Er-

theilung der spanischen Disciplin. Bei Mehreren ließ er es hiebei bewendet sein, das heißt, er begnügte sich mit dem lüsternen Reiz, den ihm der Anblick der verborgenen Schönheiten gewährte; bei einigen Andern aber gieng er weiter und befriedigte an ihnen ohne Hindernisse andere Triebe.

So that er insbesondere an den Fräuleins Laugier, Batarelle, Gravier, Allemande und Rebout, sowie an der Wittwe Guiol, und alle diese Sechse hatte er so in seiner Gewalt, daß keine einzige, die Guiol ausgenommen, zum förmlichen Bewußtsein des niederträchtigen Verhältnisses gelangte, zu dem er sie herabwürdigte. Sie glaubten vielmehr, von ihm dazu überredet, der letzte Umarmungsakt gehöre ebenso gut zur spanischen Disciplin. Die Guiol dagegen, welche mit einem sehr wohlgestalteten Körper einen durchtriebenen Kopf verband, wußte recht wohl, woran sie war, und durchschaute den wollüstigen Pfaffen vollkommen; allein da sie selbst sehr wollüstiger Natur war und sich überdieß von dem Verhältnisse große finanzielle Vortheile versprach, so bewahrte sie wie die fünf Anderen nicht nur unverbrüchliches Stillschweigen, sondern ging auch sofort in alle Ideen des Paters ein, und wurde in Kurzem seine innigste Vertraute. Ja, sie gab sich sogar dazu her, den Leithammel für die jungfräulichen Schäflein zu machen, welche Girard in sein Netz ziehen wollte, und die armen, schwachköpfigen, mysticirten Thierlein folgten ihr blindlings, ohne die Schlachtbank zu ahnen, nach welcher sie geschleppt wurden.

Soweit hatte es der Pater Girard in verhältnißmäßig kurzer Zeit in Toulon gebracht, und während die Welt ihn wegen seines anscheinend heiligen Wandels, sowie wegen seiner sonstigen zur Schau getragenen Vorzüge und Tugenden tiefstens verehrte, schwelgte er heimlich in den sinnlichsten Genüssen. Da wählte ihn zu Anfang des Jahres 1729, von seinem Rufe angezogen, Katharina Cadière zu ihrem Beichtvater, und diese durch ihre körperliche Schönheit, wie durch Herzenseinfalt und andächtige, fast schwärmerische Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Jungfrau zog ihn alsbald so außerordentlich an, daß alle seine Sinne und Neigungen nach ihr hinstrebten. Weil sie eben sehr gut erzogen war und einer äußerst geachteten auf Sittlichkeit streng haltenden Familie angehörte, beschloß er, nur mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, und darin be-

stärkte ihn die Frau Guiol, welcher er seine Leidenschaft anvertraute. Doch versprach sie ihm ihren vollen Beistand und begann auch sogleich damit, daß sie die Cadière zu seinen Gunsten bearbeitete und das unschuldige Mädchen für den heiligen Mann zu begeistern suchte. Er selbst that natürlich auch das Seinige, um die Cadière soweit zu bringen, und alle seine Gespräche drehten sich um die Sorgfalt, welche er für das Heil ihrer Seele in sich trage. Nachdem er so ihr volles Zutrauen gewonnen, sprach er dann zu ihr von den wunderbaren Anlagen welche sie in sich verschließe, und von den noch viel wunderbareren Absichten, welche Gott mit ihr und durch sie auszuführen vorhabe. Endlich forderte er sie auf, sich gänzlich seiner Führung zu überlassen, damit sie ihre von Gott beabsichtigte Verherrlichung vor allen übrigen Menschen um so schneller vor sich gehen könne, und schloß seine desfallsigen Sermone immer mit der dringenden Frage: „Wollen sie sich mir gänzlich überlassen?"

Auf diese Art wußte sich der Pater bei seinem Beichtkinde immer tiefer einzunisten, und das schöne Mädchen schlürfte das Gift der Schmeichelei, ohne etwas Arges dabei zu denken. Es vergingen jedoch Wochen und Monate, bis er gewiß sein konnte, daß dasselbe ihm blindlings ergeben sei, und es gehörte fürwahr eine ungeheure Ausdauer dazu, so lange den liebevollen geistigen Vater zu spielen, ohne die unter diesem Deckmantel schlafende sinnliche Lust zu verrathen. Da kam endlich eine günstige Gelegenheit einen Schritt weiter zu gehen, und der Pater benützte sie augenblicklich. Eines Tages nämlich, da ihn Cadière im Refektorium seines Seminars besuchte, fand er sich besonders hingebend gestimmt, und so neigte er sich denn, nachdem er lange eindringlich mit ihr gesprochen und ihr sanfte Vorwürfe darüber gemacht hatte, daß sie ihn schon seit mehreren Tagen nicht mehr besucht habe, über sie und drückte ihr einen feurigen Kuß auf den blühenden Mund. Dieser Kuß aber brannte wie Feuer durch ihre Adern und sie schwor im sofort zu, daß sie sich von jetzt an gänzlich seiner Führung überlassen wolle. Darauf ersuchte er sie, ihm in den Beichtstuhl zu folgen, forschte da genau nach allen ihren Neigungen, Stimmungen und Regungen, befahl ihr alle Tage mehrere Male in den verschiedenen Kirchen der Stadt zu kommuniciren, weissagte ihr, nachdem er ihre Einbildungskraft aufs Höchste gespannt, für die nächste Zeit schon himmlische Erscheinungen und Visionen, und entließ sie endlich gegen das Versprechen, ihm jeden

Tag über ihre geistigen wie körperlichen Zustände den genauesten, rückhaltlosesten Bericht zu erstatten. Die Cadière gehorchte pünktlich. Sie ging alle Tage zur Communion und verband damit lange Gebete, sowie ein fast übermäßiges Fasten, ganz wie es ihr der Beichtvater vorgeschrieben. In Folge dessen wurde ihr Nervensystem krankhaft überreizt; mit andern Worten, sie verfiel, wie dies nicht anders sein konnte, in Hysterie, und in diesem Zustande sah sie bald himmlische, bald höllische Gesichte, wodurch ihr Blut noch mehr erhitzt, ihre Phantasie noch verwirrter und ihr Denkungsvermögen noch ekstatischer wurde. Bald kam es so weit, daß sie dem Pater klagte, wie ihre ganze Seele so sehr in heiliger Liebe zu ihm entzündet sei, daß sie nicht mehr laut beten könne, und überdies leide sie ganz entsetzliche Qualen, deren Ursachen sie sich nicht enträthseln könne. Girard beruhigte sie auf seine Weise:

— Das Gebet, sagte er zu ihr, ist nur ein Mittel, zu Gott zu gelangen. Hat man diesen Zweck einmal erreicht und ist man mit Gott vereinigt, so bedarf es desselben nicht mehr. Die Liebe aber, die Sie zu mir im Herzen tragen, darf Ihnen keinen Kummer machen, denn der liebe Gott will, daß wir beide miteinander vereinigt sein sollen. Ich trage Sie in meinem Schooße und in meinem Herzen, und Sie sind nichts mehr als eine Seele in mir, ja die Seele meiner Seele."

Mit diesen Worten küßte er sie zugleich inbrünstig auf den Mund und entflammte dadurch das Blut der feurigen Jungfrau nur noch heftiger. Etwas Arges aber dachte dieselbe noch immer nicht dabei, indem er nie von einer andern Liebe, einer andern Vereinigung sprach, als „von der Liebe und der Vereinigung im heiligen Herzen Jesu."

Inzwischen wurde, weil das Beten, Fasten und Communiciren mit immer größerem Eifer fortgesetzt werden mußte, ihr Zustand ein noch ekstasischerer, und es befielen sie nicht selten Krämpfe und Ohnmachten, sowie überhaupt alle jene Erscheinungen zu Tage traten, welche den Somnambulismus zu begleiten pflegen. Die Visionen mehrten sich und oft geberdete sie sich wie eine Besessene, wobei sie Flüche und Lästerungen ausstieß; beruhigt aber konnte sie nur werden, wenn Pater Girard sich ihrem Lager näherte; denn er allein besaß den nöthigen Einfluß auf ihren Geist, und in Folge dessen erhielt er ungehinderten Zutritt in das Cadièrische Haus. Eines Tages

nun glaubte die Cadière während einem ihrer Anfälle die Seele eines Todsünders vor sich zu sehen, und zugleich hörte sie die Worte: „Wenn Du mich aus diesem Zustande retten willst, so mußt Du Dich entschließen, Dich ein ganzes Jahr vom Satan in Besitz nehmen zu lassen.“

Hierüber erschrack die Jungfrau heftig und sie erstattete sofort ihrem Beichtvater Bericht über die Erscheinung, indem sie ihn um seinen Beistand gegen solche offenbar satanische Anfechtungen anflehte. Allein was that dieser? Statt sie zu beruhigen, erklärte er ihr rundheraus, daß sie die Pflicht habe, diese Seele zu retten und daß sie sich deshalb dem Satan auf ein Jahr ergeben müsse. Ja er drang solange mit Heftigkeit in sie, bis sie sich in Allem einverstanden erklärte und nachfolgendes Formular: „Ich unterwerfe mich, ich übergebe mich, ich bin bereit, Alles das zu sagen, zu thun und zu leiden, was man von mir verlangen wird“ mit einem heiligen Eide beschwor. Von diesem Zeitpunkte an, es war zu Ende des Jahres 1729, wähnte sich das arme Kind vollständig in der Gewalt des Satans, und in diesem halbverrückten Zustande stieß es oft die gräßlichsten Flüche aus, so daß sich Mutter und Brüder furchtbar darüber entsetzten.

Eine andere weit wichtigere Folge war aber, daß Katharina, weil ihre Gesundheit unter diesen Anfällen bedenklich litt, fast die ganze Zeit das Bett oder wenigstens das Zimmer hüten mußte, und daß dadurch Pater Girard Gelegenheit bekam, nicht nur Viertel- und halbe Stunden, sondern vielmehr ganze Tage vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei seiner Beichttochter allein zu bleiben. Bloß er und kein Anderer hatte ja Gewalt über sie und den Teufel, wie konnte man also den Eintritt zu ihr wehren? Zudem galt er allgemein als ein halber Heiliger, und die Mutter Katharinens, ein sehr fromm-bigottes Weib, sah ihn insbesondere für einen solchen an. Somit ward ihm ohne den geringsten Anstand gestattet, nicht blos jeden Tag zu der armen Cadière zu kommen, sondern auch, wenn er bei ihr war, um die Beschwörungen des Satans vornehmen zu können, die Thüre hinter sich zu verriegeln und selbst den nächsten Verwandten nicht zu öffnen, bis er es für passend hielt.

Das wars, was der ehrwürdige Pater von Anfang angestrebt hatte, und man kann es sich nun wohl denken, zu was er die Zeit, in welcher die Cadière von ihren hysterischen Ohnmachten befallen oder sonst nicht recht bei Sinnen war, benützt habe. Er benützte

sie, um sein thierisches Gelüste an ihr zu befriedigen„ und zwar that er dies wochen- und monatweise jeden Tag, ohne daß die arme Geopferte zum klaren Bewußtsein darüber gekommen wäre, was er in diesen Stunden mit ihr vornehme. Zweierlei nur fiel ihr auf, einmal nämlich, daß sie wenn sie erwachte, an einem Theile ihres Körpers Schmerz empfand, sowie noch mehr das, daß sie sich bei rückkehrendem Bewußtsein oft entblößt und in sehr unanständiger Stellung daliegend fand, während sie doch gewiß wußte, vor ihrer Ohnmacht eine ganz andere Stellung eingenommen zu haben. Sie ward daüber von Scham niedergedrückt, wagte aber eben deshalb nicht den Pater, der doch allein anwesend gewesen war, zu befragen; allein dieser errieth ihre Bedenken nur zu gut und schickte ihr daher seine Freundin, die Guiol, in der Hoffnung, daß sie sich dieser anvertrauen werde. So geschah es auch in der That; doch diese abgefeimte Person lachte nur über die Bedenken der Cadière und schalt sie eine thörichte Einfalt, daß sie in einer derartigen Entblößung etwas Unanständiges finden könne.

— Warte nur, rief sie ihr zu, bis Du gleich uns andern Büßerinnen würdig befunden wirst, die letzte Weihe der Disziplin zu empfangen; dann bist Du erhaben über alle die Bedenklichkeiten, und es beginnt erst für Dich das Leben der Heiligkeit im Herzen Jesu.

Diese „letzte Weihe“ sollte in der That auch nicht lange ausbleiben. Die Cadière bekam nämlich jetzt, wahrscheinlich in Folge ihres Siechthumes, an Händen und Füßen sowie untar ihren Brüsten ein paar rothe Flecken, und da ihr dieselben Schmerzen verursachten, so legte sie linderndes Pflaster auf. Girard aber riß das Pflaster weg, indem er erklärte, die rothen Flecken seien nichts anderes als Abzeichen der Wundmale Christi, und er küßte und betastete nun diese sogenannten „Stigmata“, besonders die unter den Brüsten, so daß die Kranke darüber immer in eine wollüstige Ekstase gerieth. Die Maale vergrößerten sich in Folge dieser Betastungen und es schien, als ob sie in blutige Eiterung übergehen wollten. Demungeachtet durfte nicht nach dem Arzte geschickt werden, sondern Girard bestand darauf, daß dieselben ein Merkmal der besondern Gnade Gottes seien, und konnte sich nicht satt an ihnen sehen.

— Sie werden nunmehr, sagte er zu seinem armen Schlachtopfer indem er zugleich eine kleine Ruthe hervorzog, — in den Himmel verzückt werden, aber nur erst dann, wenn Sie die tiefste Stufe der

Demüthigung durchgemacht und sich von mir im Zustande der vollständigsten Nacktheit mit der Ruthe haben streichen lassen! Doch ehe wir so weit gehen, schwören Sie mir einen heiligen Eid, daß Sie dieses Geheimniß unverbrüchlich bewahren wollen; denn wenn Sie je davon sprächen, so wären Sie und ich auf immer verloren.

Die Cadière leistete den Eid und nun ging es an die verlangte Demüthigung.

„Doch", drückt sich der fromme Theologe aus, welcher das Hauptwerk über diesen berüchtigten Prozeß in das Deutsche übersetzt hat, und der jede Einzelnheit genau aus den Prozeßakten entnahm: „Doch die Erzählung des Uebrigen ist kein Geheimniß der Zunge mehr, und ohnehin weigert sich die Feder, dergleichen schändliche Scenen niederzuschreiben.

Auf diese Weise trieb es Pater Girard viele Monate lang mit seinem Beichtkinde, und die fromme Mutter, welche immer noch den Jesuiten für einen Heiligen hielt, merkte auch nicht das Geringste. Der Tochter selbst ging jedoch endlich ein Licht auf, als sie entdeckte, daß sie sich in anderen Umständen befand und theilte sofort dem Pater diese schreckhafte Kunde mit. Dieser alterirte sich im ersten Augenblicke heftig, allein bald faßte er sich wieder und bedeutete der Gefallenen, daß er durch eine Kur, die er mit ihr vornehmen wolle, sofort Alles wieder in die richtige Ordnung bringen würde. Wirklich begann er auch augenblicklich mit dieser Kur, und zwar bestand dieselbe darin, daß er dem Mädchen verschiedene Male im Tage ein röthliches Pulver in einem Glas Wasser abgelöst zu kosten gab. Diese Mischung nahm er immer eigenhändig vor, und weder das Dienstmädchen noch die Mutter der Kranken durfte das Getränke auch nur berühren, vielweniger untersuchen; auf die Frage der Mutter aber, was das Alles zu bedeuten habe, erwiderte er, die Katharine leide an einer Entzündung des Geblüts und dafür seien die Pulver gut. Schon nach wenigen Tagen stellte sich die beabsichtigte Wirkung ein; die Abtreibung der Leibesfrucht gelang. Es fand ein Abortus statt, welchen der Pater, um sich zu vergewissern, daß es eine Fehlgeburt sei, ganz genau am Fenster betrachtete.

Die Gefahr der Schwangerschaft war also beseitigt; dagegen wurde die Cadière durch den großen Blutverlust so geschwächt, daß ihr Leben auf dem Spiele stand, und da in Folge dessen ihre Mutter

ernstlich darauf drang, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, so drohte abermals die Entdeckung des Frevels. Doch auch diesesmal wußte sich der Bösewicht zu helfen. Er versicherte nämlich der Mutter mit der Miene des heiligsten Ernstes, daß die Krankheit der Tochter als ein himmlisches Leiden außerhalb der Sphäre medizinischer Kenntnisse liege, und die fromme Frau schenkte ihm wiederholt Glauben. Doch hatte er immer noch Ursache, dem Landfrieden nicht recht zu trauen, und somit beschloß er nach demjenigen Mittel zu greifen, durch welches nach seiner Ansicht eine Untersuchung des Mädchens für immer unmöglich gemacht würde, das heißt, er beschloß die Cadière in ein Nonnenkloster zu bringen. Gelang ihm dies, so schlug er zwei Fliegen mit einem Schlage, denn das Geheimniß seiner Buhlerschaft blieb dann unentschleiert und er hatte auch fernerhin Gelegenheit, diese Buhlschaft fortzusetzen. Er schrieb daher augenblicklich an die ihm sehr befreundete Aebtissin des Klosters von St. Clara zu Ollioules und schilderte derselben die Frömmigkeit, Tugend und erhabene Bestimmung seines Beichtkindes mit so hinreißenden Farben, daß sofort eine zusagende Antwort erfolgte. Noch leichter wurde es ihm, die Zustimmung der Cadière zu erhalten, und selbst deren Mutter sträubte sich kaum einen Augenblick lang, ihre einzige Tochter wegzugeben. So ging diese am 6. Juli 1730 wirklich in das Kloster St. Clara zu Ollioules ab, und wer war nun froher als der Pater Girard.

Allein seine Freude sollte sich nur allzubald als eine sehr thörichte erweisen.

Die ersten vierzehn Tage ließ Girard vorübergehen, ohne nach seiner Geliebten zu sehen; dann aber erschien er persönlich im Kloster und wußte die Aebtissin mit Leichtigkeit zu überreden, daß sie ihm gestattete, die Cadière zu besuchen und Briefe mit ihr zu wechseln. Von dieser Erlaubniß machte er auch den umfassendsten Gebrauch und unter dem Vorwande des Beichthörens blieb er oft viele Stunden lang mit seiner Auserwählten allein. Doch benahm er sich im Anfange sehr vorsichtig und namentlich ließ er in alle seine Briefe, obwohl sie von schwärmerischliebevollen Ausdrücken „für sein theures gottbegnadetes Kind“ wimmelten, ein Stückchen Moralpredigt und geistliche Unterweisung einfließen. Nichtsdestoweniger beging er, zum Beweise, daß auch die Klügsten Augenblicke haben, wo sie der Verstand im Stiche läßt, schon in den ersten vier Wochen die Unvorsich-

tigkeit, die Novizenmeisterin Rimbaud in Gegenwart der Aebtissin zu fragen, ob bei der Cadière die monatliche Reinigung sich regelmäßig einstelle, oder ob vielleicht unregelmäßige größere Blutverluste stattgefunden haben. Er stellte diese Frage ohne Zweifel, weil er über die Wirkung seiner Abtreibungskur noch immer sehr in Sorge war; allein die Frauen sahen sich bei diesen seinen Worten äußerst überrascht an, denn sie hatten bisher noch von keinem Beichtvater eine solche Sprache gehört und es mußte daraus nothwendig in ihnen der Gedanke entstehen, daß das Verhältniß Girards zu der Cadière sicherlich wenigstens über die Grenzen des Gewöhnlichen hinausgehe. Noch mehr erregt wurde dieser Verdacht, als er einmal der Cadière scherzend schrieb, sie sei eine kleine Schelmin, welche die Ruthe verdiene, und er werde ihr diese bei seinem nächsten Besuche auf die gewohnte süße Weise geben; denn wie nun die andern Novizen und Nonnen sie nach dieser gewohnten Weise befragten, erwiderte sie ausweichend, das sei ein geistlicher Genuß, der nur ganz gottgeweihten Seelen zu Theil werden könnte, und sie dürfe daher darüber nicht plaudern. Am allermeisten aber fiel es auf, daß der Pater nicht nur stundenlang nach Abhörung der Beichte bei seiner Beichttochter allein blieb, sondern daß er sich sogar vollständig mit ihr einschloß, und um jede Störung unmöglich zu machen, den an den Thüren der Klosterzellen befindlichen Schieber vorschob. Das war gegen alle Ordnung und die Aebtissin untersagte es ihm daher strengstens. Da er sich aber um dieses Verbot nicht kümmerte, sondern fortfuhr, sich stundenlang mit der Novize einzuschließen, nahm die Oberin die ihm früher ertheilte Erlaubniß, seine Beichttochter auf ihrer Zelle ohne Zeugen zu sprechen, zurück und gestattete ihm nur noch, sie am sogenannten Sprachgitter zu sehen.

Doch — die Liebe und ein Pfaffe sind erfinderisch. Er schnitt also mit seinem Federmesser die Gitterstäbe so durch, daß er sie herausnehmen konnte, und hiedurch entstand eine Oeffnung, geräumig genug, den Gegenstand seiner Begierden, sowie Niemand in der Nähe war, zu betasten, zu küssen, zu umarmen, zu discipliniren. Dessen wurde er auch gar nicht müde, sondern er brachte vielmehr jede Woche verschiedene halbe Tage am Gitter zu und ließ sich sogar das Essen dahin bringen, um seine Liebste wie ein Turteltäubchen zu ätzen. Ja als einstens die Aufwärterin den Speisetisch ziemlich weit vom Gitter hinwegstellte, stieß er denselben sofort wieder hin und rief zornig, ob

sie denn glaube ein Recht zu haben, ihn von seiner Beichttochter zu trennen?

Das Tändeln und Lieben ward also auch im St. Claraklofter fortgesetzt, und zwar zuletzt so unvorsichtig, daß ihn einmal eine Schwester überraschte, wie er die Cadière umschlungen hielt und küßte. Auf die gemachte Anzeige hin läugnete er zwar dieses Faktum unbedingt ab und drang sogar mit frecher Stirne auf die Bestrafung der Lügnerin, wie er die Schwester nannte; allein er konnte wohl merken, daß man seinen Worten keinen Glauben schenkte, und daß er in Folge dessen äußerst scharf beobachtet wurde. Hier in Ollioules konnte also das Liebesverhältniß nicht mehr fortgesetzt werden, und somit erklärte er plötzlich, die Cadière habe nunmehr im Kloster St. Clara sowie überhaupt in Toulon durch ihren heiligen Lebenswandel die Menschheit genug erbaut, weßwegen es Zeit sei, sie in ein anderes Kloster zu versenden, damit auch dieses die Früchte ihrer Heiligkeit genöße. Auch wählte er sofort ein Karthäusernonnenkloster zu Premola bei Lyon zum künftigen Aufenthalt für die Cadière aus und traf Anstalten, sie in den nächsten Tagen dahin zu versetzen. Dagegen benachrichtigte jetzt die Aebtissin des Claraklosters den Erzbischof von Lyon schnellstens von Allem, was vorgegangen, und dieser befahl sofort der Cadière vor der Hand an Ort und Stelle zu bleiben. Zugleich verbot er ihr, sich fernerhin des Paters Girard als ihres Beichtvaters zu bedienen und untersagte Letzterem auch nur einmal noch das Kloster St. Clara zu betreten. Einige Tage später beauftragte er den Abbé Camerle, die Cadière in einem Wagen abzuholen und sie zu ihrer größeren Sicherheit nach dem unweit Toulon gelegenen Landhause des Herrn Panque, eines nahen Verwandten von ihm, zu bringen. Schließlich endlich erhielt der Pater Niklas, Prior des Karmeliterklosters von Lyon, den Auftrag, von nun an als Beichtiger bei der Cadière einzutreten und dieselbe auch sonst so genau als möglich zu beaufsichtigen.

Ein unendlicher Zorn ergriff den Pater Girard, als er von diesen Maßregeln des Erzbischofs Kunde erhielt; noch größer aber war sein Schrecken, denn er bildete sich ein, die Cadière hätte bereits umfaßende Geständnisse abgelegt. Doch gewann er bald wieder seine gewohnte Geistesgegenwart, und er sandte sofort eine seiner vertrauten Freundinnen, die Demoiselle Gravier, zu der Cadière ab, theils um sie darüber auszufragen, theils um ihr die vielen von Girard geschrie-

denen Briefe abzuschmeicheln. Letzteres war für ihn gleichsam eine Lebensfrage, denn wenn man die verliebte Korrespondenz fand, so lag das schändliche Verhältniß unverhüllt zu Tage, und eben deswegen hatte er die Gravier zu seiner Abgesandten erwählt, weil er wußte, daß ihr die Cadière volles Vertrauen schenkte. In der That gelang auch die Mission über alles Erwarten gut. Die Gravier erhielt alle verlangten Briefe und überdies die mystischen Schriften, zu deren Lektüre Cadière früher von ihm ermuntert worden war. Nunmehr fühlte sich Girard wie neugeboren. Er hatte ja das corpus delicti jetzt in Händen und mündliche Aussagen konnte er abläugnen, — wer wollte ihm also etwas ernstliches anhaben? Allein diesmal sollte es doch anders kommen.

Der gute Pater hatte nämlich seiner Beichttochter die Ueberzeugung beigebracht, daß alle die unanständigen Berührungen, welche zwischen ihr und ihm stattgefunden, keine Sünde seien, weil ihr geistiger Wille dabei nicht mitgewirkt habe und von der Wahrheit dieser Lehre ausgehend, scheute sich die Cadière nicht, ihrem neuen Beichtvater, dem Pater Niklas, gar manche Dinge zu offenbaren, von welchen dieser ganz und gar nicht erbaut wurde. Er ahnte also bald das wahre Verhältniß, das zwischen dem Jesuiten und seiner Beichttochter stattgehabt habe, und diese seine Ahnung fand ihre vollste Bestätigung darin, daß die Cadière mehrmals das Landhaus heimlich verließ, um ihren heißgeliebten früheren Beichtvater im Jesuitenseminar zu Toulon aufzusuchen. Er forschte mit Emsigkeit weiter nach und durch seinen starken Zuspruch brachte er es endlich so weit, daß Katharine ihm das ganze Geheimniß der begangenen Schandthaten enthüllte. Er entsetzte sich förmlich, denn eine solche Lasterhaftigkeit eines Priesters des Herrn und noch dazu eines für überaus heilig geltenden, hätte er für ganz unmöglich gehalten. Er setzte sogleich den Erzbischof von Allem in Kenntniß, und dieser eilte sofort in Person nach dem Landhause des Monsieur Panque, um sich die ganze Reihe der begangenen Abscheulichkeiten aus dem Munde der Missethäterin selbst bestätigen zu lassen. Welches Entsetzen! Der Erzbischof schwur, die beleidigte Kirche zu rächen und die Stadt Toulon von dem reißenden Wolfe in der Kutte zu befreien. Doch die Cadière, in Thränen aufgelöst, flehte ihn kniefällig an, um ihrer und ihrer Familie Ehre willen den Schleier des Stillschweigens über das Begangene zu breiten, und um dasselbe flehte auch ihr von dem Erz-

bischofe als Zeuge mitgenommener Bruder, der Dominikaner. Hiezu kamen dann noch die Vorstellungen des Abbé Camerle, welcher dem Erzbischofe zu Gemüthe führte, daß es um das Ansehen des ganzen geistlichen Standes geschehen sei, wenn man den Skandal öffentlich mache, und daß es die Klugheit gebiete, der Gerechtigkeit für diesmal nicht den Lauf zu lassen. Kurz der Erzbischof wurde bald in seinem ersten Vorsatze wankend gemacht und versprach schließlich, die entsetzliche Geschichte der ewigen Vergessenheit zu übergeben. Das jedoch konnte er nicht über sich gewinnen, Girard noch länger als Seelsorger funktioniren zu lassen, und er beauftragte den Carmeliterprior P. Niklas, daß er in Gemeinschaft mit dem Pater Cadière, dem Dominikaner, über die sämmtlichen Beichttöchter des Pater Girard die geistliche Leitung übernehme.

So schien es denn, daß der furchtbare Frevel in ewiges Stillschweigen begraben bleiben würde, und es wäre ganz sicher auch geschehen, wenn nur der grenzenlose geistliche Hochmuth der Jesuiten nicht gewesen wäre. Diese konnten es gar nicht verwinden, daß ihrem Rektor, dem von der Welt bisher so heilig gehaltenen Pater, das Beichthören für die Zukunft verschlossen sein sollte, und der Rektor selbst spie Feuer und Flammen über die gewaltsame Trennung von seinen bisherigen Beichttöchtern. Ueberdies durchliefen die Stadt Toulon gar mancherlei Gerüchte über das, was vorgefallen, und diese Gerüchte lauteten nicht eben ganz zum Vortheile der Söhne Loyolas. Endlich aber, wer bürgte denn dafür, daß die Cadière selbst nicht später die Sache enthüllen oder gar mit einer Anklage hervortreten würde? Es mußte also offenbar etwas geschehen, um den Orden Jesu gegen allen Schaden sicher zu stellen, und das Beste war, wenn man es so weit bringen konnte, daß die Cadière gerichtlich, wenn auch durch ein sehr parteiisches und summarisches Verfahren, als Lügnerin und Verläumderin verurtheilt wurde.

So calculirten die Jesuiten, insbesondere Pater Girard selbst und Pater Sabathire, welch Letzterer die Hauptrolle in dem Prozeße spielte, und da sie sowohl den Official des Erzbischofs, das ist seinen Vikar in weltlichen Gerichtsangelegenheiten, als auch das in geistlichen Sachen verordnete Kriminalgericht in Toulon ganz auf ihrer Seite hatten, so hofften sie mit Leichtigkeit ein solches Urtheil zu erlangen. Nachdem sie also mit ihren Anhängern die nöthige Rücksprache genommen, erklärten sie plötzlich dem Erzbischofe, daß sie sich mit dem

von ihm angeordneten Stillschweigen durchaus nicht beruhigen könnten, und zugleich übergaben sie dem erzbischöflichen Officialate eine wohlaufgesetzte Schrift, in welcher sie auf genaueste Untersuchung drangen. „Entweder“, sagten sie in dieser Eingabe, „hat Pater Girard den Frevel, dessen man ihn bezüchtigt, begangen, und dann gebührt ihm die strengste Strafe; oder er hat ihn nicht begangen, und dann muß seiner Anklägerin geschehen, was eine solche schlimme Verläumderin verdient.“

Auf diese Art gedrängt, befahl der Bischof seinem Official nach Gebühr zu verfahren, und dieser begann sofort den Prozeß mit einem Verhöre der Cadière, sowie ihres Bruders, des Dominikaners und ihres jetzigen Beichtigers, des Priors der Carmeliter. Hiebei ging er jedoch sehr partheiisch zu Werke, denn er nahm, wie nachher bewiesen wurde, verschiedene Aussagen der drei Vorgeforderten, entweder gar nicht, oder was noch schlimmer, sehr unrichtig auf, und überdies verwirrte sich die Cadière selbst sehr oft aus Schamhaftigkeit in ihren Antworten. Der Anfang des Prozesses erwies sich also sehr günstig für die Sache Girards und ebenso auch der nächste Fortgang. Nach dem ersten Verhöre durch den Official kam nämlich die Angelegenheit an das obengenannte geistliche Kriminalgericht, und dieses informirte sich vor Allem in Gemeinschaft mit dem Official über die sogenannten species facti, das heißt über die Beweisstücke, welche für die Anklage vorgebracht werden konnten; es fanden sich aber keine vor, als fünf Briefe Girards. In den folgenden Zeugenverhören ward eben so wenig etwas Schwerbelastendes gegen den Jesuitenpater zu Tage gebracht. Weil nämlich die Richter mit den Jesuiten in engster Verbindung standen, nahm man die dem Girard feindlichen Aussagen nur ganz oberflächlich, wenn nicht gar absichtlich verdreht oder gemildert auf; umgekehrt verweilte man aber lange und mit Vorliebe auf den Angaben derer, welche von den Jesuiten vorher erkauft waren, um erdichtete Angaben zu Gunsten des Paters vorzubringen, und besonders sorgfältig notirte man die Aussagen der früheren Beichttöchter des Rektors, welche natürlich im Ruhme seiner Gottergebenheit und Sittenreinheit übersprudelten. Kurz, das Gericht scheute selbst vor förmlichen Rechtsverletzungen nicht zurück, und um ja keinen Rank und Pfiff zu vergessen oder bei Seite zu lassen, versammelten sich die Richter alle Abende in dem Jesuitenseminar, wo sie mit Girard und Sabathire Alles verabredeten, was am folgenden

Tage aufgetischt werden sollte. Um einen Pfaffen zu retten, schlägt man ja lieber die ganze Welt todt.

Endlich ging man so weit, daß man die Cadière selbst in das Ursulinerinnenkloster zu Toulon, über welches die Jesuiten das Aufsichtsrecht hatten, brachte, und sie dann, um sie mürbe zu machen, nicht nur mit Qualen aller Art überhäufte, sondern sie auch in eine Kammer sperrte, worin kurz zuvor eine Wahnsinnige gestorben, wo Gestank und Moder die Athmosphäre verpestete, und wo ein Bund faules Stroh das Lager bildete. Ja, damit das Maß voll werde, traten schließlich die Ursulinerinnen als Zeugen gegen sie auf, und beschworen, daß dieselbe von jeher nichts als Verläumdungen und Lügen vorgebracht habe, und daß sie ohne Zweifel von den Feinden Loyolas bestochen sei, um diesen in die Schuhe zu schieben, wessen sie selbst in ihrer Frechheit nur fähig gewesen. Dürfe man sie doch sogar mit Recht der Zauberei beschuldigen, weil sie durch allerlei künstliche Mittel sich den Nimbus des Heiligenscheines zu erwerben gesucht und zu diesem Behufe ihren Körper mit Wundmalen bedeckt hätte!

Trotz alledem ging der Prozeß nicht so schnell zu Ende, als die Jesuiten sich eingebildet hatten; im Gegentheile machte er ein solches ungeheueres Aufsehen durch ganz Frankreich, daß der König auf den Vortrag seines Staatsrathes die strengste Untersuchung anbefahl und mit derselben den hohen Gerichtshof von Aix betraute. Jetzt trat die Sache in ein neues Stadium, und die ganze gebildete Welt wartete mit der außerordentlichsten Spannung des Ausganges derselben; die Jesuiten aber, einsehend, daß eine Lebensfrage für sie daraus erwachsen sei, boten den Einfluß der ganzen Societät auf, um ein für sie günstiges Resultat zu erlangen, und sparten zugleich das Geld so wenig, daß sie nur allein für Bestechungen der Richter und Zeugen über eine Million Franks verwandten.

Was nur der Verstand und die List und die Schlechtigkeit ersinnen konnte, wurde ersonnen, und Hunderte von falschen Eidschwüren wurden geleistet. Pater Girard legte dem Gerichtshof angeblich alle die Briefe vor, welche er früher an die Cadière geschrieben; aber es waren nicht die echten, sondern eben jetzt erst fabricirte und zurückdatirte, welche nichts als natürliche Besorgtheit für sein Beichtkind athmeten. Es traten Zeugen auf, welche den Prior der Carmeliter und den Pater Cadière, den Dominikaner, beschuldigten, ein Complott gegen den Pater Girard angestiftet und sich dahin verschworen zu

haben, ihn, sowie den Orden Jesu überhaupt, durch die ersonnenen Lügen der Katharina Cadière in den Augen der Welt zu vernichten. Man bearbeitete die Nonnen von Ollioules, daß sie Alles das zurücknahmen, was sie früher gegen den Pater Girard ausgesagt hatten, daß sie dagegen umgekehrt nunmehr die Cadière als eine nichtsnutzige Person bezeichneten, welche darauf ausgegangen wäre, den ehrwürdigen Herrn zu verführen! Man folterte die Cadière selbst, sowohl körperlich als moralisch, auf eine mehr als barbarische Weise und versagte ihr, der so unendlich Verlassenen und Unglücklichen, jedweden geistlichen Trost, wenn sie nicht zuvor einen Revers unterschreibe, in welchem sie ihre gegen Girard erhobene Anklage als eine Lüge und Verläumdung bezeichne. Man exorcirte sie sogar förmlich im Beisein einer Menge von geistlichen und anderen Zeugen, und brachte sie durch dieses Schauspiel der Teufelsaustreibung, mit welchem der Mißhandlungen eine Menge verbunden waren, so herab, daß sie in eine mehrstündige Ohnmacht fiel.

Endlich nahm man sie drei Tage lang hintereinander, den 25., 26. und 27. Februar 1731 von Morgens bis Abends ins Verhör und hetzte sie durch die aufgestellten Kreuz- und Querfragen, sowie noch mehr durch das bekannte verwerfliche Mittel der Suggestion, Ueberlistung, so zu verwirren, daß man sie entweder zum Widerrufe bringen oder doch als eine geistig Unfähige bezeichnen könnte. Am ersten Tage blieb sie aber standhaft bei ihren früheren Aussagen, und wiederholte mit klaren unzweideutigen Worten alle die Schändlichkeiten, welche der Pater Girard mit ihr vorgenommen hatte. Ebenso that sie am zweiten Tage, ohne sich nur irgend aus der Fassung bringen zu lassen. Am dritten Tage jedoch erhielt sie durch ihre Aufwärterin, als welche man ihr eine Tochter der bekannten Wittwe Guiol beigegeben hatte, in ihrem Frühstücke ein betäubendes Mittel, welches so stark wirkte, daß sie sogar für einige Zeit ihre eigene Mutter nicht mehr erkannte. Deshalb kam auch diese sogleich mit einer Supplik an den Gerichtshof ein, die Sache zu untersuchen; allein man achtete auf diese Eingabe nicht im Geringsten, sondern fuhr vielmehr mit dem Inquiriren ohne Weiters fort, nachdem die Arme ihr Bewußtsein einigermaßen wieder erlangt hatte. Die Folge war, daß sie, deren Geist sich durch die ewigen Mißhandlungen, Drohungen, Vorwürfe und Einschüchterungen ohnehin schon im tiefsten Zustande der Depression befand und durch das betäubende Mittel noch ärger ver-

wirrt wurde, — daß sie, sage ich, nach langem heftigen Einreden nicht nur Alles wiederrief, was sie bisher zum Nachtheile des Pater Girard ausgesagt hatte, sondern daß sie auch auf die Frage, wer sie veranlaßt habe, ein solches Gewebe von Lügen zu erfinden, antwortete: „Der Pater Niklas, der Prior der Carmeliter, sei der Urheber des ganzen Skandals, und er allein habe sie beredet, ihren vorigen Beichtvater wegen Mädchenschändung und Fruchtabtreibung gerichtlich zu belangen."

Welch ein Jubel nun unter den Jesuiten, als dieses Geständniß über die Lippen der Cadière kam! Endlich, — endlich hatte man erreicht, was man seit Monaten mit so entsetzlich vieler Mühe und mit einem so außerordentlichen Kostenaufwand anstrebte, und die Unschuld Girards, die Ehrenrettung des Jesuitenordens, konnte der ganzen Welt publizirt werden!

Doch die Jesuiten denken, und andere Götter lenken. Der Tag war vor dem Abend gelobt worden. Allerdings verordnete der Gerichtshof die sofortige Abführung der Cadière in das Kloster de la Visitation in Aix, um sie darin in strengster Clausur zu halten, bis der Spruch des Gerichtes erfolgt sei. Auch konnte es als eine zum Voraus feststehende Thatsache angesehen werden, daß dieser Spruch hart und strenge sowohl gegen die Verläumderin selbst als auch gegen ihren Mitverschwornen, den Carmeliterprior ausfallen würde. Sobald aber die Cadière ihrer Sinne wieder vollständig mächtig war, bezeichnete sie ihr letztes Geständniß als ein grundfalsches, durch Gewalt ans ihr herausgepreßtes; und Jedermann unter den Vernünftigen schenkte ihr in dieser Beziehung Glauben. Denn obwohl Pater Girard, wie man sich wohl denken kann, allen fleischlichen Umgang mit der Cadière, sowie überhaupt alle schwereren Beschuldigungen mit frecher Stirne abläugnete, so konnte er doch nicht umhin, weil einzelne Zeugen standhaft bei ihren Aussagen blieben, wenigstens einiges Wenige von dem, was die Cadière gegen ihn vorbrachte, zuzugeben, und schon dieses einige Wenige warf ein höchst sonderbares Licht auf ihn. So gestand er, daß seine Beichttochter längere Zeit an hysterischen Zufällen gelitten habe, durch welche sie oft stundenlange des Bewußtseins beraubt gewesen sei, und daß er sich während dieser ganzen Zeit ganz allein zu ihr eingeschlossen hätte. Er gestand ferner, daß er ihre Wundenmale, besonders die unter den Brüsten, nachdem sie ihren Körper auf sein Geheiß entblößt hatte, betastet, gekitzelt und geküßt,

sowie auch daß er ihr die spanische Disciplin gegeben habe. Er gestand endlich zu, daß sie von ihm, als ihre monatliche Reinigung ausblieb, mehrere Male ein röthliches Pulver in einem Glas Wasser erhielt, und daß dann später das von ihr abgegangene Blut von ihm einer besonderen Besichtigung unterworfen wurde. Dieses Alles gestand er zu, weil er es gegenüber der Mutter und dem Dienstmädchen, die ihn an die genauesten Specialia erinnerten, nicht mehr läugnen konnte, und zugleich weil ihm sein Verstand sagte, daß er sich verdächtig machen müsse, wenn er sich gar zu obstinat zeigte; er gestand es zu, damit er das Recht habe, wie man sagt: Der Ausleger seiner eigenen Worte zu sein, und damit er in Folge dessen im Stande sei, diesem seinen Thun und Treiben eine so unschuldige Auslegung als möglich zu geben. Allein, mochte er sagen, was er wolle, — lag nicht in diesem Bekenntniß das weitere Zugeständniß, daß er mit seiner Beichttochter in einem ganz eigenthümlichen vertrauten Verhältniß gestanden haben müsse? Ja, in einem jedenfalls mehr als ehrbar vertraulichen Verhältnisse: denn wo in aller Welt darf sich ein Mann bei einem Mädchen **solche** Freiheiten nehmen, ohne daß er nicht auch befugt wäre, noch weiter zu gehen?

So war es denn kein Wunder, daß in der Laienwelt fast kein Mensch den Pater Girard für unschuldig hielt, und eben darum schenkte man auch der Cadière allgemeinen Glauben, als sie durch einen eidlichen Protest ihren im dritten Verhöre abgelegten Widerruf vernichtete und betheuerte, daß nur ihr erstes Bekenntniß die reine Wahrheit enthalte. Ja noch mehr — als die Cadière nunmehr beim Staatsrath auf Anrathen ihres Anwaltes wegen Mißbrauch der geistlichen Gerechtigkeit Klage erhob und auf Réstitution, das ist Wiedereinsetzung in ihren vorigen Stand, drang, ward sofort ihrer Eingabe entsprochen und das Parlament von Aix angewiesen, den Prozeß in letzter Instanz zu entscheiden. Der Prozeß begann also von Neuem und abermals boten die Jesuiten allen ihren Einfluß auf, um auch die neuen Richter günstig für sich zu stimmen. Abermals mußten Freunde und Freundinnen die Parlamentsmitglieder bearbeiten, abermals spielten Drohungen mit den ewigen Höllenstrafen eine bedeutende Rolle, abermals ward das Gold in solchen Massen verausgabt, daß zu der bereits verschwundenen Million noch eine zweite hinzukam. Auch gelang es den Söhnen Loyolas in der That, nicht wenige der Richter für sich zu gewinnen, und ein weiterer Vortheil für sie war,

daß der berühmte Advokat Thorame sich dazu herbeiließ, vor Gericht für Girard zu plaidiren. Ueberdies durften sie den Generalprokurator — obersten Staatsanwalt — unbedingt zu den ihrigen rechnen, und im Stillen hatte sich der Präsident des Hofes ihnen ebenfalls mit Leib und Seele verschrieben. Wie hätten sie also unter solchen Zuständen nicht mit Zuversicht auf einen günstigen Ausgang des Prozesses rechnen sollen, besonders noch weil die Cadière weder über viele Freunde noch viel Geld gebieten konnte? Doch Eines hatten die Söhne Loyolas vergessen — den Sinn für Gerechtigkeit, der nie ausstirbt in der Menschheit, und dieser Sinn war es, welcher nicht nur der Cadière einen Anwalt gewann, wie den hochberühmten Chaudon, der den Thorame wenn auch nicht an Spitzfindigkeiten und Kniffen, so doch jedenfalls an Wissen und Scharfsinn übertraf, sondern welcher auch verhinderte, daß die sämmtlichen Richter oder auch nur die Mehrzahl derselben sich von dem Gelde der Girard-Partei blenden ließen.

Die Sache kam endlich zum Austrage. Am 11. September 1731 stellte der Girard'sche Anwalt Thorame den Antrag: „daß die Cadière verurtheilt werden solle, zuerst Ehrenbuße vor der Kirchenthüre zu St. Salvador zu thun und dann erhangen und strangulirt zu werden.“

Dieser Antrag I aber wurde alsobald durch bei weitem überwiegende Stimmenmehrheit des Gerichtshofes, der einschließlich des Präsidenten aus fünfundzwanzig Mitgliedern bestand, unbedingt verworfen.

Der entgegengesetzte Antrag Chaudons ging dahin: „den Pater Girard wegen vollkommen erwiesener Blutschande und Fruchtabtreibung, sowie wegen Erniedrigung seiner priesterlichen Würde durch oftmals wiederholte Vergehen gegen die Sittlichkeit zum Tode zu verurtheilen.“

Diesem Antrage II stimmten nicht weniger als zwölf Richter zu, so daß nur ein einziges Votum fehlte, denselben zum Gerichtsbeschlusse zu erheben.

Die andern zwölf Richter einigten sich für einen dritten vermittelnden Antrag III, welcher dahin ging:

„Erstens, daß der Pater Girard in Anbetracht der an ihm sichtbar gewordenen Geistesschwäche, die ihn zum Gegenstande des Spottes seiner Beichtkinder gemacht, von dem ihm zur Last gelegten Verbre-

chen und Vergehen zwar freigesprochen, dagegen aber an das geistliche Gericht verwiesen werden solle.

Zweitens, daß die Cadière ebenfalls freigelassen und ihrer Mutter zu übergeben sei, unter der einzigen Beschwer, die Unkosten, welche der Prozeß bei dem Criminallieutenant von Toulon verursacht; jedoch ohne alle Interessen und sonstigen Schadenersatz zu tragen.

Drittens, daß der Prior der Carmeliter, Ricklas de St. Josef, sowie die Brüder der Cadière, welche des Complottes und der falschen Anklage gegen Pater Girard beschuldigt waren, ebenfalls frei zu sprechen und aus dem Gefängnisse zu entlassen seien.

Viertens, daß die Schriften, die von den Parteien eingereicht wurden, so weit sie der Ehre der Kirche nachtheilig, vernichtet und durch den Obergerichtsdiener zerrissen werden sollen."

Zwischen Antrag II und III war Stimmengleichheit vorhanden und es kam demnach auf den Stichentschied des Präsidenten an; dieser aber, als ein Freund der Jesuiten, stimmte natürlich für Antrag III, und somit wurde dieser vermittelnde Antrag, welche alle Parteien ohne Strafe losließ, zum Beschluß erhoben.

Einige für den Orden Jesu durch Geld begeisterte Richter meinten zwar nachträglich, es wäre doch am Platze, der Cadière wenigstens eine kleine Züchtigung angedeihen zu lassen, damit sie sich nicht rühmen könne, ganz und gar straflos weggekommen zu sein; allein die übrigen Parlamentsmitglieder waren hiezu durchaus nicht zu bewegen. „Was?" rief ein Richter voll Entrüstung: „Wir haben soeben einen Mann freigesprochen, welcher vielleicht einer der größten Verbrecher der Welt ist, und wir sollten diesem Mädchen auch nur die geringste Strafe auferlegen? Eher soll dieser Palast in Flammen aufgehen und uns unter seinen Trümmern begraben!" Diese Energie zündete, und die Cadière ging frei aus dem Gefängnisse hervor, — aber auch Pater Girard.

So endigte der Prozeß Girard-Cadière, welcher in ganz Europa ungeheueres Aufsehen erregte. Er endigte, wenn man den Wortlaut des Urtheils nimmt, resultatlos, und doch — welches ungemein klares Resultat lag in demselben! Oder wie? Hatte nicht der Jesuitenorden die Cadière als eine gemeine Betrügerin und ihre Brüder nebst den Carmeliterprior als falsche Ankläger und Complotteurs verklagt, warum wurden sie nun nicht gestraft? Gewis, wenn Pater Girard unschuldig gewesen wäre, so würde die Cadière dem Tode nicht ent-

gangen sein, und die Jesuiten hatten es also mit allem ihrem großartigen Einflusse, sowie mit allem ihrem immensen Geldaufwand nicht weiter zu bringen gewußt, als dazu, daß ihr Mitbruder nicht zum Tode verurtheilt wurde. Und ob ihn dieser verdient habe, darüber mag die individuelle Anschauung entscheiden. Selbst der Erzbischof von Aix trat, obwohl sonst keine Krähe der andern die Augen aushackt, offen zu denen über, welche ihn als Verbrecher bezeichneten, und verbot ihm nicht blos die Besteigung der Kanzel, auf welcher derselbe seinen Triumph feiern wollte, sondern verwies ihn auch aus der Stadt Aix und aus seinem ganzen Sprengel. Auch nach Toulon durfte Girard nicht zurück, weil man befürchtete, es möchte daselbst einen Aufstand geben, und er nahm somit seinen Aufenthalt in Lyon. Doch auch hier auf nicht lange, denn schon nach einem Jahre mußte er diese Welt verlassen, und das Volk fluchte seinem Andenken.

Wie unglaublich die Verblendung und der Wahnwitz der Jesuiten ist, bewiesen sie nach seinem Tode, indem sie ihn nicht nur in allen möglichen Schriften für einen verfolgten Heiligen auszugeben versuchten, sondern ihn auch hinsichtlich seines Schicksales mit Christus verglichen!!! Kein Mensch schenkte ihnen zwar Glauben, wohl aber machten Tausende und Abertausende den Schluß, daß eine Gesellschaft, welche einen offenbaren Verbrecher der gräulichsten Art nicht blos als ein räudiges Schaf ausstößt, sondern sogar noch in Schutz nimmt und zum Heiligen stempeln will — daß, sage ich, eine solche Gesellschaft ebenfalls nicht mehr werth sei, als der genannte Verbrecher selbst.

Katharina Cadière war eine Brünette von äußerst sanften und lieblichen Gesichtszügen, und verband mit einer mittleren Natur einen ungemein regelmäßigen Körperbau. Besonders aber zeichnete sie sich durch eine wahrhaft wunderbare Harmonie, sowie durch eine Fülle und Frische, die ihres Gleichen suchten, aus. Doch am allermeisten priesen die Zeitgenossen ihre dunkelglühenden, schwärmerisch sanften Augen, mit welchen der weiße Teint und die glänzend schwarzen Haare gar prächtig zusammenstimmten, und die ganze Männerwelt war darüber einig, daß man nicht leicht in einem weiblichen Wesen mehr Reize vereinigt finden konnte.

Als sie frei aus dem Gerichtssaale trat, wurde sie mit den freudigsten Zurufen begrüßt und alle Welt beeilte sich, ihr die aufrichtigste Theilnahme zu bezeugen. Es erschienen eine Menge von Ge-

dichten, in welchen ihre Schönheit und ihr Unglück außerordentlich feurig besungen wurden. Umgekehrt schwieg aber auch die Lästerzunge der Verläumdung nicht und insbesondere ließen es sich alte Jungfrauen, welche Jesuiten zu Beichtvätern hatten, angelegen sein, sie unter der Hand auf alle mögliche Weise zu verunglimpfen. Der Aufenthalt in Aix wurde ihr daher bald aufs Höchste entleidet, und auch in Toulon machten es ihr die Anfeindungen der Jesuiten unmöglich, längere Zeit zu verweilen. Ihre Mutter verkaufte daher schnellstens ihr ganzes Besitzthum, und eines Morgens waren Beide, Mutter und Tochter, verschwunden. Die Jesuiten gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, und viele Personen, von denen man voraussetzen konnte, daß sie ihn wußten, wurden sogar unter allerlei Vorwänden ins Gefängniß geworfen, um sie zum Beichten zu bewegen. Ob es ihnen aber gelang, — darüber schweigt die Geschichte, denn die Welt erhielt nie mehr eine bestimmte Kunde von der armen Unglücklichen. Einige behaupteten, sie sei unter fremdem Namen in ein anderes Land oder gar übers Meer gegangen; andere wollten wissen, sie habe sich aus Ueberdruß am Leben in einem Kloster begraben und ihre Mutter hätte diesem Kloster ihr ganzes Vermögen vermacht. Die große Mehrzahl aber bestand darauf, die Jesuiten hätten ihren Aufenthalt entdeckt und sie dann heimlich mit Gift aus der Welt geschafft.

— Woher kennst Du meine Geschichte so genau, Woicech?

— Deine Geschichte? Ich erzählte ja von der Cadière, nicht von Dir.

— Ich bin ja die Katharina Cadière. Erkennst Du mich denn nicht?

— Du bist Barbara, meine innigstgeliebte Barbara!

— So hieß meine Freundin, welche im Kloster starb. Ich bin die Katharina Cadière. Siehst Du denn nicht mein prächtiges schwarzes Haar, mein sanftes Gesicht, den Reiz meiner Erscheinung?

Bei dem letzten Worte sprang Barbara auf, warf mit Heftigkeit die Kleider von sich und zeigte dem erstaunten Woicech einige wunde Flecken auf der Brust.

— Siehst Du hier die Wundmale Christi? Und Du bezüchtigst mich noch der Zauberei? Ha, weiche von mir, Satan! Du willst mir nur Böses zufügen — Du willst wieder in mich einfahren . . . Hilfe! Zoophyt kommt und packt mich! Hilfe! Hilfe!

Mit Blitzesschnelle hatte sich Woicech erhoben und Barbara gegenübergestellt. Mit staunendem Schrecken sah er, daß sie von einem irrsinnigen Anfalle erfaßt zu wüthen begann. Ihr Gesicht war von dem Andrange des Blutes hell geröthet und ihre Augen leuchteten unheimlich und starr aus den tiefen Höhlen hervor. Zum ersten Male in seinem Leben stand er einer irrsinnigen Frauensperson gegenüber; er wußte sich nicht zu helfen und das Wort erstarb ihm vor innerlichem Grauen auf den Lippen. Die beiden Arme abwehrend gegen Barbara vorgestreckt, stand er wie gelähmt da, als das Kammermädchen, von dem Hilferufen aus dem Schlafe erweckt, die Thüre aufriß und erschrocken eintrat.

Beim Anblicke dieser dritten Person erhielt er die Besinnung und Stimme wieder.

— Helfen Sie mir, um Gotteswillen! rief er ihr zu. Sehen Sie nicht, daß die Arme hier einen Anfall hat? Was ist zu thun?

Barbara machte Miene, auf das Kammermädchen loszustürzen und griff mit beiden Armen nach demselben. Wiocech warf sich dazwischen und drängte sie zurück.

— Einen Anfall? entgegnete das Kammermädchen, das sich in seiner leichten Toilette hinter dem Rücken des Sekretärs verbarg. Ist sie närrisch? Soll ich den Herrn rufen?

— Nur das nicht, ich bitte Sie! Haben Sie Wasser in der Nähe?

— Im Waschbecken meines Zimmers.

— Holen Sie es schleunigst!

Während das Kammermädchen sich eilig entfernte und ihr nebenanstoßendes Gemach aufsuchte, packte Wiocech in seiner Angst, Barbara möchte durch ihr lautes Lärmen das ganze Haus wachrufen, dieselbe mit kräftigen Armen und hielt ihr den Mund zu. Mit unglaublicher Stärke aber stieß sie ihn zurück und schlug ein weithin schallendes Gelächter auf.

Woicech wäre beinahe auf das eben eingetretene Kammermädchen getaumelt. Sogleich nahm er diesem das Waschbecken ab und schüttete dessen Inhalt Barbara in das Gesicht.

Erschreckt durch das plötzliche kalte Bad wich dieselbe zurück und wollte sich unter das Bett verkriechen. Woicech hielt sie zurück.

— Willst Du ruhig sein? fragte er sie.

— Ja! keuchte sie ihm entgegen, während sie das Wasser von sich abschüttelte.

— Gut, so stehe auf; aber um Gottes Willen sei ruhig! Mein Gott, ist es soweit mit ihr gekommen!

Barbara erhob sich vom Boden, benahm sich aber wie ein furchtsames Kind, das Schläge erwartet. Sie wischte sich das Wasser aus den Augen und fing dann heftig zu schluchzen an.

Entkleiden Sie die Unglückliche noch vollständig! bat Woicech das Kammermädchen. Wir müssen Sie zu Bette bringen, damit sie Ruhe gibt.

— Wenn der Herr Graf diesen Auftritt erführe —

— O, ich bitte Sie, sagen Sie ihm nichts! Schweigen Sie mir zu Liebe! Ich werde sie baldmöglichst aus dem Hause bringen.

Barbara ließ sich ruhig von dem Kammermädchen entkleiden und ebenso ruhig zu Bette bringen. Sie wandte dabei kein Auge von Woicech, als fürchtete sie, er möge sie nochmals mit Wasser begießen oder ihr ein Leid zufügen. Woicech erkannte an dieser kindischen Furcht, welche alle Irren gemein haben, wenn sie einmal gezüchtigt wurden, daß seine Barbara in allem Ernste ihres Verstandes beraubt sei.

Nach einer mit einer drohenden Handbewegung begleiteten Ermahnung, sie möge sich die Nacht über ruhig verhalten, verließen er und das Kammermädchen das Zimmer, welches sie wohl verschlossen. Woicech steckte den Schlüssel zu sich und begab sich, nicht ohne vorher das Kammermädchen noch um ihr Schweigen über den Vorfall gebeten zu haben, auf sein Zimmer, das in demselben Corridore lag.

Als er sich in demselben eingeschlossen hatte, warf er mißmuthig die Kleidung ab und ging in starken Schritten das Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und lauschte ängstlich, ob aus dem Zimmer Barbaras kein Laut herüberdringe.

— Ich habe jetzt die Bestätigung dessen, was ich mir kaum zu denken gewagt habe! sagte er verzweiflungsvoll zu sich. Sie ist irrsinnig! Schrecklich! Sie, die ich liebe, mehr wie mich selbst, mehr wie die ganze Welt, die mein Herz anbetet, sie ist wahnsinnig Und ich liebe sie noch so sehr! Ach, warum floh ich damals aus Warschau! Die Liebe hat sie irrsinnig gemacht, meine Entfernung raubte ihr den Verstand! O ich Unglücklicher! Wie kann ich das Unglück gutmachen, das ich herbeigeführt habe? Wie kann ich die Nacht bannen, die ihr geistiges Auge umdüstert? Ich, oh ich Verfluchter! ich allein trage die Schuld an ihrem Unglücke!

Die ganze Nacht kam kein Schlaf über die Augen Woicechs. Er suchte nicht einmal das Bett auf. Weinend und händeringend ging er im Zimmer hin und her und raufte sich die Haare vor Reue und Schmerz — — —

Der Arme! Wie marterte er sich die Nacht hindurch umsonst, wie ungerecht war seine Selbstanklage! Konnte ihm nicht gerade das Beispiel der Cadière die besten Aufschlüsse über die Ursachen geben, welche den Zustand seiner Geliebten herbeigeführt hatten? Wenn er auch nicht wußte, daß Barbara in fast gleicher Weise von dem Pater Gratian verführt worden war, wie Katharina von Girard, so konnte ihm doch wenigstens nicht verborgen bleiben, daß sie wie ebendieselbe durch hysterische Zustände des Gebrauches ihres Verstandes beraubt war und nur zeitweilig die Besinnung erhielt. Noch weniger ahnte er aber, daß gerade die Erzählung des Beispieles der Cadière, welche in vielen, ja in den meisten Theilen ganz auf Barbara anzuwenden war, diese bei ihrem ohnehin verwirrten Geisteszustande auf den Glauben brachte, sie sei selbst diese Katharina, ja und daß das Hineinleben in alle diese genau aufgeführten einzelnen Umstände ihre Phantasie so außerordentlich aufgeregt hatte, daß unmittelbar darauf ein hysterischer Anfall sich einstellte! Er wußte nicht, daß der Irre selbst in seinen lichten Augenblicken jedwede Erzählung auf sich bezieht, und daß er, wenn er einzelne Umstände auf sich angewendet bestätigt findet, er sofort wieder in die vorige Nacht des Wahnwitzes zurückfällt — — —

Am andern Morgen erkundigte sich Woicech bei verschiedenen Hausbewohnern, ob sie nicht in den ersten Stunden der Nacht ein Geschrei vernommen hätten; als sie es verneinten, fand er sich etwas beruhigt. Auch Barbara traf er in einem leidlichen Zustande auf ihrem Zimmer; sie beharrte zwar fest darauf, daß sie die Katharina Cadière wäre, verhielt sich jedoch im Uebrigen ruhig und ergötzte sich an den Vögeln, die auf den Bäumen des Gartens, auf den das Fenster ihres Zimmers hinausging, munter zwitschernd von Ast zu Ast sprangen.

Als sich der Graf seiner täglichen Gewohnheit gemäß auf die Jagd begeben hatte, verfügte sich Woicech auf dessen Zimmer, um die Briefe zu beantworten, die im Laufe des gestrigen Tages eingetroffen waren. Mit sichtlicher Schnelle vollendete er die Aufgabe; als die Briefe in kurzer Zeit fertig geschrieben dalagen, zog er aus

einem unverschlossenen Fache des Schreibpultes eine Menge Papiere hervor und begann sie mit fieberhafter Eile abzuschreiben. Diese Arbeit setzte er noch mehrere Tage fort und schrieb selbst ganze Nächte hindurch. Die meisten Schriften waren in polnischer, einige in französischer Sprache geschrieben.

Während dieser Zeit hatte Woicech, aus Furcht, Barbara möchte bei Wiederkehr eines Anfalles durch ihr bedenkliches Wüthen ihren Zustand den Bewohnern des Gutes verrathen und von dem Grafen fortgewiesen werden, derselben soviel feurigen Tokayer vorgesetzt, daß sie der ungewohnten Wirkung des besten der Ungarweine unterliegend, meistens schlief. Zugleich verband er damit die Absicht, wenigstens ihren Körper zu kräftigen, da er ihren Geist nicht gesund machen konnte.

Nach einer Woche, welche er selbst in den Nächten nur mit der Copie jener Schriftstücke hingebracht hatte, schien er seine geheime Arbeit beendet zu haben. Denn nach Ablauf dieser Zeit trat er vor den Graf und bat ihn um Urlaub.

— Wohin wollen Sie reisen? fragte ihn dieser.

— Ich will die Klosterfrau, der Sie bisher so großmüthig Ihre Gastfreundschaft angedeihen ließen, nach Krakau geleiten.

— Nach Krakau? Kann sie nicht allein dahin reisen? Die Entfernung ist doch keine so große, daß sie eines männlichen Begleiters bedürfte.

— Sie ist leidend, Herr Graf, und bedarf dringend eines Schutzes. Sie wissen, daß sie meinem Herzen früher nahe gestanden ist. Ich möchte ihr daher in jener Stadt eine ihrer würdige Stellung verschaffen. Zudem wünsche ich dort einige Freunde, die mit mir in Warschau studirt haben, zu besuchen.

— Haben Sie die nöthigen Mittel zur gemeinschaftlichen Reise?

— Darum möchte ich den Herrn Graf in Erinnerung an Ihr Versprechen, der Person die nöthigen Mittel zur Weiterreise geben zu wollen, herzlichst gebeten haben.

Der Graf reichte seinem Secretär österreichisches Papiergeld und ermahnte ihn, bald wiederzukehren.

— Die Person braucht sich weder bei mir noch der Gräfin zu bedanken, fügte er hinzu. Ich will sie nicht sehen; führen Sie daher dieselbe nicht vor.

Woicech bedankte sich freudigst und versprach den Wünschen des Grafen nachzukommen.

Des andern Morgens in aller Frühe hielt ein einspänniges Wägelchen vor dem Gute. Woicech erschien mit Barbara, welche einen großen Shawl, ein Geschenk der Gräfin, trug, und stieg mit ihr in den Wagen. Ein Stalljunge übergab ihm Zügel und Peitsche, er hieb ein und die Chaise fuhr davon.

— Nur nicht in's Kloster, Woicech! sagte Barbara zu ihrem Begleiter.

— Eher zum Teufel! erwiderte dieser.

Das Wägelchen raste auf der Straße gegen Krakau fort.

LXVII.

Das provisorische Jenseits.

In der heiligen Geistgasse zu Krakau steht ein großes Gebäude mit vergitterten Fenstern. Sein Anstrich ist hell und gefällig und läßt nur schwer darauf schließen, daß in diesen Mauern jene Unglücklichen verwahrt werden, deren Geist zerüttet und irre geworden ist.

Es war keineswegs ein glücklicher Einfall, das Irrenhaus ein Hospiz „zum heiligen Geiste" nennen, entweder wollte man durch dieses ganz und gar nach klösterlichem Gebrauche riechende Attribut die armen Irren verhöhnen oder man wollte den heiligen Geist ehren, indem man ihm Wahnsinnige als seine besonderen Pfleglinge unterstellte.

Die Krakauer Irrenanstalt wurde von einem mildthätigen polnischen Edelmanne gestiftet und eröffnet. Nach der Einverleibung

des Freistaates Krakau in Oesterreich wurde sie zur Kreisirrenanstalt für das Königreich Galizien eingerichtet. Bis zu jenem Zeitpunkte wurden die meisten Irren in Kranken- und Zuchthäuser untergebracht und mußten dort verschmachten.

Schon Kaiser Joseph II. der einzige mit Geist begabte Regent des Hauses Habsburg, kam auf den Gedanken, daß man die Wahnsinnigen pflegen müsse und sogar heilen könne, und er bethätigte diese Ansicht durch die Erbauung des Wiener „Narrenthurmes" aus seiner Privatkasse; aber leider fehlte es ihm an Männern, die seine erhabenen Ideen zu fassen und auf eine entsprechende Weise auszuführen verstanden hätten. Die Aerzte seiner Zeit lebten in dem Wahne, daß man Geisteskranke nicht heilen könne.

Treten wir mit einem jungen, bleichen Manne in das Irrenhaus ein. Auf das Zeichen der Glocke öffnet sich ein eisernes Gitterthor und eine dicke hölzerne Thüre. Dahinter erscheint der Portier und fragt um die Berechtigung zum Einlasse.

— Hier ist meine Karte, sagte der Fremde. Melden Sie mich beim Direktor der Anstalt an.

Der Portier konnte sich nicht enthalten, seine Neugierde stehenden Fußes zu befriedigen und las laut von der Karte herab:

— Dr. Woicech Zarski, kais. russischer Irrenarzt zu Warschau.

— Ein Doktor seid Ihr? Das sähe man euch nicht an. Wo habt Ihr denn die Brille?

— Ueberbringt meine Karte, wie ich Euch sagte, und kümmert Euch außerdem nicht um mich.

Der Portier, der außer seinen herabhängenden Ohren noch den Vorzug besaß, daß er Jedermann sehr grob anfuhr, ließ sich durch den festen und unwilligen Ton einschüchtern, in welchem der Arzt jene Worte sprach, und begab sich brummend zum Direktor.

Kurze Zeit darauf kam er wieder herab und sagte dem Arzte unwirsch, er solle ihm folgen. Beide stiegen zu dem Direktor der Anstalt hinauf und der Fremde trat in dessen Arbeitszimmer ein.

— Habe ich die Ehre mit dem Herrn Direktor zu sprechen? ergriff dieser das Wort.

— Zu dienen.

— Ich bin Sekundararzt am kaiserlichen Irrenhause zu Warschau und möchte Ihre Collegialität in Anspruch nehmen. Die kaiserliche Regierung hat mir Stipendien zu wissenschaftlichen Reisen im Irren-

sache ertheilt und zur Aufgabe gestellt, über die Einrichtungen, Behandlungsweise und sonstigen Verhältnisse ausländischer Irrenhäuser Erfahrungen zu sammeln und sie in einem umfassenden Berichte niederzulegen. Auf der Durchreise nach Deutschland wünsche ich nun Ihre Anstalt kennen zu lernen.

— Ich stehe Ihnen zu Diensten. Aber Sie haben doch einen Vorweis — entschuldigen Sie, man wird ja heutzutage täglich hintergangen.

— Mein Aufenthalt in Krakau wird nur diesen Tag währen, und darum wollte ich mit den Suppliken an das Landesgericht keine Zeit verlieren. Hier ist jedoch das Ersuchen der kaiserl. Regierung, mir keine Hindernisse in den Weg legen zu wollen.

Der vorsichtige Direktor warf einen Blick in ein von dem Arzte dargereichtes Schreiben, gab es aber wieder zurück, da er nicht russisch lesen konnte, und hielt sich nun überzeugt, einen wirklichen Collegen vor sich zu haben.

— Befinden Sie sich schon lange bei diesem Fache? fragte er denselben.

— Das erste Jahr, mein Herr.

— Dann werde ich Ihnen manche neue Krankheitserscheinung vorführen können.

— Nach welcher Methode heilen Sie Ihre Kranken?

Heilen? Einen Irren kann man nicht mehr heilen. Man kann den Zustand eines Geisteszerrütteten das provisorische Jenseits nennen, weil der Irre für diese Welt todt ist und nicht mehr in ihr lebt. So wenig Sie nun einen Geist aus dem wirklichen Jenseits zurückrufen können, ebensowenig werden Sie das auch bei dem proiserischen Jenseits vermögen.

— Doch. Meine Studien über Seelenstörungen, die ich mit Vorliebe für diesen so wichtigen Gegenstand machte, haben mich zu dem Resultate gebracht, daß man die Seele durch die Seelenmittel heilen müsse, und nicht dadurch, daß man den Körper in Angriff nimmt. Das bisherige System bekämpft die Wirkungen des Wahnsinnes, ohne den Wahnsinn selbst zu fassen. Ich werde den entgegengesetzten Weg einschlagen.

Dazu wünsche ich Ihnen Glück, obwohl ich von Ihren Versuchen nichts hoffe. Bitte mir zu folgen. Ich werde Sie mit meinen

Kranken und deren Leiden und Schicksalen möglichst bekannt machen.

Der Direktor ergriff einen Bund Schlüssel und machte sich mit dem russischen Irrenarzte auf den Weg.

Nur durch die Wohnungen der Wärter kann man zu den Kammern der Irrsinnigen gelangen, so daß jeder Fremde, der einen Kranken besucht, und jeder Kranke, der seine Kammer und den daranstoßenden Gang verläßt, von den Wärtersleuten gesehen wird. Die Zahl der Kammern in den drei Stockwerken beträgt an 70, in denen 100 bis 130 Geisteskranke untergebracht werden. Die meisten derselben sind 9 bis 11 Schuh lang und 8 Schuh breit. Ein Theil davon besitzt Dielen, die andern jedoch sind mit Mergelsteinen gepflastert und gegen die Thüre zu abschüssig. Letztere ist aus starkem Holze gezimmert und mit kleinen vergitterten Fenstern versehen.

In einem Winkel der Kammer ist eine Latrine, deren Schlauch mit einem eisernen Gitter verschlossen ist.

Ganz unreinliche Irrsinnige haben keine Bettstelle, sondern liegen auf Stroh.

In jeder Kammer befindet sich eine schwere eiserne Kette.

Mehrere solche Kammern, die in diesem Augenblicke unbewohnt waren, hatten die beiden Aerzte bereits durchschritten. Der fremde Doktor fand den Gebrauch der Ketten für Geistesirre anstößig.

— O, wenn wir sie noch einmal so dick hätten! rief der Direktor aus. Denn nur durch die Last derselben kann ein so tolles Ungeheuer gebändigt werden.

— Bäder, Douchen, luftige Säle, eine Bibliothek, Billards, eine Turnanstalt, große Gärten, ein eigenes Gotteshaus, die wären nicht nur der Würde des Menschen entsprechender, sondern auch zur Heilung sehr wirksam.

Solcher Luxus für Irrenhäuser? Das geht bei uns in Oesterreich nicht an. Die Staatsverwaltung will Ersparnisse, und dann bleibt die Heilung eines Wahnsinnigen immer eine sehr problematische Sache.

— Mit Ersparnissen heilt man keine Schäden. Selbst mit dem größten Luxus und den tüchtigsten Kräften ist noch nicht Alles geschehen, was das Wohl der Unglücklichen erheischt. Kummer, Noth, Elend sind die häufigen Ursachen der Geistesverwirrung, und werden solche Kranke geheilt und finden bei der Rückkehr in ihre Familien dieselben Ursachen, Elend, Noth und Kummer, so verfallen sie wieder

und noch tiefer in ihr kaum überwundenes Unglück. Deshalb wäre die Gründung eines Unterstützungsvereines für solche aus dem Irrenhause entlassenen Hilflose nothwendig und von den segensreichsten Früchten.

Sie entwickeln humane Ideen, lieber Herr Doktor, aber Sie bedenken nicht, daß Neuerungen allerseits auf den größten Widerstand stoßen. Reformatoren waren zu keiner Zeit beliebt. Zelle Nr. 5 — hier ist ein Kranker.

Die Aerzte traten in die Kammer. Ein herzergreifender Anblick bot sich dar. Auf einem Schemel an der Wand saß kettenbelastet ein ehrwürdiger Greis mit breiter Glatze, die von Silberlocken begrenzt wurde, welche lang und schlicht herabhingen. Ein spärlicher weißer Vollbart, lange eisgraue Wimpern und die aschgraue Farbe, welche sein abgemagertes Antlitz deckte, ließen ihn als ein belebtes Steinbild erscheinen, dessen Züge von hohem Alter schon verwittert waren. Er war in einen elenden zerfetzten Kittel gekleidet, der einen Theil seines skelettartigen Oberleibes und die dürren Knochenarme unbedeckt ließen. In seinem Schooße und auf seinen Oberschenkeln befanden sich eine Menge kleine Steinchen, mit denen er spielte.

Als die Eingetretenen sich ihm näherten, blickte er sie wehmüthig an und sprach mit weicher flehender Stimme:

— Nicht mir nehmen, bitte! bitte! Dabei streckte er, um sein Spielzeug zu schützen, beide Arme vor.

— Der Alte befindet sich hier 15 Jahre, sprach der Direktor.

Ja, 15 Jahre! seufzte der Greis. Und meine Kinder läßt man noch immer nicht zu mir in mein Ausnahmsstübchen. 15 Jahre entbehre ich ihre Umarmung, ihren Anblick — o das ist hart, sehr hart! —

Thränen entrollten seinen Augen und die Gemüthsbewegung rief ein solches Zittern in seinen Gliedern hervor, daß einige seiner auf den Schenkeln ruhenden Steinchen zu Boden fielen. Hastig bemühte er sich, sie aufzuheben und da ihn die Kette hinderte, ein zu weit entrolltes zu erreichen, rief er jammernd: — Ach, mein schöner Kronenthaler ist verloren!

Der Direktor bückte sich und gab ihm den Stein wieder, worauf er freudig dessen Hand küßte.

— Ihr scheint sehr reich zu sein? redete ihn der Fremde an.

— Ja, Gott sei Dank! erwiderte der Greis vergnügt lächelnd.

Ich könnte mir, wie ich es mir ausgerechnet habe, mein Haus in der Burggasse mit Thalern pflastern lassen Aber das bleibt unter uns, — wenn es die Parteien erfahren, zahlen sie mir gar keinen Zins. Auf Michaeli werde ich steigern, mein Karl quält mich, daß ich ihm ein Reitpferd kaufe, und wenn ich dem Einen seinen Wunsch erfülle, muß ich auch die Andern bedenken, und das reißt in's Geld. Ach, meine Kinder, warum werden sie denn nicht zu mir gelassen.

— Vergiß diese Undankbaren! antwortete ihm der Direktor. Sie verdienen nicht Deine Liebe.

— Schönen Dank für den Rath! eiferte der Irre. Ihr seid ein Saturnus, der seine eigenen Kinder gefressen hat. Geht, diese Aufhetzereien kann ich nicht brauchen. Jugend hat keine Tugend, das weiß ich wohl. Ihr aber seid ein alter Intriguant. Wenn meine Kinder über Euch kommen, dann ergeht es Euch schlecht. Freuet Euch — beide Ohren werden Euch abgeschnitten!

Der Greis stützte sein Haupt in die Rechte und klapperte mit den Steinen, indem er mit der Linken in der Menge wühlte.

— Wenn ich gestorben sein werde, sprach er dann träumerisch, dann sollt Ihr Alles haben!

Langsam kramte er die Steine auf dem Boden aus und machte davon 13 Häufchen, wobei er sprach:

Das ist Dein Theil, Karl, — das gehört Dir, Anton — und das Dir, Auguste. — Mit diesem Theil wirst Du wohl zufrieden sein, Marie — und Du mit dem, Joseph. — Das ist für Clotilde — und das für Thekla — das für Sophie — das da gehört dem Franz — das andere dem Edmund — Fritz bekommt dieses — und Raymund jenes — für Emanuel gehört dieses. So, für mich bleibt nichts, gar nichts, wozu denn auch?

Der Direktor verließ mit dem Fremden die Kammer des Irren.

— Warum hat man den armen, sanftmüthigen Greis in Ketten gelegt? fragte jener.

— Die Nothwendigkeit erheischt es, erwiderte der Direktor. Nur einige Stunden darf man ihn von der Fessel frei lassen; dann geberdet er sich rasend wie König Lear; dessen Schicksal auch dem seinigen ähnlich ist.

— Ist er also kein Geizhals?

Nein. Er heißt Felix Turski und war vorerst Bäcker. Später gab er sein Gewerbe auf, machte Geldgeschäfte und erwarb sich drei-

zehn Häuser, die er im Greisenalter unter seine dreizehn Kinder vertheilte. Bei seinem Sohne Karl lebte er einige Jahre, der nach seiner Verheirathung seiner überdrüssig wurde und ihn aus dem Hause stieß. Turski ging nun zu seinen übrigen Kindern, jedes der Reihe nach bittend, daß man ihn aufnehme und sein Alter pflege. Jedes derselben fand eine Ausflucht, ihm dies zu versagen, wodurch er sich genöthigt sah, die Mildthätigkeit fremder Leute in Anspruch zu nehmen. Man nahm ihn in das Bürgerspital auf. Die Herzlosigkeit und den Undank seiner Kinder führte er sich so zu Gemüthe, daß er darüber wahnsinnig wurde.

— Und wie ergeht es diesen elenden Creaturen, welche der Irre seine lieben Kinder nannte?

— So viel mir bekannt ist, leben sie in günstigen Verhältnissen, bis auf seinen Erstgebornen Karl, der wegen falschen Eides in schwerem Kerker sitzt. Zelle Nr. 7 — eine Irre.

Als die Thüre geöffnet wurde, rannte eine Wahnsinnige durch die Zelle, sprang auf den Stuhl und suchte sich durch das Fenster zu stürzen.

Das eiserne Gitter verhinderte dies und durch den mächtigen Anprall zurückgeschleudert, stürzte sie rücklings zu Boden.

Blut bedeckte ihr Gesicht, da die Splitter der Glasscheiben, die sie durchgestoßen hatte, tief in dasselbe gedrungen waren.

Der Wärter, welcher hinter den beiden Aerzten ging, hob die Bewußtlose auf und legte sie auf ihr Strohlager. Als sie aber die Fesseln klirren hörte, in die man ihre Glieder legen wollte, raffte sie sich von Neuem auf und wollte sich wieder auf den Mann stürzen, den sie früher mißhandelt hatte. Der Wärter jedoch, der nur mit der Peitsche in der Hand in die Kammer eines Wahnsinnigen trat, schlug auf sie los, bis sie niedersank und sich unter Jammergeschrei, das ihr der Schmerz entlockte, auf dem Boden krümmte.

Wer hat sie doch von der Kette losgemacht? fragte der Direktor den Wärter.

— Sie streifte die Schellen ab, — erwiderte dieser, — was ihr leicht wurde, da dieselben an ihre abgemagerten Glieder nicht mehr passen und der Leibring ihr nicht angelegt wurde.

Mit einem mitleidsvollen Blicke sah der Direktor auf die arme Wahnsinnige, die außer einem Hemd von grobem Stoffe nichts auf ihrem Leibe trug.

Das Blut, das aus vielen Wunden ihres Gesichtes floß, machte die Züge unkenntlich. Sie hatte keine Bewegung mehr, nur die Brust wurde von dem schnellen keuchenden Athem befallen. Der Doktor fühlte ihren Puls und zählte in der Minute neunzig Schläge, und um dessen Schnelligkeit zu vermindern, ließ er Blutung ihrer Wunden nicht stillen.

— Sie heißt Anna Holrzky, ist vierundzwanzig Jahre alt und eine Schneiderstochter von Wieliczka, berichtete der Direktor. Aus den anamnesticis derselben ist bekannt, daß sie mit Blutbeschwerden häufig zu kämpfen hatte und in deren Folge öfters mit Gehirn-Kompositionen behaftet war. Auch hier bot sie außer der letztgenannten Affektion keine krankhaften Erscheinungen dar.

— Dann könnte sie ja durch ein rationelles Heilverfahren wieder zur Geisteskraft gebracht werden!

— Ich glaube es nicht. Der gestörte Seelenzustand erfolgte vor zwei Jahren durch heftige Gemüthsbewegungen. Ihr Bräutigam, ein junger Postbeamter, schrieb ihr aus der Provinz, daß er aus Leichtsinn Kassagelder angegriffen habe und sich erschießen werde, wenn sie ihm nicht hundert Gulden zu schicken im Stande wäre. Vergebens kümmerte sie sich, ihm das Geld zu verschaffen, und als sie schon jede Hoffnung aufgab, erfuhr sie, daß sie in der großen Lotterie den Haupttreffer mit hunderttausend Gulden gemacht habe. Nun gelang es ihr leicht, sich eine namhafte Summe zu borgen, mit welcher sie sogleich zu ihrem Geliebten reiste. Eben als sie zu ihm in das Zimmer treten wollte, fiel ein Schuß, — der junge Mann hatte aus Verzweiflung, weil er die angegriffene Summe nicht ersetzen konnte, seinem Leben ein Ende gemacht.

Anna verfiel hierüber in eine Nervenkrankheit, und als sie körperlich genaß, gewahrte man an ihr albernes Lachen und Verwirrtheit in Reden und Handlungen. Bald jedoch nahm ihr Irrsinn eine andere Gestalt an, sie wurde heftig und tobsüchtig. Sie jammerte über ihr Unglück und verwünschte ihren Bruder, den sie als dessen Ursache erklärt. Derselbe hat mir einmal zehntausend Gulden angeboten, wenn ich die Opiumdose für seine Schwester verdopple, so daß sie sterbe und er in den Besitz ihres Vermögens trete; natürlich wies ich ihn ab und verbot ihm für immer meine Anstalt zu betreten.

— Ein Irrenarzt macht in dieser Beziehung merkwürdige Er-

fahrungen. Man möchte selbst irre werden, wenn man in die Schlechtigkeit der Menschen so tiefe Blicke werfen muß.

— Sie haben Recht. Insbesondere ist man von reichen Familien fortwährend mit Bestechungen behelligt. Man soll entweder einen reichen Verwandten für einen Narren erklären und im Irrenhause einsperren, oder man soll ihn schneller sterben lassen, damit seine Warte und Pflege nicht soviel koste, und sofort. Gerade in meiner Stellung erfuhr ich hundertmal, daß der Reichthum das Herz verhärte und reiche Familien die heiligsten Bande der Natur zerreißen, während der arme Handwerker sich das Sonntagsvergnügen nach der Woche harter Arbeit versagt und seine Schweißpfennige für seinen geisteszerrütteten Verwandten opfert. Zelle Nr. 9 — zwei Irre.

Den Eintretenden eilte der eine von den zwei Bewohnern der Kammer, ein bleicher, hagerer Mann mit verstörter, schreckenvoller Miene entgegen, und rief ihnen unter heftiger Gesticulation zu:

— Denken Sie nur — ein Deficit von 14,000 Gulden!

Dann schritt er wieder von ihnen hinweg und durchmaß heftigen Schrittes den Raum.

— Vermuthlich war dieser Unglückliche bei einer Kasse angestellt? fragte Dr. Zarski.

— Ja. Einer seiner Collegen frevelte an dem Vertrauen, das er ihm schenkte, bestahl die Kasse und nach Amerika durch. Dieser Kranke ist Familienvater und seit dreiviertel Jahren in der Anstalt. Seine Frau und seine Kinder besuchen ihn jede Woche, ohne aber auf seinen Zustand einen wohlthätigen Einfluß üben zu können.

Dr. Zarski's Auge fiel auf den andern in der Zelle befindlichen Irren, der in der Ecke auf einem Bänkchen saß und langsam nach der Seite den Oberleib hin und herbewegte.

Dieser Mann, welcher ein Vierziger sein mochte, besaß einen unverhältnißmäßigen haarlosen Kopf, blaue glühende Augen, eine kleine gestülpte Nase und aufgedunsene Backen. Seine Haut war so gelb wie ein Kürbiß, und da sein Kopf selbst diese Form hatte, während sein übriger Bau schmal und hochgestreckt war, mußte man unwillkührlich bei seinem Anblicke an einen Kürbis sich erinnern, der auf einem Pfahle steckt. Seine ineinander greifenden Hände ruhten an dem Oberleib. Die langsamen gleichmäßigen Schwankungen seines Körpers begleitete er mit einem dem Gange eines Uhrwerkes ähn-

lichen Geräusche, das durch das Schnalzen der Zunge hervorgebracht wurde.

— Eine seltsame Gestalt! sagte der russische Irrenarzt.

— Und seine Idee ist es nicht weniger, entgegnete der Direktor. Er bildet sich ein, eine Uhr zu sein und gibt sich auch als solche aus. Jede Viertelstunde bringt er Töne hervor, welche denen des Uhrenschlages gleichen, der die Zeit angibt.

— Und ist seine Zeitberechnung richtig?

— Den Verlauf der Viertelstunden und der Stunden zeigt er genau an, die Folgeordnung der Stunden jedoch unrichtig.

— Wie kam der Mensch zu dieser sonderbaren Idee? Ist es ermittelt?

— Ja. Er heißt Adolf Stainer und war Laborant in einer Apotheke hier, wo ihm eine Beschäftigung zugetheilt wurde, bei welcher er sich genau nach der Uhr halten mußte. Das immerwährende Zählen der Minuten — er diente in der Apotheke lange Jahre, — rief bei seinem ohnehin fehlerhaften Organismus diese Geistesstörung hervor.

— Ist er schon lange hier?

— Einige Jahre.

— Wurden schon Versuche gemacht, ihn von seiner fixen Idee abzubringen?

— Solche würden sich vergeblich zeigen.

Dr. Zarski trat zu dem Irrsinnigen und hielt ihn am Arme fest, wodurch seine Bewegung gehemmt wurde. Augenblich verstummte sein Uhrengeräusch; als jedoch wieder sein Arm losgelassen wurde, bewegte er sich mit Zungenschnalzen wie früher.

Inzwischen lief der andere in der Zelle befindliche Irre wie früher desperat auf und ab, rang verzweifelt die Hände und schwere Seufzer entstiegen seiner Brust, während der Angstschweiß von seiner hohen Stirne rann.

— Mein Gott! stöhnte er. Morgen ist Monatsabschluß und ich bin keinen Augenblick vor der Revision sicher.

Pim — pim — pim! Pam — pam — pam — pam! schallte es aus dem Munde des geisteskranken Laboranten. Sein Genosse, welcher diese Uhr schlagen hörte, rief hierauf mit gesteigerter Aengstlichkeit:

— Und die Stunden jagen nur dahin!

— Von diesen zweien macht der Eine den Andern zum Narren! bemerkte Dr. Zarski. Unter allen Ideen, die mir bisher bei Irren aufstießen, ist mir die des Laboranten neu. Der Mann wäre aber zu heilen.

Der Direktor zuckte schweigend die Achseln und schloß die Zelle ab. Er öffnete die daranstoßende Nr. 10 und trat mit seinem Begleiter hinein.

Ein Mann in den mittleren Jahren stand am Fenster. Er war im Hemde, seine Kleider lagen hinten an der Thüre, so daß die beiden Aerzte darüber steigen mußten. Sein Gesicht war scharf markirt und von einer bläulichen Farbe. Die Züge sprachen von einer grenzenlosen Rohheit, die Augen traten aus den Höhlen hervor und hatten einen stechenden Blick. Ein struppiger Bart umrahmte den großen Mund, dessen bläuliche Lippen vielfach zerrissen waren.

— Ei, ei! empfing er die beiden Besucher. Führt der Teufel schon wieder einen Neugierigen herbei! Und Du, Direktor, packst Dich augenblicklich: ich habe es Dir schon gesagt, daß ich Dich nicht mehr sehen will. Oder hast Du Schnaps bei Dir? Dann darfst Du bleiben.

Er trat auf Dr. Zarski zu, faßte ihn beim Arme und sagte, ihn bei Seite ziehend, ihm vertraulich in's Ohr, jedoch so laut, daß es in der Zelle widerhallte:

— Du, Bruder, laß Dich nicht von dem da verführen. Er sperrt Dich ein und gibt Dir keinen Tropfen Schnaps mehr — denke Dir, nicht einen Tropfen. Hast Du ein Gläschen bei Dir? Gib es einmal her, ich möchte es nur sehen — weißt Du, trinken möchte ich dieses Gesöffe gar nicht!

— Warum ziehst Du immer Deine Kleider aus? fragte ihn der Direktor ernst. Vergißt Du die Peitschenhiebe so leicht?

Als der Irre das Wort Peitschenhiebe hörte und zufällig dabei der Wärter mit der Peitsche unter die Thüre trat, fuhr er mit Blitzesschnelle auf seine Kleider los und mit den Beinen in die Hose.

— Bekomme ich jetzt einen Schnaps? fragte er, mit Selbstgefälligkeit seinen Anzug betrachtend, den Direktor.

— Es gibt gar keinen Schnaps auf Erden, erwiderte ihm dieser ernst. Habe ich Dir nicht täglich gesagt, Du sollst das Wort Schnaps gar nicht mehr aussprechen, weil der Herr Schnaps längst gestorben ist.

— Gestorben ist er, ja, jetzt erinnere ich mich wieder! rief der Irre mit höchster Leidenschaftlichkeit aus.

Und nun fing er an, mit einer Innigkeit zu weinen, als ob er sein ganzes Herz in Thränen auflösen wollte.

— Thomas Jancykocz, 40 Jahre alt, erklärte der Direktor seinem Begleiter. Er war lange Jahre Fuhrmann und kam durch seine Leidenschaft für den Schnaps um sein geringes Vermögen und um seine Stelle. Er ergab sich dann gänzlich dem Trunke und verfiel endlich in das delirium tremens. Sein Säuferwahnsinn ist im Ganzen gelinde, und er hat nur die Unart, daß er keine Kleider tragen will. Wenn er eine Flasche Schnaps vor sich hätte, ich glaube, er würde ruhig, bescheiden und vernünftig sein.

— Bei einem Säufer gebe ich die Hoffnung am ersten auf, ihn noch heilen zu können, meinte Dr. Zarski. Ein solcher hat sein Gehirn systematisch zerstört, und wenn er noch denken kann, so denkt er nur an den Schnaps.

— Eben darum rede ich mit ihm von dem Schnapse als von einer verstorbenen Persönlichkeit, etwa seinem Herrn. Das leuchtet ihm noch am besten ein, bis zum andern Tage hat er aber die Person wieder vergessen und den Schnaps noch in der Erinnerung behalten.

Der Irre rief, als die Aerzte die Zelle verließen und er die Thüre schließen hörte, denselben nach:

— Also morgen ein Gläschen! Vergiß nicht darauf!

Der Direktor schloß die nächste Zelle Nr. 12 auf. Die Eintretenden wurden mit dem Gesange begrüßt:

Hört mich an, ihr lieben Leutchen,
Was ich Euch erzähle itzt,
Von dem großen Dieb und Räuber,
Der allhier gefangen sitzt,
Und mit Schaudern thut erwarten
Den gerechten Richterspruch,
Weil er mehr als dreißig Weiber
Eingewickelt ins Leichentuch.

Ein Gesang war es nicht zu nennen, sondern ein Gekreische, das die kleine, häßliche Alte in dieser Zelle ausstieß. Sie stand ebenfalls am Fenster und deutete mit einem ziemlich langen Strohhalme an den Gittern herum, als ob dort Bilder zu sehen wären, und sang unbekümmert um die beiden Besucher weiter:

Zu Brest wohl in der werthen Stadt,
In Lothringen ich sage,
Allda sich zugetragen hat
Am lichten hellen Tage:
Drei Männer thät'n spazieren gehn,
Auf'm Feld thät'n sie in Jammer stehn,
Fingen sehr an zu klagen, ja klagen.

Die Haare fielen der Alten wirre herab, ihre Augen starrten die beiden Aerzte regungslos an, und ihr Mund, weit geöffnet, zeigte keinen einzigen Zahn mehr. Ihre Kleider waren in einem sehr vernachlässigten Zustande und die Füße ohne Bedeckung.

— Sie ist gewiß eine Bänkelsängerin? fragte Dr. Zarski.

— Eine alte Minnesängerin, wohl.

— Es bringt mich um! Es macht mich toll! Ich thue mir ein Leides an! schrie die alte Irre, mit einem Satze auf den Direktor zuspringend und ihn fest am rechten Arme packend.

— Was fehlt wieder, Lurz? fragte sie dieser milde.

— Wenn ich nicht singen darf! lautete ihre Antwort.

— Singe, singe, Lurz! Niemand hindert Dich!

An seinen Begleiter sich wendend, sagte der Direktor:

— Wenn sie mich sieht, glaubt sie nicht mehr singen zu dürfen, weil ich es ihr einigemale untersagte. Sie besitzt einen unerschöpflichen Reichthum an Liedern, und leiert den ganzen Tag fort. Hören Sie nur.

Die alte Irre stand inzwischen lange wieder an ihrem Fenster und deutete mit dem Strohhalme hinauf an die Gitter, wobei sie die Endtöne eines verstimmten Leierkastens geschickt nachahmend, mit gedehnter und heiserer Stimme krächzte:

Im Dorfe Kesselbrunn genannt,
Bei Köln liegt's, ist wohlbekannt,
Da wohnt' ein reicher Bauer,
Mit Namen Friedrich Strumpf genannt,
Der lebt' zwölf Jahr im Ehestand.

Sein' Frau war eine Zauberin,
Ein' Hex', wie man's fast nennen will,
Die trieb groß' Zauberei.
Ihr Mann wußt' nie ein Wort davon,
Endlich es doch an Tag kam.

Alle Wochen durchs ganze Jahr
Wenn in der Stadt war Wochenmarkt,
Hatt' sie Eier genug,
Die sie kunnt' tragen in die Stadt,
Wenn sunst Niemand gar kein's hatt'.

An einem Freitag es geschach,
Daß die Geschicht kam an den Tach.
Der Bauer war im Wirthshaus
Und blieb darin bis am Abend spat,
Die Bäuerin in den Keller trat.

Sie hebte auf ein'n alten Korb,
Darunter saß eine große Krott,
Die thät sich blähen auf.
Bäurin haut mit der Spießgert'n d'rein,
All Hieb ließ Krotten fall'n ein Ei.

— Gehen wir, sagte der Direktor zu seinem Begleiter. Wer könnte diese scheußlichen Töne noch länger anhören? Ich kenne diese Geschichte schon, die sie da vorträgt. Sie basirt auf einer Verbrennung von fast fünfzig Menschen des Dorfes Kesselbrunn, die unter der Anschuldigung der Zauberei und Hexerei an einem einzigen Tage in Köln verbrannt wurden. Ein seiner Herrschaft übel gesinnter Knecht sagte von seiner Bäuerin aus, eine schwarze Kröte, die natürlich der Teufel gewesen sei, habe ihr Eier gelegt, soviel sie haben wollte. Diese hirnlose Beschuldigung kostete der Hälfte Einwohner des Dorfes das Leben. Und solche Geschichten singt sie zu Hunderten.

— Wie kam es, daß sie irre wurde?

— Ihr Mann erfror in trunkenem Zustande, ihre Kinder stahlen und wurden eingesperrt. Diese Unglücksschläge zerrütteten den Geist der alten Sängerin.

Auch diese Irre rief den beiden Aerzten, als sie sich entfernten, nach und bot ihnen Mordthatzettel, in diesem Jahre gedruckt, an.

— Gegen Satan und alles Hexenwerk sind einzig gut und hilfreich die Kräuter der sieben Planeten, schrie sie. Saturns Kräuter sind Raute, Zwiebel und Mispel, des Jupiter aber Rosen, Lorbeer und Bohnen. Mars liebt scharfe hitzige Kräuter: Senf, Rettig und Euphorbium, das ist Wolfsmilch. Dem Sol gehören Rosmarin, Gerste und Korn, der Venus Lilien, Safran und Herbstzeitlosen, die

Blumen, welche man nennt nackte Jungfern. Des Merkur liebste Kräuter sind Bingelkraut, Petersilie und Haselstaude und dem Luna gehören die Lunaria, die Gurken und Kürbisse. Alles das zusammen in ein reines Linnensäckchen von einem Jungfernhemde gethan —

Das Uebrige hörten Beide nicht mehr, da der Direktor bereits in die Zelle Nr. 18 mit seinem Begleiter getreten war.

In derselben schritt in tiefem Sinnen, die Hände an den Rücken gelegt, ein Mann von gedrungenem Wuchse, mit einem starren glänzenden Blicke und ausdrucksvoller gravitätischer Miene umher.

— Ah, gut, daß Sie da sind! redete er den Direktor an. Wir müssen andere Operationen vornehmen. Wenn der linke Flügel über die Felder vorrückt und gegen das Defilé in dem Weinberge sich bewegt, muß nothwendiger Weise das Centrum seine Sturmkolonne entwickeln. Um jeden Preis muß der Feind aus seiner festen Position, die ihm das Dorf bietet, geworfen werden. Davoust soll mit dem Bayonnet angreifen und Berthier mit der Reserve zur Unterstützung der gefährdeten Stellung des Ney vorrücken. Die Grenadierabtheilung in der Redoute auf der Anhöhe muß sich bis auf den letzten Mann halten, sie sind geopfert, aber ich kann nicht helfen.

— Wie oft soll ich Ihnen sagen, fuhr ihn der Direktor hart an, daß ich nicht Ihr Adjutant, sondern der Vorsteher der Irrenanstalt bin, in der Sie sich befinden.

Der Kranke fixirte ihn scharf und erwiderte;

— Ich bemerke schon einige Male, daß Sie verrücktes Zeug daherschwätzen, und wenn sich Ihr Zustand nicht bald bessert, muß ich Sie in ärztliche Verpflegung geben.

Und zu Dr. Zarski sich wendend, sagte er, indem er jedoch seine Stimme bis zum Flüstern mäßigte:

— Der arme Teufel bildet sich ein, ein Narrendoktor zu sein, und diese fixe Idee kann ich ihm nicht aus dem Kopfe bringen. Schade um ihn, er ist ein tüchtiger Genieoffizier.

— Lieber Murat, fuhr der Irre fort, Zarski seitwärts ziehend, — was glaubt Ihr wohl, wenn wir unsern Heldenlauf muthig fortsetzen, wann werde ich die ganze Welt gewonnen haben?

— Bald, recht bald, antwortete jener. In vierzehn Tagen, wenn wir schönes Wetter haben.

— O, so schnell wird es nicht gehen, wenn wir auch die Nächte zu Hilfe nähmen. Die Potentaten wehren sich verzweifelt um ihre

Reiche. Aber was können sie uns für Armeen entgegenstellen? Wahres Gerümpel! Wir hauen sie in die Pfanne. Jetzt fort zum Kampf, zu Pferde!

Hüpfend eilte er an der Längenwand der Zelle mit geschwungener Rechte dahin und gegen dieselbe sich wendend, geberdete er sich wie ein General vor der Fronte seiner Soldaten. Mit schreiender Stimme gab er Commandoworte, hielt eine schwungvolle Anrede, worin er zur Tapferkeit ermahnte und die Armee, die er im Geiste sah, an ihre früheren glorreichen Schlachten erinnerte. Sein Gesicht überzog sich mit dunkler Röthe und vor freudiger Begeisterung leuchteten seine Augen.

Nun befahl er den Angriff des Feindes. Die entgegengesetzte Mauerwand schien vor seinen Blicken zu weichen und weites Terrain sich zu zeigen, auf dem er seinem Gegner eine Schlacht lieferte.

Die beiden Aerzte wurden von ihm nicht mehr beachtet, er sprach nur mit den Gestalten, die seine Fantasie ihm vorgaukelte, mit einem unsichtbaren Generalstabe, der von ihm Befehle erhielt.

— Sein Paroxismus ist im Steigen, sagte der Direktor. Lassen wir ihn seine Schlachten schlagen, es fließt doch wenigstens kein Blut dabei.

Beide schritten auf den Gang hinaus, und die Thüre hinter dem Irren wurde verschlossen.

— Dieser Kranke lebt in der Idee — sprach der Vorsteher — Kaiser Napoleon zu sein und befindet sich erst seit Kurzem in der Anstalt. Er ist ein einfacher Landschneider, der sich für den siegreichen Kaiser sehr enthusiasmirte und so Vieles über seine Schlachten las, daß er hierüber den Verstand verlor.

Von dem obern Stockwerke herab schallte ein wildes gellendes Geschrei und Kettengerassel. Ein Wärter kam daher, welcher den Direktor benachrichtigte, daß es der Teufel wieder arg treibe.

Jener begab sich mit dem russischen Irrenarzte zu demselben.

Der Anblick, welcher sich ihnen darbot, war schaudererregend. In einem Kerkerraume, der an Größe um Einiges die bisher besichtigten Lokalitäten übertraf, wurden zwei Irre gefangen gehalten, welche in entgegengesetzten Winkeln angekettet waren. Einer von ihnen wälzte sich vollständig nackt auf den Ziegelsteinen, mit denen der Boden dieser Zelle gepflastert war, und zwar mit einem gräßlichen Gemische von Gewinsel, Jammer, Hohngelächter und Heulen.

An dem breiten, um seine Lenden geschlossenen Eisenring war eine fünf Fuß lange Kette befestigt, die dem Rasenden, der die Absicht zeigte, sich auf den Mitbewohner seiner Zelle zu stürzen, durch ihre unbezwingliche Festigkeit zurückhielt. Wahrlich keinen Menschen, sondern ein Höllenungethüm glaubte man hier zu erblicken. Die schmutzig braune, lange und abgezehrte Gestalt war von ecklen Geschwüren bedeckt, sein Kopf mit borstigem rothen Kinnbart und dichten, in die Höhe sich sträubenden rothen Scheitelhaaren zeigte gräßlich verzerrte Züge, weit aufgerissene funkelnde Augen, die sich aus ihren Höhlen mächtig herausdrängten, und quellenden Schaum an seinem Munde. Jede Faser war in ihm in Aufruhr, jedes Glied, jede Muskel in der heftigsten Bewegung, er krümmte sich, wälzte sich und warf sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit umher. Seine gesammte Kraftanstrengung, das Kämpfen und Ringen seiner Arme und Beine hatte nur ein Ziel, nämlich den andern Irren zu erfassen, der schreckensbleich mit ausgestreckten, krampfhaft geballten Händen an der Mauer lehnte und auf den Wüthenden hinstarrte.

Dessen heiseres Gebrülle wechselte mit den Tönen, in denen sich gellendes Lachen, Zischen und Zähneknirschen zugleich vernehmbar machen.

Der Direktor ließ auf Anrathen seines Begleiters einen Kübel Wasser bringen und den nackten Wüthenden damit begießen.

Dieses Mittel verfehlte seine Wirkung nicht. Der Tobsüchtige sprang schreiend empor und hockte sich an die Wand. Frost durchbebte ihn, seine Zähne klapperten, seine Glieder zitterten und das Gewinsel kam nur stoßweise mehr aus seinem Munde.

Ruhig ließ er sich von dem Wärter auch an den Händen und Füßen fesseln, auf eine Weise, welche seine Bewegungen auf ein sehr geringes Maß beschränkte.

— Es ist gerade die Phase des Vollmondes, sagte der Direktor zu Dr. Zarski. Zu dieser Zeit werden alle meine Kranken rabiat, und dieser verfällt in Tobsucht. Der Unglückliche war Hausknecht im Jesuitenkollegium. Er frömmelte etwas und schnappte wahrscheinlich aus Frömmigkeit über; wenigstens hatte er Anfangs die fixe Idee, daß er der leibliche Sohn des heiligen Ignatius von Loyola und also auch ein Heiliger wäre. Die frommen Jesuitenpatres aber redeten ihm das aus und brachten ihn auf den entgegengesetzten Glauben, daß er nämlich von einem Teufel besessen sei.

Daran glaubt nun der arme Mensch mit aller Festigkeit und wüthet von Zeit zu Zeit, als ob er wirklich ein Teufel wäre. Zu andern Zeiten beträgt er sich ruhiger. Ich vermuthe, daß ihm die Hämorrhoiden zu Kopfe gestiegen sind, und daß er die geistliche Krankheit hat.

— Ist der auch ein Tobsüchtiger? fragte Dr. Zarski, den Direktor auf den andern Gefesselten aufmerksam machend.

— Nein, mein Herr — erwiderte der Irre — ich bin kein Tobsüchtiger; ich wurde angekettet, weil ich schon wiederholt versuchte, aus dem Narrenhause zu entspringen.

— Und würden Sie es wieder versuchen, wenn man Sie freiließe? fragte ihn der Direktor.

— Mit welchem Rechte werde ich hier gefangen gehalten? lautete die Gegenfrage. Sie als Direktor der Anstalt müssen wissen, ob ich hieher gehöre. Sie sind ein Narr, nicht ich bin ein solcher. Die Krakauer sind alle Narren, nur ich bin keiner.

— Bleiben Sie ruhig, wies ihn der Direktor zurecht. Fügen Sie sich mit Resignation in ihr Loos. Bis jetzt haben Sie nichts gethan, um die Behauptungen jener Leute Lügen zu strafen, die Sie hieher schickten.

Die beiden Aerzte verließen die Kammer.

— Dieser Irre spricht so vernünftig — ergriff der Direktor das Wort — daß man oft wirklich an einer Zerrüttung seines Geistes zweifeln möchte. Und dennoch ist er einer der größten Narren; er hält sich allein für vernünftig nnd alle andere Welt für närrisch.

— Was das anbelangt, steht er keineswegs allein. Die halbe Menschheit unterliegt genau derselben Täuschung. Wie viele Männer gibt es nicht, ja sind ihrer nicht die Mehrzahl, welche ihr Haupt dünkelhaft erheben und sich für die Weisesten betrachten, alle andern aber als weniger geistvoll verachten?

— Wenn Sie das wollen, kommen wir auf jenes Wort Christi zurück: „Seid demüthig von Herzen!" Darin liegt auch das ganze Geheimniß des gesunden Menschenverstandes. Je weiter sich Jemand von der Demuth, das ist von der aufrichtigen Erkenntniß seines hinfälligen, nichtigen Ichs entfernt, desto näher kommt er dem Wahnsinne. Gibt es einen stolzen Menschen ohne eine fixe Idee? Nein. Sein Stolz allein ist schon der erste Schritt zum Narren. Der Demüthige wird schwerlich ein Bewohner des Irrenhauses werden.

Während dieses Gespräches waren die beiden Aerzte vor eine andere Zelle gekommen, in welche sie jetzt eintraten.

Ein Maler saß hier, Pinsel und Palette in der Hand, vor einer Staffelei emsig beschäftigt. Er kümmerte sich nicht um die Eintretenden. Er wurde, wie andere nicht rasende Gefangene, zwar nicht an die Kette gelegt, doch war sie sein Stubengenosse, deren rasselnden Gruß er stets vernahm, wenn er mit dem Fuße anstieß.

Hoch oben in der Wand befand sich ein stark vergittertes Fensterchen, durch dessen erblindetes Glas nur trübe der Sonnenstrahl fiel. Die Einrichtung dieser Zelle ließ erkennen, daß für seine Wohnung bezahlt wurde. Seine Schlafstelle war von besserer Sorte, als die der mittellosen Irren, und das darin befindliche Bett nett und fein. Außer einem Tischchen, zwei Stühlen und einem schmalen Kästchen mit grauem Anstrich, befand sich noch die Staffelei hier, vor der er eben saß und ein Bild malte.

Langsam führte er den Pinsel, scharf haftete sein großes dunkles Auge bald auf der Leinwandfläche, auf welcher er die Farben aufträgt, bald an dem in geringer Entfernung von der Staffelei befindlichen Stuhle. Eine tiefe Trauer ruht in seinem blassen Antlitz, das von schwarzen bis auf die Schulter fallenden Haaren beschattet wird. Lippen, Kinn und einen Theil der Wangen deckt ein breiter und dichter glänzend schwarzer Bart.

Dieser schwermüthige Unglückliche war ein berühmter Wiener Künstler — sein Name aus in Rücksicht verschwiegen.

— Wird er ungehalten, wenn man seine Arbeit besichtigt? fragte Dr. Zarski.

— Nein, nur müssen Sie sich nicht vor den leeren Stuhl stellen, oder ihn gar rücken.

Derselbe begab sich an die Seite des Irren und sah mit Aufmerksamkeit zu, wie dieser zwar langsam, jedoch mit Fleiß und Genauigkeit sein wesenloses Bild portraitirte.

Dieses war der Vollendung nahe, und der Beschauer erblickte die fein ausgemalten Züge eines Mädchens von fesselnder Schönheit, mit weichen, halbblonden Haaren und lebhaften braunen Augen.

— Das Interessante bei der Sache ist, — sprach der Direktor, — daß jedes Bild, das er malt, dem andern auf ein Haar ähnlich sieht. Man könnte glauben, daß eines von dem andern abgedruckt wäre.

— Wo sind diese Bilder?

— Er schenkt sie dem Wärter und andern Leuten, die hieher kommen, wobei er sagt daß er solange das Portrait seiner Braut malen müsse, bis er sie genau treffe.

Dr. Zarski richtete an den Irren mehrere Fragen, die derselbe unbeantwortet ließ.

— Er hat Tage, — bemerkte der Direktor, — wo er Niemand antwortet, wenn man zu ihm spricht.

Beim Entfernen aus der Kammer des Irren meinte Dr. Zarski, daß die nicht erstorbene Lust zum Arbeiten und die Fortsetzung der früheren Berufsthätigkeit eine Heilung höchst warscheinlich erscheinen lasse.

— Ich habe mir dasselbe gedacht, meinte der Direktor. Das Motiv ist auch kein so herzbrechendes. Es ist das ewig alte und ewig neue Lied von der Liebe. Der Künstler war mit einer bildschönen Dame aus gutem Hause verlobt und bereits die Hochzeit festgesetzt. Wenige Tage vor dieser befiel die Braut rasendes Zahnweh, und sie nahm Opium zu Hilfe. Sie nahm eine zu große Dosis, starb und wurde an dem Hochzeitstage begraben. Darüber verlor der unglückliche Bräutigam den Verstand und malt nun fortwährend ihr Bild.

Auf die das Treppenhaus hinabsteigenden beiden Aerzte stürzte plötzlich ein Wärter zu und rief:

— Herr Direktor, es geht drunter und drüber! Die Narren im Garten sind rebellisch geworden, sie wollen Tintenzeug, Papier und eine Gerichtsperson.

— Gewiß ist wieder der Müller dabei?

— Ja freilich, antwortete der Wärter. Er hat sie schon wieder aufgehetzt. Einen solchen verrückten Menschen hat es noch nicht hier gegeben.

— Ich werde gleich Ruhe machen, sagte der Hausvater — Oberwärter der Anstalt, — der eben dazukam. Er nahm eine Karbatsche aus der Tasche und sprang hinab in den Garten.

— Sie haben also auch im Garten Irre? fragte Dr. Zarski den Direktor.

— Nahe an zwanzig, erwiderte dieser. Wir wollen sehen, was sie machen.

— Ist dieser Müller, von dem Sie sprachen, ein so unruhiger Irre?

— Er ist ein geisteskranker Arzt und wirklich der ärgste Kranke, den wir gehabt haben. Man sollte ihn ewig eingesperrt lassen, aber ich kann dies nicht über mein Herz bringen, da er nur selten in Delirium verfällt und keine Neigung zur Gewaltthätigkeit zeigt. Die Art seiner Monomanie ist sogar eine geistreiche zu nennen und ich höre ihm stets mit Interesse zu. Er bildet sich ein, ein berühmter Heilkünstler zu sein, der über alle Wesen des Himmels und der Erde Macht habe, bis auf Eines, das ihm widersteht und seiner spottet. Unvergeßlich bleibt es mir, wie er eines Tages in mein Zimmer trat, als ich mir eben das Gesicht eingeseift hatte, um mich zu rasiren. Er ergriff das Rasirmesser, faßte mich bei der Brust und drohte mir die Kehle abzuschneiden, wenn ich mich nicht ruhig verhalte. Er hätte Wort gehalten, wenn ich ihm nicht gehorcht haben würde, denn seine Stärke übertrifft weit die meinige und ich konnte mich seiner Hände nicht erwehren. Er rasirte mich — doch das ist nicht der richtige Ausdruck, wahrhaft geschunden wurde ich von diesem vertrackten Narren. Aber nicht nur den Bart, sondern auch die Kopfhaare und Augenbrauen schor er mir ab, und ich dankte Gott, daß er, als er keine Haare mehr an mir sah, nach Art der Barbiere: „Gehorsamer Diener“ zu mir sprach und das Messer aus der Hand legte. Ich stand auf und gab ihm dann eine tüchtige Ohrfeige, die er mir nie verziehen hat.

— Demnach hat er doch Anlage zur Gewaltthätigkeit!

— Gewaltthätigkeit im gewöhnlichen Sinne bei Irren ist das nicht; er will eben seine Heilkünste zeigen, und nur auf diesem Gebiete tritt auch sein ganzer Wahnsinn zu Tage. So kam er eines Morgens in die Küche und sah den Koch bei dem großen Kessel stehen, in welchem die Suppe siedend wallte und brodelte. Einige Zeit sah Müller dem Koch ruhig zu, wie er die Suppe umrührte; als dieser jedoch Mehl in die Suppe warf, fragte er ihn, warum er das thue.

Der Koch antwortete ihm, er thue es, damit die Suppe kräftiger würde.

— Ich werde Dich lehren, wie man die Suppe viel kräftiger machen kann, als mit einer Hand voll Mehl! sagte Müller und faßte mit Blitzesschnelle den Koch, hob ihn in die Höhe über den Kessel und sprach:

— Martin, Du wirst jetzt eingekocht und umgerührt!

Der Koch, ein schwachgebauter und höckerichter Mensch, wäre verloren gewesen, wenn ihm nicht ein guter Einfall gekommen wäre.

— Aber Bruder, — rief er dem Narren zu, — wenn Du mich einkochst, dann ruinirst Du die Suppe, und Du wirst auf Mittag nichts zu essen haben.

Diese Logik wirkte. Müller überlegte und stellte den Koch, ohne ihn zu beschädigen, wieder auf seine Füsse.

Während dieses Gespräches hatten die beiden Aerzte das Ende des Treppenhauses erreicht. Als sie durch den kleinen Hof schritten, eilte ihnen ein Wärter mit athemloser Hast entgegen und rief dem Direktor zu:

— Kommen Sie nur schnell hinaus, Herr Direktor! Dem Hausvater, der sie zur Raison bringen wollte, haben sie einen spanischen Spenser, der im Garten zum Trocknen hing, angezogen, Aeste von den Kastanienbäumen herabgebrochen und sich Stöcke daraus gemacht. Müller sagt, die Wärter müssen alle auf sie losstürzen und schonungslos dareinschlagen, oder man müsse ihnen Schreibmaterialien geben.

— Nehmen Sie in Gottes Namen Schreibrequisiten mit und folgen Sie uns nach.

Der Direktor trat mit Dr. Zarski in den Garten, der an die Irrenanstalt angebaut und nach Außen hin durch eine sehr hohe Mauer abgeschlossen ist.

Dort befanden sich achtzehn Geisteskranke. Die meisten von ihnen trugen Spitalkleider, bestehend in weißen Schlafmützen, weiß und blau gestreiften Schlafröcken und grauen Zwilchhosen. Etwa ein Drittheil derselben hatte jene Kleidung, in welcher sie in den Thurm gebracht worden waren.

Den Garten, welcher keine Spur von Pflege erkennen ließ, bildete eine Fläche von falbem Gras und einigen blätterlosen Kastanienbäumen. Das Regenwetter hatte vor einigen Stunden aufgehört und die Sonne strahlte von blauer wolkenloser Höhe so freundlich und wärmend herab, als sollte dem Herbste der Sommer von Neuem folgen.

Die Hälfte der anwesenden Irrsinnigen ging einzeln in dem Garten umher, als wären sie in tiefes Brüten versunken. Für sie gibt es keine Freuden der Natur, keinen lachenden Himmel. Sie scheinen gar keine Bedürfnisse, kein Auge für die Außenwelt zu haben. Sie sind theis melancholische Narren, theils gänzlich stumpfsinnige.

Die Uebrigen standen in einer Gruppe beisammen und sprachen eifrig mit einander; einige von ihnen machten lebhafte und drohende Gesticulationen. Alle waren mit Stöcken bewaffnet.

Der Hausvater saß auf einer Bank, von zwei Narren bewacht, die mit Stöcken in der Hand gleich Schildwachen vor ihm auf und abgingen. Seine Arme waren durch die überaus langen Aermel der Jacke, in die er gesteckt worden war, auf den Rücken gebunden.

Bei dem Eintritte des Directors in den Garten eilte ihm der ganze Schwarm der exaltirten Geisteskranken schreiend entgegen. Ihren Anführer bildete ein großer breitschulteriger Mann mit grauen Haaren, der mit einem alten abgeschabten Frack, Weste und Beinkleid von gleicher Farbe und Aussehen, bekleidet war. Fahl und verschrumpft war sein Gesicht, doch die Augen glänzten voll Feuer und Beweglichkeit aus ihrer Tiefe hervor.

In seiner Hand trug er die aus dünnen Riemen geflochtene Karbatsche des Oberwärters.

— Aber Herr Doktor Müller! — redete ihn der Direktor furchtlos an — Was machen Sie denn für tolle Streiche?

— Herr Direktor, — erwiderte Müller, mit einer Handbewegung grüßend, verzeihen Sie, daß ich eine exekutive Maßregel hier vorgenommen. Doch, es war nothwendig, einmal mußte es geschehen; der Hausvater wird täglich anmaßender.

— Lieber Doktor, ehe Sie künftig solche Maßregeln vornehmen, müssen Sie sich mit mir besprechen. Ich bin ja der Vorsteher der Anstalt.

— Richtig, und ich gelte als Kranker. Wie wäre es, wenn ich einige Tage lang Direktor und Sie der Doktor Müller wären? Glauben Sie nicht, es wäre gescheidter?

— Das glaube ich ganz fest.

— Sie geben das zu. Alle Kranken würde ich binnen drei Tagen gesund entlassen — nur Eines, Eines widersteht mir, ach!

Er blickte sich scheu und ängstlich um und seufzte tief auf.

Die Wärter wollten unterdessen den Hausvater von seiner Zwangsjacke befreien; doch als seine Wache und andere Geisteszerrüttete dies sahen, schrieen sie:

— Das Testament muß gemacht werden! Müller herbei!

— Seine Majestät der König von Rom will sein Testament

machen! sagte Müller, indem er auf einen bleichen, abgezehrten jungen Menschen deutete.

Der Anblick dieses Irren war sonderbar. Er saß im Spitalkittel, auf einen Stock gestützt, bei Tische und zitterte aus Schwäche mit dem Kopfe. Trotz seiner Krankheit, die er unter der Form des Anstandes zu verbergen suchte, gab er sich das Ansehen von Stolz und Hochmuth. Trotzig und zürnend waren die Blicke, die er auf den Direktor richtete.

— Lieber Müller, — sprach der Direktor — Sie wollten ja Ihrem Stubenkollegen seine fixe Idee ausreden und ihm begreiflich machen, daß er ein Friseurgehilfe von der Landstraße und kein König von Rom wäre. Wie ich aber sehe, theilen Sie jetzt seine lächerliche Meinung.

— Herr Direktor, — erwiderte der wahnsinnige Arzt, — die Meinungen der Menschen sind wandelbar — bis auf Eine. O weh!

Er seufzte und hielt sich den Kopf. Nach kurzer Pause fuhr er empor und sagte ruhig:

— Ja, ja, das ist der König von Rom. Ich habe es durch meine geheime Kraft entdeckt und ich bereue aus meiner ganzen Seele meine frühere Verblendung.

Müller neigte hierauf seinen Mund zu dem Ohre des Direktors und flüsterte:

— Seien Sie ruhig! Jetzt wird mir meine Freiheit verbrieft und ich kann ein Königreich bekommen. Sie werden dann mein erster Minister.

— Also diktiren Euere Majestät!

— Ja, ich werde mein Testament machen, sagte der Kranke mit feierlicher Stimme und einer Miene, als wenn er gleich darauf sterben müßte. Aber es gilt nur für den Fall seines Ablebens. Wenn ich nicht sterbe, wird es wieder vernichtet.

Ein anderer Irre hielt die Feder in der Hand und hielt sich zum Aktuiren bereit, während Müller in gespanntester Erwartung auf das Diktat wartete.

— Wenn ich sterbe, — fuhr der König von Rom fort, seinem Aktuar diktirend, — so will ich in einen Sarg aus Krystall gelegt werden, der oben und unten ein Luftloch hat. Dann will ich in einer ägyptischen Pyramide begraben werden, welche die Engländer nach Krakau zu bringen und neben dem Hügel Kosciuszko's aufzu-

stellen haben. Das Königreich Böhmen vermache ich meinem Freund Zangmaier, weil er in Prag ohnehin zwölf Jahre gearbeitet hat. Wien vermache ich dem Doktor Müller, das andere Oesterreich aber den Jesuiten, damit sie nach dem Tode für mich beten.

— Sieh' lieber, daß ich den Teufel los werde, der in meinem Brustkasten hockt! sagte Zangmaier, ein kleiner, ältlicher Irre mit einer griesgrämigen Miene, hohem Scheitel und sehr flachem Hinterhaupte.

— Wien bekomme ich! rief Müller und that einen Freudensprung. Wenn es mir aber die Türken nehmen?

— Ruhig! — rief ein anderer Wahnsinniger mit feierlichem Predigttone, — damit ich höre und richte, denn mir und dem Propheten Elias ist die Macht gegeben über den Satan!

In diesem Augenblicke traten zwei Damen in den Garten, die einen Verwandten zu besuchen kamen. Bei ihrem Anblicke wurde die Aufmerksamkeit der Irren von dem Testamente abgezogen, durch welches sie Kaiser und Könige werden sollten, und sie liefen alle zu den Angekommenen, umringten und baten sie, daß man ihnen Geld oder Tabak schenken möge.

Als der Aktuirende dies bemerkte, warf er die Feder hinweg und folgte dem Beispiele der Uebrigen, der König von Rom aber zitterte mit seinem Kopfe noch mächtiger.

Die beiden Damen hatten sich dem Direktor noch nicht vorstellen können, als Müller schon vor ihnen auf den Knieen lag und hastig ausrief:

— Sie kommt zu mir, das gute Kind, das herzige Kind, das Ebenbild der Schönsten der Schönen. Sie mußte kommen, das kann Niemand bezweifeln, der meine geheime Kraft kennt. Nur Eine — Eine — ewig die Eine — sie widersteht mir, sie quält mich, sie macht mich verzweifeln. O ich armer, armer Mann! Alle Weisheit kann mir nicht helfen.

— Sie sehen, — wandte sich der Direktor zu Dr. Zarski, — sein Wahnsinn ist komplicirter Natur. Bald bildet er sich ein, von Feinden verfolgt zu werden, die ihm nach dem Leben streben; bald beherrscht ihn die Idee, eine Kraft zu besitzen, der nichts widerstehen könne, bis auf eine Person, von welcher er in einer Weise spricht, daß ich vermuthe, ein Frauenzimmer habe seinen Liebesantrag zurückgewiesen.

Heftige Schimpfworte, welche von oben herab schallten, zogen die Aufmerksamkeit dorthin. Im mittleren Stockwerke sah man eine Irre mit langen weißen Haaren aus dem vergitterten Fenster hervorblicken und ihre nackten, fleischlosen Arme, die von überaus großer Dünnheit waren, durch die Gitter stecken. Aus der entblößten Brust, welche man hinter den Eisenstäben wahrnahm, konnte man vermuthen, daß die Irre gar keine Kleidung auf dem Leibe habe. Ihre Schimpfworte galten den Frauen, über deren vornehme Kleidung und Neugierde sie sich zürnend äußerte.

Die beiden Damen hatten sich inzwischen durch den Kreis der Irren hindurchgedrängt und begrüßten den Direktor. Diese Gelegenheit, sich zu verabschieden, benützte Dr. Zarski. Er dankte dem Direktor in herzlichen Worten für die Mühewaltung und die Güte, mit welcher er ihn von seiner Anstalt Einsicht habe nehmen lassen und empfahl sich.

Vom Irrenhause hinweg begab er sich in die nahe Weinschenke zum heiligen Geist, um sich dort bei einem Gläschen Ungar von den keineswegs angenehmen Eindrücken zu erholen, welche der Besuch einer solchen Anstalt bei jedem fühlenden Menschen zu hinterlassen pflegt.

— Nun bin ich wieder der einfache Woicech Zarski wie zuvor, — sagte er zu sich. Ich habe meine Rolle als Arzt gut durchgeführt und kann den russischen Paß, den ich gefunden habe, wieder wegwerfen. Aber die, welche ich eigentlich im Irrenhause suchte, fand ich nicht. Wo magst Du doch sein, meine arme Barbara?

Schwermüthigen Sinnes schritt Woicech, als er seinen Wein ausgetrunken hatte, über die hölzerne Schiffbrücke auf das rechte Weichselufer zu.

LXVIII.

Wie dem Pater Alfons zu Muthe war, als er an die Luft gesetzt wurde, und was mit dem kleinen Pfäfflein weiter geschah.

Mitteldeutsch erzählet.

Eine drollige Geschichte war es mit dem Pater Alfons. Das Pfäfflein saß bereits den dreißigsten Tag gefangen im Klosterkarcer. Er hatte sich die Zeit weidlich mit dem Schnupftabak vertrieben, den er seiner Gewohnheit nach in der Kapuze auf dem Rücken verborgen gehalten hatte. Alle Stunde nahm er eine Prise, und so war es trotz der Größe seiner Dose gekommen, daß er am dreißigsten Tage mit dem ganzen Vorrathe an Tabak zu Ende war.

Mit geheimer Bangniß schaute er daher in die Zukunft. Das Brevier zu beten ohne Schnupftabak — das kann kein ordentlicher Pfaffe leisten. Und das Brevier und die Tabaksdose waren ja die zwei einzigen Gesellschafter des Paters in seiner idyllischen Einsamkeit. Nein, das stand fest, solange kein würziger Tabak herbeikam, könnten auch die Horen nicht mehr abgebetet werden.

Der Prior hatte in seiner Wuth über das Ketzerthum in der Kutte den Pater Alfons nicht mehr das Tagelicht schauen lassen. Wider alle Regel wurde dieser weder zum Chorgebete, noch zur Messe zugelassen. Das Letztere war dem Pater sehr unangenehm, denn es entging ihm dadurch jeden Morgen ein tüchtiger Schluck Wein, der den Magen erwärmte. Jeden Mittag erhielt er ein Stück schwarzes Brod, einen Krug Wasser und dazu die kleine Disciplin zu 36 Geißelhieben, was ihm nicht absonderlich schmeckte, — und am Abend ein Stück Käse mit Brod und einem Trunk Bier. Wenn das länger fortgegangen wäre, so würde er nicht nur bald aus Hunger an der Geißel genagt haben, sondern auch unfehlbar ein Heilger geworden sein.

Vor dieser Gefahr bewahrte aber Gott die Menschheit, indem er die Erlösung aus Kerkersbanden schickte. Es war der dreißigste Abend und Alfons saß auf der hölzernen Pritsche, mit knurrendem Magen das kärgliche Abendmahl erwartend. Die sechste Stunde, zu welcher der Pater Schließer es gewöhnlich brachte, war vorüber, und die siebente ebenfalls. Alfons fürchtete schon, man wolle ihn elendiglich verhungern lassen; aber nein, sagte er sich, das thun sie nicht. Es macht ihnen zu viel Vergnügen, mir täglich 36 aufzählen zu können, und solange sie mich discipliniren, müssen sie mich füttern.

Nach diesem Raisonnement nahm der Pater seine Kapuze ab, wickelte sie um die Tabaksdose und legte sie als Kopfkissen zu Häupten. Es war doch wenigstens der Gedanke tröstend, daß er mit dem einem oder anderm Ohr auf der Dose liegen könne, falls der Tabak über Nacht anfangen sollte nachzuwachsen, so blieb es ihm nicht verborgen. Und so legte er seinen pfiffigen Kopf auf die geheimnißvolle Kapuze, streckte sich aus auf dem knochenerweichenden Holze und quälte sich einzuschlafen. Ja, er quälte sich, denn einerseits knurrte der Magen vor Verdruß wie ein bissiger Hund, andererseits aber war auf den Gängen unterschiedliches Geräusch zu hören, ein Hin- und Herlaufen, wie es sonst nimmer zu geschehen pflegte. Es mußte etwas vorgekommen, vielleicht ein Bierfaß aus dem Keller in das Refektorium heraufgefallen sein, welches Wunder sich öfters gebar und die Patres, einschließlich der vom Podagra geplagten, auf die Füße brachte, oder es mußte eines von den Spanferkeln in die Küche gelaufen sein, sich an den Spieß gesteckt haben und lebendigen Leibes todt braten lassen, wasmaßen den jungen Säulein öfters einfiel und die frommen Patres verführte, von der Complet bis zum Offizium matutinum bei andächtigem Schmause zu verbleiben. Indem wurden dem Pater Alfons die Zähne gar lang, da er solches dachte, und er hätte sich als Einschläferungsmittelchen gerne einen Roman von der frommen Gräfin Ida Hahn-Hahn verwunschen, alldieweil selbige Romane nur gelesen werden sollen, wenn man gerne einschlafen möchte.

Solche Gedanken waren es, unter denen der arme Alfons entschlief, und da sein Gewissen ein gutes, so war auch sein Kissen ein ruhliches. Kamen da verschiedene Träume, so ihm die Fantasie vortanzte, vornehmlich aber waren es angestochene Bierfässer und mit Spießen und Messern vollgesteckte Spanferkeln, anmuthige Düfte

aus dem schöngebratenen Rücken versendend, die ihn im Schlafe umgaukelt.

Mitternacht wars vorbei, und das Chorglöcklein rief nicht zur Mette. Wohl aber schallten im Gange die einförmigen Schritte eines auf und abgehenden Mannes, der kein unbeschuhter Carmeliter sein konnte, weil seine Stiefel gar beschwerlich die Steinplatten traten. Hörte auch nicht auf, dieses Gangwerk, bis es Morgen ward.

Sonderbarlich, als Pater Alfons vom Schlafe verlassen sich die Augen rieb, leuchtete durch das enge niedrige Fensterlein, das ganz oben im Kerker gegen den Klostergarten hinaus gemauert, die helle Sonne herein und war es lichter Tag. Sonst hatte ihn die „große Marie,“ wie die größte Glocke der Klosterkirche getauft war, aus dem Schlafe geläutet, wenn sie um fünf Uhr Morgens das Ave anschlug, sonst hatten die kleineren Glöckchen zu den verschiedenen Messen gebummelt, und heute war das Alles nicht. War auch auf den Gängen draußen Alles ruhig, so stille, daß es dem Alfons fast unheimlich wurde. Er konnte es sich aber nicht denken, was davon wohl die Ursache sein mechte.

Er stieg also herab von der Pritsche, die das Unangenehme hat, daß sie weder sich selbst noch den auf ihr Ruhenden erwärmt, befühlte sich, ob er sich keine Knochen abgelegen habe und ob noch alle Gebeine am rechten Platze wären. Denn es ist ein eigenes Ding um das Schlafen auf blankem Holze, und möchte Alfons nicht mit dem heiligen Jesuiten Aloysius getauscht haben, der sich in sein Bett harte Bretter und große Pflastersteine hineinlegte, damit er darin besser schlafe. Hat auch noch niemals manchen Thieren im Bette gefallen, haben sich vielmehr lieber darin gewälzt, weß Elementes sie waren.

Mit grausamlich großen Schritten maß Alfons seinen Carcer ab und redete seinem Magen zu, doch einen Spaß zu verstehen und bis Mittag zuzuwarten, wo er schwarzes Brod und als Salz die gewissen 36 bekäme, vonwegen der großen Ketzereien, daß er nicht an die Hexen und Teufel geglaubt. Und wie er so ging und ging. rasseln draußen Sporren und Sabel und klappern die Schlüssel, Aber die Männer gehen an dem Carcer vorbei und thun, als ob sie ihn nicht sähen, darob Alfons die Galle steigt und er von Innen mächtiglich mit beiden Fäusten an die Thüre schlägt. Dieser Spektakul hat ihn nicht gereuen dürfen, denn gleich darauf rasselt und

klappert es wieder draußen, kommen die Männer zurück an die Thüre und fragt eine Stimme:

— Was ist hier los? Ist hier ein Gefängniß?

Kann sich der Pater Alfons nicht enthalten und schreit gleich zurück:

— Ja freilich, und ich bin der Eingehäuselte!

Nun, nach einigem Hin- und Herreden finden die außen endlich das Schlüsselloch und den rechten Schlüssel, denn die Custodien oder Gefängnisse werden in den meisten Klöstern verheimlicht, und so war es auch hier. Die Thüre war mit der Farbe der Wand übertüncht und bei oberflächlicher Betrachtung nicht von ihr wegzuscheiden, das Schlüsselloch aber mit einem Papierstreifen verklebt. Der Schlüssel knarrt im Schloß, die Thüre geht auf und wer steht draußen?

Ein kaiserlich russischer Offizier mit der Pickelhaube, neben ihm ein anderer Offizier, und hinter den beiden der gute Prior P. Venantianus mit einem wahren Armensündergesicht.

Sahe der erste Offizier nicht sonderlich freundselig darein, als er in diesem Loch ein weiteres Kuttenmännlein entdeckt, und als Pater Alfons mit erstaunlichen Augen ihn anstiert. Er nahm die Schlüssel aus der rechten Hand in die linke, ging auf den Prior zu, und ehe man sich auf und umsah, hatte derselbe eine Watsche hinter die Ohren karbatscht bekommen, daß er sich nur so im Kreise herumdrehte

— Warum verheimlichst Du mir diese Gefängnisse? fuhr der Offizier auf den Prior los, der sich mit beiden Händen auf die Stelle hielt, wo ihn der Schlag getroffen. Mochte ihn dort wohl die Haut jucken. Wenn der Kerl da nicht die Thüre einschlägt, erfahre ich gar nichts von der Existenz dieser Keuchen, und der Pfaffe mußte verhundern. Seid Ihr so christlich gegen einander gesinnt, Ihr Schandkerle? Den Betrug aber, den Du mir hier spielen wolltest, sollst Du mir theuer büßen — Du gehst nach Sibirien, Hund!

Allwie nun der Prior in seiner Herzensangst auf die Kniee fällt und gottesjämmerlich um Pardon bettelt, hat auch Alfons vermeint sein mildthätiges Herz hervorzukehren und für den Prior Fürsprach bei dem Offizier zu erheben, aber selbiger hat ihn gepackt und ihm einen Tritt ad posteriora versetzt, worüber Pater Alfons bald mit der Nase den Boden geküßt hätte.

Scheer' Dich, Pfaff, zu allen Teufeln, hier hast Du nichts mehr zu suchen!

Also lautete die schändliche Rede des Offiziers, der nicht langen Prozeß machte und seinem Nebenmann befahl, den Pfaffen zum Kloster hinauszujagen. Alfons wartete aber nicht darauf, wie er diese Worte vernahm, that vielmehr männigliche Sprünge und setzte wie ein aus dem Krautacker aufgescheuchter Hase zum Kloster hinaus.

Die Offiziere hatten darob großes Vergnügen und lachten sehre.

Auf der Strasse draußen hielt Pater Alfons inne und kehrte sich stehen bleibend um. Bisher war ihm gar nicht Zeit geblieben, sich über all das zu besinnen und zu denken, wie denn eigentlich die Geschichte so gekommen sei. Auf einmal war er zum Loche herausgelassen worden und auf einmal stand er itzt da auf der Straße vor dem Kloster. Er schnitt auch ein gar seltsames Gesicht, weiß nicht, halb sauer und halb süß, als wann es ihm halb recht wäre und halb unrecht. Wie so er aber dahinschaute an die Klosterkirche, davor zween russische Grenadiere mit dem Schießprügel ernstlich Wache hielten, da ging ihm ein Lichtlein auf und er sahe ein, was Alles zu bedeuten habe. Auch droben bei dem Weiberkloster St. Theresia standen die grünen Soldaten mit den Feuerschlünden, und sintemalen gerade zween Männer vorübergingen, fragte er sie:

— Mit Verlaub, Mosjöhs, scheint es Euch nicht, daß die Klöster von den Russen aufgehoben und konfiscirt worden?

Die Zween machten große Augen, so sie das hörten, und sagte der eine zum andern:

— Schau mir den an! Ist er ein Mönchspfaff und fragt uns, was er selbander besser weiß.

— Nein, — widersprach der zweyte, — schau ihn an, der ist des Gehirnes los. Das Unglück hat ihn dumm gemacht.

Also sprechend schritten sie ihres Wegs fürbaß und ließen den Alfons stehen, vermeinend, daß er ein närrischer Pfaff wäre.

Dem war gar sonderlich zu Muthe, als er sich dermaßen an die Luft gesetzt sah, wußte nicht, sollte er lachen oder weinen. Und er fing mit sich selber zu sprechen an, also:

— Die Russen haben itzt erst das Kraut fett gemacht. Werfen sie mich da heraus zum Tempel und fragen nicht, ob es auch der Papsten erlaubt? Nun, wenn ich es links und rechts abwäge, so finde ich, daß der Spaß kein schlechter ist. Ein rechter Pfaffe war ich nie, und ist schon so dumm zugegangen, wie ich ins Kloster und in die Kutte kam. Lebt' ich dereinst in London als Käsepapier-

händler und schwang mich zu einem ansehnlichen Maculaturhändler empor. Als guter Katholik, der ein Irländer immer ist, lief ist jedweden Sonn- und Feiertag hinein in die Kirchen allwo der nachmalige Cardinal Dr. Wisemann selber Zeit gar rührende Predigten vormacht. Und wie es geht, lerne ich dort ein Mägdlein kennen sauber, züchtig und ehrbar, und wie ich komme zu ihrem Ohm, um ihre Hand zu freien, sagt er:

— „Master Pumpkins, ich will Euch die Barlies geben, soferne Ihr eine Bedingung eingeht."

— „Nun," widerspreche ich, „muß ich wie der Jason mir erst das goldene Bließ im Kampfe mit dem Drachen verdienen? Laßt hören."

— „Master Pumpkins, ich bin baß ein frommer Knecht Gottes. In meiner Wirthschaft fangt Alles mit Gott an und hört Alles mit Gott auf. Ich habe es verschworen, daß ich meine Muhm nur dem zum Weibe gebe, der drei Jahre im Kloster ehevor dem Herrn in aller Frommthuerei und Ehrbarkeit gedient hat."

„Wasmaßen unmöglich ist. Wer im Kloster ist, ist geweiht und hat der Keuschheit zugeschworen, kann also nimmermehr sich verweibsen!"

„Master Pumpkins, ein baß frommer Knecht Gottes wie ich, ist dem Papsten bekennt, und der Papsten kann lösen, wie er binden kann. Ich erlege für die Aufhebung der Keuschheitsgelübdes eine schöne runde Summe — hört Ihr? Das thue ich, — und Ihr wäret nicht der erste arme Teufel, dem ich solchergestalt schon zu einem Weibe verholfen."

Jung und dumm, wie ich gewesen, finde ich mich dazu erbötig, alldieweil der Ohm meines Mägdleins wirklich als ein gar frommer Mensch verschrieen war und der Kirchen schon manches Pfund Sterling verschenkt hatte. Als der Contrakt unterschrieben und Alles fix und fertig gewesen, verkaufe ich meine Scharteken und altes Papier und ziehe hinüber nach Belgien, weil es in England nach der Parlamentsakte von anno 1820 keine Klöster gibt. Frisch trete ich ins erste Kloster, das mir unterläuft, und das war ein Carmeliterkloster, lege auch beherzt die Gelübde ab, insonderlich das der Keuschheit, vermeinend, daß es mich nicht lange plagen solle. Streichen so zween Jährlein herum, und mich sticht der Hafer, daß ich allerlei Zeug auskrame, was ich in den alten Papieren gelesen,

und werde ich auf einmal für einen Ketzer vermerkt. Wie ich itzt entlaufen will, thut mir der Ohm meiner Barlies Botschaft, daß er das Mägdlein schon verheirathet und eigentlich die Bedingung gestellt habe, daß er mich auf eine gute Art und Manier weiter bringe, dieweil Barlies sich in mich verguckt hätte und ich aber ein armer Teufel wäre, so der Kirchen dereinst nichts hinterlassen könne, wäre besser, ich bliebe, wo ich sei, und anderes Zeug mehr. O Herrje! Wäre ich vom Himmel in die Hölle verfallen, hätte mich nicht besser verschmerzt, als selbige Kunde. Itzt kam ein Schlag über den andern, dieweil ein Unglück selten allein kommt, und ich ward als Ketzer von einem Kloster ins andere zur Correction verschickt, und ist mir erst gut hier in Warschau ergangen, wo mir Niemand kein Ketzerthum aufbrachte, bis selbige Geschichte mit der Besessenheit auskam. Wer weiß, wohin sie mich itzt wieder vermurkst hätten, vielleicht gar nach der Türkei, wenn nicht die Russen die Bockställe aufgemacht und die Hämmel zum Teufel gejagt hätten.

Zum Teufel — ja soll ich mich scheeren, meinte der Offizier. Ich, der selber ein armer Teufel, soll zu ihm gehen. Solches ist itzt ein Kunststück. Itzt stehe ich da. und weiß nicht, wo an und wo aus. Itzt gehöre ich weder dem Hund noch der Katze, weder der Welt noch dem Papste. Doch aber, itzt bin ich frei wie der Vogel in den Lüften. Ihr vier Gelübde, lebt wohl, wir seh'n uns nimmer wieder; itzt werde ich arm sein, wenn ich nicht reich werden kann, gehorsam, wenn mir das Gegentheil schadet, keusch, wenn ich kein Weib kriege, und einsam, wenn ich ins Narrenhaus kommen will. Meine Dose habe ich — und deß bin ich zufrieden.

Sothanes redend hat der Pater noch einen letzten Blick auf das Kloster geworfen, aus dem er kürzlich gestäupt worden, und sich dann von ihm abgekehrt. Hernach ist er der inneren Stadt zugegangen.

Wie er so dahin geschlurft auf seinen Sandalien durch die Gassen, da ist es ihm wieder recht hart ums Herz geworden. Man kann sagen ums Herz, denn eigentlich im Herzen hat ihm nichts weh gethan, aber im Magen, der doch ums Herz herumliegt. Da hingen sie halt so appetitlich, die saftigen Würste in den Auslagen, das grüne Zeug auf den Schinken lag so reizend da, und die Schweinsköpfe schauten ihn mit ihren gläsernen Augen so gutmüthig und treuherzig an, als ob sie sagen wollten: Du möchtest uns

gerne, beichte es nur! Und wenn sie noch hätten grunzen können, hätten sie keine Sirenenlieder zu singen gebraucht, denn dem armen Pfäfflein ward bei ihrem Anblicke gar hungrig zu Muthe. Und außer seiner leeren Dose hatte er nichts in der Tasche, kein rothes Hellerlein.

Das betrübte denn den Alfons gar sehre, da er sich so arm wie eine Kirchenmaus vermerkte. Im Kloster thut die Armuth nicht wehe, dieweil man zur rechten Zeit zu essen und zu trinken hat, auch sonsten sich um nichts zu kümmern braucht, ist also eitel Ding, die klösterliche Armuth. Aber draußen in der Welt verspürt man sie sehre übel, und wann auch gesagt wird, daß sie keine Sünde noch Schande sei, so ist da solches ein schlechter Trost für einen hungrigen Magen und leeren Beutel. Benennt auch die heil. Theresia die Armuth „den Schild und die Waffenrüstung ihres Ordens", und nennt hinwiederum die heil. Clara selbige „eine starke Mauer", so hat diesmal der Pater Alfons nichts von einem Schild verspüret und wäre gar sehnlich über diese starke Mauer gestiegen, wenn er nur gekonnt hätte. Vielmehr ist die Armuth eine schwere Bürde und will Jeder seinen Schuh daran wischen, und derenthalben machte auch Alfons ein Gesicht, daß die Bauern Wetter geläutet, sofern sie es am Himmel gesehen hätten, und kein Hund in die Kirche geloffen wäre, wenn Alfons vor der Thüre gestanden.

Griesgrämlichen Gesichtes war der kleine Pfaff vor eine Schnapsbude gekommen, darin viel heiteres Gesinde saß und Schnäpser trank. War ein heller Jubel, so da herausschallte auf die Gasse, und er stand stille, einen Blick in die Bude zu thun.

Daß ich doch einen Groschen hätte, brummelte er verdrießlich, wollte mir schon dafür Lustigkeit kaufen. Scheint die Sonne so schön und jubelt alle Welt, nur ich armer Tropf bin zur Traurigkeit verdammt.

— Heda! Pfäfflein, komm herein! ertönte es aus der Kneipe.

Solches ließ sich mein Pater nicht zweimal küren und tapfern Hauptes schritt er in die Schnapskneipe.

Halloh! Halloh! War das ein Gejubel, als das Kuttenmännlein hineintrat!

Scheint, daß den Spaß seine Kutte gemacht hat, denn die Leute fielen gleich darüber los und wollten einmal so ein Kuttentuch greifen, ob es gar so kameelhaarig und widerspenstig seie, traten ihn auch auf

die Zehen, dieweil er keine Schuhe trug. Hinten im Winkel saß eine lustige Bande Zigeuner, die verschnapsten die paar Kreuzer, die sie gebettelt oder gestohlen, und klimperten dazu auf Trommelfellen, Tamburins, und pfiffen Flöte und dudelten mit der Geige. War eine mächtige Metten, und wurden auch Tänze abgehalten zwischen den Tischen und Bänken. Und so eine junge Zigeunerhexe mit schwarzen Haaren und Augen, schmutzigem Hemd und viel schmutzigerm Gesicht, sonsten aber ein liebes Ding, sprang gleich auf den Pater Alfons zu und schrie ihm an, ob er mit ihr tanzen wolle? Er meinte zwar, er habe schier nur Beten und Saufen gelernt, half aber nichts, die Hexe packte ihn — hu, wie kitzlich kam ihm solches vor! — um den Leib und riß ihn mit ihm fort. Schon dudelten die Geigen und tuteten die Flöten, und schlecht oder recht mußte das Pfäfflein hüpfen und springen, worüber großes Gaudium bei Allen losbrach. Hättet das sehen sollen, wie das Kuttenmännlein an dem Zigeunermädel hing und nicht recht Takt halten konnte mit der edlen Musika, wie ihn darob das Mädel hinum und herum riß und er wie ein Mehlsack neben ihr herplumste. War eine göttliche Komödie zu heißen, dieser Spektakul mit dem Pfäfflein in selbiger Schnapskneipe zu Warschau!

Bald wäre der kleine dürre Pater schwindelicht geworden und ohnmächtig zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht das Mädel freigegeben und sehre anständig auf eine Bank gesetzet, ihn auch ein Schnäpslein zum Tranke gereicht hätte. Saß er da und war sehr bleich im Gesichte, deshalb ihn die Männer befragten, warum er so verblaßt sei?

— Ach, gab er ihnen zur Widerrede, ich vergehe baß vor Hunger!

— Ein Pfaff und Hunger? schrie das wilde Volk. Von den zween ist das eine Lüge!

— Mit nichten, liebe Leute! Meine Brüder gedachten mich auszuhungern: schaut mich an, bin ich nicht dürr wie ein Rattenschwänzlein? Des Mittags erhielt ich trockenes Brod und nasses Wasser und dazu 36 Prügelportionen als Daraufgabe. Seit einem Monat ist kein warmer Bissen mehr in dieses Knochenhaus gekommen, und seit gestern Mittag habe ich keinen Schluck mehr gethan, dieweil ich erst vorhin aus dem Loche gejagt worden.

Wie solches komme, daß die Pfaffen einander einsperren, fragten ihn itzt die Männer mit weichern Herzen, und der Pater verredet:

— An die Hexen und Teufelskühe habe ich nicht geglaubt, derohalb sie mir den Schmalhans zum Küchenmeister und ein Gefängniß zur Zelle gegeben haben.

— Hört Ihr's? sprach einer von den Männern. Das habe ich schon oft gesagt, daß die Pfaffen selber nicht glauben, was sie uns vorschwätzen. —

Indem war auch die Wirthin herzugelaufen und sintemalen sie die Frömmigkeit und Ehrerbietigkeit vor den Kutten schon an der Mutter Brüsten eingesogen, trug sie ein höchliches Bedauern mit des Pfäffleins Hunger und verschwor sich hoch und theuer, ihm selbigen zu stillen, alldieweil es St. Peter hoch an die Himmelspforten schreibe, wenn man einen Pfaffen für umsonst füttert, und sie gewißlich einmal im Himmel ihre Ruhe finden wolle.

Solches hat ihr denn auch der hungrige Pater nicht verredet, vielmehr mit weislichen Worten zugesprochen, daß sie der Pauke ihres Gewissens kein Loch trommeln und kein Pfäfflein verhungern lassen dürfte, sintemalen in jedem Pfäfflein ein Päpstlein stecke und der Pfaffe auch nach dem Tode noch ein Jahr lebe, und was dergleichen Unsinn mehr, wie solchen die gemeinen Leute gerne hören. Denn, dachte sich Alfons, wenn ich auch bislang mit meinen Künsten keinen Hund hinter'm Ofen hervorlockte, so soll es itzo sein, wo die Leute mir den Käs in die Zähe streichen, und müßte ein blöder Hund sein, der nicht von der Dummheit der Leute fett wird.

Also hat ihm die christgläubige Wirthin mit sonderlichem Respekte vor seiner Kutten einen Fraß vorgesetzet, etliche Schinkenschnitze, Wursträder und Schweinsharen mit verbratenen Kartoffeln, Brod und auch ein Gläslein Schnaps, Alles wohl vermengst und mit Speck verthan. Wie solches Alfons geschaut und erwogen, daß er sich um keinen Pfennig Geld vollsättigen könne, hat ihm das Herz bis zum Mund einen Sprung gethan und sind seine Augen größer geworden als sein Magen. Hat auch vergessen, das Benedicite zu beten, sondern ist gleich mit beiden Händen auf die Schüssel eingerückt und hat den Mund nicht oft geöffnet, war Alles miteinander verschwunden und die Schüssel tabula rasa gemacht. Solches hat die Wirthin und selber die Zigeuner hoch lustirt, wie hurtig das Pfäfflein seine Ration verschlungen, und haben sie vermeint, es müsse doch im Kloster nicht viel zu knacken geben, dieweil das Mönchlein so ausgehungert wie ein Wolf thue.

Indem, da Alfons den Schmaus verwürgte, ist ein Kerl in die Kneipe gekommen und hat sich zum Schnaps gesetzet. Selbigen kitzelte die Kutte in den Augen und er sprach zu den andern Zechern, es wäre jetzt gar mit solchen Krippenreitern und sei auch dem Hunde derohalb kein Bein gebrochen, daß die Klöster zugemacht und die Faullenzer ausgestäubt worden, die Ehr Gottes gehe baß nicht zu Grunde und könne von dem Papsten in Rom noch genug austrompetet werden, wenn's nöthig. Solches hat den Pater Alfons schier verdrossen und hat er's nicht so gut verschlucken können, wie die Schweinsharen, und sich darob auch zu dem Sprecher umgedreht und mit wüthigem Blicke angestarrt. Selbigen aber ist das gar nicht grausig erschienen, hat er vielmehr gelacht und gesagt:

— Nun, Pfäfflein, in welchem Rauchfang hängst Du itzt Deine Kutten?

— Sie ist baß gestriegelt und geselcht genug! erwidert Alfons mit bitterböser Miene, dieweil er sich an Allerlei erinnert.

— Bist ein böser Schelm, das Maul sitzt Dir am rechten Fleck!

— Thut Dir's Kratzen wohl, Freund, so laß Dich nachher das Beißen nicht verdrießen. Kratzest Du mich, so juck' ich Dich. Glaub'st wohl, daß den todten Löwen jeder Haase an der Mähne zupfen kann.

Sothane Rede hat Allen wohl gefallen, auch dem Sprecher, und ward des Gelächters kein Ende.

Er ist kein hölzerner Peter, — sprachen sie selbander — und nicht mit der Pelzkappe geschossen. Wenn man St. Peter beim Schlüssel packt, haut St. Paul mit dem Schwerte zu.

— Hör', Pfäfflein, — hub der vorige Sprecher wieder an, — den Krebs straft man nicht mit dem Ersäufen. Sollst Du nicht vermeinen, daß Du die Petersilie in allen Suppen bist, und derentwegen so scharf mit dem Maul umthun. Ich habe auch Hauer — braucht es aber nicht, daß wir uns zerkriegen. Laß baß ein gescheidtes Wort mit Dir reden. Was fangst denn itzo an?

Würde gerne ein Prophet, wenn's nur ginge.

Daß doch! Die Krähe kann das Hüpfen nicht lassen. Du bist ein grober Gesell, aber gerade derohalb gefallst mir.

— Gott nimmt einen Schalk und schlägt damit den andern!

— Ja, bist baß ein Schalk wie Euer Meister in Rom. Aber hör', ich meine es gut mit Dir und wüßte für Dich ein Unterkommen.

Itzt ging in des Pfäffleins Gesicht die Sonne auf und sein Trutz wich wie die Nacht von ihm, als er von einem Unterkommen hörte.

— Aha! lachte selbiger. Itzo habe ich den Pfaffen beim rechten Zipfel erwischt. Es scheint daß Mancher fett und ist nur geschwollen. Wie meinst Du, Pfäfflein, stoßt Dir das Dienen nicht vor die Glatze?

— Das Dienen nicht, aber mancher Herr.

— Ich vermeine eben, Du bist vielleicht ein Doktor und möchtest nicht gerne einen Bedienten machen?

— Kann man nicht bleiben Magister, so werde man ein Küster. Was hälft mir meine Gelahrsamkeit, wenn ich auf der Straße statt in der Stube sitzen muß. Ist der Herr gut, so greife ich zu. Aus Liebe zum Talg leckt die Katze den Leuchter.

— Der Herr, ja das ist eben der Teufel! Selbiger sucht schon während einer Woche einen Knecht oder Livreebedienten, wie er ihn benamst, dieweil sein voriger hier ins Gras gebissen hat. Er ist so ein Baron oder Graf, oder wie sie ihn heißen, und reist wieder fort. Derohalb nimmt er keinen Pollacken zu Diensten an, sondern will einen Ausländischen. Und Du kannst ihm ja weismachen, daß Du ein Türke bist, sintemalen Du lateinisch sprichst und einen gewaschenen Kopf hast.

— Du singst ein gutes Lied, Freund, so ich es gern höre. Nimmt aber sothaner Herr seinen Weg gegen Rußland? Hernachmals kann ich nicht mitkommen.

— Bohre nur kein Loch durch die Kanzel, Pfäfflein! Er kommt von Petersburg und wendet sich gegen Abend, kannst mir es glauben, wenn auch St. Lukas nichts davon schreibt.

— So Du wahr sprichst, führe mich hin zu selbigem Herrn!

— Pfeifest Du auf dem letzten Loch? Ueberlege Dir's, wer sich zum Esel macht, dem will Jeder seinen Sack auflegen.

— Schön Dank, Freund! Es ist mir Ernst, wie dem Schuster, wenn er das Leder über den Leist legt. Leid oder Freud, in fünfzig Jahren ist Alles Eins!

Selbiger Zecher und das Pfäfflein verredeten noch unter selbander das Weitere und ward ausgemacht, daß Alfons bei dem Herrn in Diensten einstehen und dafür dem Zecher ein kleines Schnapsgeld verabreichen solle. Hat sich also Pater Alfons bei der

Wirthin eifrigst bedankt für die Abfütterung und ihr das Himmelreich zum siebenten Grade versprochen, vergaß auch nicht, der schönen Zigeunerhexe noch einen philosophischen Kuß auf die Lippen zu siegeln und sie schöner als seine Barlies zu heißen, und verließ hernach mit dem Zecher die Schnapskneipe, zur Betrübniß der Uebrigen, die gerne noch mit ihm gescherzt hätten, dieweil man nicht alle Tage mit einem Pfaffen scherzen kann und die Pfaffen sonsten auch keinen Spaß verstehen wollen, wasmaßen kein Wunder, dieweil die Uhus alle ernst und nicht gescherzig sein thun.

Dorten am sächsischen Platz steht ein großes Absteigehaus für fürnehme Fremde, mit Namen **Hôtel de Moskawa** genennet, und in solches führte der Zecher den Pater Alfons. Der Wachtposten hinter der Thüre, wie man sie gemeiniglich Portiers heißt, wollt' die Beeden schier nicht passiren lassen und verrieth erst letzlich, daß der gesuchte Herr zu Hause und zu sprechen wäre, hat auch sie endlich zu selbigem geführt.

Der Zecher hat ihm nun das Pfäfflein vorgestellet und gesprochen, wie er vernommen, daß er einen Lakaien suche und nicht finde, und wie sich dieses Pfäfflein eigentlich fürtrefflich für eines so hohen Herrn Dienste schicke.

Worauf der Fremde den Nasenzwicker, so er an der Brust angehenket trug, dieweil er nicht gut sahe und auch nicht gut polnisch sprach, vor die Augen legte und mit verdoppelten Blicken das Mönchlein lange und schweigend anguckte.

Darnach that er die Frage, nachdem er vorher aufrichtig gelacht, ob er denn englisch sprechen könne?

Itzt hat der Zecher, sowie der diese Frage vernommen, die Antwort nicht mehr abgelauert, sondern sich hurtig umgewendet, und pfeilgeschwinde das Zimmer verlassen, schätzend, daß der Herr zu viel frage und verlange und das Schnapsgeld schon verwirket sei.

Yes, mylord, — erwidert aber das Pfäfflein mit hochleuchtender Freude, — **yes, I speak english!**

Und hat er hernach dem Herrn, so sich für den hohen Lord Ainsworth zu erkennen geben, der bei der englischen Gesandtschaft in St. Petersburg attachirt gewesen, sein ganzes Schicksal auf englisch verdeutscht, wie er Pfaffe geworden und bis nach Warschau gekommen seie. Worüber der Lord Ainsworth in unbändiges Lachen verfallen und ihm bald das Zwerchfell geplatzet wäre.

Well, — sprach er zu Pater Alfons, — Du sollst mein Lakaie werden, dieweil ich so barrokes Zeug liebe, wie Du bist, darfst aber nicht fürder Parter Alfons heißen, sondern Jedediah, wie sie Dich auf der grünen Insel getäuft haben.

Männiglich war die Freude, die das Pfäfflein darob empfunden, und hat selbiges seinem neuen Herrn versprochen, ihm wie weiland dem Papste zu gehorsamen, treulich und fleißig die Schuhe zu wichsen und, wenn's Noth wäre, selber Messen für ihn zu lesen, dieweil er im Kloster Vieles gelernt habe, sogar das Hungerleiden.

Solche Vorsätze gefielen auch dem Lord Ainsworth über die Maßen, und hat er noch seinen neuen Lakai befragt: ob er noch nach Weihrauch stinke? Und als es Jedidiah verneinet, sich geäußert, daß er lieber Cotelettes und Rostbeafs rieche, als selbige Kirchengeschmäcker.

Hernach hat er den Oberkellner mit der Glocken herbeigerufen und ihm seinen neuen Lakai gezeiget und gefragt:

— Ob er da nicht einen glücklichen Fang vollbracht habe?

— Yes, — gab der Oberkellner zur Widerrede, — sehr glücklich, dieweil diese Pfaffen verschmitzte Leute seien und nicht blos die ganze Welt betrügen, sondern auch sich selbsten, — meinte auch, es verkrieche sich zwar selten etwas Gescheidtes in eine Kutte, könnte jedoch hier eine Ausnahme stattfinden, sintemalen dieses Pfäfflein mehrere Sprachen sprechen könne.

Solche Antwort hat dem Lord Ainsworth geschmeichelt und er darauf dem listigen Oberkellner befohlen, sogleich eine Perrücke aufzukaufen, auf daß man damit seinem Lakai seinen geschornen Kopp verdecken könne, dieweil er lieber den Anblick eines geschornen Schafes denn Menschen ertragen könne, auch vermeine, es hätten die Pfaffen nicht nöthig, ihre Köpfe zu scheeren, wären auch so schon in unfehlbarer Weise genugsamlich geschoren.

Indem der Oberkellner hinging, die Perrücke zu kaufen, schloß der Lord Ainsworth eine Truhe auf, in der allerhand verblümte und färbige Kleider darinnen lagen, so noch von seinem vorigen, itzo in kühler Grabesgruft von wegen eines hitzigen Fiebers ruhenden Lakeien herstammten, und sollte sie das Pfäfflein mit seiner Kutte vertauschen.

Hierzu wollte sich das Paterlein hinaus vor die Thüre begeben, und darob von dem Lord befragt, sprach er, wie es sich nicht schicke,

daß er die Kutte vor seinen Augen fallen lasse, dieweil er darunter bloß die Schweißbläß und das Hemd, aber keine Hosen habe.

— Wie solcher Unfug komme? hat ihn der Lord gefragt, und das Mönchlein erwidert:

— Die heilige Theresia, des Carmeliterordens ehrwürdige Reformatrix, hat es befohlen, daß die Männer ohne Hosen und fast nackend in der Kutte, die Weiber aber in wollenen Hemden, Hosen und Unterröcken einhergehen müssen.

Worüber der Lord wieder heftig gelacht und gesagt hat, daß die heilige Theresia sicherlich auf der englischen Colonie Hottentotien geboren sein müsse, allwo die Leute ebenfalls halbnackend gingen. Selbiger war nämlich ein Ketzer und wußte nicht, daß das große Kirchenlicht in Hispanien aufgegangen wäre.

Das Pfäfflein hatte endlich die Kutte abgelegt, neue Wäsche und darüber die Livreekleider anziehen müssen. Traf sich aber, daß der vorige Lakai ein großer breitschulteriger Mensch gewesen und also dem neuen Lakaien Röck' und Hosen viel zu lang waren. Die rothe Weste saß noch am besten, aus den Aermeln kamen jedoch keine Hände und aus den Hosen keine Füße mehr zum Vorscheine, und das gesammte Gewand hing an dem Männlein wie die Fetzen an den strohenen Klappermännern, so im Felde die Spatzen verscheuchen sollen. Darüber hat sich der Lord abermals sehr lustiret und sogleich einen ehrsamen Flickmeister kommen lassen, der die Kleider zustutzte und enger machte.

Indem wollte Alfons die Kutte in die Truhe schmeißen, litt aber solches der Lord mitnichten, sondern fragte:

— Warum er die Kutte wegescamotiren wolle?

— Weil sie baß ein gräuliches Ding wäre und der Löwe mit keinem Hasen schwanger gehen werde!

Goddam! Dieses Fell erkläre ich für mein Eigenthum, und werde ich this froc*) meinen Freunden in England als den Zobel eines römischen Bären vorweisen!

Daraufhin denn auch der Lord die Kutte, wie sie war in Leinwand einwickeln und in seinen Koffer einpacken ließ.

Wie nun endlich Pater Alfons, mit der Perrücke ausgerüstet,

*) Kutte.

vom Scheitel bis zur Zehe anständig gekleidet war, hat er auf einmal das fromme unschuldige Gesicht nicht mehr gehabt, wie sonsten, sondern gar verschmitzt und pfiffig ausgesehen. Scheint auch, daß bei manchen Pfaffen nur die Kutte das Heiligste an ihnen seie und einen gewissen Abglanz über ihre Mienen ausgieße, gleich aber der Schalk zum Vorschein komme, wie sie in menschlichen Gewändern stecken.

Der Lord Ainsworth gedachte noch denselben Abend mit seinem neuen Lakaien Jedediah Pumpkins die Reise nach Posen anzutreten, und waren auch schon die Koffer gepackt und Alles fix und fertig. Insonderheit hüpfte Jedediah — daß er ein Mönchs-Pfäfflein gewesen, müssen wir ihm itzo vergessen — vor mächtiger Freude, daß er sobald dieses Warschau und Polen verlassen und seiner Heimath näher kommen dürfe, dieweil der schlaue Finke vorhatte, wenn er sich herausgeputzt und herausgefüttert hätte, seinem Herrn wieder Adio zu sagen und in London selbige Bude zu errichten, wie er sie ehedem dorten besessen.

Sagt aber schon der hoch- und tiefgelahrte Cicero, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben solle, und hatte des Schicksals Tücken noch etwas im Rachen, was es ausspeien wollte. Nämlich, es präsentirte der Oberkellner die Rechnung für den hochwohlgebornen, ehren- und tugendsamen Lord Ainsworth, und selbigem fiel es ein, die Summe bald zu trüglich zu finden. Standen da auf der fein und säuberlich geschriebenen, mit allerlei schnörkelhaften Zuthaten ausgeputzten Rechnung für ein Zimmer mit Schlafkammer bei acht Tagen Benützung 75 polnische Gulden, für Licht 12 Gulden, für Sonstiges 30 Gulden, für ein Beafsteck mit viereckig geschnittenen Kartoffeln 3 Gulden, für viereckig geschnittene Kartoffeln mit einem Beafsteck 3 Gulden, für ein Rostbeaf mit runden Kartoffeln 3 Gulden, für Thee mit Zucker und Zucker mit Thee 1 Gulden, und so fort und so weiter, — in Summa Summarum 400 Gulden. Sothane Rechnung wollte nun dem Lord nicht gehörig einleuchten und er gab vorerst dem Oberkellner, wie er etwas schnippisch that, eine genügsame Tachtel, die man gemeiniglich Ohrfeigen nennet, dieweil ein besoffener Witzkopf weiland eines Andern Ohr für eine Feige gehalten haben muß. Was dem Oberkellner absonderlich nicht gefiel und bewog heulend und schreiend zu seinem Herrn zu laufen.

Selbiger jedoch vermeinte, man müsse das Donnerwetter nicht herbeiwünschen, wenn es wetterleuchte, und gewartete stille der Stunde

der Abreise. Wie nun der Lord hinabgestiegen, und unter dem Portale stand, kam der Hotelier mit unterthänigem Katzenbuckel herangeschlichen, derweilen ihm fünf bis sechs Kellnerburschen zur Reserve nachrückten, und ersuchte seine Lordschaft um die allergefälligste Bereinigung der Rechnung, so er ihm ausgestellt. Weiß nicht, wie es kam, es fielen nicht viele Worte, aber plötzlich boxte seine Lordschaft den unterthänigen Hotelier dermaßen in die Magengegend, daß er nicht blos seinen Katzenbuckel verloren, sondern strecks mit einem jähem Geschrei hintenüber seinem Portier in die Arme gefallen. Jetzt zogen auch die unterschiedlichen Ober- und Unterkellner dieweil sie ihr Trinkgeld schon für verloren schätzten und ob Rache brüteten, frisch vom Leder und umzingelten den gefährlichen Lord. Selbiger aber that nur box! box!, rannte mit der linken Faust den einen in den Bauch, daß er schier die Cholera überkam, und mit der rechten Faust den andern ins Gesicht, daß die Zähren zu tanzen anfingen und sich die Nase wie eine halbgesottene Wurst umbog, und eh man giks und gaks sagt, pautz! da lagen sie alle selbander am Boden und krümmten sich wie Würmer, die man getreten. War eine absonderliche Comödie, das, und das Gemuckse der niedergeboxten Kerle ein erkleckliches. Sintemalen aber gerade gegenüber die russische Hauptwache liegt, so blieb solches Beginnen nicht ungerochen, und kamen die Grenadiere mit Spieß und Schwert, den bösen Unfried einzufangen. Half nichts, mußte vielmehr der Lord mit auf die Hauptwache hinüber, und wurde von dorten auf die Polizei von bewaffneten Schutzengeln verbracht, bis dem verboxten Gesetze Sühne geschehen wäre.

Allda ging nun die Geschichte die alte Leier, und ist es ein versungen Liedlein, daß der gestrenge Direktor nicht anwesend gewesen, und derohalb der Lord die Nacht über in einem Kämmerlein hat bleiben müssen, wo er vor den Dieben sicher geblieben.

Der neue Lakai Jedediah aber war den krumm und schief geboxten unterschiedlichen Ober- und Unterkellnern in die Hände verfallen und von selbigen als Pfand wohl verwahret in eine Pferdekammer gesperrt worden, aus derer sie ihn nicht zu erlösen sich verschworen, ehevor sie ihre Trink- und Schmerzensgelder von seinem angrätigen Herrn ausbezahlet erhalten.

Am andern Tage indessen wurde seine Lordschaft vor dem gestrengen Polizeidirektor geführt, so aber, als er dessen Attachirung bei der Gesandtschaft zu Ohren genommen, selbigem viele und tiefe

Referenzen gemacht und die Freiheit wiedergegeben hat, nicht aber ohne ihn zur Einlösung der auf die Hälfte herabgesetzten Rechnung und zur Entrichtung von Schmerzensgeldern vermöget zu haben. Insonderheit sind dem Lord die mannigfältigen Schmerzensgelder für eingeboxte Zähne und glattgedrückte Nasen tiefer in den Beutel gelaufen, als wenn er anfänglich die betrügliche Rechnung in Frieden und Ehren gezahlet und die Faust im Sacke gemacht hätte. Wurde ihm so gewaltig in Warschau der Hobel, oder wie man auf englisch sagt, der spleen ausgeblasen.

Als männiglich beruhigt und zurecht gebracht worden, reiste der Lord Ainsworth mit seinem Lakaien Jedediah Pumpkins und seinen sämmtlichen Koffern von Warschau ab und gegen Posen zu. Indem selbigen Jedediah der Himmel voll Baßgeigen hing, that seine Lordschaft manchen kräftigen Fluch, absonderlich als sie die terra Polonica immer weiter hinter sich ließ. Indeß, unter freiem Himmel biegt sich kein Balken.

LXX.

Das Bekenntniß im Straßengraben.

Es war fünf Uhr Morgens.

Ein Carmelitermönch schritt auf einer Strecke der Hochstraße, welche von Wieliczka nach Krakau führt, dahin. Er versah das Amt des Pfarrers in dem Dorfe, das er vor einer Viertelstunde verlassen hatte und aus dem er kam; er begab sich jetzt auf ein mehr zerstreutes Dörfchen, eine Tochter seiner Pfarrei, um in der dortigen Filialkirche das Meßopfer darzubringen. Aus der Tasche seiner Kutte schaute, fast neugierig, der Kopf einer Flasche; es war der Wein, den er mit sich zur Messe trug, und der sich auf sein Wort in das wahrhaftige Blut Jesu Christi, wie es vom Kreuzesbalken floß, umwandeln sollte.

Die katholischen Geistlichen sind sehr mit der täglichen Ableierung des römischen Brevieres geplagt; sie nimmt mindestens zwei volle Stunden hinweg, und dann darf der Betende Routine haben. Man sieht daher diese Männer überall die freie Zeit zur Lösung jener beschwerlichen Aufgabe benützen; im Postomnibus, im Eisenbahnwaggon, in der Kajüte beten sie ihr Brevier. Auch der Carmelitermönch hielt mit beiden Händen das Diurnale vor sich und murmelte, wie es die Vorschrift der Kirche gebietet, halblaut die Psalmen und Episteln herab. Betend schritt er des Weges.

Die Sonne war noch nicht heraufgestiegen. Es war Herbst, und um diese frühe Stunde noch nicht einmal Tag. Aus den Wiesen links und rechts dämmerten dichte Nebel und vermischten sich grau mit der Dämmerung, aus welcher sich nur der braune Habit des Mönches kennbar abhob.

Auf einmal stand der Carmeliter stille; er machte das Brevier zu und steckte es in den Umschlag des einen Aermels. Dann ging er rechts an den Rand der Straße und bückte sich hinab in den Graben.

Er hatte den Körper gesehen, der dort lag. Es war eine Frau, deren Kopf fest mit einem Shawl umwickelt und also nicht sichtbar war. Der Mönch stieg hinab in den Graben und rüttelte lebhaft die Person. Es kam Bewegung in die Arme und den Shawl, kurz darauf enthüllte sich ein bleiches Gesicht, das in diesem Augenblicke etwas schläfrig aussah, trotzdem aber die unverkennbaren Züge des Elendes, der Schwermuth, vielleicht einer Krankheit trug.

Als die Frau matt die Augen aufschlug und den Mönch neben sich gewahrte, stieß sie einen dringenden Schrei aus. Ebenso schnell sprang sie auf und stellte sich dem Mönche, ihn starr anblickend, mit dem Ausdrucke des Schreckens und der Entrüstung gegenüber.

Wie kommt Ihr hieher, Frau? Seid Ihr krank?

— Sehr krank, zum Sterben. Haben Sie Erbarmen mit mir. Ach, warum verfolgen Sie mich so unerbittlich? So grausam?

— Ich verstehe Sie nicht. Wer verfolgt Sie? Ich kenne Sie nicht.

— Gewiß kennen Sie mich, Hochwürden. Sie sind mir nachgeschickt, Sie verfolgen mich, Sie wollen mich wieder in das Kloster zurückbringen. Ach, ich bitte Sie, tödten Sie mich, überliefern Sie mich aber nicht dem Kloster!

Eine Weile schwieg der Mönch nach diesen mit der höchsten Leidenschaftlichkeit ausgestoßenen Worten. Er war betroffen. Ebenso schnell, als er bei sich überlegte, schweiften seine Augen vor und zurück auf der Straße, die menschenleer war. Er glaubte, es habe die Ueberraschung hier ein böses Gewissen wachgerufen.

— Sie sind Nonne, sagte er dann mit sicherer Stimme. Welchem Kloster entflohen Sie?

— Ich entfloh keinem Kloster, Hochwürden.

Sie entflohen. Gestehen Sie es! sagte der Mönch in befehlendem Tone, da er jetzt seine Vermuthung bestätigt glaubte. Doch, fügte er gelassener hinzu, vertrauen Sie mir. Sie sind ein verirrtes Schaf.

— Sie wollen mich also nicht den bösen Schwestern zurückbringen? O, wie danke ich es Ihnen, wenn Sie mich nicht verrathen!

— Ich verspreche Ihnen nichts. Ja, ich werde Sie im Gegentheile dem Kloster und den Schwestern wieder zuführen, denen Sie entflohen, wenn . . . . .

— Ach, mein Gott, so bin ich verloren! Mein Gott! Mein Gott

— Wenn Sie mir nicht eine Generalbeichte ablegen, jetzt, hier auf dieser Stelle. Nur dann kann ich Sie beschützen und weiteres Unglück verhindern.

Die Generalbeichte ist das Bekenntniß aller Sünden, die man von der Erbsünde angefangen in Gedanken, Worten und Werken begangen hat. Man legt in ihr das ganze Leben bis in die unbedeutendsten Einzelnheiten dar, so daß der Priester den Menschen, seine Neigungen und Anlagen auf das Genaueste kennen lernt. In den Klöstern dauert eine solche Generalbeichte drei und mehr Tage; sie hat schon viele Nonnen zur Verzweiflung, viele zum Wahnsinn getrieben. Sie ist eine moralische Folter des stärksten Grades. Hier wollte sich der Mönch ihrer nur zu dem Zwecke bedienen, die räthselhafte Frauensperson auszuforschen.

Wir kennen sie bereits. Sie ist Barbara. Wie war sie hieher gekommen? Wo war sie bisher, seit sie ihrem Woiciech in einem Anfalle entwichen war? Man weiß es nicht, man hat es auch niemals von ihr erfahren können. Weder Woiciech noch sonst Jemand konnte darüber Aufschluß geben. Wo sie während dieser Zeit gewesen, was sie gethan, das blieb ein Geheimniß, und sie selbst hat es nie enthüllt. Ihre Geschichte beginnt daher wieder in dem Augen-

blicke, wo sie der Carmeliter P. Urban Wergifoßе auf der Wieliczkaer Straße fand.

Sonderbarer Weise war sie auch damals in einem geistigen Zustande, der keineswegs auf Irrsinn schließen ließ. Außer der Furcht, von Mönchen verfolgt und wieder in das Kloster zurückgeschafft zu werden, wollte Pater Wergifoße, wie er selbst ausdrücklich angab, — nichts von Geisteszerrüttungen an ihr wahrgenommen haben.

Barbara willigte in das Verlangen des Mönches ein. Wenn er ihr mit der Zurückschaffung in das Kloster drohte, so hätte sie ja Alles gethan, um die Verwirklichung der Drohung zu verhüten. Der Pater hätte sie zur Abnahme der Beichte in die Filialkirche mitnehmen können, wohin er sich zu begeben hatte. Sein Geschmack wählte aber den Platz, wo er sich befand, zu einem so heiligen Akte, den Straßengraben. Darüber läßt sich weiter nichts sagen, als höchstens, daß die Mönche nie verlegen sind. Der Beichte im Straßengraben wird aber in den über diese unglückliche Nonne aufgenommenen Akten ausdrücklich als des Zeitpunktes erwähnt, wo man ihrer wieder habhaft wurde.

— Sie sind eine Nonne?

— Ja.

Dieses „Ja," ein so kleines Wörtchen es ist, barg alles Unglück in sich, das Barbara in der Folge traf. Ein entschiedenes *Nein* hätte sie retten können.

Die Beichte begann. Der Mönch saß an der Grabenböschung zur rechten Seite Barbara's; er trug die Stola, ohne welche der Priester keine Funktion ausüben darf, zwar nicht über den Schultern, aber in der Tasche. Das ist von der Kirche verboten; allein die Moral der Jesuiten erlaubt es, und sohin ist es doch recht und sind die Funktionen giltig, wenn nur die Stola am Körper des Priesters ist.

Der Beichtiger nahm die Sache äußerst streng und gewissenhaft. Barbara mußte sich an Alles, was sie gethan hatte, in jedem Jahre, von ihrer frühesten Kindheit an erinnern und zwar mit allen Umständen nach Ort und Zeit. Und bedenke man wohl, daß in Allem, was ihr der Mönch entlockte, nichts Außerordentliches lag als etwa ein Versäumen der Messe und des Gebetes, ein Ungehorsam gegen die Eltern, Neid gegen die Geschwisterte und so ganz gewöhnliche Fehler.

Wir wollen uns mit diesem Geständnisse nicht beschäftigen, da-

gegen ihrer Beichte von dem Augenblicke ihres Eintrittes in das Kloster an folgen, da wir hier mehre wichtige Aufschlüsse erhalten, welche das geeignete Licht auf vorerzählte Thatsachen werfen.

— Was mich bewog, Nonne zu werden, Hochwürden?

Wie ich Ihnen schon sagte, war meine Familie eine der reichsten von Polen; es gab noch reichere, aber sie sind durch die Revolutionen verarmt. Ich sagte Ihnen auch, daß ich strenge erzogen und zu täglichem Kirchenbesuche angehalten wurde. Diese liebgewonnene Frömmelei, welche mir eine Liebschaft ersetzen sollte, wurde von meinem Beichtvater ausgebeutet. Ich beichtete ihm täglich und lange, er kannte alle meine Verhältnisse wie die der ganzen Familie.

„Mein Kind,“ sagte er endlich zu mir, „ich will offen mit Dir reden. Du bist hinlänglich in die Mysterien unseres Ordens und in das Leben unseres Frauenklosters St. Theresia eingewohnt worden. Ich liebe Dich so sehr, daß ich Dich zur Vertrauten des Schmerzes machen darf, der mich drückt.

Wir sind hier, wie Du nicht bezweifeln wirst, nicht reich, werden uns aber ausdehnen, vergrößern müssen. Es ist mit den Klöstern wie mit den kriechenden Gewächsen, die ihre Sprossen immer weiter treiben. Ich habe viele Freunde, sowohl hier, als in den benachbarten Sprengeln, welche die Carmeliterschwestern wohl unterstützen würden, wenn sie sich ausschließlich mit dem Besuche der Armen und Pflege der Kranken beschäftigen würden. Allein das erlaubt ein beschaulicher Orden nicht, wie der unsere. Wenn wir — ich meine die Carmeliterschwestern — besser dotirt wären, würden gewiß mehrere Damen in das Kloster eintreten, manche mit Mitgift (er stockte hier), einige vielleicht mit ansehnlicher Mitgift. Dann wäre geholfen, dann könnten wir bauen. Du glaubst vielleicht, das ganze Klosterhaus St. Theresia sei unser Eigenthum. Das ist keineswegs der Fall. Der linke Flügel ist schon seit mehreren Jahren verkauft.“

Ich hatte in der That nach dieser Seite hin eine hohe Bretterwand bemerkt, die mit Epheu bewachsen war. Ich glaubte, es sollten damit Wohnungen der Dienstleute ꝛc. verdeckt werden. Ich irrte mich also; die Wand sollte verhindern, daß die Leute in dem verkauften Flügel herüber in das Kloster sähen.

„Wir müssen diesen Theil des Hauses jedenfalls zurückkaufen,“ fuhr mein Beichtvater Pater Gratian fort. „Diese Bretterwand sieht

so sehr häßlich aus. Aber wir haben es da mit einem wahren Juden zu thun, der für diesen seinen Flügel so viel verlangt, als kaum das ganze Haus werth ist. Die erste große Mitgift, die uns eine Schwester zubringt, muß verwendet werden, entweder jenen Flügel zurückzukaufen, oder auch noch den andern zu verkaufen und ein Mutterhaus irgend anderswo zu bauen. Ich wäre, gestehe ich, für das Letztere. Ein Kloster läßt sich nie gut in einer ehemaligen gewöhnlichen Wohnung einrichten. Man bekömmt weder Klostergänge noch Kapellen, noch größere Säle. Wenn man neu baut, kann man zweckmäßige Pläne verwenden und ich habe einen ganz vortrefflichen. Wenn der liebe Gott gäbe, daß dieser Plan ausgeführt werden könnte, wollte ich gern morgen sterben.

„Da ich einmal mein Herz erschließe, so will ich gleich auch gestehen, daß wir nicht einmal recht wissen, wie wir die Ausgaben von unseren Einnahmen decken sollen. Unsere Schwestern haben uns, bis auf zwei oder drei, nichts zugebracht. Alle sind gute Kinder, aber arm. Sie müssen genährt und gekleidet werden. Wir sammeln zwar milde Gaben, aber wir erhalten nur kleine und damit reicht man nicht weit. Glaube mir, liebes Kind, nur Mitgift kann uns retten.

Auf der andern Seite, und das ist mein Kreuz und Leid, kann die Mutter Lidwina ihre Neigungen und Gewohnheiten einer Weltdame nicht vergessen. Sie kauft tausend Kleinigkeiten, die dann große Rechnungen machen. Diese Rechnungen zu bezahlen wird uns schwer. Einigemale machte ich ihr deswegen Vorstellungen, aber da nahm sie einen hohen Ton an und schmollte wohl eine ganze Woche lang mit mir. Sie ist eben ein verwöhntes Kind. Was ist da zu thun? Sie greift sich sehr an, sie schläft nicht gut, sie befindet sich fortwährend in einer fieberhaften Aufregung, Alles ängstigt, Alles beunruhigt sie. Wenn nun Du bereits die Gelübde abgelegt hättest, würde ich Dein Alter, Deinen Verstand, Deine Erfahrung . . . .

„Doch, es ist hier ungemein viel Gutes zu thun, aber es muß bei einem solchen Unternehmen eine Frau von Charakter und Geist an der Spitze stehen. Wenn es nicht groß und großartig angegriffen wird, geht es zu Grunde. Es ist wie mit dem Handel. Man muß wagen, viel wagen, oder man vegetirt in seinem Laden. Mutter Lidwina ist der Sache nicht gewachsen. Mit einem Worte . . . . .'

— Mit einem Worte, — unterbrach hier der Carmelitermönch

die Beichtende, — dieser Pater faßte Sie bei einer weiblichen Leidenschaft, die noch stärker ist, als die weibliche Eitelkeit, nämlich bei der Sucht, andere Frauen zu beherrschen. Er versprach Ihnen das Priorat — sagen Sie es offen heraus, wenn Sie in's Kloster treten würden, nicht wahr?

— So ist es.

— Und Sie traten mit so schönen Hoffnungen in den schweren Ordensstand. Wie hat es Ihnen nun gefallen?

— Muthig und mit dem besten Willen ging ich an die schwere Aufgabe, die mir mein Stand als Carmeliterin vorschrieb. Es gelang mir, meine Natur zu überwinden und ich überließ mich den Händen Gottes wie ein kleines Kind, entschlossen und bereit, alle Kasteiungen zu ertragen, die mir zur Prüfung auferlegt werden würden. Ich mußte, da ich es doch schwerer fand, als ich es geglaubt hatte, große Gewalt in dieser mir neuen Welt anthun, wo Alles gegen meine weiblichen Gefühle, gegen meine Sinne, sogar gegen meinen Geruch war. . . . .

— Gegen den Geruch? rief der Carmeliter überlaut. Was haben Sie denn für ein feines Näschen gehabt? Fahren Sie fort.

Unwillkürlich stickt es uns im Halse, wenn wir in unserer Nähe Jemand trocken husten hören. Vielleicht war es dieselbe Sympathie, die den Carmeliter, da er von dem Geruche sprach, veranlaßte, seine Dose hervorzuziehen und kräftig zu schnupfen. Eine beliebte Gewohnheit aller Mönche, wenn sie Beichte hören, ist das Verrammeln ihrer Nase mit starkriechendem Tabak; und das finden die Damen so reizend, so allerliebst!

— Nun, Gott hatte Mitleid mit seinem schwachen Geschöpfe, fuhr Barbara in ihrer Beichte fort. Ich gewöhnte mich an alles Herkömmliche in dem Kloster, an den üblen Geruch, wie man sich an den freilich noch viel besseren Geruch der Sterbezimmer gewöhnt. Ich fing an, mich einigermaßen glücklich zu fühlen. Es kam mir vor, als habe Gott mich für dieses Klosterleben berufen, das Schrecklichste in der Welt, das man sich vorstellen kann, und als werde dies Haus mein Grab sein. Meine Familie, die Welt, Alles stand wie süße Erinnerungen vor meinen Gedanken, und nichts beunruhigte mein Gewissen. Das Opfer war gebracht ohne Leiden, mit vieler Freude, ohne Schmerzen.

Ich hatte das Schwerste gethan, um vor meinem Gewissen eine

gute Carmeliterin zu werden, besaß aber leider die Geschicklichkeit nicht, meinen Schwestern in ihren kleinen Heucheleien gegen den Beichtvater nachzuahmen, der alle Tage bei uns erschien. Ich kniete nicht, wie es die Novizen thun müssen und die Schwestern freiwillig thun, vor ihm nieder, um ihm die Füße zu küssen. Die Erde zu küssen, wie es als Buße vorgeschrieben wird, oder den Fuß dieses oder jenes Mannes zu küssen, war zwar ziemlich einerlei; aber es war mir noch immer so viel weibliche Würde geblieben, die mir sagte, dieses Fußküssen sei eine ungehörige, gemeine, schamlose Schmeichelei, und ich meinte, sie werde Gott unangenehm sein. Der Mann war eine Art Götze, man glaubte Gott zu verehren, indem man diesen Götzen verehrte. Ich machte es nicht wie die andern. Damit begann mein Unglück. Ich wurde zur Priorin gerufen, und diese sagte mir, ich nähme den Geist dieses Hauses, den Geist des Ordens nicht in mich auf. Sie gab mir schwere Pön, nannte mich eine Elende, eine Nichtswürdige, gebrauchte noch andere Ausdrücke, die ich hier nicht wiederholen kann, und schlug mich zornig in das Gesicht. Ich sah jetzt, daß ich bei einer solchen Behandlung nie zur Vollkommenheit gelangen werde, da ich eine etwas stolze, aber immerhin fügsame Natur hatte.

Mutter Ludwina wurde nicht wieder zur Priorin gewählt, an ihre Stelle kam Mutter Zitta. Sie war eine Frau, die einst gewöhnt war, über Dienstleute zu herrschen, die ihr unter keiner Bedingung mißfallen durften, und diese Art hat das herrschsüchtige Wesen auch in das Kloster übergetragen. Sie war keine Mutter, sie war eine wahre Tyrannin für die armen Mädchen.

Das Leben wäre nicht mit ihr auszuhalten gewesen, wenn sie nicht die Schwäche gehabt hätte, der kleinsten Schmeichelei zugängig zu sein und ihr nachzugeben. Eine solche besänftigte sie augenblicklich. Man entwaffnete sie sofort, wenn man vor ihr niederkniete, ihr die Hand küßte und zu ihr sagte: „Sie sind unsere gute Mutter" — „Wir haben Sie so lieb" — „Sie sind unsere gute Mutter" — und andere solche fade Dinge. Personen dagegen, die sich zu solchen niedrigen Schmeicheleien nicht herablassen wollten, haßte sie gründlich. Sie mußten entweder das Haus verlassen, indem sie flohen oder feierlich ausschieden, oder Alles erdulden, was die schreiendste Parteilichkeit erdenken kann. Sie hat mich schön behandelt, die gute Mutter, Gott verzeihe es ihr. Sie übte nicht Autorität, sondern Tyrannei,

sie handelte nicht nach festem Willen und festen Grundsätzen, sondern nach Laune.

— Beichten Sie Ihre Sünden, statt die Ihrer Obern. Wie war ihr Verhalten in Bezug auf Frömmigkeit?

— Frömmigkeit giebt es in keinem Kloster, nur Frömmelei. Der religiöse Geist in unserm Kloster war kein anderer.

Im Kloster gibt es nur einen Gott und der ist die heilige Jungfrau. Da sie, wie in fast allen Klöstern, die Schutzpatronin der Mutter Priorin war, so ersann die schmeichelnde Schaar der Schwestern, die nur mit der Mutter auskommen konnten, wenn sie diese streichelten und liebkosten, alles mögliche, was ihr gefallen könnte. Von der heiligen Jungfrau, von der Unbefleckten mit ihr zu sprechen, hieß viel religiösen Sinn zeigen und galt für den sichersten Beweis, daß man Beruf für eine Carmeliterin habe. Mit Ausnahme des großen Christus in dem Saale, und dem Christus, welcher der Ordensregel entsprechend auf dem Altare in der Kapelle sich befand, hatten wir keine andern Bilder im Kloster als „unbefleckte Empfängnisse".

Statuen und Bilder von der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde auf dem Arme haßte die Mutter und darum mußten wir sie auch hassen. Alles das war in ihren Augen nicht rein genug; es zeigte die Jungfrau nicht ideal, nicht engelhaft. Eine Mutter, pfui! Das ist ein irdisches Bild; es könnte auch in den jungen Novizen eigenthümliche Gedanken erwecken, sie von ihrem Berufe abwenden, denn wenn die Mutter Gottes Mutter ward, warum sollten wir dann Jungfrauen bleiben? Ueber die unbefleckte Empfängniß nachzudenken, war weit weniger gefährlich, denn wenn eine von uns empfangen hätte und wäre doch unbefleckt und Jungfrau geblieben, so — — — —

— „hätte Sie das gar nichts angegangen," fiel der Carmeliter schnell ein. „Weiter!"

— Mitten im Garten stand eine Statue der Unbefleckten in Lebensgröße. In den Corridors, in den Zellen, im Sprachzimmer, überall gab es Unbefleckte. Kaum wurden die Bilder mit dem Jesuskinde in den Gebetbüchern geduldet. Die Mutter Priorin war darin unnachsichtig.

Nach der heiligen Jungfrau, die hier allmächtig und unbeschränkt herrschte, kam eine andere Schutzpatronin unserer Mutter, die heilige Agnes. Man hielt der heiligen Agnes fast so viele neuntägige An-

dachten als der heiligen Jungfrau, denn unsere Tage verbrachten wir nur in neuntägigen Andachten. Sie waren unsere Hauptsache.

Abends vor dem Gebete sagte die Mutter: „Morgen beginnen wir eine neuntägige Andacht für den heiligen Vater, den Pabst". Einen andern Tag hieß es: „Morgen fangen wir eine neuntägige Andacht für die Bekehrung der Feinde des Papstes an". Ein anderes Mal: „Morgen beginnt eine neuntägige Andacht für den Beginn und Erfolg des Peterspfennigs". So ging es das ganze Jahr hindurch und Sie sehen, daß der Pabst seinen guten Theil von diesen neuntägigen Andachten erhält.

Bei sich hatte die Mutter immer ein gerade Begünstigte. Ihre warme Zuneigung für ihre Vertraute hielt bisweilen acht Tage an, manchmal ein, zwei Monate, selten ein halbes Jahr. Sie war launenhaft darin, wie in allem Andern, diejenige aber, welche eben Favoritin war, sprach fortwährend von der heiligen Jungfrau und der heiligen Agnes.

„Wir wollen die heilige Jungfrau darum bitten", sagte die Priorin.

„Und die heilige Agnes, gute Mutter", antwortete die Favoritin.

„Wie es der heiligen Jungfrau gefällt, wird das geschehen."

„Und der heiligen Agnes, liebe Mutter.

„Gewiß, mein Kind."

Das sind stereotype Redensarten. Ist es nicht so?

— Darum haben Sie mich nicht zu fragen. Vollenden Sie das Bild der Frömmigkeit, in dessen Rahmen Sie sich bewegten.

— Man hatte alle wunderthätigen Wasser im Kloster, das von Altötting, Maria Einsiedeln, Maria Taferl u. s. f. Sie mußten in vielen Fällen helfen.

— Wenn Ihr Kopfweh wieder kommt, gute Mutter, werden wir ein Bäuschchen mit Salettewasser auflegen müssen."

„Wenn es die heilige Jungfrau erlaubt, Kind."

„Und die heilige Agnes, gute Mutter."

Auch „Marienzeitungen, Rosenkranzzeitungen" wurden in dem Hause gehalten. Daraus schöpften wir unser theologisches Wissen. Daraus erfuhren wir z. B., daß „Maria eine sehr alte Schönheit ist. Sie existirte in aller Ewigkeit in Gott.*)" Es gibt hiernach

---

*) Wörtlich aus den Annales de la Saint-Enfance Oct. 1849. Paris.

vier Personen, den Vater, die Mutter, den Sohn und den heiligen Geist. Wer könnte daran zweifeln, wenn es so vortreffliche und gelehrte Blätter schreiben?

„Maria war der Gegenstand hoher Verehrung Adams und Evas, und sie vererbten sie auf ihre Kinder. Die Menschen widmeten ihr seit dem Anfange der Welt einen Kultus der Liebe.*)

Einen schönen Rosenkranz mag Eva gebetet haben, als sie das Paradies verlassen mußte!

Das Alles glaubte man in unserm Kloster, als stände es in der Bibel, ja noch fester, denn kann eine gute Nonne z. B. die Geschichte des Jakobs lesen, ohne nicht an der Heiligkeit dieses unenthaltsamen Patriarchen zu zweifeln?

Wir communicirten regelmäßig alle Tage, nur die in Pön (Strafe) befindlichen Schwestern alle anderen Tage. Schwester Serafina, diese tyrannische, eifersüchtige, launenhafte Frau, welche die gemeinsten Leidenschaften um sich her begünstigte, Schmeichelei und Spionirerei, betete jeden Tag eine Stunde, communicirte, ließ eine halbe Stunde ein Dankgebet, communicirte nochmals, und betete dann alle Rosenkränze, durch welche ein Ablaß zu erlangen ist.

Unterdeß lebten wir in Haß, Mißtrauen und Unruhe unter einander. Man wußte, daß die Mutter Priorin Spione hat. Man beobachtete einander gegenseitig und zitterte, daß einer aus Unvorsichtigkeit ein Wort entschlüpfen könnte. Natürlich war die Gesellschaft hier wie überall in zwei Parteien getheilt, je nach der größeren und geringeren Lebhaftigkeit der Naturen. Die Verständigen und Ehrlichen unterwarfen sich zwar, weil es sein mußte, vielen Dingen, die ihnen zuwider waren, aber sie sahen die Frömmelei sehr ungerne, über welches alles Andere vergessen, und versäumt wird. Sie unterstützten einander gegenseitig wenigstens durch Blicke. Die Andern, die Kriechenden, lagen ewig auf den Knieen vor der Mutter, achteten mit ängstlicher Aufmerksamkeit auf das Befinden derselben, bedienten sie wie Sklavinnen und beneideten sie dabei im innersten Herzen.

Haß und Laune verbitterten mir das Leben im Kloster. Ich wurde gegeißelt, bis aufs Blut geschlagen, daß meine Gesundheit unterlag. Mit ausgespannten Augen mußte ich solange auf den

---

*) Wörtlich aus den Annales de la Saint-Enfance Oct. 1849 Paris.

Knieen beten, bis ich ohnmächtig wurde. Den Kreuzweg mußte ich oft während mehreren Wochen hindurch täglich vier, fünfmal abbeten und mich bei jeder Station geißeln. Mein Verlangen nach Kreuz und Leiden war ein großes, aber es wurden mir Leiden auferlegt, die stärker als meine Natur waren . . .

— Ah, Sie hatten nicht den Bußgeist der Heiligen Gottes, ich sehe das aus Ihren Worten. Es hätte Ihnen eine süße Lust gewähren sollen, dem Gekreuzigten sagen zu können: „Göttlicher Meister, Du wandeltest den Todespfad und warest doch ohne Sünde, vor Deinem Vater. Es ist nur gerecht, daß eine Sünderin leide und an das Kreuz geschlagen werde."

— Mir würde ein großes thätiges Leben, wie es die barmherzigen Schwestern führen, besser zugesagt haben als das beschauliche, ich wäre nicht gescheitert.

— Jesus zog Maria, welche ihn in entzückter Liebe betrachtete, bei Weitem der Martha vor, die ihm hausfreundlich sein Mahl bereitete. Das rechtfertigt und empfiehlt die beschaulichen Orden.

— Meine Ansicht war das nicht, Hochwürden. Aus diesem Beispiele lassen sich die beschaulichen, unthätigen Orden eben so wenig rechtfertigen, als die Geißelung aus den Worten der Schrift: „Lobet den Herrn mit Cymbeln und Paucken." Gleichwie die Mönche nach ihrer Gewohnheit, Alles zu verdrehen, aus jenen Worten herausfanden, daß man den Herrn mit Cymbeln und Paucken lobe, wenn man sich selbst für eine Cymbel und Paucke betrachte und schlage, haben sie auch ganz übersehen, daß Jesus selbst nicht lange in beschaulicher Betrachtung blieb, ja daß er sein ganzes Leben bis zu seinem schmerzlichen Tode die theilnehmende und thätige Martha war, indem er für die Menschen lebte und starb.

— Sie haben schlechte, freigeisterische Bücher gelesen, da Sie solches behaupten. Bedenken Sie, was Sie über unsern Orden sagen: den heiligsten, den ältesten, den ehrwürdigsten, den beschaulichsten! Mehr als tausend Jahre vor Christus hat ihn der Prophet Elias gestiftet, nachdem er in einer kleinen Wolke, die ihm erschienen, die heilige Jungfrau erkannt und ihr eine Kapelle errichtet hatte. Die unbefleckte Jungfrau war selbst Ordensschwester, sie, die Schwester Maria, war Subperiorin der Karmeliterinnen. Jesus war selbst Karmeliter, denn der Erlöser erschien der heiligen Karmeliterin Katharina von Cardonem im Karmelitergewand. Offenbar würde er sich nicht

in dieser Kleidung gezeigt haben, wenn es nicht die seinige gewesen wäre.*) Man kann nur aus einem Karmeliterkloster in den Himmel eingehen, ohne zuvor im Fegefeuer gebüßt zu haben.

— So sagt man, und es gibt eine Menge Büchelchen, welche derartige Wundermähren im Volke verbreiten sollen. Die Geistlichen sagen aber nie etwas davon, was mir erst in der letzten Zeit aufgefallen ist, daß sich in der ganzen Bibel kein Wort, keine Andeutung von dem Klosterleben findet. Ich weiß wohl, daß es solche zu Jesus Zeiten bei den Juden gab und daß die Bewohner derselben die Essener hießen. Wie ging es zu, daß das Christenthum Asien und Europa mit Klöstern bedeckte, die weder Christus in seinen herrlichen Worten, noch Paulus, der soviele Kirchen gestiftet hat, noch Petrus, welcher der erste Papst war, noch ein anderer Apostel, deren Episteln in dem neuen Testamente stehen, ein solches Leben, ein ascetisches Leben nicht angerathen und einen Stand nicht gerühmt haben, der nach der Meinung unserer Mystiker die Verwirklichung des idealen Christenthumes ist? Ich kann mich von dem Staunen über das Verschweigen dieses Umstandes nicht erholen; verbietet darum die Kirche das Lesen des Evangeliums, damit die Menschen nie in den wahren Geist Christi und des Evangeliums eindringen, damit sie nicht den Widerspruch zwischen der Kirche Cristi und der Kirche der Päpste finden, damit sie in religiösen Dingen ewig dumm bleiben und um so leichter die Mährchen glauben, die man am Nil und Tiber ausgeheckt hat? Das hat eine große Bedeutung für sich!

— Das Christenthum ist der Baum jenes Gleichnisses, der wuchs und seine Aeste ausbreitete, und in dessen Schatten die Vögel kamen und nisteten.

— An den Stamm dieses Baumes haben sich aber ungeheure Auswüchse angesetzt, welche den ganzen Baum schädigen: dahin gehört vor Allem das Kloster, das cönobitische Leben, das unermeßliche Heer der Mönche in jeder Form und Farbe der Kleidung.

---

*) Es versteht sich von selbst, daß Jesus ein Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner u. s. w. gewesen ist. Alle Orden haben schlagende Beweise dafür aufgebracht, daß Jesus ihr Pater war. Heilige Mönche haben das Alles durch Offenbarungen erfahren, was alle Einwürfe zurückschlägt; denn wer nicht an übernatürliche Offenbarungen glaubt, der ist verflucht, laut Can. 6, Schema de fide, des gegenwärtig zu Rom tagenden Konzils.

— Solche Flohstiche schaden dem Baume nicht, wie Sie solche da versuchen. Die Orden sind nothwendig, sonst ginge die Welt unter, sonst hätte Gott in seinem Zorne die Menschheit längst vernichtet, wenn nicht die Mönche und Nonnen fortwährend für sie beten und um Gnade flehen würden. Wer das nicht einsieht, dem ist keine Vernunft gegeben.

— Die beschaulichen Orden sind im höchsten Grade egoistisch und daher unmoralisch. Die Nonne, sowie die Mystik sie macht und wie sie um sie her allerorts gemacht wird, eignet sich nicht einmal für die ganz geistige Aufgabe, wie man sie von ihr verlangt. Nur Eines kann die ungeschickte Leitung im Weibe nicht verändern, die Aufopferung für die Leidenden. Nach dem Berufe des Mutterwerdens entspricht nichts so sehr unsern Neigungen als der Beruf einer barmherzigen Schwester; er liegt in unserer Natur, in unsern Fähigkeiten. Wir werden als barmherzige Schwestern geboren, wir sollten sie stets in unsern Klöstern sein und dürfen nicht. Das religiöse Gefühl schafft diesen Trieb nicht im Weibe; es entwickelt ihn nur. Das Weib ist eine geborne barmherzige Schwester und darf im Kloster aber . . . .

— So wären Sie eben eine barmherzige Schwester geworden, wenn Ihnen dieser schmutzige Beruf besser gefällt als das Versenken in die Tiefen der göttlichen Liebe. Lassen Sie jetzt diese Dinge, ich habe von dieser Seite Ihren Seelenzustand genugsam kennen gelernt. Beichten Sie weiter, wie es in Ihrem Kloster mit Ihnen zuging.

— Meine Mutter und eine meiner Schwestern starben schnell hintereinander einen plötzlichen Tod, meine andere Schwester entfloh mit ihrem Manne von Krakau nach Brüssel. Der noch übrige sehr beträchtliche Theil meines Vermögens kam, ich weiß nicht wie, in die Hände der Mutter Priorin. Als ich mich darüber bei ihr beklagte, daß man mir die Verwendung meines Erbgutes nicht freigegeben habe, sagte sie:

„Unsere Kirche ist arm; unser Kloster besteht aus einer Reihe plumper Balken. Unsere Mauern müßten etwas erhöht werden; einige Theile werden sogar schadhaft. Mit Ihrem Gelde könnte ja vieles Gute bei uns eingeführt werden.“

Ich erwiderte, daß aus allen den Plänen, mit welchen man auf

meinen Eintritt in das Kloster speculirt hatte, nichts geworden, daß nichts angekauft, auch nichts verkauft worden sei.

„Glaubst Du nicht", gab mir die Priorin ausweichend zur Antwort, „daß ein Kloster mit Säulen und Bildern Dich selbst und unsere Schwestern zur Andacht und Frömmigkeit anregen würde? Mein Herz hängt so wenig als das Deine, meine Tochter, an den Gütern dieser Welt; ich halte sie für Nichtigkeiten. Aber die Israeliten nahmen, als sie Aegypten verließen, wie wir die Welt, das Gold und Silber ihrer Unterdrücker mit und verwandelten dasselbe in Gefäße von unschätzbarem Werthe zum Dienste Gottes. Das Gold, das auf Erden ist, sollte nur Gott dienen, ihm Altäre zu erbauen, an denen die Diamanten eingesetzt wären, die jetzt schmachvoll auf den Schultern der Königinnen und vornehmen Damen strahlen. Das Silber sollte, wie in Spanien, nur gebraucht werden, um massive Altäre, Leuchter und Kirchenthüren davon zu machen. Wenn es Glauben in der Welt gäbe, würde die kleinste Dorfkirche von Marmor gebaut, ihr Altar von Silber und die Monstranz von Gold sein; das Pfarrhaus und das Kloster wären dann fürstliche Paläste. Solchen Gebrauch sollten die katholischen Völker von ihren unermeßlichen Reichthümern machen."

Auf derlei Art suchte sie mich zu beruhigen, und als dies bei mir sehr schwer hielt, weil ich nicht ertragen wollte, daß ich in Bezug auf die Verwendung meines eigenen Geldes wie ein Kind behandelt würde, — haßte und suchte sie mich einzuschüchtern.

Es wurde wieder eine Kapitel gehalten, bei dem alle Schwestern laut ihre Sünden bekennen müssen um entweder Lob oder Tadel von der Mutter Priorin erhalten. Wir kauerten auf den Fersen oder Knieen im Betsaale umher. Die Mutter ließ mich in die Mitte kommen.

„Bekenne Deine Schuld, mein Kind", sagte sie und gebot mir zu knieen.

„Gute Mutter, ich klage mich an, zu schnell gegangen zu sein, mich zweimal am Kopfe gekratzt, die Thüren zu heftig zugemacht, auch gelacht, eine Schwester nicht gewarnt zu haben, die sich irrte und neugierig gewesen zu sein. Ich klage mich aller meiner Fehler und vieler anderen an, die mein Stolz mir verheimlicht, und bitte, mir dieselben zu nennen."

Ich sagte in aller Demuth diese Formel, welche jede Nonne auswendig lernen muß. Die Mutter sprach nun:

„Du besitzest einen empörenden Stolz. Ich weiß nicht, woher Du kommst, und wo Du gelebt hast. Wer weiß, warum Du Dich in diesem Kloster verbergen wolltest! Man irrt sich schwerlich, wenn man glaubt, daß Du draußen in der Welt ein schlechtes Leben führtest. Du verdientest, unter den Füssen Aller zu liegen, und ich weiß nicht, warum man Dich hier aufgenommen hat.

Sie bediente sich bei dem Schelten so derber und roher Ausdrücke, daß ich sie nicht wiederholen kann. Man hat mich in's Kloster gelockt, um mein Geld zu bekommen; als man sich im Besitze desselben sah, war meine Behandlung eine derartige, wie ich sie eben schilderte.

— Bei den Kapiteln werden alle Schwestern abkapitelt, und wird es den Andern nicht besser ergangen sein. Sie haben daher keinen Grund, sich über diese Uebung der Demuth, und etwas anderes soll das Kapitel nicht sein, aufzuhalten.

— Hochwürden, wenn der Mensch so demüthig sein kann, sich die größten Beschimpfungen und Bosheiten gefallen zu lassen, so hat er vor Demuth aufgehört, sich der Würde des Menschen zu erfreuen .... dann ist er nicht besser wie ein Hund .... Die Kapitel in den Klöstern sind bloße Racheakte ....

Und, Hochwürden, hören Sie: das Beichtgeheimniß wird allerdings in den unbedeutendsten Dingen nicht verletzt. Aber es gibt ein Verfahren in den Klöstern, welches das ganze Beichtgeheimniß illusorisch macht .... Der Beichtvater ersucht die Nonnen um die Erlaubniß, das was ihm geeignet schiene, aus der Beichte der Priorin mitzutheilen .... Die Nonne darf diese Erlaubniß nicht versagen .... es ist ein moralischer Druck, dem arme schwache Mädchen nicht zu widerstehen vermögen, ein Mißbrauch ihrer Schwäche, und folglich ein Verbrechen vor Gott .... bei diesem nichtswürdigen Verfahren gibt es keine Sicherheit mehr für die Gewissen....

— Berühren Sie solche Punkte nicht; Sie sagen mir da auch nichts Neues. Sagen Sie lieber, wie es kam, daß Sie entflohen.

— Ein Ereigniß, das unter meinen Augen sich zutrug, wurde für mein Herz der Wendepunkt der Gefühle. Es zeigt nicht nur das fromme Pharisäerthum, sondern läßt auch besser als Alles, was ich sagen könnte, erkennen, bis zu welchem Grade der Mysticismus

in dem weiblichen Herzen alle edeln Gefühle vernichten kann, die Gott hineinlegt.

Das Dach unseres Klosters wurde ausgebessert. Da nun die Arbeiter uns hätten sehen können, wenn wir in dem Garten umhergegangen wären, so blieben wir in der Erholungsstunde in einer bedeckten Gallerie, die um den Hof herumging. Ich weiß nicht, wie es zuging, genug, man hörte einen entsetzlichen Schrei und einer der Arbeiter fiel erst auf das Dach der Gallerie und dann herunter auf die Steinplatten im Hofe, der Seite gegenüber, wo wir uns befanden. Unser erster Eindruck war Entsetzen. Sie werden nun gewiß glauben, daß wir, nachdem wir uns erholt, an nichts hätten denken sollen, als wie wir dem Manne beiständen, der in seinen Schmerzen jammerte So geschah es aber nicht. Die Priorin trieb und drängte uns mit den Worten: „Schwestern, hinein in das Haus! Die Schleier herunter! Unsere heilige Abgeschlossenheit ist verletzt. In das Haus! In das Haus!"

„Wie, Mutter!" fiel ich unwillig ein, „sollen wir den Mann da liegen lassen, ohne ihm Hülfe zu bringen?"

Die Priorin warf mir einen wüthenden Blick zu.

„Einen Mann berühren?" rief sie entrüstet. „Welcher Gedanke! Welche schwere Verletzung unserer heiligen Regeln! Wir können nichts thun, als eine Laienschwester fortschicken, damit sie Hilfe hole und der Mann aufgehoben werde. Aber es ist Zeit, in die Kirche zu gehen!"

Mehr konnte und wollte ich nicht hören. Ich bahnte mir einen Weg durch die Gruppe der in der schmalen Galerie zusammengedrängten Nonnen und begab mich zu dem Manne, dessen Wimmern mir das Herz zerriß. Ich hörte hinter mir die Priorin rufen, während sie zugleich ihre fügsame und erschrockene Schaar vor sich her trieb, ich sei nicht mehr würdig, eine Tochter der heiligen Theresia zu sein.

„Lieber will ich eine Tochter Jesu sein, der sich der Menschheit opferte," sagte ich mir selbst.

Der unglückliche Arbeiter hatte sich schwer verletzt; er hatte eine große Wunde am Kopfe, aus welcher das Blut strömte. Ich wusch diese Wunde und verband den Kopf mit meinem Taschentuche. Ich tröstete den Mann, der verzweifelnd jammerte: „Ich bin verloren! Meine arme Familie!"

Endlich kam Hilfe: Ich blieb dabei, als der Mann auf eine

Tragbahre gelegt wurde und empfahl Vorsicht beim Fortschaffen. Als ich in das Haus kam, war der Gesang in der Kirche vorüber; die Schwestern waren beisammen und die Priorin las das Gleichniß vom Samariter.

Ich beging die Unvorsichtigkeit, leise zu einer Schwester zu sagen, mir komme es vor, als habe unsere hochwürdige Mutter ebenso gehandelt wie der Priester, welcher den verwundeten Wanderer liegen ließ, ohne ihm beizustehen.

„Die Regel verbietet es doch," antwortete die Schwester.

„Liebe Schwester, eine Regel, die auch von einer Menschenpflicht nicht gebrochen werden darf, ist etwas Entsetzliches. Die Religion, die man so ansieht, ist nicht die Religion des Evangeliums Christi."

Meine Worte wurden der Priorin hinterbracht; diese nannte mich eine liederliche verworfene Dirne und ließ mich bis zur Ohnmacht geißeln.

Ich hatte mich indeß an dieses Elend gewöhnt; ich ließ Alles über mich ergehen als eine Prüfung und Schickung von Gott. Weder die Spionirerei, noch die Herzenstrockenheit, noch der plumpe Fanatismus, noch der Eckel jeder Art, der mich in der Gesellschaft schmutziger und übelriechender Frauen überkam, hatte meinen Entschluß, im Kloster zu bleiben, auch nur einen Augenblick erschüttern können.

Leider hatten die moralischen und physischen Eindrücke, die ich in dem Kloster erhalten, die feinsten Organe meines Körpers berührt. Ich hatte in Folge der schweren Pönen und Disciplinen immer gekränkelt, jetzt wurde ich krank. War es eine Herzkrankheit, war es ein Nervenfieber, ich weiß es nicht. Es blieb mir von alledem nichts in der Erinnerung, als daß man mir vorsagte, ich sei von einem Teufel, den man mir beim Namen nannte, besessen, und daß man mich durch Schläge zwang, es nachzusagen. Ich weiß noch, daß ich unbarmherzig geschlagen wurde, weil ich das Stroh meines Bettes ganz von Blut geröthet fand.

Eines Tages sah ich den Arzt vor mir stehen und hörte, wie er zur Mutter Priorin sagte:

„Sie ist krank, krank durch Reaction. Sie hat sich zu sehr überwunden. Das Geistige in ihr ist sehr kräftig gewesen. Wäre sie schwächer gewesen, würde sie geweint und Krämpfe bekommen haben. Das wären heilsame Krisen gewesen und das Herz wäre erleichtert worden. Jetzt ist das Unglück geschehen und im Kloster gibt es keine

Heilung für sie. Sie hat nur noch einige Monate zu leben, wenn sie hier bleibt. Die Nahrung hier paßt nicht für sie. Im Freien und bei geeigneter Thätigkeit in der Landluft kann sie aber genesen und noch lange leben. Hier darf sie nicht bleiben. Sie würden einen Mord begehen."

Die Priorin versprach ihm, mich auf das Land zu bringen. Zu mir sagte sie einige Tage später:

„Du kannst in meinem Hause nicht länger Carmeliterin sein. Du begreifst den kindlichen Geist nicht, welcher die Grundlage unserer heiligen Anstalt ist. Unsere Vollkommenheit ist zu hoch für Dich. Du hast keine Liebe und Zuneigung mehr zu unserm Pater Gratian und zeigst Dich nicht liebenswürdig gegen ihn wie die andern. Er hat es sehr wohl bemerkt und sich darüber beklagt. Wir werden Dich nach Krakau bringen; das dortige Kloster ist eine unvollkommenere Anstalt."

Wieder vergingen mehrere Tage, ohne daß von Etwas die Rede war. Eines Morgens wurde ich nach der Mette in das Sprechzimmer befohlen; hier ließ mich die Priorin meinen Habit mit diesen Kleidern wechseln, dann führte sie mich in einen Wagen vor der Klosterthüre, in dem bereits der Beichtvater und eine Laienschwester saß. Ich mußte einsteigen, wir fuhren fort. Von einem Bauernhofe, auf dem wir übernachteten, entfloh ich meinen Begleitern. Ich suche jetzt einen Dienst und nehme ihn, wo ich ihn finde.

— Ist das Alles wahr, was Sie mir eben sagten? Haben Sie nicht falsch gesehen, falsch gehört oder übertrieben?

— Nein Hochwürden. Ich habe das Jämmerliche aller Art, von dem ich solange Zeuge gewesen bin, eher gemildert, als übertrieben.

— Sie müssen wieder in das Kloster zurück, wenigstens nach Krakau, da in russisch Polen alle Klöster aufgehoben und Mönche und Nonnen verjagt wurden.

— Ich will nicht, Hochwürden. Eher thue ich mir den Tod an.

— Sie müssen. Ihre Gelübde binden Sie an das Kloster. Was ist es, das Sie von der Rückkehr dahin abhält?

— Ich habe im St. Theresienkloster den äußersten und unüberwindlichsten Abscheu und Widerwillen gegen alle Klöster und gegen die Religion selbst bekommen. Ich fand nicht, wie ich in solchen strengen Klöstern erwartet hätte, das ruhige und natürliche Aussehen, die ungezwungene Haltung und den klaren Blick. Alles kam mir

falsch und gemacht vor. Die Schwestern sagten „gute Mutter“ in demselben Tone, in welchem die Sklaven mit ihren Tyrannen reden. Ihre Geberden verriethen mehr Zwang und Heuchelei, als Liebe und Freude. Sie befolgen zwar die Regeln der heiligen Theresia, erheben sich aber zu keinem Grade der Vollkommenheit. Ich glaube, die Frauen in der Welt, wenn sie nur Gott lieben und ihm dienen, sind besser als alle Nonnen. Die langen Gebete und gottesdienstlichen Handlungen werden zur Gewohnheit und mechanisch, lau, ohne innere Regung betrieben. Die Tage würden unerträglich sein, wenn sie nicht zwischen Gebet und den Lippenbewegungen sich theilten, die keine geistige Anstrengung erfordern. Was das hohe Streben nach seraphischer Vollkommenheit betrifft, so fand ich mich, nachdem ich Jahre hindurch alle Arten des geistlichen Lebens versucht habe, zuletzt noch wie ich am ersten Tage war, ein armes schwaches Geschöpf, das sein Paradies im Schweiße des Angesichts zu verdienen sucht, Gott seinen guten Willen zeigt und im Herzen immer einfältiger wird. Wie sehr ich mich auch in der Beschaulichkeit übte, die man, ich weiß nicht warum, einen Weg zur Vollkommenheit nennt, immer erinnerte mich die kleinste Gelegenheit, wie lange ich auch meinen Geist mit Betrachtung außerirdischer Dinge beschäftigt hatte, unabweislich daran, daß ich über mich nicht mehr vermöge, als am ersten Tage.

So überzeugte ich mich endlich, daß alle die schönen Methoden zur Erlangung der Vollkommenheit zu Nichts führen, daß die heilige Gleichgiltigkeit, die Geringachtung seiner selbst, die Liebe der Leiden und die Wollust der Schmerzen — Anmassungen glühender und excentrischer Geister sind, daß die ascetischen Methoden alle unnütz seien. Man verliert damit viel Zeit und kann dabei um den Verstand kommen. Die meisten Nonnen, welche die kleinen Abhandlungen, mit denen die mystische Partei die Welt überschwemmt, die heil. Gertrud, Maria d'Agreda, Brigitta, Katharina Emmerich u. s. f. lesen, schwimmen mit vollen Segeln im Hochwasser der Visionen und Offenbarungen, thun kleine Wunder, die aber nicht außerhalb des Klosters bekannt werden, kurz sie sind in einen trügerischen Bau von Spinngeweben verwickelt, der sie der praktischen Vernunft beraubt.

Mein Entschluß ist gefaßt und zwar in voller Ruhe im Angesichte Gottes. Ein solches Leben voll Intriguen, kleinlicher Leidenschaften und Unruhen, welche den Frieden der Seele stören, will ich nicht mehr führen. Es sind einige gute Herzen im Kloster, aber die

Falschheit und die Mystik spielen doch eine zu große Rolle. Ehrliche Aufrichtigkeit kann man dort nicht finden. Ich habe soviel gesehen, daß ich eifrig wünsche, einem solchen Leben zu entfliehen. Offen gestanden, der Geist Gottes ist nicht in diesen unnatürlichen Vereinen. Ich beklage von ganzem Herzen die Armen, die Mädchen aus dem Volke, welche sich durch die Kleidung, die Pflege, den Schein, die Damen der höheren Regionen, welche sich durch ihre Gewissensräthe täuschen lassen, die nach mir kommen und für das Leben sich da fesseln lassen . . . . .

— Sie sagten vorhin, auch gegen die Religion hätten Sie einen Widerwillen. Ist es wirklich so?

— Ich finde auch da Vieles erkünstelt und falsch; ich kann darum Vieles nicht mehr glauben.

— Was glauben Sie nicht mehr? Nennen Sie nur einen Punkt.

— Ich glaube, daß es keine Hölle und keine ewigen Strafen gibt. —

— Wie kommen Sie zu diesem Glauben?

— Durch ein Bischen Denken und etwas Vernunft. Die Hölle ist kein Glutofen, dessen Hitze die bekannte höchste Temperatur übersteigt; es gibt kein wirkliches Feuer in ihr, wie es im Ofen brennt oder wie es die Sonne enthält. Warum? Wenn der Mensch stirbt, so geht nur seine Seele in das Jenseits, der Leib aber bleibt zurück. Der Leib kommt in das Grab und so lange er da liegt, brennt ihn gewiß das Feuer der Hölle nicht, wie ihm überhaupt nichts wehe thut, weil er todt ist. Der Leib ist also nicht an der Strafe des Jenseits betheiligt. Das steht fest, weil wir ihn unter unsern Augen verfaulen sehen.

Die Seele aber ist ein unfaßbarer, unsichtbarer Geist. Ein wirkliches materielles Feuer kann der Seele nicht wehe thun; denn so lange sie selbst noch im Leibe ist, empfindet sie keine Schmerzen, die von Feuer oder Prügel herrühren; wenn auch der Leib Brandwunden trägt, ja wenn der Leib verbrennt, so verbrennt deshalb nicht auch die Seele. Sie bleibt völlig unberührt, weil sie als unsichtbares unkörperliches Wesen eben nicht faßbar, nicht greifbar ist. Wenn also die Seele in die Hölle verbannt würde, so kann sie dort nicht von einem Feuer gemartert werden, überhaupt von keinem Elemente. Das steht wieder fest.

Es ist also gewiß, daß der Körper nicht vom Höllenfeuer ge-

brannt wird und daß die Seele nicht gebrannt werden kann. Nun, es gibt also kein Feuer im Jenseits und sohin überhaupt keine materielle Hölle.

— Gott kann aber der Seele im Jenseits einen andern Leib, einen künstlichen Körper geben.

— Das müssen Sie alten Weibern und Kindern sagen. Ein verständiger Mensch glaubt so etwas nicht. Und wenn auch die Seele einen neuen Leib bekäme, so thut das Feuer immer der Seele noch nicht weh. Und warum sollte ein künstlicher Körper die Sünden eines Andern büßen? Gott ist doch nicht so ungerecht, um nicht zu sagen, thöricht.

— Jesus Christus selbst spricht aber von der Hölle und dem ewigen Feuer, das nicht erlischt.

— Jesus spricht hier nur bildlich, er kann unmöglich an ein wirkliches Feuer glauben. Er widerspräche sich außerdem selbst. „Wenn Dich aber Dein rechtes Auge ärgert," sagt er bei Math. 5, 29. K. 18, 9. Mark. 9, 47., „so reiß es heraus und wirf es von Dir; denn es ist besser für Dich, eines Deiner Glieder gehe verloren, als daß Dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde." Aus diesen Worten ist klar ersichtlich, daß von der Hölle nur bildlich gesprochen ist. Der Leib kann ja nicht in die Hölle geworfen werden, er verfault ebenso gut auf unserer Welt, wie das Glied, das man ausreißen oder wegwerfen soll. Ja, gerade jene Worte beweisen, daß es keine Hölle gibt. Wenn man das Auge ausreißen, den Arm abreißen, die Hand abhauen soll, warum thut das kein Geistlicher, wo es doch Christus befiehlt? Weil Jesus hier bildlich sprach und nicht im Ernste die Selbstverstümmelung befahl. So gut nun der Vordersatz ein Bild war, ebenso gut ist es auch der Nachsatz von der Hölle. Denn wenn die Hölle nicht bildlich gedacht wäre, und ich risse mir das rechte Auge aus, hiebe die rechte Hand und den rechten Fuß ab, so bliebe ja nur die linke Hälfte des Leibes zu braten übrig, also gerade jener Theil, der mich nicht ärgerte. — Und wäre der Zweck der Hölle erreicht, wenn nur lauter halbe Körper in ihr gestraft würden? Ich wenigstens müßte mich in der Hölle zu Tode lachen, wenn ich lauter halbe Körper von den Teufeln gezwickt nnd gezwackt und am Roste gebraten sähe!

Das Feuer gibt auch immer Licht. Die Eigenschaft des Lichtes ist unzertrennlich vom Feuer. Jesus spricht aber bei Math. 8, 12.

von den „äußersten Finsternissen, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird." Hier ist also von keinem Feuer die Rede, hier ist Alles äußerst **finster**, so daß man nur das Heulen und Zähneklappern hört. Hat die Seele einen Mund, eine Stimme, hat sie Zähne, daß sie heulen und klappern und ein hörbares Geräusch machen kann? Nein. Hier ist also wieder bildlich und nicht im Ernste gesprochen.

Gerade einen Vers oben, Math. 8, 11. ist ein anderes Bild entworfen: „Viele werden vom Aufgang und Niedergang kommen, und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen." Eine Seele kann nicht sitzen, weil sie kein Gesäße hat, ebensowenig kann sie bei Tische sitzen, d. h. sich die table d'hôte schmecken lassen, wenn sie gleich eine so feine Gesellschaft wie Abraham, Isaak und Jakob um sich hat. Es handelt sich bei Himmel und Hölle offenbar um Bilder, die nicht ernstlich zu nehmen sind.

Man braucht also nicht intelligent zu sein, um einzusehen, daß es kein Feuer und keine Hölle gibt. Man braucht auch die Verfluchung von Rom nicht zu fürchten; denn wenn die Menschen einmal auf dem Kopfe gehen statt auf den Füßen, dann werden sie von Rom nicht mehr verflucht werden.

Ebensowenig glaube ich an die Ewigkeit der Strafen. Es ist Glaubenssache, daß es in dem andern, zukünftigen Leben Strafen und Belohnungen gibt. Die Theologie hat fortwährend gelehrt, daß diese Strafen ewig wären, wie die Seligkeit der Frommen von ewiger Dauer. Strafen selbst gibt es, muß sie geben, weil das Gegentheil anzunehmen unvernünftig wäre. An diesem Hauptdogma soll also nicht gerüttelt werden.

Aber ewig dauern diese Strafen nicht. Ewig im eigentlichen Sinne, — unmöglich! Und zwar bilden großartige Begriffe, die das Christenthum selbst über die Macht, Gerechtigkeit und Güte Gottes in das Volk verbreitet hat, die Gründe für das Gegentheil. Folgen Sie meinem Gedankengange.

Wenn Sie annehmen, daß die Hölle ewig dauert, so müssen Sie zugeben, daß auch der Teufel ewig und sein Reich ewig bleibt. Neben dem ewigen Reiche Gottes gibt es also das ewige Reich des Teufels. Sie theilen so die große Schöpfung in zwei Gruppen: die zahlreichere macht das Reich des Teufels, die Hölle, — die minder zahlreiche das Reich Gottes, den Himmel, aus.

Gut.

Sie haben demnach zwei Götter: den Teufel und Jehovah. Neben Jehovah, dem Gotte des Guten, steht der Teufel als der Gott des Bösen. Der Teufel mit seinem unermeßlichen Gefolge von Sündern trotzt, lästert und flucht Jehovah; ja er theilt mit diesem seine Macht über die Seelen. Sie haben also auf der einen Seite Jehovah, das ewige und unvergängliche Gute, und auf der andern Seite das ewige und unvergängliche Böse, den Teufel. Oder ist es nicht so?

Nun lehrt uns aber das Christenthum, daß die Macht Gottes unendlich ist, und das liegt auch im Begriffe der Gottheit. Wenn aber der Teufel auch ewig ist, so hat die Macht Gottes eine Grenze, so endet sie dort, wo die Macht des Teufels anfängt. Der Teufel stände ja als ein selbstständiger Gott des Bösen ewig dem alleinigen Gott gegenüber. Gott ist also nicht allmächtig.

— Entsetzlich! Welche Blasphemie! Welche gräuliche Gotteslästerung!

— Derjenige Geistliche also, welcher von der Kanzel verkündet, daß die Macht des Teufels ewig und die Strafen ewig dauern, — der lästert Gott, indem er ihm seine Allmacht abspricht. Ich glaube aber, daß Gott allmächtig ist und jeder Christ muß das glauben. Wenn aber Gott allmächtig ist, so ist der Teufel nicht allmächtig, so hat des Teufels Macht ein Ende, folglich auch die Strafen, welche im Jenseits zu verbüßen sind.

Hundertmal habe ich Prediger sagen hören, daß die Strafe der Sünde eine ewige Dauer haben müsse, weil die Sünde Gott beleidige, der unendlich sei. So wird von allen Kanzeln gesprochen. Aber dies ist eine große Spiegelfechterei, der Kinder sogar sehr leicht entgegentreten können. Wenn die Beleidigung, deren ein Mensch sich schuldig macht, ewig sein sollte, müßte dieser Mensch ein Gott sein. Wenn Gott sündigen könnte, würde seine Sünde, als die eines unendlichen Geistes, auch den Charakter einer unendlichen Schwere haben. Die Sünde eines Menschen aber, die aus endlicher Natur fließt, kann auch nur eine endliche Bedeutung haben. Folglich kann auch die Strafe nur eine endliche, beschränkte, der Beschaffenheit des Falles entsprechende sein. Wenn Gott eine endliche Sünde mit unendlicher Strafe belegt, so ist er ungerecht. Da ich aber glaube, daß Gott gerecht ist und jeder Christ das glauben muß, so verwerfe ich die Ewigkeit der Strafen. Der Geistliche, welcher in seinen falschen Begriffen über die von dem Menschen began-

genen Fehler eine ewige Dauer der Strafen behauptet, lästert Gott.

Die Vernunft sagt mir noch einen dritten Grund.

Gott ist allmächtig und allgütig. Kann er in dieser Macht und Güte kein Mittel finden, das Herz der Sünder zu rühren? Der Glaube lehrt uns, daß seine Gnade allmächtig ist. Er bekehrt den Sünder auf Golgatha; er wirft den heiligen Paulus unter den Mauern von Damascus nieder. Kann er also für die Verdammten nicht thun, was er für die zu thun vermochte, die ihn verfolgten?

— Nein, nein! fiel der Carmeliter rasch ein. Der Sünder ist nach dem Leben nicht mehr frei.

— Woher wissen Sie das? Er ist nicht mehr frei? Dann ist er also keine Seele mehr?

— Doch!

— Er ist also eine Seele. Nun, die Freiheit ist eine innere unabtrennbare Eigenschaft, ein Element der Seele, wie die Ausdehnung und Schwere wesentliche Bedingungen der Körper sind. Wenn die Seele den Körper verläßt, so bleibt sie Seele, bleibt also auch frei. Sie ist frei, immer frei, nothwendig frei. Die Gnade Gottes kann also zu diesen Seelen sprechen und sie rufen. Eben darum können die Strafen nicht ewig dauern. Der Geistliche, welcher dies dennoch behauptet, lästert Gott, indem er an seiner Gnade zweifelt, ja ihm direkt die Macht über die Seelen nach dem leiblichen Tode abspricht. Zugleich predigt er den kolossalen Unsinn, daß die Seele nach dem leiblichen Tode nicht mehr Seele ist.

Die Menschen fühlen und wissen, daß die Strafe den Sünder bessern solle. Dieser Gedanke spricht sich in unsern heutigen Gesetzgebungen klar aus. Man schafft darum die Todesstrafe ab, weil sie ein nutzloser Racheakt der Gesellschaft an dem Einzelnen ist, und man will dem Elenden, der Blut vergossen hat, lange Jahre der Buße und Reue geben. So macht es der Mensch mit andern Menschen. Ein so ohnmächtiges, aber von Gott mit Vernunft begabtes Wesen, wie der Mensch, bestrebt sich also, die Strafen in dem vergänglichen Leben abzubüßen, — und Gott sollte in seiner unendlichen Weisheit kein Mittel haben, die Strafen in dem andern Leben zu bessernden zu machen? Das ist nicht möglich .... der Geistliche, welcher dennoch die ewige Dauer der Strafen verkündet, lästert Gott, indem er ihm die Weisheit abspricht.

Weil ich an die Vatergüte, an die endlose Barmherzigkeit des

Schöpfers glaube, glaube ich nicht an ewige Strafen, und ich mißfalle ihm sicherlich weniger, wenn ich ihn für geneigt halte, lieber die Besserung der unbußfertigen Sünder zu wollen, als sie in der ganzen Ewigkeit mit Strafen zu quälen. Welcher Vater wäre der, welcher Kindern das Leben gibt und ihnen dann wegen Verirrungen eine endlose Strafe auferlegt! So klein kann ich mir Gott nicht denken .....

— Mit solchen Anschauungen, — warf der Carmelitermönch ein, — kann sich die Kirche nie einverstanden erklären, wenn sie gleich vernünftig sind. Die heilige Schrift spricht zu deutlich von Ewigkeit in Bezug auf die Qualen der Verdammten.

— Sagen Sie lieber, Hochwürden, die Kirche will nicht und will deshalb nicht, weil sie jede und alle Vernunft haßt und nur blinden Glauben verlangt. Flüche und Concilien halten aber den Verstand nicht mehr auf, die Menschheit verlangt ein vernünftiges Christenthum, das den geistigen Fortschritten entspricht. Die intelligente Welt wie die Mittelklassen, deren Bildung zunimmt, werden sich langsam, in der Stille, im Schooße der Kirche von jener finstern Sekte der Ultramontanen absetzen, und die Kirche wird gezwungen werden, ihr Werk nach einem neuen Plane, den neuen Bedürfnissen der Menschen entsprechend, zu beginnen. .... Was aber die heilige Schrift anbelangt, so findet sich dort allerdings das Wort „Ewigkeit" in Bezug auf die Strafen nach dem Tode. Aber ich habe die heilige Schrift auch gelesen, und wissen Sie denn, ob die Alten eine richtige Vorstellung von einer mathematischen Ewigkeit hatten? Wollten sie durch „Ewigkeit" nicht blos eine lange Dauer überhaupt bezeichnen? ..... Lesen Sie die heilige Schrift aus diesem Gesichtspunkte noch einmal und Sie ändern Ihre Ansicht. Wenn die Bibel sagt „von Ewigkeit zu Ewigkeit," so glaubt wohl Niemand, daß diese Worte eine mathematisch scharfe Bedeutung haben. Man findet an Tausenden von Stellen den Ausdruck „ewiglich," z. B. „Ihr werdet das Land ewiglich besitzen; die Erde besteht ewiglich; Ihr werdet in Ewigkeit nicht sündigen 2c.;" hier sind diese Ausdrücke gleichbedeutend mit „niemals, nimmermehr." Das genügt, um zu beweisen, daß „Ewigkeit" nur eine unbestimmte Zeit bezeichnen soll. Und auf ein Wort, das sicherlich eine doppelte Bedeutung hat, wollen Sie ein Dogma bauen? Das ist nicht möglich.

— Genug, genug! Ich kenne jetzt Ihren Geist, ich weiß, was

Sie glauben und was Sie verwerfen. Gehen wir wieder zur kleinen Beichte über. Beginnen Sie mit den fünf Geboten der Kirche.

Barbara bekannte ihre Sünden. Gegen die Kirchengebote kann sich eine Nonne im Allgemeinen nicht vergehen; es war daher in Bezug auf sie wenig zu beichten. Dann folgten die zehn Gebote. Mit diesen kann ein halbwegs gewandter Beichtiger jede Seele auf die Folter spannen. Pater Wergifoße schien diese Routine zu besitzen.

Man kam zum sechsten Gebote. Der dicke Carmeliter mit seinen kleinen durchbohrenden Augen, mit den feisten rothen Wangen, der niedrigen Stirne und den dicken Lippen saß, vor Erregung glühend, neben Barbara. Sie mußte, diesem Pater zu Gefallen, auf alle jene Einzelnheiten zurückkommen, die ihr Schamgefühl aufs Aeußerste verletzten. Sie hatte verschämt ihre Blicke zu Boden gesenkt und hätte sich gerne ihres Schleiers als Schild gegen die zu rohen Worte dieses unbarmherzigen Geistlichen bedient; aber das gefiel ihm nicht. Er wurde ungeduldig und sagte:

— Ich bin etwas schwerhörig und verstehe Ihre Antworten nicht recht. Richten Sie doch Ihr Gesicht näher hieher.

Sie mußte gehorchen. Der warme Hauch von diesen dicken Lippen drang ihr in das Gesicht, während sie hocherröthend Ja oder Nein auf die Fragen antwortete, die er ihr nach schamlosen Erklärungen stellte. Seine funkelnden Augen schienen die ihrigen zu suchen und zu bannen, wie die Schlangen die kleinen Vögel im Gebüsche bezaubern sollen. Er war nicht mehr der Priester, der gütige und mitleidige Priester, welcher sein Gesicht abgewendet hätte, um den Mann verschwinden zu lassen und neben der Sünderin nur als ein Engel der Milde und Barmherzigkeit zu sein. . . . .

Als Alles vorüber war und er seine Wuth gesättigt hatte, Barbara über alle möglichen Sünden, die er Fleischessünden nannte, zu fragen, sagte er:

— Und Sie lieben ihn noch, nicht wahr?

— Ja, Hochwürden, mehr wie mich selbst. Ich bete gerne für ihn, und wenn ich an den Tisch des Herrn trete, thut es mir wohl, sein Herz zugleich mit dem meinigen auf den Altar zu legen.

— Täuschungen! Frevel! Täuschungen der Hölle! Sie befinden sich im Zustande der Sünde, Unglückliche! Alle Ihre Beichten, all' Ihr Abendmahlgenuß ist Schändung des Heiligen, Sakrileg gewesen!

Er sprach diese Worte in heftigem Tone und fuhr ebenso heftig fort:

— Ich kenne solche Liebschaften, solche Liebschaften mit Geistlichen. Diese Liebe ist unverlöschlich, sie dringt in das Blut ein, wissen Sie, in das Blut, in das Blut! Man bemäntelt es mit den Worten „fromme Freundschaft.“ Und gar diese Ehe im Kloster!

Und er setzte barbarische Worte, lateinische, hinzu, die Barbara nicht verstand. Seine Lippen kniffen sich dann fest aufeinander und er brummte grollend vor sich hin.

— Sie haben mir noch nicht Alles gesagt. Sie haben stumme Sünden, bekennen Sie. Ihre Liebe blieb nicht ohne Frucht?

Es trat ein Augenblick ein, in welchem sich das Gewissen Barbara's empörte und sie ihre Würde aufrichtete.

Mein Vater, sagte sie, Sie müssen überzeugt sein, daß ich vor Gott zu stehen glaube, daß ich Gott beichte und daß ich vor ihm nicht zu lügen wagen werde. Ich kenne meine Religion zu gut....

Er ließ sie nicht ausreden.

— O ich sehe wohl, Sie bekennen Ihre Sünden Gott, nicht wahr? Das heißt, ich bin hier nichts als ein Werkzeug, das die Absolution ertheilen soll. Ich kenne diese Theorien. Sie stammen von den klugen Geistern, die mehr wissen wollen, als unsere Vorfahren und den Katholizismus gern protestantisch machen möchten. So verstehen es aber nicht wir Mönche. Ich bin hier Richter, hören Sie? der Richter Ihrer Seele. Ich bin Gott für dieselbe verantwortlich und es wäre feig von mir, wenn ich Ihnen nicht die ganze Wahrheit sagte. Ich bin kein Hund, der, nur bellen kann. Sie befinden sich im Zustande der Verdammniß, ich wiederhole es, der Verdammniß! Weiter brauche ich Ihnen nichts zu sagen.

Barbara schluchzte heftig und weinte, daß eine Zähre die andere schlug. Die Augen des Mönches rollten und strahlten im Triumphe eines grausamen Sieges.

— Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich Sie nicht täusche! brachte die weinende Sünderin endlich hervor.

— Sie täuschen sich selbst und dann mich. Sie besitzen nicht die nöthige Reinheit um Gott angenehm zu sein. Sie tragen eine verbrecherische Liebe im Herzen, Sie gestehen nicht, daß Sie, wie viele Andere vor Ihnen, nur aus Liebesgram das Kleid der Carmeliterinnen genommen haben. In solchen Dingen irre ich mich nicht.

Ich fühle die Unreinheit, die schwere Belastung Ihres Gewissens durch Ihr Kleid hindurch. Gestehen Sie, Sie wurden Mutter .... was geschah mit dem Kinde....

— Mein Vater! ....

In diesem Augenblicke wandten sich der Beichtiger und die Beichtende um. Der Hufschlag eines Pferdes drang an ihr Ohr. Sie sahen den Reiter gerade auf sich zukommen. Er war schon ganz nahe, der Tritt des Pferdes war im weichen vom Morgenthaue feuchten Grasboden auf eine größere Entfernung nicht hörbar gewesen.

Diese Störung berührte den Carmelitermönch so unangenehm, wie das Auffallen eines eiskalten Tropfens auf eine erhitzte Glatze dem Besitzer derselben unangenehm sein mag. Er hatte während der ganzen Beichte nicht versäumt, fleißig die Straße hinauf und hinab zu sehen, damit er nicht in Ausübung seines Amtes überrascht würde. Der Reiter kam ihm im Rücken daher um so ungelegener. Mit möglichst unbefangener Miene stieg er alsbald aus dem Graben auf den Straßenkörper.

Barbara ihrerseits fühlte sich glücklich, endlich ein menschliches Wesen in der Nähe zu sehen, das keine Kutte trug und sich ihrer annehmen konnte. Sie hoffte, des Mönches los zu werden.

Der Reiter war herangekommen. Er war ein Pandure und ritt eben seine Patrouille. Mit einem Satze befand er sich auf der Straße neben den beiden Personen, die er überrascht hatte.

— Guten Morgen, Herr Pater! — grinste der Pandure spöttisch, indem er sein Pferd anhielt. — Sie sind die ersten zwei Hasen, die ich heute Morgen auftreibe. Teremtete! Habe ich Sie gestört? Soll mir leid thun.

— In Ewigkeit! In Ewigkeit! — sagte der Pater, indem er sich stellte, als wäre er mit dem christlichen Gruß angesprochen worden. — Ihr streift schon frühe herum, Hollan!

— Ist die beste Zeit, Pater, des Morgens. Da schlafen die Vagabunden und lassen sich die Diebe erwischen. Aber Euer Geschmack ist nicht übel, die ist kein übles Weibsbild da, Teremtete! Habt Euch wohl gut unterhalten, hm?

— Macht keine Possen, Hollan, ich habe noch nicht Messe gelesen und darf mich also über Euch nicht ärgern. Ich fand diese Person da hier im Straßengraben krank, ohnmächtig. Da ich sie

labte und zu sich brachte, erfuhr ich denn, daß sie eine flüchtige Nonne sei. Eben hörte ich ihre Beichte.

— Ja, ja, Beichte! — sprach der Pandur höhnisch nach. — Ist ein bequemer Beichtstuhl, der Straßengraben, und der Himmel ein schöner Dom. Teremtete!

— Hört, Hollan, seid etwas anständiger. Ich habe Euch in Dienstessachen ein Wort zu sagen. Diese Person hier ist eine Nonne; gegenwärtig streunt sie im Lande herum. Faßt sie ab und bringt sie nach Krakau in das Carmeliterinnenkloster zur Heimsuchung Mariä. Sagt, der Pfarrvikar von — — — — habe es befohlen.

— Bassam Teremtete! Ich fange keine Klosterkatzen, meine Grenzen reichen auch nicht bis Krakau.

— So bringt sie wenigstens bis zur nächsten Pandurenstation. Ich rufe Euch im Namen des Gesetzes auf, Hollan, diese Person zu verhaften. Weigert Ihr Euch dessen, so verklage ich Euch bei Eurem Hauptmanne.

Der Pandure schien zwar zu einem solchen Dienste heute nicht aufgelegt zu sein, sah sich aber schließlich gezwungen, dem Willen des Pfarrvikars nachzukommen. Er ließ sich von demselben den Namen, Stand, sowie die Bestimmung der zu verhaftenden Person in sein Verweisbuch schreiben und befahl nach kräftigen Flüchen der zitternden Barbara, neben seinem Pferde herzugehen, bis er sie auf der nächsten Station abliefere, von wo aus sie nach Krakau zu Wagen gebracht werden würde.

Barbara hatte zwar den Pater mit verzweiflungsvollen Geberden um Gnade und um ihre Freiheit gebeten; sie hatte geweint, geschrieen, dadurch aber nur den Panduren auf den Verdacht gebracht, der Mönch müsse Recht haben. Der Pater hatte sich unwillig von ihr abgewendet und sie gar keiner Antwort gewürdigt.

Der Pandur trieb Barbara vor sich her.

Pater Wergifosze zog wieder sein Brevier hervor und lobte Gott in Psalmen und Gesängen. Er folgte dem Panduren und der Unglücklichen nur von Weitem und verlor sich dann auf einem Seitenwege.

Es war längst Tag geworden. Die Sonne hatte nur flüchtig

ihren feurigen Ball über den Horizont gehoben und sich dann hinter den herbstlichen Regenwolken verschleiert. Die Nebel hatten sich zu Wolken geballt und begannen in leichtem Regen wieder herniederzufallen. Der Tag war trübe, auch kalt.

LXXI.

Der Traum einer Nonne.

Den Hügel Czerna krönt, nahe bei Krakau, ein Carmeliterkloster. Die Mönche desselben gehören jedoch nicht der Reform der heiligen Theresia an, sondern sind beschuhte Carmeliter. Barfüßer-Carmeliter kommen überhaupt seltener vor als Barfüßerinnen, weil die Männer nicht so sehr zum Außerordentlichen, Excentrischen hinneigen wie die Frauen. Die männlichen Carmeliterklöster in Europa zählen fast alle zu den Mitigirten (Gemilderten), während die meisten Frauenklöster des Ordens Discalceatinnen (Unbeschuhte) sind.

In jenes Beschuhtenkloster war vor einigen Wochen ein Novize eingetreten. Der Kandidat war Niemand anderer als Woicech Zarski.

Den jungen Mann hatte die Verzweiflung in das Kloster getrieben. Die zahllosen Anfeindungen, welche ihm in Warschau durch den mächtigen, eifersüchtigen Pater Gratian wegen der Liebe zu Jovita widerfuhren, hatten ihm endlich jene Stadt verleidet. Als Kandidat der römischen Theologie konnte er außerdem gegenüber den verfolgungssüchtigen und fanatischen Poppen der russischen Landeskirche nicht wohl auf eine gesicherte Zukunft in russisch Polen hoffen. Die Russen haben die jungen Priester von ihrer ersten Messe hinweg nach Sibirien geschleppt. Endlich erleichterte ihm der vernünftige Gedanke,

daß seine Liebe zu Jovita unter den gegebenen Verhältnissen immer eine platonische bleiben müsse, den Abschied von Warschau. Bei Nacht und Nebel war er von seiner Vaterstadt fortgereist, ohne eine andere bestimmte Absicht, als daß er österreichisch Polen aufsuchen müsse. In der Ueberzeugung, daß Jovita und ihm eine plötzliche Trennung am wenigsten schwer fiele, hatte er seiner Geliebten kein Abschiedswort zugerufen, noch auch derselben seine nächste Zukunft bekannt gemacht. Er kannte sie ja selbst nicht.

Die Russen überwachen die polnische Grenze sehr aufmerksam. Sie lassen wohl Jedermann einpassiren, gestatten aber nicht so leicht das Gegentheil. Woicech führte keinen Paß. Er hatte daher von der großen Straße, die von Warschau nach Krakau führt, abbiegen müssen und war an derselbe Stelle über die Weichsel gesetzt, welche später Jovita passirte. Sein nächstes Ziel war also das Edelgut des Grafen Satorin, das an der Straße lag. Er sprach um Obdach zu und erhielt es. Der Graf benützte seine Anwesenheit, über die näheren Verhältnisse Warschaus unter dem gegenwärtigen Regime Erkundigungen einzuziehen. Hiebei lernte er die Persönlichkeit Woicechs, seine Ansichten und Kenntnisse kennen und bot ihm eine Stelle als Sekretär an, womit die Oberaufsicht über seine gesammten liegenden Güter verbunden war. Woicech, ohne bestimmte Pläne für die nächste Zukunft, nahm die Stellung dankbar an.

Seine erste Liebe suchte er in diesem Amte möglichst zu vergessen. Wohl nagte bisweilen ein bitterer Gram an seinem Herzen und es schien, als wolle die Wunde nimmermehr heilen. Die Zeit, sagt jedoch Cicero, pflegt auch Thorheiten zu heilen. Woicech vergaß allgemach Jovita.

Wir wissen, wie ihn das Schicksal wieder mit ihr zusammenführte. Kaum war seine erste Ueberraschung gewichen, als die halb entschlummerte Liebe stärker denn je in seinem Herzen emporschlug. Da er Jovita wieder sah, liebte er sie bis zum Wahnsinne.

Er begleitete sie nach Krakau, um hier einen passenden Platz für sie zu suchen, da ihr Aufenthalt auf dem Gute ihres Onkels Alexander nicht geduldet wurde. Schon trug er sich mit dem Plane, ebenfalls nach Krakau überzusiedeln und seine Stellung aufzugeben; die Zukunft erschien ihm an der Seite seiner Geliebten lieblich, wenn auch durch ihren geistigen Zustand etwas mit Bitterkeit vermischt.

Allein seine plötzlich erwachten Hoffnungen sollten sich eben so plötzlich als Täuschungen erweisen. Woicech hielt auf dem Dorfe Cudova an, zu übernachten; dieser Aufenthalt war nicht nöthig, da er Krakau recht gut an demselben Tage noch erreichen konnte. Vielleicht wollte er nach so langer Trennung das Alleinsein mit der Geliebten genießen. Jovita verschwand aber während der Nacht. Sie mußte sich eingebildet haben, sie sei wieder auf dem Samborgehöfte. Bei Irren kommen derartige lapsus memoriae, Verwechslungen der Erinnerung, beständig vor. Woicech vermißte sie bereits während der Nacht. Sie blieb verschwunden, er sah sie nicht wieder.

Des andern Morgens hatte er seine Reise nach Krakau allein und von den traurigsten Gefühlen gemartert, fortgesetzt. Er hoffte Jovita in Krakau zu finden. Woicech blieb darum mehrere Tage dort; aber die Erwartete kam nicht. Sein Urlaub ging zu Ende und er kehrte nach Satorin zurück.

Hier vermochte er es aber nimmer auszuhalten. Die Leidenschaft hatte ihn gänzlich in ihre Fesseln geschlagen. Er glaubte, ohne Jovita nicht mehr leben zu können. Zu seiner Liebe kam noch der unsägliche Schmerz, den ihm die Entdeckung ihrer Geisteszerrüttuug verursachte. Die Ursache derselben schrieb er eben ihrer Liebe und seinem plötzlichen Verschwinden von Warschau zu. Er gab sich die Schuld an ihrem Unglücke, wenn er sie nicht verlassen hätte, meinte er, würde sie gesund geblieben sein. Der Gedanke, der Urheber ihres Unglückes zu sein, raubte ihm fast die Besinnung. Denn trotz der Geisteszerrüttung, an der sie periodisch litt, liebte er Jovita mit aller Gluth seiner Seele.

Sein Entschluß war bald gefaßt. Auf Satorin konnte er nicht bleiben, während Jovita vielleicht der Noth und dem Mangel ausgesetzt war. Er mußte sie aufsuchen, mußte sie dann überwachen und nach Kräften das Uebel mildern. Die Liebe erschien ihm hiezu als der tauglichste Arzt. Er trat vor den Grafen und bat um seine Entlassung. Sie wurde ihm, wenn auch mit Mißvergnügen, gewährt. Woicech verließ den Edelsitz und streifte zu Fuße in der ganzen Gegend umher, bis Wieliczka hin.

Sein Suchen blieb ohne den gewünschten Erfolg. Jovita war nicht aufzufinden. Mißmuthig, fast gebrochen an Leib und Seele wandte er sich wieder Krakau zu. Es war ihm, als ob sie hieher kommen müsse, als ob er sie nur hier finden könne. Dieses Gefühl

überkam ihn mit großer Bestimmtheit. Peinlich, im höchsten Maße qualvoll war es für ihn, als er sie auch in der Stadt nicht auffindig machen konnte. Er war unter falscher Vorspiegelung in das Irrenhaus zum heiligen Geist eingedrungen, ob er nicht sie da fände; wir wissen, daß sich unter den dort untergebrachten Irren Jovita nicht befand.

Als Woicech alle seine Bemühungen scheitern, alle Hoffnungen enttäuscht sah, verzweifelte er an der Wiederauffindung der Geliebten. Sein Herz war gebrochen. Das Leben war ihm jetzt eine Qual. Er trat also in das Carmeliterkloster ein. Absichtlich wählte er den Carmeliterorden, weil ihm dieser eine süße Erinnerung an eine verlorne Geliebte bot. Zuvor noch, ehe er diesen von der Verzweiflung eingegebenen Schritt ausführte, hatte er bei einem Studienfreunde, der mit seinen Eltern von Warschau übergesiedelt war, dem Herrn von Ograbiszerski, seine irdische Habe hinterlegt. Ebendort wurden auch jene Papiere verwahrt, welche er aus den Schriften des Grafen Alexander Satorin copirt hatte.

Da Woicech bereits in Warschau das Subdiaconat erhalten hatte, gewährte ihm der Ordensprovinzial manche Privilegien. Solche Leute, welche an der Schwelle des Priesterthums stehen, treten nicht zu häufig in religiöse Orden, es sei denn in den Jesuitenorden, welcher alte und junge Priester mit Vorliebe aufnimmt. Daher besitzen die Orden im Ganzen wenige Patres, d. h. Priester, dafür aber um so mehr Fratres, d. h. Laienbrüder ohne wissenschaftliche Studien und also auch ohne die Priesterweihen. Wenn nun ein Mann, der wie Woicech, seine theologischen Studien bereits vollendet hat, und nur noch der priesterlichen Weihe bedarf, in einen Orden tritt, so sucht man ihn auf alle mögliche Weise in demselben festzuhalten. Das geschieht am besten durch Gewährung von Privilegien, wodurch man die Candidaten zu Dank und Anhänglichkeit verpflichtet. Ein solches Privilegium war, daß der Provinzial die Dauer des Noviziates, welches bei den beschuhten Carmelitern auf zwei Jahre festgesetzt ist, auf ein Jahr für Woicech herabsetzte; ein ferneres, daß er demselben erlaubte, jeden Sonntag nach der Vesper einen zweistündigen Ausgang in die Stadt zu machen, unter der Bedingung, daß allemal der Zweck und die Personen, welche er zu besuchen gedenke, dem Prior genannt würden.

Woicech befand sich bereits seit mehreren Wochen im Noviziate, als Jovita in das Barfüßerinnenkloster zur Heimsuchung Mariä ein-

gebracht wurde. Man hatte auf dem Czerna sehr bald von der Einbringung der Nonne Jovita Kunde erhalten. Der Prior des Czerna-Klosters bekleidete zudem das Amt des „Pater Prior-Visitaters" für die umliegenden weiblichen Klöster des Ordens, da nach der Vorschrift ein Frauenkloster immer unter der Ueberwachung durch ein Mannskloster desselben Ordens zu stehen hat, — eine Vorschrift, welche die vielen argen Unsittlichkeiten erklärt, die von so manchen Klöstern berichtet werden.

Der Pater Novizenmeister behandelte Woicech sehr freundlich und gütig. Er konnte das auch thun, weil derselbe der einzige Candidat war, der sich eben im Noviziate befand, und weil er also keine Denunciation fürchten durfte. Bei einer seiner Unterrichtsstunden gab er dem Novizen einige Papiere.

— Es kann Dir nicht schaden, — sagte er zu Woicech, — wenn Du als künftiger Beichtvater in Nonnenklöstern Dir rechtzeitig die richtigen Anschauungen von dem Geiste dieser Ordensfrauen aneignest. Zu diesem Zwecke übergebe ich Dir, weil ich im Augenblicke keine andern Documente besitze, diese wenigen Papiere. Studiere sie und gib mir morgen Dein Urtheil darüber ab.

— Es sind zwei Briefe und einige Abschriften, hochwürdiger Pater Novizenmeister.

— Ja, nimm sie bis morgen zu Dir. Ich will Dir auch sagen, wie ich in ihren Besitz kam. Vor Kurzem berief der Pfarrer von Wieliczka vier Barfüßerinnen aus dem Kloster der Heimsuchung Mariä zur Armen- und Krankenpflege. Die Superiorin unter diesen vier Schwestern, gerade kein Liebling der würdigen Frau Priorin, schrieb diese Briefe an eine, wie sie glaubte ihr befreundete Schwester nach Krakau, welche aber die Papiere sogleich der Priorin auslieferte. So sind diese Frauen alle; sie brächten einander an den Galgen, wenn sie könnten. Die Priorin ihrerseits überschickte vor wenigen Tagen die gefährlichen Briefe unserm Pater Prior, damit er als der Visitator gegen die Briefstellerin einschreite. Doch hat es damit gute Wege. Der Pater Prior übergab mir die Briefe zum Lesen, ich gebe sie Dir, um Dein Urtheil über gewisse Verhältnisse auszubilden, die ich außerdem nicht in den Kreis meiner Lektionen ziehen könnte.

Woicech nahm dankend die Briefe zu sich. Lesen wir sie mit ihm.

J. M. J.

Liebe Schwester Petronilla, lasse mich Dir diesen Schwesternamen geben, der so gut das bezeichnet, was Du mir bist und was ich Dir so gerne sein möchte.

Du kennst, liebe Schwester, den Klostergeist so gut, daß Du weißt, alle unsere Briefe müssen von den Priorinnen gesehen werden. Als ich von Krakau abreiste, gab mir die Mutter Priorin das Verzeichniß der Personen, an die ich schreiben dürfe, ohne ihr die Briefe mitzutheilen. Dein Name befindet sich nicht darunter, aber mein Gewissen glaubt nicht unrecht zu handeln, wenn ich an Dich schreibe.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes zu Krakau änderte unsere Mutter Tharsilla, die mich seit Langem sehr kalt behandelt hatte, ihr Benehmen gegen mich vollständig. Sie schien endlich zu vergessen, daß ich ihr bei der letzten Wiederwahl meine Stimme nicht gegeben habe. Ich hätte glauben können, daß ich ihre Gunst ganz wieder gewonnen, wenn sie mir nicht die Schwester Cäcilia, ihren Liebling, die ihre Spionin sein wird, zur Begleiterin hieher mitgegeben hätte. In den Klöstern macht man die Angeberei zu einer der ersten Pflichten und Schwester Cäcilia erfüllt sie auf das Gewissenhafteste, davon bin ich überzeugt.

Meine beiden andern Gefährtinnen sind Schwester Dionysia und Schwester Franziska, beide gute Mädchen. Dionysia soll Vorsteherin des Zufluchtssaales sein; sie wird sich die Liebe der Kinder erwerben, sie ist sehr heiter und sehr geduldig. Schwester Franziska wird die Kranken auf dem Lande besuchen; sie war schon in Krakau unsere Krankenpflegerin. Schwester Cäcilia hat unsere kleine Wirthschaft zu führen. Ich gebe Vormittags Unterricht und Cäcilia soll Nachmittags die Kinder arbeiten lassen. In dieser Zeit besuche ich mit Franziska die Kranken.

So ist es von unserer Mutter Tharsilla angeordnet worden. Während ich alle diese ins Einzelne gehende Vorschriften vorlesen hörte, sah ich wohl ein, daß man dafür sorge, mich so wenig als möglich Superiorin sein zulassen. Gott ist mein Zeuge, liebe Schwester Petronilla, daß, wenn ich bisweilen dieses Vorsteheramt wünschte, es sicherlich nicht geschah, um mich dem Despotismus der Mutter Tharsilla zu entziehen, sondern weil ich hoffte, an einem kleineren Orte, unter dem Volke mehr Gutes thun zu können als anderswo. Die Kinder auf dem Lande sind roh und minder intelligent als die

in den Städten, dafür aber natürlicher und unschuldiger. Man findet auch mehr Unterstützung bei den Eltern, und kurz, ich fühlte mich zu solchem Amte und Dienste berufen; es sagte meiner Neigung mehr zu, als die beschauliche Unthätigkeit in unserm Mutterkloster zu Krakau.

Ich fand hier in Wieliczka einen sehr intelligenten Pfarrer. Er ist ein Fünfziger und seit sechs Jahren in der Gemeinde. Man liebt ihn sehr, er ist fromm und mildthätig. Er scheint den wirklichen christlichen Geist obenan zu stellen und die Frömmelei und die Mystik zu verschmähen.

„Schon längst", sagte er uns bei unserm Eintreffen, „wünschte ich Ordensschwestern in meiner Gemeinde zu haben, nicht gerade damit sie die Mädchen unterrichteten — ich habe eine sehr gute Lehrerin die genügt — sondern um der Armen und Kranken willen. Ich wendete mich auch an mehr Schwesterhäuser, aber man weigerte sich überall mir zwei barmherzige Schwestern zu senden; es könnten, hieß es, nicht weniger als drei kommen und sie müßten dann eine Schule haben. Ich wollte meine Lehrerin behalten, weil sie durch ihre Arbeit ihre alte gebrechliche Mutter erhielt und weil ich glaubte, die Mädchen von Wieliczka, die doch einmal Familienmütter werden sollen, fänden in der guten Jungfrau, die so muthig gegen die tägliche Noth kämpft, ein besseres praktisches Beispiel für sie als in dem Leben einer Nonne. Fräulein Julie, die Lehrerin, verheirathete sich mit einem Manne in der Nähe; sie konnte ihre alte Mutter mit sich nehmen und nun wendete ich mich an Ihr Kloster nach Krakau mit der Bitte, mir drei Schwestern zu senden. Ich liebe zwar die neugegründeten Klöster nicht, von denen es seit einiger Zeit in Deutschland, namentlich in Preußen, wimmelt. Denn diese Schwestern von allen Farben streben im Allgemeinen nach so hoher „Vollkommenheit", daß es fast unmöglich ist, sie wieder auf die Erde zurückzuführen, wo sich doch die jungen Mädchen befinden, die sie unterrichten sollen. Sie wollen aus den Armen kleine Heilige machen, regen sie eine Zeit lang auf, aber nur, damit sie dann um so schwerer fallen.

Ich hoffe an Ihnen keine solchen Schwestern zu erhalten. Ich kenne allerdings viele Priester, die nicht im besten Vernehmen mit den Schwestern stehen, die sie in ihrer Gemeinde fanden oder dahin beriefen. Natürlich. Alle Pfarrer sind im 19. Jahrhundert geboren, die Superioren der Schwesterhäuser aber wollen aus ihren geistlichen

Töchtern Ebenbilder der Nonnen des 13. Jahrhunderts machen. Sie, liebe Schwestern, sind hoffentlich vom 19. Jahrhundert und Sie werden mich immer bereit finden, Ihnen beizustehen."

Meine Mitschwestern hatten diese Worte des Pfarrers gehört, ohne sie recht zu verstehen, Cäcilia mit einem gottseligen Blicke, den ich mir nicht angewöhnen kann und der mir verrieth, ihr Ohr sei durch solche Reden aus dem Munde eines Geistlichen verletzt worden. Als wir das Pfarrhaus verließen, sagte sie zu mir:

— Das größte Unglück der Schwestern in den Dörfern ist doch, daß sie keinen geistlichen Beistand haben.

— Daran wird es uns nicht fehlen, antwortete ich. Wir haben ja den Pfarrer.

— Ich zweifle nicht, daß der Herr Pfarrer von Wieliczka ein vortrefflicher Priester ist, aber das ist nicht ein „innerlicher Mann." Unser hochwürdiger Beichtvater in Krakau hatte es mir bereits gesagt. Im Allgemeinen sind die Pfarrer in der Spiritualität nicht weit gekommen, im Ganzen sind sie Weltleute; sie leben nicht nach einer heiligen Regel und kennen die Wege nicht, uns in der Vollkommenheit weiter zu bringen.

— Liebe Schwester, sagte ich darauf, suchen wir nur unsere Pflichten getreulich zu erfüllen, lieben wir die Armen und lassen wir nicht nach in der Aufopferung; darin besteht unsere Vollkommenheit und wir bedürfen keiner Carmeliter oder Jesuiten, das uns zu lehren.

Wir sind also hier eingerichtet, liebe Schwester Petronilla. Gott gebe, daß wir viel Gutes wirken können! Gott mit Dir und Deiner

Schwester Armella.

* * *

Liebe Schwester Petronilla! Der Herr Pfarrer von Wieliczka hatte Recht, als er mir sagte, ich würde auf Hindernisse stoßen bei dem Guten, das ich thun wollte. Ich glaubte früher, sie kämen von Außen, dem ist aber nicht so. Diejenigen machen mir Schwierigkeiten, die mich unterstützen sollten. Ich bin nun seit zwei Monaten hier und habe schon gegen die Entmuthigung zu kämpfen, die sich meiner bemächtigen will. In den Jesuitenklöstern, wie man weiß, ist jeder Pater gleichzeitig ein Ueberwachender und ein Ueberwachter. Hier, liebe Petronilla, überwache ich Niemand, aber ich werde überwacht; was ich sage und thue, wird sorgsam notirt, commentirt und

an die Mutter Tharsilla berichtet. In jedem Briefe von ihr finde ich Beweise dafür, daß sie unter dem Eindrucke einer Angeberei schreibt. Ich begreife nun auch, warum sich die Mutter ihres Lieblings Cäcilia beraubte. Da das Spioniren nun einmal Sitte und Gebrauch in den Klöstern ist, so hätte die Mutter dasselbe auch der Schwester Dionysia oder Franziska auftragen können; sie würden die Spionage übernommen haben als etwas, das sich von selbst versteht, ohne zu ahnen, daß sie etwas Gehässiges ist. Aber ihr gutes Herz würde sie veranlaßt haben, das Angeberamt rücksichtsvoll auszuüben. Das ist bei Cäcilia nicht der Fall; sie hat gegen mich die Abneigung, welche eine so fromme Person wie sie nicht gestehen will, einen Haß, wie man ihn in unsern Häusern, unter allerlei Namen versteckt, findet. Ach, liebe Schwester Petronilla, statt uns immer zu verbieten, uns in natürlicher Weise zu lieben, sollte man hier empfehlen, nicht zu hassen. Gott weiß es, daß ich seit meiner Ankunft hier Alles gethan habe, was in meinen Kräften stand, um die Zuneigung der Schwester Cäcilia zu gewinnen oder mir wenigstens ihre Gleichgültigkeit zu sichern. In Allem, was nicht unmittelbar die Interessen unseres Zweighauses berührt, habe ich mich nicht als Superiorin gezeigt, ich ließ eine möglichst vollkommene Gleichheit unter uns bestehen; aber es gibt Fälle, wo ich als Oberin auftreten muß; da gibt es denn unvermeidliche Conflicte. Man stellt sich zwar unterwürfig, aber man schreibt an die Mutter Priorin, um mich entweder des Despotismus oder des Mangels an Eifer anzuklagen.

Ich sagte schon, daß am Nachmittage, wo unsere Cäcilia die Kinder arbeiten läßt, Franziska und ich Krankenbesuche machen. Ich überließ Cäcilia die Arbeiten einzurichten, wie sie es zweckmäßig fände. Sie mißbrauchte diese Erlaubniß, um den Mädchen von acht, zehn bis zwölf Jahren religiöse Uebungen aller Art aufzulegen. Da wird gelesen — und was! eine Teufelsaustreibung — da werden Rosenkränze gebetet, Litaneien gesungen und Anderes.

Ich erfuhr, daß ein zwölfjähriges Mädchen, das von verschiedenen heiligen Frauen hatte erzählen hören, die sich ein äußerst strenges Leben auferlegt, sie nachahmen und womöglich noch übertreffen wollte. So betete das Kind einen Theil der Nacht hindurch. Die Eltern überraschten es dabei; es hatte sich einen Knotenstrick so fest um den Leib gebunden, daß sich die Knoten an der Haut abdrückten. Die Mutter nahm ihm das Bußinstrument ab und gab ihm einige

Schläge, um es von seiner Thorheit zu heilen. Ich schalt die Mutter wegen dieser Rohheit, redete ruhig und verständig mit dem Mädchen, führte eine Ordnung in der Abendklasse ein und trug Cäcilia auf, sich derselben zu unterwerfen. Viele von den Gebeten schaffte ich ab und bestimmte das, was den Kindern vorgelesen werden sollte.

Der Pfarrer von Wieliczka ist sehr wohlwollend gegen uns, aber in dem geschäftlichen Verkehr mit dem Hause wendet er sich an mich als die Superiorin und ertheilt mir seine Rathschläge. Schwester Cäcilia ist außerordentlich eifersüchtig auf diese Art Bevorzugung, wie Du Dich gleich überzeugen kannst.

Oben erwähnte ich nämlich, daß ich in allen Briefen der Mutter Priorin Spuren von den Angebereien der Schwester Cäcilia fände. Ich schreibe Dir Einiges aus diesen Briefen ab; Du wirst leicht errathen, was ich dabei gelitten habe. Hier folgen die Abschriften.

. . . .

„Ich glaube, Schwester Armella, Du verkennst ganz und gar die Beziehungen einer Nonne zu dem Pfarrer der Gemeinde, in der sie sich befindet. Wenn Du den religiösen Sinn, den Geist einer Tochter Theresia's hättest, würde ich Dir manche Bemerkungen ersparen können, aber verstehst Du überhaupt und jemals die Pflichten einer Klosterschwester? Ich bitte Gott alle Tage darum, ohne eine Erhörung zu hoffen. Erinnere Dich doch, daß der Pfarrer von Wieliczka Dein Vorgesetzter nicht ist, und daß er sich in die geistliche Leitung unseres Zweighauses ganz und gar nicht zu mischen hat. Er darf nicht einmal Dein Gewissensrath sein; er ist Dein Beichtiger und nichts mehr. Ich verbiete Dir, ihm in der Beichte irgend etwas Anderes zu sagen als die Sünden, für die er Dir nothwendig Absolution zu geben hat. Du darfst nicht länger als zehn Minuten im Beichtstuhle bleiben. Die Weltgeistlichen verstehen von der Seelenleitung nichts und sind den Nonnen eher schädlich als nützlich, die thörichterweise ihnen ihr Vertrauen schenken. In den Briefen, die Du mir über die Führung des Hauses zu schreiben hast, mußt Du stets genau angeben, inwieweit Du Dich meinen Befehlen gefügt hast.

In dem letzten Schreiben sagst Du mir, Du hättest am 8. ds. Mts. das Abendmahl nicht genossen und zwar nach dem Rathe des Herrn Pfarrers.

Es kömmt mir seltsam vor, daß Du einem Weltpriester die Macht einräumst, Dich von einer Communion zu dispensiren, welche

die Regel vorschreibt. Deine Bedenklichkeit war übertrieben. Ein Zank mit einer Deiner Schwestern ist eine große Sünde, allerdings; wenn Du aber demüthiger wärest, wenn Du die Tugenden, die Dir abgehen, bei Andern zu würdigen wüßtest, würden solche Zänkereien nie vorkommen. Ich glaube, daß es bei Deinem schlechten Charakter den Schwestern schwer wird, Dir zu gehorchen. Ich dispensire sie auch davon, sie mögen sich direkt an mich wenden.

Deine Briefe an mich sind sehr unvollständig. Man sieht, daß Dir der Geist des Vertrauens und der Hingabe an die Obern ganz abgeht.

Du berichtest mir nie über das Verhalten der Schwestern. Obgleich sie nun allerdings einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, zu dem Du selbst nie gelangen wirst, so sind sie doch auch noch immer der menschlichen Gebrechlichkeit und Schwäche unterworfen. Du mußt mir darüber Deine Bemerkungen mittheilen; es ist Deine Pflicht, ich verlange es und lege so großen Werth darauf, daß ich Dir die Communion untersage, wenn Du meinen Befehlen nicht nachkömmst."

*

Du wirst wohl einsehen, liebe Schwester Petronilla, daß mir in diesem Falle nichts übrig blieb, als zu gehorchen. Ich schrieb einen Brief, in welchem ich einige kleine Vergehen gegen die Regel erwähnte, welche sich die Schwestern hatten zu Schulden kommen lassen. Ich sprach auch von einigen widersprechenden Worten, welche sich die Schwester Cäcilia erlaubt hatte.

Darauf erfolgte die Antwort der Mutter Tharsilla:

*

„Du machst Dich aller der Fehler schuldig, welche Du in so strenger Weise den Schwestern vorhältst; wenn Du selbst mehr Eifer besäßest, würden die Andern mehr angespornt werden. Deine Ordnung für den Nachmittagsunterricht taugt nichts. Wahrscheinlich hat sie der Herr Pfarrer mit Dir entworfen. Ihn hast Du niemals zu Rathe zu ziehen. Ich verbiete Dir, je noch in das Pfarrhaus zu gehen. Wenn durchaus eine von Euch dahin gehen muß, so schicke die Schwester Cäcilia.

Ich weiß, daß Du am letzten Sonnabende eine halbe Stunde in dem Beichtstuhle geblieben bist. Wenn das wieder vorkömmt, büße ich Dich mit der Pön dritten Grades. Zehn Minuten ist für Dich im Beichtstuhle schon zu viel."

*

Liebe Petronilla, ich gestehe es Dir, daß ich mir früher das Klosterleben ganz anders gedacht habe. Ich glaubte, man vereinige sich da, Gutes zu thun und so einig zu leben als möglich, man gehorche einer Regel, nicht den Launen der Oberen. Ich trat in das Kloster und fast ein Jahr lang glaubte ich meinen Traum erfüllt zu sehen. Aber die Ankunft eines neuen Beichtvaters in der Person des Pater Hyginus änderte Alles. Er gab mir nicht den religiösen Geist, sondern den Klostergeist. Er machte es der Mutter Priorin, oder sie ihm, zur Pflicht, uns zu prüfen und uns an völlige Entsagung zu gewöhnen. Jetzt, nach Empfang so harter Briefe, glaubte ich einen Versuch machen zu müssen, die Mutter Tharsilla zu besänftigen; ich sprach von ihrer früheren Liebe zu mir, wie es mich schmerze, daß sie so unzufrieden mit mir sei, und wie lautete ihre Antwort darauf? Lies:

*

„Ich weiß nicht, was Du vor Deinem Eintritte in das Kloster gelesen hast, bin aber zu glauben versucht, daß Du alle Feuilletons der schändlichen Zeitungen lasest, welche deine Eltern hielten. Man merkt es Deinem Style an. Ich begreife nun auch Deinen Widerwillen gegen unsere mystischen Bücher. Ich mußte leider dem Pater Priorvisitator nachgeben, der mich mit Deiner Ernennung überrumpelt hat, und Du bist Superiorin, wenn auch gegen meinen Willen."

*

Diesen Brief, liebe Schwester Petronilla, erhielt ich vor acht Tagen und antwortete sofort darauf: ich versicherte, daß mir an der Würde der Superiorin ganz und gar nichts gelegen und ich bereit sei, nach Krakau zurückzukehren. Sie nimmt mein Anerbieten gewiß an.

Nachschrift. Als ich meinen Brief siegeln wollte, empfing ich ein Schreiben von der Mutter, in dem sie sich äußerst freundschaftlich zeigt und mir für meinen guten Willen dankt. Sie bedarf meiner sagt sie, in der That in Krakau mehr. Sie bittet mich an den P. Prior-Visitator zu schreiben und von ihm zu verlangen, sie in das Mutterhaus zurückzurufen. Alle ihre frühere Härte hatte nur den Zweck, mich zu diesem Schritte zu veranlassen. Es sei; die Bitte soll für mich Befehl sein. Meine Stellung, die hier nicht mehr er-

träglich ist, mag Cäcilia übernehmen und dadurch ein geheimer Herzenswunsch Beider erfüllt werden. Gott mit Dir und Deiner

Schwester Armella.

Ein Traum und seine Enttäuschung! sagte Woicech zu sich, als er diese Schriftstücke gelesen hatte. Die gute Armella sagt es selbst, daß sie sich das Kloster anders geträumt habe, als sie es in der Wirklichkeit gefunden. Diese Briefe kennzeichnen klar den Geist unserer modernen Schwesterhäuser; aber wo bleibt hier das Evangelium?

In der That gewann der Novize eine sehr genaue Vorstellung von den sogenannten „kleinen Klöstern", die nach demselben Mechanismus, welcher die Regel heißt, das Leben in einem großen Kloster copiren müssen.

Diese Lilliput-Klöster haben das unvermeidliche Unglück, die gemeinsten Leidenschaften des menschlichen Herzens in Thätigkeit zu setzen, die Angeberei, den Haß und die Tyrannei. Selbst wenn nur drei Schwestern da sind, gibt es gewiß eine darunter, die das Aschenbrödel der Andern ist, die schlechtesten Kleider, die schlechtesten Schuhe, überall das Schlechteste hat. Ueberdies spricht man wenig mit ihr und man glaubt ihr schon zu viel Ehre anzuthun, wenn man das Abendmahl mit ihr an einem Tische genießt. Die andere macht den Judas, die Spionin, und die Dritte ist Oberin.

Bei der seltsamen Theorie, daß es keine besondere Freundschaften geben dürfe, kann das Herz hier im großen Maßstabe das entgegengesetzte Gefühl pflegen, was Viele redlich mit einer gewißen Wollust thun, nämlich beobachten, spioniren, hassen.

Diese Nonnen empfinden eine tiefe Verachtung für den Pfarrer, der nicht die Ehre hat, Carmeliter oder Capuziner zu sein, der nicht nach einer Regel lebt und nicht, wie der Carmeliter oder Capuziner, von Spiritualität sprechen kann, den man nur duldet wegen seiner Priesterweihe und dem man in der kurzen Zeit von zehn Minuten nur die ganz kleinen Sünden der Woche beichten darf.

Nun, sollte Schwester Armella die einzige gewesen sein, welche den Traum über das Klosterleben zum Schaume werden sah? Ist es nicht vielen unserer geehrten Leser wie ihr ergangen?

Das Christenthum, das zu solchen Theorien gekommen ist, begreift man nicht mehr. Die Worte der Sprache haben ihren Sinn

verloren. Man ist eine vollkommene Nonne, wenn man sein Herz vertrocknen zu lassen verstand, wenn man ohne Gewissensbisse die Spionenrolle übernehmen konnte und wenn man seine Seele an die unreine Atmosphäre des Hasses gewöhnte. Eine aufrichtige und liebende Natur, die an solchem Leben keinen Gefallen findet, ist eine unvollkommene Nonne.

O, wo bist du hier, du Wort des Herrn: „Liebet Euch untereinander?"

LXXII.

Auch eine christliche Liebe.

„Alles, was auf der Welt ist, hat Berechtigung, auf derselben zu existiren," sagt Linné in der Einleitung zu seiner Abhandlung über giftige Reptilien.

Die Richtigkeit dieses Satzes kann man nicht unbedingt anfechten. Doch die Welt, welche den Schwerpunkt in unserm eigenen Geschlechte sieht, ist bestrebt, sich von dem ihr Schädlichen zu emancipiren, und hat bereits so manche Schlacke abgestoßen, um allgemach würdiger zu erscheinen, als in den früheren Jahrhunderten.

So hat sie auch längst ihr Verdammungsurtheil über das Klosterwesen gesprochen; doch hinderte das nicht, die Nachkommen im Schlendergange der Gewohnheit forttrollen zu lassen. Es ist ja so schwer, eingewurzelte Uebel abzuschütteln, selbst wenn die bessere Einsicht geweckt und die Ueberzeugung ihrer Verwerflichkeit allgemein geworden ist.

Kehren wir wieder in jene Mauern zurück, hinter welchen der Geist getödtet und der Leib gemästet wird.

Zu Krakau im Carmeliterinnenkloster finden wir Barbara wieder. Sie war eben in das Kloster eingeliefert worden. Die Priorin war nicht sehr erfreut über ihr Erscheinen. Sie befand sich mit dem Beichtvater Pater Hyginus und einer Schwester im Sprechzimmer, wo auch Barbara anwesend war.

Braun, fahl und verwittert wie ihr Habit waren auch die Züge der Priorin. Das Antlitz trug die Starrheit des Todes, und nur das Auge lebte, um zunächst einen strengen Blick auf die eingebrachte Nonne zu werfen. Sollte denn auch Mutter Tharsilla ihren Vorgängerinnen nicht gleichen? Es geht die Sage in Krakau, daß die Vorsteherinnen dieses Klosters meistens Furien oder versteinerte Teufelinnen waren, und es konnte nicht anders sein, weil nur diese Eigenschaften zu jener Stellung befähigten.

Mutter Tharsilla hielt eben ein Schriftstück in der Hand. Sie hatte daraus ihrer Umgebung das Aufgebot des Pfarrvikars Pater Urban Wergifoßе und die daraufhin erfolgte Verhaftung und Transportirung Barbara's vorgelesen.

— Das von Pater Gratian zurückgelassene Signalement stimmt mit ihrer Person überein, bemerkte Pater Hyginus. Um aber alle Zweifel über ihre Identität zu beseitigen, lassen Sie die Expriorin von Warschau herbeirufen.

Dieser Vorschlag fand den Beifall der Priorin. Sie ließ an der Glocke das Zeichen für die Schwester Zitta geben. Bald darauf erschien diese.

Das unverhoffte gegenseitige Wiedersehen machte auf Zitta sowohl als auf Barbara den Eindruck der größten Ueberraschung. Beide erschracken vor einander: Barbara, weil sie in Zitta ihren alten Quälgeist wieder erblickte, und diese, weil sie in jener einen Rachegeist zu sehen glaubte.

Zitta constatirte augenblicklich, daß die Frau die entflohene Nonne Jovita sei und warnte sogleich die Mutter Tharsilla vor der Verunreinigung des Klosters durch die Anwesenheit dieser Besessenen.

Nachdem jedoch dieselbe der Schwester Zitta klar gemacht hatte, daß es keine Besessenen gäbe und sie in ihrem Hause die Verbreitung derartigen Geredes nicht dulden werde, berieth sie sich mit ihrem alter Ego, dem jungen Pater Hyginus, was zu thun sei.

— Ich hätte gewünscht, — sagte sie zu diesem, — daß man die Schwester der Welt zurückgegeben hätte. In unser Haus bringt

sie nur Störung. Was thun wir mit einer kranken Schwester? Wir müssen eine Person mehr füttern und haben für uns kaum zu leben. „Es gibt der Herr den kleinen Vögeln Futter," sagt Racine, aber müssen wir sie nicht wegen Bruch der Gelübde einsperren?

— Wenn ich Ihnen die größte Gnade anempfehlen darf, weil ich Ihre unendliche Herzensgüte kenne, Frau Mutter, — lassen Sie es mit der Pön dritten Grades genügen!

— Ich will so gnädig sein. Gott sei auch mir einmal gnädig!

Barbara, oder wie sie jetzt wieder heißt, Jovita, hörte ihr Schicksal mit starrer Ruhe an. Das Unglück hatte sie gänzlich abgestumpft, und seit sie sich wieder in den Händen von Nonnen sah, war sie wieder so apathisch wie früher geworden. Auch das weichste Herz beugt sich nur bis zu einem gewissen Grade dem Unglücke; bricht das Schicksal zu grausam herein, so erhärtet es.

Die Priorin wiederholte der Armen ihr Schicksal. Sie küßte dankend die Hände der Mutter, wie es ihre Gewohnheit war.

Eine Schwester nahm sie hierauf mit sich in den Disciplinsaal. Die Priorin folgte, während der Beichtvater sich verabschiedete.

An den Wänden des Saales entlang befanden sich Vorrichtungen zum Aufhängen von Kleidungsstücken — groben braunen Kutten, noch gröberen Hemden und Hosen, und unter diesen Kleidern standen Holzstücke mit einem Ledergriff, die Sandalen. Auch eine Menge Geißeln, große und kleine, Bußgürteln und Ketten hingen umher.

Die Priorin befahl der Schwester, Jovita zu entkleiden. Anfänglich sträubte sich diese dagegen; sie zitterte und schnatterte fröstelnd mit den Zähnen und stieß die Schwester zurück, welche Hand an sie legte. Als aber die Priorin mit einer Geißel drohte, ließ sie sich ruhig ihre weltlichen Kleider abnehmen.

Stück auf Stück folgte hiernach und alle Körpervorzüge Jovita's, deren sie trotz der grausamen Behandlung in dem früheren Kloster noch zahlreiche besaß, kamen zum Vorscheine. Ihre Alabasterhaut ward indeß durch viele Narben entstellt, die Folgen der freiwilligen und unfreiwilligen Geißelungen.

Die Priorin und die sogenannte „Bußschwester," welche Jovita entkleidete, betrachteten mit Vergnügen die Formen ihres Opfers. Doch war es kein Vergnügen, das man an der Schönheit immer findet; in den sich begegnenden Augen dieser weiblichen Teufel lag vielmehr Etwas, wie die Gier des Raubthieres, wenn es mit Lüstern=

heit die eben in seine Gewalt gerathene Beute betrachtet. Ihre Blicke schienen sich zu sagen: dies ist ein vortreffliches Exemplar, der Schöpfung Gottes durch Züchtigungen Hohn zu sprechen.

Die letzte Hülle war noch nicht gefallen. Die Bußschwester kam mit einer Scheere herbei und schnitt die Haupthaare Jovita's, welche seit der Weihe wieder etwas nachgewachsen waren, glatt ab.

Es wurde nun zum Beginne der Pön geschritten.

Die Pön hat drei Grade. Im ersten Grade geißelt man sich vier Tage hindurch selbst und bekennt seine Sünden laut vor den Schwestern. Im zweiten Grade geißelt man sich acht Tage hindurch täglich zweimal und nimmt man nur Wasser und Brod zu sich. Im dritten Grade wird man während zwölf Tagen täglich dreimal, und zwar jedesmal nach dem Ave Maria, gegeißelt, bekömmt nur Wasser und Brod, geht nicht zur Communion und bleibt im Carcer.

Diese Skala klösterlicher Läuterungspraxis sieht auf den ersten Anblick nicht so gefährlich aus. Bedenkt man aber, daß bei jeder Geißelung 36 Hiebe, also die kleine Disciplin — (die große besteht aus 300 Geißelstreichen), — aufgetragen, und zwar mit aller Kraft auf die entblößten Rücken und Lenden aufgetragen werden, so ist die Züchtigung gewiß eine sehr exemplarische. Wird sie nun gar während des Tages mehrmals wiederholt, und kann sich der so unsinnig kasteite Körper nur mit Wasser und Brod erhalten, so ist klar, daß eine Pön namentlich des dritten Grades zur vollendeten Hinrichtung wird.

Der religiöse Wahnsinn ist die gefährlichste Geistesverirrung und kann nie geheilt werden. Wo in aller Welt verlangt Gott eine so unsinnige Selbstmarter? Und aus Liebe zu Gott sich halbtodt prügeln — ist das kein Wahnsinn? Kann man wirklich seine Liebe zu Gott nicht anders bezeugen? Ja, und gerade die Frauen zeigen hierin eine besondere Wollust! Es ist zwar bekannt, daß der Blutdurst und die Unbarmherzigkeit der Weiber in der großen französischen Revolution bei weitem diejenige der Männer überstiegen, allein eine so permanente Grausamkeit wie die der klösterlichen Pönen läßt sich nicht durch die Erhitzung der Geister entschuldigen.

Anecdotenhafter klingen die Geißelgeschichten von wahnsinnigen Männern, wie z. B. vom heiligen Edmund, der als Student in Paris von einem Weibe zur Unkeuschheit verführt werden sollte, je-

doch ruhig abwartete, bis sich dasselbe entkleidet hatte, und dann über die entblößte Jungfrau erbarmungslos mit seiner Geißel herfiel,*) desgleichen vom heil. Bernardin, der das nämliche Tugendmanöver mit einer Bäckersfrau von Siena ausführte.**) Weniger bekannt ist jedoch, daß der Geißelwahnsinn weit älter als das Christenthum ist: die buddhistischen Mönche kasteien sich in einer Weise, daß alle christlichen Geißelhelden gegen sie noch Stümper sind.

Inmitten aller der tausendfältigen Geißelinstrumente, der Pönen und Quälereien singt die heilige Theresia doch noch:

„Ich sterbe vor Gram, daß ich nicht sterben kann,"

und ihr heiliges Gegenstück Ignatius von Loyola:

„Ich schwimme in dem Meer der reinsten Wonne,
Der ganze Himmel wohnt in meinem Herzen ...."

Diese Leute bringen sich und Andere um, singen aber doch von Blümelein statt Blumen, und Aepfelein statt Aepfel, und die schöne, aber sehr fromme Theresia, die nicht sterben konnte, stirbt im Voraus, in der Verzückung, in der Einbildung. In dem Allen liegt etwas Uebertriebenes, Ausschweifendes, das verletzt, aneckelt . . . . . .

Der Disciplinsaal hatte nur ein kleines Fenster, welches wenig Licht eindringen ließ. Auch diesem verwehrte die Bußschwester den Eingang, indem sie einen grünen Vorhang darüber zog.

Jovita wurde jetzt ihrer letzten Hülle beraubt; entblößt stand sie da, und so will es die Vorschrift über die Disciplinen.

Von der Decke des Saales hingen in die Mitte desselben zwei Stricke herab, an deren Ende je eine eiserne Handschelle befestigt war. Dahin führte die Bußschwester die büßende Jovita und schloß deren Hände in die Eisenschellen. Die Stricke hingen zwei Schritte von einander entfernt; als Jovita an ihnen befestigt war, wurden sie durch einen einfachen Mechanismus aufgezogen, so daß Jovita, die Arme nach oben ausgestreckt, nur mit den Zehen den Boden berührte.

Die Priorin begann jetzt laut die sieben Bußpsalmen zu beten. Sowie sie ihr Gemurmel anstimmte, hieb die Bußschwester, mit beiden Händen eine Geißel schwingend, kräftig auf den Rücken Jovita's los. Dabei zählte sie langsam: eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — neun — zehn.

---

*) Claudius Espenäus, L. I. de contin. cap. 11.
**) Surius, Vita S. Bern. p. 278.

Unglückliche Jovita! Schon beim zehnten Hiebe begann sie laut aufzuschreien, nachdem sie bisher den Schmerz verbissen hatte. Die Bußschwester schlug aber immer stärker zu, mit jedem Hiebe stieg ihr Eifer, und je kräftiger sie schlug, desto größer war ihr Verdienst.

Jovita begann sich zu wenden und vor Schmerz wimmernd im Kreise zu drehen; die Bußschwester aber blieb auf ihrem Platze und führte ihre Streiche, unbekümmert, wohin sie trafen.

Als die Priorin den siebenten Psalm beendet, hatte auch die Bußschwester Sechsunddreißig gezählt und geschlagen. Sie ließ hierauf die Stricke nach, an denen Jovita hing, und diese brach in die Kniee. Die Bußschwester nahm ihr dann die Handschellen ab, worauf Jovita ohnmächtig auf den Boden hinstürzte.

Ihr Geschrei war zuletzt in Gewimmer übergegangen und endlich ganz erstorben.

Die Bußschwester holte ein Hemd, ein Gewand, ein paar Sandalen und warf sie über die Ohnmächtige. Als die Priorin den Vorhang vom Fenster zurückzog, zeigte sich der Boden vom frischen Blute geröthet und die Seile tanzten noch hin und her.

Die Bußschwester hob dann die Ohnmächtige auf und schleifte sie aus dem Saale in eine nebenanstoßende Zelle. In derselben befand sich ein Bettschragen mit Drillich, ein Wasserkrug und ein Stück schwarzes Brod, und gegenüber an der Wand ein Crucifix. Auf das Bett warf sie den Körper Jovita's, ließ ihn liegen und sperrte die Zelle ab, deren Schlüssel der Priorin eingehändigt wurde.

Dreimal des Tages wiederholte sich diese furchtbare Scene, des Morgens, des Mittags und des Abends, wenn das Ave geläutet war.

Zwölf Tage dauerte diese Marter. Das war die Pön des dritten Grades — im Ganzen zu 1296 Geißelhieben! Auch eine christliche Liebe!

Schrecklich!

Hast Du diese Liebe geboten, o Gott?

Es wundert uns sehr, daß Jovita dieser barbarischen Strenge nicht erlag. Ihr Körper war durch die vorausgegangenen jahrelangen Entbehrungen des Klosterlebens, durch die Strapazen und das ungeordnete Leben der letzten Zeit ganz und gar geschwächt, ihre Constitution war von jeher eine zarte: sie hätte auch unmöglich solche Züchtigungen ertragen können, wenn nicht ihr eiserner Wille, ein un-

bändiger Trotz sie immer wieder aufgerichtet und ein erträgliches Gleichgewicht hergestellt hätte.

Sie hatte den Trotz, die eiserne Festigkeit des Willens von ihrer Mutter Elka ererbt; und wenn wir bisher so selten diese Eigenschaft des Charakters an ihr wahrgenommen haben, so war lediglich ihr Bestreben, ihren eigenen Willen dem klösterlichen Gehorsam gemäß dem ihrer Obern unterzuordnen, hievon die Ursache.

Noch mehr wundert uns der Umstand, daß Jovita, laut den Untersuchungsakten, nach jener furchtbaren Strafe nicht wiederholt in den Zustand des Irrsinnes verfiel; es ist vielmehr konstatirt, daß sie damals bei voller Vernunft war.

Dagegen sagte der Beichtvater P. Hyginus Masofsky aus, sie wäre sehr verschlossen, hartnäckig, ja böswillig geworden. Das glauben wir jenem Pfaffen auf das Wort. Schon das Kind wird verbissen, verstockt und boshaft, welches oft und anhaltend gezüchtigt wird. Ein alter Satz der Psychologie ist es, daß strenge und grausame Strafen alle edleren weicheren Gefühle des Herzens ertödten, den Menschen je nach Anlage seiner Natur entweder stumpfsinnig oder boshaft machen. Wer je mit Kindern und Menschen umgegangen, hat diese Erfahrung gemacht. Darum hat der Mensch den Verstand, daß er durch gütige und ernste Ermahnungen das Bessere einsehen lerne; und darum prügelt man den Hund, weil er den Verstand nicht hat, seinen Fehler einzusehen. Nun bedenke man weiter, daß alle Nonnen, keine einzige ausgenommen, ungeheuer boshaft und hartherzig sind, und zwar boshaft, versteckt und hinterlistig sein müssen, weil das die Natur des klösterlichen Lebens mit sich bringt. Kommen noch derartige Anfeindungen, Verfolgungen nnd Quälereien hinzu, wie man sie an Jovita ausübte, so soll es uns nicht nur nicht wundern, daß sie hartnäckig und böswillig wurde, was endlich auch einem Engel in solcher Gesellschaft begegnen müßte, — sondern im Gegentheile, daß sie Alles so ruhig, stillschweigend ertrug und nicht daran dachte, sich zu rächen.

Man muß die Nonnen kennen; dann begreift man sehr leicht solche Verhärtungen des Herzens. Viele gehen immer mit niedergeschlagenen Augen umher und versäumen keine Gelegenheit, um zu sagen, sie wären der Barmherzigkeit Gottes unwürdig und die größten Sünderinnen, sind aber dabei von solchem Stolze erfüllt, daß das geringste Wort sie in Harnisch bringt, und sind voll der Mängel

und Gebrechen. Es gibt in allen Klöstern fertige Redensarten über die Tugenden; es ist eine durch die Tradition fortgepflanzte eigenthümliche Redeweise, die von der größten Albernheit zeugt.

So ist die Aufrichtigkeit jene Tugend, die man in keinem Kloster findet. Die Spionirerei und die Denunciation schließen jede Offenheit, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des Handelns aus. Man findet Kabalen und Intriguen, aber keine Demuth in den Frauenklöstern. Wer sollte da nicht verstockt, verschlossen und hartnäckig werden?

Die Rivalitäten und Eifersüchteleien, welche in den Frauenklöstern unvermeidlich sind, erzeugen naturgemäß stillen Haß, den man in sich verschließt, nicht einmal sich selbst gestehen mag, der aber bisweilen zu Ausbrüchen führt, die das Gerücht sogar, wenn auch nur als schwaches Echo, hinaus in die Welt trägt. In Italien, wo die Nonnen aus der Welt, die sie nie zu lieben aufhören, in ihr Kloster jene heftigen Leidenschaften mitbringen, die eben nur unter diesem heißen Himmel entstehen können, ist es häufig genug zum Verbrechen gekommen. Vor einigen Jahren kam es in einem römischen Kloster unter den Nonnen zu Messerstichen; zwei oder drei fanden dabei den Tod und trotz aller Umsicht, den schrecklichen Skandal zu vertuschen, erfuhr es doch die ganze Stadt. Die Veranlassung gab ein sehr geliebter Pater.

In Deutschland kommen die Nonnen niemals zu solchen Ausschreitungen. Messer und Dolche gehören nicht zu den deutschen Sitten. Dagegen verstehen sich die Nonnen vortrefflich auf den kleinen Krieg mit Nadelstichen, die in einem Kloster, wo sie unausgesetzt und zwar mit der andächtigsten Miene ausgetheilt werden, endlich eine unerträgliche Qual werden. Der Beichtvater predigt ihnen fortwährend Einigkeit und Liebe und meint, die kleinen Zänkereien von heute werden morgen wieder vergessen sein. Aber wie täuscht er sich! Die Nonnen sind Weiber, noch dazu ganz gewöhnliche, und vergessen nicht so schnell. Auch sind die Deutschen bockbeinig und zähe im Haße. —

Als die schwere Pön zu Ende war, erhielt Jovita ihre Zelle angewiesen. Zur Ueberwachung wurde ihr jedoch eine Laienschwester beigegeben, so daß sie niemals allein in der Zelle sich befand.

Kaum war sie von der Subpriorin in ihre Zelle geführt worden, als schon Pater Hyginus eintrat. Er betrachtete die neue Nonne mit sonderbaren Blicken und blinzelnden Augen; ein hämischer Zug spielte um seine Lippen.

Er war wohlgenährt und sein Gesicht von Fett strotzend, seine Haut glänzte.

— Silentium! redete er Jovita an, als sie ihn grüßte. Schweigen und Gehorsam ist Deine erste Pflicht. Du bist eine arge Sünderin. Die Lust des Fleisches steckt in Dir und sie soll ausgetrieben werden durch die strenge Regel der Entbehrung, des Mangels und der Kasteiung. Erhebe Deinen Geist über den Pfuhl der Sünde und halte die Schwäche des Leibes nieder, welcher Dir schon beim Eintritt in dieses heilige Haus Strafe brachte. Bete und thue Buße für Deine Vergehen, denn das Himmelreich ist nahe. Die Regel des Ordens ist strenge, doch sie muß es sein. Du wirst das später erkennen. Ertrage mit Ergebung und Geduld, sei schweigsam und gehorche, gib der Reue Raum in Deiner Brust, damit die zum Heil Deiner Seele angewendete Pön nicht verloren sei und Frucht trage.

Nicht verzagt! fuhr er fort. Du kannst Deine Lage bessern. Gehorche und ergib Dich mir. Je gehorsamer, willfähriger und ergebener Dein Benehmen gegen mich ist, desto reichere Gnaden wird Dir der Herr verleihen, Du sollst es nicht zu bereuen haben.

Hierauf verlangte der Pater die Ablegung einer Generalbeichte. Dieselbe ist unerläßlich, wenn der Beichtvater und mit ihm die Priorin eine neue Nonne genau kennen lernen wollen. Mutter Tharsilla hatte daher Jovita drei Tage hiezu freigegeben, und drei Tage hindurch nahm Pater Hyginus die Beichte Jovitas ab. In drei Tagen kann manches Wort gesprochen werden; wer aber die Geheimnisse einer allgemeinen Gewissenserforschung kennt, weiß auch, daß man eine Beichte unendlich hinausdehnen kann. Viele Heilige brauchten acht Tage zur Ablegung ihrer Generalbeichte; unter drei Tagen wurde aber Niemand fertig.

Wir haben bereits eine solche Beichte kennen gelernt, und die jetzige dürfte wenig von der vorigen unterschieden gewesen sein. Es sind ja immer nur dieselben Sünden, dieselben Gedanken zu bekennen. Die oftmalige und ewige Wiederholung derselben strengt nicht blos das Gehirn sehr an, sondern erfüllt auch mit Eckel vor de-

Beichte überhaupt. Der Ueberreiz, an und für sich eine krankhafte Erscheinung, führt eine Reaktion des Gemüthes herbei, zerrüttet das Organ des Denkens und stumpft es in bedenklicher Weise ab. Diese Wirkung der Beichte wird uns später nochmals beschäftigen.

Die nächste Folge dieser Beichte war, daß Jovita Anzeichen des Irrseins kundgab. Kein Wunder; es gehört ein stärkerer Geist als der eines Weibes dazu, eine dreitägige moralische Folter auszuhalten. Wenn schon auf die vulgäre Beichte, die etwa zehn Minuten dauert, sich eine geistige Abspannung, verbunden mit physischer Ermüdung, einzustellen pflegt, um wieviel mehr und in welcher bedenklichen Progression muß das bei einer mehrtägigen Beichte der Fall sein!

Eine weitere Folge war, daß man anfing, Jovita sehr schmachvoll und hart zu behandeln. Der Beichtvater hatte natürlich, der klösterlichen Sitte gemäß, Jovita um die Erlaubniß ersucht, der Priorin dasjenige aus ihrer Beichte mittheilen zu dürfen, was ihm hiezu geeignet erscheine.

Es wurde schon erwähnt, daß einer solchen Umgehung des Beichtgeheimnisses keine Nonne sich widersetzen kann. Pater Hyginus schien nun der Mutter Tharsilla die ganze Beichte, so gut er sie eben wiederzugeben vermochte, mitgetheilt zu haben. Denn von diesem Augenblicke an nannte dieselbe Jovita eine Ketzerin, eine heuchlerische Lustdirne und gab ihr Namen, mit deren Wiederholung wir diese Blätter nicht beflecken möchten. Ebenso warf Pater Hyginus einen Haß auf Jovita, weil ihr Herz bereits einem Andern gehörte und ihm also nicht mehr offen stand.

Die Existenz in einer Gesellschaft, deren zwei mächtigste Faktoren, Beichtvater und Priorin, einmal Stellung gegen eine Nonne genommen haben, ist für diese eine verzweifelte. Nun trat zu diesem traurigen Umstande noch die allseitige Anfeindung durch die Schwestern. Die ehemalige Priorin Zitta und deren heuchlerische Freundin Serafine hatten denselben die schrecklichsten Schilderungen von der Sündhaftigkeit, Verworfenheit und Verderbtheit Jovitas entworfen und dadurch die Nonnen veranlaßt, jede Berührung mit einer solchen Person zu meiden. Ja, es wurden Stimmen laut, welche daraufhin die Entfernung Jovitas aus dem Hause geradezu forderten. So war dem unglücklichen Geschöpfe schon der Boden unter den Füßen entzogen worden, als es kaum in das Kloster getreten.

Durch die Supriorin wurde Jovita in alle Regeln und Vorschriften des Klosters eingeführt.

Die Menge der existirenden Vorschriften aufzuführen, würde den Rahmen dieses Werkes zu weit ausdehnen. Es dürften die früheren genügen, um die vortreffliche Weisheit und die Culturfähigkeit des Mönchsgeistes zu beweisen. Viele unserer geehrten Leser werden bei Durchsicht derselben den Kopf geschüttelt und an dem richtigen Denkvermögen der Menschen, welche solche Satzungen aufstellen und welche sie befolgen, zu zweifeln begonnen haben. Und mit Recht: der praktische Verstand wird durch das bloße Lesen solcher unsinnigen Vorschriften ermüdet; man wendet sich übersättigt, angeeckelt vou ihnen ab. Wer solchen Regeln nachleben, wer sich ihre Erfüllung zur einzigen Lebensaufgabe machen kann, der muß selbst mente captus, wahnsinnig sein.

Wenn in den Klosterregeln von Arbeit die Rede ist, so ist darunter keine harte Arbeit zu verstehen. Die Nonnen spalten nicht einmal das für die Küche nöthige Holz, noch weniger geben sie sich so rein irdischen Beschäftigungen hin, wie Nähen u. dgl. Ihre ganze Arbeit besteht in der Verfertigung von goldgefaßten Mänteln für „unbefleckte Empfängnisse" und Jesuskinder, von Reliquien-Nachahmungen, von Lukaszetteln und ähnlichen Spielereien. Unter so frommen Tändeleien bringen sie ihr Leben außer dem Chore hin, betteln aber doch in aller Welt um Almosen herum, leben doch von den milden Spenden jener sündigen und verworfenen Weltleute, die schon deshalb in ihren Augen ewig verdammt sind, weil sie nicht auch in einem Kloster einer eingebildeten Heiligkeit fröhnen.

In diesen Klöstern gibt es gar wunderliche Vorsichtsmaßregeln. Viele Stunden werden darauf verwendet, lateinische Gebete zu singen. Was kann die Sprache, die sie nicht verstehen, das Gebet, das für sie keinen Sinn hat, eben weil sie das Latein nicht können, dem Herzen solcher Frauen sagen? Sie müssen lediglich mit den Lippen herableiern. Die Sache selbst ist an sich schon peinlich und beschwerlich, man hat aber Mittel gefunden, sie noch peinlicher zu machen. Es liegt in den harmonischen Saiten der weiblichen Stimme ein ganz eigenthümlicher mächtiger Reiz. Diesen Reiz hat die heilige Theresia verbannt. Die Nonnen ihres Ordens, die Barfüßer-Carmeliterinnen, müssen n ä s e l n d s i n g e n, und dieses Näseln muß gleichförmig, monoton sein.

Will man wissen, wozu diese lächerliche Vorschrift gegeben wurde?

„Die Nonnen", meint jene Heilige, „können zu viel Vergnügen daran finden, zu singen oder ihre Schwester singen zu hören. Dadurch wäre möglicherweise eine für die Sinne gefährliche Aufregung herbeizuführen."

!!! Hier spricht die vollendete Exaltation!!!

Und jenes Verbot der Freundschaften anlangend, verhält es sich da besser? In dem Klosterleben ist jede Herzensergießung ein großer Fehler. Das sanfteste, das reinste Gefühl der Menschenseele, das durch Christus selbst geheiligt, die Freundschaft, ist strenge verboten und ausgeschlossen in jenen Häusern, in denen man doch gelobt, in den Fußstapfen des göttlichen Meisters zu wandeln.

„Man muß alle Schwestern mit Menschenliebe umfassen", befiehlt die große Theresia, „keine mit besonderer Zuneigung, die sich vielleicht auf Gleichheit der Ansichten gründet. Solche Freundschaft ist gegen die religiöse Vollkommenheit."

Christus hat mit unermeßlicher Liebe das Volk geliebt, das er erlösen wollte, die Apostel, die er erwählte, die Jünger, die ihm nachfolgten; mit innigeren Gefühlen aber liebte er Lazarus, den sanften Jünger Johannes, Maria, die Schwester Marthas und die bereuende Sünderin Magdalena, deren Liebe die Unreinheit abwusch. Als Christus Mensch wurde, nahm er alle Gefühle des menschlichen Herzens an, d. h. alles Edle und Reine darin, um es noch edler und reiner zu machen. Er hatte vertraute Freunde oder, um uns der Klostersprache zu bedienen, besondere Freundschaften. Und sind diese besonderen Freundschaften nicht eine der herrlichsten Seiten jener göttlichen Vollkommenheit, deren Nachahmung der Zweck des ganzen Lebens der Christen sein sollte? Wenn man sich in ein Kloster einschließt, will man diese Zwecke nur sicherer erreichen, und in einer seltsamen, fast unbegreiflichen Verwirrung nimmt man dem Herzen des Mönches, der Nonne, die Freundschaft! Jesus machte aus ihr eine Tugend, die Mystiker möchten ein Verbrechen aus ihr machen.

Christus, Du wolltest während Deines sterblichen Lebens weder Reichthum noch irdische Größe; Du lebtest wie die Aermsten und Geringsten; aber Du wolltest geliebt sein und gestattetest dem,

welchen Du Allen vorzogst, den Kopf an Deiner Brust ruhen zu lassen!

„Wir aber untersagen solche Freundschaften, weil sie zu sündhaften Dingen führen können."

Ihr Unklugen, Ihr Thoren, Ihr wagt es zu dem Gelübde ewiger Keuschheit junge Männer und Jungfrauen, Kinder fast, zu verpflichten und haltet sie doch für fähig, unter Euern Augen Sünden gegen die Natur zu begehen! Seltsam! Je strenger die Orden sind, um so kleinlicher und beleidigender für die Menschenwürde werden die Vorsichtsmaßregeln gegen die Versuchungen des unreinen Geistes.

LXXIV.

Geschichte des Mannes ohne Kopf.

„Nun, mein Sohn, hast Du Dir ein Urtheil über jene Briefe gebildet?" fragte des andern Morgens der Novizenmeister den Woicech.

— Wenn ich es fällen darf, ist es dieses, — lautete die Antwort des Novizen. — Der Geist Christi ist diesen Klöstern abhanden gekommen; man lebt in ihnen nach dem Geiste von Menschen, die weder sich selbst noch Andere liebten, die vielleicht eben darum heilig gesprochen wurden, weil sie die Lehren Christi zu befolgen heuchelten, in Wirklichkeit aber —

— Halte ein! fiel der Novizenmeister rasch in die Rede. Du vergißest, daß Du selbst einem solchen Orden angehören willst. Verwirft man einen Orden, so muß man auch alle andern verwerfen, denn sie sind alle nach demselben Systeme errichtet. Der Unterschied der Orden besteht eigentlich nur in den Farben der Kutten, im Uebrigen handelt es sich nur darum, ob sie weit oder nicht weit hin-

ter dem Jesuitenorden, dem Ideale alles Mönchsthums, zurückgeblieben sind. Je mehr ein Orden der Gesellschaft Jesu gleicht, desto vollkommner ist er, und um so unvollkommner und unheiliger, je weniger er sich die bewundernswerthen Eigenschaften dieser Tugendhelden, die Grundsätze und Praktiken dieser frommen Väter angeeignet hat.

— Man sagt es wenigstens, daß die Jesuiten nicht nur in ihrem geistlichen Hochmuthe alle andern Orden beherrschen wollen und sich selbst „Prediger der Prediger“ nennen, sondern daß sie eigentlich die katholische Kirche bilden, indem sie das gesammte Episcopat verfolgen, wenn es ihnen nicht dienstwillig ist, und indem sie an Statt Pius IX. die Kirche regieren.

— So ist es. Derselbe Papst Pius IX., der ehedem ein Freimaurer war, ist jetzt ein geheimer Jesuit und nur insoferne Papst, als er lauter Jesuiten heilig zu sprechen hat. Wer darum die Jesuiten angreift, greift die Kirche selbst an. Wer über die Jesuiten ein Wort des Tadels laut werden läßt, der hat alle Gewaltigen der Erde gegen sich.

— Deshalb sind aber die Jesuiten doch Heuchler, Betrüger, Wucherer, Diebe, Erbschleicher, Mörder, Königsmörder, Revolutionäre.

— Um Gotteswillen, sprich diese Worte nicht mehr! Es könnte uns Jemand hören. Ja — setzte der Pater leise hinzu — sie sind alles das, die Geschichte wenigstens beweist es bis in unsere Tage, aber man darf es nicht sagen, hörst Du? Man darf es nicht sagen! Die Jesuiten werden wüthend, wenn man ihnen ihre Sünden vorhält, sie verfluchen, anathemisiren und bannstrahliren jeden, der sich wider sie erhebt, und suchen ihn, wenn sie ihn nicht körperlich tödten können, wenigstens moralisch todtzuschlagen, indem sie an dem Manne kein gutes Haar lassen und ihn in allen ihren Zeitungen verlästern.

Es trat eine Pause ein. Der Novizenmeister gönnte seinem Schüler Zeit, etwas über das Gesagte nachzudenken. Es lag in seiner Pflicht, dem angehenden Carmelitermönche den Haß gegen die Jesuiten einzuimpfen. Alle Orden hassen ja vereint die Jesuiten, als ihre Unterdrücker, und einem Novizen muß dieser Geist bei Zeiten beigebracht werden. Dann wird ein Schritt weiter gegangen und der nächste Orden bezeichnet, dem man feind ist. Die Dominikaner sind die entschiedensten Feinde der Jesuiten und gleichzeitig der Benediktiner. Die Benediktiner können keine Carmeliter ausstehen. Die

Carmeliter feinden die Franziskaner an. Die Franziskaner kennen keine ärgeren Todfeinde als die Capuziner. Die Capuziner scheuen die Augustiner wie eine Todsünde. Die Augustiner sind den barmherzigen Brüdern feind. Die barmherzigen Brüder sind gegen Jedermann, nur nicht gegen die Redemptoristen barmherzig. Und so geht diese Skala des Hasses fort ins Unendliche.

In diesem Sinne wurde auch Woicech unterrichtet. Am Ende der vormittägigen Lektion kam der Novizenmeister nochmals auf die Briefe zu sprechen. Er erwähnte dabei des satanischen Charakters der Priorin Mutter Tharsilla und meinte, sie könne nun ihren Bosheiten freien Lauf lassen, da kürzlich eine gewisse Nonne Barbara oder Jovita in ihr Kloster gebracht worden und diese etwas störriger Natur sein solle. Man werde sie aber beide zu mässigen wissen.

Kaum hatte der Novizenmeister seinen Zögling verlassen, als dieser seinem Entsetzen Luft machte, welches die letzten Worte des Paters auf ihn hervorgebracht hatten.

— Wie? rief er schmerzlich bewegt aus. Du bist jetzt im Kloster, meine arme Barbara, und in welchem?! Großer Gott, wenn ich jetzt frei wäre!

Von diesem Momente an war seine Ruhe dahin. Er wußte, daß seine Geliebte sich in Krakau, in seiner Nähe befand. Er überlegte sogleich, was nun geschehen solle. Sollte er aus dem Kloster fliehen? Das wäre unnütz gewesen, wenn nicht Jovita mit ihm entfloh. Wie aber zu dieser gelangen? Das machte Woicech viele Bedenken. Er sann einige Tage lang darüber nach; äußerlich behielt er zwar seine Ruhe und seinen Gebetseifer, im Innern aber beschäftigte er sich nur mit der Auffindung einer List. Denn das verstand sich, daß im Kloster nur auf dem Wege einer List eine Anknüpfung nach Außen und gar in ein anderes Kloster stattfinden konnte. Auf geraden Wegen gelangt man selten zum Ziele.

Als der nächste Sonntag einfiel, machte Woicech zum ersten Male von seinem Privilegium Gebrauch, Ausgang zu halten. Er meldete dem Prior, daß er seinen Freund Ograbiszerski besuchen wolle. Da dieser ein „Herr von“ und auch vermöglich war, so wurde die Erlaubniß gerne gegeben, denn einflußreiche Freunde kann ein Kloster immer brauchen. Woicech begab sich nach Krakau, und da er wußte, daß man ihn nach klösterlicher Sitte sehr wahrscheinlich beobachten lasse, suchte er in der That seinen Freund auf. Auf sein Verlangen

gab ihm dieser bereitwillig Geld, nachdem er ihm den Zweck der Verwendung auseinandergesetzt hatte, wobei sich Herr von Ograbiszerski sehr zu belustigen schien. Woicech beabschiedete sich wieder von ihm und begab sich auf den Piasek. In dessen engen schmutzigen Gassen verschwindend, trat er in ein hölzernes niedriges Haus, wie man sie in den äußeren Stadttheilen Krakau's zahlreich findet.

Dort wohnte Frau Krapulinski, welche die Wäsche gleichzeitig für das Frauenkloster und Mannskloster der Carmeliter besorgte. Die Carmeliterinnen können nämlich nicht Hemden bürsten und daneben Spiritualität betreiben; das begreift sich. Die mit Wäschereinigen verbundene Anstrengung wäre auch für solche der Arbeit abholde Frauen zu gewaltig, und es gehörte in der That ein gewisser Geschmack dazu, da die Ordensregel vorschreibt, daß die Hemden nur alle drei Monate einmal gewechselt werden dürfen. Nun gibt es aber viele Klosterfrauen, welche nur einmal im Jahre ihre Wäsche wechseln, und man kann füglich überzeugt sein, daß alle die Regel des heiligen Franziskus Assisi befolgen: „am Körper schmutzig, im Herzen rein," wie ja dieser Heilige auch in der Unreinlichkeit so weit ging, sich nie zu waschen und sogar die Läuse zu küssen, wenn eine von seinem Kopfe auf die Kutte herab einen Ausflug unternahm. Wir wissen nicht, ob die Gnade Gottes mit steigender Unreinlichkeit etwa zunimmt, — und Frau Krapulinski kümmerte sich ebenfalls darum nicht, sondern wusch, was man ihr brachte. Sie erhielt jede Woche Altartücher und dazu von den Schwestern weiße Battisttaschentücher, von den Mönchen ebenfalls Altarwäsche und blaue Nasentücher sammt reichlichem Schnupftabak. Und auf diesen Umstand hatte Woicech seine Pläne gebaut.

Vorerst schmeichelte er sich bei der über seinen Besuch sehr erfreuten Frau Wäscherin durch ein kleines Geldgeschenk ein und brachte ihr schließlich sein Anliegen vor. Als es Frau Krapulinski gehört hatte, schüttelte sie zweifelnd ihr Haupt.

— Ich würde im Falle einer Entdeckung um die Klosterkundschaft kommen, sagte sie. Es entginge mir damit eine regelmäßige Einnahme.

— Wenn Sie meinen Rath befolgen, — erwiderte Woicech, — wird keine Entdeckung möglich sein. Wer sollte auch in einem Taschentuche einen Brief vermuthen? Sie dürfen nur das Blatt aus meinem Taschentuche herausnehmen und in das der Frau Jovita

hineinlegen. Für diese Mühewaltung werde ich Sie regelmäßig belohnen.

Die Wäschersfrau verstand sich endlich dazu, nachdem ihr Woicech den Glauben beigebracht hatte, es handle sich in der zwischen ihm und Jovita zu bewerkstelligenden Correspondenz nur um familiäre Dinge. Frau Krapulinski erhielt noch die nöthigen Instruktionen zur Sicherung gegen Entdeckung, und Woicech entfernte sich dann, dem Kloster auf dem Czerna zueilend.

Woicech hatte zur Eröffnung der Correspondenz sogleich der Wäschersfrau einen Briefzettel hinterlassen. Da Frau Krapulinski den nächsten Morgen die Wäsche an das Frauenkloster abzuliefern hatte, so nähte sie das Papier in das Taschentuch Jovita's, indem sie einen Battistfleck darüber setzte und das Tuch sorgfältig mit dem Bügeleisen glättete. So brachte sie es mit der Wäsche in das Kloster.

Wir lassen nun die Correspondenz Jovita's in ihren Hauptzügen getreu nach ihren eigenen Worten folgen:

*

Mein Woicech! Wie unglücklich bin ich, wieder in einem Kloster eingesperrt zu sein, und doch wie überglücklich, Dich mir so nahe zu wissen! Warum bist Du aber auch in diesen hartherzigen Orden getreten? Ach, jetzt ist keine Hoffnung unserer Vereinigung mehr! Und wüßtest Du, wie ich Dich liebe, Du hättest mich nicht verlassen und den grausamen Nonnen preisgegeben; wüßtest Du, wie mein Herz nach Dir verlangt, dem einzigen Manne, der mich noch auf dieser Welt liebt und dem ich so gerne angehören möchte, Du hättest Dich nicht auch in ein Kloster gesperrt! Du schreibst mir, daß Du mich über Alles liebest; wenn das wahr ist, willst Du mich einmal als Frau heimführen? Bleibst Du dann immer im Kloster? Ach, die Liebe verzehrt mich; wenn ich nur sterben könnte! Soll ich mich tödten? Ich bin noch zu jung, ich möchte noch das Leben genießen, das mir bisher so wenig vergönnt war ....

*

Damit Du also nicht verrathen werdest, zeichnest Du Dich als „Mann ohne Kopf." Wenn Du nur ein liebendes Herz für mich behältst, so magst Du immerfort ohne Kopf bleiben — bleibe nur Mann, mich verlangt es fieberhaft nach einem Manne; ach, Deine bloßen kräftigen Schriftzüge bringen mich schon in Aufregung..... Könnte ich nur bei Dir sein! ..... Wie es mir gefällt und er-

geht? frägst Du. Ach, schlecht! Wir schlafen hier nicht wie in Warschau jede in ihrer eigenen Zelle, sondern in einem gemeinschaftlichen Dormitorium. Die Betten bestehen hier aus einem Strohsack und einer mit Flocken (gehackter Wolle) dicht angepfropften Matratze, daher sie sehr hart sind. Die Decken sind wollen. Das Kopfkissen ist ebenfalls mit Flocken gefüllt und so hoch, daß man in den Betten mehr aufrecht sitzt, als liegt. Meine Nachbarinnen sind die Schwester Seraphine vom Kreuze, die einstige Subpriorin zu St. Theresia, und Ludovica vom heiligen Schwamme. Erstere kommt bei der Nacht jeden Augenblick herüber, stößt und rüttelt mich und sagt, ich solle nicht so fest schlafen, da mich sonst unreine Träume befallen würden.

*

Du versprichst, mich zu heirathen, mein Woicech! O, wie wonnevoll ist mein Entzücken! Und die Brautnacht! Ich übersehe vor Wonne alle die Leiden, welche ich hier im Kloster ertragen muß. Ach, diese vergangene Nacht hatten wir wieder allgemeine große Disciplin wegen des heutigen Marienfestes. Nach dem Nachtchore zogen wir paarweise in das Refectorium, in welchem die Läden an den Fenstern zugelehnt waren. Rechts und links stellten sich die eingetretenen Nonnen in zwei Reihen auf, jede mit einer Geißel in der Hand. Die Priorin löschte, als sie uns abgezählt hatte, das Licht aus und betete das Miserere, worauf wir den Kuttenstrick lösten, die Habite emporhoben und mit der Geißel auf den nackten Fuß*) und die Lenden einhieben. So gaben wir uns 300 Hiebe, — das heißt, ich zählte nur 200, weil mir das schon genug war und mir während des Geißelns der Rock hinabfiel, was einen Zeitverlust verursachte. Ich schloß auch nicht mehr die Augen, wie ich es sonst bei den Disciplinen zu thun pflegte, und da bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß die andern Nonnen ebenfalls die Augen offen behalten und die Priorin sogar herumging, nachzusehen. Es war nämlich, weil der Chor länger gedauert hatte, bereits gegen drei Uhr Morgens, und war es der Mond oder der nahende Tag, welcher das Licht durch die Fensterläden und Ritzen hereinwarf, — im Refectorium herrschte nur ein Halbdunkel, welches Alles zu sehen gestattete. An mehreren der

*) „Fuß" heißt in der Nonnensprache und „Steiß" in der Mönchssprache derjenige Theil des Körpers, welcher in den Klöstern eine so große Rolle einzunehmen, in der Welt aber nur zum Sitzen berufen ist.

mir gegenüberstehenden Schwestern bemerkte ich um die Mitte ihres Leibes eiserne Bußgürtel, andere sahen zerschunden und unappetitlich aus. . . . Auf einmal klatschte die Priorin, wir ließen die Röck fallen, ordneten unsere Kleider und begaben uns in langem stillen Zuge nach dem Schlafsaale in unsere Betten.

*

Die Disciplin, mein Woicech, von der ich Dir neulich schrieb, scheint der Anbeginn einer neuen Prüfungszeit für mich werden zu wollen. Du weißt, daß ich in der Küche zur Aushilfe beschäftigt bin: gestern kam Schwester Symphorosa, während ich allein in der Küche war, und bat mich um etwas Carmelitergeist, weil sie sich so schwach fühle. Ich konnte ihr leider nichts geben, weil mir die Schwester Küchenmeisterin Galla selbst Alles versperrt, drückte ihr aber mein Beileid aus. Symphorosa erzählte mir, es werde ihr jeden Monat zweimal zur Ader gelassen, und als ich ihr vorstellte, daß dieser große Blutverlust die Wassersucht nach sich ziehen müsse, gestand sie mit weinenden Augen: daß sie auf Geheiß der Priorin sich so oft eine Ader öffnen lassen müsse und die gute Wirkung wenigstens eine Zeitlang spüre, indem sie weniger Wallungen im Blut fühle, nicht so oft verführerische Träume habe und die verbotenen Gelüste hiedurch am besten unterdrückt würden. Ich nannte dieses Verfahren ein unsinniges. — „Wie, unsinnig?“ rief plötzlich die Schwester Zitta, aus ihrem Verstecke hervorspringend, in dem *sie uns* belauscht hatte. Ich wurde sogleich der Priorin gemeldet, erhielt von dieser Schläge in das Gesicht, sie warf mir das Brevier an den Kopf und nannte mich eine Bestie. Heute Nacht erhalte ich von der Schwester Büßerin die kleine spanische Disciplin, d. i. auf den vorderen Theil des Fußes, womit drei Tage Fasten verbunden sind. Ach, hätte ich diese Strafe schon überstanden, die Schwester Büßerin schlägt so unbarmherzig zu, ich habe schon so große Angst. . . . .

*

Du schreibst, theurer Woicech, ich solle mit meinen Reden vorsichtiger sein. Oh, glaube es mir, ich habe geschworen, nur noch das Nothwendigste zu sagen. Diese Schwestern sind so falsch und lauern auf jedes Wort, ich werde mich vor ihnen hüten. Ich muß ganz verschlossen und ebenso falsch werden, wie es die Andern sind, sonst kann ich nicht mehr mit ihnen auskommen. Aber wenn ich auch schweige, man verfolgt mich in anderer Weise dafür um so mehr.

Schwester Galla, die Küchenmeisterin, eine zwar häßliche, aber gute Frau, hat mich bisher ziemlich leidlich behandelt. Als ihre Magd habe ich das Feuer zu zünden, das Wasser zu holen, das Geschirr zu spülen und die Küche zu scheuern. Seit einiger Zeit aber bekritelt sie jeden meiner Dienste, tadelt mich heftig bei Versehen und schlägt mich zuweilen sogar mit einem Stücke Holz. Diese Behandlung thut mir doppelt wehe, weil ich weiß, daß Galla gegen ihr eigenes Herz und nur auf Geheiß der Priorin so verfährt. Noch mehr hat mich aber eine Strafe gekränkt, die sie vor zwei Tagen über mich verhängen ließ. Das Geschirr in den Klöstern ist aus Zinn, nur die Krügelchen, die gefüllt mit Wasser jede Schwester bei Tische neben dem Teller stehen hat, sind von Thon. Ein solches irdenes Krügelchen setzte ich in der Eile des Arbeitens zu hart an den Rand des Anrichttisches, es verlor das Gleichgewicht, stürzte auf das Küchenpflaster und zerbrach. Nicht genug, daß ich von Schwester Galla mit dem Besen geschlagen wurde, sie bat auch die Mutter Priorin, mich für diese Unachtsamkeit gebührend zu strafen. Diese ließ mich beim Abendessen nach dem Gebete aus der Reihe treten, in die Mitte des Refektoriums niederknieen und die Mordaze in den Mund nehmen. Du kennst doch die für Klosterstrafen gebräuchliche Mordaze? Es ist ein Prügel von Birkenholz, anderthalb Zoll dick und ungefähr dritthalb Schuh lang; an beiden Enden ist ein lederner Riemen befestigt, womit die Mordaze am Halse hängt. Dieser Prügel muß lediglich mit den Zähnen festgehalten werden, ohne die Hände zur Beihilfe zu gebrauchen. Das Apportiren eines Pudels liefert das richtigste Bild dieser Gattung Strafe. Damit ich nun länger leiden mußte, ertheilte die Priorin ausnahmsweise Colloquium, d. i. den Schwestern Erlaubniß, während des Essens zu sprechen, womit eine Verlängerung des Essens verbunden ist. Die Schwestern übten ihre gewöhnlichen boshaften Bemerkungen an mir aus, und die zunächst Sitzenden verspotteten mich und wünschten mir guten Appetit. Sie mögen mir wohl alle diese Strafe aus innerstem Herzen vergönnt haben. Die Mordaze mußte ich eine ganze Stunde lang im Munde behalten, ohne daß ich, als der Tisch aufgehoben wurde, etwas anderes als Wasser zur Nahrung erhielt. Gestern haben mich den ganzen Tag die Zähne geschmerzt, das Zahnfleisch ist noch entzündet und sogar die Backen geschwollen. Das Beten freut mich jetzt noch weniger. Wenn ich nur entfliehen könnte! Warum läßt man im Kloster,

wenn man eine Schwester so haßt wie mich, dieselbe nicht lieber in die Welt zurücktreten?

•

Es geht jetzt schon so fort. Ich glaube, mein geliebter Woiciech, ich kann Dir nichts Gutes mehr berichten. Diese Woche fiel ich in eine Ohnmacht. Ich kniete vorher drei Stunden im Chore; es schmerzten mich die Kniee und Füße, ich konnte mich kaum erheben. Es trat ein Krampf ein, das Tragen des schweren Mantels und dazu die Hitze — ich sank in meiner Zelle um. Man ließ mich liegen, bis ich wieder erwachte und mich selbst erhob. Die Priorin gab mir dann die kleine Disciplin zur Strafe, nicht für die Ohnmacht, wie sie sagte, sondern weil ich vorher über Ueblichkeiten geklagt habe und das eine Sünde gegen Gott sei, ohne dessen Willen kein Spatz vom Dache und kein Haar vom Haupte fällt. Die fortwährenden Disciplinen bringen mich noch um; ich muß auch noch die gebotenen machen, wobei ich mich freilich entschädige, indem ich mir Luftstreiche führe.

•

Ich wies einige Schwestern kürzlich zurecht, weil sie mich schlugen. Zum Glücke gab ich ihnen keine beleidigenden Beinamen, sonst wäre meine Strafe ärger ausgefallen; diesmal kam ich aber mit der Gebetsstrafe weg. Dem heiligen Dominikus, dem Erfinder der Inquisition und der Censur, verdankt die Klosterwelt noch eine andere große Erfindung, nämlich neunerlei Stellungen beim Gebet, mit denen man zur Unterhaltung abwechseln kann. Diese Uebung mußte ich, und zwar wieder während des Abendessens, da die Priorin durch meine Fasten ersparen zu können vermeint, zur Strafe und zur Belustigung der Schwestern vornehmen, die schon gewöhnt sind, in mir den Bajazzo des Klosters zu sehen. Zuerst betete ich stehend den vierten Bußpsalm, dann knieend, dann auf dem Rücken, hierauf auf dem Bauche, dann auf der linken und auf der rechten Seite liegend, hierauf stehend mit vorwärts gekrümmtem Leibe, dann stehend und die Arme in's Kreuz ausgestreckt, endlich bei jedem Verse des Psalmes mich abwechselnd auf das linke und rechte Knie niederlassend. Diese Gebetsstrafe strengte mich sehr an, doch war es keine Disciplin; ich spiele lieber Hanswurstiaden, als daß ich mich schlagen lasse.

Für den kommenden Palmsonntag mußte ich den großen hölze-

nen Palmesel, der während des Jahres in der Holzlege steht, mit Bändern und Blumen schmücken. Es ist Dir bekannt, wie kindisch bei all' ihrer Bosheit die Nonnen sind. Auf diesem Esel fuhren immer abwechselnd vier Nonnen im Garten herum und ließen sich von acht Laienschwestern ziehen. Da bemerkte eine Nonne, daß der aus Holz geschnitzte und auf dem Esel zwischen den Nonnen sitzende Christus keinen Kranz auf dem Haupte trage. Für diese Nachlässigkeit mußte ich drei Tage im Refectorium am Boden sitzend essen.

*

Nicht besser erging es mir in dieser Woche. Ich finde kaum Zeit, Dir zu schreiben, theurer Woiciech. Ich muß die geringsten Dienste im Kloster verrichten. So sollte ich vor vier Tagen den bleiernen, 50 Pfund schweren heiligen Geist aus der am Kirchengewölbe oben angebrachten Oeffnung hinablassen und dann den heiligen Geist an einem Querbalken festbinden. Ich that es gerne, allein da mir Niemand half und mir die Last viel zu schwer wurde, mußte ich ihn, um nicht selbst herabzustürzen, loslassen und der heilige Geist fiel in die Kirche hinab und zerbrach in tausend Stücke. Die Priorin erklärte meine Schwäche als Bosheit und der Beichtvater als ein Religionsverbrechen, weshalb ich mit einer aus frischen Birkenzweigen geflochtenen Ruthe zweimal die spanische Disciplin erhielt und drei Tage in den Kerker eingesperrt wurde. Heute wurde ich entlassen, aber noch schmerzen mich die Schenkel von der Disciplin, daß ich kaum gehen kann.

*

Die Rathschläge, die Du mir ertheilst, kommen zwar von dem guten Herzen meines Woiciech, aber Du kennst die Weiber zu wenig. Sie hassen mich Alle. Und was habe ich ihnen gethan? Doch, nicht Alle verfolgen mich: eine junge Nonne, Schwester Agnes, tröstet mich zuweilen im Geheimen. Selbst im Kloster findet man eine mitleidige Seele! Ohne sie würde ich mich längst der Verzweiflung hingegeben haben. Wie schwer war mir das Herz, als ich den vorigen Brief geschrieben hatte! Das lieblose Betragen, die häßliche Schadenfreude, mit der ich verfolgt werde, alle Qualen traten mir vor die Seele. Das Herz war überfüllt, ich ging hinauf in den Dachraum, verkroch mich in einen Winkel, und hier beweinte ich mein Geschick, hier flossen im Stillen Ströme von Thränen, hier verschaffte ich meinem Herzen Erleichterung. So ganz in mich verschlossen, von Niemand belauscht,

nahm mich, die an Kraft Erschöpfte, der Schlaf in seine Arme und gewährte der tiefgebeugten, hilflosen Unglücklichen Ruhe und Erquickung.

Während ich nun vor Traurigkeit in diesem Winkel schlief, entstand im Kloster Nachfrage. Man vermißte mich im Chore, beim Abendessen und endlich beim Abendgebet. Die Priorin besprach sich mit dem Beichtvater noch um 8 Uhr Abends über meine Abwesenheit, und da man sie als eine tückische Bosheit, als Ungehorsam, als Ruhestörung und Verletzung der Ordensregeln ansah, wurden sie einig, mich überall aufsuchen zu lassen und dann strenge zu bestrafen.

Nach allen Theilen und Orten des Klosters wurden nun Nonnen abgeschickt, um mich zu suchen, und endlich gelang es der guten Agnes, mich zu entdecken. Sie rüttelte mich aus dem Schlafe, man schleppte mich im Triumphe zur Priorin, welche befahl, mich über Nacht in den Kerker zu sperren, am andern Tage werde sie mir ihren weitern Entschluß schon eröffnen.

Sie ließ auch wirklich am andern Morgen beim Capitel ordentlich über mein Vergehen entscheiden, und hierin beschlossen die Schwestern, daß ich

1) wegen meines bezeigten Starrsinnes, meiner boshaften Entfernung und absichtlicher Verletzung der Ordensregel fünf Tage lang des Schleiers beraubt werden und während dieser Tage auf der Erde essen solle;
2) daß mir die große Disciplin im Disciplinsaale gegeben, und
3) daß ich zur Laienschwester herabgewürdigt werde und nach Verfluß der fünf Strafttage statt des weißen den schwarzen Schleier erhalten solle.

Dieses im Kapitel ausgesprochene Strafurtheil wurde mir in Gegenwart aller Nonnen vor dem Mittagessen bekannt gemacht. Die Priorin ließ hierauf den ambrosianischen Hymnus: „Herr Gott, Dich loben wir!“ anstimmen, weil sie so glücklich war, meine Bosheit zu entdecken und gehörig zu bestrafen. Dann wurden mir die Schleier abgerissen und ich mußte mich auf den Boden setzen und da die Suppe essen. Deine Jovita ist jetzt keine Frau mehr, sondern blos noch eine Laienschwester, die Magd Aller.

•

Mein Woicech! Eine strenge Untersuchung wurde gegen mich in Gegenwart der vier ältesten Nonnen, welche Diskretinnen oder

Rathsfrauen heißen, vorgenommen. Man behauptete, ich sei verliebt. Ich versicherte, daß mein Herz nur Gott angehöre, daß ich keine verbotene Liebe zu irgend einem Menschen fühle. Allein dieses Geständniß wurde als Verstocktheit des Herzens, als Starrsinn, als strafbare Lüge angesehen und ich, ach! als Discola, „Verworfene des Ordens," an der alle Hoffnung zur Besserung verloren wäre, erklärt und dieser Ausspruch dem ganzen Convent feierlich kund gemacht.

Vorher Laienschwester und jetzt Verworfene — ich tödte mich, Woicech! Ich bin ohne Rettung verloren. Jede Nonne muß mich fliehen, jede vermeidet meinen Anblick, meinen Umgang, als Verworfene bin ich aus der Gemeinschaft gänzlich verbannt. Es muß dienen, mich entweder zum Selbstmorde oder zum Wahnsinne zu treiben. Tragen kann ich dieses Leben nicht länger.

*

Ich schwanke eben hin und her, ob ich nicht diesem jammervollen Dasein ein Ende machen soll; man will ja meinen Tod. Warum läßt man mich nicht lieber fliehen? Mehr vermag Deine verzweifelte Barbara heute nicht zu schreiben.

*

Deine Tröstungen haben mich wieder etwas aufgerichtet. Deine Worte sind ja der einzige Trost, der mir noch auf dieser Welt geblieben ist. Du wünschest etwas ausführlichere Mittheilungen; hier folgen sie.

Man hat sich die Aufgabe gestellt, mir das Leben unmöglich zu machen. Den Nonnen ist der Verkehr mit mir untersagt, und ich stehe allein. Schwester Agnes besuchte mich zu verbotenen Stunden, mir Trost zu bringen; man belauerte uns, man gab dieser Unklugheit eine schreckliche Deutung — aber was könnte nur ein Weib einem Weibe wollen? Ich begreife nicht, was diese Schwestern vermuthen. Ich ward auf die unmenschlichste Weise bestraft, ganze Wochen hindurch muß ich der Messe knieend, von den Uebrigen getrennt, in der Mitte des Chores beiwohnen, von Wasser und Brod leben, in meiner Zelle eingeschlossen bleiben, mich den niedrigsten Verrichtungen im Hause unterziehen. Kann man mich, da ich nach Kräften die Regel zu halten suche, keines Fehltrittes überführen, so erdichtet man einen solchen. Man gibt mir gleichzeitig widersprechende Befehle und bestraft mich, wenn ich ihnen nicht nachkommen konnte. Man rückt die Stunden des Gottesdienstes und der Mahlzeiten vor;

man verändert ohne mein Vorwissen die ganze Klosterordnung, so daß ich trotz der größten Aufmerksamkeit alle Tage schuldig erscheine und alle Tage bestraft werde. Ich besitze Muth; allein gibt es einen Muth, welcher im Stande wäre, gegen Verlassenheit, Einsamkeit und Verfolgung auszudauern? Hier werde ich eben unterbrochen, das nächste Mal — —

*

Mein Woicech! Auf Deinen Wunsch fahre ich fort. Es geht soweit, daß man sich geradezu ein Spiel daraus macht, mich zu quälen; es ist eine Belustigung, welche sich dreißig gegen mich verbündete Personen bereiten. Auf alle Einzelnheiten dieser Bosheit einzugehen, wäre mir unmöglich. Man verhindert mich am Schlafen, am Wachen, am Beten; das eine Mal entwendete man mir verschiedene Stücke meiner Kleidung, ein anderes Mal meine Schlüssel oder mein Brevier; das Schloß meiner Zellenthüre war plötzlich verdorben. Man verhindert mich entweder, eine Arbeit zu verrichten, oder verdirbt diejenige, die ich gut ausgeführt habe. Man schiebt mir böse Reden und unreine Handlungen unter. Man macht mich für Alles verantwortlich, so zwar, daß mein ganzes Leben zu einer Reihe von wirklichen und erdichteten Uebelthaten wird, denen die Strafen auf dem Fuße folgen. Niedergeschlagenheit, Kummer und Schwermuth hat sich meiner bemächtigt. Anfänglich suchte ich am Fuße des Altares die nöthige Kraft, und fand sie auch bisweilen dort. Ich schwankte zwischen geduldiger Ergebung und Verzweiflung, unterwarf mich bald der ganzen Härte meines Schicksales, bald dachte ich daran, mich durch gewaltsame Mittel von demselben zu befreien. In dem abgelegensten Theile des Gartens gibt es einen tiefen Brunnen, und wie oft lenke ich meine Schritte dorthin! Wie oft blicke ich hinunter! Neben dem Brunnen befindet sich eine steinerne Bank, wie oft setze ich mich auf dieselbe, den Kopf auf den Rand des Brunnens gestützt! In dem wilden Aufruhr meiner Gedanken springe ich oft plötzlich auf, entschlossen, mich hinabzustürzen, meine Qualen zu enden. Immer wieder trat ich zurück; immer wieder weinte ich, schrie laut auf, trat meinen Schleier mit Füßen, raufte mir das Haar! Ich zweifle durchaus nicht, daß meine häufigen Besuche bei diesem Brunnen bemerkt worden sind und daß meine grausamen Feindinnen sich mit der Hoffnung schmeicheln, ich würde eines Tages den Plan ausführen, der im Grunde meines Herzens gährt. So o—

mein Gang sich nach dieser Seite richtet, zeigt man eine auffällige Beflissenheit, sich von derselben zu entfernen und die Blicke abzuwenden. Mehrmals habe ich die Gartenthüre in Stunden offen gefunden, in denen sie verschlossen sein sollte, und seltsamer Weise gerade an denjenigen Tagen, an denen man mir besonders viel Kummer bereitet hatte. Man hat die Heftigkeit meines Wesens aufs Aeußerste getrieben, man hält mich schon für halb wahnsinnig. Man bietet mir sozusagen die Hand, mich zu tödten . . . . . Aber jetzt will ich erst nicht: seit ich merkte, daß man mich gerne in den Brunnen hinabstürzen sähe, meide ich den Brunnen. Ich halte mich in den Klostergängen auf und messe die Höhe der Fenster. Wenn ich mich des Abends entkleide, prüfe ich unwillkührlich die Stärke meiner Strumpfbänder.

Was soll ich Dir sagen? Man verleidet mir das Leben, man verleidet mir aber auch die Mittel, es zu nehmen. Die Wuth, Andern zu schaden, sie zu quälen, ermattet bald in der sündhaften Welt draußen: niemals aber ermattet sie in den Klöstern.

*

Mein Gott! Ach, was hat sich wieder zugetragen! Ich zittere, während ich es schreibe. O Woicech, wie muß ich leiden!

Ich habe die Briefe, die Du mir bisher schriebst, nicht vernichtet; ich konnte mich trotz Deines ausdrücklichen Gebotes nicht dazu entschließen. Wie hätte ich mich sonst trösten können, wenn ich sie nicht oft und oft las? Auch waren sie ja unterzeichnet: „Der Mann ohne Kopf." Eine Schwester ertappte mich neulich beim Lesen derselben; sofort versiegelte ich sie in ein Päckchen und dachte zunächst daran, es in mein Kopfkissen oder in meine Matratzen einzunähen; dann wollte ich es in meinen Kleidern verbergen, im Garten vergraben, ins Feuer werfen. Endlich steckte ich es in meinen Busen und begab mich in die Kirche, wo man eben zum Gottesdienst läutete. Ich befand mich in einer so großen Unruhe, daß sich dieselbe in meinen Bewegungen verrieth. Neben mir saß Agnes, die mich allein liebt; es war mir nicht entgangen, daß sie mich bisweilen mitleidsvoll anblickte und Thränen vergoß. Auf jede Gefahr hin beschloß ich, ihr mein Päckchen anzuvertrauen; und so benützte ich denn einen Moment, in welchem alle Nonnen niederknieen, sich tief niederbeugen, und in ihren Chorstühlen gleichsam versinken, zog vorsichtig das Papier aus meinem Busen und reichte es ihr hinter meinem Rücken

hin. Sie nahm es und schob es in ihren Busen. Dies war der wichtigste Dienst unter allen, welchen sie mir bisher erwiesen hat, obgleich ich ihr deren in großer Zahl verdanke: immer war sie bemüht, ohne sich bloßzustellen, alle die kleinen Hindernisse zu heben, die man mir bei Erfüllung meiner Pflichten in den Weg legte, um darnach zu meiner Bestrafung berechtigt zu sein. Sie kam und klopfte an meine Thür, wenn die Ausgehstunde da war, sie brachte wieder in Ordnung, was man mir in Unordnung gebracht hatte, sie übernahm an meiner Stelle das Läuten, sie war überall da, wo ich hätte sein müssen, und das Alles aus Mitleid und ohne daß sie mit mir sprach oder ich ihr danken konnte.

Ich hatte wohl gethan, ihr die Papiere zu übergeben; denn als wir die Kirche verließen, sagte die Priorin zu mir:

„Schwester Jovita, folge mir."

Ich folgte ihr, bis sie im Gange vor einer andern Thüre stehen blieb und sagte:

„Hier ist Deine Zelle. Schwester Beata wird Deine frühere einnehmen."

Ich trat ein und sie mit mir. Wir saßen beide da, ohne zu sprechen, als eine Nonne mit Kleidern erschien, die sie auf einen Stuhl legte. Darauf befahl die Priorin:

„Schwester Jovita, entkleide Dich und ziehe dieses Gewand an."

Ich gehorchte in ihrem Beisein, während sie allen meinen Bewegungen mit Aufmerksamkeit folgte. Die Schwester, die meinen neuen Anzug gebracht hatte, stand vor der Thüre; sie trat wieder ein, nahm die von mir abgelegten Gewänder und ging hinaus, worauf die Priorin folgte. Man gab mir keinen Grund für dieses Verfahren an und ich fragte nicht nach demselben. Inzwischen hatte man in meiner Zelle überall gesucht; man hatte das Kopfkissen und die Matratzen aufgetrennt, man hatte jeden beweglichen Gegenstand vom Platze gerückt, man ging meinen Fußstapfen nach in die Kirche, in den Garten, zum Brunnen, zur steinernen Bank. Ich sah einen Theil dieser Nachforschungen und vermuthete das Uebrige. Man fand nichts, aber man blieb fest überzeugt, daß etwas vorhanden sei. Zwei Tage fuhr man fort, mich zu beobachten. Man ging dahin, wohin ich gegangen war, man sah sich überall um, aber es war vergeblich. Endlich meinte die Priorin, es sei unmöglich, anders hinter die Wahr-

heit zu kommen als durch mich selbst. Sie trat daher in meine Zelle und sagte:

„Schwester Barbara, Du hast Deine Fehler, aber das Lügen gehört nicht zu denselben. Sage mir also die Wahrheit: Du hast Briefe erhalten?"

„Nein, hochwürdige Mutter."

„Von wem sind diese Briefe? Von einem Manne?"

„Ich weiß nichts von Briefen."

„Was war dann das Papier, worin Du lasest?"

„Wann las ich in einem solchen?"

„Vorgestern vor der Adoration."

„Das waren Verse."

„Von wem?"

„Von mir; sie handelten über einen Mann ohne Kopf."

„So? Also über einen Mann?"

„Ja, aber ohne Kopf."

„Wer ist dieser Mann ohne Kopf?"

„Eine Einbildung. Er existirt nicht."

„Wo hast Du die Verse?"

„Ich habe sie verbrannt."

„Schwöre mir bei dem heiligen Gehorsam, deu Du Gott gelobt hast, daß dem also ist, und ich will es trotz meiner bessern Ueberzeugung glauben."

„Ich schwöre nicht. Die Sache ist zu geringfügig, als daß Sie, hochwürdige Mutter, einen Eid verlangen und ich ihn schwören dürfte."

„Schwöre! Oder . . ."

„Ich werde nicht schwören."

„Du willst nicht schwören?"

„Nein, hochwürdige Mutter."

„Du bist also schuldig?"

„Und worin kann ich schuldig sein?"

„In allen Stücken: es gibt nichts, dessen Du nicht fähig wärest. Deine Fantasie beschäftigt sich mit einem Manne, ha, mit einem so elenden, miserablen Geschöpfe, wie ein Mann ist! Ich besudle mich, indem ich den Namen „Mann" ausspreche; Gott und die heil. Jungfrau verzeihe es mir. Du schmiedest Pläne. Du liebst, ich weiß es.

Schwester Jovita, sage mir die Wahrheit! Der Mann hat einen Kopf?"

„Er hat keinen Kopf."

„Ich werde mich sogleich entfernen, fürchte meine Wiederkehr. Ich setze mich noch einmal; ich bewillige Dir noch einen Augenblick, Dich zu entschließen .... Der Mann hat einen Kopf und lebt?"

„Er ist nur ein Fantasiegebilde."

Einen Augenblick verharrte sie schweigend; dann ging sie hinaus und kehrte mit vier ihrer Favoriten zurück. Die wilden Blicke dieser letzteren verriethen die äußerste Wuth. Ich sank vor ihnen auf die Kniee und flehte sie um Erbarmen an; aber sie schrieen einstimmig:

„Kein Erbarmen, hochwürdige Mutter! Lassen Sie sich nicht erweichen! Sie muß bekennen oder ...."

Die Priorin stand unbeweglich; sie gab einen Wink und sofort packten mich ihre Favoriten. Ich wollte schreien; aber man steckte mir eine Folterbirne in den Mund, so daß jeder Laut erstickte. Man riß mir die Kleider vom Leibe, so daß ich zuletzt nackt dastand. Und nun zog man einen Sack über meinen Kopf, band ihn zu und — zum Glücke lag ich bald in tiefer Ohnmacht am Boden: ich verspürte nur wenig mehr von den entsetzlichen Streichen und Fußtritten, die mir versetzt wurden.

Drei Tage — drei ganze Tage lag ich in meinem Sacke am Boden, noch die Birne im Munde, unfähig eines meiner Glieder zu gebrauchen. Am dritten Tage fühlte ich mich empor gehoben; es wurde mir der Sack abgenommen und der Habit über den Leib geworfen.

„Ich habe Gott über Dein Schicksal befragt", sagte die Priorin. „Er hat mein Herz gerührt, er will, daß ich Mitleid mit Dir habe und ich gehorche ihm. Knie nieder und bitte Gott um Vergebung."

Ich that es.

„Das ist noch nicht Alles", sagte die Priorin, „schwöre mir noch bei dem heiligen Gehorsam, daß Du niemals von dem, was sich hier zugetragen hat, sprechen willst."

„Ich schwöre es!"

Hierauf ließen mich die Teufelinnen meine vorige Kleidung wieder anlegen. Ich bin noch krank, und namentlich ist es jene Wunde,

welche mich besonders schmerzt, die ich in jener Schreckensnacht am Kopfe erhielt und die sich wieder entzündet hat.

*

Mein Woicech! Ich glaubte, ich würde endlich zur Ruhe kommen, weil das weibliche Herz ja in den Quälereien bald ermüdet; aber diese Weiber haben kein Herz. Die Priorin läßt für mich das ora pro ea wie für eine Verdammte beten. Ich bin aller meiner Aemter beraubt. In der Kirche muß ein Chorstuhl links und rechts neben mir leer bleiben. Im Refektorium sitze ich allein an einem Tische und werde nicht bedient; ich bin vielmehr gezwungen, selbst in die Küche zu gehen und mir meine Portion auszubitten. Als dies zum ersten Male geschah, schrie mir die Schwester Küchenmeisterin entgegen:

„Tritt nicht ein! Entferne Dich!"

Ich gehorchte ihr, worauf sie fragte:

„Was willst Du?"

„Zu essen!"

„Zu essen! Du bist gar nicht werth zu leben!"

Dann setzte sie mir auf die Schwelle Speisen, die man sich schämen sollte, Thieren vorzuwerfen. Ich nahm sie weinend und entfernte mich. Ich beschwerte mich darüber bei der Priorin und bat sie, mich nicht Hungers sterben zu lassen.

„Geh!" befahl sie mir. „Besudle mich nicht durch Deine Blicke. Ich werde die nöthigen Anordnungen treffen."

Ich ging und sie warf die Thüre mit Heftigkeit hinter mir zu. Wahrscheinlich gab sie ihre Befehle, allein ich werde darum nicht besser verpflegt. Man rechnet es sich zum Verdienst an, ihr ungehorsam zu sein: man wirft mir die schlechtesten Speisen zu und verdirbt dieselben noch überdies durch Asche und allerlei Unrath.

*

Man geht jetzt soweit, mich zu bestehlen, mich förmlich auszuplündern, meine Decken und meine Matratzen zu nehmen; man gibt mir außer den Taschentüchern — o welches Glück! — keine reine Wäsche mehr. Meine Kleidungsstücke zerreissen, ich gehe fast ohne Strümpfe und ohne Sandalen einher. Nur mit genauer Noth kann ich Wasser erhalten und oft bin ich gezwungen, mir dasselbe aus dem Brunnen zu holen, aus jenem Brunnen, von dem ich Dir schon

geschrieben habe. Man zerbrach mir meine Geschirre; ich muß mich also begnügen, das Wasser, das ich heraufgewunden habe, zu trinken, ohne etwas davon mit mir hinwegtragen zu können. Gehe ich unter den Fenstern hin, so muß ich fliehen oder mich der Gefahr aussetzen, mit dem Unrathe der Zellen überschüttet zu werden. Verschiedene Schwestern spieen mir in das Gesicht. Auf solche Weise bin ich endlich zu einer unsaubern Erscheinung geworden — Du würdest mich nicht mehr erkennen. Da man die Klagen scheut, die ich vor den Beichtvätern führen könnte, so wurde mir die Beichte nun auch geradezu untersagt. Es befiel mich eine Ohnmacht und ich sank im Klostergange zusammen. Die Schwestern stiegen über mich hinweg, traten mich, aber keine wagte mir die Hand zu reichen, mich aufzurichten. Während meiner Abwesenheit hatte man aus meiner Zelle mein Betpult, das Bildniß unserer Stifterin, sowie das Crucifix weggenommen, und es blieb mir nur das Crucifix, welches ich an meinem Rosenkranze trug. Selbst dieses riß man mir vom Leibe. Ich lebe daher jetzt zwischen vier nackten Wänden, in einem Zimmer ohne Bett, ohne Stuhl, stehend oder auf dem Strohsacke liegend, ohne irgend eines der nothwendigsten Geschirre, gezwungen, des Nachts hinauszugehen, um dann des Morgens der Ruhestörung angeklagt zu werden. Da ich meine Zelle nicht mehr verschließen kann, so bringt man während der Nacht, wenn ich Wasser zu trinken gegangen bin, ein, schreit, zerrt meinen Strohsack hin und her, zertrümmert meine Fenster und sucht mich auf jede erdenkliche Art zu schrecken. Das Getöse findet auch in dem darüber gelegenen Stockwerke Statt, es klingt auch ins untere hinab, und die, welche nicht im Complotte sind, behaupten, es trügen sich auf meinem Zimmer seltsame Dinge zu, sie hörten klägliche Stimmen, Geschrei und Kettengerassel, ich stände im Verkehr mit bösen Geistern und habe der Taufe abgeschworen; es sei also geboten, den Klostergang, wo ich wohne, auszuweihen und zu verlassen. Es scheint mir, Zitta will hier dasselbe thun, wie in Warschau. Die Schwestern wagen kaum mehr an meiner Thüre vorüberzugehen, machen das Kreuz und beschwören mich wie den Satan, wenn ich mich ihnen nahe.

Endlich brach eine junge Nonne, als sie mir auf dem Gange nicht mehr ausweichen konnte, aus Schrecken ohnmächtig zusammen man eilte herbei und trug sie weg. Aus dieser Begebenheit machte man nun den vollendsten Criminalfall, man behauptete, es habe der

Dämon der Unkeuschheit sich meiner bemächtigt, man schob mir, weil die Nonne in sichtlicher Unordnung ihrer Kleider ausgestreckt lag, Absichten und Handlungen unter, die ich nicht näher zu bezeichnen wage — seltsame Gelüste. Ich bin kein Mann, und ich weiß nicht, wessen ein Weib das andere beschuldigen kann — Bei all ihrer äußerlichen Zurückhaltung und trotz aller Sittsamkeit ihrer Blicke und Reden müssen diese Nonnen dennoch ein tief verderbtes Herz besitzen, denn sie wissen wenigstens, daß man für sich allein unsittliche Handlungen begehen könne, wovon ich nichts weiß; auch habe ich ihre Anklagen niemals recht begriffen. Sie drücken sich dabei in so dunklen Worten aus, daß ich nicht vermocht habe, ihnen etwas zu erwidern. Sie beschuldigen mich der Unsittsamkeit und was habe ich nur gethan, das Böses wäre, was thue ich jetzt?!

N. S. Man hat mir jetzt auch mein Gebetbuch weggenommen und verboten, zu Gott zu beten.

*

Womit habe ich nur Alles das verdient? Ich weiß es nicht. Diese Nonnen empfinden eine gewisse Wollust in der Grausamkeit. Agnes hat das Päckchen in ihrer Angst verbrannt; wie danke ich es ihr! Als ich gestern in meiner Verzweiflung in meiner leeren Zelle knieend laut schrie und betete, sagte die Priorin:

„Du rufst vergeblich zu Gott. Für dich gibt es keinen Gott mehr. Stirb in Verzweiflung und sei verdammt!"

„Amen über die Verworfene! Amen!" respondirten ihr einige Schwestern.

Ich darf also nicht mehr beten; man verwehrt es mir, in die Kirche oder zu den gemeinsamen Uebungen zu gehen. Auch der letzte Trost soll mir genommen werden, und welchen Trost hat der Leidende als den Anblick des dornengekrönten, zerfleischten, gekreuzigten Christus? Ach, und dann sagen die Schwestern, der böse Geist, der in mir wohne, lasse mich nicht zum Gottesdienste kommen, während sie mich zurückhalten. Man behauptet, daß ich bei gewissen Gebeten mit den Zähnen knirschte, daß ich überhaupt in der Kirche zittere, bei der Aufhebung des heiligsten Sakramentes sogar die Hände ränge, daß ich Christi Bildniß mit Füßen träte, meinen Rosenkranz, (den man mir genommen hat!) nicht mehr trüge und Gotteslästerungen ausstieße, die mir selbst ganz fremd sind. Unzüchtige Handlungen werden mir zur Last gelegt, obwohl ich so überwacht bin, daß derartiges an und für

sich eine Unmöglichkeit wäre, abgesehen davon, daß kein Verzweifelter von Sinnlichkeit angefochten wird. An den Orten, die ich des Nachts betreten muß, stellt man, entweder vor meinen Füßen oder in der Höhe des Kopfes, Hindernisse auf, so daß ich mich hundertmal verletze und nicht begreife, wie ich überhaupt noch mit dem Leben davongekommen bin, da ich kein Licht habe und genöthigt bin, unter Furcht und Zittern mit vorgestreckten Händen zu gehen. Man streute sogar Glasscherben unter meine Füße, die ganz wund sind. Ich finde oft die Thüre des Abortes verschlossen und bin gezwungen durch mehre Stockwerke hinabzusteigen, um in den entlegenen Theil des Gartens zu laufen, — vorausgesetzt, daß ich die Gartenthüre offen finde, ist dies nicht der Fall — — Oh, Wiocech, wie boshafte Geschöpfe sind doch diese Zellenbewohnerinen, wenn sie die Gewißheit haben, dem Hasse ihrer Priorin zu dienen, und überdies wähnen, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, indem sie mich zur Verzweiflung bringen!

Ich bin auch auf dem letzten Punkte angelangt. Ich mag nicht mehr leben. Vielleicht ist dies mein letzter Brief. Dann, Woicech, wird man mich in irgend einem Winkel einscharren, in tiefer Nacht, heimlich, wie ein verendetes Thier. Kein Kreuz steht auf meinem Grabe, Niemand in der Welt erfährt von dem Selbstmorde einer Unglücklichen. Ja, Selbstmord! Das Kreuz hat man mir genommen, was bleibt mir übrig als mich selbst zu tödten? Weine dann Du wenigstens eine Zähre stillen Andenkens auf das Grab deiner unglücklichen Barbara.

*

Zweimal war ich daran, mich in den Brunnen hinabzustürzen. Dann prüfte ich die Stärke des Busenschleiers am Fensterstocke; und wenn ich bereits entschlossen war, in diesem Augenblicke ein Ende zu machen, hielt mich nur der Wunsch zurück, noch einmal, zum letzten Male Deine Schrift zu lesen. Ich habe gewartet — und nicht umsonst. Ich komme, mein Geliebter. Wirf Du den Strick über die Mauer, ich befestige ihn um meinen Leib und ziehe dann fest mich empor an der Mauer. Lebe einstweilen wohl — bis zur nächsten Mitternacht!

— * * * —

Es war Mitternacht. Tiefe Ruhe im Kloster. Eine Nonne, mit zerrissenem Habit, eine bleiche Jammergestalt, schleicht um diese

gespenstische Stunde im Garten herum. Wie ein Geist huscht sie an der Mauer dahin. Plötzlich steht sie stille. Ein leiser Pfiff ertönt von außen, von der Landstraße, die am Klostergarten vorüberführt. Die Nonne ergreift einen Strick, der über die Mauer geworfen wird, und schlingt ihn doppelt um den Leib, sie hustet, und auf dieses Signal wird der Strick von außen angezogen, und die Nonne schwebt, mit den Händen sich an die Mauer stützend, an ihr empor. Da reißt der Strick und sie fällt zurück in den Garten. Ein halb unterdrückter Schmerzensschrei entfährt ihr, aber sie rafft sich auf und windet sich abermals in ein neu über die Mauer geworfenes Tau. Dasselbe Husten, dasselbe Ziehen, dasselbe Emporschweben; glücklich erreicht sie den Rand der Mauer, klettert hinüber und findet eine Leiter. Sie steigt hinab und sinkt halb ohnmächtig in die Arme Woicechs.

Der erste Theil der Flucht war gelungen. Die Kutsche, welche Woicech bestellt hatte, war nicht da. Der Unmuth desselben stieg daher auf das Höchste, um so mehr, als Barbara durch den Fall sich an den Beinen so verletzt hatte, daß sie kaum stehen, noch weniger aber gehen konnte. Die Noth gebot, sie schleunigst unterzubringen. Woicech selbst war verwirrt, befangen. Er trug Barbara in das nahegelegene Gasthaus zum Schusterwirth, ließ sich dort sogleich ein Zimmer geben und von dem Wirthe Stillschweigen angeloben. Während er Barbara zu Bette brachte und das Blut an ihren Hautabschärfungen, sowie die Geschwülste wusch, theilte der Wirth seiner Frau das Geheimniß mit. Die Wirthin war ein sehr bigottes Weib, eilte in aller Frühe des andern Morgens hinüber zu den Klosterfrauen und verrieth ihnen den Aufenthalt der entflohenen Carmeliterin. Die Priorin ließ schleunigst den Beichtvater holen, der an der Mauer noch Stricke und Leiter fand, welche Woicech wegen des Zustandes seiner Barbara nicht mehr hatte wegbringen können. Mit einer Laienschwester begab sich der Beichtvater Pater Hyginus hinüber zu dem Schusterwirthe. Als er in das Zimmer eintrat, saß Woicech in tiefer Trauer am Bette Barbara's, sprang aber wie vom Donner gerührt beim Anblicke des Pfaffen in die Höhe.

Pater Hyginus gab, ohne ein Wort zu sprechen, den Segen über Barbara, worauf diese, ihn wild anblickend, ausrief:

— O Gott! Jetzt bin ich verloren! Woicech, rette mich!

Es entspann sich ein heftiger Wortwechsel zwischen Woicech und

dem Beichtvater. Dieser behauptete, Jovita wäre närrisch und suchte insbesondere den Wirth, Namens Halman, davon zu überzeugen. Ebenso suchte er Barbara damit zu beruhigen, daß ihr nichts geschehen solle; sie aber nannte das eine Lüge und bat den Wirth und die Wirthin händeringend, sie nicht den Carmeliterinnen auszuliefern, wolle mit keinem Fuße mehr in das Kloster und lieber sterben.

Woicech schlug zuletzt auf den Beichtvater los, um ihn zur Thüre hinauszuwerfen; allein Halman, ein kräftiger Mann, packte ihn von rückwärts und drängte ihn mit vieler Mühe aus dem Zimmer hinaus, die Thüre absperrend.

Woicech sah sich und Barbara jetzt verloren. In voller Verzweiflung stürzte er fort. Er war rasend geworden.

In Krakau sah man nichts wieder von ihm. Die Polizei, welche nach ihm suchte, glaubte, er habe sich in die Weichsel gestürzt. Woicech hatte des Abends seine Flucht aus dem Kloster bewerkstelligt und in seinem Bette einen Strohmann hinterlassen, der im Klostergarten aufgestellt gewesen war. Bei seinem Freunde Ograbiszerski, der von Allem wußte, vertauschte er die Kutte mit weltlichen Kleidern, ließ sich seine Papiere und etwas Geld geben und beabschiedete sich. Den verhängnißvollen Ausgang des Fluchtversuches kennen wir.

Ein Jahr später war Woicech nach mancherlei Schicksalen nach London gekommen. In die äußerste Noth gerathen, verkaufte er an einen Büchertrödler Jedediah Pumpkins seine Manuscripte. Erinnere sich nun der geneigte Leser an die beiden Manuscripte. Pater Alfons hatte seinen Herrn, den Lord Ainsworth, in London verlassen und unter seiner alten Firma Jedediah Pumpkins wieder sein früheres Trödlergeschäft etablirt. Woicech Zarski erzählte ihm sein und Barbara's ganzes Schicksal und blieb als Verkäufer bei ihm im Dienst. Allein nicht lange. Der Gram brachte ihn gänzlich um seine Vernunft, und die fixe Idee, daß er ein Mann ohne Kopf sei und Barbara ermordet habe, war ihm nicht mehr auszureden. Master Pumpkins, sein Chef, brachte ihn daher in die große Irrenanstalt bei London. Dort starb der Unglückliche im Jahre 1863. Pumpkins ergänzte die von ihm hinterlassenen Manuscripte, einen Theil verkaufte er, einen Theil behielt er. Diese beiden Manuscripte kauften wir in Paris und London auf, übersetzten und verarbeiteten sie in einem Roman: „Der Mann ohne Kopf.“ Wir dachten damals nicht, daß er in so enger Beziehung zu der Nonne Barbara Ubryk stehe

und wurden von der plötzlichen Kunde der Auffindung derselben auf das Höchste überrascht. Der „Mann ohne Kopf“ wurde nun sogleich entsprechend umgearbeitet, zumal sein Erscheinen bisher unterblieben war; wir wandten uns nochmals schriftlich an den ehemaligen Carmelitermönch und nunmehrigen Büchertrödler Pumpkins nach London um die genauesten Aufschlüsse über Barbara — und siehe da, er fand noch die Correspondenz zwischen Woicech und Barbara, welche wir eben gebracht haben, er gab noch weitere Anhaltspunkte, welche unser Werk nicht nur zu einem ganz wahrheitsgetreuen, sondern auch das Klosterwesen erschöpfenden gemacht und das ungeheure Aufsehen gerechtfertigt haben, welches sein Erscheinen in der alten und neuen Welt hervorgerufen hat.

Die beiden Manuscripte sind nun abgeschlossen. Die weitere Geschichte der unglücklichen Nonne entnehmen wir den Untersuchungs-Acten.

LXXV.

In pace,
oder: was der unterirdische Gang erzählt.

Die Geschwätzigkeit der Schusterwirthin Frau Halman sorgte trotz der eindringlichsten Bitten des Pater Hyginus dafür, daß nicht nur die Stadt Krakau von der mißglückten Flucht einer Carmeliter-Nonne erfuhr, sondern auch das bischöfliche Generalvikariat, und zwar noch denselben Vormittag. Die zwei Blätter „Czas“ und „Craj“ erwähnten damals nur flüchtig dieser Thatsache; Niemand wußte, wer die Nonne gewesen, wie sie geheißen habe, und so verstummte das Gerede über diesen Vorfall wieder sehr bald.

Dagegen ordnete der bischöfliche Generalvikar sofort die Einleitung einer Untersuchung und die vorläufige Einsperrung der Nonne „wegen Bruches der Clausur“ an. Dieser Erlaß kam Mittags in die Hände der Priorin. Diese und ihr wackerer Beichtvater Pater Hyginus, von dem man in gewissen Kreisen Krakau's nicht mit Unrecht vermuthet, daß er der leibliche Sohn der ehrwürdigen Mutter Tharsilla, aus einer geistlichen Ehe entsprungen, gewesen sein soll, waren durch jenes bischöfliche Dekret nicht sehr erbaut. Die Untersuchung mußte, wenn sie eingeleitet wurde, allerhand Dinge zu Tage fördern, welche auf das ganze Kloster das schlimmste Licht warfen. Tharsilla und Hyginus beschlossen daher, in einem großen Capitel, zu dessen Abhaltung Hyginus noch an demselben Tage von dem Pater Prior-Visitator die Genehmigung erholte, über das Schicksal Jovitas endgiltig zu entscheiden.

Die Klöster haben ihre eigene Jurisdiktion, nach welcher sie richten, urtheilen und vollstrecken, und welche unter dem gewöhnlichen Schutze von Concordaten weder vom Staate noch von Bischöfen angetastet werden darf. Sie bilden so recht einen Staat im Staate, eine Republik in der Monarchie.

Am nächsten Morgen versammelte sich das ganze Capitel, die Priorin mit den vier Rathsfrauen, welche heute grau gekleidet erschienen, und alle Schwestern. Die Berathung dauerte eine volle Stunde; übrigens stand das Urtheil schon vorher fest, da es Pater Hyginus entworfen und die vier Diskretinnen bereits gebilligt hatten. Es lautet folgendermaßen:

Capitelbeschluß des Convents der barfüßigen Carmeliterinnen zu St. Mariä Heimsuchung

in Anwesenheit der hochwürdigen Mutter Frau Priorin Tharsilla von Dolgoruwski und der vier Diskretinnen 2c. 2c.

Wird zu Recht erkannt:

I. Die frühere Frau Jovita de Angelis von Ubryk, nachher Laienschwester und jetzt Discola (Verworfene) des Ordens ist schuldig unsittliche Handlungen begangen zu haben.

II. Der fortwährenden Unruhestiftung, Uebertretung der Regeln, Diebereien, hinterlistiger Ueberfälle u. s. w.

III. Der Taufgnade abgeschworen und sich dem Teufel ergeben zu haben.

IV. Unwürdig communicirt, Sakrilegien und Gotteslästerungen begangen zu haben;

V. das Gelübde der Keuschheit durch ein Liebesverhältniß mit dem Ordensnovizen Woicech Zarski, ebenso

VI. das Gelübde des Gehorsams, der Armuth und namentlich der Einsamkeit durch eine am 25. Mai 1848 ausgeführte Flucht aus dem Kloster schmählich gebrochen zu haben.

Da nun diese Discola nach den heiligen Regeln unserer Ordensmutter St. Theresia hinlänglich den Tod durch Einmauerung verdient hätte, diese Strafe aber für die der Majestät Gottes und der Würde unseres heil. Ordens zugefügten schauderhaften Verbrechen viel zu gering wäre, so wird sie hiemit im Namen der heiligen Dreieinigkeit, † Gottes des Vaters, † Jesu Christi, des Sohnes und † des heiligen Geistes, sowie aller Heiligen nnd insbesondere der heil. Theresia verurtheilt:

I. Drei Tage Kirchenbuße zu thun;

II. hierauf von allen Schwestern gestäupt, des Ordenskleides und der geistlichen Würde beraubt;

III. für todt erklärt und aus den Listen des Ordens gestrichen,

IV. der heil. Messe und Communion verlustig, und endlich

V. ewig eingesperrt zu werden.

(Folgen die Unterschriften sämmtlicher Schwestern.)

Was den Vorwurf der Unzucht anbelangt, so hätten ihn die frommen Ordensfrauen besser unterlassen. Ja, es ist wahr und man weiß es, daß sich die Nonnen geheimen Sünden hingeben, daß es in den Klöstern Sünden gibt, von denen die „verworfene" Welt Gott sei Dank nichts weiß, Sünden, welche die raffinirtesten sexuellen Genüsse bilden, Sünden, welche ohne die Klöster nicht existiren würden!!! Allein wenn Barbara in einer schwachen Stunde fiel: wir haben darüber nicht zu rechten. Es handelt sich nur darum, jenen Vorwurf der Unzucht zurückzuweisen.

Erinnere man sich Barbaras Briefe an Woicech: dort ist der Vorfall besprochen, dort ist aber zugleich klar das Bestreben der Priorin und der Nonnen geschildert, sie moralisch nnd physisch zu vernichten. Wir wissen, was von allen jenen Beschuldigungen zu halten ist. Man nahm ihr das Brevier, man verbot ihr die Kirche, das Beten und beschuldigte sie dann des Einverständnisses mit dem Teufel und der Gotteslästerungen. Man trieb sie zur Ver-

zweiflung, damit sie sich selbst entleiben solle, man trieb sie zum Wahnsinne, damit man sie der Besessenheit beschuldigen konnte. Wenn sie wirklich so gottlos, so gefährlich war: warum jagte man sie nicht zum Kloster hinaus??

Als der verhängnißvolle Beschluß gefaßt war, wurde Jovita vorgeführt und ihr derselbe unter feierlicher Stille vorgelesen. Die einzige Schwester Agnes weinte; sie hatte aber das Urtheil mitunterzeichnet. Jovita hörte das Urtheil kalt an, ohne eine Miene zu verziehen: sie war schon todt für die Welt, seitdem ihre letzte Hoffnung so grausam enttäuscht worden war.

Hierauf wurde ihr von der Priorin bedeutet, daß nach dem Mittagessen das Urtheil in Kraft trete, und die Schwestern wurden gewarnt, sich nicht durch Berührung mit ihr zu verunreinigen.

Inzwischen war der von dem bischöflichen Generalvikariate abgeordnete Visitator in der Person des Domcapitularen Bomell im Kloster erschienen. Er wurde aber trotz der bischöflichen Vollmacht nicht zur Visitation zugelassen. Der Bischof, erklärte ihm die Priorin, habe kein Recht, sich in ihre Klosterangelegenheiten zu mischen, nur der General des Ordens könne eine außerordentliche Visitation verfügen. Die Beichtväter hätten erklärt, sie würden bei bischöflicher Intervention keine Messen in der Kirche mehr lesen, überhaupt keine geistlichen Verrichtungen im Kloster mehr besorgen, weil sich Priorin und Convent fremder Sünden theilhaftig machen würden. Daraufhin zog Bomell ab und der Bischof untersagte die Visitation, sowie die Einleitung einer Untersuchung. Nun hatte die Priorin gewonnenes Spiel.

Als der Mittagstisch aufgehoben war, erschien die Priorin in der Zelle Jovitas und mit ihr eine Nonne, welche auf ihrem Arme ein Bußkleid von sehr grobem Stoffe trug. Die Nonne riß schweigend den schwarzen Schleier vom Haupte Jovitas, ebenso die ganze Kleidung; als dieselbe nackt dastand, wurde ihr das Bußkleid übergeworfen, welches unter dem Halse begann und bis auf die Füße reichte. Der Kopf war unbedeckt, die Füße nackt.

Inzwischen näherten sich alle Schwestern, welche sich in zwei lange Reihen geordnet hatten, unter dem Absingen von Litaneien der Zelle, in welcher sich Jovita befand. Man legte ihr einen Strick um den Hals und gab ihr eine brennende Fackel in die eine und eine Geißel in die andere Hand. Eine Nonne ergriff das Ende des

Strickes, zog Jovita zwischen die beiden Reihen und die Procession schlug singend den Weg nach dem Betsaale ein, dessen kleiner Altar von zwei Kerzen erleuchtet war. Die Priorin befahl Jovita, Gott und die Gemeinde wegen des Aergernisses, das sie gegeben hätte, um Verzeihung zu bitten; die zunächst stehenden Nonnen sagten ihr ganz leise vor, was sie wiederholen sollte, und sie wiederholte es Wort für Wort. Hierauf wurde ihr das Bußhemd bis zur Mitte des Leibes abgezogen und hier mit einem eisernen Bußgürtel befestigt. Die Kerzen wurden verlöscht und die Procession begab sich hinab in die Erdräumlichkeiten bis zur Sakristei. Hier öffnete die Pförtnerin in einer Nische eine verborgene Thüre, man schritt, Jovita am Stricke führend, in einen kalten finstern Raum hinab. Die Schwestern sangen leise das Miserere, nur die Fackel, welche Jovita hielt, leuchtete düster in dem unterirdischen Gange und man gelangte in ein viereckiges Todtengemach. Die Schwestern erbebten vor Kälte, der Modergeruch der verwesenden Leichen raubte ihnen fast den Athem, die in den Gebeinen der hier verfaulenden Schwestern raschelnden Ratten erschreckten sie. Man befand sich unter dem Hochaltare der Kirche.

Die Priorin ließ Jovita niederknieen; jede Schwester trat an sie heran und versetzte ihr mit der Geißel drei heftige Schläge. Als man damit zu Ende war, nahm eine Nonne der Büßenden die Fackel aus der Hand, die Procession begab sich wieder hinauf an das Tageslicht, aber schweigend und ohne Jovita mitzunehmen. Diese blieb hier, Buße zu thun, bis sie am Abend von derselben Procession wieder abgeholt und darauf in die Disciplinzelle eingesperrt wurde.

Drei Tage lang wiederholte sich diese Zeremonie, während welcher die Büßende weder Brod noch Wasser erhielt. Am vierten Morgen wurde sie in das Kapitel geführt, um den zweiten Theil der Strafe zu erhalten. Man hatte sie nochmals ganz in das Ordenskleid gekleidet. Dieses wurde ihr nun Stück für Stück abgenommen, bis sie im Bußhemde dastand. Die Priorin erklärte ihr, daß sie jetzt des Ordenskleides und der geistlichen Würde für immer beraubt sei und es jeder Schwester freistehe, ihr Schmach und Schande anzuthun. Darauf fielen diese über sie her, spieen sie in das Angesicht, gaben ihr vorne und rückwärts Faustſtöße, rissen ihr bei den Haaren den Kopf zurück und befriedigten, jede nach Gefallen, ihre wollüstige Grausamkeit an der Unglücklichen. Jovita war auf die Kniee gesun-

ken, da sie kaum stehen konnte; man hatte ihr an den drei Bußtagen zahlreiche Glasscherben auf den Weg gestreut, so daß ihre Füße zerschnitten und eine Wunde waren. Sie stieß die jämmerlichsten Schmerzenslaute unter den Püffen und Nadelstichen der Nonnen aus. Die Priorin befürchtete, sie möchte zu frühe ohnmächtig werden und befahl daher, die „Verworfene“ zu stäupen. Die Nonnen ordneten sich in zwei Reihen, in die Mitte wurde eine Bank gestellt. Man entblößte nun Jovita vollständig, legte sie auf die Bank, und zwei Nonnen drückten sie an den Schultern, zwei an den Füßen nieder. Der Reihe nach trat eine Nonne nach der andern mit einer Birkenruthe an die Bank und versetzte, wohin es ihr beliebte, der Unglücklichen zahlreiche Schläge. Die Priorin legte auf den blutenden „Fuß“ einen brennenden Schwamm und ließ ihn da verkohlen.

Als endlich alle Nonnen ihr christliches Tigerherz genugsam gesättigt hatten, war Jovita längst ohnmächtig geworden. Sie fiel regungslos über die Bank herab, ächzte, kam aber nicht zu sich. Man ließ sie neben ihrem Bußkleide in ihrem Blute liegen, sperrte den Disciplinsaal ab und begab sich auf das Chor, ein „Herr Gott, wir loben Dich“ demjenigen anzustimmen, der da sagte: „Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet!“

Noch an demselben Tage wurde der Name Barbara Jovita von Ubryk gänzlich aus den Büchern gestrichen, welche sich in dem oberhalb der Sakristei in einem geheimen Verschlage angebrachten Archive befanden. P. Hyginus ätzte den Namen aus.

Seit drei Tagen war die Bejammernswerthe den öffentlichen Fürbitten der Klostergemeinde empfohlen worden: die Nonnen sprachen heuchlerisch Gebete für die „Verworfene“. Heute war der Tag, an dem sie für ewig eingekerkert werden sollte. Als sich die Nonnen vor dem Mittagessen in das Chor begaben, trat die Priorin mit ihren Favoriten wieder in den Disciplinsaal zu Jovita. Man band ihr die Arme los, wobei Jovita einen Schrei ausstieß: die Stricke hatten blutig in die Handgelenke geschnitten.

— Bete zum letzten Male! herrschte sie die Priorin an. Du siehst das heilige Kreuz nimmer wieder!

Man nahm ihr das eiserne Crucifix, stellte sie auf die Füße und warf ihr vollends das Bußhemd über. Zwei Scherginnen faßten sie unter den Armen, eine Dritte schob sie von hinten und die Priorin befahl ihr, zu schreiten. So wankte sie, ohne zu sehen, wohin, aber

in dem Glauben, daß man sie jetzt zur Hinrichtung führe, und murmelte:

— Mein Gott, erbarme Dich über mich! Mein Gott, stehe mir bei! Mein Gott, verlaß mich nicht! Mein Gott, vergib mir, wenn ich Dich beleidigt habe!

Man langte auf dem Chore an. Die Nonnen knieten bereits an ihren Stühlen. In der Mitte des Chores lag ein Sarg. Jovita wurde vor ihn hin gestellt, sie sah mit ersterbenden Augen die vier Bretter, welche ihre Leiche aufnehmen sollten.

Die Nonnen begannen jetzt ihre Gebete zu näseln. Während derselben wurde Jovita von zwei Nonnen gepackt und der Länge nach in den Sarg gelegt. Daneben standen zwei Leuchter mit brennenden Kerzen und ein Kessel mit Weihwasser. Unten in der Kirche las der Beichtvater P. Hyginus eine Todtenmesse; Wandlung und Communion waren bereits vorüber, denn diesen geheimnißvollen Opfern des Altares hatte die „Verworfene“ nicht mehr beiwohnen dürfen.

Als die Messe zu Ende war, läutete das Todtenglöcklein des Klosters. Mancher fromme Krakauer, der draußen vorüberging, zog den Hut ab und betete ein Ave für die Nonne, die nach seiner Meinung eben gestorben war.

Ueber Jovita wurde ein Leichentuch geworfen. Der Pater ertheilte von unten die Absolution in articulo mortis und sang mit tiefer monotoner Stimme die Todtenvigilie.

Die Nonnen antworteten ihm. Es folgte die Litanei aller Heiligen und der Refrain:

Von der Pforte der Hölle
Errette, o Herr, ihre Seele.
Requiescat in pace!
Amen.

Das Todtenglöcklein verstummte, der Pater verließ den Altar, die Nonnen erhoben sich von ihren Stühlen. Einzeln begaben sie sich an den Weihkessel, besprengten Jovita mit Weihwasser und sagten, das Chor verlassend:

— Requiescat in pace!

Zwei Nonnen hoben das Leichentuch wieder auf, löschten die Kerzen aus und forderten Jovita auf, aus dem Sarge aufzustehen. Es geschah; sie war bis auf die Haut von dem Wasser durchnäßt,

mit dem sie die Nonnen boshafter Weise benetzt hatten. Ihre Todtenmesse war gehalten, sie zählte nicht mehr unter die Lebenden.

Requiescat in pace! hatten die Nonnen im Weggehen gesprochen. Man muß die Ausdrucksweise der Klöster kennen, um den tiefen Hohn zu verstehen, der in diesen Worten liegt. Requiescat heißt: „sie ruhe" und in pace „im Frieden". In der klösterlichen Sprache heißen aber auch die Kerker „in pace", um anzudeuten, daß das von ihnen aufgenommene unglückliche Wesen dort in friedlicher Grabesnacht ruhe. Dieser Doppelsinn galt diesmal unter der Form eines frommen Spruches dem schrecklichen Schicksale Jovita's: „Sie ruhe — im Kerker!"

Die Nonnen hatten sich in das Refektorium zum Mittagstische begeben. Die Subpriorin begann heute ausnahmsweise den Tisch, auch war die Glocke geläutet worden zum Zeichen, daß sich Niemand zeigen dürfe. Die Nonnen wußten, daß jetzt ihr unglückliches Opfer seinem Schicksale überliefert werde; aber sie sollten den Kerker nicht sehen, darum hatten sie gleich zu Tische gehen müssen.

Nur die Priorin und die älteste Nonne, Schwester Susanne, waren bei Jovita im Chore zurückgeblieben. Susanne, welche ihrer würdigen Mutter weder an Grausamkeit noch an Versteinerung des weiblichen Herzens nachstand, band Jovita wieder die Arme auf den Rücken, dann wartete man auf den Pater Hyginus. Als dieser erschien, reichte ihm die Priorin eine Peitsche, sie selbst und Susanne hielten ebenfalls eine solche in der Hand.

— Vorwärts! befahl die Priorin.

Drei Peitschenhiebe fielen zu gleicher Zeit über den Kopf Jovita's, welche ein schreckliches Geschrei ausstieß. Susanne ging voran, Jovita nach sich ziehend, der Pater und die Priorin trieben sie mit Peitschenhieben vor sich her.

Man gelangte vom Chore in die Gänge, stieg hinab in den Erdraum und wieder hinab in den unterirdischen Gang. Jovita fühlte jetzt das Schreckliche ihrer Lage; Verzweiflung ergriff sie. Sie schrie, sie rief um Hülfe. Sie rief den Himmel um Beistand an, sie warf sich zu Boden und wurde fortgeschleift.

Als man sie auf solche Weise die Treppen hinabgerissen hatte, waren ihre Füße blutbedeckt, ihre Haut wund und ihr ganzer Zustand derart, daß er Herzen von Stein hätte rühren müssen. Man bog aber in dem unterirdischen Gange diesmal nicht nach der Todten-

kammer ein; der Weg dahin war durch eine Thüre versperrt. Man schlug eine andere Richtung ein und hielt plötzlich vor einer niedrigen halbrunden Thüre. Mit mächtigen Schlüsseln öffnete man dieselbe und stieß Jovita in einen kleinen unterirdischen Raum — den Kerker, in pace.

Nochmals sausten ihr die Peitschen um den Kopf, nochmals schrie sie um Erbarmen, um Mitleid, rief zu Gott um Erhörung, nochmals antwortete ihr ein freches Hohngelächter — — dann fiel die Thüre in das Schloß, die Riegel knarrten, die Schlüssel klirrten — und Alles war aus.

Das geschah am 30. Mai 1848.

Als sich Barbara allein im Kerker sah, ging ihre Verzweiflung in den höchsten Paroxismus über. Ihre erste Regung war, sich zu tödten; sie packte sich mit den Händen an der Kehle; sie zerriß ihr Hemd mit den Zähnen; sie stieß ein entsetzliches Geschrei aus und heulte wie ein wildes Thier. Sie rannte ihren Kopf gegen die Mauern, zerfleischte sich, so daß ihr Blut sie überströmte und wüthete gegen sich, bis ihre Kräfte erschöpft waren, was freilich bald genug eintrat. Besinnungslos brach sie zusammen, und zwei Tage lang hielten sie die heimlich beobachtenden Nonnen für todt.

Sie war es aber nicht. Am dritten Tage hatte sie sich von den ausgestandenen Schrecken und den körperlichen Qualen soweit erholt, daß sie wieder zur Besinnung gelangte. Sie hielt Umschau in ihrem Kerker.

Gefängnisse gibt es in jedem Kloster mehrere, und man nennt sie Custodien. Dort hat der Gefangene doch eine Lagerstelle, ein Crucifix, vielleicht auch einen Todtenkopf. Anders verhält es sich mit den „in pace,“ Kerkern. Sie sind fast alle unterirdisch, zum mindesten unter den Treppen und in Verschlägen angebracht, wo man sie weder vermuthet, noch ohne Führer entdecken würde. So war es auch im Carmeliterinnen-Kloster zu Krakau, vielmehr ist es noch so, da der Kerker Barbara's noch wohl besteht.

Das Schmähliche in diesem Kerker, und was auch am besten den alle Begriffe der Gemeinheit überbietenden, boshaften und verächtlichen Sinn der dortigen Carmeliternonnen veranschaulicht, ist der Umstand, daß unmittelbar durch den Kerker die Kloake des Klosters

geht. Es gibt noch zwei Kerkerlöcher in diesem Kloster; aber man wählte absichtlich dieses, weil man einerseits die unglückliche Nonne durch das Geräusch, welches bei gewissen Verrichtungen entstand, verhöhnen, andererseits aber sie durch die furchtbaren Ausdünstungen vergiften, hinrichten wollte. Man steckte sie nicht direkt in die Düngergrube, aber das einzige Fenster, welches um die Mittagszeit, und dann nur an schönen Sommertagen dem Lichte einigen Zutritt gewährte, ging in diese Kloake hinaus, so daß Barbara während dieser schrecklich langen Jahre so viel wie inmitten einer Düngergrube saß. Und nun entscheiden Sie, geneigter Leser: gibt es noch eine grausamere Strafe, gibt es noch eine größere Bosheit?

Und diese Nonnen wollen Bräute Christi sein???

Jesus Christus kann keine Henkerinnen, keine Teufelinnen zu Bräuten haben! —

Der Kerker mißt 3 Schritte in die Breite und 5 in die Länge; dagegen ist er ziemlich hoch. Das Guckloch, welches wir vorhin Fenster genannt haben, befindet sich, wohlvergittert, ganz oben an der Decke; zahlreiche Spinnennetze verwehren dem unsaubern Fliegengeschmeiße, das hier sein Wesen treibt, den Eingang. Wände, Boden und Decke sind aus massiven, unbehauenen Quadersteinen aufgeführt; ein einziger Stein mit einem verstümmelten Wappen, sowie eine schwere eiserne Kette mit einer Hand- oder Fußschelle finden sich eingemauert.

Das ist der Kerker Barbara's, ein kahles, nacktes Gewölbe, dumpf, dunstig, feucht und kalt. Der Modergeruch ertödtet nach fünf Minuten das Organ des Geruches und des Geschmackes, die Kälte ist fast eisig und bringt die Zähne zum Klappern. Das Auge muß sich erst allmählig an die im Kerker herrschende Dunkelheit gewöhnen. Eine Art Dämmerlicht erfüllt den schrecklichen unheimlichen Raum, die Wände sind feucht und glänzen in schlüpfrigem Silber.

Kein Gegenstand der Bequemlichkeit findet sich in ihm. In einem Winkel gegenüber der Thüre, gerade an der Cloake, liegt ein Bund Stroh. Das war Barbara's Lager.

Und nun suchen Sie sich begreiflich zu machen, geehrter Leser, was es heißen will, einundzwanzig Jahre in diesem Moderloche lebendigen Leibes verfaulen zu müssen!

Barbara erhielt nur von drei zu drei Tagen Wasser und Brod; an der Kerkerthüre unten befand sich ein Schubloch, durch welches

der Krug mit Wasser und drei große Stücke schwarzes Brod hereingeschoben wurden. Niemals konnte sie sehen, welche Schwester sie brachte; niemals sprach die Schwester ein Wort. Oft und oft weinte Barbara jämmerlich und beschwor die Schwester, nur ein Wort zu sagen, damit sie wieder die menschliche Stimme höre; aber sie erhielt keine Antwort. Später lauerte sie, auf den Boden ausgestreckt, auf den Augenblick, in welchem sich das Schubloch öffnete; sie konnte sich die Zeit genau berechnen, weil die Nonnen gerade vor dem Mittagstische die Gewohnheit hatten, ihre unassimilirbaren Substanzen zu emaniren. Sie erfaßte mehrmals die Hand der Schwester, welche das Essen hereinschob; dann erhielt sie aber, wahrscheinlich mit einer Geißel, blutige Hiebe über die Hand. Reichte sie nicht zuvor den leeren Krug hinaus, so erhielt sie auch den mit Wasser neu gefüllten nicht.

Das Wasser reichte nur zum Trinken, aber nicht zum Waschen; Barbara konnte sich daher niemals waschen.

Das Bußhemd, welches sie in den Kerker mitgebracht, hatte sie in der ersten Verzweiflung zerrissen. Sie saß daher nackt im Kerker — — — —

Als einige Jahre darauf die alte Priorin Tharsilla endlich zum Satan heimgegangen war, trat ihre Favoritin Cäcilia an ihre Stelle; allein auch diese endete bald darauf. Dank den Drohungen, Einschüchterungen und allen gebräuchlichen Wahlmanövers des Pater Hyginus wurde dann eine jüngere Nonne zur Priorin gewählt, Fräulein Martha Wenzyk, welche dem Kloster noch jetzt vorsteht.

Unter diesen Priorinnen erhielt Barbara jeden andern Tag auch ein warmes Essen in einem Napfe. Wenn dieses auch nur aus eingerührtem Brode, Kartoffeln oder Wassersuppe bestand, so war es immerhin eine sehr große Wohlthat, und nur diesem Umstande dürfte es zuzuschreiben sein, daß Barbara ihre Existenz so lange fristen konnte. Sie erhielt das Essen sehr regelmäßig; man betrachtete sie als ein Schwein, das zur bestimmten Stunde gefüttert werden müsse. Dagegen gab man ihr weder ein Hemd, noch gewährte man ihr irgend eine Erleichterung: man ließ sie nackt und immer auf demselben Stroh liegen, das denn auch zuletzt ganz zu kleiner Spreu verfallen war.

Wenn in dem folgenden Actenstücke die Schwestern der Barbara alles Schlechte nachsagen und von sich das Beste behaupten, so wolle

man nicht übersehen, daß sie Nonnen und als solche den Weltleuten keine Wahrheit schuldig sind; ihre Aussagen sind daher mit größter Vorsicht aufzunehmen.

Bisher wußte man in der Weltgeschichte nur von einem Weibe, der persischen Königin Semiramis, welche einen ungetreuen Minister und Liebhaber zur Strafe in seinem eigenen Unrathe verfaulen ließ: diesem ebenso wollüstigen als grausamen Weibe haben sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts andere Weiber zugesellt — die Carmeliterinnen zu Krakau!!!

Schauerlich! Bräute Christi!

Anfänglich besuchte der Beichtvater P. Hyginus die Gefangene im Kerker. An und für sich zeigte es von großer Unverschämtheit, daß er sich zu einer nackten Frauensperson begab; und wenn er das zu thun vor den Nonnen keinen Anstand nahm, so dürfte sich auch noch manches Andere im finstern Kerker zugetragen haben. Ja wir werden uns kaum irren, wenn wir manche unsittliche Aeußerungen Barbaras auf den Beichtvater zurückführen. Eben so verdächtig als auffällig ist der Umstand, daß zwei Tage nach der Entdeckung Barbaras Pater Hyginus, ohne vorher krank gewesen zu sein, eines raschen Todes starb — am 24. Juli 1869 —. Wir wollen nicht geradezu behaupten, daß er nach altem klösterlichem Gebrauche gestorben wurde, damit er als der Hauptschuldige der Untersuchung entgehe und dieser somit die Spitze abgebrochen werde; aber wir wissen, daß er etwas zu rasch gestorben ist!! —

Lassen wir nun Barbara einundzwanzig Jahre in ihrem schauerlichen Kerker schmachten. Gewöhnen wir uns an den Gedanken, daß fromme Nonnen eine Mitschwester so grausam behandeln konnten; gewöhnen wir uns an das Unglaubliche, daß diese Mitschwester, allerdings umschattet von der Nacht des Irrsinnes, während dieser langen Zeit am Leben blieb. Schauder ergreift selbst das Herz des Härtesten unter den Menschen, — doch die Herzen des zarten Geschlechtes, die Herzen derjenigen, die sich die „Bräute Gottes“ nannten, blieben ungerührt! Was seit Jahrzehnten an der Heldin unserer Erzählung Unrechtes begangen, was ihr, der unschuldig Gemarterten, Böswilliges geschehen, wird, die Strafen Gottes erschwerend, auf den Erben dieser That ruhen. Und sie, die Gemarterte!

Sind denn die Klöster ein so wesentliches Stück in der Einrichtung der Kirche?

Hat Jesus Christus etwa Mönche und Nonnen eingesetzt?

Wozu bedarf der Bräutigam so vieler thörichter Jungfrauen und das Menschengeschlecht so vieler Schlachtopfer?

Wird man niemals begreifen, daß es nothwendig sei, den Zugang zu diesen Abgründen, in denen die künftigen Geschlechter verloren gehen, zu verengen?

Wiegt die ganze Masse der gewohnheitsmäßigen Gebete, welche daselbst gesprochen werden, auch nur das kleinste Almosen auf, welches das Mitleid dem Armen reicht?

Gott hat den Menschen gesellig geschaffen und billigt es, daß derselbe sich einsperrt?

Kann Gott, der ihn so unbeständig, so schwach geschaffen hat, die Verwegenheit seiner Gelübde gutheißen?

Können diese Gelübde, welche gegen den Drang der Natur verstoßen, jemals vollkommen beobachtet werden, außer von einigen wenigen schlecht organisirten Geschöpfen, in denen die Keime der Leidenschaften verdorrt sind, und welche man mit vollem Rechte den Mißgeburten beizählen darf?

Sind alle jene traurigen Ceremonien, welche bei der Einkleidung und der Ablegung der Gelübde beobachtet werden, wenn man einen Mann oder ein Weib dem Klosterleben und dem Unglücke weiht, im Stande, die natürlichen Triebe aufzuheben?

Erwachen dieselben nicht vielmehr in der Stille, unter dem Zwange und im Müssiggange mit einer Heftigkeit, welche den vielzerstreuten Weltleuten unbekannt ist?

Wo findet man Köpfe, welche von unsaubern Gespenstern geplagt werden, die ihnen folgen und sie beunruhigen?

Wo findet man den tiefsten Ueberdruß, Blässe, Magerkeit, alle Symptome einer hinschmachtenden und sich selbst verzehrenden Natur?

Wo werden die Nächte durch Seufzer gestört und die Tage in Thränen verbracht, die ohne Veranlassung vergossen werden?

Wo verbittert Schwermuth und düstere Melancholie das Leben?

Wo ereignet es sich, daß sich die Natur, empört über einen Zwang, für welchen sie nicht geschaffen ist, alle Hindernisse, welche man ihr entgegenstellt, zertrümmert, in Raserei ausbricht und alle Organe des Lebens in eine Verwirrung bringt, für die es kein Heilmittel mehr gibt?

An welcher Stätte haben Gram und Mißmuth alle geselligen Eigenschaften vernichtet?

Wo gibt es weder Vater, noch Bruder, noch Schwester, noch Verwandte, noch Freund?

Wo ist der Aufenthaltsort des Hasses, des Eckels und der Nervenzufälle?

Wo ist der Ort der Knechtschaft und des Despotismus?

Wo findet man die Gefühle des Hasses, welche niemals verlöschen?

Wo wohnen die Leidenschaften, die in der Stille gehegt wurden?

Wo ist der Sitz der Grausamkeit und der Neugier?

Was heißt die Gelübde ablegen?

Das Gelübde der Armuth ablegen, heißt es nicht sich durch einen Eid verpflichten, Faullenzer oder Nichtsthuer zu sein?

Das Gelübde der Keuschheit ablegen, heißt es nicht, Gott die unablässige Uebertretung des weisesten und wichtigsten seiner Gesetze geloben?

Das Gelübde des Gehorsams ablegen, heißt es nicht, dem unveräußerlichen Rechte des Menschen, der Freiheit, entsagen?

Beobachtet man diese Gelübde, so versündigt man sich gegen die Gesetze der Natur; beobachtet man sie nicht, so ist man ein Meineidiger!!!

! — 21 Jahre — !

Entsetzlich!

LXXVI.

Barbara Ubryk.

(Schluß.)

Das Jahr 1848, der Krimkrieg, der Krieg in Italien 1859, die Affaire von Mexiko, der deutsche Krieg des Jahres 1866 — alle diese waren vorüber und mit ihnen zwanzig Jahre. Barbara saß noch immer in ihrem Kloakenkerker.

Auch die erste Hälfte des Jahres 1869 war bereits verstrichen. Am 21. Juli Morgens erhielt der Staatsanwalt am k. k. Landesgerichte zu Krakau, als er in sein Bureau trat, folgenden Brief:

Ew. Hochwohlgeboren!

Ich erlaube mir Ihnen unter der Bedingung, daß mein Name geheim gehalten werde, die Mittheilung zu machen, daß im hiesigen Carmeliterinnenkloster seit dem 30. Mai 1848 bis zum heutigen Tage die Nonne Barbara Ubryk in geheimer, schwerer, widerrechtlicher Haft gehalten wird. Die Nonne ist irrsinnig. Eine Uebertretung des Strafgesetzes liegt in diesem Falle vor. Mit Hochachtung 2c. 2c.

Die Schrift war von männlicher Hand. Das Geheimniß des Namens blieb bisher bewahrt, nur dem Bischofe wurde er mitgetheilt. Man vermuthet in Krakau, ein Weltgeistlicher habe die furchtbare Entdeckung gemacht und den Brief geschrieben.

Eine Gerichtscommission, bestehend aus dem Untersuchungsrichter, dem Gerichtsarzte und einem Actuar, begab sich sofort in die bischöfliche Residenz, legte dem Bischofe den Brief vor und bat ihn, der Untersuchungscommission den Eintritt in das Kloster zu erlauben. Der Bischof lächelte und sprach:

— Das ist Mystification, meine Herren. So etwas ist nicht möglich, nein, die Carmeliterinnen sind solchen Unrechtes nicht fähig. Man hat Sie getäuscht.

— Nothwendigen Falles würden wir im Namen des Gesetzes, auch ohne bischöfliche Erlaubniß, in das Kloster treten, Ew. bischöfliche Gnaden!

— Sind Sie denn überzeugt, meine Herren, daß dieser Brief auch die Wahrheit spricht? Kann ihn kein Witzbold oder ein Feind des Klosters geschrieben haben? Welches Aufsehen würde eine gerichtliche Untersuchung dieses Klosters zur Folge haben! Und wenn sich nun die Sache als Lüge erweist?

— So steht es dem Kloster frei, gegen den muthwilligen Lügner, dessen Namen alsdann bekannt gegeben wird, gerichtlich einzuschreiten.

Der Untersuchungsrichter nannte nun dem Bischofe den Namen. Dennoch bezweifelte dieser die Richtigkeit und meinte, auch der Schreiber könne getäuscht worden sein. Um jedoch der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen, erklärte er, wolle er nicht nur die Erlaubniß zum Bruche der Clausur geben, sondern sich selbst in das Kloster mitbegeben.

Während der Bischof seinen Wagen vorfahren ließ, begab sich die Untersuchungscommission zu Fuße nach dem Kloster, requirirte insgeheim Gendarmerie, Schlosser und Zimmerleute und wartete in der Nähe des Klosters auf den Bischof.

Als dieser vorfuhr, äußerte er nochmals seine Zweifel und läutete dann an der Pforte. Sie öffnete sich und die Pförtnerin fiel sogleich auf die Kniee nieder, seinen bischöflichen Segen zu empfangen. Der Bischof befahl ihr, sofort die Priorin herbeizuholen.

— Aber diese Männer —? fragte sie, auf die Herren der Commission deutend.

— Gehen Dich nichts an! Rufe die Priorin!

Der Bischof und die Commission begaben sich in das Sprachzimmer, während die Gendarmen in aller Stille die Pforte des Klosters besetzten. Nach einer Weile kam die Priorin und ließ sich schon an der Schwelle des Zimmers auf die Kniee nieder. Der Bischof gab ihr den Segen nicht und gebot ihr strenge, sich zu erheben. Zitternd stand sie auf und näherte sich ihm. Der Untersuchungs-

richter übergab ihr eine Schrift, derzufolge er die Ermächtigung erhielt, die Clausur zu übertreten. Sie las es und erbleichte.

— Die Clausur? fragte sie mit einem Seitenblicke auf den Bischof, der ihr heute nicht geheuer vorkam.

— Ja, im Namen des Gesetzes!

— Wenn es möglich wäre, meine gnädigen Herren! Aber ich darf und kann nicht, die Clausur des Klosters steht —

— Ich erlaube es den Herren! fiel der Bischof ernst ein.

— In Gottes Namen! auf Ihre Verantwortung!

Nun ging die Priorin voran und öffnete die Clausur. Vier Nonnen standen innerhalb derselben, wie die Wächter des Paradieses. Der Bischof würdigte sie keines Blickes, obwohl sie auf die Kniee vor ihn sanken. Der Untersuchungsrichter händigte jetzt, innerhalb der Clausur, der Priorin eine zweite Schrift ein und ersuchte sie, dieselbe sogleich zu lesen.

Sie las sie, wurde roth und wieder blaß. Sie senkte die Augen und mußte sich erst sammeln. Endlich stotterte sie:

— Sie werden erlauben, meine gnädigen Herren, der Fall ist zu wichtig — ich muß mich hierüber mit dem Pater Beichtvater benehmen —

— Wie? unterbrach sie der Bischof. Schämen Sie sich nicht von einem Manne abzuhängen, der Ihr Brod ißt? Sie sind hier Oberin, an Sie ist der Befehl erlassen, und Sie müssen dem Befehle gehorchen. Führen Sie uns also zu dem Kerker, wo die Nonne verschlossen ist, oder wir finden selbst den Weg dahin.

— Mein Gott! Aber —

— Nun?

— Die Barbara ist längst gestorben.

— Sie haben eine Nonne im Kerker, Frau Priorin. Versuchen Sie nicht zu lügen, Sie erschweren dadurch nur Ihre Strafe. Wo ist der Kerker?

— Heilige Jungfrau! Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen; als sie sich etwas erholt hatte, wandte sie sich an den Bischof: Euer bischöflichen Gnaden werden doch nichts verlangen, das gegen mein Gewissen, gegen die Statuten des Ordens, gegen —

— Hier ist nur vom Gehorsame die Rede, und den haben Sie zu leisten. Aber was wollen die vielen Nonnen hier?

— Diese sind die Rathschwestern, ohne deren Beiziehung ich in einer so wichtigen Sache nichts unternehmen darf.

— Hier gibt es für sie nichts zu rathen, sondern nur zu gehorchen; also ohne Verzug führen Sie uns zu dem Kerker!

Die Priorin weinte heftig, wandte sich und ging voran. Eine Nonne eilte voraus und läutete.

— Was soll dieses Läuten? fragte der Commissär.

— Es ist so der Gebrauch bei uns, damit, wenn Mannspersonen in's Kloster kommen, die übrigen Schwestern sich entfernen.

— Vor einer kaiserlichen Commission braucht sich Niemand zu verbergen; das ist eine Ungezogenheit.

Man schritt weiter, durch die Küche, endlich durch düstere gewölbte Gänge. Eine Thüre wurde aufgeschlossen, man stieg hinab in einen unterirdischen Raum, ging weiter und stand wieder vor einer kleinen eisenbeschlagenen Thüre. Die Priorin blieb stehen und zauderte.

— Ist das der Kerker? fragte der Commissär, der bereits sein Taschentuch unter die Nase hielt.

— Ja!

— Schließen Sie auf!

— Entschuldigen Sie, Euer Gnaden —

— Wie?

— Erlauben Sie, daß ich sie zuerst hinausbringen lasse. Man muß sie erst umkleiden.

— Umkleiden?

— Es wäre ja gegen allen Anstand, sie so zerlumpt —

— War es nicht gegen den Anstand, Ihre Mitschwester in eine solche Lage zu versetzen, so ist es auch nicht gegen den Anstand, sie vor dem Richter zu zeigen. Oeffnen Sie!

Eine Schwester versuchte zu öffnen, aber es gelang ihr nicht. Das Schloß war zu sehr verrostet. Mit vieler Mühe drehte der Aktuar den Schlüssel um und öffnete; er stieß die Thüre auf.

Es war in dem Raume so finster, daß man nichts sah. Dagegen wichen der Bischof und der Commissär unwillkürlich vor der Pestluft zurück, die ihnen entgegenströmte.

— Hier ist ja Niemand! sagte der Commissär. Da sind wir nicht am rechten Orte.

— Ach ja! erwiderte eine Nonne und ging in das Loch. Barbara!

Der Bischof, der Commissär und der Arzt schlüpften durch die niedrige Thüre nach; die Priorin und einige Nonnen folgten.

Ein Skelett lag nackt auf einem Spreuerhaufen und streckte ihnen die Arme entgegen. Es war Barbara. Sie versuchte aufzustehen, sank aber wieder in die Arme einer Nonne zurück.

Die Blicke des Bischofs und des Commissärs begegneten sich; beide waren sprachlos. Es trat ein verhängnißvolles Schweigen ein.

Der Bischof faßte sich zuerst wieder. Er schlug die Hände über dem Haupte zusammen und rief entrüstet aus:

— Ist es möglich? Seid Ihr Nonnen? Ihr seid Furien!

— Wie heißen Sie? fragte der Commissär die Gefangene.

— Barbara Ubryk! erwiderte sie schnell.

— Ach! rief sie dann aus, führen Sie mich hinaus aus diesem Grabe!

Sonst konnte man nichts aus ihr herausbringen; alle Fragen ließ sie unbeantwortet. Da sie sich nicht erheben konnte, befahl der Gerichtsarzt, sie augenblicklich auf einer Tragbahre hinaufzuschaffen.

— Ist das menschlich? fuhr der Bischof die Priorin an. Ist das erlaubt?

Der ehrwürdige alte Herr fand keine Worte, um seine tiefe Entrüstung auszudrücken. Die Priorin stand schweigend und mit gesenktem Haupte neben ihm; die Nonnen weinten.

Während sich der Bischof und der Commissär besprachen, kam die Tragbahre an. Man legte Barbara darauf und eine Nonne warf einen Schurz über ihre Blöße. Vier Nonnen trugen sie hinauf in eine Zelle und legten sie sogleich in das Bett. Der Gerichtsarzt befahl sie anzukleiden und ihr etwas Speise und Trank zu reichen. Während dies geschah, erholte er sich von den Eindrücken, welche die Gräuel des Kerkers auf ihn hervorgebracht hatten. Hierauf ließ er einen Gendarm herbeiholen, welcher die Zelle zu bewachen hatte.

In Gegenwart des Bischofs legte der Commissär einstweilen die Papiere im Priorat und den Kerker unter Siegel, erklärte alle Nonnen als Gefangene und ließ das Kloster durch Gendarmerie überwachen, bis Weiteres verfügt würde. Hierauf verließ er das Kloster; der Bischof blieb zurück, um den Nonnen eine Strafpredigt zu halten, wie sie wohl in keinem Evangelium zu finden sein dürfte.

Die Untersuchung wurde sogleich eingeleitet. Telegramme gingen nach Wien hin und her, alles Nöthige zu verfügen.

Indessen hatte man auch in der Stadt die Schauderthat erfahren. Ganz Krakau versammelte sich vor dem Kloster und machte seiner Entrüstung in lauten Verwünschungen gegen die Nonnen Luft. Gegen Abend warf man mit Steinen die Fenster ein und versuchte das Kloster zu stürmen. Eine unglaubliche Aufregung herrschte in der Stadt. Es mußte die Garnison in den Kasernen consignirt und das Kloster durch eine Compagnie Infanterie geschützt werden.

Denselben Abend spielte der Telegraph zwischen Krakau und den deutschen Städten. Am andern Tage erfuhr man in ganz Deutschland von dem Schicksale und der Auffindung der Barbara Ubryk. Ein Schrei des Entsetzens ging über den Continent: die ganze gebildete Welt fluchte der satanischen Nonnen. Alle Blätter schilderten das traurige Loos der Unglücklichen, nur die Pfaffen rümpften die Nase und sagten: Man muß die ganze Geschichte tapfer wegläugnen!

Am andern Morgen, den 23. Juli, wurde die Priorin und die Subpriorin als Gefangene in Untersuchungshaft in das k. k. Landesgericht überbracht, und zwar zu Wagen unter starker Husarenescorte, um sie vor den Wuthausbrüchen des Volkes zu schützen. Noch zwei Tage lang versammelten sich die Krakauer vor dem Kloster, an dessen Demolirung sie nur die Anwesenheit der Militärmacht hinderte.

Barbara wurde auf gerichtsärztlichen Antrag in das Irrenhaus zum heiligen Geist überbracht, dessen Inwohner wir bereits kennen gelernt haben. Sie befindet sich in der Abtheilung der „grauen Schwestern," welche sie liebevoll pflegen, und wird ihr Leben dort beschließen müssen.

Die mit so vielem Eclat eingeleitete Untersuchung führte — echt österreichisch — zu Nichts! Wir haben hier eine zweite Auflage des Processes Cadière erlebt. Wer mag behaupten, welche Faktoren hier wieder eingewirkt haben? Die Personen leben noch Alle, die Untersuchung wurde erst kürzlich eingestellt und die Priorin nebst Helfershelferin freigegeben: würden wir unsere Anschauungen darlegen, man würde gegen uns die hochnothpeinlichsten Processe einleiten, — wozu wir um so weniger Lust verspüren, als man jesuitischer Seits bereits einzelne Paragraphen der Strafgesetze in Bayern und Rußland gegen dieses Werk angerufen hat.

Wir schließen unser Werk mit einem interessanten

Aktenstücke,

welches wir seinem Wortlaute nach hier folgen lassen:

Barbara Ubryk,

Gerichtsärztlicher Bericht über deren Körper und Geisteszustand, erstattet von Dr. L. Blumenstock, Dozenten der gerichtlichen Medizin zu Krakau.

— — — —

Die Zelle, in welcher Barbara aufgefunden wurde, wäre wohl in hygienischer Beziehung für eine Person geräumig genug; allein in Folge der Vermauerung des Fensters war der Zutritt von Luft und Licht, wenn nicht ganz ausgeschlossen, so doch in hohem Grade erschwert. Ferner wurde die Zelle 20 Jahre lang nicht geheizt und nur selten oder nie ventilirt, noch von den Cloakenausdünstungen die noch heute empfindlich genug sind, desinficirt. Derartige Bedingungen sind für den menschlichen Organismus äußerst ungünstig und müssen nicht nur auf den Körperzustand eines unter solchen Verhältnissen durch viele Jahre vegetirendes Individuums den schädlichsten Einfluß ausüben, sondern auch im gegebenen Falle ungeachtet der größeren Widerstandsfähigkeit Geisteskranker gegen äußere Schädlichkeiten auf den Geisteszustand der Untersuchten nachtheilig einwirken und mindestens jedwede Aussicht auf Besserung desselben unbedingt benehmen. Schließlich bemerken wir, daß derartige hygienische Bedingungen innerhalb einer oder mehrerer Jahre auch einen geistesgesunden Menschen um seinen Verstand bringen können.

Am 23. Juli wurde Barbara in die Irrenanstalt transferirt. An diesem Tage fand sie der sie abholende Untersuchungsrichter in der Zelle auf dem Bette sitzend und klostermäßig gekleidet; auf seinen Gruß erwiderte sie: „Gelobt sei Jesus Christus!" Sie schritt bereitwillig auf die Pforte des Klosters zu, und als eine der Nonnen, Schwester Agnes, sie umarmte und küßte, erwiderte sie den freundlichen Gruß und sprach: „Bist Du es, Schwester Agnes, komm mit mir aus dem Kloster fort." Unterwegs wurde sie im Wagen ohnmächtig und mußte gestützt werden; vom Corridor ging sie wohl unter fremder Mithilfe in das fur sie bestimmte Zimmer, allein hier angelangt war sie sehr erschöpft und bat, sie auf das Bett zu setzen, weil sie sich auf den Füßen nicht zu erhalten vermöge. Nach einer Weile rief sie nach dem Manne, der sie aus dem Wagen gehoben

hatte: „Ich muß dem Herrn, der mich trug, danken, denn er hat sich wahrscheinlich verhoben."

Mit der Transferirung der Barbara in die Irrenanstalt beginnt deren gerichtsärztliche Beobachtung, zu welcher Referent und Doktor Cziezewicz, Gerichtsarzt und Assistent an der geburtshilflichen Klinik, in Gemeinschaft mit dem ordinirenden Arzte der Irrenanstalt, Dr. Jakubowski, berufen wurden. Unsere gemachten Wahrnehmungen finden sich in dem folgenden *Gutachten* verzeichnet:

* * *

Die Carmeliterin Thekla (Protokoll Nr. 80) fand bei ihrem Eintritte in den Orden die Barbara ausgelassen und zu Bubenstreichen geneigt. Als Beweis ihrer Exaltation gibt die gewesene Oberin Th. an (Prot. Nr. 33), daß, als der Beichtvater einmal in das Sprechzimmer kam, um die Beichte zu hören, Barbara an einem Tage *sieben Stunden lang* und am darauffolgenden Tage *acht Stunden* beichtete, so daß man am ersten Tage *sowohl sie, als den Beichtvater fast besinnungslos wegbringen mußte!*

Dr. Wroblewski, damals Klosterarzt, gibt (Prot. Nr. 154) an, daß er bei seinen Ordinationen von Barbara Aeußerungen gehört habe, wie: „Ich weiß, daß ich gesündigt, daß ich das Keuschheitsgelübde verletzt habe, daß die andern Schwestern nicht besser wären als ich, und deshalb will ich ausschließlich meinem Erlöser leben u. s. f."; sie sei damals anständig gekleidet gewesen und habe sich während der Unterredung ruhig verhalten.

Im Jahre 1848 soll, nach Angabe des dazumal als Gärtner im Kloster bedienstet gewesenen Kasimir G., Barbara eines Tages vom Chore in ihre Zelle fortgelaufen sein und daselbst sich eingesperrt haben. Auf Anordnung der Oberin erbrach Zeuge die Thüre, worauf er die Barbara nackt und tanzend antraf; sie war damals *kräftig gebaut* und ganz gesund aussehend. Die Nonnen warfen ihr schnell ein Leintuch um den Köper, und noch an demselben Tage wurde sie in den Kerker gebracht, in welchem ein Strohsack, ein offener Abort und ein Kachelofen sich befanden, welch' letzteren Zeuge im Auftrage der Oberin sofort zerlegte, damit ihn Barbara nicht zerstöre.

Nun beginnt ein neuer Abschnitt im Leben der Unglücklichen, und dieser dauert vom Jahre 1848 bis zum 21. Juli 1869, also

volle 21 Jahre. Es fällt schwer, die Lebens- und Leidensgeschichte der Barbara während dieser Periode zusammenzustellen, weil die diesbezüglichen Notizen in den Akten sehr spärlich sind. Dies ist gewis und darin stimmen alle Zeugen überein, daß Barbara in der Zelle, in welcher sie aufgefunden wurde, volle 21 Jahre verlebte. Es scheint, daß sie Anfangs noch ärztlich behandelt oder wenigstens besichtigt wurde, denn der Zeuge Casimir G. erwähnt, daß man ihr Eisumschläge auf den Kopf, Sinapismen und Blutegel applicirte. Seit 1854 aber, also durch volle 15 Jahre ist die Kranke keinem Arzte mehr vorgestellt worden. Allein statt dessen nahm man die Zuflucht zu Hausmitteln; so sagte der Carmelitergeneral bei seinem Besuche im Kloster i. J. 1853 zu Gunsten Barbaras ein Gebet her, und Schwester Rosalia gibt (Prot. Nr. 81) an, „daß Pater Natalis bei der Visitation des Klosters ihr durchs Gitter einige Fäden in Papier gewickelt reichte und anordnete, diese vom hl. Dominicus herrührende Reliquie unter die Speisen der Barbara zu mischen und hiebei ein Gebet herzusagen; allein dieses Mittel half nicht besonders." Und so gewöhnte man sich daran, die Kranke für unheilbar zu betrachten und überließ sie ihrem Schicksale, in der Hoffnung, „daß sie nach zurückgelegtem 50. Lebensjahre schwächer und zugleich auch ruhiger werden würde."

Aus den Zeugenaussagen geht weiters hervor:

1) daß die Zelle der Barbara finster war, — Schwester Mauritia erklärt (Prot. Nr. 32), „daß sie Barbara fast nie gesehen habe, weil die Zelle finster war."

2) Daß die Zelle nie geheizt wurde, — Schwester Agnes gibt an (Prot. Nr. 79), daß man der Kranken im Winter viel Stroh gab, in welches sie sich bis über den Kopf verkroch.

3) Daß die Zelle nicht gehörig gelüftet wurde; — der frühere Klosterknecht Johann Ch. sagt aus (Prot. Nr. 16), daß er nur manchmal, und zwar im Sommer, das Fenster auf eine Weile öffnete und bald wieder verschloß. Zeuge Stanislaus M., der vom Jahre 1855 bis 1858 im Kloster bedienstet war, erklärt (Prot. Nr. 146), daß in dieser Zeit Barbara einmal zu Frühjahr in einer ebenerdigen Zelle untergebracht wurde, weil sie in Folge der starken Fröste erkrankt und geschwollen war. Als damals Zeuge in die Zelle

der Barbara ging, um sie zu reinigen, verspürte er daselbst „einen unerträglichen dumpfen Geruch und Gestank, die Wände waren voll Schmutz und Spinngewebe."

4) Daß auch die Kost der Barbara nicht entsprechend war, — der letztgenannte Zeuge behauptet nämlich, daß das Brod, welches Barbara zum Fenster hinauszuwerfen pflegte, nicht demjenigen glich, welches für die Klosterschwestern bestimmt war, sondern jenem des Gesindes; es war nämlich schmutzigbraun.

5) Daß Barbara in der letzten Zeit ganz vernachlässigt wurde. Der Klosterbeichtvater nennt (Prot. Nr. 6) den Zustand, in welchem Barbara am 21. Juli aufgefunden wurde, einen solchen, „gegen den die menschliche Natur sich empören muß," und die angeklagte Oberin selbst erklärt (Prot. Nr. 31), „daß nach ihrem persönlichen Dafürhalten der Barbara eine bessere Pflege gebührt hätte." — !!!

Soviel bezüglich der Periode, während welcher Barbara in der Kloakenzelle eingesperrt war. Mit ihrer Entfernung aus derselben beginnt, wie ich bereits oben erwähnte, die gerichtsärztliche Beobachtung und die nachfolgenden Daten sind das Resultat der eigenen Wahrnehmung und Untersuchung der Gerichtsärzte.

I. Ueber den körperlichen Zustand der Barbara.

Am 24. Juli trafen wir Barbara in der Irrenanstalt schwach und bei jeder Bewegung vor Schmerz stöhnend, an; diese Veränderung rührte davon her, daß sie, nicht mehr an ein ordentliches Lager gewöhnt, Nachts zuvor aus dem Bette gefallen war, und hiebei eine mit bedeutender Blutunterlaufung verbundene Quetschung der Weichtheile in der linken Trochantergegend davongetragen hatte, welche ihr bei jeder Bewegung der unteren Extremitäten Schmerz verursachte. Gleichzeitig litt sie an Intestinalkatarrh, wahrscheinlich in Folge der jähen Diätveränderung; der Katarrh hielt nur einige Tage an, dafür aber dauerte die Schmerzhaftigkeit der verletzten Stelle volle 3 Wochen und fesselte die Leidende ans Bett. Erst nach Besserung dieses Zustandes konnte man eine genaue Untersuchung vornehmen.

Mit Uebergehung der bereits oben angegebenen Daten will ich bemerken, daß von ihren eine geistige Verkommenheit verrathenden Gesichtszügen noch nicht alle Spuren einstiger Schönheit verwischt sind. Die mit schütteren Augenbrauen und Wimpern versehenen,

größtentheils gesenkte Lidern öffnen sich nur dann und wann; die Augen sind ausdruckslos, die Nase etwas länglich, Zähne gut erhalten, Hautdecke weiß.

In den Respirations-, Circulations- und Verdauungsorganen ist bis auf den, zwischen 84 und 108 Schlägen wechselnden Puls keine Anomalie wahrzunehmen.

Die von Dr. Czieziewicz vorgenommene Untersuchung der Genitalien ergab als Resultat: das Barbara Ubryk nie geboren hat.

Nach und nach besserte sich das Allgemeinbefinden der Barbara in auffallender Weise. Ihr Körpergewicht, welches bei der Aufnahme in die (Irren-) Anstalt 68 Pfund betrug, stieg innerhalb 2 Monate bis auf 90½ Pfund, also um 22½ Pfund. Als sie das Kloster verließ, war sie in hohem Grade abgemagert, ihre Muskulatur war dünn, die äußere Seite fast durchscheinend, das Unterhaut-Zellgewebe und Fettpolster fast geschwunden, die Augen lagen tief in den Höhlen. Nun nach mehrmonatlichem Aufenthalte im Spitale verrathen ihre runden Formen und die schöngerötheten Wangen kein körperliches Leiden. Wir könnten fast sagen, daß dermalen Barbara physisch ganz gesund sei, wenn nicht das fortwährende Bettliegen, welches theils durch die geistige Trägheit, theils durch eine mässige Schwäche der unteren Extremitäten bedingt ist, auf irgend ein Leiden hinwiese. Durch einige Wochen lag Barbara fortwährend mit in den Knieen gebogenen Schenkeln, und vermochte dieselben über unsere Aufforderung nur schwer und auf eine kurze Weile auszustrecken; jetzt kann sie die Füße ohne Schmerz und Schwierigkeit ausstrecken, auch ist das Gefühl in denselben wohl erhalten. Nichtsdestoweniger verläßt sie das Bett nur auf eine Weile, um die Nothdurft zu verrichten.

II. Barbaras geistiger Zustand.

Bei der Wichtigkeit des Falles und wegen Mangels eines jeden Anhaltspunktes, wenigstens zu Anfang der Observation war es für die Gerichtsärzte um so dringender geboten, den Geisteszustand der Barbara allseitig zu durchforschen, um sich ein klares Bild über die Form der physischen Störung zu verschaffen, und möglicherweise auch zur Kenntniß ihrer Ursachen zu gelangen.

Schon bei der ersten Besichtigung Barbaras im Carmeliterkloster präsentirte sich uns dieselbe als ein total verrücktes Individuum; unsere damalige, als solche zu Protokoll diktirte Muthmassung ist uns jetzt zur innigen Ueberzeugung geworden, denn wenn seit dem 23. Juli

in dem Befinden der Barbara eine Aenderung eingetreten ist, so bezieht sich dieselbe keineswegs auf ihre eigentliche Geisteskrankheit, sondern vielmehr auf ihre Verwilderung, wenn es uns gestattet ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen.

Nach der Aussage der angeklagten, wie auch der andern Nonnen und sämmtlicher Zeugen, pflegte Barbara während ihres Aufenthaltes in der Cloakenzelle ihre Kleidungsstücke und Bettwäsche zu zerreissen, das Bettzeug und Stroh auseinanderzuwerfen, Fetzen und Speisereste aus dem Fenster zu entfernen, in ihrem eigenen Kothe sich zu wälzen, fortwährend nach Speisen zu rufen und dieselben ohne Anwendung eines Besteckes zu verzehren. Ueberdies entblößte sie sich in Anwesenheit der gerichtsärztlichen Commission auf Aufforderung derselben freiwillig, fand Wohlgefallen an der eigenen Nacktheit und warf den anwesenden Mannspersonen ganz unzweideutige Winke zu; sie bot somit den größten geistigen nnd moralischen Verfall dar. Zweifelsohne datirten diese widrigen Symptome aus einem früheren Krankheits-Stadium, und die langjährige Isolirung, wie auch der Abgang einer entsprechenden Pflege und Aufsicht trugen das Ihrige bei, um dieselben zur zweiten Natur werden zu lassen. Allein nach ihrer Entfernung aus dem Kloster und in Folge eines Aufenthaltes unter günstigen Umständen gewöhnte sich Barbara immer mehr daran, auf die Hausordnung zu achten, unflätige Ausdrücke zu vermeiden, ihre Kleidungsstücke zu schonen und auf Reinlichkeit zu halten; kurzum, die Hülle der Verwilderung fiel, und Barbara blieb eine für die Rathschläge der Aerzte und des Wartpersonals recht zugängliche Irre. Aus diesem Grunde gaben sich Laien anfangs der Hoffnung hin, daß auch eine Besserung des Geisteszustandes nicht ausbleiben werde.

Durch die ersten Tage währte noch eine ungewöhnliche Gefräßigkeit fort, so daß sie ihre Umgebung mit fortwährendem Rufen nach Speisen behelligte, und die ihr dargereichten mit einer wahren Heißgier, unter thierischen Geberden und ohne alle Rücksicht auf Qualität und Quantität (Bonbons z. B. mit sammt den Papierhüllen), förmlich verschluckte. Allein schon nach wenigen Tagen gewöhnte sich Barbara auch in dieser Beziehung an eine geregelte Lebensweise und an ein anständiges Verzehren der Speisen, wenngleich sie sich bis jetzther eines gesteigerten Appetites erfreut. Ihr Reinlichkeitssinn machte aber in Kurzem solche Fortschritte, daß sie sich mit der rei-

nen Wäsche kindisch freute, das weiße Schnupftuch aber sorgfältig unter dem Polster verbarg und dasselbe mit dem zu diesem Zwecke bei den Carmeliterinnen üblichen groben Tuche recht oft verglich.

Allein nur bis hieher und nicht weiter; denn von einer Besserung des Geisteszustandes war keine Rede.

Es fällt auch schwer, an die Besserung eines solchen Geisteszustandes zu denken, wie wir ihn bei Barbara wahrgenommen haben; war sie doch nichts als „ein Wrack nach verbraustem Sturme." Ihr Geist ist ganz öde und finster, und nur dann und wann durchzucken denselben schwache Irrlichter. Diese Irrlichter aber sind vage, schnell auftauchende und ebenso schnell verschwindende Wahnideen, daß sie „Erlöserin" oder „ein fressendes und gefressenes Individuum" sei. Ihr träger Geist reagirt nur auf sehr starke Reize, und nur in solchen äusserst seltenen Fällen fährt er aus seiner Trägheit auf, wird auf einen Moment für Reize empfänglich; allein die empfangenen Eindrücke verwischen sich entweder sofort, oder werden nur sehr schwach erhalten. Nur zweimal befand sich Barbara unter dem Eindrucke solch' starker Reize. Das erste Mal beim Eintritte der Gerichtskommission in die Cloakenzelle (am 21. Juli), und darauf beim Erscheinen ihrer beiden Schwestern in der Irrenanstalt. Das erste Mal antwortete sie auf die Frage, wie sie heiße, schnell und deutlich: Barbara Ubryk — späterhin wußte sie kein einziges Mal mehr ihren Namen anzugeben, — sie bat um Entfernung aus der Zelle, welche schlimmer als das Grab sei, und dieser gewaltige Eindruck: der Anblick von fremden Mannspersonen und ihre Entfernung aus der Zelle, in welcher sie 20 Jahre verlebt hatte, war insoferne ein bleibender, als sie später den Untersuchungsrichter jedesmal erkannte, so oft er sie in der Irrenanstalt besuchte, und ihm immer zurief: „Guter Herr, Sie haben mich aus der Zelle hinausgeführt" u. s. f.

Einen etwas schwächeren Eindruck machte auf sie der Besuch der Schwestern, wiewohl beide Male ihr aus der Trägheit aufgestörter Geist wie umflort war, und sich daher auch nur zu nicht ganz reinen, wie umflorten Vorstellungen erheben konnte. Das Wiedersehen der Barbara mit ihren Schwestern war für die Beobachter recht interessant. Der Untersuchungsrichter führte zuerst die ältere Schwerster Therese Leontine ein. Beim Anblicke des Erstern fuhr Barbara auf und rief: „Das ist ja der Teufel!" — als er sich aber darauf zurückziehen wollte, bat ihn Barbara umzukehren, und dies mit den Worten:

„Aber bleibe doch, ich scherze ja nur, bist Du es doch, der mich aus der Zelle hinausgeführt hat" u. s. f. Als sie darauf gefragt wurde, wer die Dame sei, meinte sie: „Das ist seine (des Untersuchungsrichters) Frau, sie lieben einander so innig!" Und als man ihr sagte, diese Frau heiße Leontine, erwiderte sie: „Das ist nicht wahr, Leontine ist meine Schwester, sie ist aber im Himmel, denn sie ist gestorben." Auf die Versicherung, daß dies denn doch ihre leibliche Schwester sei, meinte sie kopfschüttelnd: „Höchstens ihr Geist!" Als hierauf diese Schwester an ihr Bett trat und ihr Details aus der Jugendzeit erzählte, da erinnerte sich Barbara allmählig daran, daß ihr Vater Jakob Kasimir, die Mutter Marianne Elka geheißen, und daß diese Schwester eben sie nach Warschau in das Kloster begleitet habe, und als ihr vom elterlichen Hause gesprochen wurde, rief sie mit vor Freude strahlendem Antlitze aus: „Dort war das Himmelreich!" Darauf folgen plötzlich Anspielungen auf das intime Verhältniß zwischen der eben angekommenen anderen Schwester und dem viel jüngern Untersuchungsrichter und schließlich die Erklärung: „Ich aber gebe mich vor der Trauung keinem Manne hin!"

Die jüngere, etwas excentrische Schwester Anna Josefine kniete vor dem Bette nieder und bat Barbara um ihren Segen, worauf Letztere entgegnete: „Wie, ich Dich segnen? Meinetwegen (macht das Zeichen des Kreuzes), aber steh doch auf, wozu denn das Knieen?" Aber auch diese Schwester wollte sie als solche nicht anerkennen und blieb fest bei der Behauptung: „Sie ist im Himmel, dies ist blos ihr Geist!" Auf die Frage, ob die Schwestern wiederkommen mögen, antwortet sie: „Wie Gott will, so wird es sein, und wie er nicht will, so wird es auch nicht sein." Bei den späteren Besuchen aber wollte sie ihre Schwestern nicht mehr ansprechen, und ärgerte sich darüber, daß man sie bethöre und ihr vorspiegele, als wären ihre Schwestern gekommen: „Ich aber bin weder verrückt, noch habe ich den Verstand verloren."

Dies waren ihre lichtesten Momente, sonst konnte man von ihr nicht einmal herausbringen, wie sie heiße. Es war ihr nicht nur der Namen, sondern die ganze Vergangenheit entfallen, und nur selten gab sie zu, daß sie lange Zeit eingesperrt gewesen, oftmals äußerte sie sogar den Wunsch, zu den Carmeliterinnen zurückzukehren. Sie weiß sich kaum dessen zu erinnern, was mit ihr in der Anstalt vorgegangen, und nur selten und incorrect die Namen der sie besuchen-

den Aerzte anzugeben. Die Namen der Tage kennt sie genau und unterscheidet die Wochentage vom Feiertage; diese Kenntniß ist ihr geblieben, weil sie nach Angabe der Carmeliternonnen gewohnt war, die Namen der Tage fast ununterbrochen zu wiederholen und die nach der Klosterordnung für jeden Tag entfallende Speise jedesmal zu benennen und zu verlangen. Zum Schreiben ist sie für keinen Fall zu bewegen und es scheint, daß sie dasselbe fast verlernt hat; nur ein einziges Mal ließ sie sich zum Lesen bereden. Es wurde ihr ein Zeitungsblatt vorgehalten; sie erkannte den römischen Buchstaben X, das Datum, die Jahreszahl 1869 machte ihr schon Schwierigkeiten, und statt dieser Ziffer las sie: „Einer, Zehner, Hunderter, Tausender." Darauf las sie noch das Wort „Dienstag," warf aber schon das Blatt mit der Bemerkung weg: „Das ist ja nicht wahr, heute ist Montag!"

Sonst spricht sie ohne den geringsten Zusammenhang und mitunter so lange, daß man das Ende ihres Redeflusses gar nicht abwarten kann, ausnahmsweise ist sie auch schweigsam und antwortet dann auf keinerlei Fragen. Ihr Irrereden bezieht sich fast ausschließlich auf die sinnliche Sphäre. Von abstracten Begriffen hat sie nur jene behalten, welche ihr im Klosterleben am häufigsten vorkamen, wie: Gott, Engel, Sünde, Erlösung. Die auf das Geschlechtsleben Bezug habenden Ausdrücke, die sie im Munde führt, sind aber solche, wie sie nur in der untersten Volksschichte, und dies nur bei Leuten, die in ihrer Ausdrucksweise keineswegs wählerisch sind, hierzulande vorzukommen pflegen. Allein von dem Grundsatze: nihil est in intellectu, quod antea non fuerit in sensu*) ausgehend, müssen wir an der Ueberzeugung festhalten, daß Barbara derartige Ausdrücke recht häufig gehört haben muß; da aber aus den Akten nicht ersichtlich ist, wo sie dieselben vernehmen konnte,**) ist es auch nicht Sache der Gerichtsärzte, sich hierüber in Muthmassungen zu ergehen.

Wenn wir zur Ergänzung dieses Bildes noch den Mangel jedweden Zusammenhanges zwischen den einzelnen Vorstellungen, die

*) Man kann nicht von einer Sache wissen, man habe sie denn an sich kennen gelernt.

**) Weil der Beichtvater merkwürdiger Weise sich damals gerade sterben ließ!

absolute Unmöglichkeit, dieselben zu associiren (verbinden) und zu logischen Schlüssen zu verarbeiten, die totale Apathie gegen ihre Umgebung und ihren eigenen Zustand, das sinnlose Wiederholen der Fragen, die große geistige und körperliche Trägheit hinzufügen, so haben wir eine vollständige Umwandlung des früheren Ichs vor Augen, und ohne es zu wissen, bezeichnet Barbara selbst ihren Zustand sehr treffend mit den Worten: „Ich bin nicht ich, ich bin nicht dieselbe, sondern eine Andere."

Und in diesem scheinbar ganz ausgebrannten Vulkane, der nach Außen wenigstens sich durch keine Eruptionen mehr kundgibt, lobert noch ein inneres Feuer, welches von Zeit zu Zeit die ganze Hülle mächtig erschüttert. Diesem Feuer gleichen die Gesichtshallucinationen, welche bei Barbara mitunter auftreten. In solchen Momenten hat sie ihren Blick stier auf die Wand gerichtet, ihr Angesicht drückt Furcht und Entsetzen aus; auf die Frage, was sie sähe, antwortet sie dann laut und lebhaft, indem sie ihre Qualen aufzählt, und hiebei sich eigenthümlicher, in der Schnelle eigens gebildeter, und ihre Lage gut bezeichnender Ausdrücke bedient — die sich jedoch nicht gut ins Deutsche übertragen lassen. Während eines solchen Anfalles wird sie unruhig, zänkisch und hierauf durch einige Zeit düster und kleinlaut.

Dieses Ergebniß unserer Untersuchung berechtigt uns zu dem Schlusse: daß Barbara Ubryk an totaler, bereits in Blödsinn übergehender Verrücktheit leide, einer Krankheit, die bekanntlich unheilbar ist. Demgemäß ist ihr Zustand auch als Geisteszerrüttung im Sinne des §. 152 des österreichischen Strafgesetzes zu betrachten.

Hinsichtlich der Ursachen, welche die Geisteskrankheit Barbaras bedingt haben, fehlen uns freilich sichere Anhaltspunkte. Wir können dieselben nicht in einer hereditären Disposition (angebornen Geneigtheit) suchen, weil unsere Nachforschungen nicht ergeben haben, daß ihre Eltern oder nächsten Anverwandten geisteskrank gewesen wären; zwar präsentirte sich uns Barbaras jüngere Schwester Josefine als ein hysterisches, bigottes und fanatisches Individuum, aber Symptome einer Geisteskrankheit waren an derselben nicht zu bemerken. Die beiden Schwestern Barbaras, welche wir hier kennen zu lernen Gelegenheit hatten, sind keineswegs frei von übertriebener Religiosität. Barbara Ubryk selbst, wie es ihre den Akten beiliegenden, vor dem Ausbruche der Geisteskrankheit geschriebenen und sowohl in grammatikalischer als orthografischer Beziehung inkorrekten Briefe be-

weisen, — übertraf ihre Schwestern nicht an Bildung. Welchen Lebenswandel sie unter Obhut ihrer verwittweten Mutter führte, mit wem sie umging — bleibt unaufgeklärt; aber nach Angabe der Schwestern war sie schon damals abwechselnd heiter und verstimmt, zog sich scheu vor der Männerwelt zurück und sehnte sich nach Einsamkeit. Wahrscheinlich trug sie schon damals in der Mannbarkeitsperiode den Keim der Krankheit in sich, welche, nicht rechtzeitig genug erkannt, während ihres Aufenthaltes im Warschauerkloster zum Ausbruche kam und ihre Entlassung bewirkte. Die streng ascetische Lebensweise der Barfüßlerinnen zu Krakau veranlaßte wahrscheinlich den erneuerten Ausbruch der Krankheit, welche anfangs einen schleichenden Verlauf hatte, und das, was die Schwestern als Uebermaß von Frömmigkeit oder Ungezogenheit betrachteten, waren wahrscheinlich schon Symptome der Krankheit selbst, und es wurde auch nichts angewendet, um dieselbe möglicherweise im Keime zu ersticken. Im Jahre 1848 endlich kommen die ersten maniakalischen Anfälle zum Vorscheine, verbunden mit Symptomen des krankhaft gesteigerten Geschlechtstriebes.

Unter den zahlreichen Erscheinungen der Manie nehmen jene des gesteigerten Geschlechtstriebes häufig, besonders bei den Frauen, einen hervorragenden Platz ein, weshalb man ehedem in solchen Fällen eine eigene, selbstständige Krankheitsform statuirte, die man Nymphomanie nannte, und deren Ursachen man in einer recht stürmischen Vergangenheit, in einer krankhaften, durch unpassende Erziehungs- und Lebensweise hervorgerufenen und unterhaltenen Fantasie zu finden vermeinte. Heutzutage wird die Nymphomanie als eine der vielen Symptome der Manie betrachtet, welche entweder in Folge irgend eines Leidens der Geschlechtsorgane, besonders zur Zeit der Mannbarkeit, oder in Folge der Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes auftritt.

Die Steigerung des Geschlechtstriebes aber manifestirt sich bei Geisteskranken entweder in mässiger, erträglicher Weise oder aber, und besonders bei Maniakalischen mehr stürmisch.

Schnelle Erschöpfung und Tod oder langwierige Krankheiten pflegen die Folgen dieses Leidens zu sein.

Wir sind nicht in der Lage anzugeben, wie lange bei Barbara das maniakalische Stadium währte und wann die Manie in Verrücktheit überging. Das aber unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn Bar-

bara überhaupt zu heilen war, dies nur in so lange geschehen konnte, als die Verrücktheit noch nicht aufgetreten war. Denn die Manie ist heilbar und die nymphomanischen Erscheinungen schließen bei jüngeren Personen nicht nur nicht die Heilbarkeit aus, sondern gestatten sogar eine bessere Prognose. Hiemit wollen wir nicht behauptet haben, daß jede Manie heilbar ist, noch, daß speciell Barbara mit Gewißheit hätte geheilt werden können; denn diese Krankheit trotzt oftmals der sorgfältigsten Behandlung. Allein die Möglichkeit der Heilung hängt besonders von zwei Bedingungen ab, und zwar 1) von der Krankheitsdauer; denn je länger das Leiden dauert, um so geringer die Wahrscheinlichkeit seiner Beseitigung. 2) von der rechtzeitigen Transferirung der Kranken in eine Irrenanstalt.

Diese nothwendigen Bedingungen waren aber für Barbara nicht vorhanden, sie wurde in keine Anstalt gebracht, und ihre Krankheit durchlief ungehindert und unaufhaltsam alle Stadien. Gegenwärtig kann nur noch von einem körperlichen Wohlbefinden der Barbara die Rede sein, und die in der letzten Zeit unserer Beobachtung konstatirte Besserung ihres leiblichen Befindens verschlimmert eben die Prognose bezüglich ihres Geisteszustandes.

Nach Abgabe dieses Gutachtens wurden uns von Seite des Untersuchungsrichters und der Oberstaatsanwaltschaft noch nachstehende specielle Fragen vorgelegt, welche wir wie folgt beantworteten:

1. Frage: Kann nach dem gegenwärtigen Zustande der Barbara Ubryk angenommen werden, daß ihr früheres Verhalten ein solches gewesen ist, wie es die Klosterschwestern schildern?

Diese Frage wurde bejahend beantwortet.

2. Frage: Angenommen, daß Barbara Ubryk aus dem von den Klosterschwestern angegebenen Grunde und in dem von ihnen geschilderten Zustande eingesperrt wurde: welchen Einfluß hat die bekannte Behandlung, die ihr zu Theil geworden, auf ihren Zustand im Allgemeinen, und speciell auf ihren Geisteszustand ausgeübt?

Antwort: Es unterliegt keinem Zweifel, daß die erwähnte Behandlung auf den Gesundheitszustand der Barbara Ubryk im Allgemeinen einen schädlichen Einfluß ausgeübt hat, und dies durch hochgradige Beeinträchtigung der zum Leben nothwendigen Bedingungen, wie der reinen Luft, der Wärme, entsprechenden Nahrung und des Lichtes. Aber auch auf den Gemüthszustand der Barbara mußte

jene Behandlungsweise schädlich einwirken, und zwar 1) weil nichts angewendet wurde, um der Krankheit Einhalt zu thun, und 2) weil die so lange andauernde Entziehung des Lichtes und die vieljährige Einsamkeit ihre Geisteskrankheit nur verschlimmern mußten.

3. Frage: Kann eine derartige Behandlung einer Irren auch als Mittel dienen, um deren Leben abzukürzen?

Antwort: Ja.

4. Frage: Sind die Symptome, welche die Klosterfrauen an der Barbara Ubryk beobachtet haben wollen und welche die Einsperrung veranlaßt haben sollen, und zwar das Zerreißen der Kleidungsstücke, Beschädigen der Wäsche und Geschirre, auch zur Zeit ihres Aufenthaltes im Irrenhause aufgetreten, — und im verneinenden Falle, welchem Umstande ist das Nichtauftreten derselben zuzuschreiben?

Antwort: Während ihres Aufenthaltes im Krankenhause hat Barbara nach Angabe des Primarius Dr. Jakubowski nur einmal versucht, die Kleidungsstücke von sich zu werfen, und nach Angabe des Dr. Cziezewicz ein anderes Mal die Schüssel weggeschleudert und den Löffel zerbrochen. Das viel seltenere und minder heftige Auftreten dieser Ausbrüche muß der entsprechenden Aufsicht zugeschrieben werden.

5. Frage. Angenommen, daß eine körperlich und geistig gesunde Person von mittelmäßiger Körperbeschaffenheit durch 20 Jahre unter den bekannten Bedingungen eingesperrt war, ist es möglich, daß sie in einen Zustand verfiel, wie er bei Barbara Ubryk wahrgenommen wurde?

Antwort: Ja.

6. Frage: Die Gerichtskommission machte die Beobachtung, daß Barbara Ubryk gewöhnlich im Bette liegend die untere Extremitäten im Kniegelenke gebogen und gegen den Unterleib herangezogen hält. Woher kömmt diese ungewöhnliche Lage, und angenommen, daß dieselbe als eine Folge des immerwährenden Hockens in der Zelle wegen Mangels eines Sessels zu betrachten ist, kann dieser Zustand als Verkrüppelung angesehen werden oder nicht?

Antwort: Wie in unserm Gutachten bereits erwähnt wurde, pflegte Barbara Ubryk anfangs in der That in der oben bezeichneten Lage zu verharren. Diese Lage ist die Folge des langjährigen Hockens in der Zelle. Jenes Hocken aber gewöhnte sich Barbara aller Wahr-

scheinlichkeit nach dadurch an, daß in ihrer Zelle weder Sessel noch Bett vorhanden waren, auf welchen sie hätte sitzen können; wahrscheinlich hat auch die Kälte zu dieser Angewöhnung das Ihrige beigetragen. Dermalen aber ist Barbara im Stande, ohne irgend welches Hinderniß ihre Extremitäten zu strecken; sie verläßt dann und wann ohne fremde Hilfe das Bett, und an ihren Füssen ist nichts Abnormes wahrzunehmen. Es kann somit in dieser Beziehung von einer Verkrüppelung nicht die Rede sein.

7. Frage: Ist überhaupt bei Barbara Ubryk mit Rücksicht auf ihren physischen Zustand, in welchem sie am 22. Juli 1869 angetroffen wurde, auf ihre herabgekommene Körperbeschaffenheit eine Abnormität von dem gewöhnlichen, „Gesundheit" benannten Zustande wahrnehmbar, oder waltet bei derselben eine Gesundheitsstörung oder Berufsunfähigkeit in physischer Beziehung ob?

Antwort: Wir haben Barbara am 22. Juli 1869 in einem Zustande hochgradiger, allgemeiner Abmagerung und Erschöpfung, verbunden mit Anämie und erschwertem Auftreten angetroffen; diesen Zustand mußten wir als Abweichung von dem gewöhnlichen „Gesundheit" benannten Zustande und somit auch als eine Gesundheitsstörung betrachten. Der Begriff der Gesundheitsstörung schließt aber unseres Erachtens jenen der Berufsunfähigkeit in sich.

8. Frage: Wodurch ist diese Gesundheitsstörung veranlaßt, und ist dieselbe speciell durch die an Barbara Ubryk praktizirte Behandlung herbeigeführt worden?

Antwort: Nach dem, was wir zu wiederholten Malen angeführt haben, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Gesundheitsstörung der Barbara durch die Behandlung derselben veranlaßt werden konnte. Im gegebenen Falle konnte zwar außer der erwähnten Behandlungsweise auch die Geisteskrankheit der Barbara einen nachtheiligen Einfluß auf ihren körperlichen Zustand ausüben, da es bekannt ist, daß Geisteskranke öfters auch in physischer Beziehung herunterkommen. Da jedoch Barbara ungeachtet dessen, daß ihre Geisteskrankheit andauert und sogar in letzter Zeit sich verschlimmerte, von dem Momente ihrer Transferirung in die Irrenanstalt an bedeutend an Körpergewicht zunahm und ihre physische Gesundheit wieder erlangte, da ferner die Erfahrung lehrt, daß eine so weit vorgeschrittene Geisteskrankheit, wie es bei Barbara der Fall ist, gewöhnlich keine physische Schwäche mehr hervorruft, können wir mit Wahrschein-

ichkeit erklären, daß die Störung ihrer körperlichen Gesundheit durch die mißlichen Umstände bedingt war, unter denen sie fast ein Vierteljahrhundert im Kloster gelebt hat.

9. Frage: Ist überhaupt eine derartige Behandlung, wie sie der Barbara Ubryk zu Theil geworden, geeignet, bei einem Menschen eine Gesundheitsstörung oder Berufsunfähigkeit von mindestens 20-tägiger Dauer, oder eine Geisteszerrüttung herbeizuführen?

Antwort: Ja.

10. Frage: Ist die Gesundheitsstörung der Barbara Ubryk (§. 152 St. G. B.) als schwere oder leichte körperliche Beschädigung zu qualificiren?

Antwort: Die Gesundheitsstörung der Barbara ist im Sinne des Gesetzes als schwere körperliche Beschädigung zu betrachten, und dies nicht nur nach §. 152, sondern auch in Gemäßheit des §. 155 b und c (mehr als 30tägige Berufsunfähigkeit, besondere Qualen).

*

Zum Schlusse sei mir noch gestattet, mit einigen Bemerkungen auf die Bedeutung des eben beschriebenen Falles zurückzukommen.

Bekanntlich wurde die Untersuchung gegen die angeklagten Karmeliterinnen eingestellt; dieselbe hatte nämlich nicht nachzuweisen vermocht, daß Barbara als geistesgesunde Person eingesperrt wurde und in Folge dessen in eine Geisteskrankheit verfiel, — wie allgemein behauptet wurde; vielmehr scheint Alles darauf hinzudeuten, daß dieselbe in bereits geisteskrankem Zustande in die Cloakenzelle gelangte. Das Gericht hatte somit nur die Thatsache in Betracht zu ziehen, daß ein mehr oder weniger geistesgestörtes Individuum ohne Wissen irgend welcher Behörde durch fast ein Vierteljahrhundert unter den ungünstigsten hygienischen Verhältnissen hermetisch abgeschlossen war. Der Umstand, daß ein Kloster der Schauplatz dieses bedauerlichen Vorganges gewesen, ist für den Arzt ganz gleichgiltig, weil doch nicht die Möglichkeit auszuschließen ist, daß ähnliche Thatsachen sich auch in Privathäusern, ja sogar in Irrenhäusern zutragen können. Ich will nicht untersuchen, in wiefern den in früherer und sogar in jüngster Zeit, besonders in Frankreich, aufgetauchten Gerüchten über Gefangenhaltung von Personen, welche von der politischen Behörde als geisteskrank erklärt worden waren, Glauben beigemessen werden darf, — aber beachtenswerth ist jedenfalls die Angabe eines Wiener medi-

cinischen Blattes, wonach eine gewisse Anzahl Geisteskranker erst am 22. Juni 1869, also kaum einen Monat vor Auffindung der Barbara Ubryk in Krakau, aus dem Narrenthurme in Wien in die neue Irrenanstalt überführt wurde, und daß diese Unglücklichen bis dahin in Cloakenzellen unter nicht viel günstigeren Verhältnissen, wie die Krakauer Nonne, aufbewahrt waren.

(O Du gemüthliches Oesterreich!)

Es konnten somit in dem in Rede stehenden Falle nur zwei Vorwürfe gegen die Angeklagten erhoben werden: daß Barbara nicht rechtzeitig in eine Irrenanstalt transferirt, und daß sie im Kloster so inhuman behandelt wurde. Der erste Vorwurf entfällt aber aus dem Grunde, weil Niemand gesetzlich verpflichtet ist, ein irrsinniges Individuum in eine Anstalt transferiren zu lassen; der zweite hiegegen muß aufrecht erhalten werden.

Ferne sei es von mir, die der Barbara Ubryk zu Theil gewordene Behandlung zu entschuldigen; aber leugnen läßt sich wohl nicht, daß abergläubische und ungebildete Leute (wie Mönche und Nonnen den Irrsinnigen noch heutzutage als ein besessenes, aller Menschenwürde baares Individuum ansehen, dessen körperliche Hülle höchstens den Tummelplatz für Dämone oder Satane abgibt (sehr gut!); Hand in Hand mit solcher Anschauung pflegt Fahrlässigkeit und Gleichgiltigkeit gegen das Loos der Unglücklichen zu gehen, mitunter sogar die Furcht der Vorsehung entgegenzuarbeiten, wollte man die Besessenheit heben und beseitigen. Pflicht des Staates ist es daher, solcher Mißhandlung Geisteskranker vorzubeugen; so lange aber der Staat nicht eingreift, droht noch manchem Geisteskranken die Gefahr, wie Barbara Ubryk behandelt zu werden (sehr gut!) Heutzutage haben wir das Recht, ein umfassendes, zeitgemäßes Irrengesetz zu verlangen, und darüber, daß Klostermauern der vom Staate auszuübenden Sanitätskontrole nicht Halt gebieten dürfen, braucht wohl der Arzt kein Wort zu verlieren. Wollen wir im Interesse der Geisteskranken hoffen, daß auch Oesterreich in Bälde seinen „Lunacy — Act" haben wird, und dann werden die Barbara Ubryks der Geschichte angehören.

Der Statthalterei-Leiter von Krakau, Herr Boborski, richtete unterm 12. Januar 1870 an die Oberin des Klosters der Carmeliterinnen in Krakau, Fräulein Wenzyk, folgendes Schreiben:

„Dem von Seite der Direction der Irrenanstalt „zum heiligen Geist" an das Präsidium der Statthalterei gerichteten Gutachten gemäß leidet die Nonne Barbara Ubryk an einer unheilbaren Geisteskrankheit. Dieselbe bedarf einer sichern und immerwährenden Pflege und kann ihr dieselbe nicht nur in einer Irrenanstalt, sondern auch bei gutem Willen außerhalb einer solchen geboten werden. Da das Carmeliterinnenkloster zur Erhaltung der Barbara Ubryk, also auch zur Bestreitung der Kosten, die aus der Unterbringung derselben in einer Irrenanstalt, eventuell der Belassung derselben im Spitale „zum heiligen Geiste" in Krakau, entstehen, verpflichtet ist, so wird der Convent in Gemäßheit des Rescriptes des Statthalterei-Präsidiums d. d. 4. Januar 1870 Nr. 7638, zur pünktlichen Entrichtung der entfallenden Kosten aufgefordert und demselben zugleich bekannt gegeben, daß die Kosten im Nichteinhaltungsfalle im Executionswege eingetrieben werden würden."

Der Kraj berichtet: Krakau, 28. November. (Prozeß Ubryk.) Wie wir aus verläßlicher Quelle erfahren, beschloß das k. k. Landesgericht die Einstellung der Untersuchung gegen die Nonnen Maria Apollonia Wenzyk, Theresia Koziezkiewicz und Xavera Jozal wegen des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit nach §. 65 des Strafgesetzbuches (Entziehung der persönlichen Freiheit der Barbara Ubryk), sowie auch wegen des Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens nach §. 335 des Strafgesetzbuches (begangen durch schwere körperliche Beschädigung der Barbara Ubryk) wegen Mangels des Thatbestandes. Ob die Staatsanwaltschaft gegen diesen Beschluß recurrirt hat, ist uns nicht bekannt. Die Ubryk, welche im Irrenhause verbleibt, wurde von den Aerzten als unheilbar erklärt.

Wie der „Czas" berichtet, hat das k. k. Oberlandesgericht Krakau unterm 11. März 1870 den Einstellungsbeschluß des Landesgerichtes im Prozesse Barbara Ubryk oberinstanzlich bestätigt.

Die Berge kreißten und gebaren eine — Maus. Die Pfaffen sind eben noch mächtiger, als man glaubt. Wo das offenbarste Unrecht ihnen zur Last fällt, wo alle Welt bereits sein Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen hat: da wissen sie sich noch weiß zu

waschen. Und die große Menge, die nicht denkt, betet sie dann in ihrer gutmüthigen Dummheit an.

Zwar hat hier ganz Europa sein Urtheil gesprochen; und wenn auch in dem von der lateranischen Kreuzspinne noch zu dicht umwebten Europa die gottgeweihten Weiber der irdischen Justiz entrannen: der Verachtung und des Abscheues der ganzen gebildeten Welt entgehen sie nimmermehr! Furien seid Ihr und keine Nonnen! sprach der Bischof von Krakau, und er redete wahr.

Und Ihr, o Pfaffen: statt daß Ihr die Welt verlästert, die Ihr nicht kennt und doch liebt, — weint über Euch und Eure Kinder!

Ende.

Schlußwort.

Geneigter Leser! In dem vorliegenden Werke ist Ihnen ein tiefer Blick in das Leben einer Klasse von Geschöpfen eröffnet worden, deren einziges Endziel die langsame und systematische Hinrichtung ihres von Gott geschaffenen Leibes bildet. Oft und genug ist in vorstehendem Werke der thatsächliche Widerspruch hervorgehoben worden, der zwischen Jesus Christus, seinen Lehren, Worten und Handlungen — und zwischen den Bewohnern der Klöster besteht, die doch vor Allem die Jünger des göttlichen Lehrmeisters sein wollen und mit stolzer Demuth die „sündige Welt" verachten, verlästern und verfluchen. Gleichwie aber viele Lehren der römisch-katholischen Kirche, welche sich die alleinseligmachende zu sein rühmt, außer ihr kein Heil sieht und Hunderte Millionen von Menschen verachtet, verlästert und verflucht, den Lehren Jesu Christi zuwiderlaufen, so zwar, daß es seit dem jetzigen Concile zu Rom eine katholische und eine päpstliche Kirche gibt, — ebenso sprechen die Satzungen der Orden und die Regeln der Klöster nicht nur dem Worte des Evangeliums Hohn, sondern auch der Vernunft, dem Sittengesetze und der allgemeinen Wohlfahrt. Daran läßt sich nicht zweifeln. Einen neuen Beleg hiefür hat die Geschichte der unglücklichen Nonne Barbara Ubryk geliefert. Der Leser wird zwar Manches, was in unserer Erzählung angeführt wurde, für unglaublich, ja unmöglich halten; und dennoch ist, leider, Alles die reinste Wahrheit, theils durch die Geschichte, theils durch die Stöße der Untersuchungsakten, theils durch unsere eigene Erfahrung erhärtet.

Wäre indes Barbara Ubryk nur die einzige Unglückliche gewesen, die man so grausam in geheimer Haft hielt! Sie ist aber noch

glücklich zu preisen im Vergleiche mit den Tausenden Opfern, welche die Klöster ihrer ungeheuerlichen Jurisdiktion schlachten: es gibt kaum ein Kloster, in dem nicht Mönche oder Nonnen lebendig begraben und grausam gemartert wurden. In allen Staatsarchiven erzählen die Papiere aufgehobener Klöster von derartigen Gräueln; über die Klöster aber, welche jetzt noch, und besonders in dem protestantischen Preußen emporwuchern, werden spätere Jahrhunderte zu richten haben. Höchst selten ereignet sich die Erlösung eines unglücklichen Klostergeschöpfes durch die staatliche Intervention; und es war nur einem Verrathe zu verdanken, daß Barbaras Schicksal der Polizei bekannt wurde. In jedem andern Lande, als in Oesterreich, würde heutzutage eine derartige Entdeckung großartige Folgen nach sich gezogen haben; aber was will man von einem Staate, der kaum durch die größten Unglücksschläge zur Energie gegen seine Verderber, die Pfaffen, aufgerüttelt werden konnte, anders als „Gemüthlichkeit" verlangen?

Wie unangenehm den Pfaffen aber eine solche Entdeckung, wie schrecklich ihnen die Enthüllung des Bockfußes ist, der sich unter der Kutte verbirgt, das bewiesen sie gerade an unserm Werke. Als die Auffindung der Barbara Ubryk bekannt wurde und alle Blätter sich mit ihrem Schicksale beschäftigten, schwiegen die jesuitischen Blätter beharrlichst über diesen Vorfall; ihre frommen Leser, zu Städtern gewordene Bauern und zu Bauern gewordene Städter, sollten durch Erwähnung dieser klostermäßigen Nächstenliebe nicht in Versuchung geführt werden. Die Vorwürfe, die es von allen Seiten auf sie regnete, zwangen sie endlich zur Abwehr; und nun — läugneten sie frisch und wacker die ganze Geschichte, obwohl der Prozeß am k. k. Landesgerichte Krakau geführt wurde. Diese jesuitische Finte verfing aber nicht einmal bei den dümmsten Tölpeln, sondern alle Welt griff begierig nach den ersten Lieferungen unserer Erzählung, als sie bereits vierzehn Tage nach der Auffindung Barbaras erschienen. Man hätte jetzt die Wuth der Pfaffen sehen sollen, noch mehr aber der Jesuiten, als diese merkten, daß sie in diesem Werke einer besonderen Würdigung werth befunden wurden. Die Jesuiten sind zwar aus Bayern verbannt; demungeachtet gibt es aber ihrer hier noch genug. Auch liegt das Jesuitennest Tyrol zu nahe, als daß ihnen der Weihrauch, welcher ihnen in dem Werke gestreut wurde, nicht gewaltig in die Nase gestiegen wäre. Die zwei in München erscheinenden

Digitized by Google

jesuitischen Blätter, der „Volksbote“ und das „bayerische Vaterland“ erhielten daher Ordre, diesem gefährlichen Werke allen Abbruch zu thun, und da sich dies nicht besser machen ließ, als wenn man gotteslästerlich darüber schimpfte, so fuhren die Redakteure dieser beiden Blätter ihr gröbstes Geschütz dagegen auf. Allein alle ihre Gemeinheiten, Bosheiten und Aufforderungen an die Polizei, das Werk zu konfisciren, hatten nur zur Folge, daß selbst die frommen Bauern und Geistlichen begierig wurden, dieses furchtbare, gefährliche „deutsche Nationallügenwerk“ („Vaterland“) und „Schandwerk“ („Volksbote“) zu lesen. Dank dieser Reklame und Cicero's Worte gemäß: daß, was von bösen Menschen getadelt wird, gewis gut sei, erfolgten noch während des Erscheinens rasch hintereinander mehrere Auflagen.

Je mehr aber das Werk Freunde fand, desto mehr Feinde wuchsen ihm auch mit jedem Hefte. Als die Jesuiten, von denen einige gegenwärtig in Rom lebende Hauptpersönlichkeiten im ersten Bande ihr genaues Porträt fanden, einsahen, daß dem Werke mit kleinen Nergeleien nicht beizukommen sei, gleichwohl aber ihre Wuth mit jedem Hefte mehr gereizt wurde, befahlen sie ihren Blättern in München, Regensburg, Passau, Mainz, Freiburg, Innsbruck und Wien das grobe Geschütz abzufahren und das Werk todt zu schweigen, damit nicht noch mehr gläubige Leser darauf aufmerksam gemacht, es lesen und an ihrer armen Seele Schaden nehmen möchten. Diese Ordre fiel wie ein Stein in einen Unkenteich: das ganze Froschkonzert verstummte plötzlich über Dr. Rode's Barbara Ubryk.

Nicht nur in München und Südbayern agitirten indes die Jesuiten gegen dasselbe, auch im Mainzer Gebiete, Westfalen und Wien. Von daher liefen uns zahlreiche Meldungen über die Hindernisse ein, welche sie dem Werke entgegenstellten. Die Wahrheit muß ihnen doch sehr lästig und unangenehm fallen. Aus Mainz erfahren wir, daß sie namentlich das letzte Osterfest benützten, den Frauen in der Beichte das Lesen dieser gefährlichen Schrift zu verbieten. Aus dem Hessischen schreibt die in Darmstadt erscheinende „Main-Zeitung“ Nr. 15 und 16 wörtlich Folgendes:

„Lorsch, 16. Januar 1870. Am 13. ds. Mts. hat sich hier ein Fall zugetragen, der allgemeines Aufsehen erregt hat und der öffentlichen Presse nicht vorenthalten werden darf. Der Ausläufer einer

Frankfurter Buchhandlung nämlich ging am hiesigen Orte herum, um für seine Prinzipalschaft den hiesigen Abonnenten ihre resp. Zeitschriften zu verabreichen. Kaum hatte er seine Thätigkeit begonnen, als zwei kath. Geistliche von hier den Ausläufer auf der Straße anhielten, ihm seine Zeitschriften durchsuchten und als sie ein Werk mit der Ueberschrift „Barbara Ubryk" fanden, ihn verhafteten und auf das Rathhaus transportirten. Hier nun hat der dienstthuende Lokalpolizeibeamte auf Geheiß der Herren Geistlichen die Transportirung des Ausläufers durch zwei Polizeidiener an das Kreisamt Heppenheim angeordnet, wo erst der arme Missethäter seine Freiheit wieder erhielt, nachdem eine angestrengte Polizeianzeige gegen ihn an das Landgericht Lorsch abgegeben wurde.

Ueber den vorgetragenen Sachverhalt wollen wir uns jeden Commentars enthalten, die Oeffentlichkeit soll aber wissen, was heute noch an manchen Orten vorkommen kann und welche Machtvollkommenheit sich die Geistlichkeit im 19. Jahrhundert noch zuspricht.

Darmstadt, 19. Januar. Bezüglich der in Lorsch durch zwei kath. Priester vollzogenen Verhaftung eines Colporteurs wird uns folgender Brief desselben mitgetheilt, den wir uns beeilen, unsern Lesern vorzulegen. Der Brief lautet:

Bensheim, den 15. Januar 1870.

Geehrter Herr N.!

Sie ersuchten mich heute, die ganze Geschichte genau aufzusetzen. Sie lautet wie folgt:

Als ich Donnerstag d. 13. Januar im Begriff war, meinen in Lorsch wohnenden Abonnenten ihre bestellten Fortsetzungen abzuliefern und zum Unglück das Werk, betitelt „B. Ubryk" oben darauf liegen hatte, stießen mir zwei katholische Priester von Lorsch auf und lasen im Vorübergehen das „Ubryk." Wie ein Habicht auf eine Taube schossen sie auf mich los mit den Worten: „Da ist ja das niederträchtige Werk wieder", und riefen: „Sie müssen sofort mit auf die Bürgermeisterei!" Das war nun gerade am Rathhaus, wo die Bauern Tabak wogen. Diese versammelten sich um mich herum, ich war genöthigt, Folge zu leisten. Auf der Bürgermeisterei, welche auf dem Rathhaus ist, fuhr der Priester auf mich los: „ob ich mich nicht schäme, solches Lügenwerk herum zu tragen." Meine Antwort war: „Nein, es sei mein Verdienst, wie bei ihm das Predigen." Nun hatte es geschellt. Dann sagte er noch, er wolle es in allen Blättern

veröffentlichen, ich sollte es meinem Auftraggeber sagen, das hätte der Pfarrer von Lorsch gesagt. Er wurde ganz wild und ermunterte den Bürgermeister, er solle doch Sorge tragen, daß das Gericht hier einschreiten möge. Ich wurde dann mit 2 Polizeidienern nach Heppenheim aufs Kreisamt geführt, hier abgehört und dann ein polizeilicher Bericht gemacht, womit ich nach dem Landgerichte nach Lorsch verwiesen wurde, hier zu Protokoll genommen, wobei ich den ganzen polizeilichen Bericht verwarf, weil er unbegründet war. Dieser Bericht ist wortgetreu und reine Wahrheit; da ist kein Wort zu viel.

Achtungsvoll

. . . .

Wir überlassen zunächst den Lesern zu beurtheilen, wie dieser Vorfall mit den in Hessen bestehenden Vorschriften bezüglich des Schutzes der persönlichen Freiheit vereinbar ist. Oder sollte sich in dem geheimen Nachtrag zur Mainz-Darmstädter Convention eine Bestimmung finden, wonach katholische Priester das Recht haben, Verhaftungen auf der Straße vorzunehmen?

Noch ärger erging es den Colporteuren in dem heiligen Land Tyrol, allwo sie jämmerlich geprügelt und fortgejagt wurden. Wenn man in andern Staaten mit derselben Sorgfalt alle jesuitischen Lügenwerke zu unterdrücken verstände oder wollte, wie die Jesuiten in Tyrol alle liberalen Schriften, so dürfte es bald weniger Mucker und Ducker geben. Allein was dem Einen recht ist, ist dem Andern oft nicht billig, und das Beispiel der Jesuiten ist keineswegs nachzuahmen. Frei wollen wir sein und Andere frei sein lassen!

Eine Anzahl kleinlicher Anfeindungen, welche unserem Werke widerfuhren, wollen wir übergehen.

Wir glauben dieses Nachwort nicht besser schließen zu können, als wenn wir zum Beweise, wessen Geistes Kinder die Ultramontanen sind, einige wenige von den Briefen bekannt geben, welche in großer Menge an die Verlagsbuchhandlung einliefen; die wenigsten von denselben waren unterzeichnet; allein Grammatik und Styl lassen unschwer auf ihre geistreichen Erzeuger schließen.

1. Poststempel München, d. d. 24. December 1869.

Weil gerade das heil. Christfest ist, so wollte ich Ihnen zum Christgeschenke einen Galgen schicken, daran sich der Schreiber der Barb. Ubryk erhängen soll, er ist wenigstens nicht mehr werth, und

wenn ich ihn einmal erwische, so mag er seine Rippen in Obacht nehmen ꝛc. ꝛc.

2. Poststempel Ingolstadt, d. d. 7. Januar 1870.

Mein Herr! Hiemit wird Ihnen das Anerbieten gemacht, für die Einstellung des in Ihrem Verlage erscheinenden Lieferungswerkes „Barbara Ubryk" fünfhundert Gulden in Empfang zu nehmen. Das Geld wird Ihnen sofort durch ein Münchener Bankhaus verausfolgt, wenn Sie auf dem nächst erscheinenden Hefte 11 Ihren Abonnenten erklären, daß Sie das Werk nicht mehr fortsetzen könnten. Alle Sicherheit wird Ihnen im Voraus gewährt, wenn Sie in der „Süddeutschen Presse" unter dem Zeichen O. O. Ihre Geneigtheit erklären, das Anerbieten anzunehmen. Ich bitte Sie, dasselbe in Erwägung zu ziehen. Sie haben es mit einem Ehrenmanne zu thun, der bedauert, diesen Brief nicht mit dem Namen zeichnen zu können, da er zur Anonymität genöthigt ist.

3. Poststempel Mainz, d. d. 13. Januar 1870.

Ich muß nochmals an Sie schreiben, da Sie meine erste Warnung nicht beachtet haben. Fürchten Sie sich denn gar nicht, in die Hölle zu kommen? Wie mögen Sie nur ein solches Werk wie die Barb. Ubryk in die Welt hinausschicken und soviel Unheil unter den Gläubigen anrichten? Ich weiß zwar wohl, daß Sie nur auf den Gewinn bedacht sind und Ihnen das Heil der Seelen außer Augen liegt, aber lassen Sie sich wenigstens durch einen aufrichtigen Mann warnen nnd Sie an das Wort erinnern: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet!" Das Unheil, welches dieses Werk anstiftet, können Sie niemals mehr, auch nicht beim besten Willen gut machen u. s. f. Lassen Sie mir wenigstens die genaue Adresse des Herrn Dr. Rode zukommen, damit ich mich mit ihm in Benehmen setzen kann u. s. f.

4. Poststempel Krakau, d. d. 24. Februar 1870.

Es ist mir noch nie ein Werk unter die Hände gekommen, das so gemein, so niederträchtig, so brutal, so infam, so lügenhaft, so teufelsmäßig ist, wie das in Ihrem Verlag erscheinende. Ich kann daher nicht umhin, Ihnen meine tiefste Verachtung auszudrücken und zugleich die Versicherung zu geben, daß ich, was in meinen Kräften steht, aufbieten werde, das verächtliche Werk hier und Umgebung unmöglich zu machen u. s. f.

5. Poststempel Regensburg, d. d. 5. März 1870.

Der Verfasser Ihres Schandwerkes wird immer unverschämter. Sie sind die einzige Firma in Bayern, welche ein so miserables Lügenwerk verbreitet, schämen Sie sich wirklich nicht? Ich zweifle, wer von beiden gemeiner ist, der Verfasser oder Sie. Sie verdienen beide lebendig gebraten zu werden. Füttern Sie mit Ihrem Werke Schweine aber keine Menschen, und wälzen Sie sich . . . . . (u. s. w. mit Grazie.)

6. Poststempel München, d. d. 18. März 1870.

Ich theile Ihnen, zwar anonym, aber der Wahrheit gemäß, mit, daß gestern drei Herren im Cafe Perzel Geld zusammengeschossen haben, damit ein paar Packträger zu bezahlen, die aufpassen und Sie so schlagen sollen, daß Sie mindestens acht Tage das Bett hüten müssen. Zugleich versprachen sich die drei Herren (besser Buben!), die Wohnung des Verfassers der Barb. Ubryk auszukundschaften.

Wir könnten noch eine Anzahl von Briefen ähnlichen Kalibers zur Belustigung unserer freundlichen Leser mittheilen; allein wir wollen uns auf diese wenigen beschränken. Wir waren ohnedem genöthigt, um die uns vorgestreckte Grenze nicht zu weit zu überschreiten und die Geduld des Lesers zu sehr zu mißbrauchen, einige der interessantesten Capitel, wie: „Der Todtenkopf im Speisesaale, — Drei heilige Gerippe ꝛc. ꝛc." zu unterdrücken.

Und somit nehmen wir Abschied von dem geneigten Leser, und wünschen, daß er aus dem Werke nicht nur Unterhaltung, sondern auch Belehrung geschöpft habe.

Inhalt.

Seite

1. Die beiden Manuscripte 5
2. Der Fremde 15
3. Der Kampf beginnt 27
4. Das Complott 32
5. Wie ein Beichtvater seinen Pflichten nachkommt . . . 38
6. St. Ignatius von Loyola contra St. Franziskus von Assisi. Wie Du mir, so ich Dir 49
7. Wie der Jesuit seinen Sieg benützt 59
8. Der Wolf im Schafspelze 69
9. Ein sonderbarer Tausch 82
10. Ein Strich durch die Rechnung 95
11. Die Taschenspieler des Gewissens 102
12. Eine Seite aus dem Buche der Liebe 115
13. Eine moderne Putiphar 124
14. Der Agent 132
15. Eine verlorne Spur 145
16. Eine neue Laufbahn 154
17. Die verführte Verführerin 159
18. Ein geheimnißvoller Besuch 177
19. Die Katastrofe 190
20. Eine Täuschung und ihre Folgen 199
21. Nach fünf Jahren 205
22. Die Verfolgung 230
23. Die Doppelheirath vor der Trommel 238
24. Rebinskys Hinrichtung 248

Digitized by Google

	Seite
25. Getrennt und verbannt	257
26. Wo ist mein Kind?	267
27. Stürmische Zeiten, stürmisches Leben	282
28. Degenspitzen und Bleikugeln	298
29. Ein Jugendleben	322
30. Vom Tode erstanden	340
31. Der letzte Sprößling eines alten Geschlechtes	352
32. Das Innere der Gesellschaft Jesu	364
33. Die Zigeuner	382
34. Mutter und Tochter	397
35. Neue Intriguen	419
36. Entlarvt	438
37. Contreminen	460
38. Die Pechkappe	475
39. Zehn Jahre später	485
40. Die Heldin erscheint	494
41. Vom Regen in die Traufe	506
42. Eine Nacht im Kabinete des Jesuiten-Generals	433
43. Reicht Euch die Hand zum Bunde	554
44. Moderner Cäsarenwahn und seine Strafe	564
45. Die Schreckensnacht des 29. Novembers	583
46. Die Tochter des Regiments	603
47. Der Apfel des Tantalus	605
48. Ein Stück Weltgeschichte	651
49. Das bittere Brod der Verbannung	669
50. Engel und Bengel	683
51. Zwei Orden im Kampfe um ein Erbe	700
52. Mater Carmel, der Orden der Carmeliter	737
53. Wenn man Kutten ausklopft, fliegen Nachteulen heraus	759
54. Die drei Weihen und das anatomische Kabinet	774
55. Die schöne Gärtnerin	800
56. Recept zur Erleichterung der Enthaltsamkeit	818
57. Alles zur größern Ehre Gottes	836
58. Eine Ehe im Kloster	855
59. Von Kreuzerhöhung bis Ostern	873
60. Der Wink Gottes	895
61. Geister, Kobolde, Dämonen, Teufel, Belzebuben, Satanas	913

Digitized by Google

Seite

62. Die Teufelsbeschwörung 962
63. Die Nacht auf dem Samborgehöfte 976
64. Das Gespenst in der Kutte 1003
65. Opfer der Lüste 1039
66. Das provisorische Jenseits 1078
67. Wie dem Pater Alfons zu Muthe war, als er an die Luft gesetzt wurde, und was mit dem kleinen Pfäfflein weiter geschah 1104
68. Die Generalbeichte im Straßengraben 1121
69. Der Traum einer Nonne 1151
70. Auch eine christliche Liebe 1164
71. Geschichte des Mannes ohne Kopf 1176
72. In pace, der Klosterkerker 1200
73. Barbara Ubryk. Schluß 1214
Schlußwort 1238
Inhalt.

Zur Nachricht!

Der Herr Verfasser dieses Werkes ist kürzlich von Krakau zurückgekehrt, wohin er sich in unserm Auftrage begeben hatte. Die eingehenden und allseitigen Erhebungen, die er dortselbst über das berüchtigte Karmeliterinnenkloster und die unglückliche Nonne gepflogen, machten es ihm unmöglich, den Stoff, wie es ursprünglich beabsichtigt gewesen, mit der **XX.** Lieferung zu bewältigen. Die Zahl der Lieferungen wird sich daher um einige erhöhen und zwar wie wir wohl hoffen dürfen, zur vollständigen Befriedigung unserer geehrten Abonnenten.

Der Anklang, den unser Werk überall gefunden, sowie die andauernd lebhafte Nachfrage darnach in Deutschland, Oesterreich, Rußland, der Schweiz, in Nord- und Südamerika haben es ermöglicht, daß die Auflage bereits auf 30,000 Exemplare gestiegen ist. Aber auch die Anfeindungen, welche dem Werke von gewisser Seite widerfahren, mehren sich mit jedem Hefte, und verweisen wir in dieser Beziehung auf den Schluß desselben, dem eine Reihe der interessantesten Versuche der Jesuiten, dasselbe zu unterdrücken, beigefügt wird.

Die Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

image not available

Zur Nachricht.

Es ist uns von mehreren Seiten die Anfrage zugegangen, warum in n letzten Heften nicht von der Heldin des Romans die Rede war. Wir nnen, um die Neugierde der geneigten Leser und Leserinnen zu befriedigen, bstverständlich den Gang der sehr spannenden Erzählung nicht unterbrechen d erlauben uns nur auf die nächsten H fte zu verweisen, in der Ueber-ugung, daß Niemand den Schluß des Werkes ohne vollständige Befriedigung us der Hand legen wird.

Die ungeheure Nachfrage nach diesem Werke (Auflage bereits 30000 Exemplare) gestattet uns ferner, statt der bisherigen Prämie, welche als Lithographie eine so große Vervielfältigung nicht zulassen würde, **zwei prachtvolle Kupferstiche** zu bieten und zwar zum 10. Hefte die **„Tyrolerin“** gemalt nach Bodmer, zum 20. Hefte die **„Römerin von Albano“** gemalt nach Riebel.

Beide Prämien werden indeß nur auf Verlangen abgegeben, gegen Nachzahlung von 6 Sgr. oder 20 kr. S. W. pro Blatt.

Die Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die entsetzliche Kunde, daß im Kloster der Karmeliterinnen zu Krakau in ei furchtbaren Kerkerloche eine nackte lebende Nonne, mehr Skelett als Mensch, und du mehr als zwanzigjährige geheime Haft und Qualen aller Art an Geist und Kör zerrüttet, aufgefunden wurde, — hat vor wenigen Monaten ganz Europa aus sei Lethargie gegen die Klöster aufgerüttelt. Im Kampfe mit der Hierarchie gestä Männer traten auf, das Entsetzliche, was geschehen, der Gegenwart und Nachwelt Augen zu führen: unter ihnen in erster Reihe der wackere Dr. Rode, der b Kenner des römischen Jesuitismus und daher dessen gefährlichster und gefürchtetster Fei

„Bräute Gottes" nennen sie sich und Furien der Hölle sind sie, — j Megären, welche die Sanftmuth des zarten Geschlechtes im Gesichte und die Grausa keit von Hyänen im Herzen tragen! Schauder ergreift selbst das Herz des Härte unter den Menschen, — doch die „Bräute Jesu Christi" bleiben ungerührt bei Qualen des Opfers, das sie zwei Jahrzehnte hindurch grausam gemartert und schauerlichem Kerker dem Wahnsinne und seinem umdüsternden Furien preisgegeb haben. Und sie, die Gemarterte!

Zwar entrannen die gottgeweihten Weiber in dem von der lateranischen Krei spinne noch zu dicht umwebten Europa der irdischen Justiz: aber ein Schrei der E rüstung geht über den Continent und die Meere, und der Schleier, der Jahrhunde der Finsterniß und heimlichen Unthaten verhüllt, lüftet sich — hier in unserer wah heitsgetreuen Erzählung, welche, gestützt auf Aktenstücke, mit seltenem Muthe die Mas von der scheinheiligen Sippe reißt. Hier seid Ihr entlarvt, Pfaffen!

Nachstehende Kapitel-Ueberschriften heben wir aus dem ungemein reichen Inhal unserer fesselnden Erzählung hervor:

Die Taschenspieler des Gewissens. — Eine Ehe im Kloster. — Ei moderne Putiphar. — Rezept zur Erleichterung der Enthaltsamkeit. — Da Innere der Gesellschaft Jesu. — Die Pechkappe. — Mater Carmel, der Orde der Karmeliter. — Zwei Orden im Kampfe um ein Erbe. — Wenn ma Kutten ausklopft, fliegen Nachteulen heraus. — Eine Nacht im Kabinet des Jesuiten-Generals. — Der Traum einer Nonne. — Die schöne Gärtnerin — Alles zur größeren Ehre Gottes. — Der Todtenkopf im Speisesaale. — Geschichte des Mannes ohne Kopf. — Drei heilige Gerippe. — Was de unterirdische Gang alles erzählt. — Moderner Cäsarenwahn und sein Strafe. — Die Tochter des Regiments. — Das heilige anatomische Kabinet — Die Teufelsbeschwörung. — Das Gespenst in der Kutte. — Da provisorische Jenseits. — Die Beichte im Straßengraben. — De nächtliche Ball im Kapuzinerkloster u. s. w.

Das Werk ist mit 26 Lieferungen à 4 Sgr. (14 kr. Südd. Währ.) vollständig.

Auf Verlangen erhalten die Abonnenten

drei werthvolle Prämienbilder:

1) Die **„Tyrolerin"** nach Bodmer, gegen Nachzahlung von 6 Sgr (20 kr. S. W.)
2) Die **„Römerin aus Albano"** nach Riedel, gegen Nachzahlung von 6 Sgr. (20 kr. S. W.)
3) Die **„Auffindung der unglücklichen Barbara Ubryk"** von E. Schreiner, gegen Nachzahlung von 7½ Sgr. (27 kr. S. W.)

Andere Versprechungen als diese ist niemand zu machen berechtigt.

Wie die Verlagshandlung sich verpflichtet, obige Bedingungen zu er füllen, so verpflichten sich die geehrten Abonnenten, wenn sie die beiden erste Hefte behalten haben, zur Abnahme des ganzen Werkes.

Vorausbezahlungen finden nicht statt; jedes Heft wird bei Ab lieferung bezahlt.

Der Verleger: **Adolf Wagner**

Druck v. E. Huber.

Digitized by Google

Digitized by Google